Digitized by Google

V 14

UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT
900000203556

Allgemeine

Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wiſſenſchaften und Künſte

in alphabetiſcher Folge

von genannten Schriftſtellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Erſch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Dritte Section

O — Z.

Herausgegeben von

M. H. E. Meier.

Siebzehnter Theil.

PERIKLES — PERSE-RASCH.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1842

BIBL. UNIV.
GENT

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Dritte Section

O — Z.

Siebzehnter Theil.

PERIKLES — PERSE-RASCH.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verzeichniss der Tafeln,

welche mit dem Siebzehnten Theile der Dritten Section der Allgemeinen Encyklopädie, zu dem nachfolgenden Artikel gehörig, ausgegeben worden sind:

Persepolis. . . . . Alte Geographie.

Digitized by Google

Digitized by Google

PERIKLES.

PERIKLES, Sohn des Siegers von Mykale, Xanthippos und einer Urenkelin des ſikyoniſchen Tyrannen Kliſthenes, Agariſte [1]), gehörte dem Demos Cholargos und der Phyle Akamantis an. Sein Geburtsjahr iſt unbekannt [2]). Einige Tage vor ſeiner Geburt träumte, wie es heißt, ſeiner Mutter, ſie habe einen Löwen geboren, und ſo hatte man ſchon Gelegenheit aus dem mütterlichen Traume auf die künftige Größe des Mannes zu ſchließen. Sein Körper war wohlgeſtaltet, aber ſein langer, unförmlicher Kopf eröffnete den komiſchen Dichtern ein reiches Feld des Witzes, man nannte ihn *σχινοκέφαλος, ἐνδεκάκλινος* ꝛc. und Kratinos, um mit einem Worte vielſagenden Spott auszuſprechen, nannte ihn ſogar *κεφαληγερέτης*, ein Ausdruck, welcher dem Homeriſchen *νεφεληγερέτης* nachgebildet neben dem Hiebe auf ſeinen körperlichen Fehler auch eine Anſpielung auf ſeine demagogiſche Stellung enthält. Perikles' Muſiklehree war nach gewöhnlicher Anſicht Damon, nach Ariſtoteles [3]) und Plato [4]) aber Pythokleides. Er war ferner der erſte, der es fand, daß ein gewiſſer Grad von philoſophiſcher Bildung auch dem Staatsmann nöthig ſei, nicht um ſich in ein Lehrſyſtem einzuſpannen, ſondern um ſich im freien Denken zu üben, und ſo hörte er denn bei dem Eleaten Zeno die Phyſik. Aber ſein vorzüglichſter Lehrer, welcher ihn zum großen Manne machte, und ſeinem Charakter *jene* Würde und Feſtigkeit verlieh, die das ganze *Alterthum* nicht genug bewundern konnte, war Anaxagoras aus Klazomene [5]). Perikles wollte ganz Staatsmann ſein und war es, man ſah ihn nur auf einem Wege in der Stadt, auf dem Wege zum Markte und zum Rathhauſe, Einladungen zu Gaſtmälern und üppigen Feſten lehnte er jedesmal ab. Nur bei der Hochzeit ſeines Neffen Euryptolemos war er zugegen, doch entfernte er ſich gleich Anfangs wieder nach der Libation [6]). In ſeiner Jugend ſoll er ſich vor dem Demos gefürchtet haben, früh ſchon fanden ältere Leute in Athen Ähnlichkeiten auf, welche zwiſchen ihm und Piſiſtratos ſtattfinden ſollten, Körper, Haltung und namentlich die Sprache ſchienen bei beiden gleich. Auch wegen ſeines Reichthums, ſeiner vornehmen Abkunft und ſeiner mächtigen Freunde glaubte er den Oſtrakismos fürchten zu müſſen und verhielt ſich ruhig, nur in der Schlacht den tüchtigen Soldaten zeigend, der die Gefahr nicht ſcheut. Als aber Ariſtides geſtorben, Themiſtokles verbannt und Kimon durch auswärtige Kriege vom Vaterlande entfernt gehalten wurde, glaubte er, ſein Zeitpunkt ſei gekommen, und wählte nicht die Partei der Reichen und Oligarchen, ſondern ſchloß ſich dem Demos an, und nahm ſich vor die Intereſſen der ärmeren Menge zu vertreten, wenn es auch möglich iſt, daß ſeine Grundſätze damals noch geſchwankt haben [7]). Aber es iſt auffallend, im Alterthume erben politiſche Grundſätze fort. Gern hätte man Perikles zum Ariſtokraten gebildet; daß man ſich aber an ihm einen Löwen erzog, welcher die Kunſt verſtand, die Ariſtokratie, die Drakon zu verewigen verſucht hatte, Solon nicht brechen konnte oder wollte, an der Kliſthenes und Ariſtides, ſeine Vorläufer, nicht wenig gerüttelt hatten, vollends über den Haufen zu werfen, und das ohne eigentliche Gewaltthätigkeit, das mochte man nicht geahnt haben. Fürchtete er vielleicht den Kimon, deſſen Anſehen und Liebe in den Herzen der Optimaten er täglich wachſen ſah? Nein, Perikles war begeiſtert für die Sache des Volkes, und ſeine auf Erfahrung baſirte Anſicht vom Staate erlaubte ihm nicht Intereſſen zu begünſtigen, welche dem Glanze der Nation im Wege ſtanden; hätte er nur einen Sohn hinterlaſſen, der die Grundſätze des Vaters verfolgend auf dem Ehrenwege fortgegangen wäre, wahrlich Athen hätte es nimmer bereuen mögen, daß es einen Perikles in ſeinem Buſen genährt hat. So aber ſtürzte mit ſeinem Tode ſein Staatsgebäude zuſammen.

Der Anfang ſeiner politiſchen Wirkſamkeit wird in's J. 469 v. Ch., in's vierte Jahr der 77. Ol., fallen. Schnell begriff der Jüngling, daß er ſeine ganze Lebensweiſe ändern müſſe; nach der im Alterthume gewöhnlichen Weiſe buhlte er um die Volksgunſt, denn der Markt mußte ſein Thron werden, und die Liebe der Nation ſeine Garde. Speiſungen der Armen, Freundlichkeit und Leutſeligkeit gegen Jedermann waren die Einleitung dazu [8]). Bald gründete er durch Beredſamkeit

1) *Herod.* VI, 125. 2) *Plut.* Vit. Pericl. c. 3. 3) *Plut.* V. P. c. 3. 4) im Alcib. 118, c. 5) *Plat.* Alc. l. c. Phaedr. p. 270, a. *Cic.* Brut. XI; de Orat. III, 34. *Quinctil.* Instit. XII, 2. *Schambach.* Fr. Anaxag. p. 17 sq. 6) Heeren, Ideen. III, 1. S. 404.

7) *Aristid.* orat. de IV vir. p. 159 *Dind.* 8) *Plut.* Pericl. c. 7. Reipubl. gerend. praecepta. p. 800 B. *Arist.* l. c

Digitized by Google

ſeinen Namen, man ſcheute ſich nicht, ihn den olympiſchen zu nennen, laut auszuſprechen, daß er donnere und blitze, wenn er rede, daß er die Waffen des Zeus auf der Zunge trage [9]). Aber Kimon's Popularität war nicht ſo leicht zu vernichten. Dieſer Mann, welcher den Dürftigen täglich zu eſſen gab, Nackte kleidete, Verſchuldeten aufhalf, der die Zäune von ſeinen Obſtgärten wegreißen ließ, damit jeder Vorübergehende an den Früchten ſich labe, mußte vorſichtig und nach hartem Kampfe beſiegt werden [10]). Und ſo ſah ſich Perikles denn gezwungen dem Rathe des Demonides von Öa nachzugeben, die Staatscaſſe anzugreifen, um aus ihrer Fülle dem müßigen Pöbel zu ſpenden. Das Theorikon, welches übrigens keinen anderen Zweck hatte, als der ärmeren Claſſe das aus polizeilichen Rückſichten eingeführte Theatergeld von zwei Obolen wieder zu erſtatten [11]), der Richterſold, τὸ ἡλιαστικόν, welches nach Böckh [12]) erſt ſeit Kleon von einem Obolos auf drei erhöhet ſein ſoll, was aber, in ſofern die Annahme auf Ariſtophanes [13]) beruht, von Gottfr. Hermann [14]) mit Grund beſtritten wird [15]), ferner der Sold für die Volksverſammlungen, τὸ ἐκκλησιαστικόν, der Sold für die Soldaten in Kriegszeiten, der nach den Umſtänden für den ſchwerbewaffneten Infanteriſten zwiſchen zwei Obolen und einer Drachme ſchwankte [16]), indem Officiere das Doppelte, Reiter das Dreifache, Feldherren das Vierfache erhielten [17]), und was er ſonſt an Spenden und Laſten dem Staatsſchatze aufbürdete, ernährte nicht nur den Demos, ſondern ſicherte ihm auch ferner Unabhängigkeit und Stimmenmehrheit. Freilich ſagt nun Plato [18]), daß Perikles durch ſolche Einführungen die Athener träge und feige gemacht, daß er Schwätzer, Habſüchtige und Söldner aus ihnen geſchaffen; aber man wird dagegen erinnern müſſen, daß er auf andere Weiſe das Volk hinlänglich zu beſchäftigen wußte. Die Prachtgebäude, welche er aufführte, die Propyläen, der Parthenon, das Odeon und andere Gebäude zogen nicht allein die Augen von ganz Hellas auf Athen, ſondern verſchafften auch Tauſenden von Menſchen Brod und Arbeit [19]).

Bald hatte er die Menge ſo an ſich gekettet, daß er den Kampf gegen die Grundmauer der Ariſtokratie, gegen den Areopag, beginnen konnte. Perikles ſelbſt ſaß nicht in dieſem Gerichte, weil, wie Plutarch ſagt, ihn nie das Loos getroffen hatte, Archon oder Thesmothet oder Baſileus, oder Polemarch zu werden. Schwerlich wird man aber annehmen dürfen, daß Perikles deshalb den Kampf gegen dieſen ehrwürdigen Gerichtshof begonnen habe. Er war ſein Widerſacher, weil er es ſein mußte, und Ephialtes ward ſein willkommenes Werkzeug, um die Entſcheidung in den meiſten Fällen dieſem ariſtokratiſchen Inſtitute zu nehmen. Sonſt wird dieſer Mann gelobt [20]). Plutarch [21]), ſonſt ein Lobredner unſers Staatsmannes, billigt dieſen Schritt keinesweges und ebenſo wenig Diodor [22]), auch Iſokrates beklagt ſich mit redneriſcher Übertreibung über den Sturz des Areopags [23]). Ephialtes ſoll Perikles aus Privatintereſſen unterſtützt haben, er ſaß in dem heiligen Gerichte, ward aber beleidigt und wollte ſich rächen [24]). Doch mag auch Sintenis' Anſicht [25]) nicht ganz zu verwerfen ſein. Nach ihm verſuchte Ephialtes nur die Aufnahme in den Areopag, hielt aber die δοκιμασία nicht aus. Noch andere Anſichten hat Forchhammer aufgeſtellt [26]), welche von G. Hermann [27]) und von K. F. Hermann [28]) zwar angenommen, aber von K. O. Müller [29]) glücklich beſeitigt worden ſind.

Nach Ariſtoteles [30]) und Pauſanias [31]) war der Rath verſtümmelt worden, nach Diodor [32]) geſchwächt und die alten berühmten Herkommen vernichtet, nach Plutarch's beſtimmterem Ausdruck ward ihm alle Macht und die Entſcheidung in allen Rechtsfällen, wenige ausgenommen, entwunden, nach Cicero's übertriebenem Urtheil der ganze Areopag aufgehoben, alle Macht aber an die ſtürmiſche Volksverſammlung übertragen, dem Staate aber ſeine Ehre und Zierde genommen. Vergleichen wir nun alle dieſe Berichte, ſo werden wir einſehen, daß die meiſten Angaben übertrieben ſind, und höchſtwahrſcheinlich dem Areopag nichts entzogen ward, als der Blutbann, die δίκαι φονικαί — freilich der bedeutendſte Theil der Gerichtsbarkeit, welcher namentlich in Tagen innerer Zerrüttung des Staates dem Rathe eine große politiſche Gewalt verlieh. Dagegen mögen dem Areopag gewiſſe Klagen über ἀσέβεια verblieben ſein, und Lyſias von Eratoſthenes' Mord (§. 30) ſagt ja ausdrücklich, daß dem Rathe das ererbte Recht der Entſcheidung über Mord zurückgegeben ſei, welches man ihm damals genommen habe, und Äſchylos' Abſicht bei Aufführung ſeiner berühmten Trilogie wird doch keine andere geweſen ſein, als den Rath in dem Beſitze des Blutbannes zu befeſtigen.

Nach Diodor [33]) fällt das berüchtigte Pſephisma des Ephialtes in das erſte Jahr der 80. Ol., aber dieſe Zahl ſcheint ſehr ungewiß zu ſein. Nach Sintenis (S. 107) fällt die Lähmung des Areopags entweder in 79, 3 oder in das folgende Jahr. Er ſtützt ſich auf die gleichzeitige Vertreibung des Kimon [34]), der Ol. 80, 4 zurück-

9) *Plut.* Moral. p. 118 D. *Diod.* XII, 40. XIII, 98. *Lucian.* I. 239 ed. Bip. *Aristoph.* Acharn. v. 530. *Cic.* in Orat. 29; de Orat. III, 34. Brut. 9, 15. *Quinctil.* Instit. X, 1, 82. *Aristid.* de IV vir. p. 173. *Valer. Max.* VIII, 9 extr. 2. *Wyttenb.* ad *Plut.* de S. N. V. p. 7 sq. 10) *Plut.* Cim. X. *Theopomp.* ap. *Athen.* XIII. p. 533 B. *Nep.* Cim. IV. *Cic.* de offic. II. 18. *Lact.* VI, 9. 11) Hermann, Gr. Staatsalterth. §. 171. 12) Ath. Staatsh. I. S. 230 fg. 13) Nub. v. 862. 14) Praefat. ad *Aristoph.* Nub. Edit. sec. p. L—LII. 15) Vergl. *Arist.* Pol. III, 9, 3. 16) *Thuc.* III, 17. 17) *Xen.* Anab. VII, 6, 1; 3, 9. 18) im Gorgias p. 313 E. 19) Böttiger, Andeutungen. S. 70—80. *Leake*, Top. p. 36 sq. Meiners' Geſch. des Lux. der Athener. S. 29 fg.

20) *Plut.* Cim. XV. Reipubl. gerend. praecept. XII. p. 171. *Perizonius* ad *Aelian.* V. H. II, 45. *Heraclid.* p. 206. *Cor.* und namentlich *Wachsmuth* H. A. II, 60. 21) im Leben des Perikles c. IX. 22) XI, 77. 23) Areop. p. 169 *Bekkr.* Auch *Cic.* de rep. I, 27, 43. 24) *Bekkr.* Anecd. p. 188. *Müller*, Eumenid. p. 116. 25) ad *Plut.* Vit. Perikles. p. 106. 26) in ſeiner Abhandlung de Areopago non privato p. Ephialt. homic. judic. 27) in ſeiner Dissert. de Hyperb. p. 17 sq. 28) Gr. Staatsalterth. S. 207. 29) Eumenid. p. 116. 30) Polit. III, 9. 31) I, 29, 5. 32) l. c. 33) l. c. 34) *Plutarch.* Vit. Cim. c. X.

Digitized by Google

gerufen wurde und zwar[35]) nach dem fünften Jahre ſeines Exils. Anders und mit gutem Grunde urtheilt O. Müller[36]). Die Äſchyliſche Trilogie nämlich fällt in den ſiebenten oder neunten Monat des erſten Jahrs der 80. Ol., und es läßt ſich doch nicht gut denken, daß der Dichter geſagt hätte, daß die Göttin ihren Rath für die Ewigkeit geſtiftet habe[37]), daß auch für die Zukunft allezeit der weiſen Richter hoher Rath fortbeſtehen werde[38]), wenn die Macht des Gerichtshofes bereits vernichtet geweſen wäre. Es ſcheint unmöglich das Datum genau feſtzuſtellen, doch geht aus der ganzen Art und Weiſe der Trilogie hervor, daß Äſchylos noch Hoffnung hatte, daß dem Rathe ſeine Würde und ſein Anſehen erhalten werden würde, alſo das Ende der Sache noch nicht abzuſehen war.

Als Perikles' Anſehen durch ſolche Mittel hinlänglich befeſtigt ſchien, machte er den Angriff auf den berühmten Beſieger der Perſer, der an Reichthum und Adel Niemandem nachſtand und der die Staatscaſſe Athens mit Schätzen und Kriegsbeute angefüllt hatte. Kimon wurde des Lakonismus beſchuldigt und durch den Oſtrakismos verbannt. Freilich war er Lakonenfreund, unterhielt ſogar Gaſtfreundſchaft mit den Spartanern[39]), aber ſeine Handlungsweiſe wurde durch ſeine ariſtokratiſche Richtung gerechtfertigt. Aber Perikles' Verfahren findet darin ſeine Entſchuldigung, daß Kimon ihm zu mächtig und gefährlich ſchien, daß ſeine Verbannung nothwendig war, wenn das Perikleiſche Staatsgebäude mit einiger Sicherheit aufgeführt werden ſollte. Als man ſich aber dabei nicht beruhigte, das Haupt der Ariſtokraten entfernt zu haben, als man anfing, die Pfeile des Oſtrakismos auf die ganze Partei abzuſchießen, ja, als der hochherzige Kimon ſelbſt, der als Verbannter es gewagt hatte, in einer gefahrvollen Schlacht ſich unter die Reihen der Atheniſchen gemeinen Krieger zu miſchen, von den Freunden des Perikles zurückgewieſen war, zugleich aber die Gefahr von Sparta aus täglich mehr wuchs, da ergriff die Herzen der wankelmüthigen Athener Reue und Sehnſucht nach dem Manne, welcher mit dem Siege einen Bund geſchloſſen zu haben ſchien, und Perikles vorſichtig die Gefahr berechnend, welche ſeiner eigenen Stellung drohete, wenn die Zurückberufung nicht von ihm ausginge, trug dem erſtaunten Volke die Nothwendigkeit von Kimon's Gegenwart vor, ſetzte ſein Pſephisma einſtimmig durch, und ſtieg durch dieſe ſcheinbar hochherzige Handlung auch im Anſehen und in der Liebe ſelbſt derjenigen, welche ihn vorher mit zweideutigen Blicken betrachtet hatten. Kimon kehrte heim und brachte ſchnell den Frieden zwiſchen Sparta und Athen zu Stande[40]). Andere Berichte ſtellen die Sache in noch trüberes Licht. Perikles ſoll Kimon's Rückkehr erſt dann eingeleitet haben, als er durch Elpinike die Schweſter des Kimon die geheime Verabredung getroffen hatte, daß ihr Bruder mit 200 Schiffen auslaufen, das Heer in die Ferne führen und in Perſien ſich ein Land erobern ſollte, Perikles aber im Innern die Gewalt und Leitung des Staates behalte. Perikles ſoll alſo in geheimen Artikeln den Staat getheilt, ſich die Heimath und die unterworfenen Inſeln zur Herrſchaft auserkoren und Kimon darauf angewieſen haben, ſich mit Atheniſchem Bürgerblute Provinzen zu erobern. Solche Nachrichten ſcheinen unglaublich. Natürlich ſah Perikles ſeinen Hauptgegner lieber in der Ferne, als in ſeiner Nähe, aber ſein Charakter war zu edel, als daß er den Staat Privatintereſſen hätte unterordnen können, und ſein Herz ward nicht durch die Politik geleitet, ſondern dieſe ging aus inniger Überzeugung hervor. Schon früher, als Kimon auf den Tod verklagt und Perikles einer der vom Volke beſtellten Ankläger war, ſoll Elpinike als Fürbitterin für das Leben ihres Bruders zu ihm gekommen ſein. Mag nun jenes Scherzwort wahr ſein: „O Elpinike, du biſt zu alt für ſolche Geſchäfte," oder nicht, als Ankläger nahm Perikles nur einmal das Wort und bewirkte durch ſeine Rede grade das Gegentheil von dem, was ihm zugemuthet war. Schwerlich würde er aber anders verfahren haben, hätte Elpinike nicht ſein Haus betreten[41]). Doch wird das Mährchen dem Steſimbrotos willkommen geweſen ſein[42]). Ja! noch ärgere Dinge wurden dem großen Manne angedichtet. Idomeneus aus Lampſakos klagt ihn an, daß er ſeinen Freund und politiſchen Bundesgenoſſen Ephialtes aus kleinlichem Neid und niedriger Eiferſucht gegen ſeinen Ruhm meuchlings ermordet habe. Aber ſchon Plutarch hat die Verleumdung abgeſchnitten. Er greift, ſagt er, dieſe Lüge irgendwoher auf, gegen den Mann ſeine Galle auszuſchütten, der zwar nicht ganz tadellos ſein mag, aber eine edle Geſinnung und ein ehrliebendes Herz hatte, in welchem ein ſo rohes tigerhaftes Weſen keinen Raum finden kann. Ephialtes, der furchtbare Oligarchenfeind, fiel durch Ariſtodikos von Panope, welchen die beſorgten Ariſtokraten gemiethet hatten, wie Ariſtoteles ſagt[43]).

Als nun Kimon auf verſtändige Weiſe aus Athens Mauern entfernt war, konnte es den Ariſtokraten nicht länger verborgen bleiben, was ihnen durch die Abweſenheit dieſes großen Mannes verloren gegangen war. Man fürchtete, Perikles möge auch den Namen des Herrſchers ſich anmaßen, da er es in der That ſchon war, und man ſuchte und fand bald einen Gegner für ihn in Thukydides aus Alopeke, einem Manne von beſonnenem Charakter, der unverrückt den Zweck ſeiner Stellung im Auge behielt, Perikles, wann und wo er konnte, das Widerſpiel hielt und bald wenigſtens ein gewiſſes Gleichgewicht beider Parteien hervorbrachte. Er ließ die Ariſtokraten ſich nicht, wie das bisher geſchehen war, mit dem Demos vermengen, wodurch der Glanz ihrer Würde ſich unter dem großen Haufen verlor, er ſchied ihre Geſammtmacht rein aus und verſammelte ſie in einem Mittelpunkte, wo ſie dann gewichtiger zog mochte auf der po-

35) nach *Corn. Nep.* V. Cim. c. III. 36) Eum. p. 116. 37) S. B. 462, 345. 38) Ebd. 653 fg. 39) *Plut.* V. Cim. c. XV et XVI. 40) *Id.* Pericl. c. X.

41) *Plut.* V. Pericl. c. X. 42) ſ. noch *Plut.* V. Cim. c. XIV. 43) bei *Plut.* l. c. Vergl. *Diod.* XI, 77. *Antiphon.* De caede Herodis. p. 137.

Digitized by Google

litiſchen Wage ſich die Schale der Ariſtokraten leicht ſenken. Anfangs war die Spaltung nur ein unmerklicher Riß an einem Stahle, bald brachte aber der Wettſtreit der Ariſtokraten und Demokraten, da er mit aller Heftigkeit geführt wurde, eine Theilung der Stadt in zwei Hälften hervor [44]). Aber der Kampf des Perikles mit dem Thukydides, welcher ſchnell den Staat zerriß, begann nicht erſt mit Kimon's Tode, bei der Belagerung von Kition auf Kypros, ſondern, wenn man Plutarch [45]) glauben darf, ſchon weit früher. Daß aber Thukydides gern und ſo heftig die Partei des Adels ergriff, darf durchaus nicht auffallen, wenn man erwägt, daß er nicht nur mit Kimon verwandt, ſondern auch mehren andern vornehmen Adelsgeſchlechtern verſchwägert war, und folglich in den Intereſſen ſeiner Partei nur ſeine eigenen verfolgte. Perikles aber war grade da am thätigſten, wo er unthätig ſchien, er verpflichtete ſich täglich mehr den Demos, ließ ein Volksfeſt auf das andere folgen, Schauſpiele, große Schmauſereien, feierliche Aufzüge wechſeln, und wiegte das Volk durch den Taumel der Genüſſe ſo in Schlaf, daß er es am Ende gebrauchen konnte, wie und wo er wollte. Seine 60 Galeeren, welche er jährlich ausſandte, verſchafften zugleich vielen Bürgern achtmonatlichen Sold und er übte das Marineweſen mehr und mehr ein [46]). Dazu die vielen Colonien, welche von ihm ausgingen — tauſend Bürger ſchickte er nach dem Thrakiſchen Cherſones, fünfhundert nach Naxos, oder iſt Tolmidas der Stifter dieſer Colonien, wie Diodor [47]) und Pauſanias [48]) behaupten? — dreihundertfunfzig nach Andros und tauſend ſollten ſich in Thrakien unter den Baſalten niederlaſſen, auf den Trümmern von Sybaris endlich erhob ſich die neue jungfräuliche Colonie des Perikles, Thurii, — ſie reinigten Athen von einem müßigen, geſchäftsloſen, in Alles mit Geſchrei ſich miſchenden Geſindel, halfen tauſend Bürgern aus Mangel und Elend, und befeſtigten endlich Athens Herrſchaft über die Bundesgenoſſen; dann mußten die neuen Anſiedler, um nur ihr jüngſt erworbenes Eigenthum zu ſchützen, mit den Waffen in der Hand jeden Verſuch, den alten Zuſtand der Dinge herzuſtellen, zu vereiteln ſuchen [49]).

Aber mit dieſen Einrichtungen mußten Perikles' Gegner ſelbſt wider Willen zufrieden ſein, da ſie den Handel und die Herrſchaft Athens erweiterten und begünſtigten. Nicht ſo ruhig blieben ſie aber, als Perikles die oben erwähnten Bauten, größtentheils aus der [50]) im vierten Jahre der 79. Ol. von Delos nach Athen verlegten Bundescaſſe errichten ließ; dieſes war ihnen ein willkommener Vorwand, um ſein Verfahren in ein moraliſch gehäſſiges Licht zu ſtellen. Denn daß ſie in Wahrheit an dem Glück oder Unglück der Bundesgenoſſen Antheil genommen hätten, läßt ſich ſchon aus dem Grunde nicht denken, weil ſie Athener waren. Zum Vorwand ließ ſich aber ein ſolches Gefühl gut gebrauchen. So ſchmähten ſie alſo über die Bauten in den Volkverſammlungen, ſchwatzten von Miscredit und üblem Rufe, in welchen ſolcher Misbrauch anvertrauten Gutes die Söhne des Theſeus brächte. Damals, als Perikles den Schatz nach Athen geholt habe, hätte er den Vorwand gebraucht, er ſei dort vor dem Feinde ſicherer, er ſelbſt habe das eigene Wort entkräftet, indem ganz Hellas mit frechem Übermuth und offenbarer Tyrannei verhöhnt würde, da die Kriegsſteuern der Bundesgenoſſen zum Schmucke der Stadt vergeudet und die ehrwürdige Kekropia wie ein hoffärtiges Weib mit edlem Geſtein, mit Bildern und unerſchwinglich koſtbaren Tempeln ausſtaffirt würde. — Nach Plutarch [51]) entſchuldigte ſich Perikles vor dem Volke mit folgenden Sophismen: und warum ſollte er gegen den Feind nicht dieſelben Waffen gebrauchen, welche er gegen ihn gebraucht hätte? Über die Verwaltung des Geldes ſei man den Bundesgenoſſen keine Rechenſchaft ſchuldig, wenn Athen nur den Zweck des Bundes erfülle, die Grenzen der Bündner in Gefahr vertheidige und den Feind zurücktreibe, während jene nicht Schiff, nicht Roß, nicht Mann in Bewegung ſetzten, ſo gehöre das Geld, welches die Bündner für ihren Schutz bezahlten, den Athenern, nicht aber denjenigen, welche das Geld bezahlt hätten. Aber auf einen bevorſtehenden Kampf ſei Athen hinlänglich gerüſtet, warum nun die Stadt ihren Überſchuß nicht dazu verwenden ſolle, was nicht allein ewigen Ruhm und ewige Ehre bringe, ſondern auch tauſend armen Bürgern Beſchäftigung und Brod verſchaffe, da die Bauten jede Kunſt und jede Kraft in Anſpruch nähmen, wenn der Krieger Brod und Beſchäftigung auf der Wahlſtatt finde, müſſen auch dem ruhigen Bürger die Mittel an die Hand gegeben werden, ſein Leben zu friſten. Solche Beredſamkeit ſiegte, die Werke des Perikles erhoben ſich. Der Wetteifer der Arbeiter und Künſtler hatte ſie in einer Schnelligkeit vollendet, daß ganz Hellas mit Staunen erfüllt wurde. Perikles' rechte Hand war Phidias. So große Baumeiſter und Künſtler auch ſonſt in Athen ſich fanden, Kallikrates und Iktinos, welche den Parthenon ſchufen, Koröbos und Metagenes und Xenokles, welche den Demetertempel zu Eleuſis bauten, ſie arbeiteten alle unter der ſorgſamen Aufſicht des Phidias. Das Odeum ließ Perikles errichten, um daſelbſt das von ihm eingeführte Muſikfeſt an den Panathenäen (ſ. d. Art.) zu begehen. Aber bei den Bauten ſollte man glauben, die Götter hätten ſelbſt mit Hand ans Werk gelegt. Als nämlich Mneſikles die Propyläen errichtete, ſtürzte einer der fleißigſten und geſchickteſten Arbeiter von der Höhe auf die Straße herab. Schon hatten die Ärzte den zerſchmetterten Mann aufgegeben, da erſchien dem Perikles im Traume die eulenäugige Göttin, gab ihm die Mittel an die Hand, wodurch ſeinem Leiden abzuhelfen ſei, und der Mann wurde wieder geſund. Es läßt ſich denken, wie auch dieſes dazu beitrug, das Anſehen des Perikles zu ſteigern, um ſo mehr, da noch nicht die Zeit der Religionsverachtung gekommen war, die erſt im Pe-

44) *Plut.* V. Pericl. c. XI. 45) V. Cim. c. VIII. 46) Vergl. Böckh, Staatsh. I, 310. 47) XI. 88. 48) I, 27, 6. 49) *Diod.* XII, 83. Rich. Bentley, Gr. Philolog. S. 889 leipz. Ausg., und Wachsmuth H. A. I, 2. S. 98. 50) nach Böckh Staatsh. I. S. 429.

51) V. Pericl. c. XII.

loponneſiſchen Kriege, als Ariſtophanes den Meiſter der Sophiſten, den Sokrates, von der Bühne herab bekämpfte, ihren Höhepunkt erreichte. Was Perikles ſelbſt betrifft, ſo mußte er, da ſein Herz ſo warm für den Staat ſchlug, auch mit derſelben Liebe an einer Religion hängen, auf deren ungekränkter Fortdauer das glückliche Fortbeſteben ſeines Vaterlandes beruhte. Die Lehren der Philoſophen können ſeinen Verſtand geläutert, ſein Rednertalent geübt, den Umfang ſeiner Bildung erweitert haben: ſein Herz war ohne Zweifel dem Glauben der Väter ergeben. Konnte es ſeinem die Zukunſt ſo ſicher durchſchauenden Blicke verborgen bleiben, daß Athen von dem Augenblicke an dem Verderben zueilen würde, wo der Thron der Attiſchen Götter geſtürzt war? Kann man ſich denken, daß er alle die Tempel, Heiligthümer und religiöſe Feſte angeordnet haben würde, wenn ſein Herz weiter nichts als die Verſchönerung der Vaterſtadt gewünſcht hätte, ohne daß er an die Exiſtenz der erhabenen Weſen, welchen er huldigte, geglaubt hätte? Iſt endlich bei Perikles der Gedanke möglich, daß er die Erſcheinung der Göttin im Traume erfunden habe, um ſich das Anſehen eines Gottbegeiſterten zu geben, daß er aus Hohn gegen die Göttin jenes eherne Bild der eulenäugigen Göttin auf der Burg neben dem Meere geweiht hat? Er war Freund des Phidias, und dieſelbe religiöſe Begeiſterung, welche dieſen Künſtler leitete, wohnte auch im Herzen des Perikles. Aber die Feinde des Perikles ruheten nicht, und die Aufführung der Bauten zog ihm ſelbſt, die Oberaufſicht über ihre Anlage und Ausführung, namentlich die Anfertigung der Bildſäulen dem Phidias noch ärgeren Groll zu. Man dichtete, daß Phidias für den Perikles die edlen Weiber, welche ſeine Werkſtatt beſuchten, aufgenommen habe, ein willkommenes Mährchen für die Komiker, welche ſich in Zoten darüber ergoſſen, und bald mit Anſpielungen auf die Frau des Menippos, ſeines Freundes und Unterfeldherrn, bald auf den Hühnerhof des Pyrilampos, gleichfalls eines Vertrauten des Perikles, dem man nachſagte, er ſchicke ſeinen Favoritinnen Pfauen zum Präſent, zu Felde zogen. Aber ſchon oben iſt gezeigt worden, daß Elpinike, welche Perikles' Haus in der edelſten Abſicht beſuchte, dadurch in den Mund der Verleumdung kam, und Steſimbrotos von Thaſos, jener bekannte Spötter des großen Mannes, ſchämte ſich nicht, ſogar von Blutſchande zu reden, welche Perikles mit ſeiner Schwiegertochter getrieben habe. Es wird laſterhaften Menſchen ſchwer, ſich große Männer rein zu denken und wann wäre ein großer Mann frei von Verleumdern geweſen [52]).

Thukydides und den Rednern ſeiner Partei kamen die großen Ausgaben des Staats ſehr gelegen, weil ſie dazu gemacht ſchienen, Perikles' Verbannung zu motiviren. Der Angeklagte ſuchte ſich zu vertheidigen, und hatte ſogar die Kühnheit, das Volk zu fragen, „ob denn wirklich ſo ſehr viel ausgegeben ſei?" Als man aber ſeine Frage mit einem einſtimmigen Ja beantwortete, da rief er laut, er wolle auf die Weihgeſchenke ſeinen Namen ſetzen laſſen und die ſtaunende Menge, welche ſolche Aufopferung des Eigenthums nicht geahnt hatte, ſchrie ihm zu: er möge die Staatscaſſe benutzen, wie er wolle. Thukydides ward vom Markte verjagt und Perikles trug den glänzendſten Sieg davon [53]).

Gleich nach der Entfernung dieſes Mannes ſoll Perikles einen andern Ton und eine andere Stellung gegen das Volk angenommen haben. Gegner fand er nicht mehr, er war Alleinherr und zwar nicht allein von Athen, ſondern über alles, was davon abhing, er war Herr des Meeres, der Inſeln, Freund vieler Machthaber, Könige und Tyrannen, die mit dem Atheniſchen Volke in Verhältniſſen ſtanden — allerdings eine Stellung, welche der Herrſchſucht und Hoffahrt Raum gibt, zu Anmaßung verleiten, die Hände verlocken kann, nach der Krone zu greifen. Aber wie der gemeine Menſch nie ein großes Herz begreift, ſo hat auch der Attiſche Demos den Perikles, ungeachtet ſeine Tugenden und Abſichten vor Augen lagen, für einen gewöhnlichen Demagogen gehalten. Der Atheniſche Bürger glaubte dem Perikles vieles zu Gefallen gethan und beſchloſſen zu haben, und hoffte jetzt Gleiches mit Gleichem vergolten zu ſehen. Darin aber täuſchte er ſich. Die Stellung und Haltung des Staatsmannes blieb vor wie nach dieſelbe, nur wandte er jetzt feinere und beſſere Mittel an, um den Demos zu zügeln. Nicht allein durch die Kraft ſeiner Rede feſſelte er die Gemüther und riß ſie mit ſich fort, nicht allein durch die zur rechten Zeit erregte Furcht und Hoffnung, jene ſtärkſten Triebfedern der Überzeugung bei Menſchen, welche nur der Gegenwart leben, auch durch ſeine überall und in jeder Lage des Lebens bewieſene Rechtlichkeit, ſeine Unbeſtechlichkeit, welche Privatintereſſen verachtete, wenn vom Heile des Staats die Rede war, auch durch ſeine Treue in Verwaltung des Staatsvermögens, die er am deutlichſten dadurch bewies, daß er kein größeres Vermögen hinterließ, als er von ſeinen Vätern ererbt hatte, erreichte es Perikles, daß er am Ende die Nation als ſein Kind betrachten, als Vater zu ihr reden, ſie ermuntern, loben und geißeln durfte, je nachdem ſie es verdient hatte [54]). Nur die gleichzeitigen Komiker, jene ultraliberalen Publiciſten des Alterthums, ſchilderten ſeine Stellung als gefährlich und machten ihn des Strebens nach der Tyrannis verdächtig, nannten ſeine Anhänger die Garde des Piſiſtratos, und foderten einen Schwur von ihm, daß er in Wahrheit nicht daran denke, ſich zum Tyrannen zu machen [55]). Doch ging es den Komikern, wie es heute den Kläffern geht, man hörte nicht auf ſie und vierzig Jahre lang behauptete ſich Perikles an der Spitze des Staates neben einem Ephialtes, Leokrates, Myronides, Kimon und Tolmidas und ſelbſt neben einem Thukydides, und nach des letztern Oſtrakiſirung behauptete er ſich bei jährlich wechſelnden Strategen und Archonten gewiſſermaßen im ungetrübten Beſitze einer unumſchränkten Gewalt, durch Privatintereſſen, wie ſchon mehrfach angedeutet, unverführbar, obgleich er ſich

52) *Plut.* V. Pericl. c. XIII.

53) *Plut.* V. Pericl. c. XIV. 54) *Id.* c. XV. *Thuc.* II, 65. 55) *Telekleides* ap. *Plut.* V. Pericl. c. XVI.

keineswegs der Sorge und der vorſichtigen Pflege ſeines von den Vätern ererbten Vermögens entſchlug. Aber die Früchte von ſeinen Ländereien verkaufte er, um täglich vom Markte die Bedürfniſſe des Hauſes zu beſtreiten. Freilich beklagten ſich ſeine erwachſenen Söhne bitter über ſolches Verfahren, und noch bitterer die Hausfrauen, welche, da er ſtets die Wage und das Rechnungsbuch bei der Hand hatte, ihn nicht ſelten des Geizes beſchuldigten. Ein einziger Diener, der zum Wirthſchaften wie keiner geboren, und von Perikles dazu angehalten war, beſorgte auf ſolche Weiſe das ganze Haus [56]). Darin erkennt man nun freilich nicht den Schüler des Anaxagoras, welcher ganz der Philoſophie ergeben, ſeinen Haushalt zu Grunde gehen und ſeine Güter verderben ließ. Perikles nahm beides, Staats- und Privatvermögen mit gleichem Scharfblicke in Acht, und am Ende mußte er auch noch die Sorge für den Haushalt ſeines Lehrers übernehmen, wenn auch die Anekdote theilweiſe oder ganz erdichtet iſt, daß, als Perikles von Staatsgeſchäften überhäuft ſeines Lehrers vergeſſen hatte, dieſer in ein Tuch eingewickelt als echter Philoſoph ruhig den Hungertod abwartete. Perikles hörte davon, eilte herzu, beklagte ſich und bat ihn ſeinen Entſchluß aufzugeben, mochte ſich aber wol ſchwertich des Lächelns enthalten können, als er die trockene Antwort erhielt, wer ein Licht nöthig hat, gieße Öl hinzu.

Einer der großartigſten Plane des Perikles, welcher nicht nur das Vaterland betraf, ſondern ganz Hellas umfaßte, ſcheiterte an der Zerriſſenheit des Landes und Volkes. Hellas ſollte eine einzige Eidgenoſſenſchaft werden, und unter dem Paniere der Freiheit ein einziger Bundesſtaat ſein. Abgeordnete aus allen großen und kleinen Helleniſchen Staaten ſollten an einem einzigen Amphiktyonentage nach Athen kommen, weil dieſe die größte und blühendſte Stadt von Hellas ſei, und dort über die griechiſchen von den Barbaren verbrannten Tempel, über die Opfergelübde, welche man den Göttern für die Errettung aus der Perſergefahr noch ſchulde, endlich aber über das Meer, allgemeine Sicherheit der Schiffahrt und über die Aufrichtung eines ewigen Friedens zwiſchen den einzelnen Helleniſchen Staaten berathſchlagen. Hellenenthum ſollte die Baſis des Bundes ſein, nur der Barbar ſolle als Feind und Gegner betrachtet werden dürfen. Welch eine ſchöne Idee, wie ſo ganz des großen Mannes würdig! Welcher Hellene vor ihm und nach ihm hat ähnliche Plane gehabt? Freilich hat Alexander der Große ſich noch über den Begriff des Hellenenthums emporgehoben, und wollte Barbaren und Hellenen in eine einzige große Nation umſchaffen, aber wie ſiegreich auch der Kampf des Hellenenthums gegen alle Barbarei des Alterthums geweſen iſt, ſo ſcheint doch Alexander nicht beachtet zu haben, daß der Begriff der Nation auf Nationalität beruht, und welche Nationalitäten mußten erſt vernichtet werden, und welcher Geiſt mußte erſt den Barbaren eingehaucht und den Hellenen ausgetrieben werden, ehe ſolcher Plan ausführbar war? Zwei Nationen können unter keiner anderen Bedingung ſich vereinigen, als daß die eine untergeht. So ſteht alſo Perikles höher als Philipp's Sohn! Um den Plan zu verwirklichen, wurden ſchnell zwanzig funfzigjährige Männer auserkoren, fünf zu den Ioniern und Doriern nach Aſien und den Inſeln bis nach Lesbos und Rhodos, fünf nach dem Hellespont und Thrakien, bis nach Byzanz, fünf nach Böotien, Phokis, dem Peloponnes, Lokris, Epiros, Akarnanien und Ambrakia, fünf nach Euböa, dem Ötagebirge, dem maliſchen Buſen, nach den Phthioten, Achäern und Theſſaliern abgeſandt, ſie zu entbieten an den Berathungen zum Freiheits- und Bundesvereine von Hellas Theil zu nehmen. Aber Lakedämon ſchon längſt eiferſüchtig auf die jugendliche Nebenbuhlerin war dagegen, die Peloponneſier lehnten das Anerbieten ab, und die Staaten traten nicht zuſammen. Doch bleibt die Idee groß, wenn ſie auch wie ein ſchöner Traum verſchwand, und werth der Geſchichte aufbewahrt zu werden [57]).

Auch als Feldherr war Perikles groß, wenn man denjenigen mit dieſem Namen bezeichnen muß, der nicht durch kühne Evolutionen und gefahrvolle Züge, die das Glück und verzweifelter Kampf mit Sieg krönte, ſondern durch vorſichtige Haltung, Vermeidung von Schlachten, deren Ausgang ungewiß war, und durch Schonung des Menſchenblutes ſich auszeichnete. Nicht ſolche Feldherren nahm er ſich zum Muſter, deren Wagſtücke durch den Zufall begünſtigt waren und deren Namen deshalb von der unwiſſenden Menge angeſtaunt wurden, weil ſie die Reſultate der Berechnung nicht von zufälligem Erfolge zu unterſcheiden vermag. Perikles ſchonte Menſchenblut.

Als Tolmidas im Vertrauen auf ſein gutes Glück und ſeinen ausgezeichneten Waffenruhm zur Unzeit einen Angriff auf die Böotier vorbereitete, und tauſend edle Atheniſche Jünglinge, abgeſehen von dem übrigen Heere, durch Siegesluſt und Kriegsmuth verlockt Theil nehmen wollten, da rief ihm Perikles von der Rednerbühne die unvergeßlichen Worte zu: „Wenn du Perikles nicht glaubſt, ſo warte wenigſtens die Zeit, den weiſeſten Rathgeber, ab.“ Zwar fand er damals bei dem übermüthigen Volke keinen Beifall, aber bald kam die Nachricht, daß Tolmidas bei Koronea mit vielen Bürgern eingeſchloſſen, beſiegt und gefallen ſei, und nun erkannte man erſt, freilich zu ſpät, Perikles' Weisheit, und lautes Lob tönte ihm aus dem Munde des bereuenden Volkes entgegen [58]). Am meiſten glänzt unter ſeinen Feldherrnthaten ſein Zug nach dem Cherſones hervor. Nicht zufrieden damit, durch 1000 Athener die Bevölkerung der Stadt gehoben zu haben, zog er nach Miltiades' Vorgang Schutzmauern und Bollwerke von Meer zu Meer [59]) quer über die Landenge, um den Einfällen der umherſtreifenden Barbaren, namentlich der durch ihre Räubereien berüchtigten Thrakier, zu begegnen, und ſchnitt ſo auf einmal alle die Neckereien und Kämpfe ab, durch welche das Aufblühen der Colonie bis dahin verhindert worden war [60]).

Dagegen hat ſeine ins dritte Jahr der **81.** Olym-

56) *Plut.* V. Pericl. c. XVI.

57) *Plut.* V. Pericl. c. XVII. 58) *Id.* c. XVIII. 59) *Herod.* VII, 36. 60) *Plut.* V. Pericl. c. XIX.

Digitized by Google

piade ſallende Fahrt in den Peloponnes[61]), als er von Pegä in Megaris mit 100 Segeln auslief, ſehr verſchiedene Beurtheiler gefunden. Er begnügte ſich nicht damit, wie Tolmidas, die Seeſtädte verwüſtet zu haben, drang mit ſeinen Streitern tief in das Land ein und verbreitete durch ſeine plötzliche Erſcheinung überall Furcht und Angſt, trieb die zagenden Einwohner hinter die Mauern, ſchlug die bei Nemea vorſchnell angreiſenden Sikyonier und errichtete eine Trophäe. Dann durch Truppen aus dem befreundeten Achaia ſeine Streitmacht verſtärkend, näherte er ſeine Flotte wieder dem Feſtlande, ſegelte am Acheloos vorbei, kam nach Akarnanien, ſchloß die Oneaden in ihre Mauern ein, ſchuf die fruchtbare Umgegend in eine Wüſte um, und kehrte endlich, ein Schrecken dem gelähmten Feinde, eine Hoffnung den vertrauenden Athenern, in die Heimath zurück[62]).

Noch größeren Ruhm erwarb ihm ſein glänzender Zug nach dem Pontos Euxinos. Er erfüllte nicht nur die Wünſche der dort wohnenden Hellenen, ſondern behandelte überhaupt die Einwohner mit großer Güte, aber den fremden Völkern, Königen und Fürſten umher zeigte er ſeine Macht, und verſchaffte dadurch den Hellenen eine ruhige und ungetrübte Schiffahrt, machte ſich ſelbſt aber das ganze Meer unterthänig. In Sinope ließ er eine angemeſſene Mannſchaft unter Lamachos gegen den Tyrannen Timoſilaos zurück, und als dieſer mit ſeiner Partei die Flucht ergriffen hatte, ſegelte Perikles mit 600 Freiwilligen nach Sinope zurück, um die Häuſer und Güter, welche die geſchlagene Partei inne gehabt hatte, zu theilen und zu benutzen[64]).

Dagegen nahm er nicht Theil an dem Ägyptiſchen Project. Die Größe ſeines Glückes und ſeiner Macht konnte ihn nicht bewegen, an dieſem Aufſtande Theil zu nehmen, und ebenſo wenig miſchte er ſich in die Aufwiegelung der Joniſchen, der Krone Perſien unterthänigen, Küſtenländer, da ſein ſtaatskluger Geiſt den unglücklichen Ausgang dieſer Unternehmungen vorherſehen mußte, und außerdem war ja in der Nähe noch viel zu viel zu thun, warum hätte er ſich in ſo weit ausſehende Plane verwickeln ſollen? Es mußte ihn daher auch tief betrüben, wenn ſchon damals mancher nach Sicilien ſeufzte, und mit Hoffnungen ſich umhertrug, die bald genug durch die Vorſpiegelungen von Alkibiades und ſeiner Partei zum Unglück des Atheniſchen Staates beherzigt wurden. Der Schwindel, welchen Perikles' Waffenglück und glänzende Verwaltung dem Volke eingeflößt hatte, ließ den Einen und Anderen ſchon von Attiſchen Colonien in Etrurien und Carthago träumen, doch, wie geſagt, Perikles' ſtete Sorge war es, ſolchen Wahn zu bekämpfen, und ſein unmündiges Volk auf nähere und vernünftigere Gedanken zu bringen[64]). Vielleicht erkannte Perikles, daß Athen eine Rolle übernommen habe, welcher es nicht gewachſen war, es ſchien ihm ſchwer zu ſein, den gegenwärtigen Umfang der Attiſchen Herrſchaft zu behaupten, und davon mußte das Volk überzeugt werden. Schon trat auch Sparta immer drohender auf, und ein Krieg ſchien nicht mehr fern zu ſein, indem die Frage entſchieden werden ſollte, ob Sparta oder Athen künftig über Hellas herrſchen ſolle. Bald aber kam der Zeitpunkt, der den Demos aus ſeinem Traume erwecken, und Perikles' politiſche Grundſätze in ihrem vollen Glanze zeigen ſollte. Die Spannung zwiſchen den Doriſchen Delphiern und dem phokiſchen Bunde hatte ſchon vielfache Gelegenheit zu allerlei Neckereien gegeben; und am Ende hatten die Städte es gewagt, den heiligen Ort mit Heeresmacht anzugreifen, ihn zu überrumpeln und des Tempels und Orakels ſich zu bemächtigen. Was konnte Sparta willkommener ſein, als gegen Phokis unter die Waffen gerufen zu werden? wie konnte auf eine bequemere und rechtmäßigere Weiſe der ſpartaniſche Principat im Herzen der Griechenwelt begründet werden? Ein ſpartaniſches Heer drang Ol. 83, 1 in Phokis ein, drängte die übermüthigen Eindringlinge aus Delphi's Mauern heraus und ſetzte die Delphier wieder in den Beſitz der Stadt und des Heiligthums[65]). Mit Dank und Lob überhäuft zogen die Spartaner nach Hauſe und wähnten, die Sache ſei abgemacht. Aber ſchnell rückte auf Perikles' Betrieb ein Attiſches Heer in Phokis ein, ſetzte den Bund wieder in den Beſitz der Stadt und des Tempels, und um mit derbem Atheniſchen Witz die ſpartaniſche Unbedachtſamkeit zu geißeln, ſo ließ Perikles, da die Spartaner das Recht der Promanteia von den Delphiern erhalten und dieſes in die Stirn des im Tempel befindlichen ehernen Wolfes hatten eingraben laſſen, den Athenern daſſelbe Recht ertheilen, und die Nachricht davon auf denſelben Wolf zur rechten Seite prägen[66]).

Noch einleuchtender ward die Weisheit der Perikleiſchen Politik, als kurz darauf Euböa abfiel[67]) Ol. 83, 4 und Perikles mit Heeresmacht hinüber ſetzen mußte. Als aber faſt zu gleicher Zeit die Nachricht einlief, daß Megara ſich hatte zum Kriege aufwiegeln laſſen, und Pliſtoanax, der Sparterkönig, mit einem bedeutenden Heere an der Attiſchen Grenze ſtehe, da eilte Perikles möglichſt ſchnell von Euböa zurück, um ſich an die Spitze des Attiſchen Krieges zu ſtellen, erkannte bald die Schwäche des Feindes in des Königs jugendlicher Unerfahrenheit, knüpfte mit Kleandridas, der von den Ephoren dem Könige als Rathgeber beigegeben war, geheime Unterhandlungen an, und kam auf dem Wege der Beſtechung bald ſoweit, daß dieſer mit ſeinen Peloponneſiern aus Attika abzog. Freilich mußte nun Pliſtoanax in's Exil gehen, und Kleandridas, der ſich früh genug aus dem Staube gemacht hatte, ward zum Tode verurtheilt, aber Athen war ſchnell aus der doppelten Gefahr gerettet, und zwar ohne daß ein Tropfen Bluts vergoſſen worden wäre[68]). Die Beſtechung ſelbſt wird zehn Talente gekoſtet haben, wenigſtens ſoll Perikles, als er von ſeiner Strategie

61) *Thuc.* I, 108. 111. *Diod.* XI, 85, 88. 62) *Plut.* V. Pericl. c. XIX. 63) *Thuc.* I, 104. 109. *Diod.* XI, 71. 72. 64) *Plut.* V. Pericl. c. XXI. V. Alcib. c. XVII. *Thuc.* I. c.

65) *Thuc.* I, 112. *Suid.* s. v. *Clinton* F. H. p. 272. 66) *Paus.* X, 14, 4. *Plut.* V. Pericl. c. XXI. 67) *Thuc.* I, 114. 68) *Diod.* XIII, 75. *Thuc.* II, 21. v. 16. Schol. ad *Aristoph.* Nub. v. 838. *Plut.* V. Nic. XXVIII, u. *Diod.* XIII, 106, welcher ſich aber über den Namen des Kleandridas täuſcht

Rechenſchaft ablegte, zehn Talente unter dem ominöſen Titel „nothwendige Ausgaben“ aufgeführt haben, das Volk aber — ſolche Zärtlichkeit beobachtete man gegenſeitig — um ſeinen Perikles nicht in Verlegenheit zu ſetzen, forſchte nicht weiter nach und hatte ſeine Bürgſchaft in ſeiner unbeſtochenen Rechtſchaffenheit [69]). Einige und unter dieſen ſelbſt der Philoſoph Theophraſt [70]) behaupteten ſogar, es ſeien jährlich zehn Talente nach Sparta gefloſſen, um alle Magiſtratsperſonen nach und nach zu beſtechen, und den bevorſtehenden Krieg wo möglich ganz zu erſticken. Aber es iſt gewiß, daß Perikles nicht den Frieden, ſondern nur Zeit erkaufen wollte, um auf den furchtbaren Krieg ſich gehörig vorbereiten zu können, da, wenn man nur immer dieſelbe Politik beobachtet hätte, der Ausgang des Kampfes ſo gut wie gewiß war [71]).

Schnell wandte ſich Perikles nun gegen die Abtrünnigen, ſetzte mit 50 Schiffen und 8000 Mann ſchweren Fußvolks nach Euböa hinüber und unterwarf die einzelnen Städte der Reihe nach. In Chalkis beruhigte er ſich dabei, die reichen und mächtigen Ritter, die Hippobaten, vertrieben zu haben, nur über die Heſtiäer erging ein ſcharfes Strafgericht, welche die Mannſchaft eines Atheniſchen Schiffes gefangen genommen und niedergemetzelt hatten. Jetzt mußten alle Einwohner der Stadt landesflüchtig werden, um einer Anzahl Atheniſcher Kleruchen Platz zu machen. Die Expedition fällt in Ol. 83, 4. [72]).

Als zwiſchen Sparta und Athen der 30jährige Waffenſtillſtand zu Stande gekommen war [73]), trug Perikles noch Ol. 83, 4 auf eine Expedition gegen die Inſel Samos an, weil die Einwohner, ungeachtet des Atheniſchen Verbotes ihre Feindſeligkeiten gegen Milet nicht eingeſtellt hatten. Manche behaupten nun freilich, er habe es der Aſpaſia zu Gefallen gethan, und ſein Umgang mit dieſer ſchönen Hetäre, ungeachtet ſeine Frau, die Witwe des Hipponikos, ihm zwei Söhne, den Xanthippos und Paralos, geboren hatte, war ſchwerlich Sokratiſcher Art [74]). Er beſuchte ſie, um mit ihr zu buhlen. Die Leidenſchaft ward ſelbſt ſo heftig, daß er ſich von ſeiner Frau ſchied und Aſpaſia in ſein Haus nahm. Doch iſt darum nicht zu glauben, daß er ſeine männliche Würde und ſeine Stellung im Staate in ſoweit vergeſſen hätte, um die Eingebungen eines buhleriſchen Weibes zu Staatsmaximen zu machen. Dennoch ſcheint Plutarch dieſes zu glauben [75]).

Die Samier hatten mit den Mileſiern Streit über Priene, und als ſie einige Vortheile errungen hatten, wurden ſie durch eine Atheniſche Geſandtſchaft aufgefodert, ihre Waffen niederzulegen und die Sache durch Attiſche Gerichtshöfe entſcheiden zu laſſen. Nun hatte aber die Auffoderung kein Gehör gefunden, und Perikles eilte, um dem Worte ſeines Staates Nachdruck zu verleihen, mit einer Flotille nach Samos, ſiegte über die Oligarchie, und ließ ſich 50 der angeſehenſten Männer und ebenſo viel Knaben als Geiſeln ſtellen. Ungeachtet ihm jeder für ſeine Freiheit ein Talent bot, und noch viel mehr die Feinde der neugeſchaffenen Demokratie, ſo ließ ſich Perikles doch nicht bewegen, und ſandte ſie alle nach Lemnos. Aus beſonderer Vorliebe für Samos hatte der perſiſche [76]) Satrap von Sardes Piſſuthnes 1000 Goldſtücke geboten, aber hier galt es die Ehre Athens, und ihr Vertreter blieb unbeweglich, und kehrte erſt, nachdem die ſamiſche Demokratie geordnet war, nach Athen zurück. Da wußte aber Piſſuthnes die Geiſeln zu entführen und ein neuer Aufſtand auf der Inſel erfolgte. Schnell rüſtete man ſich zum Kriege, und ungeachtet aller von Athen geſchleuderten Drohungen waren die Samier entſchloſſen, ihre Unabhängigkeit zu behaupten [77]). Aber der Tag von Tragia, wo Perikles mit 44 Schiffen die 70 ſamiſchen ſchlug, entſchied das Schickſal des Aufſtandes. Bald war der Hafen der Stadt erobert und die Stadt belagert. Zwar geſchahen noch einige Ausfälle, zwar ſuchte man die Mauern, ſoviel es möglich war, zu ſchützen, aber ſchon war eine neue Atheniſche Flotte angelangt und die ganze Inſel bloquirt. Nach den meiſten Nachrichten fuhr jetzt Perikles mit 60 Galeeren auf die hohe See, um die der Inſel zu Hilfe eilenden phöniciſchen Schiffe in gehöriger Entfernung zu halten. Nur Steſimbrotos weicht ab und meint die Expedition habe der Inſel Kypros gegolten. Jedenfalls war der Plan ein großer Fehler, denn ſobald ſich Perikles entfernt hatte, mußte Moloſſos, des Ithagoras Sohn, dem das Commando der ſamiſchen Streitmacht anvertraut war, die wenigen feindlichen Schiffe und die Unerfahrenheit der ſie befehligenden Feldherren verachten lernen, und ermuthigte ſeine Mitbürger zum ſchleunigen Angriff auf das Attiſche Heer. Es kam zur Schlacht, die Samier ſiegten, machten eine Menge Gefangener, bohrten viele Schiffe in den Grund, und da die See jetzt wieder frei war, ſo verſahen ſie ſich ſchnell mit allem Kriegsbedarf, den ſie nicht ſchon vorher eingeſammelt hatten. Ja nach Ariſtoteles [78]) ſoll Moloſſos den Perikles noch einmal geſchlagen haben, damit aber die Beſchimpfung der Athener recht vollſtändig wäre, ſo brannte man den Kriegsgefangenen Eulen auf die Stirn, zugleich als Vergeltung für das den unglücklichen Samiern auf die Stirn gebrannte Samierſchiff [79]).

Als die Nachricht von dieſem großen Unfall zu Perikles' Ohren kam, eilte er ſeiner Flotte zu Hilfe, ſchlug den ſich ihm entgegenſtellenden Moloſſos, ſchloß die Stadt ein, und um nicht noch mehr Menſchenblut zu opfern, beſchloß er die Stadt durch Zeit und Hunger aufzureiben. Doch ward es ihm ſchwer, die mit dem

69) *Aristoph.* Nub. v. 832. 70) *Sintenis* ad *Them.* p. 139. 71) *Plut.* V. Pericl. c. XIX. III. 72) *Thuc.* I, 114. *Diod.* XII, 7. *Aristoph.* Nub. 213. *Xen.* Hellen. II. 2, 3. *Isocrat.* Paneg. XXXI. *Plut.* V. Pericl. c. XXIII. 73) *Thuc.* I. 115. *Diod.* XII, 27. *Plut.* V. Pericl. c. XXV. 74) *Diod.* XII, 38. *Suid.* s. v *Valer. Max.* III. 1, 1 extr. *Gellius* Noct. Attic. V, 17. *Plat.* Alcib. p. 164 B. *Xen.* Memorab. I, 3, 4. 75) V. Pericl. c. XXV.

76) *Thuc.* II, 97. *Diod.* XII, 27. XVIII, 70. 77) *Thuc.* I, 116. *Aristid.* de IV vir. p. 183 *Diod.* 78) de Sam. republ. *Suid.* s. v. *Σαμίων ὁ δῆμος.* 79) *Plut.* V. Pericl. c. XXIV. *Suid.* s. v. *Σαμίων ὁ δῆμος.* *Aelian* V. H. II, 9.

Digitized by Google

Verzuge unzufriedenen kampfluſtigen Athener zurückzuhalten, er theilte daher ſein Heer in acht Abtheilungen und während ſieben derſelben ſich ſchlugen, ließ er die achte, welche die weiße Bohne gezogen hatte, der Ruhe und Erholung genießen. Ephoros ſpricht noch von Maſchinen, welche Perikles zur Erſtürmung der Stadt angewandt haben ſoll. Sie wären von einem gewiſſen Artemon erfunden, der ſich wegen Lähmung der Glieder in einer Sänfte umhertragen ließ und daher den Spottnamen Tragbahre bekam. Doch widerſpricht dieſer Nachricht Herakleides von Pontos und Anakreon, welcher den Artemon als einen gemeinen Wollüſtling, der vier Menſchenalter früher gelebt habe, ſchildert [80]).

Im neunten Monate mußte ſich Samos ergeben. Perikles ſchleifte die Mauern, nahm die Schiffe weg und legte den Einwohnern eine ſchwere Contribution auf, die zum Theil ſogleich entrichtet werden mußte; für den in Terminen zahlbaren Reſt ließ er ſich Geiſeln ſtellen [81]). Der Samier Duris entwirſt ein ſchaudervolles Gemälde von der unmenſchlichen Grauſamkeit, welche von Perikles und ſeinen Athenern bei dieſer Gelegenheit an den Tag gelegt worden ſei. Aber ſein Bericht wird ſchon dadurch unwahrſcheinlich, daß Thukydides, Ephoros und Ariſtoteles nichts der Art erwähnen, und ebenſo wenig möchte es begründet ſein, daß Perikles die ſamiſchen Feldherren und Seeſoldaten auf den mileſiſchen Markt geführt, ſie zehn Tage an Schandpfähle gebunden, und den Halbverſchmachteten die Schädel habe zerſchlagen laſſen, endlich die Beſtattung der verſtümmelten Leichname verboten habe. Nach Plutarch war Duris ein lügenhafter Schriftſteller, welcher das Unglück ſeiner Vaterſtadt übertrieb, um deſto mehr Schatten auf Athen zu werfen. Doch iſt denkbar, daß der rachſüchtige Demos in Athen allerlei Plage und Grauſamkeit gegen die Samier in Vorſchlag gebracht hat, deren Ausführung aber durch das beſonnenere Verfahren des Perikles verhindert worden iſt.

Als er mit ſeinem Heere die Heimath wieder erreicht hatte, ſo ließ er, dem frommen Brauch der Väter getreu, den im Kriege Gefallenen Begräbniſſe veranſtalten und hielt ihnen eine lobende Gedächtnißrede, welche namentlich die Frauen, die einen Angehörigen unter den Gefallenen hatten, mit Begeiſterung erfüllte. Nicht zufrieden damit, ihm dankbar die Hände gedrückt zu haben, feierten und ſchmückten ſie ihn wie einen Sieger im Kampfſpiele und bekränzten ihn mit Blumen und Bändern. Nur Elpinike hatte es dem Perikles nicht vergeſſen, daß er ſie einſt zu alt für Liebesgenuß gefunden hatte, und konnte ſelbſt auf offenem Markte ihren Groll nicht verbergen. Wohl biſt du der Kränze werth, o Perikles, ſpöttelte ſie, der du viele Bürger zu Grabe gebracht haſt, nicht wie mein Bruder Kimon im ehrenvollen Kriege gegen Phönikien und Medien, ſondern um einem verbündeten und ſtammverwandten Staat den Untergang zu bringen. Aber Perikles ſanft lächelnd antwortete ihr mit einem Verſe des Archilochos:

Du reibeſt nicht die alte Hand mit Salben ein.

Aber wie ehrenwerthe Thaten, welche nachahmungswürdig ſind, ſelten dem trübenden Spott der Neider und kleinlichen Menſchen entgehen, ſo verglich man auch ſpottweiſe den ſamiſchen Zug des Perikles mit dem trojaniſchen Kriege; Agamemnon hätte zehn Jahre gebraucht, um eine Barbarenſtadt zu erobern, und Perikles habe einen der mächtigſten Staaten in Hellas in neun Monaten überwunden. Der gleichzeitige Thukydides ſieht aber die Sache mit anderen Augen an. Nach ſeiner Anſicht fehlte nicht viel, daß die Inſel bisher eine glückliche Nebenbuhlerin Athens, die Herrſchaft des Meeres errungen hätte, und wollte Perikles ſeiner Vaterſtadt dieſes ſo theuer erworbene Kleinod erhalten, ſo mußte er einen Vernichtungskampf veranlaſſen, um mit einem Schlage die ſtolzen Hoffnungen der Samier zu zertrümmern [82]).

Als das Ungewitter des Peloponneſiſchen Krieges ſchon drohte, bewog Perikles [83]) die Nation den von Korinth angegriffenen Kerkyräern beizuſtehen, um ſich dadurch der bedeutenden Seemacht der Inſel zu befreunden, und im Fall eines Kriegs ihren Beiſtand in Anſpruch nehmen zu können, und als das Volk ſeinen Antrag genehmigt hatte, ſo ſchickte er den Lakedämonios, Kimon's Sohn, wie zum Spotte mit 10 Schiffen ab; denn das Haus war, wie ſchon oben bemerkt iſt, den Spartanern ſehr befreundet. Damit aber Lakedämonios nichts Großes und Ausgezeichnetes auf ſeinem Feldzuge übernehmen könnte und ſein mit Sparta befreundetes Haus noch mehr in Miscredrit gerathe, gab er ihm die wenigen Schiffe und ſchickte ihn wider Willen fort. So ſtellt Plutarch [84]) die Sache dar [85]). Allein es iſt wol mit Grund zu bezweifeln, daß Perikles' Abſicht eine ſolche geweſen ſei. Viel eher ließe ſich das glauben, wenn nicht zehn Kriegsſchiffe und eine Menge Menſchenleben dabei auf's Spiel geſetzt worden wären. Solche Dinge hat die Verleumdung erfunden. Aber liegt denn Perikles' Abſicht ſo fern, daß ſie in dem Grade verkannt werden konnte, und boten nicht die jüngſten Erfahrungen bei Samos, nicht weniger als die ganze damalige Sachlage den beſten Commentar zu ſeiner Handlungsweiſe dar? Die Sache iſt ganz einfach. Es ließ ſich nicht berechnen, wie bald der Krieg zwiſchen Sparta und Athen ausbrechen werde, und Perikles konnte eine größere Anzahl Schiffe nicht entbehren. Daß Perikles das Kimoniſche Haus nicht aufkommen laſſen durfte, hatte ſeinen Grund in ſeiner Politik, und möglich iſt auch, daß er über den Grund der Unterdrückung jener edlen Familie beſorgt die ſcherzhafte Antwort gab: Kimon's Söhne ſind Ausländer, der eine ein Lakone, der zweite ein Theſſaler, der dritte ein Eleer.

Als jedoch der Spott und laute Tadel über die

80) *Diod.* XII, 28. *Aristoph.* Acharn. v. 850. *Athen.* p. 533 sq. *Plin.* N. H. VII, 56. *Serv.* ad Aeneid. IX. 505. 81) *Thuc.* I, 117.

82) *Thuc.* III, 9. VIII, 76. 83) nach *Thuc.* I, 23. 84) V. Pericl. c. XXIX. 85) Vergl. *Diod.* XII, 33 und *Plut.* V. Cim. c. XVI.

Digitized by Google

kleine Flotille nicht aufhörte, mußte Perikles am Ende nachgeben, eine größere und beſſer ausgerüſtete Flotte nachſenden, welche denn nach der Schlacht bei Kerkyra anlangte [86]).

Die Erbitterung Korinths, welche in Sparta offene und laute Beſchwerde über Athens Übermuth wagte, fand bald einen willkommenen Verbündeten an Megara, welches ſich gegen die gemeinſchaftlichen Rechte der Hellenen und gegen heilig beſchworene Verträge, von allen Häfen und Märkten durch die Athener ausgeſchloſſen ſah, zugleich an den Äginetiſchen Geſandten, die es zwar nicht wagen mochten, laut über Atheniſchen Druck und Schmach zu klagen, aber doch im Stillen zu Sparta ſeufzten [87]). Doch der Abfall und die Belagerung der Athen unterworfenen korinthiſchen Colonie Potidäa beſchleunigte noch den Ausbruch des erſehnten Krieges [88]). Noch wagte man es jedoch nicht, die Unterhandlungen abzubrechen, und als der vorſichtige König Archedamos von Sparta durch eine gediegene Rede die meiſten Klagepunkte der Verbündeten zu entkräften verſucht hatte, ſo ſchien es, als könne der Sturm noch einmal durch das koſtſpielige Palliativmittel der Congreſſe beſchworen werden [89]). Doch war alles Zureden umſonſt, Perikles und die Athener blieben bei ihrem Entſchluſſe, und der Noth der Megarer ward nicht abgeholfen. Perikles wählte den Krieg, wahrſcheinlich weil er ſeinen nahen Tod, eine Menge unerwarteter Ereigniſſe, wie ſie der Krieg und das politiſche Leben mit ſich bringt, nicht vorausſehen konnte [90]). Es mag ſein, daß auch perſönlicher Haß gegen Megara im Spiel war, und der Vorwand des Haſſes, die Beſchönigung des Grolls mußte, wie oft im Alterthume, eine religiöſe ſein, die Megarer hätten ſich das Heilige der Demeter und Kora geweihte, zwiſchen Megara und Eleuſis gelegene Land angemaßt, und um der Sache Gewicht und Glauben zu verſchaffen, ward von Perikles eine Geſandtſchaft nach Sparta und Megara abgeordnet, daß die Frevler belangt würden [91]). Unglücklicher Weiſe kam der Geſandte Anthemokritos, wie man glaubte, durch die Schuld der Megarer, um's Leben. Das war Öl in's Feuer gegoſſen, die Spannung zwiſchen den beiden Völkern artete plötzlich in unverſöhnlichen Nationalhaß aus, und das Pſephisma des terroriſtiſchen Charilaos, welcher eine ewige und unverſöhnliche Fehde gegen Megara beantragte, und jeden Megarer zum Beile verurtheilte, der es wagen würde, den Attiſchen Boden zu betreten, konnte, da nun einmal alle Leidenſchaften des Attiſchen Demos ihrer Feſſeln entbunden waren, nur mit Freuden aufgenommen werden, zumal da er ſeinem Antrage noch die Beſtimmung hinzufügte, daß jeder Strateg beim Antritte ſeines Amtes ſchwören ſolle, zweimal jährlich in das feindliche Nachbarland einzufallen, und daß Anthemokritos am thriaſiſchen Thore begraben werden ſollte [92]). Freilich leugneten die Megarer die That, und wagten es ſogar, Perikles und Aſpaſia als die Mordſtifter zu bezeichnen, indem ſie ſich auf die berüchtigten, im Sinne des ungebundenſten Pöbelregiments gedichteten, Verſe aus Ariſtophanes' Acharnern [93]) beriefen.

> Dirnlein Simätha ſtehlen gehend nach Megara,
> Geſellen trunken vom Spiele Kottabos,
> Und dann ſtehlen die von Megara laucherhitze
> Hinwiederum der Aſpaſia zwo Dirnelein.

Schon im Alterthume iſt die Handlungsweiſe des Perikles verſchieden beurtheilt worden, darin aber ſtimmen alle überein, daß er allein alle Schuld des Krieges trägt. Nicht jedoch gekränktes Ehrgefühl, das in Athens Nachgiebigkeit einen Beweis von Schwäche ſah, nicht Trotz und Eigenſinn, die eigene Stärke zu zeigen, am allerwenigſten aber das Bubenſtück des Menon, der mit dem Ölzweige in der Hand auf den Markt lief und um Barmherzigkeit flehete, daß er ungeſtraft den Phidias entlarven und anklagen dürfe, bald aber beſchämt zurücktreten und ſich damit begnügen mußte, freigeſprochen zu ſein und ruhig ſeines Weges gehen zu dürfen, als nämlich das Gold von der Bildſäule abgenommen war, und die Wage die Unſchuld des Meiſters bewieſen hatte — waren der Grund, ſondern die moraliſche Überzeugung, daß der Krieg nothwendig ſei. Aber die Feinde des Perikles hatten doch gewiſſermaßen geſiegt, war es auch nicht gelungen, ſeinen Freund und Vertrauten als öffentlichen Betrüger darzuſtellen und dadurch auf den gewiſſenhaften Staatsmann ſelbſt einigen Schatten des Verdachtes zu werfen, ſo war das Bubenſtück des Menon doch ungeſtraft geblieben, und das war nichts Geringes. Um dieſelbe Zeit belangte der Komödiendichter Hermippos die Aſpaſia gerichtlich wegen religiöſen Frevels, und fügte ſeiner Anklage noch die gehäſſige Bemerkung hinzu, daß ſie dem Perikles zum Umgange mit freigeborenen Frauen Gelegenheit verſchaffe, und Diopithes trug darauf an, daß derjenige als Staatsverbrecher betrachtet werden ſolle, wer die Nationalreligion verleugnet, oder neue Anſichten über die himmliſchen Dinge verbreitet hätte. Das war nun freilich auf Anaxagoras gemünzt, aber Perikles war der Schüler, Freund und getreue Anhänger dieſes Philoſophen. Es ſchien ſich über ſeinem Haupte ein ſchwarzes Ungewitter zu erheben, als ſolle auch ihn jenes häufige Loos großer Männer treffen, im Elend und in Niedrigkeit zu ſterben. Die Ariſtokraten gingen bei ihren Umtrieben immer kühner zu Werke, ſelbſt des Drakontidas Pſephisma, daß Perikles die Rechnung über die Staatsausgaben den Prytanen einreichen, daß die Richter ihre Steinchen vom Altare nehmen und in der Burg das Urtheil ſprechen ſollten, ging durch, nur wurde durch Agnon's Bemühung der letzte Punkt aufgehoben, und beſtimmt, daß die Sache von 1500 Richtern entſchieden werden ſolle, möge man es nun eine Klage auf Veruntreuung, Beſtechung oder Rechtsverkehrung nennen. Durch eine rührende Rede und tauſend vergoſſene Thränen, wie wenigſtens Äſchines

86) *Thuc.* I, 49. 87) *Id.* I, 49, 139. *Diod.* XII, 39. 88) *Thuc.* I, 56. *Diod.* XIII, 34. 89) *Thuc.* I, 139. 90) *Plut.* V. Pericl. c. XXIX. *Thuc.* I, 80, 88. 91) *Paus.* I, 36, 3. 92) *Thuc.* IV, 66. II, 31. *Paus.* I, 36, 3.

93) Acharn. v. 317 sq. *Plut.* V. Pericl. c. XXX.

Digitized by Google

erzählt, erhielt Perikles nun freilich Aſpaſia's Freiſprechung, aber dem Handel des Anaxagoras traute er nicht und zog es vor, ihn unter Geleite aus der Stadt zu entfernen. Das geſchah Ol. 87, 2[94]).

Da nun des Phidias Proceß noch nicht entſchieden war, und Perikles, ungeachtet ſeine Unſchuld durch die deutlichſten Beweiſe an das Tageslicht gebracht war, dennoch den Neid und die Leidenſchaften des wankelmüthigen Demos zu beſchwichtigen nicht hoffen durfte, ſo ſoll er nach Plutarch's Ausſage, den Ausbruch des Krieges, den er nun einmal für nothwendig hielt, beſchleunigt haben, um im entſcheidenden Augenblicke der Gefahr, wo ſich ihm Athen anvertrauen mußte, mit leichter Mühe das Ungewitter, das ſich über dem Haupte ſeiner Freunde zuſammengezogen hatte, zu zerſtreuen. Aber die Lakedämonier wußten es nur zu gut, daß ein Krieg mit Athen ein furchtbarer Kampf werden würde, und verſuchten daher noch einmal, freilich durch Mittel, welche die Beleuchtung der Geſchichte ſcheuen müſſen, die Athener zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Wenn Perikles verbannt wäre, dann hofften ſie nur leichtes Spiel zu haben. So brachten ſie denn alte Geſchichten wieder zur Sprache, daß von mütterlicher Seite eine Blutſchuld auf Perikles' Hauſe laſte, und daß dieſe abgethan werden müßte. Alſo die Religion mußte wieder Deckmantel der Politik ſein![95]) Aber der Demos hatte nicht allen Verſtand verloren. Er ſah es ein, wie ſehr der Feind ſeinen Lenker und ſo oft angebeteten Freund fürchte, und anſtatt ihn jetzt, wie es die Peloponneſier gewünſcht hatten, zum Gegenſtande der Verachtung und des Abſcheues zu erniedrigen, erhob die feindliche Politik das ſinkende Anſehen des Perikles wieder, und das Volk ſein Unrecht bereuend, gab ſich ihm jetzt mit einer Liebe hin, wie nie zuvor. Aber Perikles, welcher glaubte, daß die ſpartaniſche Maſchinerie noch nicht zu Ende ſei, daß der eindringende und Attika verheerende Feind ſeine Güter ſchonen würde, um den Verdacht der Beſtechung auf ſein Haupt zu häufen, erklärte ſein Hab und Gut für Staatseigenthum. Das war denn freilich ein Gegenbeweis, welchen die Spartaner nicht hatten ahnen können, und ſo begann der Krieg.

Wenn wir oben erzählten, daß Perikles dieſen Krieg für nothwendig hielt, ſo ſcheint es nicht weniger nothwendig zu ſein, dieſe aufgeſtellte Meinung zu motiviren, und wir betrachten daher die Anſicht, welche Perikles von Athen zur Zeit des Peloponneſiſchen Krieges hatte. Es läßt ſich nicht leugnen, daß jene Zeit die gefährlichſte von ſeiner ganzen Wirkungszeit war; Perikles erkannte ſeine Lage und wußte ſeine Operationen darnach einzurichten. Seit den Perſerkriegen hatte ſich Athen zu einem herrſchenden Staate erhoben, und die Väter hatten den Grund zu ſeiner damaligen Größe gelegt[96]). Aber es waren die Zeitgenoſſen, welche das Vaterland auf dem Höhepunkt erhalten hatten, denn die Macht des Staates erſtreckte ſich jetzt nicht blos auf Attika, über die unterworfenen Hellenen und Bundesgenoſſen, ſondern über das ganze Meer, ſoweit Atheniſche Schiffe vordrangen, und, wenn ſie nur wollten, noch weiter[97]). Solcher Umfang der Herrſchaft brachte Ehre und Auszeichnung; ſelbſt dann, wenn einmal die Sonne des Atheniſchen Glückes unterging, mußte die ſpäte Nachwelt noch das Andenken an die Größe und den Ruhm der Väter bewundern, und zwar, weil nicht ſowol Barbaren als Hellenen Athens Unterthanen waren[98]). Aber der Staat verdiente auch ſeine Macht, denn die Verfaſſung des Landes war keiner fremden nachgebildet, ſondern aus dem Geiſte der Nation hervorgegangen, und konnte allen übrigen Staaten des freien Hellas zum Muſter dienen. Die Regierung war Gemeingut und vor dem Geſetze ſtand jeder dem Anderen gleich. Aber nicht war die Perſon des einzelnen Bürgers in dem Begriffe des Staates untergegangen, ſondern bei Beſetzung der Staatsämter war perſönlicher Werth und perſönliche Auszeichnung der Maßſtab, und nie war da von Vorrechten einer privilegirten Kaſte die Rede. Der einzelne Bürger aber war an und für ſich frei und ſeine Bewegungen waren nicht, wie das zu Sparta geſchah, vom Nachbar mit neidiſchen Augen betrachtet. Dabei war aber das Leben der Athener geſetzlich und gehorſam der Obrigkeit, namentlich wurden aber diejenigen Geſetze beobachtet, die zum Schutze der Gekränkten gegeben waren, und ſelbſt das ungeſchriebene Geſetz, deſſen Beachtung zwar nirgends erzwungen werden kann, aber deſſen Verletzung mit ewiger Schande gebrandmarkt wird, galt in Athen für heilig und unverletzlich[99]). Zugleich war das Leben der Athener auch angenehm, weil der Staat durch öffentliche Bauten, durch Feſte und Kampfſpiele nicht nur für die Erholung und Erheiterung des abgeſpannten Geiſtes geſorgt hatte, ſondern auch die glücklichen Verhältniſſe des Landes eine leichte und bequeme Befriedigung aller Bedürfniſſe durch die Erzeugniſſe des Auslandes gleichwie der Heimath zu Wege gefördert hatten[1]). Was nun den Krieg betrifft, ſo öffnete Athen dem Fremden gern das Thor, und es ſetzte ſeine Hoffnungen nicht auf künſtliche Vorbereitungen, nicht auf Berückung und Fehler des Feindes, ſondern auf die eigene Thatkraft. Ohne daß der Jüngling ängſtlich und mühſam in dem geübt war, was erſt für Männer ſich ziemet, beſtand er dennoch ohne große Sorgen, wenn der Feind ſich näherte, nicht minder große Gefahr[2]). Auch der Sinn für Schönheit und Künſte fand in Athen reichliche Nahrung, und zwar ohne großen Koſtenaufwand, und ohne daß das kräftige Geſchäftsleben dadurch ſeines Ernſtes entwöhnt und entnervt wurde, und nicht minder der Sinn für Wiſſenſchaft. Der Reichthum diente in Athen nicht zum Schmucke der Rede und zur Großpralerei, er war nur Fundament der That. Dort brachte nicht das Bekenntniß der Armuth Schande, wol aber der Mangel an Anſtrengung, ſie zu entfernen. In Athen war Niemand, der

94) *Athen.* XIII. p. 589. *Diog. Laert.* II, 3; 12. *Diod.* XII, 39. 95) *Thuc.* I, 127. *Plut.* V. Pericl. c. XXXIII. 96) *Thuc.* II, 36.

97) *Thuc.* II, 62. 98) *Id.* II, 64. 99) *Id.* II, 37. 1) *Thuc.* II, 38. 2) *Id.* ib.

Digitized by Google

nicht neben Sorge für ſeine Privatangelegenheiten zugleich den thätigſten Eifer und die regſte Theilnahme für den Staat an den Tag gelegt hätte, und dort allein galt derjenige, welcher ſich um den Staat nicht bekümmerte, für unbrauchbar. Angewandte Thatkraft war Beurtheilung deſſen, was geſchehen ſollte, genaue Kenntniß der Verhältniſſe und deshalb nicht weniger muthvoller Thatendrang unterſtützten ſich gegenſeitig, wie ſonſt nirgends, Hilfe und Dienſtleiſtung ſpendete man dem Freunde nicht nach dem Maßſtabe empfangener Wohlthaten, man berechnete nicht den Nutzen, wartete nicht auf Erwiederung, vertrauensvoll auf eigene Kraft ſchritt der Athener muthig fort auf dem Wege des Edelmuths[3]. Athen, als Ganzes, bot das Bild einer Erziehungsſchule für Hellas, und die einzelnen Individuen Muſter anmuthsvoller Handlung ihrer Perſönlichkeiten in den mannichfaltigſten Geſtalten[4]. Dieſe Vorzüge des Atheniſchen Staates bildeten das Fundament ſeiner Macht, ſie war verdient, ihr Glanz ſtrahlte über ganz Hellas hin, und ſie bedurfte keinen Homer, da ſie überall ſich Trophäen, ſowol des Wohlwollens als des Zornes aufgerichtet hatte[5]. Wollte aber Athen ſeine Größe behaupten, ſo durfte es ſich ſeiner Herrſchaft nicht entäußern[6]. Mit ihr mußten alle ihre Vorzüge, alles Glück der Nation untergehen, und ſo galt denn jede ſie bedrohende Gefahr den Privatintereſſen jedes einzelnen Atheniſchen Bürgers: Exiſtenz von Athen, wie es nun einmal war, beruhte darauf, und daher mußte jede Gefahr um ſo bedeutender erſcheinen, da es hier nicht blos um Herrſchaft und Selbſtändigkeit ſich handelte[7]. Wer alſo Athens Herrſchaft angriff, mußte mit entſchiedener Gegenwehr abgewieſen werden, die Lacedämonier hatten ſie zu wiederholten Malen angetaſtet, und wenn ſie jetzt auch nur ein Kleines, die Beendigung des Druckes gegen Megara, foderten, ſo wagten ſie es, dadurch Befehle gegen Athen auszuſprechen und die Atheniſche Macht gegen die ſpartaniſche herabzuwürdigen. Freilich war es in den früheren Verträgen der Athener mit der Peloponneſiſchen Bundesgenoſſenſchaft feſtgeſetzt, daß vorkommende Streitigkeiten auf dem Wege Rechtens ſollten beigelegt werden[8]. Jetzt aber verlangte man Demüthigung und Erniedrigung der Atheniſchen Herrſchaft, gab man den Foderungen Sparta's nach, ſo verrieth man die eigene Schwäche, und mußte die Nachfolge größerer Foderungen vorausſehen[9]. Man wußte, daß der Feind von ſeinen Foderungen nicht ablaſſen würde, aber jede einzelne erſchien als Befehl und Verletzung der Größe der Nation. Dieſe aber konnte und wollte Athen nicht aufgeben, wenn ſeine Bürger nicht Allem, was ihnen lieb und werth geworden war, untreu werden, wenn ſie ſich nicht ſelbſt aufgeben wollten. So mußte Athen ſeiner Ahnen, ſeiner Vorzüge, ſeiner ſelbſt würdig bleiben, durch kraftvolle That ſeinen Muth entfalten, und um jeden Preis die Größe des Staats aufrecht erhalten, mit einem Worte, der bevorſtehende Krieg war ein bedeutſamer Vertheidigungskampf gegen Sparta und den Peloponneſiſchen Bund und nun und nimmermehr aus bloßer Siegesluſt und Streitſucht hervorgegangen[10]. Solche Anſichten hatte Perikles über die Vorzüge ſeines Staates, und ſeine Stellung zu den übrigen Hellenen von ſeinem Werthe und Berufe, für die einmal errungene Höhe zu ſtreiten, von der Nothwendigkeit endlich der Behauptung des einmal genommenen Standpunktes.

Wenn er nun die Kräfte ſeines Staates mit denen des Peloponneſiſchen Bundes verglich, ſo mußte er vielfache Mängel in den ſpartaniſchen Einrichtungen entdecken, deren Vorwurf ſeine Vaterſtadt nicht traf, und manches Lobenswerthe dagegen in Athen, das Sparta nicht aufzuweiſen hatte[11]. Athens Stärke beruhete auf ſeiner Seemacht, den Bundesgenoſſen und dem Reichthume an Mitteln. Seine Flotte die beſte, größte und in ihrer Güte weder bald erreichbar noch beſiegbar, die Bemannung beſtand nicht aus Söldnern, ſondern Atheniſche Bürger lenkten und bedienten ſie, und dieſer ſo beſtellten Stärke konnte keine Macht der Erde, weder der perſiſche König, noch ſonſt ein Volk entgegentreten[12]. Namentlich in finanzieller Hinſicht waren die Bundesgenoſſen zu beachten[13], und reiche Vorräthe in einem langen Kriege im Augenblicke der Entſcheidung ein bedeutendes Moment für den Sieg[14]. Die jährlichen Einkünfte Athens beliefen ſich auf **1000** Talente, damals eine bedeutende Summe[15]. Die Lakedämonier dagegen waren ohne Privat- und Staatsvermögen, verſtanden ſich auch nicht auf lange und überſeeiſche Kriege. Von einer Seemacht war bei ihnen gar keine Rede, und Landheere konnten ſie auch nicht oft abſenden, weil ein öffentlicher Schatz ihnen abging. Dazu kam, daß die Peloponneſier nie ſchnell zu Werke gehen konnten, da es ihnen an einem Bundesrathe fehlte. Und ſelbſt wenn die Deputirten des Bundes einmal zuſammenkamen, ſo war das gemeinſchaftliche Beſte doch ſtets ihre geringſte Sorge, da ihr charakteriſtiſches Merkmal egoiſtiſche Gleichgültigkeit war[16]. Am meiſten jedoch mußte ihnen der Mangel an Geldvorräthen hinderlich ſein, da ihre Mittel, ſolche zu erhalten, ſehr langſam waren, und hatten ſie endlich Geld zuſammengebracht, ſo war meiſtentheils ſchon der günſtige Zeitpunkt vorüber[17]. Eine Belagerung brauchte Athen nicht zu fürchten, und kam einmal eine ſolche zu Stande, welches bei den Atheniſchen Gegenanſtalten ſehr ſchwierig war, ſo konnte man allerdings die Verheerung des Landes und Ausreißerei der Sklaven vorausſehen, aber dann blieb die Seeſeite noch immer frei, eine Atheniſche Flotte konnte nach dem Peloponnes ſegeln, die Bemannung ſich im Herzen des feindlichen Landes verſchanzen und die Spartaner zwingen, auf Wahrung der Grenzen bedacht zu ſein[18]. Dazu kam, daß Athen Kenntniſſe vom Seekriege, Sparta nur vom Landkriege hatte; jenes konnte

3) *Thuc.* II, 40. 4) *Id.* II, 41. 5) *Id.* ib. 6) *Id.* II, 63. 7) *Id.* II, 63. 8) *Id.* I, 115. 9) *Id.* I, 146.

10) *Thuc.* I, 141. 11) *Id.* ib. 12) *Id.* 142. 143. 13) *Id.* I, 144. 14) *Id.* II, 13. 15) *Xen.* Anab. VII, 1. 27. Böckh Staatsh. I, 465. 16) *Thuc.* I, 141. 17) *Id.* I, 142. 18) *Id.* ib.

Digitized by Google

ſeine Erfahrungen für den Krieg auf dem feſten Lande benutzen, dieſes konnte aber ſchwerlich ſo ſchnell die Künſte des Marineweſens erlernen [19]). Dagegen konnte Sparta Tempelraub an Olympia und Delphi begehen, und durch Verheißung größeren Lohnes die fremden Seeſoldaten an ſich ziehen, aber auch dann war Athen überlegen, ſo lange es nur mit ſeinen Bürgern und Metöken ſeine Schiffe bemannen konnte. Und außerdem ſtand zu vermuthen, daß die Fremden den Lockungen nicht ſo leicht folgen würden, da ein größerer Sold auf mehre Tage doch keine ſichere Ausſicht auf künftiges Wohlergehen bot [20]). Aber auch das ſpartaniſche Landheer hatte Athen nicht zu fürchten, dieſes konnte nur den Attiſchen Continent verheeren, und das war der unbedeutendſte Theil des Gebietes [21]). In Sparta dagegen machte den wichtigſten Theil der Landbeſitz aus, und den Athenern bot die Flotte den Weg dazu dar. Ebendieſe Flotte hatte auch den Attiſchen Länderbeſitz verdoppelt, auf den Inſeln, auf dem Continent wehte die Attiſche Fahne, denn die Herrſchaft des Meeres war ſchrankenlos [22]). Bei dem Kriege war alſo Athen im weſentlichen Vortheil, denn durch ſeine Seemacht konnte es das Wichtigſte von Sparta, das Land verheeren, Sparta dagegen vermöge ſeiner Landmacht nur den unweſentlichſten Theil von Athen, die Attiſchen Fluren. Und zur Vertheidigung der Stadt ſelbſt hatte Athen eine bedeutende Landarmee, und für die Befeſtigung war hinlänglich geſorgt worden [23]).

Der Sinn und der Ideenkreis beider Nationen war ferner ſo ſehr verſchieden, daß Perikles unmöglich es verkennen konnte. In Athen fand er nichts von jener blinden Hoffnung, welche grade bei Mittel- und Rathloſigkeit ſich geltend macht, und ſo oft glücklichen Erfolg träumt; der Athener blickte vertrauensvoll mit ſiegreich ſtolzem Auge auf den Gegner, und handelte ſicher in der Stunde der Gefahr. Sein gutes Urtheil über die innere Kraft faßte die Natur der Handlung ſtets richtig auf und vermochte den Erfolg im Voraus zu beſtimmen [24]). Was nun den Krieg ſelbſt betrifft, ſo war es allerdings unumgänglich nothwendig, daß die Athener ſich ganz und gar als Inſelvolk betrachteten. Das mußte alſo der Maßſtab für die Schützung ihrer Güter, für ihr Benehmen, ihre Politik und Handlungsweiſe im Kriege ſein. Wären ſie es ganz geweſen, ſo hätte Sparta ſie gar nicht erreichen können. Jetzt mußte ſich der Athener der Sorge und Wehklage um ſein Beſitzthum in Attika entſchlagen, mußte die See und die Bundesgenoſſen mit aufmerkſamen Augen betrachten, durfte ſich in keine Feldſchlacht einlaſſen, welche die ſchwache Seite der Nation verrathen konnte, und endlich mußte das Leben und das Blut der Attiſchen Bürger ſoviel als möglich geſchont werden [25]). Und hielt der Demos nur ſeine Leidenſchaften im Zaume, ſetzte er nie und zu keiner Zeit das vorgeſteckte Ziel, Behauptung der beſtehenden Macht aus den Augen, dachte er namentlich bei etwanigem Kriegsglück nicht an neue Eroberungen, ſo konnte Athen der Sieg nicht fehlen [26]).

19) *Thuc.* I. 142. 20) *Id.* I, 143. 21) *Id.* II, 62 22) *Id.* I, 115. 23) *Id.* II, 13. 24) *Id.* II, 62. 25) *Id.* I, 143. 26) *Id.* I, 144.

So dachte vermuthlich Perikles über Athens politiſche Kraft, Stärke und Vertheidigungsweiſe, denn wenn es auch Thukydides iſt, der uns dieſe Hauptgedanken mittheilt, ſo iſt es doch gewiß, daß er uns darin ſchlicht und redlich das politiſche Glaubensbekenntniß des Perikles aufbewahrt hat. Der gewiſſenhafte Schriftſteller ſagt ausdrücklich: Solches ſprech' er und Anderes dergleichen, deſſen er ſich immer bediente, um die Athener von ihrem Übergewichte und ihrem Siege über die Peloponneſier zu überzeugen [27]). Der Vertheidigungsweiſe gedenkt aber Thukydides [28]) alſo: Sie ſollen ruhig ſein, das Seeweſen in Acht nehmen, nicht neue Herrſchaft wollen, nicht mit der Stadt Gefahr ſpielen, das werde, ſagte Perikles öfters, Sieg bringen.

Seit langer Zeit war keine ſpartaniſche Geſandtſchaft mehr zur Ausgleichung der Mishelligkeiten in Athen erſchienen, ſchon war aller wechſelſeitige Verkehr abgebrochen, und durch die Überrumpelung Platäa's von Seiten der vorſchnellen Thebaner dem Mistrauen das Zeichen offener Feindſchaft gegeben worden. Im Frühlinge von Ol. 87, 2, oder des Jahres 431 v. Chr., fanden auf beiden Seiten die thätigſten Rüſtungen zum Kriege ſtatt; überall traf man Maßregeln, welche auf große Dinge ſchließen ließen, und ganz Hellas harrte deſſen, das da werden ſollte. Die Epheben aller Staaten, welche den Krieg nur aus dem Munde der Väter kannten, waren voll Hoffnung und Siegesmuth [29]). Die Peloponneſier verſammelten ſich auf dem Iſthmus zur Eröffnung des Krieges, doch ehe ſie einen Angriff wagten, ſchickten ſie auf den Rath des Archidamos eine letzte Geſandtſchaft nach Athen, ob es jetzt, wo die Foderungen mit den Waffen in der Hand wiederholt wurden, ſich nachgiebiger finden laſſen werde [30]). Da redete aber Perikles und zeigte, daß ſich jetzt Sparta das Anſehen einer Gebieterin, einer Zwingherrin von Athen gebe, daß ſie erſt in die Heimath zurückkehren müßten, wenn noch Unterhandlungen gepflogen werden ſollten [31]). So wurden die Geſandten nicht angehört und mußten noch ſelbigen Tages über die Grenze zurück [32]). Daß Perikles ſeine Güter dem Staate geſchenkt hatte, weil er bei ſeiner Gaſtfreundſchaft mit Archidamos vermuthen mußte, daß die Feinde ſein Eigenthum verſchonen würden, iſt oben erwähnt. Jetzt bewog er die Athener mit Weib und Kind und allem tragbaren Eigenthum, in die Stadt zu wandern, das Zug- und Laſtvieh dagegen nach der nahen Euböa und den andern benachbarten Inſeln zu ſchaffen [33]). Schnell wurden jetzt die Bundesgenoſſen zuſammengezogen und eine Flotte von 100 Segeln zum Einfalle in den Peloponnes ausgerüſtet [34]). Als aber nun die Verwüſtung der Fluren das Herz der Landleute betrübte, blieb er, ungeachtet ihrer ſtürmiſchen Ungeduld, unbeugſam und kalt gegen den Spott, den ſie gegen ſeine Perſon ausſtießen. So lange freilich die Feinde, welche im Sommer 431, als das Ge-

27) *Thuc.* II, 13. 28) II, 65. 29) *Id.* II, 1—6. 1, 146. *Diod.* XII, 41. 42. 30) *Thuc.* II, 7. 8. 31) *Id.* II, 12. 32) *Id.* II, 10, 12. 33) *Id.* II, 13, 14. 34) *Id.* II, 17.

Digitized by Google

treibe in voller Blüthe ſtand, langſam und zögernd eingefallen waren, und nur die Gegend von Eleuſis und die thriaſiſche Ebene verwüſtet hatten, verhielten ſich die Athener ziemlich ruhig und gaben ſich der thörichten Hoffnung hin, daß die Feinde nicht weiter dringen würden [35]). War doch der König Pliſtoanax vor einigen Jahren auch nicht weiter gekommen [36]). Als ſie aber ſahen, daß die Feinde ſich näherten und ſich nicht bei der Verheerung der Grenzen beruhigten, daß ſie bis Acharnä vorgerückt waren, einen nur 60 Stadien von Athen entfernten Demos, war ihre Geduld zu Ende [37]). Es kam ihnen entſetzlich vor, daß ſie ruhig die Verwüſtung ihrer Felder anſehen ſollten, zumal da die Jüngern ſolchen Anblick noch nie, nur die Greiſe Ähnliches im perſiſchen Kriege erlebt hatten. Zwar ſetzten ſich jetzt die Beſſern und Vernünftigern der Nation den tollkühnen Wünſchen der Epheben entgegen, aber wer vermag den toſenden Sturm zu beſchwören? Bald entſtanden Parteien, und Propheten und Gaukler nährten die Wünſche der jungen Männer. Namentlich aber waren die Acharner, welche ſich für den wichtigſten Theil der Nation hielten, über die ungeſtrafte Verheerung ihrer Länderei ungehalten, ſchoben alle Schuld und alles Unglück auf Perikles, vergaßen ganz und gar, was er ihnen vorhergeſagt hatte, und ſcheueten ſich nicht, in ſeiner Gegenwart Schmähungen gegen ihn auszuſtoßen. Er ſei ein ſchöner Feldherr, der ſich fürchte ein Heer gegen den Feind zu führen [38]). Freilich ſah Perikles die Aufregung der wahnſinnigen Menge, aber ſeinem Geiſte entging es auch nicht, wie gefährlich der Kampf mit 60,000 ſchwerbewaffneten Feinden, wie ſehr er für das Schickſal der Stadt entſcheidend werden könnte, darum berief er keine Volksverſammlung, noch ſonſt eine Zuſammenkunft, ſorgte dagegen für die Sicherheit der Stadt, verdoppelte die Wachen, und dachte an ſchnelle Ausführung des Planes, den er als den einzig richtigen erkannt hatte, und zwar unbekümmert um das Geſchrei und das Murren der Menge, hart gegen die Bitten ſeiner ihn beſtürmenden Freunde, trotzig endlich gegen die Schmähungen des Gärbers Kleon, der damals das Volk gegen Perikles aufzuwiegeln ſuchte, um ſich ſelbſt auf unwürdige Weiſe in die Volksgunſt hineinzuſtehlen [39]). Doch ſchickte Perikles täglich eine Anzahl Reiter aus, damit die in der Nähe der Stadt liegenden Landgüter nicht beſchädigt würden, und ſegelte noch während der Zeit, als die Peloponneſier in Attika verheerend umherzogen, mit einer Flotte von 100 Segeln in die Heimath des Feindes. Doch blieb er ſelbſt zu Hauſe und ließ die Stadt nicht aus den Augen, bis das feindliche Heer ſich entfernt hatte [40]). Ohne Zweifel war es Perikles, welcher die Athener veranlaßte, eine zuverläſſige Wache zu Lande und zu Waſſer während der ganzen Kriegszeit anzuordnen, zweitens aber den ſehr vernünftigen Beſchluß zu faſſen, daß von den auf der Akropolis befindlichen Geldern 1000 Talente ausgeſchieden und für den einzigen Nothfall aufbewahrt werden ſollten, daß die Feinde der Hauptſtadt ſelbſt mit einer Flotte Gefahr brächten, und daß derjenige des Todes ſchuldig ſei, wer dagegen ſpreche oder eine Abſtimmung dagegen zulaſſe. Ferner wurde noch beſchloſſen, daß jährlich die beſten hundert Schiffe mit ihren Hauptleuten abgeſondert, nur für dieſe Gefahr aufgeſpart werden ſollten [41]). Die von Perikles abgeſandte Flotte erhielt noch von Kerkyra und ſonſt Verſtärkungen [42]), und beunruhigte und verheerte eine große Strecke Landes im Peloponnes [43]). Außerdem ließ Perikles noch in demſelben Sommer die Ägineten von ihrer Inſel vertreiben und Atheniſche Coloniſten dahin verpflanzen, nicht nur, weil dieſer alte Feind der Attiſchen Nation die Hauptſchuld des gegenwärtigen Krieges trug, ſondern namentlich, weil Athen ſehr daran gelegen ſein mußte, eine ſo nahe am Peloponnes gelegene Inſel mit Athenern beſetzen zu können [44]).

Im Herbſte des Jahres fiel Perikles ſelbſt mit nicht unbedeutender Macht in das benachbarte Megaris ein, vereinigte ſich ſchnell mit den Truppen der aus dem Peloponnes heimkehrenden Flotte und kehrte erſt nach Attika zurück, nachdem er einen großen Theil des Landes wüſte gelegt hatte [45]).

Im folgenden Jahre fielen die Feinde wieder in Attika ein, und weil man ſie bisher nicht ſehr geſtört hatte, ſo ſuchten ſie die Fluren noch ärger heim, aber nichts vermochte Perikles' Grundſätze wankend zu machen, er verfolgte ruhig und unbeugſam die bewährt geſundene Politik [46]). Er war davon überzeugt, daß die Athener ebenſo wie im vorigen Jahre ſich nicht gegen die Feinde hinaus wagen dürſten [47]). Dagegen führte er die Flotte wieder nach dem Peloponnes, um Repreſſalien zu nehmen [48]). Aber bald ſollten Dinge in Athen geſchehen, die Perikles nicht hatte vorausſehen können; troſtloſe Tage begannen durch die bisher noch nie empfundene Wuth der ſchrecklichen Peſt, welche von Thukydides [49]) ebenſo würdig als einfach beſchrieben worden iſt. Bald erſchien jede menſchliche Geſchicklichkeit gegen die Macht der Krankheit als ungenügend, die innigſten und heißeſten Gebete in den Tempeln blieben unerhört, jede Zuflucht zu den Orakeln, Wahrſagern und Opfern und andere Mittel der Art waren vergeblich geweſen, die Peſt ſpottete aller Heilungsarten und Verpflegungsmethoden ohne Unterſchied. Der Nationalcharakter, ſo leicht er ſich ſonſt zu edlen Ideen aufſchwingen konnte, wurde dadurch gelähmt, das Volk erlag unter dem Unglück. Schnell wurden die abſcheulichſten Dinge vollbracht, alles Heilige und jede Pflicht aus den Augen geſetzt, nur der eine Gedanke, des entſetzlichen Druckes los zu werden, beſtimmte die Menſchen zum Handeln, nirgends mehr ein Gefühl frommer Scheu gegen die Gottheit, nirgends eine Berückſichtigung menſchlicher und geſchriebener Geſetze [50]). Der Gedanke an die Ehre des Staates verlor ſich aus den Seelen und alle

35) *Thuc.* II, 19. 36) *Id.* II, 21. I, 114. 37) *Id.* II, 21. 38) *Id.* II, 21. 39) *Id.* II, 22. *Plut.* V. Pericl. c. XXXIII. 40) *Thuc.* l. c. *Plut.* l. c.

41) *Thuc.* II, 22. 42) *Id.* II, 23. 43) *Id.* II, 23, 24. *Plut.* V. Pericl. c. XXXIV. 44) *Thuc.* II, 23. 45) *Id.* II, 31. *Plut.* V. Pericl. c. XXXIV. 46) *Thuc.* II, 35, 37. 47) *Id.* II, 35. 48) *Id.* II, 37. 49) II, 47 sq. 50) *Id.* II, 52.

Digitized by Google

Begeiſterung, mit der man den Krieg begonnen hatte, war dahin [51]). Beweis dafür iſt die Geſandtſchaft, welche um Frieden bitten ſollte [52]). Kann man ſich wundern, wenn das Volk in ſolcher namenloſer Noth auch ſeine Geſinnungen gegen Perikles änderte? Laut klagte man ihn an als den Urheber des Kriegs, zumal er alle Schuld trug an der Art und Weiſe, wie er geführt wurde. Er hatte alles Volk vom Lande in die Mauern getrieben, und doch brauchte er die Menſchen nicht. Er hätte ſie in einen Käfig eingeſperrt und laſſe ſie erſticken an der Seuche, ohne ihnen die geringſte Veränderung, die ſpärlichſte Erholung zu gönnen [53]). Perikles dagegen, dem ſolche Stimmung des erzürnten und aufgeregten Volkes nicht auffallend war, hatte zwar nicht verhindern können, daß ſie Lakedämon zagend und doch vergeblich um Frieden anſprachen, jetzt aber in der gräßlichſten Noth beſtieg er die Rednerbühne und hielt eine energiſche Strafrede an das entartete Volk [54]), und zog es jetzt vor, aller ſeiner Würden beraubt, zu einer bedeutenden Geldſtrafe verurtheilt zu werden, um nur nicht einen Finger breit von ſeinen alten und bewährten Grundſätzen abweichen zu müſſen [55]). Bald jedoch ergriff die Athener die bitterſte Reue, und wiewol noch zagend wegen der gräßlichen Gegenwart, kehrten ſie dennoch wieder zu ihm zurück, gaben ſeinen Vorſtellungen über die Leitung der öffentlichen Dinge Gehör, und erkannten, daß er das Beſte gerathen habe [56]). Ungeſtört in ſeinen politiſchen Operationen ging er jetzt den einmal betretenen Weg fort, bis er im Herbſte 429 ſelbſt zum Unglücke der Nation ein beklagenswerthes Opfer der Peſt fiel [57]).

Es ſcheint noch nothwendig, die Handlungsweiſe des Perikles einer näheren Betrachtung zu würdigen. Der Mittelpunkt der Perikleiſchen Politik war der Grundſatz, daß Athen ein mächtiger über Hellenen herrſchender Staat, daß dieſe verdiente Macht die Bedingung aller ſeiner Vorzüge ſei, und daß dieſer Preis ſeiner Anſtrengungen auf dem errungenen Höhepunkle behauptet werden müſſe. Für dieſe Idee lebte und ſtarb er, ſie begeiſterte ihn und erhielt ihn auch dann noch aufrecht, als man ſchon der Verzweiflung erlegen war. Dieſe Idee war der Maßſtab ſeines Lobes und Tadels, wie viel nämlich jeder für die Größe und den Glanz der Nation gethan oder unterlaſſen hatte, darum pries er die Väter, daß ſie mit ihrem Schweiß und Blut die Herrſchaft erkämpft hätten, darum feiert er die noch lebende rüſtige Kraft ſeiner Zeitgenoſſen, weil ſie das ererbte Gut befeſtigt und erweitert hatten, darum erhebt er durch ſeine Gedächtnißrede die für's Vaterland Gefallenen, weil ſie irdiſchen Gewinn und friſchen Lebensgenuß dem Heldentod für's Vaterland nachſetzten [58]). Den höchſten Glanzpunkt und die größte Ehre ſeiner Nation ſetzt er darein, daß ſie ein Hellenenvolk nicht ſowol über Barbaren, als über ſtammverwandte Hellenen herrſche, das heißt über ein Volk, welches durch Geſittung und Bildung alle Nationen der Erde übertraf, indem ein ſolches Volk in Feſſeln zu ſchmieden und in Knechtſchaft zu behaupten ebenſo ſchwer und gefahrvoll als ruhmvoll und ehrbringend ſei [59]). Schwerlich wird nun freilich Perikles eben viele kummervolle Nächte darum durchwacht haben, ob er, wo es Erweiterung der Atheniſchen Herrſchaft galt, Gerechtigkeit und Billigkeit gegen die Nachbarſtaaten dem offenbaren Gewinn vorzuziehen habe. Er erkennt es ſelbſt an, daß die Art und Weiſe, wie der Atheniſche Principat gegründet ſei, ein offenbares Unrecht wäre, denn Thukydides läßt ihn [60]) ſagen: Ihr Alhener habt Eure Herrſchaft bereits wie eine Tyrannis, welche erworben zu haben vielleicht unrecht iſt. Sonſt aber läßt er kein Wort verlauten über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der Stellung Athens, und ebenſo wenig ein Wort über die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit der Klagen der unterdrückten Völker. Perikles war ganz Athener. Er preiſt die Athener glücklich wegen der Erweiterung ihrer Macht, kann ſie aber auch daher nicht genug auffodern, die erkämpfte Herrſchaft aufrecht zu erhalten [61]). Aber ihm, dem ſelbſtſüchtigſten aller Athener, konnte es nicht in den Sinn kommen, bei der Beurtheilung des Zuſtandes der Bundesgenoſſen denſelben Maßſtab anzulegen, und er ſcheint faſt zu glauben, daß die Bundesgenoſſen da ſind, um ſich an dem Glanze Athens zu weiden und bei ihrem Anblick den Gegenſtand ihrer Klagen, das Unglück des eigenen Vaterlandes verſchmerzen und vergeſſen müßten [62]). So erſchienen die Angriffskriege, welche die Atheniſche Herrſchaft zu erweitern und zu befeſtigen, unter ſeinen Auſpicien geführt wurden, als Vertheidigungskämpfe, als Nothwehr, mochten ſie nun von Hellenen oder von Barbaren veranlaßt ſein [63]). Wer Athens Macht widerſpicht, wer ihr hindernd im Wege ſteht, mußte demnach, Perikles' Anſicht zufolge, die härteſte Strafe verdienen, ſobald dieſe nur von Zeit und Umſtänden erlaubt war, es ſollte ſich Alles vor dem Alheniſchen Scepter beugen, und vor ſolchem Richterſtuhle fand der Hellene natürlicherweiſe nicht mildere Beurtheilung als der Barbar. Sparta's Klagen vor dem Peloponneſiſchen Kriege waren größtentheils gerecht, dem Atheniſchen Staatsmann dagegen mußten ſie als rohe Ausbrüche des Neides und niedriger Eiferſucht auf das Glück ſeiner Nation erſcheinen, und die Motive ihrer Klagen erſchienen ſeinem Herzen nur als Vorwand, nur als Beſchönigung eigenen Unrechts [64]). Zwar entgegnet er den lakoniſchen Geſandten, Athen ſei bereit, einem Theile der unterjochten Hellenen Freiheit und Selbſtändigkeit zurückzugeben, aber er thut dies unter einer Bedingung, von der er vorher weiß, daß die Spartaner ſie nicht eingehen, daß ſie nämlich zuvor ihren Städten eine zwar beliebige, aber von lakoniſcher Verwaltung und Verfaſſung unabhängige Conſtitution geben ſollten [65]). Geſetzt aber auch die Spartaner hätten ihre Städte freigegeben, die autonomen Atheniſchen Bundesgenoſſen wür-

51) *Thuc.* II, 57. 52) *Id.* ib. 53) *Id.* II, 59. *Plut.* V. Pericl. XXXIV. 54) *Thuc.* II, 59—64. 55) *Id.* II, 63. *Plut.* V. Pericl. c. XXXV. 56) *Thuc.* II, 63. *Plut.* V. Pericl. c. XXX, 17. 57) *Thuc.* II, 63. 58) *Id.* II, 41.

59) *Thuc.* II, 64. 60) II, 63. 61) *Id.* II, 41. 62) *Id.* ib. 63) *Id.* II, 35. 64) *Id.* II, 64. I, 140. 65) *Id.* I, 144.

Digitized by Google

den nicht geringere Steuern bezahlt haben als zuvor, da ſie abhängig waren. Daß die Bundesgenoſſen ungern dienten, ſchien ihm ganz natürlich zu ſein, ihm kam es nur darauf an, ihren Abfall auf jede Weiſe unmöglich zu machen. Daher ſeine ernſthaften Warnungen an die Athener, ſich doch ja keine Blößen zu geben, damit jede ſchwache Seite der Hauptſtadt den Bundesgenoſſen in dichten Nebel verhüllt bleibe, daher ſeine ſchnelle und blutige Rache jedesmal, wenn eine Stadt vom Bunde ſich zu trennen verſuchte. Aber nicht der blutgierige Rachegeiſt eines Kleon belebte Perikles, ſondern nur die feſte Überzeugung, daß ſo zu handeln nothwendig ſei. Und nimmt man wenige nothwendig ſtrenge Maßregeln aus, ſo hielt er ſich ſtets in den Schranken, die durch ererbte Sitte vorgeſchrieben waren. Wo er aber entſchiedenes Auftreten nothwendig erachtete, da vermied er auch nicht den böſen Schein, es war ihm gleichgültig, wie und mit welchen Augen er beurtheilt wurde. Überhaupt möchte es ſchwerlich einem Athener des Perikleiſchen Zeitalters eingefallen ſein, die Maßregeln, welche die Behauptung der Herrſchaft erheiſchte, zu entſchuldigen, und die Atheniſchen Geſandten hatten nur dafür zu ſorgen, daß auch die Fremden die Verhältniſſe mit Atheniſchen Augen betrachteten, redeten von den Verdienſten der Atheniſchen Nation um die ganze griechiſche Welt, wie ihre Herrſchaft auf Nichts als auf ihren und der Väter Verdienſten beruhe. Die Perſerkriege, ihre dort erworbene Ehre, ihre einſichtsvollen und für Hellas ſo heilſamen Plane ſeien die Baſis ihrer Stärke, nicht hätten aber Gewalt oder Zwang ſie begründet oder befeſtigt. Anfangs ſei die Helleniſche Hegemonie in den Händen Sparta's geweſen, bald hätte man aber allgemein eingeſehen, daß jene Stadt der übernommenen Rolle nicht gewachſen ſei, der Zufall habe ſie damals an Athen übertragen, und die drohende Gefahr die einzelnen Helleniſchen Staaten bewogen, ſich der Atheniſchen Führung anzuſchließen. Anfangs wäre es die Sicherheit der Nation geweſen, dann ihre Ehre, endlich ihr Vortheil, der ſie gezwungen habe, die Herrſchaft zu behaupten[66]).

Die größte Vertheidigung aber der Perikleiſchen Politik ſcheint mir darin zu liegen, daß Thukydides nirgends auch nicht den leiſeſten Tadel gegen ſie, noch über ſein Verfahren gegen die Bundesgenoſſen äußert, und doch wird Thukydides zu den edelſten Charakteren ſeiner Zeit gehören. Aber auch die Nichtathener ſprechen ſich auf ähnliche Weiſe aus. Sagt doch der Syrakuſaner Hermokrates[67]) „unter den Verhältniſſen, welche für die Athener eingetreten wären, dürfe man ihnen ihre Eroberungsſucht nicht verdenken, noch dürfe man ihre Neigung zu herrſchen hart tadeln, weil es in der menſchlichen Natur liege, daß man über diejenigen herrſchen wolle, welche ſich fügten. Ebenſo natürlich ſei es aber auch, daß man ſich ſchütze gegen die angreifende Gewalt, und diejenigen verdienten vorzugsweiſe getadelt zu werden, welche eine zu große Bereitwilligkeit an den Tag legten, ſich zu unterwerfen." Freilich fühlten die Atheniſchen Bundesgenoſſen ſchwer das Joch ihrer Gebieterin, aber die Erfahrung hatte gelehrt, daß ſie weder frei zu ſein, noch zu gehorchen verſtanden, deſſenungeachtet blickten ſie aber in trübes Nachdenken verſunken mit Sehnſucht und mit jenem dem Helleniſchen Charakter ſo eigenthümlichen Selbſtgefühle in die Zeit zurück, wo ſie mit Athen einen Bund eingegangen waren, nicht zur Unterjochung von Hellas, ſondern zur Behauptung Helleniſcher Selbſtändigkeit und Freiheit[68]).

Dieſelben Ideen liegen auch ſeinem Haſſe gegen Sparta und den Peloponneſiſchen Bund und ſeinem Entſchluſſe nur vertheidigungsweiſe zu Werke zu gehen, zum Grunde, als man mit dem Schwerte in der Hand Athens Nachgiebigkeit erzwingen wollte. Leicht zu erklären iſt aber auch die Kriegswuth der meiſten Spartaner gegen Athen. Sie ſahen faſt ganz Hellas jener einen Stadt gehorchen, da mußte jeder einzelne Schritt, der die Herrſchaft erweitern konnte, mit neidiſchen Augen betrachtet werden. Außerdem hatten ja die Spartaner den Aufſoderungen der Bundesgenoſſen Gehör gegeben, es lüſterte ihnen nach dem ehrenvollen Namen Befreier von Hellas, und an vielen Orten mußten ſie ſchon den lauten Vorwurf vernehmen, daß ſie durch Zaudern und Nichterfüllung heiliger Verſprechen viele Hellenen ſchon um ihre Selbſtändigkeit gebracht hatten[69]). So ſehnlich übrigens die Spartaner den Krieg wünſchen mußten, ſo ſuchten ſie doch durch allerlei Ränke und Intriguen die Athener zum Losſchlagen zu bewegen. Jede neue Geſandtſchaft ſteigerte die Foderungen, und am Ende verlangten ſie gar die Freilaſſung aller Hellenen[70]). Die letzte Foderung lag außerhalb des letzten mit Athen auf 30 Jahre geſchloſſenen Waffenſtillſtandes, aber welche ſtarke Idee vermochte ein Volk vom Unrechte zurück zu halten, dem es nur zu gut bekannt war, daß durch eine ſolche Foderung ganz Hellas gegen Athen unter die Waffen gerufen wurde[71])? Bald genug bewieſen freilich die Spartaner, wie wenig es ihnen um Erhaltung der Helleniſchen Ehre und Selbſtändigkeit zu thun, und daß ihre ſchönen Worte nur der Deckmantel für die Befriedigung ihres unnatürlichen Haſſes gegen die jugendliche Nebenbuhlerin ſei[72]). Perikles aber berief ſich auf die Beſtimmungen des J. 445, wo man feierlich feſtgeſetzt und beſchworen hatte, daß vorkommende Streitigkeiten zwiſchen den Theilnehmern des Friedens nicht durch die Gewalt der Waffen, ſondern auf dem friedlichen Wege des richterlichen Spruches beigelegt werden ſollten. Und wahrlich in Sparta's Mauern ſelbſt erhob ſich eine redliche Stimme des würdigen Königs Archidamos, der zuvor eine richterliche Entſcheidung verlangte, wenn der Peloponneſiſche Bund nicht die offenbare Schuld unverzeihlichen Unrechts auf ſich laden wollte. Er ging vorſichtig und gemäßigt zu Werke und machte Sparta namentlich darauf aufmerkſam, daß wenn ſie nicht ſeinen Rath befolgten, ſie leicht als die Urheber eines gräßlichen und langwierigen Kampfes konnten angeſehen wer-

66) *Thuc.* I, 72—78. 67) ap. *Thuc.* IV, 61.

68) *Thuc.* III, 10. 69) *Id.* I, 62. 70) *Id.* I, 126, 129. 71) *Id.* I, 140. II, 8. 72) *Id.* II, 67.

Digitized by Google

den[73]), zumal da die Athener Bereitwilligkeit zur Ausgleichung der Misverhältniſſe an den Tag legten, ſei es unumgänglich nothwendig, daß wegen der Bedrückungen, welche die Bundesgenoſſen erlitten haben wollten, zuvor Geſandte nach Athen abgeſandt würden[74]). Aber was vermochte eine weiſe Stimme gegen die Meinungen der vielköpfigen Menge des Peloponneſiſchen Bundes? Da war allgemeiner Haß, allgemeine Klage gegen Athen offenkundig. Namentlich aber waren es die Korinthier, die nur mit Ingrimm auf ihre gute Vorzeit, die durch die Atheniſche Schiffahrt und Seemacht vernichtet ward, zurückblicken konnten, und ihr mit ſo ſchönen Worten ausgemaltes Mitgefühl für das Unglück der Spartaniſchen Bundesgenoſſen war gewiß nur Nebenſache, wenn ſie es nicht ganz erheuchelten[75]).

Bemerkt man nun die ganze damalige Sachlage von Hellas, ſo wird man begreifen, daß es ſich nicht darum handelte, was die ſpartaniſchen Geſandten in Athen vorgaben, daß dem Ausbruche des Krieges nicht vorgebeugt werden konnte, wenn nicht die Handelsſperre gegen Megara und die Belagerung von Potidäa aufgehoben und die Befreiung Ägina's durchgeſetzt würde. Der damals bevorſtehende Krieg war tief in der Natur der Helleniſchen Menſchen begründet, es war ein Kampf der Principien, der nur zu bald in einen Vernichtungskrieg ausartete. Perikles, dem bei ſeiner Kenntniß der griechiſchen Verhältniſſe die Nothwendigkeit des Krieges täglich einleuchtender werden mußte, beſtand aber, wie Thukydides an vielen Stellen bemerkt hat, auf einem Vertheidigungskriege, und dieſes, ungeachtet ſich überall ſein entſchiedenſter Widerwille gegen Sparta zeigt, während er ſich freute, daß ſein Wunſch, den Spartanern eine ſchimpfliche Demüthigung beizubringen, ſo guten Anklang fand. Aber ſein Haß gegen den Lakonismus war nicht allein das Reſultat politiſcher Erfahrungen, ſondern größtentheils durch die Nothwendigkeit erzeugt. Konnte es ihm verborgen bleiben, wie ſehr er in Sparta gefürchtet und verhaßt war? daß man dort auf jede Weiſe an ſeiner Erniedrigung arbeitete[76]). Dieſen ſeinen Widerwillen gegen Sparta ſpricht er aber überall in ſeinen Reden offen aus, und im ſtolzen Bewußtſein ſeiner eigenen und überhaupt der Atheniſchen geiſtigen Überlegenheit, miſcht er ſeinen Haß mit Verachtung und ſetzt ſich über des Feindes Urtheil hinweg. Weil er nun aber einmal darauf angewieſen war, Sparta zu haſſen, ſo ſuchte er die Stärke des Feindes zu erkennen, ganz unähnlich den Atheniſchen Demagogen der nächſten Jahre. Perikles hatte die Tüchtigkeit der ſpartaniſchen Kerntruppen auf offenem Felde erkannt, er wußte, daß die Söhne der Kämpfer bei den Thermopylen den Vätern an Kraft, Muth und Ausdauer nicht nachſtanden, er wußte, daß er ſich auf die Bundesgenoſſen wenig oder gar nicht verlaſſen konnte, daß ſie jede Gelegenheit zum Abfall benutzen würden, und ſo rieth er denn ſeinen Mitbürgern, ſich nicht in eine offene Feldſchlacht mit dem Feinde einzulaſſen, damit die eigene Schwäche dem Gegner ewig verborgen bleibe[77]). So rieth er überall die größte Ruhe zu beobachten, wo ſie eigene Schwächen bemerkten, dieſe auf alle Weiſe den Augen des Feindes zu entrücken. Warum aber und mit welchem Rechte er ſolches Verhalten rieth, das haben die Erfahrungen der letzten Jahre des Krieges ſattſam dargethan. Selbſt der Vortheil eines Sieges auf dem feſten Lande ſchien ihm die Gefahr eines ſolchen Verſuches lange nicht aufzuwiegen, leicht könnten die Peloponneſier ihre gelichteten Reihen wieder füllen, aber das vergoſſene Blut und die verſchwendeten Menſchenleben der Atheniſchen Bürger ſeien nicht zu erſetzen[78]). Ferner mußte Perikles einſehen, daß die Sorge für den Landkrieg leicht die Augen der Athener vom Seekriege abwenden konnte, was um ſo gefährlicher war, da auf dem Marineweſen Athens die ganze Exiſtenz beruhte. Hat man nun von ſolchem Standpunkte die Principien der abgemeſſenen Perikleiſchen Kriegspolitik betrachtet, ſo wird man ſchwerlich Heeren und ſeinen Nachbetern beipflichten, welche behaupten, daß ſeine Handlungsweiſe eine durch Alter und die gefahrvollen Umſtände zu Wege gebrachte Zaghaftigkeit verrathe. Er wußte, daß er endlich den Sieg erringen würde, wenn er nur bei ſeiner Politik beharrte, aber auch, daß er nur auf ſeine Weiſe ſiegen könnte. Das iſt nicht Altersſchwäche noch Zaghaftigkeit, ſondern nur eine durch die Umſtände gebotene weiſe Vorſicht.

So wenig aber Perikles des Feindes Stärke verkannte, ſo ſehr wußte er auch die Athens zu ſchätzen, welche nach ſeiner Anſicht auf einer dreifachen Baſis beruhte, und zwar auf der ſtarken Heeresmacht, auf den reichen Vorräthen, drittens auf der großen Flotte. Daß Perikles hier nicht übertrieben hat, bezeugt Thukydides[79]). Die Truppenzahl, welche im Herbſte des erſten Kriegsjahrs in Megaris einrückte, war ſehr bedeutend. Perikles' Heer beſtand aus 10,000 Schwerbewaffneten, die aus der Mitte der angeſehenſten Bürger auserleſen, und zu dieſen geſellte er noch 3000 Metöken[80]). Außerdem lagen 3000 Schwerbewaffnete vor Potidäa. Die Contingente der Bundesgenoſſen, welche übrigens an dem Zuge keinen Antheil hatten, waren nicht unbedeutend, um die große Anzahl der Peltaſten gar nicht mitzurechnen. Einen Staatsſchatz hat Perikles in Athen zuerſt geſammelt. Freilich mußten die Bundesgenoſſen das Beſte dazu thun, und wenn Perikles viel einnahm, ſo gab er auch viel aus, deſſenungeachtet aber war die auf der Akropolis aufbewahrte Summe, wenn man auf die damaligen niedrigen Preiſe Rückſicht nimmt, ſehr bedeutend. Zwar trug das Geld, wenn es ſtill lag, keine Zinſen, aber wo wenig Geld im Umlauf iſt, werden die Preiſe auch nothwendig niedriger, und ſo war Perikles auch auf dieſe Weiſe der Wohlthäter der ärmeren Volksclaſſe. Was aber die Seemacht anbelangt, ſo ſtellten ſchon die drei größeren Inſeln Chius, Lesbos und Kerkyra,

73) *Thuc.* I, 79. 81. 74) *Id.* I, 85. *Plut.* V. Pericl. c. XXIX fin. 75) *Thuc.* I, 42. 43. 33. 37. 68. 67. 76) *Id.* II, 13. 126. 137. *Plut.* V. Pericl. c. XXXIII.

77) *Thuc.* IV, 34. 40. 78) *Plut.* V. Pericl. c. XVIII. 79) II, 13. 80) *Thuc.* II, 31.

BIBL. UNIV. GENT

Digitized by Google

welche ſtatt des Tributs Schiffe ſtellten, eine anſehnliche Flotte[81]). Athen ſelbſt hatte beim Ausbruche des Krieges 300 brauchbare Kriegsſchiffe[82]). In ſeiner Anſicht über das Seeweſen hatte er ſich gewiß den Themiſtokles zum Vorbild genommen, der die Einkünfte der Silberbergwerke bei Laurion nicht mehr unter die Bürger vertheilen ließ, ſondern eine Flotte davon herſtellte, und ſo recht eigentlich die Athener auf die See hinaus wies[83]). Aber Themiſtokles that das nur, um ſeine Landsleute gegen einen neuen Anfall von perſiſcher Seite zu ſchützen. Dergleichen brauchte Perikles nicht zu fürchten, er bildete die Idee des Themiſtokles zum Syſtem aus, und ward ſo Begründer der Atheniſchen Thalaſſokratie.

Die moraliſche Kraft des Staates erkannte Perikles in der Individualität der Atheniſchen Bürger. Er hatte ihre Gemüther ſtudirt und that Alles, um ihre Grundſätze in ihrer urſprünglichen Klarheit und ungetrübt zu erhalten. So hatte er das ſchönſte Mittel erfunden, verunſtaltete oder verirrte Gemüther auf den rechten Weg zurückzuführen. Sicher fand er in Athen nicht alles ſo ſchön und tadellos, als er es manchmal namentlich in ſeiner Leichenrede darſtellt, aber er fand die Keime alles Guten und Erhabenen vor, und war überzeugt, daß, ſobald nur der rechte Meiſter dazu erſchiene, er aus Athen etwas Großes, etwas Glorreiches machen könne. Perikles lobte nicht, um ſich in die Herzen ſeiner Bürger hineinzubuhlen, und die Athener im ſtolzen Rauſche heroiſchen Selbſtgefühls zur Annahme und Gutheißung aller ſeiner Pſephismen zu bewegen. Seine Leichenrede, wie ſie uns Thukydides mittheilt, beweiſt, daß Perikles' Lob nicht Schmeichelei, ſondern Aufmunterung war. Deshalb hat ſich Perikles grade ſo lange an der Spitze des Staats behauptet, weil er ſeinen Bürgern ein Platoniſches Muſterbild ihres Staates vor die Seele zu führen verſtand. Er wollte den Demos erziehen, das Attiſche Volk durch eine Schule zu Hellas Königin heran bilden. Aber er kannte das Schwanken ſeines Charakters, wo es daher das Fortbeſtehen der Atheniſchen Herrſchaft galt, mahnte er mit herzergreifenden Worten zur Feſtigkeit[84]). Er weiß ſehr gut, daß ſeine Landsleute gar zu gern prahlen[85]), daß manches von ihnen für Atheniſche Großthat ausgegeben wird, was den Probirſtein hiſtoriſcher und kritiſcher Beleuchtung nicht verträgt, und hielt es daher für nothwendig, ihnen überall, wo es die Gelegenheit nur irgend mit ſich bringt, den Sinn für wahrhaft große That ans Herz zu legen[86]). Auch die Fehler des Staats verkennt er nicht. Daß die Freiheit der öffentlichen Rede, der es erlaubt iſt, Alles, was öffentlich geſchehen ſoll, vorher auf offenem Markte zu beſprechen und nach allen Seiten hin zu beleuchten, wie ſie dazu dient, die wahre Geſtalt der Dinge jedem zu veranſchaulichen, auch die Gemüther irre leiten könne, verkennt er nicht, und als er beauftragt war, den für's Vaterland Gebliebenen die Gedächtnißrede zu halten, beginnt er damit, daß er dieſe Gewohnheit tadelt, wer ſich durch Thaten ausgezeichnet habe, deſſen Andenken müſſe auch durch Thaten verherrlicht werden. Damit ſtimmt nun freilich nicht die ſchon oben angeführte Stelle des Plato[87]), Perikles habe die Athener ſeig, ſaul, geſchwätzig und geldgierig gemacht, aber wer weiß in ſeinem ganzen Leben die geringſte Spur zu ertappen, daß er Vernachläſſigung und Dämpfung des Geiſtes oder Schlaffheit des Körpers hervorgebracht habe? Für den Staat ſcheint ihm nichts gefährlicher als Gleichgültigkeit gegen die öffentlichen Dinge und namentlich die Hegemonie[88]). Der Patriotismus ſollte von ängſtlicher Verfolgung der Privatintereſſen zurückhalten, zumal da der Atheniſche Staat vor allen anderen es verdiene, daß ſeine Bürger ſich für ihn aufopferten[89]).

Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob nicht Perikles, wenn er den Peloponneſiſchen Krieg zuließ, den Kräften ſeines Staates zu viel zugemuthet habe. Es genüge hier, die Anſicht des Archidamos zu wiederholen. Wohl, ſagte er dem Bundesrath, möchten ſie bedenken, daß ſie gegen einen ganz anderen Staat, als ein gewöhnlicher Peloponneſiſcher ſei, den Krieg zu führen beabſichtigten, Athen habe reiche Vorräthe an Geld und Waffen, an Land- und Seetruppen, ſei ein reich bevölkerter Staat, habe viele unterthänige Bundesgenoſſen, und die größte Flotte von allen Helleniſchen Staaten[90]). Sie möchten auch nicht glauben, daß der Krieg ſo ſchnell beendigt werden könne, bei einem Staate, der wie der Atheniſche, gleich tapfer und kriegserfahren ſei[91]). Dazu kommt, daß nach Thukydides Perikles den Atheniſchen Staat nicht blos im Frieden zu außerordentlicher Höhe emporgehoben, ſondern auch ſeine Macht für den Krieg richtig vorausgeſchätzt hat[92]). Aber wie bald wich Athen vom Perikleiſchen Vertheidigungsſyſtem ab? wie bald nahmen ſie Theil an Dingen, welche mit jenem ganz im Widerſpruch ſtanden, kurz, wie unglücklich geſtalteten ſich durch die Attiſchen Demagogen, die ihren Staat nur durch das Vergrößerungsglas zu betrachten gewohnt waren, die inneren und äußeren Verhältniſſe, und dennoch hielt ſich Athen noch 24 Jahre gegen die täglich wachſende Anzahl ſeiner Feinde, und fiel nicht eher, als bis es in ſich ſelbſt in Zerwürfniß, in gegenſeitiges Mistrauen verſank. Wie ganz anders würden ſich die Reſultate geſtellt haben, hätte man nicht ſo bald die Erziehungſchule des Perikles vergeſſen? Aber Perikles konnte vielleicht manches der nächſtfolgenden Jahre vorausſehen, und dagegen ſeine Maßregeln treffen? Nein! denn wenn er auch die Ungeduld des Volkes kannte, ſo konnte er doch die Hoffnung hegen, daß es ſeinem Syſteme treu bleiben würde, ſo lange der Krieg dauerte, der nach ſeinem Plane durchgeführt von kurzer Dauer ſein mußte. Und wie gern hätten die Spartaner im ſiebenten Jahre des Krieges Frieden geſchloſſen, als der Tag von Sphakteria ſie ſo arg heimgeſucht hatte![93])

81) *Thuc.* II, 7. 82) *Id.* II, 41. *Aristoph.* Acharn. v. 444. 83) *Thuc.* I, 93. 84) *Id.* I, 144. 85) *Id.* II, 35 fin. 86) *Id.* II, 43.

87) im Gorgias p. 212. 88) *Thuc.* II, 40 et 63 fin. 89) *Id.* II, 60. 61. Vergl. II, 41. 42. 90) *Id.* I, 80. 91) *Id.* I, 81. 92) *Id.* II, 63. 93) *Id.* IV, 17—26.

Auffallen muß es allerdings, wenn Perikles manche ſpartaniſche Einrichtung ganz unrichtig beurtheilt, z. B. die Xenelaſie und das Geſetz, welches Unterſuchung der Anſtalten für den Krieg verbot [94]), auffallen, daß er gar keine Peloponneſiſche Flotte zu kennen ſcheint, während die Korinthiſche Seemacht doch gewiß nicht unbedeutend war. Aber Perikles wußte, daß eine einzige Niederlage der feindlichen Flotte gegen die vereinigte Atheniſche Seemacht unheilbar ſei, und ſo konnte er wol ſagen, daß die Athener alles Heil auf der See zu ſuchen hätten.

Die Geldverhältniſſe des ſpartaniſchen Bundes hatte Perikles richtig beurtheilt, denn ſchon im zweiten Jahre des Krieges waren die Vorräthe erſchöpft, und die Söhne der Genoſſen des Leonidas ſchämten ſich nicht, den perſiſchen Großkönig um Geld anzuſprechen [95]). Aber ſelbſt gegen dieſen Umſtand war die Atheniſche Gewandtheit im Unterhandeln ein ſicheres Mittel, wie die Geſchichte des Alkibiades beweiſt, und hätte man nur des Perikles Kriegsplan verfolgt, ſo wären ſolche Kunſtgriffe einer feineren Politik gar nicht einmal nöthig geweſen, denn ehe die lakoniſchen Geſandten das erbettelte Geld zurückbrachten, ſodaß der Peloponneſiſche Bund es gebrauchen konnte, war ja der rechte Zeitpunkt, der im Kriege ja Alles gilt, ſchon längſt vorüber.

Den Kriegsplan der Feinde hatte Perikles richtig aufgefaßt. Sie fielen jedes Jahr, wie er vorher geſagt hatte, in Attika ein, um das Land zu verwüſten, und ſchienen lange Zeit gar nicht einſehen zu können, daß es ſich hier nicht um das Feſtland handele, ſondern darum, wodurch Athen ſtark ſei, um die Colonien und die Bundesgenoſſen.

Perikles' Macht war in der letzten Zeit ſeines Wirkens allerdings groß, aber jene Zeit war auch die gefährlichſte ſeines Lebens. Nicht genug, daß er alle weiteren eigenen Plane jenem einen Ziele, Erhaltung des Beſtehenden, unterordnen mußte, das Schlimmſte war, daß er daſſelbe auch von ſeinen Mitbürgern verlangen mußte. Attika erſchien ihm nur als Hinderniß völlig ſorgloſer Ruhe, jetzt mußte er an ſeine Athener, welche ſeit den Perſerkriegen ihre Landſitze nicht verlaſſen hatten, die dringende Foderung ſtellen, mit ihm übereinſtimmend ihr geliebtes Kleinod aufzuopfern, und zwar zum Beſten des einen Zieles, das viel zu fern lag, als daß ſie es hätten begreifen können. Aber wie ſchwer ward es ihnen, die erſehnten Landgüter der Wuth des Feindes Preis zu geben? Archidamos blieb es nicht verborgen, daß dieſes grade die empfindlichſte Seite des beſſeren Theiles der Nation ſei, und er hatte grade darauf ſeinen Kriegsplan berechnet.

Noch ſchlimmere Gefahr drohete dem Perikles von dem Wankelmuthe ſeiner Landsleute her, welcher ſie ſchon ſo oft ihre kühnen Plane und edlen Hoffnungen aufzugeben veranlaßt hatte. Oft genug mußte er dieſen Nationalfehler tadeln [96]). Wenn er aber durch ſolches Verfahren, indem der Einzelne ſich den allgemein gehaltenen Tadel anzog, ſich manchen Feind zugezogen hat, ſo wird man leicht begreifen, daß die in der alten Komödie auf ihn Bezug habenden Schmähungen ihn in unſeren Augen nicht herabſetzen können. Auch ſein Verhältniß zur Aſpaſia, durch Stadtklatſchereien gar arg entſtellt, und vom Witze der Satiriker ſeiner Zeit aufgegriffen und mit ſcheinbar ernſter Miene an wichtige Staatsangelegenheiten geknüpft, wird mit denſelben mistrauiſchen Augen zu betrachten ſein. Von allen dieſen Geſchichten ſchweigt Thukydides, und namentlich weiß er nichts davon, daß Perikles der eigenen Gefahr zu entgehen den Krieg beſchleunigt habe. Hätte aber die Nation an ſolche Stadtgeſpräche geglaubt, ſo würde der große Geſchichtsſchreiber ſich dem Vorwurf böswilliger Entſtellung der Wahrheit ausgeſetzt haben. Perikles ſtand auch in Privatintereſſen über ſeiner Zeit, und es war ihm gelungen, was den Menſchen ſo ſelten gelingt, ſeine Handlungsweiſe mit ſeiner Überzeugung in Einklang zu bringen.

Bedenken wir die vielfachen Gefahren, welchen Perikles mit dem größten Gleichmuth widerſtand, wie er, vom eigenen Unglück, vom Feind und dem Wankelmuth ſeiner Mitbürger bedroht, dennoch feſt ſtand, und alle Angelegenheiten des Staates ſo verwaltete, daß die Wirkſamkeit ſeiner Mitſtrategen ganz verſchwindet, ſo können wir ihm unſere Bewunderung nicht verſagen. Nicht genug, daß er auf dem Markte gegen ein leidenſchaftliches Volk ſich behauptete, das die höchſte Gewalt in den Händen hatte, Perikles verhinderte jede Volksverſammlung, wenn er Thorheiten von ihr zu befürchten Urſache hatte. So muß ſeine Macht groß geweſen ſein, auch ſagt Thukydides, daß zwar dem Namen nach eine Volksherrſchaft, in der That aber nur eine ihm als dem erſten Manne untergeordnete Regierung ſtattgefunden habe [97]). In den letzten Jahren ſeines Lebens, wenn man die kurze Zeit abrechnet, wo man ihn ſeiner Würden entſetzt hatte, war ganz Athen und Alles, was davon abhing, Einkünfte, Heer, Flotte und Bundesgenoſſen, der Continent und die Inſeln und das Meer ſeiner unumſchränkten Gewalt übertragen [98]). Seine Macht beruhte aber auf ſeiner Perſönlichkeit, ſeiner Beredſamkeit, und auf der Art und Weiſe, wie er davon Gebrauch machte. Nicht immer betrat er, wo er ſein Anſehen geltend machen wollte, ſelbſt die Rednerbühne, er ſparte ſich für das Wichtigſte auf, die übrigen Geſchäfte ließ er von ſeinen Freunden und den Rednern ſeines Anhanges beſorgen [99]). Aber die Alleinherrſchaft, welche er übte, erſchien nicht als ſolche, ſondern als das, was ſie war, als ein feſtes Bollwerk zum Schutze der Staatsverfaſſung. *(Karl Eckermann.)*

Periklin, ſ. Feldspath.

PERIKLYMENE, *Περικλυμένη, ης*, f. Die Erlauchte, eine Tochter des Minyas und der Klytodora; auch die Mutter des Jaſon und des Iphiklos führt dieſen Namen, für welchen ſich jedoch auch Klymene und Eteoklymene findet. In die Genealogie der zahlreichen

94) *Thuc.* II, 89. 95) *Id.* II, 67. 96) *Id.* I, 140.

97) *Thuc.* II, 65. *Plut.* V. Pericl. c. IX. 98) *Id.* c. XVII. 99) *Id.* c. VII.

Digitized by Google

Töchter des Minyas und die Verwandtſchaft des Jaſon, Admetos und Iphiklos eine ſichere Ordnung zu bringen, dürfte ein vergebliches Unternehmen ſein (ſ. Schol. *Apoll.* Rhod. I. 230. *Hygin.* F. XIV. p. 40. Vergl. *Meziriac. Ovid.* Heroid. II. p. 158. *Buttmann.* Mythol. II. p. 204). Die Namen der minyſchen Frauen ſind ſämmtlich von erhabener ritterlicher Bedeutung, ein Umſtand, welcher ſich aus der Annahme erklärt, daß bei den Minyern urſprünglich das Verhältniß der Gynäkokratie ſtattgefunden habe, welches auch noch in manchen anderen Zügen Aoliſcher Sage erkennbar iſt. (ſ. *Welcker* Trilog. p. 590 sq.) (*Krahner.*)

PERIKLYMENOS, *Περικλύμενος, ου*, m. 1) Sohn der Chloris und des Neleus (*Hom.* Od. XI, 285). Nach anderer Sage hatte Neleus zwölf Söhne (*Hom.* II. XI, 692. Schol. II. II. 336. *Apollodor.* I. 9, 9, 1). Berühmt war im Alterthume die Sage vom Zuge des Herakles gegen Pylos, welche nach dem genannten Scholion zur Ilias Heſiod in den Katalogen beſang; auch Homer deutet öfter auf ſie hin (ſ. *Heyne*, Observat. *Hom.* T. V. p. 77. T. VI. p. 241). Unter den verſchiedenen Veranlaſſungen dieſes Zuges wird auch die *ὑπερηφανία* des Periklymenos genannt. (Schol. II. XI, 690. *ἀφροσύνη τῶν Νηλειδῶν* Schol. II. II, 336). Die eilf Brüder des Neſtor kamen um; er blieb allein übrig, weil er zur Zeit bei den Geräneern war (*Hesiod.* ap. *Eustath.* II. III, 231, 30. *Stephan. Byz.* v. *Γερηνία*); vor des Periklymenos Tode insbeſondere war Pylos uneinnehmbar, denn dieſer war *ἀμφίβιος*. Poſeidon hatte ihm nämlich die Macht gegeben, ſich (wie Proteus [*Euphorion* ap. Schol. *Apollon. Rhod.* I, 156], Pſamathe, Thetis u. a.) in allerlei Geſtalten der Thiere, auch die des Baumes zu verwandeln (Schol. Od. XI, 286), und im Kampfe mit Herakles war er daher bald ein Löwe; oder eine Schlange, Biene, Fliege und Adler (*Apollodor.* I. c.), bis ihn Herakles endlich mit Hilfe der Athene erlegte. Die Verwandlungen beim Kampfe werden ſehr verſchieden angegeben: entweder tödtete ihn Herakles als Fliege oder als Biene, oder er erlegte ihn mit dem Pfeile, während Periklymenos als Adler aufflog. Dies Letztere findet ſich bei Ovid (Met. XII, 553). Nach Hygin (Fab. 10) entkam er unter der Geſtalt eines Adlers (ſ. die Hauptſtellen Schol. *Apollon. Rhod.* I. c. *Eustath. Hom.* p. 1658. *Heyne.* ad *Apollodor.* I, 9, 9). Über den Namen Periklymenos (Klymenos gleich Hades) und über Entſtehung und Bedeutung der Pyliſchen Heldenſage gibt Buttmann beachtenswerthe Winke (Mytholog. II. p. 216 Anm.). Übrigens wird Periklymenos auch unter den Argonauten genannt (ſ. *Burmann.* Catal. Argon. s. v.).

2) Ein Thebaner, Sohn des Poſeidon und der Chloris, Tochter des Teireſias (Schol. *Pind.* Nem. IX, 57). Im Kampfe der Sieben gegen Theben tödtete er nach Euripides und der Thebais den Parthenopäos am krenäiſchen Thore mit einem Steinwurf (*Euripid.* Phoen. 1160). Der Scholiaſt zu dieſer Stelle beruft ſich auf Ariſtodemos (*Apollodor.* III, 6, 8, 2. *Paus.* IX, 18, 4). Die Thebaner dagegen legten den Sieg über Parthenopäos dem Amphidikos bei. Berühmter iſt der Kampf des Periklymenos mit Amphiaraos, am prötiſchen Thore (*Eurip.* Phoen. 1109. *Apollodor.* III, 6, 6, 1). Letzterer floh, und in der Nähe des Isménos (*παρὰ ποταμὸν Ἰσμηνὸν Apollodor.*) rechts am Wege von Potniä nach Theben, nach Thebaniſcher Sage (*Paus.* IX, 8, 2), nach anderer bei Harma (ſ. die ſorgfältige Beurtheilung der ſehr verſchiedenen Angaben bei *R. Unger*, Thebana paradoxa T. I. p. 163 sq.) oder Platää, oder Oropus (ib. p. 412) theilte Zeus mit dem Blitz die Erde und verbarg den Amphiaraos ſammt ſeinem Viergeſpann, bevor ihn der Speer des Periklymenos erreichte (*Pind.* Nem. IX. sq. *Heyne* ad *Apollodor.* III, 6, 8, 6.

3) Die Scholien zu Homer (II. XIV, 291) erzählen, Periklymenos habe die Harpalyke geſchändet und dieſe habe ihren Sohn Presbon gekocht und dem Vater vorgeſetzt, eine aus Parthenius (Erot. 13) und Hygin bekannte Erzählung, in welcher aber die beiden letztgenannten Schriftſteller den Klymenos ſtatt des Periklymenos nennen. (*Krahner.*)

PERIKLYMENOS, ein griechiſcher Bildhauer, von dem wir jedoch weder Vaterland noch Zeit kennen; er gehörte zu den Künſtlern, welche für Darſtellung von Athleten, Kriegern, Jägern, Opferern ein beſonderes Talent beſaßen (*Plin.* N. H. XXXIII, 8, 19). Man hatte von ihm die Statue einer Frau, die 30 Mal Mutter geworden iſt (*Tatian.* Orat. adv. Graec. 53). (*H.*)

PERIKLYTOS, *Περίκλυτος, ου*, m. Der Sohn des Euthymachos, ein Tenedier, welcher Beile zu Delphi als Anathema weihete, von welchem die Legende bei Pauſanias (X. 14, 1. sq.) zu leſen iſt. (*Krahner.*)

PERIKLYTOS, ein griechiſcher Bildhauer, ebenfalls unbekannten Vaterlandes, der nur bei Pauſanias und auch bei dieſem nur einmal erwähnt wird (V, 17. 4) und zwar als Schüler des berühmten Polyklet und als Lehrer des Antiphanes. Da indeſſen ſowol ſein Lehrer als ſein Schüler Argiver waren, iſt es wahrſcheinlich, daß Argos auch ſein Vaterland geweſen. (*H.*)

PERIKOPEN (die —). Man verſteht darunter beſondere, für die Sonn- und Feiertage des kirchlichen Jahres ausgewählte Abſchnitte der heiligen Schrift, welche für ſich als ein Ganzes betrachtet und bei den öffentlichen Gottesverehrungen benutzt werden. Urſprünglich zwar iſt das Wort *περικοπή* gleichbedeutend mit *τόπος*, locus, *κεφάλαιον, ἀνάγνωσμα*, lectio, *τμῆμα*, sectio, segmentum; indeſſen führt es ſchon ſeit dem 2. Jahrh. die angegebene beſondere Bedeutung (zuerſt bei Juſtin dem Märtyrer) und iſt nach derſelben ſynonym mit *περιοχή*, welches die römiſchen und griechiſchen Schriftſteller und auch das neue Teſtament (Apoſtelgeſch. 7, 32: *ἡ περιοχὴ τῆς γραφῆς, (ἣν) ἀνεγίνωσκεν*) in dieſem Sinne gebrauchen. Es leidet wol keinen Zweifel, daß die Auswahl und Anordnung der Perikopen aus der jüdiſchen Synagogenverfaſſung abſtammen, und der Eintheilung des alten Teſtamentes in P a r a ſ ch e n und H a p h t h a r e n entſprechen. Wie nämlich die Juden in ihren religiöſen Verſammlungen beſtimmte Abſchnitte aus dem Geſetz (Paraſchen) und aus den Propheten (Haphtha-

ren) vorlaſen und dieſelben erbaulich auslegten, ſo thaten es auch die Chriſten anfänglich mit den altteſtamentlichen, ſpäter immer ausſchließlicher mit den neuteſtamentlichen Schriften; und auch darin ahmten ſie den Juden nach, daß ſie das neue Teſtament in zwei Haupttheile, τὸ εὐαγγέλιον καὶ ὁ ἀπόστολος, zerlegten, und einen Abſchnitt aus dem erſteren, Evangelium, und einen anderen aus den übrigen Büchern von der Apoſtelgeſchichte an, bis mit zur Offenbarung Johannis, Epistola genannt, für jede gottesdienſtliche Verſammlung auswählten. Von der Zeit an, daß der Gebrauch des neuen Teſtaments den des alten verdrängte und jene Eintheilung des erſteren üblich wurde, was zuerſt in der römiſchen Kirche der Fall geweſen zu ſein ſcheint, pflegte man ſtatt Perikopen, Evangelium et Epistola zu ſagen.

Die Meinungen jedoch über die Zeit, wo man angefangen von jener jüdiſchen Sitte in der chriſtlichen Kirche Gebrauch zu machen und beſtimmte Perikopen feſtzuſtellen, ſind ſehr verſchieden. Wir führen die erheblichſten derſelben (nach Auguſti's Denkwürdigkeiten aus der chriſtlichen Archäologie, 6. B. S. 199—202) kurz an.

Einige haben behauptet, daß dies ſchon im apoſtoliſchen Zeitalter geſchehen ſei, und ſich dabei auch wol auf Strabo (de rebus eccles. c. 22) als Gewährsmann berufen, wo es heißt: Lectiones apostolicas vel evangelicas, qui ante celebrationem sacrificii primum statuerit, non adeo certum est; *creditur tamen a primis successoribus Apostolorum eandem dispensationem factam*, ea praecipue causa, quia in Evangeliis eadem sacrificia celebrari jubentur, et in Apostolo, qualiter celebrari debeant, docetur. Allein abgeſehen davon, daß das Zeugniß eines Schriftſtellers aus dem 9. Jahrh. ein ſehr unſicheres für die obige Behauptung ſein würde, iſt erwieſen, daß Strabo gar nicht von unſern Perikopen redet, ſondern von den regelmäßigen Vorleſungen aus der heiligen Schrift, die allerdings in den religiöſen Verſammlungen der Chriſten ſchon damals ſtattfanden; ja es ſteht aus den Kirchenvätern feſt, daß man ſich dazu bis in das 2. Jahrh. hinein weit mehr des alten als des neuen Teſtaments bediente und bedienen mußte, weil der Kanon des letzteren zu der Zeit, von welcher Strabo redet, noch gar nicht vollſtändig geſammelt war. Aus dem neuen Teſtamente pflegte man regelmäßig im 2. Jahrh. nur zu Oſtern und Pfingſten das vorzuleſen, was die Geſchichte dieſer Feſte betraf.

Sehr verbreitet iſt unter den Gelehrten die Annahme, daß unſere Perikopen aus dem 4. Jahrh. herrühren, und entweder ſchon zur Zeit Conſtantin's des Großen, wo die chriſtliche Kirche herrſchend wurde, oder doch gegen das Ende dieſes Jahrhunderts eingeführt worden ſeien. Sie ſollen zuerſt in der griechiſchen Kirche üblich geweſen ſein, Hieronymus ſie während ſeines Aufenthaltes zu Bethlehem kennen gelernt und ſie ums Jahr 400 dem römiſchen Biſchof Damaſus empfohlen haben. Dieſe Meinung würde richtig ſein, wenn ſie ſich nicht auf die unbegründete und höchſt unwahrſcheinliche Vorausſetzung ſtützte, daß der Comes (das Kirchenbuch der römiſchen Kirche, welches die in derſelben verordneten Lectionarien, oder Vorleſungen aus der heiligen Schrift enthält) ein Werk des Hieronymus ſei.

Nach Andern ſoll zuerſt Muſäus, Presbyter zu Marſeille zur Zeit Leo's des Großen, die Perikopen ausgewählt haben. Gennadius (de viris illustr. c. 79 ed. *Fabric.* p. 35) ſagt nämlich von ihm: „Hortatu S. Venerii Episcopi excerpsit de sanctis Scripturis lectiones totius anni festivis diebus aptas, Responsoria etiam Psalmorum capitula temporibus et lectionibus congruentia — quod opus tam necessarium a lectoribus in Ecclesia probatur.“ Indeſſen Auguſti bemerkt ganz richtig, daß hier nur von den Feſtlectionen, nicht aber von regelmäßigen Predigttexten durch das ganze Jahr die Rede iſt.

Noch Andere legen die Einführung der Perikopen Gregorius dem Großen bei, weil unter ſeinen Homilien viele dieſelben Texte behandeln, welche noch jetzt für dieſelben Tage durch unſere Perikopen vorgeſchrieben werden. Doch dieſelbe Erſcheinung findet ſich nicht erſt bei Gregor, ſondern bei älteren Kirchenvätern, wie bei dem Epiphanius, Chryſoſtomus, Gregorius von Nazianz, Ambroſius, Auguſtinus u. A.

Die reformirten Theologen endlich ließen ſich durch ihre Abneigung gegen feſtbeſtimmte und vorgeſchriebene Bibeltexte verleiten, den Urſprung der Perikopen in viel ſpätere Zeit und zwar erſt in das 8. Jahrh. zu verſetzen. Nach Einigen ſoll Beda der Ehrwürdige, nach den Meiſten aber Karl der Große der Sammler ſein, der entweder durch Alcuin oder durch Paul Warnefried die Anordnung derſelben habe treffen laſſen. Auch mehre Lutheriſche Theologen erklärten ſich für dieſe Meinung, ja manche behaupteten ſogar noch einen ſpäteren Urſprung im 11. oder 12. Jahrh.: weil dieſe Einrichtung erſt aus einem Zeitalter herrühren könne, wo die Bekanntſchaft mit der heiligen Schrift ſchon ſehr abgenommen hatte. Allein ſo ſcheinbar dieſer von einem beſchränkten Schriftgebrauche entlehnte Grund für einen ſpätern Urſprung der Perikopen ſpricht, er kann doch vor einer ſorgfältigern Unterſuchung nicht beſtehen: denn dieſe ergibt als eine ausgemachte Thatſache, daß ſolche bibliſche Textabſchnitte ſchon zu einer Zeit feſtgeſetzt waren, wo an eine Beſchränkung des Bibelgebrauchs durchaus noch nicht gedacht wurde.

Vielmehr muß man mit Auguſti (a. a. O. S. 203 fg.) annehmen, daß unſere jetzigen Perikopen zum Theil ſchon in den älteſten Zeiten, namentlich im 4. Jahrhunderte, beſtimmt waren. Er weiſt das ebenſo gründlich als ausführlich nach, und es mögen ſeine Argumente hier kurz zuſammengeſtellt werden.

Für ein hohes Alter unſerer meiſten Perikopen (denn nicht von allen kann die Rede ſein, weil einzelne Feſte viel ſpäter, wie z. B. das der Heimſuchung Mariä, erſt im 14. Jahrh. aufkamen und natürlich auch erſt dann die Perikopen für dieſelben beſtimmt werden konnten) ſpricht ſchon der Umſtand, daß alle unſere Kirchenbücher, wie die Agenden, Breviarien, Euchologien, nicht mit Einem Male, ſondern allmälig entſtanden und in ihren einzelnen Theilen ungleich älter, als die ganzen Sammlu-

Digitized by Google

gen ſind; ferner daß einzelne Perikopen einen frühen Urſprung unverkennbar verrathen, wie z. B. die Epiſtel am 1. Oſtertage, 1 Kor. 5, 6—8, welche zu einer Zeit gemacht ſein muß, wo das Faſten am Oſtertage noch üblich war, welches bekanntlich ſchon die Kirchenverſammlung zu Nicäa im J. 325 verbot, und andere, die offenbar eine Widerlegung des Arianismus bezwecken, wie z. B. Dom. 2. post. Epiph. Joh. 2, 1—12. D. 3. p. Ep. Matth. 8, 1—13. D. 4. p. Ep. Matth. 8, 23—27. D. Quinquages. Luc. 19, 31—43. D. Reminisc. Matth. 15, 21—28. D. Oculi Luc. 11, 14—28. D. Laet. Joh. 6, 1—15. D. 7. p. Trin. Marc. 8, 1—9. D. 12. p. Trin. Marc. 7, 31—37. D. 14. p. Trin. Luc. 17, 11—19. D. 16. p. Tr. Luc. 7, 11—17. D. 19. p. Tr. Matth. 9, 1—8. D. 21. p. Tr. Joh. 4, 47—54. D. 24. p. Tr. Matth. 19, 18—26. Auch galt die Obſervanz von jeher viel in der chriſtlichen Kirche, und um nicht gegen dieſelbe zu verſtoßen, nahmen ſelbſt die berühmteſten und angeſehenſten Kirchenlehrer mit ungemeiner Gewiſſenhaftigkeit und Ängſtlichkeit liturgiſche Veränderungen vor, erfuhren dann aber dennoch deswegen einen ſtrengen Tadel bei den Gemeinden. Wie hätte es daher einer von ihnen wagen können, eine ſo durchgreiſende Neuerung, als die auf einmal erfolgte Feſtſtellung ſämmtlicher Perikopen geweſen ſein würde, durchzuſetzen, ohne daß er vielſeitigen und hartnäckigen Widerſpruch gefunden hätte, und die kirchenhiſtoriſchen Schriftſteller den Verlauf der darüber unfehlbar entſtandenen Streitigkeiten aufgezeichnet hätten?

Einen poſitiven Beweis dafür aber, daß der größte Theil der Perikopen längſt vor den Zeiten Karl's des Großen in Gebrauch war, geben zuvörderſt die alten Lectionarien der orientaliſchen wie der occidentaliſchen Kirche. Auguſti vergleicht zu dem Ende 1) Das Menologium Constantinopolitanum ed. *Morcelli.* 2) Das Lectionarium Gallicanum ed. *Mabillon.* 3) Den ſogenannten, angeblich von Hieronymus herrührenden, Comes ed. *Baluzii* (in Capitul. Reg. Franc. T. II.). 4) Das Calendarium Romanum, nongentis annis antiquius, ex M. S. Monasterii S. Genovefae Paris. ed. *Jo. Fronto.* (Paris 1652.) repet. in *Jo. Frontonis* Epist. et Dissert. Eccles. ed. a *J. A. Fabricio* (Hamb. 1720). p. 123—266. Wir bezeichnen der Kürze halber die vier angeführten Schriften mit den ihnen vorangeſtellten Zahlen und ſetzen die bei uns eingeführten Perikopen als bekannt voraus.

I. Neujahr, als Weihnachtsoctave und Festum Circumcisionis. 1) Luc. 2, 21—40. 2) Ebenſo und Epiſtel: 1 Kor. 10, 14—31. 3) Luc. 2, 21—32. 4) Ebenſo.

II. Epiphanien-Feſt (am 6. Januar). 1) Matth. 3, 13—17 (Taufe Chriſti). 2) Ebenſo und Epiſtel: Tit. 1, 11 — 2, 7. 3) Matth. 2, 1—12. 4) Ebenſo.

III. Dom. I. post Epiphanias. 1) Matth. 4, 12—17. 2) Luc. 4, 16—22. Epiſtel: 1 Kor. 1, 6—31. 3) Luc. 2, 42—52. Epiſtel: Röm. 12, 1—5. 4) Luc. 2, 42—52.

IV. Dom. II. p. Epiph. 1) Fehlt. 2) Matth. 22, 35 — 23, 12 (bei uns D. XVIII. p. Tr.). Ep. 1 Kor. 10, 1—13. 3) Joh. 2, 1—11. Ep. Röm. 12, 6—16. 4) Ebenſo.

V. Dom. III. p. Epiph. 1) und 2) fehlen. 3) Matth. 8, 1—13. Ep. Röm. 12, 17—21. 4) Ebenſo.

VI. Dom. IV. p. Epiph. 1) und 2) fehlen. 3) Matth. 8, 23—27. Ep. Röm. 13, 8—10. 4) Ebenſo.

VII. Dom. V. p. Epiph. 1) und 2) fehlen. 3) Matth. 11, 25—30. Ep. Koloſſ. 3, 12—17. 4) Matth. 13, 24—30.

VIII. Dom. VI. p. Epiph. 1) 2) und 3) fehlen. 4) Marc. 6, 47—56.

IX. Fest. Purificationis Mariae (am 2. Febr.). 1) Luc. 2, 22—40 und Luc. 2, 25—32. 2) Fehlt. 3) Luc. 2, 28—40 und Luc. 2, 22—32. 4) Luc. 2, 22—32.

X. Dom. Septuagesima. 3) Matth. 20, 1—16. Ep. 1 Kor. 9, 24 — 10, 4. 4) Matth. 20, 1—16.

XI. Dom. Sexagesima. 3) Luc. 8, 4—15. Ep. 2 Kor. 11, 19 — 12, 9. 4) Evang. Ebenſo.

XII. Dom. Estomihi. 3) Luc. 18, 31—43. Ep. 1 Kor. 13, 1—13. 4) Ev. ebenſo.

XIII. Dom. Invocavit. 3) Matth. 4, 1—11. Ep. 2 Kor. 6, 1—10. 4) Ev. ebenſo.

XIV. Dom. Reminiscere. 3) Matth. 15, 21—28. Ep. 1 Theſſ. 4, 1—7. 4) Ev. ebenſo.

XV. Dom. Oculi. 3) Luc. 11, 14—28. Ep. Epheſ. 5, 1—9. 4) Ev. ebenſo.

XVI. Dom. Laetare. 3) Joh. 6, 1—14. Ep. Gal. 4, 22—31. 4) Ev. ebenſo.

XVII. Dom. Judica. 3) Joh. 8, 46—59. Ep. Hebr. 9, 11—15. 4) Ev. ebenſo.

XVIII. Festum Annunciationis Mariae (am 25. März). 1) Luc. 1, 39—56 (bei uns für Mariä Heimſuchung). 2) 3) und 4) haben nichts von dieſem im Occident erſt ſpät eingeführten Feſte.

XIX. Dom. Palmarum. 2) Joh. 12, 1—24. Ep. Hebr. 11, 3—34. 3) Statt des Evangeliums: Passio Domini nostri Jesu Christi, Matth. 26 und 27 ganz. Ep. Phil. 2, 5—11. 4) Statt des Evang. ebenſo.

XX. Gründonnerstag. 2) Matth. 26, 1—5. Lectio Exod. 19, 1 — 20, 20. 3) Joh. 13, 1—32. Ep. 1 Kor. 11, 20—32. 4) Evang. ebenſo.

XXI. Charfreitag. 1) 2) die Paſſionsgeſchichte, combinirt aus den Evangelien. 3) Lectio: Hoſ. 4. Exod. 12, 1 fg. Paſſionsgeſch. nach Joh. 18 u. 19. 4) Das letztere ebenſo.

XXII. Oſterſonntag. 1) Die evangeliſche Geſchichte von der Auferſtehung Chriſti. 2) Luc. 24, 1—3. Ep. 1 Kor. 15, 1—19. 3) Marc. 16, 1—7. Ep. 1 Kor. 5, 6—8. 4) Evang. ebenſo.

XXIII. Oſtermontag. 2) Lectio: Apokal. 1—2, 7. Apoſtelgeſch. 11, 14—29. Ev. Marc. 15, 47 — 16, 11. 3) Luc. 24, 13—35. Ep. Apoſtelg. 10, 34 fg. 4) Evang. ebenſo.

XXIV. Oſterdinstag. 2) Lectio: Apokal. 2, 8—17. Apoſtelg. 1, 15 bis Ende. Ev. Marc. 16, 12 bis Ende. 3) Luc. 24, 36—47. Ep. Apoſtelg. 13, 16—33. 4) Ev. ebenſo.

Digitized by Google

XXV. Dom. Quasimodogeniti. 2) Ev. Joh. 21, 1—14. Ep. 1 Kor. 15, 12—28. 3) Joh. 20, 24—31. Ep. 1 Joh. 5, 4—10. 4) Ev. ebenſo.

Aus dieſer Perikopenſynopſe ergibt ſich, daß unſere Evangelien und Epiſteln, mit wenigen Ausnahmen, ſchon in der alten Kirche in Gebrauch waren. Namentlich herrſcht in Anſehung der Feſte, beſonders der unbeweglichen, eine faſt durchgängige Übereinſtimmung, und auch bei den gewöhnlichen Sonntagen iſt die Verſchiedenheit nur unbedeutend.

Doch läßt ſich das hohe Alter von einem guten Theil unſerer Perikopen, beſonders derer für die Feſttage beſtimmten, noch weit zuverläſſiger, als aus den Lectionarien und Evangeliarien, aus den Homilien der griechiſchen, ſyriſchen und lateiniſchen Kirchenväter beweiſen: denn theils haben ſie ein viel höheres Alter als jene und reichen bis in das 4. und 5. Jahrhundert zurück, theils fällt bei ihnen der Verdacht, welcher bei den Kirchenbüchern obwaltet, ſo gut als ganz weg, daß ſie ſpäter nach römiſchen oder conſtantinopolitaniſchen Obſervanzen und Grundſätzen umgearbeitet und conform gemacht worden ſeien.

Bekanntlich predigte Origenes über ganze Bücher, aus welchen er die für die öffentliche Lection beſtimmten Abſchnitte commentirte. Obgleich er alſo keine Homilien für beſtimmte Tage, de tempore genannt, hielt, ſo möchte man doch aus der Art und Weiſe, wie er häufig ſeine Summarien über eine vorhergegangene Lection beginnt, auf eine beſtimmte L e c t i o n s o b ſ e r v a n z ſchließen. Vgl. Hom. IX. in Exod. p. 221. Opp. T. V. ed. *Oberth.* Hom. XII. in Exod. p. 464. Hom. I. in libr. Reg. Opp. T. VII. p. 72—74 und beſonders Hom. II. in 1 Reg. c. 28. ibid. p. 96, wo ſogar der Ausdruck Perikopen vorkommt. Eines beſondern Feiertages und einer dazu feſtgeſetzten Perikope erwähnt aber Origenes nirgends. Dagegen haben wir eine Homilie des Athanaſius, deren Echtheit man jedoch bezweifelt, über die Weihnachtsperikope, Luc. 2, 1 fg. (Opp. T. II. p. 96 sq.) Für das Epiphaniasfeſt hat Baſilius d. Gr. die Perikope Matth. 2, 1—12 (Opp. T. II. p. 595 sq.). Epiphanius hat zwei Homilien über die Perikope am Palmſonntage, vom Einzuge Chriſti in Jeruſalem (Opp. T. II. p. 251 sq.) und ſeiner Homilie auf Chriſti Himmelſahrt liegt die Epiſtolar-Perikope Apoſtelgeſch. 1, 1—11 unverkennbar zum Grunde (Opp. T. II. p. 285 sq.). Gregorius von Nazianz hat eine Rede auf das Pfingſtfeſt hinterlaſſen, worin die Erzählung Apoſtelgeſch. 2, 1—13 ſo genau erklärt wird, daß man an der Beſtimmung dieſes Abſchnitts zur Feſtperikope gar nicht zweifeln kann (Opp. T. I. p. 706 sq.). Nach Chryſoſtomus war die Feier des Geburtsfeſtes Chriſti erſt ſeit kurzer Zeit in der Kirche zu Antiochien oder Conſtantinopel eingeführt. Dennoch redet er an demſelben über den evangeliſchen Text Luc. 2, 1 fg., welchen er ganz mittheilt und ſorgfältig erklärt. Da er nun zugleich verſichert, daß dieſer Tag ſchon längſt „von Thracien an bis nach Hiſpanien hin" gefeiert worden ſei, ſo wird aller Wahrſcheinlichkeit nach auch dieſe Perikope, die wir in der galliſchen und römiſchen Kirche gleichfalls allgemein finden, daher entlehnt worden ſein (Hom. I. in Nat. Chr. Opp. T. II. p. 354 sq.). Endlich gehört hierher die Nachricht beim Nicephorus Calliſti (Histor. eccl. lib. XVII. c. 28), nach welcher Kaiſer Juſtinian im 6. Jahrhunderte für die von ihm anbeſohlene Feier des Feſtes Mariä Reinigung die Erklärung der Stelle Luc. 2, 22—32 vorgeſchrieben haben ſoll, welche ſeitdem als Feſtperikope gefunden wird.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit den älteſten Homileten der l a t e i n i ſ c h e n Kirche. Die fünf sermones de Natali Domini, welche wir noch von Ambroſius beſitzen, beziehen ſich ſämmtlich auf die Perikope Luc. 2, 1—20, erläutern alſo das Evangelium von Fer. I. und II. (Opp. ed. Paris. 1569. T. III. p. 702 sq. Serm. XII — XVI.) Von demſelben ſind vier Reden de Sancta Epiphania (Serm. XIX — XXI. p. 709 sq.), worin die evangeliſche Erzählung von der Taufe Chriſti, Matth. 3, 13—17, und von dem Wunder zu Kana in Galiläa, Joh. 2, 1—11 abgehandelt wird, welche beide Gegenſtände gewöhnlich an dieſem Feſte verbunden wurden. Für die drei Reden de Natali S. Johannis Baptistae (Serm. LXIII—LXV. p. 758 sq.) ſind die beiden Perikopen, Luc. 1, 26—80, welche jetzt für Mariä Verkündigung und das Johannisfeſt beſtimmt ſind, mit einander verbunden. Auch Petrus Chryſologus verbindet zuweilen zwei evangeliſche Abſchnitte mit einander, um dadurch ſeinem Vortrage deſto mehr Gehalt zu verſchaffen. So Serm. LXVI. wo er ſagt: Duas hodie e duobus Evangelistis editas ita recitari fecimus lectiones, ut sermoni nostro vester intellectus occurreret, paterent abdita etc. Auch bei Leo dem Großen und Auguſtinus findet man ganze Reihen von Reden, welche die gewöhnlichen Perikopen zur Grundlage haben und ſich ausdrücklich auf dieſelben berufen (*Augustin.* Serm. de tempore. 139. 140. 191. 194. 148. 143. 71 u. a.). Entſcheidend aber iſt folgende Äußerung Auguſtin's: „Meminit sanctitas vestra, evangelium secundum Joannem ex ordine lectionum nos solere tractare. Sed quia nunc interposita est solemnitas sanctorum dierum, *quibus certas ex evangelio lectiones oportet in ecclesia recitari, quae ita sunt annuae, ut aliae esse non possint:* ordo ille, quem susceperamus, necessitate paululum intermissus est, non omissus." (Exposit. in Ev. Ioan. praef. T. IX. p. 235.)

Die angeführten Beiſpiele aus den alten Lectionarien und Homileten beweiſen vollkommen genügend, daß viele unſrer jetzigen Perikopen ſchon lange vor Gregor dem Großen im liturgiſchen und homiletiſchen Gebrauche waren, und ebenſo leicht ließe ſich zeigen, daß die hierbei vorkommenden Verſchiedenheiten der einzelnen Kirchen vornehmlich in den beſondern Syſtemen derſelben und in gewiſſen Zeitverhältniſſen ihren Grund hatten. Zugleich iſt aber auch daraus erſichtlich, daß die alte und neue Kirche am meiſten in Anſehung der Feſtperikopen übereinſtimmen. Namentlich iſt dies bei den Feſten der Fall, die zuerſt eingeführt und von der orientaliſchen und occidentaliſchen Kirche gemeinſam gefeiert wurden. Dahin gehören vor allen die drei großen Feſtcyklen des Weihnachts-, Oſter-

und Pfingſtfeſtes und die mit dieſen verbundenen Feiertage; ferner das Johannisfeſt, einige Marien-, Märtyrer- und Heiligentage, ſowie die Gedächtnißfeier der Apoſtel. Für alle dieſe Tage ſind die heutigen Texte noch faſt durchgängig dieſelben, die wir ſchon in der Periode vom 4. bis 6. Jahrhunderte angeführt und in Homilien erläutert finden. Nur die im Mittelalter ſo ungebührlich vermehrten neuern Feſte machen hiervon natürlich eine Ausnahme. Sie wurden oft in die urſprüngliche Ordnung und Harmonie der alten Perikopen gewaltſam hineingeſchoben, zwangen zu einer Verlegung der Sonntage und zu einer veränderten Beſtimmung ihrer Perikopen, und veranlaßten ſo die begründeten Klagen über den Mangel an Zuſammenhang und Störung der chronologiſchen Ordnung in denſelben. Doch läßt ſich dieſe Übereinſtimmung nicht in gleichem Maße von den Epiſteln wie von den Evangelien behaupten: weil wir über jene nur äußerſt wenige Homilien aus der frühern Zeit beſitzen. Aber ihr Gebrauch als Lectionen zu jener Zeit erhellet aus den alten Lectionarien, beſonders aus dem Lectionario Gallicano und dem Comes, wie die oben angeführten Beiſpiele darthun. Minder groß als bei den Feſtperikopen iſt die Übereinſtimmung der alten und neuen Kirche bei den gewöhnlichen Sonntagen, und die meiſten Abweichungen und Veränderungen finden ſich bei den Sonntagen des Advents, bei denen nach Epiphanias bis zum Anfange der Faſten und bei einigen Trinitatisſonntagen. Aber grade bei der Anordnung und Reihenfolge, ſowie bei der Nomenclatur dieſer Sonntage herrſchte von jeher große Verſchiedenheit in der Liturgie, und obgleich die occidentaliſche Kirche nach und nach zu einiger Conformität hierüber gelangte, wurde doch die Übereinſtimmung nie vollkommen, und die Obſervanz hielt in den verſchiedenen Kirchenſyſtemen noch immer einige Abweichungen ſelbſt von der herrſchenden römiſchen Kirche aufrecht. Nichtsdeſtoweniger aber ſteht feſt, daß unter den jetzigen Sonn- und Feſttagsevangelien und Epiſteln keine ſich finden, welche die alte Kirche vom 4. bis 9. Jahrhunderte nicht auch ſchon gehabt hätte. Daß davon die Perikopen eine Ausnahme machen, welche für in ſpätern Zeiten entſtandene Feſte feſtgeſetzt wurden, verſteht ſich von ſelbſt. Auf der andern Seite muß aber zugegeben werden, daß unſere Perikopen nicht durchaus mit den Tagen übereinſtimmen, für welche ſie in der alten Kirche angeordnet wurden. Die obwaltende Verſchiedenheit, welche im Allgemeinen bei den Epiſteln häufiger als bei den Evangelien vorkommt, iſt jedoch bei den Feſten viel ſeltener als bei den Sonntagen. Hier rührt ſie von der veränderten Eintheilung und Benennung der Sonntage her; bei jenen hat ſie ihren Grund darin, daß man die Feſte bald einen, bald zwei, bald drei, bald ſogar mehre Tage feierte, und beſteht in manchen Fällen nur darin, daß man eine Vertauſchung und Verlegung der Feſtperikopen vornahm. In der griechiſchen Kirche kamen allmälig viele andere Perikopen auf, als in der lateiniſchen üblich waren; daher denn die in der jetzigen griechiſchen Kirche vorhandenen von den unſrigen vielfach abweichen.

In beiden Theilen der Chriſtenheit, der orientaliſchen und occidentaliſchen Kirche, erſtreckt ſich noch bis auf den heutigen Tag der Gebrauch der Perikopen nicht blos auf die Kirche, ſondern auch auf das bürgerliche Leben und deſſen Geſchäfte. Viele Sonntage erhielten von den evangeliſchen Perikopen ihren Namen und führten denſelben in den Geſchichtsbüchern wie in den Gerichtsverhandlungen des Mittelalters. Und dieſer Gebrauch iſt ſeit der Reformation noch allgemeiner geworden; denn auch in der Lutheriſchen Kirche Teutſchlands, Schwedens und Dänemarks, wie in der biſchöflichen Kirche Englands ſind die evangeliſchen Perikopen aus der Kirche in den Kalender, in die Gerichtsverfaſſung, Haus- und Landwirthſchaft übergegangen.

So entſchieden aber der Gebrauch der Perikopen bei der alten Kirche iſt, war es doch nie Geſetz, darüber zu predigen, und das Beiſpiel der berühmteſten Homileten ſpricht dafür, daß es erlaubt war, außer den feſtgeſetzten evangeliſchen und epiſtoliſchen Lectionen auch über andere Abſchnitte der heiligen Schrift religiöſe Vorträge zu halten. Auch zu Karl's des Großen Zeiten wurden die Geiſtlichen nicht ſklaviſch an dieſelben gebunden. Später hielt man ſich faſt ausſchließlich im Abendlande daran: denn die ſeit dem 10. Jahrhunderte hier immer allgemeiner einreißende Unwiſſenheit der Geiſtlichen hatte genug mit der Übung im richtigen Vorleſen der Perikopen zu thun, und ſie waren gar nicht im Stande, eigene Vorträge über bibliſche Stellen auszuarbeiten und zu halten. Die Scholaſtiker jedoch, welche das erſte Licht in die tiefe und weit verbreitete Finſterniß des Abendlandes brachten, hielten ſich durchaus nicht ſtreng an die Perikopen, und wie ſie überhaupt den Ariſtoteles an die Stelle der Bibel ſetzten, ſo legten ſie auch häufig Stellen aus deſſen Schriften, beſonders aus der Ethik, ihren religiöſen Vorträgen zum Grunde. Die Reformatoren, welche den Ariſtoteles wieder aus der Kirche ſchafften, waren übrigens keineswegs unbedingte Lobredner der Perikopen, und die Streitigkeiten über deren Werth und Zuläſſigkeit, welche zu ihrer Zeit begannen, haben bis auf die unſrige fortgewährt. Luther ſelbſt ſpricht ſich darüber alſo aus: Post hanc lectio Epistolae. Verum nondum tempus est et hic novandi, quando nulla impia legitur. Alioqui cum raro eae partes ex epistolis Pauli legantur, in quibus fides docetur, sed potissimum *morales* et *exhortatoriae*, ut ordinator ille Epistolarum videatur fuisse insigniter indoctus et superstitiosus operum ponderator, officium requirebat, eas potius pro majori parte ordinare, quibus fides in Christum docetur. Idem certe in Evangeliis spectavit saepius, quisquis fuit lectionum istarum auctor.“ (Opp. lat. Jeneus. T. II. p. 557.) Er wollte ſie alſo nicht voreilig beſeitigt wiſſen, tadete die vielen moraliſchen, blos zur Tugend und guten Werken ermahnenden Abſchnitte beſonders in den Epiſteln, und beklagte es, daß zu wenig in ihnen auf den Glauben und das Verdienſt Chriſti Rückſicht genommen werde. Dannhauer nannte den Sammler der Perikopen: „hominem ferrei ingenii,“ (Theol. conscient. P. I. p. 1011) und ſagt von ihnen: „Es hätte ſich wohl gebühret, daß man auch ſchwere evan-

geliſche Texte zu leſen verordnet, darin die übernatürlichen, himmliſchen Geheimniſſe des Glaubens enthalten, die ſtarken Speiſen, die zu dem Ende offenbaret, daß ſie männiglich kund gethan würden, den Glauben zu ſtärken. Der Pöbel hat lieber evangeliſche und bibliſche Hiſtorien und Exempel, als wenn man vom Articul der Rechtfertigung predigt." (Katechismus-Milch. 9. Th. S. 121. 8. Th. S. 377.) Derſelben Meinung iſt auch ſein großer Schüler Spener, und die Pietiſten überhaupt, denen man zu viel thut, wenn man ihnen vorwirft, daß ſie die Perikopen überhaupt verworfen hätten. Sie legten denſelben nur keinen großen Werth bei, und wünſchten nicht ſtreng an dieſelben gebunden zu ſein; gingen aber keineswegs ſo weit wie Gottfr. Arnold, der die Perikopen für „eine ruchloſe und greuliche Verſtümmelung der Bibel" erklärte. Dagegen ſchienen die Lutheriſchen Eiferer für das Alte und Beſtehende vergeſſen zu haben, was ihr Autoritätsmann Luther von den Perikopen geurtheilt hatte. Sie legten ihnen einen viel zu großen Werth bei, und Schelwig unter andern vertheidigte völlig unhiſtoriſch und unproteſtantiſch die abſolute Nothwendigkeit derſelben und erklärte eine Veränderung der kleinen Bibel (wofür man die Perikopen ausgab) für gänzlich unerlaubt (Synopsis controvers. p. 367). Selbſt der gelehrte J. B. Carpzov unternahm es noch ſpäter, den Gebrauch derſelben als eine Vorſchrift unſrer ſymboliſchen Bücher zu rechtfertigen (Tract. de usu Pericop. Evang. in eccles. nostris. Lips. 1758). Ungleich gemäßigter und treffender erklärt ſich darüber J. Georg Walch in Folgendem: 1) Wird ein jeder Vernünſtiger geſtehen müſſen, der Gebrauch dieſer Texte ſei nichts Nothwendiges; die Kirche habe darin ihre Freiheit und könne gar wol eine Änderung vornehmen. 2) Wie man aber ſolche Texte abſchaffen könnte: alſo wäre es auch an ſich gut, wenn man damit die eine und die andere Änderung vornähme, und zwar — — weil man nach denſelbigen nicht alle nöthige Glaubens- und Lebenslehren füglich vortragen kann, bisweilen von einerlei Materie darin gehandelt wird, andere nöthige Texte dabei liegen bleiben ꝛc. 3) Wäre gleich eine ſolche Änderung an ſich gut, ſo iſt es doch nunmehr nicht rathſam, dergleichen vorzunehmen, weil daher nicht nur Unruhen in den Kirchen zu beſorgen, ſondern auch ein und der andere aus dem Haufen der Einfältigen und Schwachen ſich daran ſtoßen könnte." (Rel. Streit. der ev.-luth. Kirche. 2. Th. S. 550. 3. Th. Rel. Streitigk. außer der evang.-luth. Kirche. 3. Th. S. 420 fg.) Während aber die reformirte Kirche die Perikopen gänzlich abſchaffte und jedem Prediger die Wahl der Bibeltexte, über welche er predigen wollte, durchaus frei gab: wurden beſonders ſeit der Mitte des 18. Jahrhunderts die Klagen über den Perikopenzwang in der Lutheriſchen Kirche immer allgemeiner und lauter. Zwar tadelte man Manches, was man in früherer Zeit grade an ihnen gelobt hatte, zwar ging man bei der Menge von Vorſchlägen, die gemacht wurden, etwas Zweckmäßigeres an die Stelle des Alten zu ſetzen, oft von einſeitigen Principien aus, und wäre es nach Manchen gegangen, ſo hätten wir in einer neuen Textſammlung keine Sylbe von dem gefunden, was Luther und Spener in den alten Perikopen wenn nicht vermißten, ſo doch nicht hinlänglich berückſichtigt hielten; allein nichtsdeſtoweniger hatte man doch in den Hauptſachen recht, daß einzelne der alten Perikopen ihrem Inhalte nach unfruchtbar, andere der kirchlichen Zeit, für die ſie feſtgeſtellt ſind, unangemeſſen ſind, daß ſie überhaupt dem Geiſtlichen, beſonders bei längerer Amtsführung, höchſt läſtig werden, und ihn entweder nöthigen, Jahr aus Jahr ein über viele Perikopen ſo ziemlich daſſelbe zu predigen, oder minder textgemäß zu ſprechen, und, mit Beſeitigung des Hauptinhalts der Perikope, ſich nur an einen unweſentlichen Nebengegenſtand derſelben zu halten, daß eben durch dies Letztere viele Geiſtliche verleitet wurden, homiletiſche Kunſtſtückchen auf die Kanzel zu bringen, bei denen die Erbauung der Zuhörer nur zu augenſcheinlich in den Hintergrund trat, daß es überhaupt unproteſtantiſch iſt, den größten Theil der heiligen Schrift von der Kanzel auszuſchließen und den Gemeinden die Gelegenheit zu entziehen, viele der herrlichſten Schriftſtellen auch durch die homiletiſche Behandlung ihrer Prediger näher kennen und anwenden zu lernen, und daß es den gewiſſenhaften Religionslehrer in die allerpeinlichſte Verlegenheit bringen kann, wenn er bei einem eigentlichen Perikopenzwange nichts in dem vorgeſchriebenen Texte von dem findet, was er auf beſondere dringende Veranlaſſung grade jetzt ſeiner Gemeinde vorzuhalten für Pflicht hält. Denn der Einwand hiergegen, daß er damit, bis er auf einen dafür geeigneten Text komme, warten könne, und daß dies Warten ſogar bisweilen ſein Gutes habe, paßt wol für einzelne, aber nicht für alle Fälle. Auch daß der Geiſtliche, wenn er z. B. auf Veranlaſſung einer vorliegenden Perikope ein ernſtes, ſtrafendes Wort ſage, nicht ſo leicht dem Verdachte anheimfalle, als gehe er nur darauf aus, ſeine Gemeinde abzukanzeln, wie wenn er über einen freien Text ſpricht, iſt, näher betrachtet, von keiner Erheblichkeit. Denn ſo weit ſind unſere Zuhörer, daß ſie recht gut wiſſen, es hänge von dem Redner ab, ob er dieſen oder jenen Hauptgedanken aus dem Texte ableiten und wie er ihn behandeln wolle. Hat er die rechte Stellung bei ſeiner Gemeinde, genießt er ihre Achtung und ihr Vertrauen, ſind ſeine Rügen gegründet, und trägt er ſie ohne verletzende Bitterkeit und perſönliche Beziehungen vor, ſo werden ſie des beabſichtigten Eindrucks nicht verfehlen; im Gegentheil aber denſelben gewiß nicht bewirken, mag er über einen vorgeſchriebenen oder über einen freien Text ſprechen. Ebenſo wenig Grund hat die Behauptung, man verhindere es, daß Geiſtliche einſeitig auf der Kanzel werden, nur ihre Lieblingsthemata, nur die Glaubens- oder nur die Sittenlehre predigten, wenn man ihnen die Wahl der bibliſchen Texte nicht frei gäbe. Wer dies will, der wird es thun, auch wenn er über vorgeſchriebene Texte predigen muß. Zur Zeit, wo die dogmatiſchen Predigten ausſchließlich herrſchten, mußten auch rein moraliſche Texte dazu den Stoff hergeben, und als die Moralpredigten an der Mode waren, trieb man es ebenſo mit den dogmatiſchen Texten. Und gegenwärtig, wo die erſteren bei

Digitized by Google

Vielen wieder an der Tagesordnung ſind, treibt man es ganz in der alten Weiſe, wie ſich denn Referent erinnert, vor einigen Jahren über die Perikope vom barmherzigen Samariter eine Predigt gehört zu haben, in der die ganze Lutheriſch-orthodoxe Rechtfertigungslehre abgehandelt wurde. Man muß wol dem Gewiſſen und der amtlichen Treue und Weisheit der Geiſtlichen Größeres und Wichtigeres anvertrauen, als die Wahl der bibliſchen Texte, und wer unfähig iſt, ſich paſſende ſelbſt zu wählen, den ſollte man nicht zu einem Geiſtlichen machen, oder der mag in ſeiner Noth zu den alten Perikopen und zu den faſt unzähligen Hilfsmitteln greifen, die ihm überall dargeboten werden, um vermittels derſelben eine Predigt zuſammenzubringen. Die Beſorgniſſe endlich, welche Luthern abhielten, die alten Perikopen aufzugeben, und welche auch noch Walch geltend machte, waren ſchon ſeit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, mit den ſeltenſten Ausnahmen, nicht mehr vorhanden. Daher fanden denn auch von dieſer Zeit an die erwähnten Klagen über den Perikopenzwang faſt in allen proteſtantiſchen Ländern Teutſchlands bei den geiſtlichen Oberbehörden Gehör und Berückſichtigung (Abhandlung in Böckel's, Brescius' u. A. neuem Archive für Paſtor. Wiſſenſch. 1. Bd. 2. H. S. 202 fg.) Die lüneburgiſche Kirchenordnung ſetzte an Feſttagen und bei beſondern Angelegenheiten andere Texte feſt; im Hanöverſchen wurden die Perikopen aus dem Zuſammenhange ergänzt, und die vorhergehenden und nachfolgenden Verſe hinzugefügt, auch durften die Prediger mit den Evangelien und Epiſteln wechſeln; den heſſiſchen Predigern wurde ſeit 1773 freigelaſſen, ob ſie über die Perikopen oder über freie bibliſche Texte predigen wollten; in der ſchleswig-holſteiniſchen Agende (2. B. S. 564 fg.) wurden zwei Jahrgänge neuer Perikopen vorgeſchrieben, und der Gebrauch der alten verboten; Reinhard ſeit 1809 und ſein Nachfolger v. Ammon bis auf die neueſte Zeit gaben auf höheren Antrag für das damalige Kurfürſtenthum und jetzige Königreich Sachſen Jahrgänge neuer, meiſt gut gewählter, Perikopen, die den alten untergelegt werden ſollten, und gegenwärtig geht man hier damit um, einen vierfachen Jahrgang von Perikopen anzuordnen; daſſelbe hat ſchon vor etwa 15 Jahren Röhr für das Großherzogthum Weimar gethan; in Preußen, wo der ſtrenge Perikopenzwang längſt aufgehört hatte, wurde es ſeit Stiftung der Union den Predigern freigegeben, ob ſie über die alten Perikopen oder über frei gewählte Texte reden wollten; kurz es gibt gegenwärtig in Teutſchland nur noch äußerſt wenige Provinzen, wo ein ſtrenger Perikopenzwang fortdauert.

Vergl. *Jo. Matth. Hammerich*, De usu evangelici codicis apud veteres Christianos. (Hafniae 1702. 4.) *Friedr. Weise*, Progr. de Pericopis evangelicis et epistolicis. (Helmstad. 1698. 4.) *Jo. Henr. Thameri* Schediasma de origine et dignitate Pericoparum, quae Evangelia et Epistolae vulgo vocantur atque diebus Dominicis, festis Apostolorumque Sanctorum memoriae sacris, concionibus praeleguntur et explicantur. Oder: Vom Urſprung der gewöhnlichen Sonn- und Feſttagsevangelien und Epiſteln, und was von ſelbigen zu halten ſei. (Jen. 1734. 4.) *Casp. Loescher*, De Pericopis evang. et epist. T. II. (Vitemb. 1721. 4.) *Joh. Bened. Carpzov*, De usu Pericoparum Evangel. in ecclesiis nostris. (Lips. 1758. 4.) *Hildebrand*, De concion. veter. c. 3. §. 36. Unſchuldige Nachrichten. 1706. S. 168 fg. *E. F. Wernsdorf*, Liturgia Lutherana servans exemplum antiquae et purioris ecclesiae. (Viteb. 1780. 4.) p. 17 sq. *Calvör*, Rituale eccles. T. I. p. 491 sq. *Bingham*, Antiquit. eccles. L. XIV. c. 3 oder Vol. VI. p. 57—104. Auguſti, Denkwürdigkeiten ꝛc. 6. B. S. 196—244. Flügge, Geſch. d. teutſch. Kirch. u. Pred. Weſ. 1. Th. S. 32 fg. 308 fg. 2. Th. S. 304—310. Monhart, Die Sonn-, Feſt- und Heiligentage. S. 97 fg. Fuhrmann, Handwörterbuch der chriſtl. Rel. u. Kirchengeſch. 3. B. S. 357—359. Die Sonn- und Feſttagsevangelien, nach ihrem dogmat., hiſtor., geograph. u. antiquariſchen Inhalte, für Landprediger und Schullehrer bearbeitet und mit nöthigen Einleitungen verſehen (Pirna 1804).

(D. *K. Chr. Lebr. Franke.*)

PERIKTIONE (*Περικτιόνη*). So hieß die Mutter des Philoſophen Plato; ſie war die Frau von Ariſton, eine Schweſter von Charmides, eine Tochter von Glaukon, Enkelin von Kritias, Urenkelin von Dropides, von dem Solon wenn auch nicht der Bruder, doch ein naher Freund und vielleicht ſelbſt Verwandter war (Aſt, Plato's Leben und Schrift. S. 17). (*H.*)

PERIKTYONE, eine Pythagoreiſche Frau. Stobäus, dem wir allein die Kenntniß ihres etymologiſch auffallenden Namens verdanken, theilt uns (Tit. I, 62 u. 63) zwei Abſchnitte aus ihrer Schrift über die Weisheit (*περὶ σοφίας*), und ebenſo (T. 79, 50 u. 85, 19) zwei Abſchnitte aus ihrer Schrift über die Harmonie des Weibes (*περὶ γυναικὸς ἁρμονίας*) mit. Es ſind dieſe Auszüge in Doriſchem Dialekt abgefaßt, was ſonſt ein Kriterium für die Echtheit von Pythagoreiſchen Schriften zu ſein pflegt; aber der Dorismus iſt dort ſehr unvollſtändig; auch bleibt es auffallend, daß Jamblich in ſeinem Verzeichniß Pythagoreiſcher Frauen eine Periktyone nicht aufführt. Bentley (Resp. ad Boyl. in Opuscul. p. 366 sq.) hat daher jene Fragmente für ein untergeſchobenes falſches Machwerk erklärt. (*H.*)

PERILAMPUS. Latreille hat in ſeinen Genera insectorum et crustaceorum T. IV. p. 30 unter dieſem Namen eine zu der Abtheilung Pupipara gehörige, dem genus Chalcis verwandte Immengattung bekannt gemacht, welche folgende Kennzeichen hat: Die Oberkiefer ſind kräftig und ſtark gezähnelt; die Fühler ſehr kurz mit verdickter, ſpindelförmiger Geißel und kurzer, dicker Keule; Schildchen ſehr deutlich; Hinterleib kurz, herzförmig, am Ende nicht verlängert; Hinterfüße die längſten; der innere Stachel an den Schienbeinen des mittleren Fußpaares klein. Arten: Diplolepis violacea *Fabr.*, glänzend ſchwarz, Hinterleib flach, violett; kommt in Teutſchland vor. D. ruficornis *Fabr.*, D. italica *Fabr.*, D. chrysis *Fabr.* etc. Vergl. *Cuvier* et *Latreille*, Le Règne animal. 2. édition. vol. V. p. 298

Digitized by Google

und *Nees ab Esenbeck*, Ichneumonologia T. .. p. 44 sq. (*Streubel.*)

PERILAMPUS, eine Karpfengattung, welche J. Mc. Clelland in ſeinen Observations on six new species of Cyprinidae, with an outline of a new classification of the family (Journal of the Asiatic Society VII, 2. p. 948) aufgeſtellt und mit folgender Diagnoſe verſehen hat: Rückenfloſſe über der längern Afterfloſſe, die Spitzen der Kinnladen bis zur Rückenlinie erhoben. Welche Arten der großen Gattung Cyprinus im Linné'ſchen Sinne hierher gehören, läßt ſich zur Zeit noch nicht genau beſtimmen. Von Clelland wird eine neue, bei Simla in den Gebirgsflüſſen des Himalaya gefundene Art als ein wahrer Perilampus folgendermaßen beſchrieben: P. elingulatus *Cl.* Kopf und der vordere Körper hoch, Schnauze rund, an der Seitenlinie 46 Schuppen, Vorſprung an der Spitze der unteren Kinnlade ſehr klein, ein ſchwarzer Punkt an der Spitze jeder Schuppe. Ausgezeichnet iſt die Art durch die auffallende Kleinheit der Zunge, welche doch bei den Gattungsverwandten ſehr entwickelt iſt. S. d. Artikel Phoxinus, welcher eine Überſicht aller Gattungen der Familie Cyprinoidei enthalten wird. (*Streubel.*)

PERILAOS*) *Περίλαος*, *Περίλεως* m. 1) Sohn des Ikarios und der Periboa (ſ. d. Art. 3). Als Neffe des Tyndareus klagte er, wie die Peloponneſier behaupteten, nach deſſen Tode den Oreſtes des Muttermordes vor dem Areopag (*Paus.* VIII, 34, 2) an. Nach Anderen führte Tyndareus ſelbſt, oder Erigone den berühmten Proceß (ſ. *Meziriac. Ov.* Her. II. p. 268).

2) Sohn des Ankäos, Königs der Leleger, und der Samia, Bruder des Enudos, Samos, Alitherſes, und der Parthenope (*Asios* ap. *Paus.* VII, 4, 2).

3) Tyrann von Argos, welcher den ehernen Thurm der Danae zerſtörte (*Paus.* II, 23, 7).

4) Ein Troer, welchen Neoptolemos tödtet. (*Quintus* VIII, 294). (*Krahner.*)

PERILITUS hat Nees von Eſenbeck eine Immengattung genannt, die ſich durch folgende Merkmale auszeichnet: Scheitel linig, ſchmal; Hinterleib convex; Stiel an der Wurzel linig, hinten kegelförmig erweitert; Legebohrer vorſtehend. Mehre Arten finden ſich in Teutſchland. Vergl. *Nees ab Esenbeck*, Ichneumon. p. 399 und den Artikel Piezata in dieſer Encyklop. (*Streubel.*)

PERILLA. Eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der 14. Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Labiaten. Char. Der Kelch ausdauernd, halbfünfſpaltig: der oberſte Fetzen kleiner als die übrigen; die Corolle rachenförmig: die Oberlippe ausgerandet; die Unterlippe dreilappig; die Staubfäden von einander abſtehend, faſt von gleicher Länge, mit geſpaltenen Antheren; zwei fadenförmige, zuſammenklebende Griffel mit einfachen Narben. Linné kannte nur eine Art: P. ocimoides *L.* (Mentha perilloides *Lamarck* enc. IV. n. 18., ill. t. 503. Melissa maxima *Arduin* obs. bot. II. t. 13), ein in Oſtindien einheimiſches, gewürzhaft riechendes, ſteifbehaartes Sommergewächs mit gegen zwei Fuß hohem, vierkantigem Stengel, gegenüberſtehenden, eiförmigen, langzugeſpitzten, geſägten Blättern, einſeitigen Blüthenähren und eiförmigen, langzugeſpitzten Stützblättchen, welche länger als die blaßröthlichen Blumen ſind. Im Königreiche Ava wächſt die kaum als Art unterſchiedene P. macrostachya *Wallich* (Ind. herb. Soc. angl. ind. n. 1559). Die übrigen Arten (P. polystachya, elata, fruticosa und leptostachya *Don.* prodr. fl. nep.), von denen die drei letzten kleine Sträucher ſind, wachſen in Nepal. (*A. Sprengel.*)

PERILLA. Unter dieſem Namen hat der Dichter Ticida ſeine Geliebte, Metella, in ſeinen Gedichten geprieſen (*Ovid.* Trist. II, 438). Von ihr verſchieden iſt die Perilla, an welche Ovid die 7. Elegie des 3. Buches ſeiner Triſtien gerichtet hat; ſie ſcheint hiernach ſich mit Poeſie befaßt, vielleicht auch mancherlei Poetiſches publicirt zu haben; ob bei der Dichterinn dies der wirkliche Name war, oder wir es auch hier mit einer Pſeudonymen zu thun haben, weiß ich nicht. (*H.*)

PERILLIUS CICUTA, ein bei Horaz (S. II, 3, 69 und 75) erwähnter Banquier. (*H.*)

PERILLO (Salvadore), geboren 1731 zu Neapel, ſtudirte daſelbſt unter Piccini und Durante, begab ſich dann nach Venedig, wo er ſich mit ſeinen Compoſitionen komiſcher Opern beliebt machte. Berenice und Buona Figliuola waren die erſten, im J. 1759. Sein Sohn Francesco zeigte ſich in Neapel ſeit 1783 des Vaters würdig. Ins Ausland drangen Beider Werke nicht. (*G. W. Fink.*)

PERILLO LIGERO, der ſpaniſche Name des gemeinen Faulthieres (Bradypus tridactylus). Er findet ſich zuerſt in dem Sommario delle Indie (cap. 23) von Gonſalvo Ferdinando Oviedo, welcher auch die erſte Nachricht von dieſem ſüdamerikaniſchen Thiere gegeben hat. Der Name Perillo Ligero iſt in mehre Reiſewerke übergegangen. Vgl. übrigens d. Art. Faulthiere. (*Streubel.*)

PERILLOS und PERILAOS, hieß der unglückliche Bildhauer, welcher der Sage nach dem Tyrannen Phalaris den berüchtigten Stier von Erz verfertigte. Bekanntlich ſoll er dieſem Stiere die Einrichtung gegeben haben, daß die von Phalaris zum Tode Verurtheilten in denſelben hineinkriechen, und wenn der Stier dann durch untergelegtes Feuer erhitzt würde, die darin Steckenden bis zum Tode ein ſtierartiges Brüllen, zur Unterhaltung des Tyrannen, hören laſſen ſollten; der Künſtler mußte ſelbſt zuerſt hinein ſteigen und darin jämmerlich umkommen, um eine Probe von ſeinem Werke abzulegen. Bei griechiſchen Schriftſtellern findet ſich meiſtens die zweite, bei lateiniſchen die erſte Form; daß aber beide Formen demſelben Namen angehören, zeigt Böckh (C. I. Gr. T. I. p. 887). (*H.*)

PERILOMIA. Eine von Kunth aufgeſtellte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der 14. Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Labiaten. Char. Der Kelch glockenförmig, mit höckerigem Rü-

*) ſ. auch Perillus.

cken, zweilippig, mit gleichen Lippen; die Corolle mit etwas gebogener Röhre und rachenförmigem Saume: die Oberlippe flach, ausgerandet, geſpalten, die Unterlippe dreilappig; die Zwillingsantheren zweifächerig, jedoch ſchlägt ein Fach oft fehl; der Griffel an der Spitze geſpalten; die Karyopſen geflügelt (daher der Gattungsname: λῶμα Rand, Saum, περί ringsum). Die beiden Arten haben Humboldt und Bonpland im tropiſchen Amerika entdeckt: 1) P. Scutellariae* (P. scutellarioides *Humb.*, *Bonpl.* et *Kunth* nov. gen. II. p. 327. t. 169) in Peru, und 2) P. ocimoides *Kunth* (l. c. p. 328) in Quito. Beide mit ſcharlachrothen Blumen, die letztgenannte gewürzhaft riechend. (*A. Sprengel.*)

PERIM, kleine Inſel in der Meerenge von Babel-Mandeb, liegt 4 Miles von der oſtafrikaniſchen Küſte entfernt, unter 12° 36′ n. Br. und 43° 50′ öſtl. L. und hat einen guten Hafen, aber gänzlichen Mangel an friſchem Waſſer. (*G. M. S. Fischer.*)

PERIMANUIIR, Stadt in der vorderindiſchen Provinz Cochin und der Präſidentſchaft Bombai. (*G. M. S. Fischer.*)

PERIMEDE (*Περιμήδη, ης*, f.). 1) Tochter des Augeias, eine berühmte Zauberin. Theokrit (Id. II, 16) erwähnt ſie neben Kirke und Medea. (*Propert.* II, 4, 8: Non [valent] Perimedea gramina cocta manu). Homer (Il. XI, 739) nennt ſie Agamede, die Blonde, die Gemahlin des Mulios.

2) Die Tochter des Öneus, mit welcher Phönix die Aſtypaläa und Europa zeugte (*Asios* ap. *Paus.* VII, 4, 2).

3) Tochter des Äolos und der Enarete, vom Achelous Mutter des Hippodamas und des Oreſtes (*Apollodor.* I, 7, 3. 4 und 5).

4) Die Schweſter des Amphitryon, Gemahlin des Likymnios (*Apollodor.* II, 4, 6, 6) bekannt aus der Sage von dem berühmten Kampf des Amphitryon gegen die Teleboer, welchen zuerſt Automedes von Mykenä epiſch beſungen haben ſoll (ſ. *Demetr. Phaler.* ap. Schol. Od. III, 267).

5) Perimeda, Herrſcherin zu Tegea, von den meiſten *χοῖρα* genannt, habe die gefangenen Lacedämonier genöthigt, den Fluß Lochas durch die Ebene abzuleiten. (*Deinias* Argolica ap. *Herodian.* *περὶ μον. λεξ.* 8, 14. O. Müller, Dorier. II. S. 418. Note.) (*Krahner.*)

PERIMEDES (*Περιμήδης, ου*, m.). 1) Sohn des Euryſtheus, von der Antimache, der Tochter des Amphidamas (*Apollodor.* III, 9, 2, 1). Als die Herakliden vor Euryſtheus flohen, nahmen die Athener ſich derſelben an, führten Krieg gegen Euryſtheus und tödteten von ſeinen Söhnen den Iphimedon, Eurybios, Mentor und Perimedes (*Apollodor.* II, 8, 1, 3). Eine andere Sage, welche Antikleides im zweiten Buch der Noſten mittheilte, erzählte, daß Herakles nach Beendigung ſeiner Kämpfe von Euryſtheus zum Opfer geladen worden ſei; da haben die Söhne des Euryſtheus dem Herakles ſehr kleine Portionen zugetheilt und dieſer, ergrimmt über ſolche Vernachläſſigung, habe den Perimedes, den Eurybios und Eurypylos erſchlagen (*Athen.* IV. p. 157 sq.). Von Neueren wird Perimedes oft irrig als Tochter Perimede aufgeführt.

2) Perimedes und Dryalos, Söhne des Peukes, zwei Centauren (*Hesiod.* Sc. II. 187).

3) Perimedes, ein Gefährte des Odyſſeus, welcher nebſt Eurylochos bei dem Opfer thätig iſt, mit welchem Odyſſeus in der Nekyi die Seelen der Abgeſchiedenen citirt (*Hom.* Od. XI, 23). Abgebildet in der Delphiſchen Leſche (*Paus.* X, 29, 1).

4) Perimedes, ein Argiviſcher Sänger, der Lehrer des Demodokos, Automedes von Mykene, Likymnios, des Buprasiers, ferner des Sippas, Pharis und Probolos. Nach Demetrius Phaler. *περὶ ποιητῶν* bei Schol. und *Eustath. Hom.* Od. III, 267 (vergl. *Lobeck.* Aglaopham. p. 328).

5) Ein Trojaner, welchen Neoptolemos tödtete: *οἰκί' ἔναιε παρὰ Σμινθήϊον ἄλσος* (*Quintus* VIII, 291). (*Krahner.*)

PERIMELE (*Περιμήλη, ης*, f.). 1) Tochter des Hippodamas. Der Flußgott Achelous verführte ſie; darüber erzürnt, warf ſie der Vater ins Meer, aber Neptun verwandelte ſie auf Bitten des Achelous in die Inſel Perimele (*Ovid.* Met. VIII, 590).

2) Tochter des Admet, Gemahlin des Argos und Mutter des Magnes, von dem Magneſia den Namen hat (*Anton. Lib.* 23. Schol. *Eurip.* Alcest. 265).

3) Die Tochter des Amythaon gebar dem Antion, einem Sohne des Periphas, den Ixion (*Diodor.* IV, 69).

Den Namen *Περιμήλη* (*μῆλα*) bezieht Völcker (Mytholog. der Japetiden. S. 273 Note) auf die Fruchtbarkeit. (*Krahner.*)

PERIMETER oder Umring, Umfang einer Figur nennt man die Summe aller der Linien, von denen die Figur eingeſchloſſen wird, mögen dieſe Linien gerade oder krumme ſein. Vgl. d. Art. Peripherie. (*Gartz.*)

PERIMNESTOS (*Περίμνηστος, ου*, m.). Der Vater des Eurykoon, welchen Letzteren Diomedes tödtet (*Quintus* XIII, 210). (*Krahner.*)

PERIMOS (*Πέριμος, ου*). Ein Troer, Sohn des Megas (daher *Μεγάδης* Etym. M. v. *Μέγας*), welchen Patroklus tödtete (*Hom.* XVI, 695). (*Krahner.*)

PERIMOW, ein der fürſtlich Trautmannsdorfiſchen Herrſchaft Kumburg unterthäniges Dorf im mittleren Theile des bidczower Kreiſes des Königreichs Böhmen, nach Bemerſchitz (Bisthum Königgrätz) eingepfarrt, mit 112 Häuſern, 666 czechiſchen Einwohnern, die mit Ausnahme von drei proteſtantiſchen Familien ſämmtlich Katholiken ſind. (*G. F. Schreiner.*)

PERIMULA (*Περίμουλα*), eine Stadt in Indien außerhalb des Ganges, in der Gegend von Banan, nördlich von der Stadt Koli, mit dem Sinus Perimulus (*Περίμουλος κόλπος*, Straße von Malacca). (*Ptolem.* VII, 2. Vergl. *Cellar.* Orb. ant. Vol. II. p. 873. Mannert 5. Th. S. 117. 246.) Plinius (H. N. VI, 23) nennt ein indiſches Vorgebirge Perimula (ad Perimulae promontorium, ubi est celeberrimum Indiae emporium etc.) (*Krause.*)

Digitized by Google

PERIMYSIUM, **Muskelſcheide**, **Muskelhaut** nennt man in der Anatomie die zellſtoffige Hülle, welche ſowol den ganzen Muskel (Perimysium externum) als die einzelnen ihn zuſammenſetzenden Faſern und Bündel (Perimysium internum) überzieht; in ihr verlaufen die Gefäße und Nerven der Muskeln. Die einzelnen Muskelſcheiden ſämmtlicher Muskeln hängen genau mit einander zuſammen, indem ſie gradezu in einander übergehen oder an Knochenrändern, mit deren Perioſteum ſie verwachſen, zuſammenſtoßen. Vgl. Muskeln. (*J. Rosenbaum.*)

PERINAEOCELE, der **Dammbruch**, **Mittelfleiſchbruch**, Hernia perinaei, Mesoscelocele *), nennt man die durch das Hinabtreten eines Eingeweides gebildete Geſchwulſt am Perinaeum, welche nur ſelten beobachtet und in der neueren Zeit erſt durch Scarpa genauer erforſcht iſt. Das hinabtretende Eingeweide iſt gewöhnlich der Dünndarm, ſeltener die Harnblaſe, noch ſeltener das Netz, da dieſes gewöhnlich nicht ſoweit hinabreicht und bei ſtarker Anſtrengung meiſtens zwiſchen der Maſſe der Gedärme und der Bauchwand zuſammengepreßt wurde. Wenn ſich der Dammbruch bildet, ſo wird die Falte des Bauchfelles, welche bei Männern zwiſchen Rectum und Harnblaſe, bei Weibern zwiſchen Rectum, Uterus und Vagina vorhanden iſt, abwärts gedrängt, die Beckenaponeuroſe und der M. levator ani durchbrochen; der Bruchinhalt ſenkt ſich Anfangs in eine Vertiefung zwiſchen dem eigentlichen Boden der Peritonealhöhle, der fascia pelvis und der äußeren Haut, ſodaß man ihn von der Scheide oder von dem Maſtdarm aus fühlen kann; ſpäter verſchwindet dieſer Kanal, indem ſich der Bruchinhalt noch weiter hinabſenkt und die äußere Haut mit einzelnen Faſern des M. levator ani hervortreibt und zwar am vorderen Rande zur Seite des Afters, öfter auf der linken als rechten Seite, ſodaß die Raphe etwas ſeitlich getrieben wird. Anfangs iſt die Geſchwulſt rundlich, ſpäter wird ſie birnförmig, trägt alle Zeichen des Bruchs an ſich, kann aber leicht mit Congeſtionsabſceſſen am Damm verwechſelt werden. Behufs einer genauen Unterſuchung muß man den Kranken mit geſpreizten Beinen, den Leib nach Vorn gerichtet und den dem Sitze des Bruchs entſprechenden Fuß auf einen Fußſchemel geſtützt, aufrecht ſtehen laſſen und die Unterſuchung ſelbſt von Hinten her vornehmen. Der Dammbruch kommt faſt nur bei Männern vor, da der Damm bei Weibern zu kurz iſt, und wenn ſich bei ihnen auf die angegebene Weiſe ein Bruch bildet, ſo tritt ſein Inhalt gewöhnlich, wenigſtens theilweiſe, in die Scheide (Scheidendammbruch) oder in den hinteren Theil einer großen Schamlefze (Hernia labialis posterior, Hernia pudendalis, wofür Scarpa wol nicht ganz mit Recht alle bei Frauen beobachtete Dammbrüche erklärt). Die Dispoſition zu den Dammbrüchen wird beſonders durch eine übermäßige Weite der unteren Beckenapertur gegeben, die Gelegenheitsurſachen ſind dieſelben, welche Darmbrüche überhaupt veranlaſſen, beſonders aber Heben von Laſten bei geſpreizten Füßen. Was die Behandlung betrifft, ſo iſt der Dammbruch leicht reponirbar und die Repoſition ſelbſt geſchieht auf dieſelbe Weiſe wie bei andern Darmbrüchen; doch kann man bei Weibern nach Sabatier zu dieſem Behufe einige Finger in die Vagina bringen. Iſt der Bruch reponirt, ſo hält man ihn zurück durch die von Scarpa angegebene Bandage (ſ. Abbild. bei Froriep chirurg. Kupfertafeln Taf. 47), welcher ſich derſelben auch bei Maſtdarmvorfällen bedient. Sie beſteht aus einer T-förmigen Feder, von welcher der horizontale Theil ſich um das Becken, der verticale gegen den Damm zu krümmt und hier mit einer durch eine Spiralfeder elaſtiſch gemachten Pelotte verſehen iſt, die gegen die Bruchmündung noch durch einen elaſtiſchen Beinriemen angedrückt wird. In Ermangelung dieſer Bandage kann man ſich auch einer elaſtiſchen T-Binde bedienen. Bei Frauen bewirkt man die Retention durch ein cylindriſches, vorn und hinten abgeplattetes Pessarium von der Scheide aus. Einklemmung des Darmbruches dürfte ſelten vorkommen, und in dieſem Falle müßte man wie beim Leiſtenbruch verfahren. Cloquet will den Schnitt parallel mit dem Aſte des Sitzbeins machen, um die Arteria vaginalis an der inneren und die Arteria pudenda an der äußeren Seite zu vermeiden.

(*J. Rosenbaum.*)

PERINAEUM (Interfemineum, Mesoscelos, Mesomerion, Orrhos, Tramis, Tauros, Fechedeon, Cochone, Plechas, Plichos), der **Damm**, das **Mittelfleiſch**, nennt man in der Anatomie die untere Gegend des Stammes des menſchlichen Körpers, deren Ausdehnung ſeitlich und quer durch die vereinigten Äſte des Scham- und Sitzbeins und von Vorn nach Hinten oder der Länge nach durch den After und die Geſchlechtstheile begrenzt wird. Sie bietet eine von Vorn nach Hinten geneigte Ebene dar, in Form eines Dreiecks, deſſen Seiten und vorderer Winkel durch den Schambeinbogen, deſſen hintere Seite oder Baſis durch eine Linie gebildet wird, welche ſich von dem Sitzbeinhöcker der einen Seite zu dem der andern Seite erſtreckt. Die Breite des Dammes hängt demnach von der Entfernung der Sitzbeinhöcker ab, dieſe iſt beim Kinde und Manne geringer als beim Erwachſenen und Weibe, daher auch der Damm bei jenen ſchmäler iſt, als bei dieſen. Nach den Beobachtungen, welche Dupuytren bei 23 Subjecten anſtellte, betrug die Entfernung der Sitzbeinhöcker zwiſchen 2 und $3\frac{1}{4}$ Zoll, während Velpeau bei 40 Individuen einen Unterſchied von $1\frac{3}{4}$—4 Zoll fand. Die Länge iſt beim Manne beiweitem beträchtlicher als beim Weibe, wo ſie nach Velpeau nur 18 Linien beträgt. Die Dicke, welche ſich von der äußeren Haut bis zum Blaſenhalſe erſtreckt, beträgt nach Dupuytren's und Velpeau's Meſſungen zwiſchen 1—4 Zoll, für gewöhnlich aber $2\frac{1}{2}$ Zoll. Die ſich von Außen nach Innen findenden Theile, welche alſo den Damm bilden, ſind folgende beim **Manne**: Die äußere Haut des Dammes

*) A. Scarpa, über den Mittelfleiſchbruch. A. d. Ital. (Weimar 1822. 4.) *Mery* et *Pipelet* in Mémoires de l'Acad. royale de chir. Vol. II. p. 25. Vol. IV. p. 182. *Curade* in Mémoires de l'Acad. des sciences. 1713.

Digitized by Google

iſt eine Fortſetzung von derjenigen, welche Oberſchenkel und Hodenſack überzieht; ſie bildet ſchiefe Runzeln, die ſich zu der in der Mittellinie des Dammes liegenden Naht (Raphe) begeben, und um ſo deutlicher ſind, je näher ſich die Oberſchenkel an einander befinden. Mit ihnen ſteht die große Dehnbarkeit des Dammes in geradem Verhältniß und ſie machen es möglich, daß die Aftermündung ſich weiter hineinzieht, und nach dem Grunde des Beckens zu mit der Haut eine Vertiefung bildet, wodurch nach Scarpa's Erinnerung die Operation der Maſtdarmfiſteln erſchwert wird. In der Nähe der Raphe iſt die Haut dick und dicht, an den übrigen Stellen dünn, beſonders in der Nähe des Afters, wo ſie zugleich eine große Menge Glandulae sebaceae beſitzt, deren Abſonderung die ſogenannten Perinäalſchweiße liefert, woran fette Perſonen, beſonders Gichtiſche und Hämorrhoidarier, leiden. Gegen die Zeit der Pubertät bedeckt ſich der Damm mit Haaren. Die Farbe der Haut iſt wie die des Hodenſacks, dunkler als die übrige Haut, und meiſtens bräunlich. Zunächſt über der Haut liegt eine lockere Zellſchicht, mit einer nicht unbedeutenden Menge Fettzellen, wodurch die äußere Haut verſchiebbarer wird; über dieſen Schichten befindet ſich das vordere Ende des Sphincter externus und das oberflächliche Blatt der Dammaponeuroſe, welches nach Bouvier's genauen Unterſuchungen ſeine Richtung nach Oben und Vorn auf den M. transversus nimmt und ſich nach Außen auf den M. ischiocavernosus mit deſſen Inſertionen am Sitzbeinaſte verſchmelzend, nach Innen und Vorn auf den M. bulbocavernosus und auf die faſerige Hülle der Corpora cavernosa fortſetzt, und ſonach die Zweige der Arteria bulbourethralis, wie die genannten Muskeln, welche ein Dreieck bilden, in welchen beim Steinſchnitt die Inciſion gemacht werden muß, bedeckt. Hierauf folgen die Wurzeln der Corpora cavernosa und des Ligamentum perinaei oder Ligamentum triangulare urethrae Collesii, welches nach Carcaſſone's Unterſuchungen eine dichte elaſtiſche Scheidewand bildet, die den größten Theil des Schambogens einnimmt, und in ihrer mittleren Partie den Harnröhrenkanal durchgehen läßt. Nach Unten etwas concav adhärirt es an den M. transversus, ſetzt ſich ſelbſt an den Maſtdarm, ſeitlich an die innere Leſze der Sitz- und Schambeinäſte, nach Oben an die Symphysis ossium pubis und verſchmilzt partiell mit dem Ligamentum infrapubianum. Das Band iſt dreieckig, von Vorn nach Hinten abgeplattet, und wird nach Vorn von dem Bulbus urethrae und den Cooper'ſchen Drüſen, den Wurzeln der Corpora cavernosa und dem äußeren Rande des M. bulbocavernosus bedeckt, nach Hinten hat es den Levator ani, die Vorſteherdrüſe, den häutigen Theil der Harnröhre, auf die es eine Verlängerung abgibt, die Arteria pudenda, die von Cloquet beſchriebene Aponeurosis rectovesicalis, welche ſchief zwiſchen dem Grunde der Blaſe und dem Levator ani liegt und nach Unten vollkommen die Bauchhöhle ſchließt. Bei dem Weibe, wo die Hautbedeckungen des Dammes geſpannter ſind, und wenig oder gar keine Haare zeigen, folgt auf dieſelben gleichfalls eine Lage Zell- und Fettgewebe, dann die Dammaponeuroſe, deren Mitte eine breite Öffnung darbietet, welche die äußere Scham umſchreibt, die M. ischiocavernosi, levatores ani, der Sphincter ani, deſſen Faſern ſich vorn bei vielen Subjecten kreuzen und unmittelbar in die der M. transversi fortſetzen, der M. bulbocavernosus, welcher eine Art Sphincter bildet, der die äußere Scham als Constrictor vaginae umſchließt, die Arterien, welche gewöhnlich nicht ſo dick, als beim Manne ſind. Wegen der Kürze des Dammes beim Weibe entſtehen leicht während des Actes der Geburt Dammriſſe (Ruptura perinaei.)

(*J. Rosenbaum.*)

PERINALDO, eine Gemeinde, welche zu dem der Militair-Diviſion von Nizza einverleibten, nach Dolceacqua benannten Mandamento IV. der Provinz S. Remo der feſtländiſchen Staaten des Königs von Sardinien gehört, mit einigen anderen Gemeinden den Diſtrict des zu Dolceacqua ſtationirten Brigadiere à piedi ausmacht, einen Syndicus mit einem Secretair, an der Spitze ſeiner Gemeindeverwaltung hat, und acht in den verſchiedenen Dörfern zerſtreute Kirchen zählt. Der Hauptort derſelben ſoll nach einer Volksſage den Namen erhalten haben nach einem mächtigen ital. Fürſten Rinaldo, der einſt mit ſeinem Heere ſich hier gelagert, und dem zu Ehren das Volk das alte Schloß, von dem kaum einige Spuren mehr zu erblicken ſind, Perinaldo genannt habe. Das Dorf liegt 7 Miglien nordweſtl. von St. Remo entfernt auf einem Berge, an deſſen nordweſtlichem Fuße ein in die Nervia ſich ergießender Bergſtrom dahin fließt, zählt gegen 530 Einwohner, welche den Ölbaum mit Erfolg cultiviren, und deren Häuſer drei Plätze umſtehen, hat eine katholiſche Pfarre, eine dem heiligen Nicolaus geweihte Kirche, ein Kloſter der reformirten Franziskaner (Riformati), mit einer zweiten Kirche, ein Seminarium und eine Schule der 5. und 6. Claſſe. Perinaldo iſt der Geburtsort des berühmten Aſtronomen Giandomenico Caſſini und ſeines gelehrten Neffen Giacomo Maraldi. (*G. F. Schreiner.*)

PERINCARI (*Περίνκαρι*), eine indiſche Stadt im inneren Lande der Candioni (in Oſtmalabar und Weſtcarnatik), nach Ptolemäus (VII, 1), welcher ſie weſtlich von der Stadt Madura ſetzt. Gegenwärtig findet ſich eine Stadt Peringary öſtlich von genannter Stadt am Fluſſe Vay (ſ. Mannert 5. Th. S. 212). (*Krause.*)

PERINET (J.), ein vielſchreibender Theaterdichter, welcher vorzüglich am Theater in Wiens Leopoldſtadt 30 Jahre lang viele Poſſen und Operntexte, namentlich zur Erſchütterung des Zwerchfelles, lieferte und ſich dadurch um die Caſſe der Direction und um die Lachluſtigen ſehr verdient machte. Es gab zwar in Wien manche, die ihm vorwarfen, er ſchreibe ins Zeug hinein; namentlich wurde ihm mancherlei in ſeinem Theateralmanach übel genommen, z. B. 1803, wo er unter Anderem auch vorbrachte: „Zerſtreuung und Abwechſelung ſei des Wieners Hauptſache, — der darum doch eine Turteltaube von einem Raubvogel zu unterſcheiden wiſſe ꝛc." Das letzte Werklein des bis an ſein Ende heitern Mannes

Digitized by Google

war: „Dragon, der Hund des Aubri oder der Wiener Wald, hiſtoriſch-romantiſches komiſches Drama in Knittelverſen." Kurz nach Aufführung dieſer Poſſe ging er im März 1816 zu ſeinem Frieden, den er hienieden wenig fand, aber auch zu ſeinem Heil nicht ſonderlich nöthig hatte. Die Kunſtgenoſſen, die ihn meiſt liebten, begleiteten ihn zu ſeinem Grabe. — Es gibt noch einen Perinet (oder Perine), der im 17. Jahrh. in Paris eine Lautenſchule herausgab, und auch Noten in Kupfer zu ſtechen verſtand. (*G. W. Fink.*)

PERINEURA, nennt D. Th. Hartig in ſeiner Naturgeſchichte der Aderflügler Teutſchlands (1. Bd. Berlin 1837. S. 303. Sectio IV. Nr. 16) eine von ihm gebildete Unterabtheilung der Blattweſpengattung Tenthredo. Er gibt von ihr folgende Kennzeichen an: „Lanzettförmige Zelle in der Mitte zuſammengezogen; Unterflügel ohne Mittelzellen; ſämmtliche Außenzellen vor dem Flügelrande durch bogige Queradern geſchloſſen. Oberlippe tief eingebuchtet mit hervortretenden Seitenlappen. Anhang groß." Typus dieſee Gattung iſt:

Tenthredo rubi *Panzer*. Fühler länger als der Körper. Schwanz, Kopf und Thorax gelb gefleckt; Hinterleib und Beine beäunlich-gelb; Flügel klar. — Beſchreibung: die ganze Körperlänge beträgt 3¼ Linien; die ausgebreiteten Flügel meſſen 7¼ Linie; die Länge der Fühlhörner beträgt 3⅓ Linie. Der Leib iſt cylindriſch, etwas niedergedrückt, gleich breit. Kopf und Bruſtkaſten glänzend ſchwarz. Augenrand, Wangen, Oberlippe, Anhang und Mundtheile gelb; Oberkiefee mit braunen Spitzen, die beiden erſten Fühlerglieder mit gelben Spitzen. Am Thorax ſind die Seiten der Bruſt, der Halskragen, die Naht zwiſchen Mittel- und Seitenlappen, das Schildchen, ein dreieckiger Fleck unter demſelben, die Rückenkörnchen und ein kleiner Punkt im Dreieck mit ihnen ſchön hellgelb. Hinterleib röthlich gelb, oben an der Baſis und um den After hellgelb, das erſte und zweite Rückenſegment an der Baſis in der Mitte ſchwärzlich; Beine röthlichgelb mit hellgelben Hüften; Flügel waſſerklar; Adern und Randmal hellbraun, Wurzel und Schüppchen gelb. Kommt bei Nürnberg vor. Eine annähernde Bildung des Unterflügel-Geäders findet ſich unter allen Blattweſpen nur bei einigen Männchen der nächſtverwandten Abtheilung der Gattung, nämlich der Section Tenthredo s. str. wieder, als bei T. instabilis, T. histrio etc. S. das oben angeführte Werk (S. 393, Taf. V. Fig. 42 ꝛc.); Klug, die Blattweſpen nach ihren Gattungen und Arten zuſammengeſtellt, Berlin 1818—19 (Tenthredo, Fam. II. A. no. 11), und die Artikel Poecilostoma, Tenthredo und Phyllophaga. (*Streubel.*)

PERINGIANO, eine bedeutende Ortſchaft der Inſel Sardinien, in der Diviſion von Capocagliar, auf der Höhe eines Berges gelegen, welcher in der Richtung von Nordoſt gegen Südweſt eine Verzweigung niedrigerer Berge bildet, die ſich bis an das Mittelmeer verlängern und dort unter dem 7° 19′ dee Länge und 39° 2′ der Breite das Vorgebirge Tavolaro aufthürmen. Die Ortſchaft zählt gegen 800 Einwohner, deren Viele ſich mit Viehzucht beſchäftigen. Wie in Sardinien übeehaupt nicht ſelten, iſt die Gebirgsumgebung dieſes Dorfes wild romantiſch. (*G. F. Schreiner.*)

PERINGSKJÖLD (ſprich Peringschöld) (Johann), geboren zu Steängnäs im mittleren Schweden 1654, geſtorben 1720, begraben im Dom ſeiner Geburtsſtadt. Bis er 1693 in den Adelſtand erhoben wurde, war ſein bürgerlicher Name Peringer. Sein Vater Lorenz Friedrich Peringer, Lector der Poeſie und der Geſchichte am Gymnaſium zu Strängnäs, war gebürtig aus Franken, und mit mehren Gelehrten unter der Regierung der Königin Chriſtine nach Schweden berufen worden. Der Sohn genoß der erſten Unterweiſung bei ſeinem Vater; auch im Zeichnen; ſeit 1677 ſtudirte er zu Upſala, wo damals ſehr tüchtige Männer, ein Stjernhjelm, Verelius, Rudbeck der Jüngere, Loccenius und Scheffer wirkten. Im J. 1680 ward er außerordentlicher, und ſchon nach zwei Jahren ordentlicher Beamter bei dem damals blühenden Antiquitäts-Archiv, in welcher Eigenſchaft er nebſt Johann Hadorph mehre inländiſche Reiſen zu Auffindung alter Denkmäler und Runenſteine unternahm. Zu ausländiſchen Reiſen in gleicher Beziehung wurde ihm eine dreijährige öffentliche Unterſtützung bewilligt, doch unterblieben dieſe Reiſen, in Folge ſeiner Beförderung zum Aſſeſſor im Antiquitätscollegium 1689, und das Geld ward zur Annahme eines Amanuenſis verwandt, der den fleißigen Forſcher bei der Sammlung von 18 dicken Folianten alter Urkunden unterſtützte, die aber leider 1697 der Schloßbrand vertilgte. Im J. 1693 ward ee Secretair und Antiquae und nach dem 1698 erfolgten Tode des gelehrten Isländers Gudmund Olsſon zugleich Translator. Als 1703 die große Kirchenbibel Karl's XII. erſchien, fing er an, ein bibliſches Geſchlechtsregiſter, welches der Bibel beigefügt werden ſollte, zu bearbeiten, welches aber, Geldmangels halber, eeſt 1713 vollendet wurde. Im J. 1712 übertrug er mit königlicher Genehmigung ſein Translatoramt ſeinem Sohne, Johann Friedrich Peringſkjöld, nahm nach 40 jähriger Dienſtzeit 1719 als Kanzleirath, und mit Beibehaltung ſeines Amtseinkommens, Abſchied, während ſein Sohn ſein Nachfolger wurde. (Dieſer fleißige Alterthumsforſcher ſtarb ſchon 1725, und es eeloſch mit ihm das adelige Geſchlecht Peringſkjöld.)

Von Johann Peringſkjöld's ſeltener Arbeitſamkeit zeugen ſeine zahlreichen Schriften, welche in den Actis Literar. Succiae (Vol. I. p. 82—85) und in von der Hardt Holmia literata p. 34 sq. verzeichnet ſind. Am bekannteſten wurden ſeine Überſetzungen: von Snorre Sturleſon's Geſchichte der nordiſchen Könige 1698; des oſtgothiſchen Königs Theoderich's II. Geſchichte 1699; *Johann Messenii* Scondia illustrata 1700 sq. König Hjalmar's Geſchichte; König Rolf Krake's Geſchichte; Wilkina-Sage 1715; ferner ſein bibliſches Geſchlechtsregiſter 1713; Monumenta Thiundicae 1710; Monumenta Ullerakensia 1719 ꝛc.

(Aus den Sammlungen des Secret. *Sigfried Gahn Persson*, in *Georg Gezelii* biographiske Lexicon. D. 2. 1779.) (*v. Schubert.*)

Digitized by Google

PERINIKE, *Περινείκη, ης*, f., Tochter des Hippomachos, Gemahlin des Naubolos und von dieſem Mutter des Iphitos (Schol. *Apollon. Rhod.* I, 207); in den pariſer Scholien heißt ſie Perintheke und ihr Gemahl Naulochos. (*Krahner.*)

PERINO, ein Fluß im Herzogthume Piacenza, der auch Prino genannt wird, dem Val di Prino den Namen gibt, in den Apenninen aus dem Zuſammenſtrömen mehrer Bäche bei Pradonera entſteht, das Thal gleiches Namens bewäſſert, und ſich bei dem Dorfe Prino am rechten Ufer in die Trebbia ergießt. Dieſer Fluß fließt ſo nahe bei Calenzano, daß dieſes Dorf gemeinhin Val di Perino genannt zu werden pflegt *). (*Schreiner.*)

PERINO (auch Piero oder Pierino) **DEL VAGA**, mit dem Familiennamen eigentlich Buonacorſi, geboren in Florenz gegen 1500, geſtorben 1547, ein Maler aus der römiſchen Schule. Er verdient als würdiger Schüler des Rafael in der Geſchichte jener großen Kunſtperiode genannt zu werden, da er nicht allein ſeinem Lehrer bei mehren bedeutenden Arbeiten als Gehilfe diente, ſondern auch durch eignes Schaffen und Wirken ſich eine achtungswerthe Stellung in der Kunſtgeſchichte verſchafft hat.

Die Eigenthümlichkeit, welche in den Werken von Perino del Vaga das Charakteriſtiſche bildet und ihn von andern ſeiner Mitgenoſſen unterſcheidet, iſt der beſondere Styl ſeiner Zeichnung, der zwar auch, wie bei mehren Meiſtern nach Rafael's Tode, in einen Manierismus überging, ſich aber bei Perino auf andere Art, nämlich in einer außerordentlichen Leichtigkeit, ausſpricht, wodurch er zwiſchen Parmeggiano und Julio Romano mitten inne ſteht. Perino kündigt ſich als ein außerordentliches, mit großer Productivität begabtes Talent an, Feinheit in der Auffaſſung, ſowie in der Hinſchreibung der geiſtigen Ideen durch Griffel oder Pinſel erſcheinen immer als ein leichtes Spiel der Phantaſie, jedoch erhebt ſich in dem einzelnen innern Ausdruck etwas Kaltes, und es iſt weniger die tiefe Empfindung ſichtbar, die einem bei Rafael's Werken ſo unmittelbar entgegentritt. Perino's Verdienſte ſind übrigens nicht gering. Es iſt in ſeinen Werken eine große Neigung für die ältere Claſſicität ſichtbar und ihm war ſelbſt das Studium nach der Antike nicht fremd. Daher kommen wol auch von ihm mehr profane und mythologiſche Compoſitionen vor, während kirchliche Gegenſtände (obgleich er ſeinem Meiſter in mehren ſolcher Darſtellungen, z. B. im Vatican, helfen mußte) weniger häufig von ihm bearbeitet ſind. Er arbeitete daſelbſt auch an den Ornamenten und Stuccoverzierungen, mit Giov. Nanni und Polidoro Carravaggio, mußte auch Zeichnungen und Entwürfe für Rafael fertigen und war überhaupt, wie Vaſari ſagt, einer der erſten Zeichner der florentiner Schule nach Mich. Angelo, und einer der beſten Gehilfen Rafael's.

Von ſeinen Frescomalereien eigner Erfindung geben die, welche er nach Rafael's Tode in den von jenem Meiſter begonnenen großen Arbeiten in den Stanzen des Vaticans vollendete, namentlich die in der Stanza della Segnatura unter Papſt Paul III. gemalten Sockelfriesbilder, welche er in Clair-Obſcur in Goldfarbe ausführte, Zeugniß, ebenſo die Frescomalereien im Palaſt Doria zu Genua, welche Scenen aus der Geſchichte des Scipio und Anderer darſtellen; man ſieht hier ſeine Genialität und leichte Auffaſſung neben einiger Kälte in den Charakteren, neben etwas Conventionellem in der Färbung, ſo jedoch, daß das Genie und Talent des Künſtlers obenan ſtehen. Jedenfalls hat er ſich vielfältig verſucht und viel gearbeitet, es ſind uns von, ihm faſt gleichzeitigen Kupferſtechern aus Marc. Anton's Schule die Beweiſe ſeines Talents für Compoſitionen erhalten, die vielleicht meiſt nach Zeichnungen gearbeitet ſind. Hin und wieder ſind noch in älteren Sammlungen einige Ölgemälde vorhanden, die den Charakter des Meiſters auch in dieſer Beziehung darſtellen. Von ſeiner ältern im florentiner Charakter gehaltenen Malerei iſt ein Bild in Rom in der Kirche San Marcello, die Schöpfung der Eva darſtellend. In Tivoli ſah man einen Johannes den Täufer in einer ſchön gemalten Landſchaft. Lucca und Piſa, beſonders Genua, beſitzen Mehres von ſeinen Arbeiten.

Als eins ſeiner ausgezeichnetſten Altarbilder iſt das aus der Sammlung des Cardinal Feſch in Rom zu nennen, welches die Geburt Chriſti oder Anbetung des Jeſuskindes durch Maria und Joſeph darſtellt, wobei die Heiligen Sebaſtian, Rochus, Johannes der Täufer und die heilige Katharina die Hauptfiguren umgeben. Oben über der Hauptgruppe ſchwebt Gott Vater. Das Bild mit des Meiſters Namen und der Jahrzahl 1534 bezeichnet, iſt ſehr kräftig und dunkel gehalten, jedoch außerordentlich leicht behandelt. Ein andres Gemälde, Maria mit dem Kinde und Johannes, welcher dem Kinde eine Schüſſel mit Früchten darreicht, war in der Galerie Borgheſe. Ebenſo befindet ſich in England, jetzt in Caſtle Howard, dem Landſitze des Grafen Carlisle, eine heilige Familie von Perino del Vaga, Chriſtus und Johannes, welche ſich küſſen, bei ihnen Joſeph. Dieſes Bild befand ſich ehemals in der berühmten Arundel'ſchen Sammlung und wurde ſpäter vom Grafen Carlisle in ſeiner ausgezeichneten Sammlung mit aufgeſtellt. Die Ausführung iſt fleißig und kräftig, das Ganze in einer Manier gearbeitet, welche an des Meiſters Lehrer und zugleich an die florentiniſche Schule erinnert [1]). In der Manier findet ſich ein Anklang von Andr. del Sarto's Styl. In der berühmten Gemäldeſammlung des Lord Spencer zu Althorp in England iſt von ihm das Bildniß des Cardinal Polo oder Polus; er iſt in höherem Alter mit langem, weißem Bart, ſchwarzem Kragen und ſchwarzer Mütze in halber Figur dargeſtellt; ein kräftig ſchönes Bildniß von hohem, ſtreng aufgefaßtem Charakter. Ein anderes ſehr anmuthiges Bild iſt der Wettſtreit der Muſen in Gegenwart von Apollo, Minerva und den nach der alten Art perſonificirten örtlichen Gottheiten. Das Ganze in ſehr reicher, gefühlvoller Compoſition, von ſehr warmem Fleiſchton und

*) Corografia dell' Italia con atalante geografico ed illustrativo di *Attilio Zuccagni Orlandini* (Firenze 1841). Vol. VIII, p. 311.

1) Waagen, Reiſe nach England. 2. Th. S. 418.

ungemein zart. (Dieſes Bild war früher in der Sammlung von König Karl I. von England und, wie man vermuthet, von dem bekannten Kunſtkenner Jabach erworben worden. Auguſte Boucher-Desnoyers fertigte davon einen trefflich gelungenen Kupferſtich, welcher das lieblich erfaßte Bild mit aller Anmuth wiedergibt. Man ſehe weiter unten. Noch iſt eines nicht aufgeſtellten Bildes der alten königlichen Sammlung in Paris zu gedenken, welches Mars, Venus und Amor mit einem Donnerkeil darſtellt, ein Bild von ſehr feiner, aber etwas lasciver Compoſition. Die ehemalige ſpäter nach England verkaufte Galerie des Herzogs von Orleans beſaß ein Bild von Perino, welches Venus, Juno und Minerva darſtellt, wie ſie ſich vorbereiten, dem Paris zu erſcheinen. Dieſes Gemälde wurde in London von Herrn Nesbitt für 80 Pfund erkauft. Ein Kupferſtich davon, iſt von Simoneau geſtochen, in dem Werke von Crozat. (Recueil des plus beaux tableaux etc. qui sont en France etc.).

Nach Perino's Werken iſt, wie ſchon oben geſagt, Mancherlei in älterer und ſpäterer Zeit geſtochen worden; dahin gehören folgende Blätter: 1) Zwei Bl. Scenen aus der Geſchichte der erſten Ältern, von Phil. de Sage geſtochen, gr. Fol. 2) Moſes ſchlägt Waſſer aus dem Felſen, von Mich. Lucheſe, qu. Fol. 3) Heil. Familie, von Wencesl. Haller 1642, gr. Octav. Vorzügliches Blatt. 4) Maria mit dem Kinde, aus der Sammlung Borgheſe, von Cecchi zu Rom geſtochen, zu Laſtri's Werk: Pittrice d'Hetruria. 5) Heilung des Blinden am Tempel, von einem alten Meiſter in Bonaſone's Manier gr. qu. Fol. 6) Petrus und Paulus heilen einen Lahmen am Tempel, von Jul. Bonaſone geſtochen, Fol. 7) Der Evangeliſt Marcus ſitzend. Jul. Bonaſone, Fol. 8) Jupiter, welcher vom Olymp auf die ſtürmenden Rieſen Blitze ſchleudert, von einem alten italieniſchen anonymen Meiſter in der Manier des Caraglio oder G. Ghiſi, ſ. gr. qu. Fol. *Bartsch* Peintre-Graveur Nr. 16. (p. 45. Vol. XV.) Hauptblatt. 9) Die Geburt des Adonis, großartige Compoſition in Phil. de Sage's Manier geſtochen, 1544 gr. qu. Fol. 10) Der Tod des Meleager, ebenfalls großartige Compoſition, von N. Beatrice geſt. 1543, gr. qu. Fol. 11) Apollo, welcher den Marſyas ſchinden will, in der Manier von Phil. de Sage geſtochen, gr. Fol. 12) Apollo und Hyacinth, von H. v. d. Borcht radirt, quart. Selten. 13) Die Liebſchaften der Götter, ſehr feine Darſtellungen des Meiſters, welche ſich den Ideen des Pietro Aretino nahen, vom Künſtler aber mit außerordentlicher Lebendigkeit und Bewegung gezeichnet und von Giacomo Caraglio geſtochen ſind [2]), gr. Oct. Sehr ſelten. 14) Der Streit der Muſen und Pieriden von Giacomo Caraglio geſtochen; ſpäter wurde die Platte von Enea Vico retouchirt und mit deſſen Namen verſehen. In neuerer Zeit wurde, wie ſchon oben angegeben, derſelbe Gegenſtand von Desnoyers ſehr glänzend in Kupfer geſtochen. 15) Die drei Göttinnen vor Paris, von Phil. Simoneau, gr. Fol. zu Crozat's Werk. 16) Venus hält Vulkan den Pfeil, welchen er ſchmiedet, v. G. Ghiſi; kl. Fol. 17) Venus neben Vulkan auf dem Bett und drei Amoretten, von G. Ghiſi; kl. Fol. 18) Neptun mit dem Dreizack neben zwei Tritonen auf einer Muſchel, von G. Ghiſi, kl. Fol. Vorzügliches Blatt. 19) Diana im Bade von Aktäon überraſcht, zweimal von alten italieniſchen unbekannten Meiſtern geſtochen, wovon einer ſich mit dem Chriſtusnamen bezeichnete. 20) Allegoriſche und mythologiſche Scene: Merkur, Jupiter und Amor verlaſſen die Hütten der Menſchen, wo Neid und Misgunſt regierten, von einem alten Meiſter in Caraglio's Manier; qu. Fol. 21) Urtheil des Paris, von Balthaſ. (wol Cornel.) Bos. 1553. gr. qu. Fol. 22) Bacchus auf einer Tonne, Holzſchnitt in Clair obscur. gr. Oct. 23) Beſtrafung des Virgil durch ſeine Buhlerin, von Enea Vico 1542, Quart. 24) Leda mit dem Schwan in Wolken; von Enea Vico 1542 geſtochen; ov. qu. Oct. 25) Ein Prieſter, welcher das Opferfeuer begießt, Enea Vico fec. 1542, Quart. 26) Theil eines großen Frescobildes, der Triumph des Scipio aus dem Palaſt Doria zu Genua, von Giov. Folo ſehr glänzend geſtochen. Überdies gibt es noch mehre Zeichnungen des Perino del Vaga, viele fac similes, z. B. in Crozat's Werk, ſowie ähnliche in dem des Mulinari u. A. (*Frenzel.*)

Perinrapax ſ. Laccadiven (Lake Diven).

PERINTHOS (*Πέρινθος*), einſt eine bedeutende, blühende und feſte Stadt am Geſtade der Propontis, welche eine Colonie der Samier war (wie Marcian. Herakl. [Perieg. 29] berichtet), früher Mygdonia, ſpäter Herakleia (daher auch bisweilen Herakleia Perinthos) genannt wurde (über dieſe alten Namen ſ. *Tzsch.* ad *Pomp. Melam* III, 2. p. 102 sq.) und gegenwärtig den Namen Eſki Eregli führt (vergl. *Clarke*, Trav. Vol. VIII. p. 123. ed. IV.). Wir finden ſie in verſchiedener Beziehung bei den alten Geographen und Hiſtorikern häufig erwähnt (vergl. *Tacit.* Ann. II, 54). Am meiſten aber iſt ſie durch den tapfern und nachdrücklichen Widerſtand bekannt geworden, welchen ſie der hartnäckigen Belagerung des Philippos von Makedonien entgegenſetzte und deſſen ungeheure Anſtrengungen erfolglos machte. Philippos (Alexander's Vater) war bereits mächtig geworden, als Perinthos ſich ſeinen Planen widerſetzte und die Athenäer begünſtigte. Der König wollte ihr nun raſch von ſeinem Übergewicht einen Beweis geben, rückte mit einem Heere von 30,000 Mann heran und begann (Ol. 109, 4), mit zahlreichen Belagerungsmaſchinen gerüſtet, die Beſtürmung der Mauern. Waren die Krieger ermattet, ſo traten andere an ihre Stelle und ſetzten die Operationen mit friſcher Kraft fort. Thürme von 80 Fuß Höhe wurden aufgeführt, welche über die der perinthiſchen Mauern weit emporragten, und von welchen aus die Belagerten, insbeſondere die Vertheidiger der Mauern, mit Heftigkeit angegriffen wurden. Zugleich wurden die Mauern durch mächtige Widder erſchüttert und unterminirt, ſodaß ein großer Theil zuſammenſtürzte.

2) Bartſch hat dieſe Blätter nicht alle beſchrieben; fünf dergleichen nicht angezeigte ſind in Sternberg's Katalog Vol. I. S. 365. Nr. 3647.

Allein die kühnen Perinthier vertheidigten ſich mit ausgezeichneter Tapferkeit, führten neues Mauerwerk auf, wo eine Lücke entſtanden, und wurden von dem befreundeten Byzanz aus mit Mannſchaft, Waffen und Wurfmaſchinen reichlich unterſtützt. Nichtsdeſtoweniger würde ſich endlich die bedrängte Stadt dem unerbittlichen Gewalthaber unterwerfen und ſich dem ſchrecklichſten Schickſal haben fügen müſſen, wäre nicht von Seiten der Perſer Unterſtützung gekommen. Der perſiſche König nämlich, längſt aufgeſcheucht durch die täglich wachſende Macht des Makedoniers, und für die Zukunft beſorgt, beauftragte ſeine Satrapen in Vorderaſien, der bedrängten Stadt Perinthos ſchleunigſt mit aller Macht beizuſtehen. Dieſe ſandten hierauf Hilfstruppen, Geld, Getreide und alles, was den Belagerten nöthig war. Zugleich ſchickten die Byzantier ihre beſten Heerführer und Krieger hierher, ſodaß die Waffenmacht auf beiden Seiten ziemlich gleich war. Aber Philippos ließ ſich durch nichts von ſeinem Vorhaben abbringen und feuerte ſeine Krieger, welche ohnehin ſchon mit Begierde der bevorſtehenden Plünderung der reichen Stadt entgegenſahen, durch verheißene Belohnungen zur Tapferkeit an, während die Perinthier Gefahr und Tod muthig verachtend mit unwiderſtehlicher Kühnheit Trotz boten und jeden Angriff zu nichte machten. Hierbei wurden ſie durch die günſtige Lage ihrer Stadt unterſtützt, welche auf der Anhöhe einer ſchmalen Halbinſel liegend dicht an einander gebauete und durch ihre Höhe ausgezeichnete Häuſer hatte. Die aufſteigende Anhöhe bewirkte, daß ein Haus über das andere emporragte und das Ganze die Form eines Theaters darbot. War nun irgendwo ein Theil der Mauer zuſammengeſtürzt und konnte die Herſtellung nicht ſchnell genug bewirkt werden, ſo vermauerten die Perinthier ſchleunigſt die Durchgänge und engen Gaſſen der Häuſer und bedienten ſich nun dieſer als Schutzwehr. Dazu kam, daß Philippos, auf die Byzantiner grollend, die Hälfte ſeines Heeres von Perinthos hinweg gegen Byzanz führte, um dieſe Stadt ſchleunigſt zu erobern. Kaum hatten dieſes die Athenäer vernommen, ſo erklärten ſie dem Könige, daß er den mit ihnen geſchloſſenen Frieden verletzt habe, rüſteten eine Flotte und ſandten ſie den Byzantinern, deren kräftigſte Mannſchaft zu Perinthos war, zur Hilfe. Daſſelbe thaten die Chier, Koer, Rhodier und mehre andere helleniſche Staaten. Dadurch wurde endlich der makedoniſche König bewogen, die Belagerung beider Städte aufzugeben, und mit den Athenern ſowol als mit den übrigen den Frieden herzuſtellen. So Diodoros (XVI. c. 74—77. T. II. p. 139—141 *Wessel.*). Die Attiſchen Redner, namentlich Demoſthenes, Philipp's Feind, haben dieſes Ereigniß mehrmals zur Sprache gebracht. Perinthos war um jene Zeit wichtiger und wohlhabender als Byzanz (*Procop.* de aedif. IV, 9). Beſonders war dieſe Stadt durch ihren blühenden Handel berühmt geworden. Späterhin hatte Philippos II. von Makedonien ſowol dieſe Stadt als viele andere in dieſer Region in ſeine Gewalt gebracht, mußte ſie aber nach Abſchluß des Friedensvertrags mit den Römern wieder frei geben (*Liv.* XXXIII, 30). In Betreff der noch ſpätern Zeit vergl. *Ptolem.* III, 11. *Pomp. Mela* II, 2. p. 134 *Gron.* *Ammian. Marcell.* XII. 2. *Zosimus* I, 62). Die Zahl der uns aufbewahrten Münzen, welche zu Perinthos unter den römiſchen Kaiſern geprägt worden ſind, iſt überaus groß. Man findet dieſelben bei Mionnet (T. I. p. 399—415 und Supplem. T. II. p. 396—429) am vollſtändigſten angegeben. Aus dem gewöhnlichen Prädicat *NEΩKOPOI*, welches die Perinthier auf dieſen Münzen führen, leuchtet ein, daß Perinthos noch in der Kaiſerzeit eine wichtige und wohlhabende Stadt war; denn unbedeutenden wurde das Neokorat von Seiten des römiſchen Senates verweigert, weil es mit großem Aufwande verbunden war. Auch wurden hier glänzende Feſtſpiele begangen, welche ebenfalls auf Münzen angegeben und als *AKTIA. ΠYΘIA. ΦIΛAΔEΛΦEIA* bezeichnet werden (vergl. *Mionnet* T. I. p. 404—409). Auch finden wir auf perinthiſchen Münzen die Prädicate *C€YHPIA. ΠPΩTA. Π€PINΘIΩN* (vergl. *Morelli* Spec. rei num. Tab. XIII, 143, auch *Eckhel.* Doct. Num. I, 4, 445). Über alles dieſes habe ich in meiner Schrift: „die Pythien, Nemeen und Iſthmien" (Leipz. 1841. S. 71—73) ausführlicher gehandelt, wohin ich verweiſe. Über das gegenwärtige Eski Eregli, einige Ruinen und Inſchriften, handelt Clarke (Travels Tom. VIII. p. 122 sq. ed. IV). Der nahe Meerbuſen erhielt von dieſer Stadt den Namen des perinthiſchen. S. die Karte de la Mer de Marmara bei Clarke (l. c. T. VIII. ad p. 1).

(*J. H. Krause.*)

Perinyctis, ſ. Epinyctis.

PERIOCHE (*Περιοχή*), Inbegriff, Inhalt, Abſchnitte und Stellen eines Buches, auch Inhaltsverzeichniß; ſo ſchrieb Auſonius „Periochas in *Homeri* Iliadem et Odysseam." (*H.*)

PERIODE. 1) Mathematiſche. In rein arithmetiſcher Bedeutung iſt jede endliche Reihe von Zahlen, die immer wiederholt wird. Ein Bruch, z. B. ein Decimalbruch, der eine ſolche Periode enthält, wird ein periodiſcher Bruch genannt. Jeder periodiſche nach irgend einem beſtimmten Zahlenſyſteme ausgedrückte unendlich fortlaufende künſtliche Bruch läßt ſich genau in einen endlich ausgedrückten natürlichen Bruch verwandeln (ſ. Zahlensystem). So iſt z. B. der Decimalbruch 0,7142857..., deſſen Periode 714285 ins Unendliche wiederholt wird, gleich dem Bruche $5/7$. Jeder periodiſche Kettenbruch

z. B. $$x = \alpha + \cfrac{a}{\beta + \cfrac{b}{\gamma + \cfrac{a}{\beta + \cfrac{b}{\gamma \ldots}}}}$$

drückt die Wurzeln einer quadratiſchen Gleichung aus, und hat daher zwei Werthe (ſ. Kettenbruch). (*Gartz.*)

2) Cykliſche oder chronologiſche, als z. B. Metoniſche oder Monds-, Kallippiſche, Hipparchiſche, Julianiſche Periode, ſ. Cyklus.

3) Hiſtoriſche. Man verſteht unter „hiſtoriſcher Periode" eine in der Mitte zwiſchen zweien Begebenhei-

ten, als Anfangs- und Endpunkten, liegende Jahresreihe; dieſe Punkte heißen **Epochen** (ſ. d. Art.). Die Eintheilung der Geſchichte in ſolche Reihen iſt aus dem Bedürfniß leichterer Auffaſſung hervorgegangen. Soll aber der Zweck erreicht und das Verſtändniß der Geſchichte durch Eintheilung in Perioden wahrhaſt gefördert werden, ſo müſſen die beiden Begebenheiten, welche man zu Epochen oder zu Anfangs- und Endpunkten wählt, die Wichtigkeit und Bedeutung haben, daß ſie der darauf folgenden Jahresreihe einen eigenthümlichen, ſie von vorangehenden und ſpätern Reihen unterſcheidenden Charakter aufdrücken; die Jahre dieſer Reihe müſſen alſo bei aller ſonſtigen Mannichfaltigkeit der Begebenheiten in einer bedeutenden Beziehung ſich gleichen. Sind jene Begebenheiten ſo großartige Manifeſtationen der Gottheit, daß ſie gleichſam eine neue Weltbildung, eine neue Richtung des menſchlichen Geiſtes, eine Umgeſtaltung der bürgerlichen Geſellſchaft zur Folge haben, dann wird man kein Bedenken tragen dürfen, ſie zu Epochen zu machen und von ihnen eine neue Periode zu beginnen. So iſt die Eintheilung der Weltgeſchichte in die vorchriſtliche und chriſtliche Zeit, oder in die alte und neue Geſchichte, und die der letztern in die der Reformation Luther's vorangehende und die ihr folgende, oder in die Geſchichte des Mittelalters und der neuern Zeit, eine ſolche, die ſich für jeden unparteiiſchen Beobachter von ſelbſt ergibt und daher auch am meiſten Beifall gefunden hat. Es iſt aber einleuchtend, daß, was für die Begebenheiten einer gewiſſen Art Epoche macht, es darum nicht auch für die einer andern Natur thut, daß alſo nach der Verſchiedenheit der Begebenheiten, die eine Geſchichte darſtellt, auch verſchiedene Epochen und Perioden angenommen werden müſſen. Die Entwicklungsgeſchichte der religiöſen Ideen bedarf anderer Epochen und Perioden als die Entwicklungsgeſchichte der politiſchen, dieſe wieder andere als die der wiſſenſchaftlichen Vorſtellungen, und noch andere die der künſtleriſchen Darſtellung, die der Civiliſation und der Cultur; ja nicht nur müſſen für allgemeine Staats-, Religions-, Literatur-, Kunſt- und Culturgeſchichte, für jede beſondere, ſondern wieder für die Specialſtaatengeſchichte des einen Volkes eine andere Art Perioden aufgeſtellt werden, als für die eines andern Volks, für die Specialgeſchichte dieſer Religion, dieſer Wiſſenſchaft, dieſer Literatur, dieſes Zweiges der Cultur eine andere als für die Specialgeſchichte einer andern Religion ꝛc.; darin zeigt ſich aber der Meiſter, darin ſeine Herrſchaft über das Material, daß er für jeden Zweig der Geſchichte die ihm angemeſſenen Epochen und Perioden zu bilden, dadurch die Zeiten zu charakteriſiren, die Begebenheiten angemeſſen zu gruppiren weiß. Dieſe Andeutung mag hier genügen; unter dem Artikel **Geſchichte** wird Manches weiter ausgeführt werden. (*H.*)

4) **Rhythmiſche.** Unter der Periode (ἡ *περίοδος*) verſtanden die griechiſchen Muſiker eine eigenthümliche Art von Zuſammenſetzung rhythmiſcher Füße, vermöge deren man aus den Füßen einer niedern Ordnung die der höchſten Gattung von Rhythmen ableitete. Die geſammte Rhythmenbildung beruhte nämlich bei den Griechen weſentlich auf den vier harmoniſchen Grundverhältniſſen, von denen man behauptete, daß in ihnen allein Rhythmus zu finden ſei. Wie man in der Muſik die conſonirenden Intervalle der Octav aus dem Verhältniß von 1 : 2, der Quinte aus dem von 2 : 3 und der Quarte aus dem von 3 : 4 ableitete, ſo unterſchied man in der Rhythmik zwiſchen vier Hauptgeſchlechtern, dem gleichen oder daktyliſchen, dem ungleichen oder jambiſchen, dem anderthalbigen oder päoniſchen und dem epitritiſchen, welche ſämmtlich auf den Grundverhältniſſen von 2 : 2, 2 : 1, 2 : 3 und 3 : 4 beruhten. Aus dieſen leitete man nun jene genannten drei Arten von Füßen ab, und ſo entſtanden auf podiſche Weiſe (*κατὰ πόδα*) im daktyliſchen Geſchlecht der Pyrrhichius und Proceleusmatieus, der Daktylus und Anapäſt, der einfache und doppelte Spondeus, im jambiſchen der Jambus und Trochäus, der Orthius und Trochäus Semantus, im päoniſchen und epitritiſchen die dieſen Gattungen meiſtentheils gleichnamigen bekannten metriſchen Füße. Alle dieſe erhielten den Namen einfacher Füße (*ἀσύνθετοι*) und unterſchieden ſich hinſichtlich ihrer Entſtehung von den zuſammengeſetzten (*σύνθετοι*), welche jene zu ihrer Vorausſetzung hatten.

Die Compoſition war wieder eine doppelte. Sie geſchah entweder auf ſyzygiſche oder periodiſche Weiſe. Die erſte beſtand, wie Ariſtides Quinctilianus ſagt, in einer Verbindung von zwei einfachen, aber ungleichen Füßen, die zweite in der von mehren [1]). So unbeſtimmt dies klingt, ſo erhält es doch durch die von ihm in der Folge angeführten Beiſpiele eine ſehr beſchränkte Beziehung. Die Griechen hatten nämlich unſeres Wiſſens nur vier oder eigentlich zwei ſyzygiſche Füße und leiteten dieſelben nur aus dem daktyliſchen und jambiſchen Geſchlechte ab. Die Syzygie aus dem erſteren beſtand in der Verbindung des Pyrrhichius mit dem Spondeus, welche den Jonicus in ſeiner doppelten Geſtalt (a majori und a minori) hervorbrachte [2]), die aus dem letzteren in der Zuſammenſetzung des Jambus mit dem Trochäus, welche den Bacchius (ab Jambo und a Trochaeo) [3]) oder, wie die Metriker ſagen, den Antiſpaſten und Choriamben erzeugte. Man ſieht daraus, daß die Ungleichheit, welche

1) *Aristid. Quinct.* p. 36 ed. *Meib.* *Τῶν συνθέτων οἱ μέν εἰσι κατὰ συζυγίαν· οἱ δὲ κατὰ περίοδον. Κατὰ συζυγίαν μὲν οὖν ἐστι δύο ποδῶν ἁπλῶν καὶ ἀνομοίων σύνθεσις. περίοδος δὲ, πλειόνων.* Hiermit iſt Hephäſtion zu vergleichen (p. 120 ed. *Meib.*) *Ἐξ ὁμοίων δέ ἐστι (σύστημα) ὅπερ ὑπὸ ποδός, ἢ συζυγίας, ἢ περιόδου καταμετρεῖται ἄνευ ἀριθμοῦ τινος ὡρισμένου*, und p. 127: *ἀπερινόριστα, ὁπόσα ὑπὸ τοῦ αὐτοῦ ποδὸς ἢ τῆς αὐτῆς συζυγίας καταμετρούμενα, ἢ περιόδου, περιγραφὴν οὐδεμίαν ἔχει μεταξύ, ἀλλὰ μέχρι τῆς τελευταίας ὅμοιά ἐστι.* Dazu der Schol. zu p. 120, 10: *τῶν γὰρ μέτρων τὰ μὲν ὑπὸ ποδὶς, τὰ δὲ ὑπὸ συζυγίας, ὡς τὰ ἰαμβικὰ καὶ τὰ ὅμοια· τὰ δὲ ὑπὸ περιόδου καταμετρεῖται· περίοδος δέ ἐστιν ἡ ἐκ διαφόρων ποδῶν ἐν τῷ στίχῳ σύνθεσις· ἀκολούθων μέντοι ὄντων καὶ τῶν ἑξῆς οἷον καὶ τὸ προσοδιακόν ἐστιν.* 2) *Arist. Quinct.* p. 36: *κατὰ δὲ συζυγίαν γίνονται ῥυθμοὶ δύο, ὧν ὁ μὲν ἰωνικὸς ἀπὸ μείζονος ὁ δ' ἀπ' ἐλάσσονος καλεῖται. καὶ ὁ μὲν ἀπὸ μείζονος συνίσταται ἐξ ἁπλοῦ σπονδείου, καὶ προκελευσματικοῦ δισήμου· ὁ δὲ ἐναντίως.* 3) *Arist.* l. c. p. 37: *σύνθετοι δὲ οἱ κατὰ συζυγίαν βακχεῖοι δύο· ὧν ὁ μὲν πρότερον ἔχει τὸν ἴαμβον, δεύτερον δὲ τὸν τροχαῖον· ὁ δὲ ἐναντίως.*

Digitized by Google

Ariſtides Quinctilianus von jenen Füßen prädicirt, auf der einen Seite, im daktyliſchen Geſchlecht, in der größern und geringern Anzahl der Moren, auf der andern im Jambiſchen, in der antithetiſchen Beſchaffenheit der Füße begründet war, wogegen beide Syzygien darin übereinſtimmten, daß ſie nur von Füßen gebildet wurden, welche aus einem und demſelben Geſchlechte entſprungen waren. Die griechiſchen Rhythmiker fügen hinzu, daß bei den Syzygien der eine Fuß in der Arſis, der andere in der Theſis ſtände, — bei dem Jonicus der Pyrrhichius in der erſteren, der Spondeus in der letzteren, bei dem Bacchius der Jambus in der Arſis und der Trochäus in der Theſis [4]); denn ſie gebrauchen dieſe Worte in der umgekehrten Weiſe, wie es heute geſchieht [5]) — und dies iſt zugleich für die Unterſcheidung dieſer Gattung von Füßen von der der vorhergehenden Claſſe von großer Wichtigkeit. Wir werden nämlich dadurch aufmerkſam gemacht, daß man in der Syzygie die einzelnen Füße betonte, während man in dem Fuße die Moren durch die Betonung unterſchied, und die höhere Claſſe ſtellt ſich ſomit auch von ihrer qualitativen Seite ſpeciſiſch heraus. Man kann ſie in ſofern unſerm $^{6}/_{8}$-Takt vergleichen, der ſich vom $^{3}/_{8}$-Takt dadurch unterſcheidet, daß man dort den Rhythmus nach zwei gleichen Hälften betont, während man hier die einzelnen Achtel zählt. Nur die Inverſion der beiden Grundgrößen, die man mit einander zuſammenſetzte, iſt der griechiſchen Syzygie des Bacchius eigenthümlich. Der Jonicus kann dagegen am paſſendſten unſerm $^{3}/_{4}$-Takt gegenübergeſtellt werden, und beide Taktarten bieten einen intereſſanten Gegenſatz, ſofern man die Dreizahl, welche dem jambiſchen Geſchlecht eigenthümlich iſt, in dem Jonicus wiederfindet, der gleichwol daktyliſchen Urſprung hat, während die Zwei des daktyliſchen Geſchlechts ſich in der Syzygie des Bacchius geltend macht, der eben durch dieſe Verbindung ſeiner Füße zu einer Art von *δάκτυλος κατ' ἴαμβον* wird, wie die Muſiker die jambiſche Bigodie nannten [6]).

Die periodiſchen Füße entſtehen, wie wir ſchon ſagten, aus der Verbindung mehrer ungleichartiger Füße. Ariſtides Quinctilianus führt dafür 12 Beiſpiele an, die ſämmtlich aus dem jambiſchen Geſchlechte abgeleitet ſind [7]). Vier derſelben entſtehen, wie er ſagt, aus einem Jamben und drei Trochäen. Dies ſind

1) Der Trochaeus ab Jambo ⏑––⏑–⏑–⏑ [8])
2) Der Trochaeus a Bacchio –⏑⏑––⏑–⏑
3) Der Bacchius a Trochaeo –⏑–⏑⏑––⏑
4) Der Jambus epitritus –⏑–⏑–⏑⏑– [9])

Vier andere ſind aus einem Trochäus und ſonſt aus Jamben zuſammengeſetzt:

1) Der Jambus a Trochaeo –⏑⏑–⏑–⏑–
2) Der Jambus a Bacchio ⏑––⏑⏑–⏑–
3) Der Bacchius ab Jambo ⏑–⏑––⏑⏑–
4) Der Trochaeus epitritus ⏑–⏑–⏑––⏑

Die letzten vier endlich beſtehen aus zwei Jamben und ebenſo viel Trochäen:

1) Der simplex Bacchius ab Jambo ⏑–⏑––⏑–⏑ [10])
2) Der simplex Bacchius a Trochaeo –⏑–⏑⏑–⏑–
3) Der Medius Jambus –⏑⏑–⏑––⏑ [11])
4) Der Medius Trochaeus ⏑––⏑–⏑⏑–

Wenn man dieſe Beiſpiele mit Aufmerkſamkeit betrachtet und ſie mit der vorhergehenden Claſſe, den ſyzygiſchen Füßen, vergleicht, ſo wird man, glaube ich, nicht umhin können, ihre Entſtehung anders zu motiviren, als es von Ariſtides Quinctilianus geſchehen iſt. Es iſt zuvörderſt klar, daß die periodiſchen Füße eine höhere Gattung ſein müſſen als die ſyzygiſchen, denn ſonſt würde man nicht jene aus zwölf, dieſe aus ſechs Zeiten, jene aus vier, dieſe aus zwei Füßen abgeleitet haben. Wenn daher die Syzygie ſich dadurch vom einzelnen Fuße unterſcheidet, daß ſich dort die ganzen Füße ſo zu einander verhalten, wie hier die Zeiten, ſo ſcheint daraus für die Periode geſchloſſen werden zu müſſen, daß ſich in ihr etwa die Syzygien in der Weiſe einander gegenüberſtehen, wie in der Syzygie die Füße, und wir würden daher die periodiſchen Füße aus dem jambiſchen Geſchlecht nicht aus der Zuſammenſetzung eines Jamben und drei Trochäen, oder eines Trochäen und drei Jamben, noch den Medius Jambus und Medius Trochäus aus der Umſtellung von zwei Jamben und ebenſo viel Trochäen ableiten, ſondern wir würden überall nur die Compoſition des Bacchius mit der jambiſchen und trochäiſchen Dipodie und die der beiden Dipodien und Syzygien mit einander zu erkennen haben. Der erſtgenannte Fall, die Verbindung des Bacchius in beiden Geſtalten mit der trochäiſchen Syzygie findet ſich denn auch in den vier möglichen Combinationen in der erſten Claſſe, die aus einem Jamben und drei Trochäen beſtehen ſoll, der zweite die Compoſition des Bacchius mit der jambiſchen Syzygie, in den Fällen, wo ein Trochäus mit drei Jamben verbunden ſein ſoll, die Verbindung der jambiſchen Syzygie mit der trochäiſchen im einfachen Bacchius ab Jambo und a Trochaeo, die von beiden Bacchien in dem Medius Jambus und Medius Trochaeus. Dieſe Auffaſſung der periodiſchen Füße wird noch dadurch beſtätigt, daß der Scholiaſt des Hephäſtion (p. 120 ed. *Gaisf.*) auch die prosodiaci mit unter die periodiſchen Füße zählt. Die prosodiaci aber entſtanden aus der Verbindung des Ionicus mit dem Bacchius, und eine Reihe von Füßen dieſer Art würde grade die noch feh-

4) *Arist. Quinctil.* p. 40: *δάκτυλος κατὰ βακχεῖον τὸν ἀπὸ τροχαίου, ὃς γίνεται ἐκ τροχαίου θέσεως καὶ ἰάμβου ἄρσεως. δάκτυλος κατὰ βακχεῖον τὸν ἀπὸ ἰάμβου, ὃς ἐναντίως ἐσχημάτισται τῷ προειρημένῳ.* 5) Vergl. *Hermann*, elem. doctr. metr. p. 11. 6) cf. *Arist.* l. c. p. 39 und *Meib.* a. h. l. 7) cf. *Arist.* l. c. p. 37 sq. und Schol. ad *Pind.* Ol. IX, 10, wo der *ἴαμβος ἐπίτριτος* ein *τροχαῖος ἐπίτριτος* genannt wird und der Scholiaſt hinzufügt: *οἱ γὰρ τέσσαρες τροχαῖοι ἐπίτριτον καλοῦνται, ὡς οἱ τρεῖς ἡμιόλιον. πεντάδικον δὲ διὰ τὸ μίσγεσθαι ἰάμβοις.* 8) cf. Schol. ad *Pind.* Ol. IV. ep. 9. Isthm. VII, 7. Nem. VI, 4. 9) cf. Schol. ad Ol. VIII, 1. IX, 10. Nem. IV, 10. X, 6. Isthm. I. ep. 6. III. 5. IV, 7. V, 9, wo dieſer Fuß aber ſtets den Namen *τροχαῖος ἐπίτριτος* führt.

10) cf. Schol. ad *Pind.* Ol. II. 1. IV, ep. 8. (IX. ep. 8.) Pyth. V, 2. ep. 6. Ol. XIII, 5. II. ep. 6. 11) cf. Schol. ad *Pind.* Nem. VII, 4.

Digitized by Google

lenden Verbindungen der Syzygien ergänzen. Wir würden demgemäß noch folgende periodiſche Füße erhalten:

1) Den Ion. a min. mit dem Bacch. a Troch. ⏑⏑–––⏑⏑–
2) Den Ion. a min. mit dem Bacch. ab Jamb. ⏑⏑––⏑––⏑
3) Den Bacch. a Troch. mit dem Ion. a min. –⏑⏑–⏑⏑––
4) Den Bacch. ab Jamb. mit dem Ion. a min. ⏑––⏑⏑⏑––
5) Den Ion. a maj. mit dem Bacch. a Troch. ––⏑⏑–⏑⏑–
6) Den Ion. a maj. mit dem Bacch. ab Jamb. ––⏑⏑⏑––⏑
7) Den Bacch. a Troch. mit dem Ion. a maj. –⏑⏑–––⏑⏑
8) Den Bacch. ab Jamb. mit dem Ion. a maj. ⏑––⏑––⏑⏑

Man kann nicht mit Beſtimmtheit behaupten, daß dieſe Füße ſämmtlich in Gebrauch geweſen ſind, aber von den meiſten derſelben wiſſen wir es gewiß [12]), von andern läßt es ſich wenigſtens vermuthen, da ſie durchaus aus demſelben Princip entſtanden ſind.

Die Claſſe der zwölfzeitigen periodiſchen Füße wäre ſomit erſchöpft; ob es außerdem keine andern gab, läßt ſich bezweifeln. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß man auch aus der Verbindung von drei Füßen eine Periode gebildet hat und ein Scholion zum Hephäſtion (S. 120) ſcheint dies zu beſtätigen [13]). In dieſem Falle würde aus den verſchiedenen Combinationen einer jambiſchen und trochäiſchen Dipodie mit einem einzelnen Jambus oder Trochäus noch eine Reihe von Füßen hervorgehen, die man ſich leicht von ſelbſt ableiten kann, doch iſt unſers Wiſſens weder von den Metrikern noch von den Rhythmikern irgend ein unzweifelhaftes Beiſpiel dieſer Gattung angeführt [14]).

Was nun die Betonung angeht, ſo folgt aus dem Geſagten, daß man in der Periode die eine Syzygie in die Theſis, die andere in die Arſis ſtellte, ganz wie man in der Syzygie die einzelnen Füße, in dem Fuße die Moren betonte. In ſofern entſpricht alſo die zwölfzeitige Periode durchaus unſerm $^{12}/_{8}$-Takt, der ſich dadurch vom $^{6}/_{8}$-Takt unterſcheidet, daß man die letzten ſechs Achtel deſſelben ſinken läßt und die erſten ſechs betont, während man dort drei Achtel in der Senkung und ebenſo viel in der Hebung hatte. Die prosodiaci dagegen enthalten eine Compoſition des $^{3}/_{8}$-Taktes mit dem invertirten $^{5}/_{8}$-Takt, von denen ebenfalls der eine in der Theſis, der andere in der Arſis befindlich iſt. Die neunzeitigen periodiſchen Füße endlich würden, wenn es deren gab, unſerm $^{9}/_{8}$-Takt zu vergleichen ſein, oder, nach griechiſcher Auffaſſungsweiſe, ſechs Moren in der Hebung, drei in der Senkung haben.

Sämmtliche, ſo eben von uns genannte, Füße enthalten in Verbindung mit den Päonen und Epitriten das vollſtändige Syſtem der rhythmiſchen Füße oder Taktarten. Man erſieht daraus, daß die Griechen weder unter den Pyrrhichius herab getheilt haben, — und auch dieſer wurde ebenſo wenig fortgeſetzt, wie in unſerer Muſik der $^{2}/_{8}$-Takt — noch über die zwölfzeitigen periodiſchen Füße hinausgegangen ſind, die ebenfalls unſerer breiteſten Taktart, dem $^{12}/_{8}$-Takt, entſprechen. Aus dem päoniſchen und epitritiſchen Geſchlecht ſcheinen ſie keine ſyzygiſchen oder periodiſchen Füße abgeleitet zu haben.

Von allem dieſen iſt nun in unſere heutige Metrik wenig übergegangen, doch unterſcheidet ſich das Böckh'ſche Syſtem dadurch zu ſeinem Vortheil von dem Hermannſchen, daß es ſich mehr der Überlieferung anſchließt und nichts Weſentliches aufgenommen hat, was jener fremd iſt. Hermann leitet bekanntlich die Grundmetra, welche der Urſprung aller andern ſind, aus der Zuſammenſtellung von Längen und Kürzen ab, ohne die Verhältniſſe, die man dadurch gewinnen kann, zu berückſichtigen, ja er geht ſogar ſoweit, zu behaupten, daß auch eine Sylbe für ſich oder zwei, die keinen Zuſammenhang mit einander haben, gleichwol Rhythmus enthalten könnten [15]). Auf dieſe Weiſe geräth er in einen doppelten Widerſpruch, einmal mit ſeiner eigenen Definition vom Rhythmus, welche vorausſetzt, daß dieſer nur in einer Folge von Zeiten beſtehen könnte [16]), das andere Mal mit der Theorie der griechiſchen Rhythmiker, weil er in Folge deſſen zu der Annahme von Füßen kommt, deren Exiſtenz durchaus in Zweifel gezogen werden muß. Außer der Anakruſis und Baſis nämlich, welche nicht ſelbſtändig ſind und nur in Verbindung mit andern Rhythmen gefunden werden, unterſcheidet Hermann drei verſchiedene Gattungen von Füßen, erſtens diejenigen, die aus ungleichen Zeittheilen zuſammengeſetzt ſind, — und hieher rechnet er die Trochäen, Jamben, Cretici, Antiſpaſten und Bacchien, da nämlich in dieſer Reihe ſtets eine Kürze mit

12) Vergl. für 1) Ion. a min. mit dem Choriamb. in der Form des dimet. acat. die Schol. ad *Pind.* Ol. X, 3. XII, 3. XIII, 9. als dim. hyperc. anaklomenos Ol. IV, 1. trimet. catal. Ol. III, 5 ep. 3. X, 2. XII, 1. ep. 7. als trim. acat. Ol. X, 1. XII, 6. Nem. VIII, ep. 9. Isthm. IV, 1, 3, 5. ep. 1, 6; für 2) Ion. a min. und Antispast. den trimet. catal. Ol. I. ep. 12; für 3) den Choriamb. und Ion. a min. als dim. acat. Ol. III. ep. 5. trim. brachycat. anakl. Ol. VI. ep. 14. trim. cat. VIII, 6. Pyth. IV. ep. 6. trim. acat. Ol. VI, 3. Isthm. II. ep. 3; für 5) Ion. a maj. und Chor. dim. acat. Ol. III, 2. VI, 2. ep. 2. 9, 11. VII, 2, 7. ep. 7. XI, 5. Pyth. VII, 4. XII, 1, 2, 4, 5, 3, 9. Nem. VI, 11. ep. 4. VIII, ep. 1. Isthm. I, 5. ep. 10. III. ep. 1, 9. cf. *Hephaest.* p. 84. dim. hypercat. Ol. III, 4. IV. ep. 4. VI, 9. VIII, 5. XII, 8. ep. 5. trim. brachycat. Ol. XI. ep. 7. trim. acat. Ol. III, 3. VII. ep. 2. VIII. ep. 1, 9. XI. ep. 2; für 7) Choriamb. und Ion. a maj. trim. brach. Pyth. II, 8. Nem. II, 8. cf. *Arist. Quinctil.* p. 39; für 8) *Arist.* l. c. Es fehlen ſomit nur die Belege für 4) den Antiſpaſten mit dem Ion. a min. und 6) den Ion. a maj. und Antiſpaſten. Beiweitem am häufigſten ſind die Verbindungen der Ionici mit Choriamben, für welche man bei Pindar noch vergleichen kann Ol. XIV. β. 7. Pyth. I. ep. 3, 14. Nem. V. ep. 10. VIII, 5. ep. 3, 7. X, 3, 5. Isthm. I, 2, 4. Nem. IX, 3. X, 8. Isthm. I, 3, 6. ep. 7; desgleichen Ol. XIII, 10. ep. 1. Pyth. I, 11. III, 4. ep. 11. IV. ep. 8. Nem. V. ep. 5. Isthm. II, 1. Pyth. I, 6. ep. 7. IX. ep. 1. Isthm. II. ep. 2. Nem. III, 12. Pyth. X, 4. 13) Der Scholiaſt ſagt: *περίοδός ἐστι ποδικὴ ἐν τρισὶ ποσὶ καταρίθμησις· ὥσπερ γὰρ τὸ μὲν δακτυλικὸν ὑπὸ ποδὸς μετρεῖται, τὰ δὲ ὑπὸ συζυγίας τουτέστι δύο ποδῶν ἁπλῶν, οὕτω καὶ ὑπὸ περιόδου, τουτέστι, τριῶν ποδῶν.* 14) Allerdings nennt Ariſtides Quinctilianus (p. 39) einen achtzeitigen prosodiacus, der aus dem Pyrrhichius, Jambus und Trochäus beſtehen ſoll, doch iſt ſeine Erklärung dieſes Fußes ebenſo zweifelhaft, wie die des elfzeitigen prosodiacus, der außer den genannten Rhythmen noch einen Jambus zum Schluß haben ſoll.

15) Vergl. Elem. doctr. metr. L. I. cap. 3. segm. 2. Lib. II. cap. de arsi nuda et basi. 16) Ib. Lib. I. cap. 1. Numerum, quem Graeci *ῥυθμὸν* vocant, ordinata successione temporum contineri, apertum est et ab omnibus concessum.

Digitized by Google

einer oder zwei folgenden Längen zu verbinden iſt [17]); zweitens die aus gleichen Zeittheilen zuſammengeſetzt ſind, — die Daktylen, Anapäſten, Choriamben und Jonici, in denen zwei Kürzen einer oder zwei Längen gegenüberſtehen [18]), — drittens ſolche, in denen die Anzahl der Kürzen die der Längen überwiegt, — die päoniſchen und parapäoniſchen Metra, welche die Gegenüberſtellung von drei Kürzen gegen eine oder zwei Längen haben [19]). Man erſieht hieraus ſehr leicht, daß die ſyſtematiſche Production keineswegs in ſich geſchloſſen iſt. Man würde mit demſelben Rechte auch noch vier, fünf und mehr Kürzen mit einer oder zwei Längen, und umgekehrt mehre Längen mit wenigeren Kürzen verbinden können, und eine ſolche Reihenbildung könnte ins Unendliche gehen. Trotz dem erſchöpfen die von Hermann angenommenen Füße auf der einen Seite nicht einmal die uns überlieferten und geben uns auf der anderen in den drei aufgeſtellten Reihen doch ſchon zu viel. Es fehlen nämlich aus der Zahl rhythmiſcher Füße, die die Griechen annahmen, der zweite und dritte Päon und die Epitriten; es ſind dagegen drei neue angenommen, für die Hermann die Namen strophus, dasius und symplectus erfunden hat [20]), und welche den Griechen unbekannt ſein mußten, da ſie nicht aus den harmoniſchen Grundverhältniſſen abgeleitet werden konnten.

Soweit läßt ſich die Hermann'ſche Theorie der Metrik mit der griechiſchen Rhythmik in Beziehung auf die podiſche Entſtehung der Füße vergleichen. Die ſyzygiſche und periodiſche Claſſe fehlen gänzlich, denn der Choriamb, welcher, nach der Überlieferung der Griechen aus dem Choreios und Jambos abgeleitet iſt, und dies negativ dadurch bekundet, daß er die beiden Kürzen in der Mitte nicht zuſammenziehen kann, weil ſie zwei verſchiedenen Füßen angehörten, iſt von Hermann zum daktyliſchen Numerus gezogen [21]), dem Bacchius ab Jambo (dem Antiſpaſten der Metriker) hat er mindeſtens ſeine Fortſetzbarkeit und ſomit eine ſelbſtändige Exiſtenz abgeſprochen [22]), (die Verſe, welche die Alten für antiſpaſtiſch hielten, ſind in der neueren Theorie für Zuſammenſetzungen einer choriambiſchen Reihe mit der Baſis erklärt worden) und die Jonici, welche Hermann zwar aus dem daktyliſchen Geſchlecht ableitet, bilden bei ihm keine höhere Claſſe, ſondern werden nur durch Umſtellung der Längen und Kürzen aus dem Choriamben gewonnen [23]). Von den periodiſchen Füßen, im Sinne der Alten, findet man nicht einmal eine hiſtoriſche Notiz. Sie waren dadurch, daß man die Syzygie, ihrem Weſen nach, aufgehoben hatte, in ihrer Entſtehung unmöglich gemacht.

Statt deſſen iſt der Begriff der Periode aber auf die metriſche Reihe übertragen worden, welche ganz eigentlich ein Product der neueren Metrik genannt werden muß, da die Alten nichts dieſer Art kannten. Hermann unterſcheidet nämlich die einfachen und periodiſchen Reihen ſo von einander, daß die erſteren nur einen ictus hätten, welche entweder aus einer arsis nuda, oder aus einer arsis und thesis beſtehen, wogegen die periodiſchen Reihen aus der Wiederholung einer einfachen Reihe zuſammengeſetzt ſind [24]). Von jeder Art gibt es drei Claſſen. Die einfachen Reihen beſtehen entweder aus einer bloßen Arſis, die auf einer langen oder kurzen Sylbe ruhen kann, oder aus Arſis und Theſis, welche aus lauter Längen oder lauter Kürzen zuſammengeſetzt ſind, oder endlich aus einer Arſis aus Längen und einer Theſis aus Kürzen, in welchem Falle aufſteigende Reihen entſtehen können, da ſich die Kraft des ictus mit jeder neuen Länge ſteigert und deshalb auch mehre darauf folgende Kürzen hervorbringen kann. Die drei periodiſchen Reihen dagegen beſtehen erſtens aus der Wiederholung der bloßen Arſis, die ſich entweder mit gleicher oder abnehmender Kraft verdoppeln kann, zweitens aus der Wiederholung der Arſis mit ihrer Theſis, ſodaß beide aus gleichen Zeittheilen beſtehen können, drittens aus der Folge von ungleichen einfachen Reihen, in denen die Vervielfältigung des ictus zugleich eine Schwächung deſſelben hervorbringt, ſodaß abnehmende Reihen entſtehen.

Wir brauchen nicht aufs Neue auf den Widerſpruch aufmerkſam zu machen, in den dieſe Theorie mit ſich ſelbſt verfällt, indem ſie behauptet, daß eine Reihe von Zeittheilen auch in einer einzigen Sylbe beſtehen könnte, noch darauf, daß ſie von Urſachen ſpricht, die keine Wirkung haben, ſondern ſich, wie in der erſten periodiſchen Reihe, ohne Weiteres wiederholen; nur darauf wollen wir hindeuten, welch ein Unterſchied in dem Begriff eines periodiſchen Fußes mit dem einer periodiſchen Reihe ſtattfindet. Ein periodiſcher Fuß entſteht ſeiner Natur nach aus der Zuſammenſetzung von rhythmiſchen Verhältniſſen und die Grundelemente des Rhythmus bauen ſich in ihm zu einem ſymmetriſchen Ganzen auf, welches, wie die kleinſte rhythmiſche Größe, doch nur Eine Theſis und Eine Arſis hat: in der periodiſchen Reihe dagegen breitet ſich eine unbeſtimmte Kraft mit ihrer Wirkung in völlig willkürlicher Weiſe durch Wiederholung aus. Während dort Beziehung der einzelnen Theile auf einander und aller Theile auf das Ganze iſt, findet hier nur eine Folge ſtatt, in welcher die Alten ſelbſt niemals Rhythmus gefunden haben würden. Denn ohne durchgehendes Verhältniß gibt es, nach der Behauptung der griechiſchen, wie der teutſchen Muſiker, keinen Rhythmus und eine Reihe, wie die abnehmende, die aus einem Päon, Daktylus und Jambus zuſammengeſetzt iſt, wäre nach dieſen Begriffen ein Unding [25]). Die Wiederholung von meh-

17) Elem. doctr. metr. Lib. II. cap. 4. 18) Ib. c. 24. 19) Ib. c. 41. 20) Ib. c. 41. segm. 2 sq. 21) Ib. c. 36. 22) Ib. c. 20. 23) Ib. c. 37. 38.

24) Elem. doctr. metr. Lib. I. cap. 3 de ordinibus. 25) Ariſtides Quinctilianus führt zwar (p. 39) Füße an, die aus der Vermiſchung verſchiedener rhythmiſcher Geſchlechter hervorgegangen ſein ſollen und unter denen ſich der groſe Dochmius befindet aus dem Jambus, Daktylus und Päon, doch ſtehen dieſe Füße ganz einzeln da und wurden, ſoweit uns bekannt iſt, zur Erklärung der Gedichte niemals in Anwendung gebracht, woher man ſeine Auffaſſung der Sache wol, wie bei den periodici, bezweifeln kann. Die einzige, geringe Abweichung, welche ſich die Griechen von dem ſo eben ausgeſprochenen Princip einer ſtrengen Einheit geſtattet haben,

Digitized by Google

ren gleichartigen Füßen, wie ſie in der zweiten Claſſe aufgeſtellt iſt, würde allerdings von dieſer Seite nichts gegen ſich haben, aber im Sinne der Alten keine periodiſche genannt werden können.

Böckh hat ſich um die Metrik das Verdienſt errungen, daß er dieſe Wiſſenſchaft ihrem Urſprunge näher führte und namentlich die metaphyſiſche Seite der Hermann'ſchen Metrik mit ſiegreichen Waffen bekämpfte. Da er von dem Princip ausgeht, auf welches auch die alte Rhythmik fußte, daß nämlich der Rhythmus weſentlich auf dem Verhältniß der Zeittheile gegen einander beruht, ſo war ſomit den Reihen, die nur aus einer Sylbe beſtehen, und den Urſachen ohne Wirkung, wie manchen anderen Undingen, ein Ende gemacht. Auch der strophus, dasius und symplectus konnten in einem Syſtem keine Stelle finden, welches es ſich zum Geſetze machte, nichts anzunehmen, was mit der Überlieferung in offenbarem Widerſpruche ſtände. Böckh nimmt daher, nach dem Vorgange der griechiſchen Rhythmiker, drei Geſchlechter, das jambiſche, daktyliſche und päoniſche, an, aus denen er die einzelnen Füße ableitet; von dem, was die Alten in dieſer Wiſſenſchaft gelehrt haben, iſt auch dann, wenn er ihre Meinungen nicht theilt, in ſeiner Schrift de metris Pindari Nachricht gegeben, wo ſich auch p. 26 eine Aufzählung der periodiſchen Füße befindet. Trotz dem aber iſt auch er nicht über die Annahme von podiſchen Füßen hinausgegangen. Die Syzygie wird ihrem Weſen nach dadurch aufgehoben, daß er jede urſprüngliche Länge für eine Arſis, jede Kürze für eine Theſis (im neueren Sinne des Wortes) erklärt, denn dies iſt gegen die Auffaſſungsweiſe der Alten, welche die Syzygie nicht nach Zeittheilen, ſondern nach Füßen maßen, wie auch wir noch heute den $^6/_8$-Takt als einen zweitheiligen Takt betrachten und nach guten und ſchlechten Takttheilen, nicht nach einzelnen Achteln meſſen. Hierdurch indeſſen bewogen, erklärt Böckh das Zuſammentreffen zweier Längen, wie das von zwei Kürzen für arrhythmiſch. In dem letzteren Falle läßt er eine Entſchuldigung gelten, weil die Arrhythmie einen kraftvollen Klang hätte, wogegen der zweite von ihm verworfen wird. Auf dieſe Weiſe iſt der Jonicus gerettet, der Antiſpaſt wird wenigſtens in Ausnahmsfällen geſtattet, wenn ſchon auch Böckh die Fortſetzbarbeit dieſes Rhythmus leugnet; der Choriamb endlich wird für daktyliſch erklärt, um nicht die beiden Kürzen auf verſchieden ihnen entgegenſtehende Längen beziehen zu müſſen, ſodaß in der That eine kraftloſe Arrhythmie entſtände. Unter ſolchen Umſtänden iſt natürlich die Entſtehung von periodiſchen Füßen unmöglich. Wo keine Syzygie exiſtirt, ſondern jede urſprüngliche Länge als Arſis, jede Kürze als Theſis betrachtet wird, iſt ein ſteigendes Tonverhältniß, welches die Hebung und Senkung ſogar auf ganze Syzygien ausdehnt, nicht zu begründen.

Ganz denſelben Fortſchritt bemerkt man im Böckh'ſchen Syſtem bei der Erklärung einer rhythmiſchen Reihe. Nach Hermann's Definition fällt die einfache rhythmiſche Reihe großentheils mit dem Begriffe des Fußes zuſammen. Die Verbindung von Arſis und Theſis, ſie mag nun aus Längen oder Kürzen beſtehen, gibt nur den Fuß, von dem Hermann freilich den Rhythmus trennt, indem er dies Wort nur im Sinne der Metriker gebraucht [26]. Bei Böckh gibt es keine ſogenannten periodiſchen Reihen, ſondern die Reihe ſelbſt iſt das, was Hermann in den meiſten Fällen eine Periode nennen würde, eine ſtetige Verbindung von einzelnen Füßen [27]. Allerdings iſt der Inhalt derſelben völlig unbeſtimmt, ſie kann aus ſteigenden, ſinkenden und gleichartigen Füßen beſtehen, aber eine ſtrengere Definition läßt ſich auch von einem ſo allgemeinen, viel umfaſſenden Begriffe nicht erwarten.

Wir haben bis dahin nur von der eigenthümlichen Bedeutung der Periode gehandelt, welche dieſelbe im Syſtem der griechiſchen Rhythmik hatte. Das Wort wird von den Metrikern noch in einem allgemeineren Sinne gebraucht. So nennt Hephäſtion die *συστήματα κατὰ σχέσιν κατὰ περικοπὴν ἀνομοιομερῆ* ſolche Gedichte, in denen die größeren Abſchnitte einander gleich wären, wogegen die Unterabtheilungen, welche er mit dem Namen von Perioden bezeichnet, ſich nicht mehr entſprächen. Hier wird offenbar unter der Periode ein Complexus von einzelnen Kolis verſtanden, die zuſammen ein Ganzes ausmachen, und nach der Anzahl derſelben nannte man ein Gedicht ein dyadiſches, triadiſches, tetradiſches rc. [28]. Zu dieſer Auslegung des Wortes paßt denn auch die Definition der Periode, welche ein Scholiaſt bei Hephäſtion zu S. 120, 10 gibt, indem er ſagt: die Periode iſt eine Zuſammenfaſſung von mehren Kolis (*περίοδος ἡ ἐκ διαφόρων κώλων περικοπή*). Als Beiſpiel dazu führt er, freilich etwas ungeſchickt, ein Epigramm des Simonides an, welches aus einem daktyliſchen Hexameter, dem Pentameter und einem jambiſchen Trimeter zuſammengeſetzt iſt. Soviel ſich aus den Worten des Hephäſtion a. a. O. ſchließen läßt, würde man unter einer Periode nur eine Abtheilung in einem Gedichte zu verſtehen haben.

Endlich findet ſich der Name noch in einer dritten Bedeutung und iſt dann auf den Charakter eines Metrums zu beziehen. Der Vers, mit welchem Pindar's zweite olympiſche Ode beginnt, ein simplex Bacchius ab Jambo, (◡–◡––◡–◡) ſoll deshalb, wie ein Scholiaſt

---

iſt die Verbindung des Jonicus mit der trochäiſchen und jambiſchen Syzygie und dem Choriamben, wo ſtets der $^3/_4$-Takt dem $^6/_8$-Takt gegenübertritt.

26) Klem. doctr. metr. Lib. I. cap. 4. segm. 2: Pes a musicis et rhythmicis, plerumque etiam a metricis (?) ita dicitur, ut non solam temporum comparationem, sed etiam, qui in iis temporibus numerus insit, spectent. Nos, de numeris ordinum appellationem usurpantes, pedem vocamus solam temporum comparationem absque numero. Richtiger hätte Hermann wol ſagen müſſen: solam syllabarum comparationem, da er die Füße der Metriker auch als die ſeinigen anführt.

27) cf. de metris Pind. cap. X.

28) *Heph.* p. 114: *Τὰ δὲ κατὰ περικοπὴν ἀνομοιομερῆ τὰς περικοπὰς ὁμοίας ἀλλήλαις ἔχει· τὰς δὲ ἐν ταῖς περικοπαῖς περιόδους ἀνομοίους· καλεῖται δὲ, τὰ μὲν δυαδικά, ὅσα δύο τὰς ἐν τῇ περικοπῇ περιόδους ἔχει· τὰ δὲ τριαδικά, ὅσα τρεῖς· τὰ δὲ τετραδικά, ὅσα τέσσαρες· καὶ ἐπὶ τῶν ἑξῆς κατὰ τὸν αὐτὸν λόγον.*

Digitized by Google

zu dieſer Stelle bemerkt, ein periodiſcher genannt worden ſein, weil das Metrum in ſich eine gewiſſe Wiederkehr hätte [29]). Wenn ſchon nun dies auf den vorliegenden Fall nicht beſonders paßt, ſo iſt doch der Name eines periodiſchen Verſes in der angegebenen Bedeutung von den Metrikern gebraucht worden. Man bezeichnete nämlich diejenige Form des daktyliſchen Hexameters, in welcher die regelmäßige Wiederkehr eines Dimeters, aus Daktylus und Spondeus beſtehend, ſtattfand, mit dem Beinamen der periodiſchen. Der Scholiaſt des Hephäſtion [30]), dem wir dieſe Notiz verdanken, führt als Beiſpiel dafür an (*Hom.* Il. I, 2):

οὐλομένην, ἣ μυρί' Ἀχαιοῖς ἄλγε' ἔθηκεν.

In dieſen drei Beziehungen, hinſichts der rhythmiſchen Bildung der Füße, der Abtheilung eines Gedichtes und des Charakters eines Verſes, iſt das Wort (*ἡ περίοδος*) ſeiner urſprünglichen Bedeutung gemäß gebraucht, wenn ſchon es von verſchiedenen Seiten aufgefaßt iſt. Wenn uns dagegen ein Scholiaſt zu Pindar (Ol. II, 1) ſagt, daß eine jede Zuſammenſtellung von mehr als vier Sylben von den Metrikern ebenfalls eine Periode genannt worden ſei [31]), oder wenn Marius Victorinus erzählt, daß ein jeder Vers, der mehr als ſechs Füße hätte, ein periodiſcher genannt worden wäre [32]), ſo muß dies von Vorn herein Bedenken erregen. In dem Worte ſelbſt liegt offenbar der Gedanke einer gewiſſen Rundung, und es bezeichnet unter allen Umſtänden etwas Abgeſchloſſenes. Wie ſollte man alſo darauf gekommen ſein, damit gewiſſe Dinge zu bezeichnen, die über das Maß hinausgehen? — Wenigſtens würde dies nur zu einer Zeit haben geſchehen können, wo man das urſprüngliche Verſtändniß des Wortes nicht mehr hatte und daſſelbe daher misbrauchte. Übrigens ſtehen auch jene Notizen ſo ſehr vereinzelt, daß man keine Beiſpiele für dieſe Behauptungen anführen kann.

5) Rhetoriſche. Der Begriff der Periode, ſofern man denſelben auf gewiſſe Abſchnitte der Rede anwendet, iſt von den Griechen und Römern nicht, wie bei uns, der Grammatik, ſondern der Rhetorik überwieſen und durch dieſelbe feſtgeſtellt worden. Bei ihnen genügte es der grammatiſchen Forſchung, die Formenlehre und die Syntax, ſofern man unter der letzteren die Rection und Conſtruction verſteht, zu umfaſſen; Alles, was die größern Verhältniſſe der zuſammenhängenden Rede angeht, die Trennung und Anordnung der einzelnen Sätze, überließen ſie der Rhetorik als ein eigenthümliches Feld. Dieſe Wiſſenſchaft hatte es daher nicht mehr mit den Wort-, ſondern mit den Redeformen zu thun und war ſomit ebenſo weſentlich von der Grammatik verſchieden, wie es noch heute die Styliſtik iſt. Es könnte nun freilich ſcheinen, als ob man nicht wohl gethan hätte, wenn man zwei ſo innig mit einander verbundene Dinge trennte und die Satzverbindung aus einem andern Geſichtspunkte betrachtete, wie die Wortverbindung, aber wenn anders die Sprache nicht nur grammatiſch, ſondern auch logiſch zu behandeln iſt, ſo wird man eingeſtehen müſſen, daß es in dieſem Punkte, in der Lehre von den Sätzen, wird geſchehen müſſen. Außerdem aber verhinderte auch eine den Alten tief eingewurzelte Eigenthümlichkeit, daß nicht beide Wiſſenſchaften, Rhetorik und Grammatik, in Grenzſtreitigkeiten geriethen und man, wie es heute mit dem Begriff der Periode geſchieht, nicht wußte, wohin man ſich wenden ſollte, um Auskunft darüber zu erhalten. Dies war jener unbewußte Takt, vermöge deſſen ſie niemals Dinge zu begründen ſuchten, die ſich nicht auf irgend eine Weiſe ſinnlich wahrnehmbar darſtellten. Es gab für ſie kein Geiſtiges, das ſich nicht irgendwie verkörperte, ja ihre ganze Wiſſenſchaft war nur eine Hermeneutik der ſinnlichen Welt. Dies auf die vorliegende Aufgabe angewandt, ſo konnte es nicht zweifelhaft ſein, wodurch ſich die Redeformen in Schrift und Sprache manifeſtirten, und die rhetoriſche Betrachtung hatte es ſomit mit ganz andern Dingen zu thun, als die grammatiſche. Während dieſe nämlich weſentlich die Wortformen und die Verbindung oder Folge der Worte zu erläutern ſtrebte und daher auf die Wortarten, oder, wie man ſie misbräuchlich nennt, die Redetheile baſirt war, ſo hatte es die Rhetorik mit der Satzlehre und dem ſogenannten Periodenbau zu thun. War dort die Wortform und Stellung zu erörtern, ſo galt es hier die Redeform und den Ausdruck derſelben, die Interpunktion iſt es, durch welche wir in der Schrift das Verhältniß der einzelnen Sätze zu einander bezeichnen, und die durch ſie angedeuteten Pauſen und Abſchnitte geben der Rede jene Eintheilung und Gliederung, die zum richtigen Verſtändniß unumgänglich nothwendig iſt und zur Harmonie zwiſchen Denken und Sprechen weſentlich beiträgt.

Von dieſem Standpunkte aus muß man die Definitionen betrachten, welche die ältern Rhetoren von der Periode geben, und dabei die zu ihrer Zeit übliche Interpunktion vor Augen haben, wenn man ſie nicht als ſehr oberflächlich und zum Theil unpaſſend verwerfen will. „Die Periode" ſagt Ariſtoteles (Rhet. l. III. c. 9) „nenne ich eine Rede, die Anfang und Ende in ſich hat und eine überſehbare Länge [33])." „Die Periode," ſagt er fer-

29) Schol. ad *Pind.* Ol. II, 1: *Περιοδικὸν δὲ λέγεται, διότι περιοδεύει τὸ μέτρον, ὡς γίνεσθαι τὸ ἀπ' ἀρχῆς ὅμοιον τῷ ἀπὸ τέλους.* 30) p. 178: *Περιοδικὸν δέ ἐστι, τὸ ἔχον ἕνα δάκτυλον καὶ ἕνα σπονδεῖον.* 31) Schol. ad *Pind.* Ol. II, 1: *Καλεῖται δὲ περιοδικόν, ὅτι οὐκ ἔστι μέτρου τι εἶδος ἢ ἰαμβικοῦ ἢ τροχαϊκοῦ ἢ ἑτέρου τινός, ἀλλ' ἁπλῶς περίοδος καλεῖται τὸ ὑπεράνω τῶν τεσσάρων συλλαβῶν σύστημα· μέχρι γὰρ τεσσάρων συλλαβῶν γνώριμοι οἱ πόδες, τὸ δὲ πλέον περίοδος.* 32) *Mar. Vict.* p. 2498 ed. *Putsch.* *Περίοδος* dicitur omnis hexametri versus modum excedens, unde ea, quae modum et mensuram habent, metra dicta sunt. Subsistit autem ex commate, colis et versibus. Die ganze Stelle iſt überaus confus und vielleicht nicht einmal durchweg kritiſch ſicher. Mar. Vict. beginnt nämlich ſeine Definition mit den Worten: Periodus, quae Latina interpretatione circuitus vel ambitus vocatur, id est, compositio pedum trium, vel quatuor, vel complurium similium atque absimilium, ad id rediens, unde exordium sumsit, sicuti temporis lustrum, vel sacrorum trieterici, vel in poematibus, quando non versus omni metri genere (?) panguntur, sed ex variis versibus carmen omne compositum per circuitum quendam ad ordinem suum decurrit.

33) *Λέγω δὲ περίοδον λέξιν ἔχουσαν ἀρχὴν καὶ τελευτὴν αὐτὴν καθ' αὑτὴν καὶ μέγεθος εὐσύνοπτον.*

Digitized by Google

ner „muß mit dem Gedanken zugleich beſchloſſen und nicht unterbrochen werden [34])." „Die Periode," ſagt Hermogenes „enthält den Abſchluß und die Rundung des Gedankens [35])." „Die Periode," heißt es an einer andern Stelle, „iſt die nothwendige Vollendung und gewiſſermaßen der Schluß des Gedankens [36])." Aus dieſen Definitionen und Umſchreibungen iſt ſoviel erſichtlich, daß die Alten als das Eigenthümliche der Periode ihre Abgeſchloſſenheit und Selbſtändigkeit betrachteten, und wenn man nach der äußerlichen Bezeichnung eines ſolchen Abſchnittes durch die Schrift fragt, ſo würde ſich am beſten das Punktum, die *τελεία στιγμή*, als das Zeichen für die Vollendung der Periode angeben laſſen. Alles, was man nach griechiſcher Schreibart zwiſchen zwei Punkte geſetzt findet, bildet, es mag größern oder geringern Umfang haben, eine Periode [37]). Dies wird noch evidenter, wenn man die Unterabtheilungen derſelben näher betrachtet. Ariſtoteles und die ältern Rhetoren kennen nur ihrer zwei, das *κόμμα* und das *κῶλον*, und andere Abſchnitte bezeichnete man auch zu ihrer Zeit nicht durch die Schrift. Sie unterſchieden daher die getheilte Periode von der ungetheilten und nannten die letztere eine *περίοδος μονόκωλος* [38]). Demetrius *περὶ ἑρμηνείας*, der nur die erſtere berückſichtigt und der Meinung iſt, daß eine Periode wenigſtens zwei Glieder haben müßte, gibt daher die Definition: „Die Periode iſt eine Zuſammenſtellung paſſender Kola oder Kommata, die den zu Grunde liegenden Gedanken abſchließt [39]). Der Unterſchied der Kola und Kommata von der Periode liegt demnach nicht in der äußern Beſchaffenheit, noch in der Ausdehnung, ſondern in der Unſelbſtändigkeit. Ein Gedanke, der nicht eine abſolute, ſelbſtändige Form hat, iſt nicht im Stande eine Periode zu bilden, und von dieſer Seite betrachtet, laſſen ſich die Kola und Kommata mit den Nebenſätzen unſerer Grammatik gleichſtellen, die Perioden mit den Hauptſätzen, nur darf man nicht vergeſſen, daß auch aus mehren unſelbſtändigen Sätzen, die mit einander in Korrelation ſtehen, ein ſelbſtändiges Ganze gebildet wird, welches ebenfalls als ſolches den Namen einer Periode hat, wie denn überhaupt die Kola und Kommata nicht neben, ſondern in der Periode und durch dieſelbe exiſtiren.

Die teutſche Grammatik erhielt den Namen der Periode von der griechiſchen und hat ihn demgemäß in ihr Syſtem aufgenommen, aber er behauptet bis zu dieſem Augenblick noch keine feſte Stelle darin. Am meiſten war der Begriff des Satzes, den die alte Grammatik nicht kannte, im Wege, um den der Periode zur Anwendung zu bringen. Beide ſtimmen in vielen Fällen überein, ſind aber im Grunde doch ſehr von einander verſchieden. Den Satz könnte man, im Gegenſatz zu dem vereinzelten Worte, welches nur eine Vorſtellung zu enthalten pflegt, den Ausdruck eines Gedankens nennen, aber dabei iſt gar nicht darauf Rückſicht zu nehmen, ob der zu Grunde liegende Gedanke die Form der Selbſtändigkeit hat oder nicht; es gibt abhängige und unabhängige Sätze. Man würde daher vielleicht am beſten gethan haben, die Periode einen unabhängigen Satz zu nennen, wenigſtens kommt dies der urſprünglichen Bedeutung des Wortes am nächſten. Man zog es indeſſen vor, nach dem Beiſpiel des Demetrius, das Weſen der Periode mehr in der Zuſammenſetzung zu ſuchen und ſie dem einfachen Satze gegenüberzuſtellen. Sehr mechaniſch erklärte noch Adelung die Periode für „einen bis zu einer gewiſſen Länge erweiterten Satz." Beſtimmter und beſſer ſprach ſich Herling darüber aus, indem er in ſeinem erſten Curſus eines wiſſenſchaftlichen Unterrichts in der teutſchen Sprache §. 8. ſagt: „Eine Verbindung mehrer Sätze zu einem Satzganzen heißt eine Periode in der weiteren Bedeutung." Daſſelbe meint Schmitthenner, der ſie in ſeiner Grammatik (2. Th. S. 142) „ein einheitliches Ganze mehrer Sätze" nennt. In einem viel ſpeciellern Sinne gebraucht dagegen K. F. Becker das Wort, indem er in ſeiner ausführlichen Grammatik (3. Th. S. 85. §. 302) ſagt: „Die Periode iſt die Verbindung von zwei einander logiſch untergeordneten Urtheilen zu Einem Gedanken." „Demnächſt," fügt er hinzu, „können nur Sätze, die mit einander in einem cauſalen oder cauſal-adverſativen Verhältniß ſtehen, als Vorderſatz und Nachſatz angeſehen werden." An einer andern Stelle heißt es: „drei und vielgliedrige Perioden müſſen als unorganiſche Gebilde, Afterformen angeſehen werden. Eine Periode kann nur dann gebildet werden, indem das eine Glied als ein Adverbialſatz mit dem andern als dem Hauptſatze verbunden wird." Der Mangel an Übereinſtimmung und das Schwankende in dieſen Erklärungen hat denn endlich den neueſten Schriftſteller über dieſen Gegenſtand, J. A. W. L. Lehmann dahin vermocht, in ſeinem allgemeinen Mechanismus des Periodenbaues (§. 10) die Erklärung zu geben: „die Periode iſt ein Satz oder eine Verbindung von Sätzen, welcher, oder welche ein für ſich allein beſtehendes Ganze ausmacht." Hierin erkennt man deutlich die Rückkehr zu dem urſprünglichen Gebrauche des Wortes und dieſer würde ohne Zweifel wieder in ſeine volle Kraft treten, wenn unſre Grammatiker ſich über die Definition des Satzes verſtändigt hätten und allgemein zu der Erkenntniß gekommen wären, daß derſelbe, ſeinem Weſen nach, ebenſo gut abhängig, wie unabhängig, einfach wie zuſammengeſetzt ſein kann.

Was das Verhältniß der Glieder zu einander und den Bau der Periode angeht, ſo hat Ariſtoteles darüber nur einige Andeutungen gegeben. Er macht die Bemerkung, daß die Rede in den Kolis zum Theil nur geſondert, zum Theil adverſativ wäre [40]). Wenn ſchon damit

34) *Δεῖ τὴν περίοδον καὶ τῇ διανοίᾳ τετελειῶσθαι καὶ μὴ διακόπτεσθαι.* 35) *Περίοδός ἐστιν ἡ ἀπαρτίζουσα τὸ ἐπιχείρημα καὶ συνάγουσα.* 36) *Περίοδός ἐστιν ἡ τοῦ ὅλου ἐπιχειρήματος ἀναγκαστικὴ σύνοδος καὶ κλεὶς τρόπον τινά.* 37) Ganz wörtlich ſtimmt daher auch Dionyſius Thrax in ſeiner Grammatik, wenn er §. 4 ſagt: *Ἡ τελεία στιγμή ἐστι διανοίας ἀπηρτισμένης σημεῖον.* 38) *Aristot.* l. c. *Περίοδος ἡ μὲν ἐν κώλοις, ἡ δ' ἀφελής. ἔστι δὲ ἐν κώλοις λέξις, ἡ τετελειωμένη τε καὶ διῃρημένη καὶ εὐανάπνευστος. κῶλον δ' ἐστὶν ἕτερον μόριον ταύτης. ἀφελῆ δὲ λέγω τὴν μονόκωλον.* 39) c. 10: *Ἔστι γὰρ περίοδος σύστημα ἐκ κώλων ἢ κομμάτων εὐκαταστρόφων, πρὸς τὴν διάνοιαν τὴν ὑποκειμένην ἀπηρτισμένον.*

40) Rhet. III, 9: *Τῆς δὲ ἐν κώλοις λέξεως ἡ μὲν διῃρημένη ἐστίν, ἡ δὲ ἀντικειμένη.*

allerdings die hervorſtechendſten Unterſchiede bezeichnet ſind, ſo iſt die Sache freilich doch noch lange nicht erſchöpft. Ausführlicher hat Hermogenes über die *περίοδος δίκωλος, τρίκωλος* und *τετράκωλος*, (denn weiter pflegte man nicht zu gehen) [41]), geſprochen, doch bleibt ſeine Betrachtung dem Gegenſtande noch immer ſehr fern [42]). Cicero und Quinctilian [43]), mit den ſonſtigen Rhetoren, ſind dieſem Wege gefolgt und haben alleſammt nicht den ihnen eigenthümlichen Standpunkt verlaſſen, von welchem aus ſie hauptſächlich nur dem Redner mit ihren Vorſchriften über die Periode an die Hand zu gehen ſuchten und ihn vor Dunkelheit, oder Verletzung des richtigen Maßes warnten. In neuerer Zeit hat auch Diſſen in ſeiner Abhandlung de structura periodorum oratoria, die ſeiner Ausgabe des Demosthenes de corona vorausgeſchickt iſt, manche fruchtreiche Bemerkung auf dieſem Felde gemacht. Dies Alles indeſſen geht, wie geſagt, nur eine, und zwar eine ſehr beſchränkte Gattung der Literatur an. Eine umfaſſendere Behandlungsweiſe dieſes Gegenſtandes verſuchte Demetrius (*περὶ ἑρμηνείας*), indem er die Form oder richtiger den Charakter der Periode nach drei verſchiedenen Stylarten betrachtete. Er unterſcheidet dabei die hiſtoriſche, dialogiſche und rhetoriſche Periode, und verſucht, mit wenig Worten ihre Eigenthümlichkeit zu beſchreiben. Bei den heutigen Schriftſtellern iſt die Periode mehr ein Gegenſtand grammatiſcher als ſtyliſtiſcher Forſchung geworden. Das Satzverhältniß, aus dem ſie entſteht, iſt faſt ihr ausſchließliches Augenmerk, und wie die älteren Rhetoren darauf ausgingen, dem Redner gewiſſe Vorſchriften für den Periodenbau zu überliefern, ſo iſt bei unſern Grammatikern das allgemein Muſtergültige der Punkt, auf den ſie hinweiſen.

Es kann freilich nicht fehlen, daß dabei, vom grammatiſchen Standpunkte aus, mancherlei als Mangel erſcheint, was ſich vom ſtyliſtiſchen aus ſogar als Vorzug vertheidigen läßt. Becker z. B. hat in ſeiner ausführlichen Grammatik viele Periodenformen bei unſern beſten Schriftſtellern getadelt, weil ſie nicht muſterhaft und für alle Fälle anwendbar ſind, aber um ſie überhaupt zu verwerfen, müßte man zeigen, daß ſie an der betreffenden Stelle unpaſſend ſind oder der Tendenz des Autors widerſprecher; und dies möchte ſich von den meiſten nicht behaupten laſſen. Die Tendenz des Autors aber iſt es allein, die über die Zuläſſigkeit einer beſtimmten Redeform zu entſcheiden hat. Die Angemeſſenheit der Rede, das höchſte Ziel der Sprechenden, beſteht nicht nur in der Wahl der einzelnen Ausdrücke und ihrer äußern Stellung, ſondern ebenſo ſehr in den größern Formen der Rede und in den Abſchnitten derſelben. In ihnen hört man den Pulsſchlag des geiſtigen Lebens, der nicht unter allen Umſtänden ein ruhiger iſt noch ſein ſoll. Durch den Periodenbau unterſcheiden ſich Völker und Individuen. Die epigrammatiſche Kürze der Franzoſen, die träge Brachylogie der Engländer, der klangvolle Wortreichthum der Italiener, die gemüthliche Breite der Teutſchen, mit einem Wort, die Eigenthümlichkeit eines jeden Volkes, ja die eines jeden Schriftſtellers findet man darin ausgeprägt. Le style c'est l'homme. Bei den Alten iſt dies vielleicht noch weniger der Fall, wie bei uns, da jene mehr nach einer kunſtgemäßen Ausbildung ihrer Schriftſprache ſtrebten, aber bei den Neuern findet man, zu Folge ihrer Unbefangenheit, nichts ſo Charakteriſtiſches, wie den Periodenbau. Von dieſer Seite wird die Periode jedenfalls noch zu betrachten ſein, ehe man eine erſchöpfende Unterſuchung dieſes ſchwierigen Gegenſtandes beginnt.

(*Geppert.*)

41) vergl. *Demetr.* de eloc. c. 16: *Τῶν δὲ περιόδων αἱ μικρότεραι μὲν ἐκ δυοῖν κώλοιν συντίθενται, αἱ μέγισται δὲ ἐκ τεσσάρων· τὸ δ' ὑπὲρ τέσσαρα οὐκ ἔτ' ἂν ἐντὸς εἴη περιοδικῆς συμμετρίας.* 42) Vergl. ſeinen Herausgeber Sturm (de periodis. Argentor. 1567), der ganz denſelben Weg geht. 43) Beſonders instit. orat. IX, 4 ed. *Gesner.*

6) **Periode der Bewegung, der Krankheit,** ſ. **Periodicität** und **Krankheit.**

Periodeutes, ſ. **Griechische Kirche.**

PERIODICITÄT (Periodische Bewegung). Keine Bewegung in der ganzen Natur kann als eine durchaus gleichförmige betrachtet werden, auch kann man ſich keine Bewegung durch Ruhe unterbrochen denken, ſondern man muß annehmen, daß ſich alle Bewegung „auf und ab, und hin und her" (Goethe im Fauſt) richtet. In dieſer verſchiedenen Richtung der Bewegungen iſt ihre Periodicität begründet. Seit man ſich überzeugt hat, daß aller Materie Leben inwohnt, hat man auch alle Periodicität als eine Lebensäußerung betrachten können. Weil nun das Leben (ſ. d. Art.) überhaupt als Reſultat zweier entgegenſtehenden Potenzen, einer äußern und innern, einer beſtimmenden und beſtimmten, einer einwirkenden und einer gegenwirkenden zu betrachten iſt, ſo kann es gar nicht befremden, daß gewiſſe Dinge erſt unter gewiſſen Umſtänden eine ſinnenfällige Thätigkeit äußern, die übrige Zeit aber ſcheinbar regungslos und todt daliegen. Der elaſtiſche Körper kann ſeine Eigenthümlichkeit nur dann zeigen, wenn er in ſeiner Cohäſion durch Druck oder Zug verändert wird. Überdies iſt hier der ganze Cyklus mit einer reagirenden Bewegung, Zuſammenziehung oder Ausdehnung geſchloſſen. Wenn wir aber den Körper in Stand ſetzen, zur paſſenden Zeit eine neue Anregung zu empfangen, ſo tritt zuerſt das Bild einer periodiſchen Bewegung vor Augen. Wir werfen den Körper hart auf die Bodenfläche, und er ſpringt, ſobald er dieſelbe berührt hat, wieder empor; er fällt von Neuem nieder, und erhebt ſich, indem er die erſte Anregung wiederholt empfindet; die Gegenwirkungen werden mit den Anregungen ſchwächer, bis die urſprüngliche Ruhe zurückkehrt. Eine gleiche Anregung wird vom Körper erfodert, wenn er tönen ſoll. Doch tritt hier das Lebendige viel ſicherer hervor, beſonders wenn wir die regelmäßigen, ausgebreiteten Veränderungen, welche den tönenden Körper vorübergehend betreffen, in gewiſſem Maße ſogar den Augen darzuſtellen vermögen, wie in den Chladni'ſchen Klangfiguren geſchieht. Wir erkennen, daß hier die Reaction ſchon viel complicirter iſt, und auf die einmalige Anregung eine Reihe periodiſcher Bewegungen erfolgt.

Als eine der einfachſten Bewegungen haben wir noch die rotirende, welche ein geworfener Körper voll-

Digitized by Google

bringt, zu betrachten. Der aus der Hand aufwärts, oder horizontal fliegende Stein, die aus dem Rohre geſtoßene Kugel, ſtürzen nicht unerſchüttert auf ihrer Bahn fort, ſondern ſie vollbringen eine *periodiſche* Axendrehung, wie wir in den meiſten Fällen mit Augen zu ſehen vermögen. Dieſe Axendrehung iſt wieder der in höheren Kreiſen vorkommenden Periodicität höchſt analog, indem ſie aus der durch die Kraft des Wurfes ertheilten Richtung und dem unabläſſigen Beſtreben zu fallen reſultirt. Nicht unähnlich iſt der periodiſche Wellenſchlag des auf der Erdoberfläche dahin fallenden Waſſers. Die einzelnen Quantitäten ſtreben ſich zu Kugeln zu geſtalten, wie fallende Tropfen, werden aber weiter gedrängt vom allgemeinen Zuge, bis ſich nach Kurzem wiederum das eigenwillige Streben geltend macht. Nun iſt es ſehr merkwürdig, daß ähnlich den feſten Körpern unter oben angegebenen Verhältniſſen das flüſſige Waſſer nur, wenn es von einem Äußeren geregt wird, die eigenen Beſtrebungen äußern kann. Das ſtehende Waſſer ſchlägt nur dann Wellen, wenn es vom Winde, oder einer andern mechaniſchen Gewalt, nach irgend einer Richtung gezwungen werden ſoll.

Um die Bedeutung der periodiſchen Bewegungen ſicher zu erfaſſen, iſt es nöthig, der nicht periodiſchen Bewegungen zu gedenken. Dieſe ſind: Der Fall, die mineral-magnetiſche Anziehung, das Licht und die chemiſche Verbindung. Dieſe Bewegungen entbehren aber der oben angegebenen Merkmale, es ſind hier keine verſchiedenen Richtungen denkbar, durch deren Conflict ein Schwanken, oder reſultirende Ergebniſſe bedingt werden könnten; die Schwere wirkt begreiflichee Weiſe dem Magnetismus ſo diametral entgegen, daß ſie ihn entweder ohne Weiteres überwiegt, oder von ihm überwogen, keine Modificationen bewerkſtelligen kann.

Die bisher angeführten periodiſchen Bewegungen ſcheinen kaum im Zuſammenhang mit der Eigenthümlichkeit einzelner Körper zu ſtehen, ſondern ohne Unterſchied allen Stoffen feſter oder flüſſiger Aggregationsform zuzukommen. Dem iſt allerdings ſo, aber damit kann keineswegs dem ſpäter zu erörternden Satze, daß die Periodicität in ihrem mannichfaltigen Auftreten ganz durch die Eigenthümlichkeit des Körpers, oder Organismus bedingt werde, etwas von ſeiner Allgemeingültigkeit entzogen werden. Wenn ſich überall eine individuelle Verſchiedenheit offenbaren ſollte, und nicht mehre an ſich verſchiedene Dinge auch etwas Gemeinſchaftliches hätten, ſo würde eine Natur (φύσις) im Sinne des Worts gar nicht erkennbar ſein. Es muß (ſ. d. Art. Leben) einige allen Dingen gemeinſame Eigenſchaften geben; dieſe können in den niedrigſten Kreiſen die vorherrſchenden ſein, in den höheren aber bei allem Zurückdrängen nicht unwirkſam bleiben. Ein Menſch, ein entfiederter Vogel gehorchen, von einer Höhe geſtürzt, den Geſetzen des Falles ebenſo pünktlich, als der Stein, während Luftarten, obgleich ſie ſchwer ſind, wie Alles, nur ſehr ſelten zu fallen vermögen, weil ſie durch die nicht minder ſchwere Luft fallen müßten, was ſie nicht vermögen, ſo wenig Holz durch ein Stück Holz *fallen* kann. Auf ſolche Weiſe werden viele, an ſich nothwendige Ereigniſſe durch zufällige Concurrenzen verhindert.

Die *Pendelbewegung* (ſ. d. Art.), die der Spiralfeder, und die der ſchwingenden Saite ſtehen mit ihrer Periodicität zweigeſichtig, vor- und rückwärts deutend, und vielfache Übergänge vermittelnd.

Die periodiſchen Bewegungen, welche bei der Auflöſung und Kryſtalliſation beobachtet werden, ſind ſehr vermögend, zur Aufklärung des Weſens der Periodicität beizutragen. Wir ſehen namentlich in letzterer Beziehung (unter dem Hydrooxygenmikroſkope unzweifelhaft deutlich), wie, nachdem eine kryſtalliſirbare Flüſſigkeit angefangen hat ſich zu trüben, mit einem Schlage der Kryſtallkern erſcheint, und in ganz gewiſſen Zeitmaßen ebenſo plötzlich die Ausſtrahlungen oder Erweiterungen der feſten Geſtalt hervortreten. Dieſe Erſcheinung iſt zwar an ſich nicht erklärlich, zeigt aber, wie ausgebreitet die Periodicität in allen Naturbewegungen vorkommt.

Den eben beſchriebenen Kryſtalliſationsſtufen iſt der Wachsthum der Pflanzen ſehr ähnlich. Derſelbe geht ebenfalls nicht ſtetig vor ſich, ſondern in Abſätzen. Der Perioden ſcheinen mehre auf 24 Stunden zu kommen. Man bemerkt hier häufig (unter anderem ſehr deutlich an den hohen Blumenſtengeln des Papaver somniferum) ein den Wachsthumsperioden gleichgehendes Ab- und Aufkrümmen der Stengel. Die Perioden werden durch zufällige Ereigniſſe mitunter verſchoben; ſo finden wir an den Stengeln der genannten Pflanze nach einem Regenguſſe binnen einer Stunde die Stengelkrümmungen mehrfach wechſelnd und den Abſchluß ſo vieler Perioden andeutend. Mit dem Tage gleichlaufend ſind die mehr oder minder auffallenden Sonnenwendungen der Blumen. In ihrer Wiederkehr an den 24ſtündigen Typus gebunden, aber bezüglich der Anfangs- und Endzeit unerklärlich, ſind die das Öffnen und Schließen der Blumen bedingenden Bewegungen, welche bekanntlich zu ſo verſchiedenen Tagesſtunden (aber bei jeder Pflanze täglich zu der gleichen) erfolgen, daß man, wo die Hilfsmittel zureichten, die Einrichtung der Blumenuhren mehrfach betrieben hat.

Bekannt iſt das periodiſche Abſterben der Blätter oder des ganzen Oberſtocks bei mehrjährigen Pflanzen, eine Erſcheinung, die dem nachher zu erwähnenden Winterſchlafe vieler Thiere ſehr ähnlich iſt: Gleichlaufend hiermit iſt der periodiſche Safttrieb, in deſſen großer Periode aber auch tägliche, und engere Ab- und Zunahmen bemerkt worden ſind. So gehen die einzelnen Wellen ſtetig über die Ebbe und Fluth des Waſſers.

Ehe wir die periodiſchen Lebensbewegungen der Thiere aufzählen, erinnern wir uns noch des periodiſchen Polwechſels elektriſcher Körper, welcher ein regelmäßiges Anziehen und Abſtoßen veranlaßt; des regelmäßig ſchwankenden Barometerſtandes, welche Bewegung man einem Athmen der Erde verglichen hat; des, ſoweit wir ſehen können, pulsähnlich ſtoßenden Windes; der im Winde pendelartig hin- und her ſchwingenden Baumblätter.

Durch das Ineinandergreifen engerer und weiterer Perioden werden wunderbare Lebensgänge erzeugt. Gleich-

Digitized by Google

ſam verſinnlicht ſehen wir das in der Bewegung des Mondes, welcher die vorwärtseilende Erdkugel umkreiſend, in einer ſonderbaren Schlangenlinie um die Sonne läuft. Vergegenwärtigen wir uns, daß jeder einzelne Punkt der Erde den Jahreslauf in einer Spirallinie zurücklegen muß, ſo drängt ſich die Vermuthung auf, daß ſolche Bewegung die Organiſation irgend beſtimmen müſſe. C. G. Carus hat aufmerkſam gemacht, wie die Spirallinie ſich als Typus des Lebens zeigt (ſ. d. Art. Spirallinie), ſodaß ſie zeitlich und räumlich, in der Planetarbewegung, in der Pflanze, im Menſchengeſchlechte immer erkennbar das Gerüſt der periodiſchen Entwicklung bildet.

Die periodiſche Bewegung muß, indem ſie keine geſchloſſene Kreiſe bildet, ſondern das Individuum gewiſſermaßen ſchraubenförmig durch die Welt führt, eine gewiſſe weſentliche Richtung haben, und durch die mit der Zeit erfolgende Weiterung der Windungen und die nothwendig nachfolgende Engerung derſelben einem End- oder wenigſtens Durchgangspunkte zugeführt werden. Dieſer Durchgangspunkt ſcheint allemal mit einer einfachen Windung höherer Ordnung zuſammenzutreffen. Wir finden nachher weitere Veranlaſſung, dieſen Umſtand zu erörtern; die gegenwärtige Andeutung wird ſogleich mehres in einem andern Lichte erſcheinen laſſen.

Die zweite Vor- und Andeutung über das Weſen der Periodicität haben wir von den als Ebbe und Fluth bekannten periodiſchen Bewegungen des die Erdkugel umſtrömenden Waſſers zu erwarten. Dieſes flüſſige, ewig bewegliche Element verſinnlicht in jeder Beziehung das Wogen und Treiben des Lebendigen, und ſoll uns hier auf gleiche Weiſe dienen.

Wir beſitzen von C. G. Carus eine auch unſerm zufälligen concreten Zwecke ſehr angemeſſene Darſtellung. (Zu einer ausführlichen Wahrnehmung der fraglichen Phänomene fehlt es hier an Raum; ſ. d. Art. Ebbe und Fluth; hier nur ſoviel, als zum Verſtändniß der Periodicität im Allgemeinen nöthig iſt.) Carus ſagt: „Als mittlere Zeit für dieſes Ebben und Fluthen hatte man bald 6 Stunden und 12 Minuten für jede dieſer Bewegungen ausgefunden, und beſtätigte ſich dieſes überall, ſo würde dieſelbe leicht mit dem jedesmaligen Mondesſtande, auf welchen ſchon die Alten ſie zu beziehen pflegten, ſich in Übereinſtimmung bringen laſſen; allein die Beobachtungen zeigen, daß hier die mannichfaltigſten Abweichungen vorkommen, indem z. B. zu Macao das Waſſer 9 Stunden fluthet und nur 3 ebbet, in Havanna 7 Stunden hohes und 5 Stunden niedriges Waſſer, und an der Mündung des Senegal 4 Stunden hohes und 8 Stunden niedriges Waſſer geſehen wird. Nun gibt es zwar freilich einen Umſtand, welcher die Einwirkung des Mondes auf dieſe Bewegungen außer allen Zweifel ſetzt; dahin gehört das Vorkommen der hohen Fluth, oder Springfluth zur Zeit des Neumondes, als zu welcher Zeit der Mond, in Conjunction mit der Sonne, eine mächtigere Lebensregung auf die Erde ausübt, und zweitens das Vorkommen der niederen oder Nippfluth während des Vollmondes, wenn Mond und Sonne in Oppoſition ſich befinden, ſodaß dann offenbar ein Himmelskörper die Wirkung des anderen gewiſſermaßen hemmt. Wenn wir dagegen bedenken, daß auch da, wo die Fluth die gewöhnliche Zeit hält, dieſelbe ſo wenig mit der jedesmaligen Culmination des Mondes übereinſtimmt, daß ſie erſt mehr als drei Stunden ſpäter zu Stande zu kommen pflegt, als der Mond ſcheinbar durch dieſen Meridian gegangen war, ſo glaube ich, wird man mir um ſo mehr beipflichten, wenn ich geſtehe, auch hier weit mehr an eigenthümliche rotirende Lebensbewegung der Erde und ihrer Flüſſigkeiten, als an eine blos von Außen beſtimmte Bewegung denken zu können."

„Warum ſollte man übrigens auch nicht, und ſei man noch ſo ſehr davon entfernt, das Leben der Erde unmittelbar dem Thierleben vergleichen zu wollen, behaupten dürfen, der Erde könne gar wol eine der Reſpirationsbewegung der Thiere und dem mit dieſen Bewegungen verbundenen Ab- und Zufluß der Säfte, ähnliche Lebensregung zukommen? — Sollen wir aber das Ebben und Fluthen als Lebensbewegung denken, ſo ſteht es damit gewiß im ſchönſten Einklange, daß ſie da am mächtigſten hervortreten, wo der Ocean ſelbſt am gewaltigſten erſcheint, und daß ſie in den Binnengewäſſern und in den Polarmeeren, wenigſtens im nördlichen immer mehr und mehr ſich verlieren. — Faſſen wir aber den merkwürdigen Umſtand recht ins Auge, daß dieſes echte Ebben und Fluthen nur den größten Meeren eigenthümlich ſei, und bedenken wir, daß doch eigentlich in dem Vor- und Rückwärtsfließen jeder an den Strand ſpülenden Welle eine Art von Ebbe und Fluth im Kleinen gegeben ſei, ſo hindert uns Nichts, jenes Ebben und Fluthen ſelbſt als die Urwellen der Erdmeere anzuſehen, und ſowie es für das Leben der feſten Erdrinde und der in ihr ſtrömenden Waſſeradern von ſolgewichtiger Bedeutung iſt, wenn wir eines Theils zwiſchen Urgebirgen und ſecundären Gebirgen, und anderen Theils zwiſchen Urgewäſſern und Secundargewäſſern unterſcheiden, ſo wird es gewiß auch hier nicht unwichtig ſcheinen, von der Bewegung der großen Gewäſſer, abgeſehen von den Strömungen, zu ſagen, daß ſie aus Urwellen und ſecundären Wellen beſtehe, und es folgt daraus dann faſt unmittelbar, daß, wenn wir das Ebben und Fluthen als die Urwellen des Meeres betrachten, wir bei deren Erklärung nun auch nur auf die großen kosmiſchen Verhältniſſe des Erdumſchwungs Rückſicht nehmen dürfen. Will man ſich daher dieſen Gegenſtand ganz deutlich machen, ſo muß man ſich zuerſt fragen, wie würde es mit dem Ebben und Fluthen ſtehen, wenn die Erde rundsum ganz und gar mit überall gleich tiefem Waſſer bedeckt wäre? Denkt man ſich nämlich die ſtetig von Weſten nach Oſten um ihre Axe rollende waſſerbedeckte Erde, und denkt man, daß die Anziehung zwiſchen Mond und Erde im Meridian unter dem Mond allemal eine Erhöhung des Meerwaſſers herbeiführen müßte, welche dann, indem ſie immerfort dem ſich ſelbſt, jedoch langſamer bewegenden Monde gegenüber bleibt, in 24 Stunden rings um die Erde rücken würde, ſo iſt klar, daß ſonach einmal die Urwelle, d. i. die Fluth, und einmal das Urwellenthal, d. i. die Ebbe (nämlich

Digitized by Google

allemal von dem Monde abgekehrt) regelmäßig in 24 Stunden rings um die Erde kreiſen müßte. In dieſem Falle würde man, wie ſogleich deutlich ſein wird, natürlich überall auf der Erde allemal 12 Stunden zur Fluthhöhe ſteigendes und von der Fluthhöhe fallendes Waſſer, und allemal 12 Stunden zur Ebbe fallendes und von dieſer wieder ſteigendes Waſſer haben. Auch würde natürlich Fluth und Ebbe in den Äquatorialgegenden wegen des dort ſtärkern Schwunges der ſich drehenden Erde ſtärker, in den Polargegenden aber ſchwächer ſein; und ebenſo würde zur Zeit des Neumondes die Fluth überall höher, zur Zeit des Vollmondes überall geringer ſein. Eine ſolche Regelmäßigkeit und Einförmigkeit iſt aber der gewaltigen und in ungebundenſter Mannichfaltigkeit ewig am liebſten ſich ergehenden Natur durchaus zuwider, und ſo will ich nur noch in wenigen, flüchtigen Zügen hinwerfen, wie in den Gewäſſern der Erde eine ſolche einförmige langweilige Schwankung ſogleich durch immer neu eintretende Momente zerſtört und geändert wird. Als erſtes dieſer Momente erſcheint nun gleich das Factum: Die Erde iſt nicht eine gleichmäßig mit Waſſer bedeckte Kugel, ſondern in zwei ungeheuere Continente und einen inſelartigen Continent vertheilt, ragen die Höhenzüge der fünf Welttheile als Feſtland über die Gewäſſer hervor. Schon hierin liegt es, daß die Urwelle der eigentlichen Fluth nicht gleichmäßig über alles Meer fortſchreitet, ſondern daß der Stoß derſelben einen Gegenſtoß herbeiführt, und die Welle in zwei große Wellen ſich bricht, ſodaß nun an den meiſten Küſten nicht einmal blos in 24 Stunden, ſondern zweimal die Fluth erſcheint, und alſo gewöhnlich aller 6 Stunden den Waſſerſtand ändert. Ein anderes Moment ſind nun die Höhen und Tiefen des Meeresbodens, und noch ein anderes die Strömung. Denkt man ſich nun dieſe Momente alle zuſammenwirkend, ſo wird ſogleich deutlich ſein, daß die Regelmäßigkeit der Fluthwellen dergeſtalt zerſtört wird, daß eine durchgreifende Beſtimmung für Alle nicht mehr gedenkbar iſt.“ Wir können in der That kein offeneres Bild der in ſo verſchiedenen Zeiträumen im Organismus ablaufenden Perioden denken, als uns dieſe eigenthümliche Darſtellung der Bewegungen des Waſſers gibt, und es wäre das Folgende unverſtändlich geblieben ohne vorgängiges Verſtändniß dieſes Elementarlebens: denn es iſt wol wahr, was Paracelſus ſagt: „Man muß den Mikrokosmus (den individuellen Organismus) aus der großen Welt erkennen.“

Das Analoge ſteht nicht nahe beiſammen, deshalb können wir auch in dem Leben der einzelnen Pflanze die erörterte Complication der Bewegung nicht deutlich hervortreten ſehen; nur die geſammte irdiſche Vegetation zeigt ein annäherndes Verhältniß. Nur das höhere Thier läßt ein ſolches vielfach gebrochenes periodiſches Bewegen ſehen, und führt den großen Schwung des Lebens nicht in einer Welle (wiewol wir in abſtracter Betrachtung eine Evolution von der Involution gefolgt werden laſſen), ſondern bricht ſeinen Lebenslauf in mehre, und vollendet ſeine Bewegungen hie und da, wo es an die Ufer der Elemente ſpült, nicht in gleichen Zeittheilen und Verhältniſſen, und trägt überdies unzählige Wellen auf ſeinem großen Wege dahin. Es iſt wol daran zu erinnern, wie die Welle eigentlich die Geſtalt einer aufſteigenden und zugleich im Profil ſich elliptiſch ausdehnenden und wieder verengernden Spira hat. Wir ſehen das in einem mit Flüſſigkeit gefüllten elaſtiſchen Rohre. Wird daſſelbe (z. B. ein langer Darmkanal) an ſeinem einen Ende plötzlich zuſammengedrückt durch einen Schlag, und ſo, indem das Contentum ſich nicht mit zuſammendrücken läßt, gezwungen, ſich an der nächſten Stelle auszudehnen, ſo ſehen wir eine Wellenbewegung ſehr regelmäßig fortſchreiten bis zum andern Ende; die Schnelligkeit derſelben richtet ſich nach der Schnelligkeit und Heftigkeit des Schlages. Auf dieſelbe Weiſe wird im lebendigen Leibe das Phänomen des Pulſes motivirt.

Nicht unähnlich iſt die bei weichen kriechenden Thieren wahrnehmbare wellenartige Bewegung der Leibesglieder (Würmer, Larven der Schmetterlinge und Käfer). Freilich wird dieſe Bewegung, welche ſich indeſſen nach der Erſcheinung nicht unterſcheidet, nicht durch einen einmaligen Druck hervorgebracht, ſondern durch eine, den cylindriſchen Leib ſucceſſiv entlang gehende Muskelzuſammenziehung. Die Analogie derſelben mit der periodiſchen, periſtaltiſchen Bewegung des Darmkanals iſt ſchon längſt erkannt, und in dem Terminus „wurmförmige Bewegung“ ausgeſprochen worden.

In dem Thierreiche iſt die Wimperbewegung die allgemeinſte und in vielen niederen Organiſationen die ausſchließliche. Dieſe kleinen, pendelartig hin und her ſchwingenden (in höheren Thieren auch noch die nächſte Zeit nach dem Tode beweglichen) Organe vermitteln oft eine periodiſche Axendrehung, und bei dem Schneckenembryo, vielleicht unter Mitwirkung anderer Potenzen, einen Kreislauf innerhalb der durchſichtigen Eiwände, welcher formell dem der Planeten ganz gleich iſt; hier wird durch die regelmäßigen Umdrehungen die ſpiral gewundene Schale erzeugt. Die übrigen periodiſchen Bewegungen im Thierleibe: Ortsbewegung, Athmen, Blutumlauf und Puls, Schlaf und Wachen fallen in ihren Geſetzen ganz mit der Pendelbewegung (ſ. d. Art.) zuſammen.

Wenn wir den Organismus als ein Ganzes betrachten, ſo ſehen wir wol, daß in den periodiſchen Vorgängen nicht Ruhe mit Bewegung wechſelt; die Bewegung wandelt nur von einem Departement zum andern, ſodaß man nicht einmal ſagen kann, der Organismus ſei zu einer Zeit allgemeiner bewegt, als zur anderen. Es iſt nur ein Zuſtand, welcher die ganze Organiſation ungewöhnlich anregt, deshalb auch ſeltener auftritt, als die anderen, es iſt der Geſchlechtsoegasmus, die Begattung; die Entbehrung derſelben wird leichter ertragen, als die der übrigen durch periodiſche Bewegungen geforderten Dinge. Häufiger wird die Verdauung ausgeübt, ſie nimmt den Organismus weniger in Anſpruch. Die Entbehrung aber des zu Verdauenden wird viel weniger ertragen. In noch kürzeren Perioden erfolgen die Athem-

Digitized by Google

bewegungen; die Function ſelbſt afficirt den Organismus gar nicht, deſto mehr die Entbehrung athembarer Luft. Noch häufiger ſind die periodiſchen Bewegungen des bluttreibenden Herzmuskels, ſie ſind der Willkür vollkommen entzogen, und haben die entſchiedenſte Bedeutung, wenngleich das Leben ohne Execution der anderen das Individuum angehenden Bewegungen nicht beſtehen kann. Die ſchnellſte Bewegung iſt die der auf mehren Schleimhäuten vorkommenden Wimpern, über deren weſentliche Bedeutung noch nichts bekannt iſt. Das in Tageszeit wiederkehrende Wachen und Schlafen ſtellt ſich bekanntlich, ganz analog der Größe ſeiner Periode, in jeder Beziehung zwiſchen die Geſchlechts- und Verdauungsbewegung, indem es ſich ſehr beſtimmend für das Ganze zeigt, und doch nicht in hohem Grade unentbehrlich erſcheint.

Die willkürlichen Bewegungen können nun zwar ohne große Störungen des normalen Lebens bald kürzere, bald längere Zeit fortgeſetzt werden, und ſomit ihre Periodicität, deren ſie doch nicht entbehren, noch mehr modificirt ſein, als die der Geſchlechts-, Verdauungs- und Athembewegungen, aber dennoch ſtellt ſich zuletzt eine gewiſſe regelmäßige Ebbe und Fluth her.

Die Muskelbewegung, welche ihr Ende erreichen mußte, wird nicht, wie man glauben möchte, durch Ruhe, i. q. Nichtbewegung aufgenommen, ſondern durch eine andere Bewegung, die innere Bewegung des Stoffwechſels, welche in demſelben Maße vermehrt hervortritt, als die willkürliche Bewegung groß und dauernd geweſen war. Überſchreitet die willkürliche Bewegung ein gewiſſes Maß, ſo beſtimmen andere Verhältniſſe, daß die Stofferſetzung mangelhaft wird. Die Sinnesempfindungen, Hören und Sehen beſonders häufig ſich der Beobachtung darbietend, ſcheinen, in ſofern ſie cultivirt, ausgebildet, feiner werden können, in ihren Ruheperioden eine ähnliche innere Bewegung zu erfahren. Bekannt ſind die von zu lang dauernden Sinneseindrücken folgenden Beſchwerden; bekannt die durch Übung erlangte Weit- und Scharfſichtigkeit, die ebenſo erworbene Fähigkeit des leiſe oder detaillirt Hörens, des beſtimmten Fühlens ꝛc. Die nächtliche Ruhe der Sinnesorgane iſt nicht hinreichend, das Gleichgewicht, ſoviel nöthig iſt, herzuſtellen, ſo wenig der gewöhnliche Nachtſchlaf unmäßige tägliche Muskelanſtrengungen unſchädlich machen kann, ſondern die große über den Tagen liegende Periode iſt es, welche das Meiſte zu beſtimmen ſcheint.

Noch reizbarer ſind aber die Sinnesorgane in ihrer pſychiſchen Beziehung, und verlangen innerhalb ihrer eigenthümlichen (hier aber noch individueller geſtalteten) Perioden ſich zu bewegen. Wenn z. B. eine ungewohnte Menge verſchiedener Geſichtseindrücke auf einander folgen, ſo geſchieht es, daß der Sehende zuletzt nicht mehr im Stande iſt, mit dem Geſehenen eine klare Vorſtellung zu verbinden, ſondern im Augenblicke des Sehens zwar glaubt, den Sinneseindruck geiſtig aufzufaſſen, aber in der Folge hinlänglich überzeugt wird, daß er ſich des im Auge abgedrückten Farbenbildes nur oberflächlich bewußt wurde.

So bewegen ſich alle Geiſtesoperationen, das Denken, die Erfindung, das Erlernen, in eigenthümlichen, nur noch nicht beſtimmten Perioden.

Endlich iſt jede Lebensform an ein gewiſſes Zeitmaß gebunden, in welchem ſie ihre Entwickelungen vollbringen muß. Nur in außerordentlichen Fällen kann das gegebene Maß überſchritten werden. In dieſem Sinne iſt hier zu erwähnen, daß Schmetterlinge, deren Lebensdauer gewöhnlich nur die Sommermonate erfüllt, zu überwintern vermögen, wenn ſie keine Gelegenheit fanden ſich zu begatten.

Die progreſſive Entwickelung iſt von dem periodiſchen Gange nicht ausgeſchloſſen. Bei mehren Thieren ſind die Lebensſtufen ſehr bedeutend durch Geſtaltveränderungen geſchieden (z. B. bei den Fröſchen, welche Anfangs fiſchartig geſchwänzt ſind), Kiemenathmung verwandelt ſich in Lungenathmung ꝛc. Viele Thiere häuten ſich während ihres Wachsthums in beſtimmten Zwiſchenräumen. In anderen Fällen, wo die Veränderungen weniger auffällig ſind, erfolgt wenigſtens der Wachsthum ſehr plötzlich und ſtufenweiſe; gewiſſe Organe ſchreiten beſonders in der Entwickelung vor, während andere zurückbleiben. Rückblickend ſehen wir die epitelluriſchen Organismen an die Perioden des Planeten gebunden, an Tag und Nacht, an Jahreszeit. Wir ſehen die Tag- und Nachtthiere zu ganz beſtimmten Zeiten (die ſich an die Länge des Sonnentages binden) hervorkommen und ſich verbergen; wir ſehen ſogar gewiſſe Thiere in Winterſchlaf, und andere in tropiſchen Ländern in Sommerſchlaf verſinken, einen Zuſtand, der dem Abſterben des Lichtwuchſes der Pflanzen mit perennirender Wurzel oder Oberſtocke ganz analog iſt; wir ſehen andere Thiere ihre periodiſchen Wanderungen antreten, und ſich dabei ſo abhängig vom Jahreslaufe zeigen, daß wir den Tag der Abreiſe und Ankunft vorauswiſſen können. Der Menſch entzieht ſich mehr und mehr dieſen allgemein beſtimmenden Potenzen; nicht vermöge ſeiner Cultur, ſondern vermöge ſeiner eigenthümlichen Organiſation, welche es ihm z. B. unmöglich machen würde, im ganzen Jahre die Nächte mit Schlaf auszufüllen, d. i. im Sommer von 9—4, im Winter von 5—7 Uhr Morgens, wie es doch die meiſten tagwachenden Thiere thun müſſen.

In einer Beziehung iſt der Menſch aber nicht frei geblieben von einer ſehr genau beſtimmten Periodicität; das iſt die Periodicität der Krankheiten. Wenngleich, wie wir aus den älteſten Urkunden ſchließen möchten, zu einer Zeit dieſe Periodicität noch ſicherer geweſen ſein kann, und heute noch z. B. in Ägypten ſicherer iſt, als bei uns, ſo haben wir doch noch alle Tage Gelegenheit, uns von den genau periodiſchen Lebensvorgängen dieſer im Menſchen wuchernden idealen Organismen zu überzeugen. Es iſt bemerkenswerth, daß die Lebensperioden in Brüche oder Multiplicationen des ſiebentägigen Zeitraums zu fallen ſcheinen, und ſomit, wie das Leben des Ungeborenen ſich nach Mondumläufen berechnen laſſen. Die Lehre von den kritiſchen Tagen (ſ. d. Art.) beruht auf der Wahrnehmung dieſer ſicher beſchränkten Lebensperioden. Dieſe Perioden fallen in ihrer Theilung nicht immer mit den irdiſchen Tagen zuſammen, ſondern während man

Digitized by Google

z. B. beim Fieber gewöhnlich das ein-, drei- viertägige unterſcheiden kann, muß man doch von einem typus anteponens und postponens reden, um anzudeuten, daß der Kreislauf noch innerhalb der 24 Stunden vollbracht wird, oder außerhalb derſelben, ohne den zweiten Tag zu erfüllen, ſich endigt, wodurch es geſchieht, daß die entſprechenden Bewegungen nicht immer zu denſelben Tagesſtunden vorgehen, ſondern heute in die Abend-, morgen in die Mittagsſtunden fallen.

Wo die periodiſchen Bewegungen der Krankheiten beſonders lebhaft und deutlich ſind, ſpricht man von Paroxysmen, die Periodicität iſt aber *allen* Krankheiten eigen, und nur bisweilen weniger wahrnehmbar. Wir ſehen auch hier ganz deutlich, wie die wechſelſeitigen Einwirkungen des Organismus auf den ihm feindlichen Krankheitsorganismus, und dieſes auf den ihm zum Boden dienenden Körper die periodiſchen Bewegungen bedingen, weshalb man auch von denſelben zufälligen Nutzen für den Kranken zu erwarten pflegt.

Man hat in den Fieberbewegungen die Bedingungen dieſer Periodicität beſonders deutlich geſehen, indem man in dem Froſtſtadium die dem Organismus zugefügte Kränkung vorherrſchend erkannte (die Zurückziehung, das Fliehen, das Zurückweichen des angeſtoßenen Pendels), in dem folgenden, mit der intendirten Abſonderung ſchließenden Hitzeſtadium die lebendige Gegenwirkung (die Ausdehnung, Vertheidigung, das Gegenfallen des geſtoßenen Pendels) erblickte.

Die größte periodiſche Bewegung, die bis jetzt erſehen worden iſt, iſt die des Menſchengeſchlechts. In einer großen Spirallinie ſchreitet die Lebensentwickelung deſſelben fort, ſodaß dieſelben Linien in den Kreiſen der Wahrnehmung und des Gedankens immer wieder durchſchnitten werden, aber, wie es die fortſchreitende Spira bedingt, immer auf höheren Stufen. Hier iſt die Wiederkehr innerer und äußerer Zuſtände begründet, welche aber erſt in ſo langen Zwiſchenräumen erfolgt, daß der auf das Nächſte Zurückblickende nur eine *Veränderung* der Menſchen ſieht, und ſich nicht überzeugen kann, daß ein gegenwärtiger oder vergangener Zuſtand in fernerer Vergangenheit oder in der Zukunft ſeines Gleichen finden werde. Dieſe großen Kreiſe ſind gewiß durch ſehr viele kleinere unterbrochen: denn wir ſehen gewiſſe Gedanken nur höchſt ſelten, andere ſehr häufig wiederkehren. Dieſe Perioden des Menſchenlebens haben alle Eigenſchaften der bisher betrachteten. Wir können nicht ſagen, daß durchaus ein Streben von einem Zurückſinken gefolgt werde, ſondern heute blüht der Glaube, morgen die Erkenntniß; heute die Grübelei, morgen die That; heute die Sinnenluſt, morgen die Aſcetik. In ſofern auch ſolchen analoge Perioden in kürzeren Zwiſchenräumen wiederkehren, können wir die Klage der alten Leute über Neuerungen, und ihre Sehnſucht nach der alten guten Zeit für nichts weniger als ungegründet halten. Es liegt in der Natur des Menſchen, daß er während ſeiner Evolution alles Äußere freudig aufnimmt, und auch auf fremdartige Eindrücke begierig iſt, ſobald aber das Leben ſich neigt, vorherrſchend zurückzieht, die Involutionsperiode da iſt, ſo wird das Äußere nur ungern empfunden; die lange Lebensgewohnheit hat gegen die alten Potenzen in einem für den Organismus bequemen Maße abgeſtumpft, aber gegen neue, fremdartige Einwirkungen findet weder Zuneigung noch Abwehr ſtatt, und das müde Leben, welches bei den gewohnten Tönen ungeſtört fortſchlummerte und träumte, wird durch die moderne Tagesmelodie, die alle Wachenden, Jungen entzückt, unſanft erweckt, und zu lange in der nöthigen Ruhe geſtört.

Die Elemente, aus welchen dieſe große Periodicität reſultirt, ſind ganz dunkel, und alle ſehr ſchätzbaren Arbeiten in dieſem Fache beweiſen blos, daß die Periodicität exiſtirt, daß die großen Bewegungen dem Andenken der Menſchen nicht erloſchen ſind; das Äußere aber, das Beſtimmende iſt dunkel geblieben. Wir wiſſen freilich, daß das Menſchengeſchlecht als Ganzes ſeine Lebensperioden ähnlich durchlaufen muß, wie der einzelne Menſch, aber die Begrenzung dieſer Perioden dürfte wol kaum möglich ſein. Man hat in der älteſten orientaliſchen Völkerbewegung ein Kindesalter, in dem Leben der Griechen ꝛc. die erſte Jugend, das männliche Alter in der Blüthe des römiſchen Staates, und in den ſpäteren und heutigen Zuſtänden das Greiſenalter ſehen wollen. Das ſind Träumereien, von welchen ſich der Naturforſcher fern hält. Wollten wir unterſuchen, in welcher Periode das heutige Menſchengeſchlecht ſtände, ſo könnten wir höchſtens ausſprechen, daß es wol in den Jünglingsjahren ſtehen möge, in welchen ein Schwanken zwiſchen Tyrannei und Liebe, zwiſchen Glauben und Zweifel, Wiſſen und Thun ſehr auffällig iſt, ein Gleiches aber in den letzten 2000 Jahren von Tag zu Tag und Stunde zu Stunde ſich drängend den Geſchichtsbüchern ein wunderbares Gewirre menſchlicher Lebensäußerungen geboten hat. Eine Betrachtung der Krankheiten ſcheint zu dem nämlichen Reſultate zu führen. Der Charakter aller Epidemien fällt mit dem der Krankheiten des jugendlichen Alters zuſammen, und es iſt eine bekannte Erfahrung, daß die Jüngeren vorzüglich epidemiſchen Einflüſſen ausgeſetzt ſind, während Ältere und beſonders Greiſe ſich faſt einer völligen Immunität erfreuen. Dieſer Umſtand kann in ſofern beweiſend ſein, als Potenzen, welche auf das Ganze, vermöge ſeines zeitweiligen Zuſtandes, einwirken, vorzüglich ſich auf ſolche Individuen wenden müſſen, deren beſonderer Lebenszuſtand zufällig dem allgemeinen des ideellen Ganzen am meiſten analog iſt.

Um das mögliche Verſtändniß der periodiſchen Bewegungen zu gewinnen, müſſen wir uns vergegenwärtigen, daß der Organismus in beſtändigem Staffwechſel begriffen, nur vermöge ſeiner Ganzheit dieſe Bewegungen, ſoweit überhaupt an ihm liegt, vollbringen kann, weil die einzelnen Integraltheile während der Operationen entfremdet werden, und fremde ſich in die neuen Geſetze zu fügen beginnen. Ebenſo muß die periodiſche Lebensentfaltung der Menſchheit in dem Weſen dieſes ideellen Organismus begründet ſein, und die einzelnen Menſchen werden beim Durchgange durch dieſes breite, tiefe Leben nur von der allgemeinen Richtung vorübergehend ergriffen, ohne ihre Eigenthümlichkeit aufgeben zu

Digitized by Google

müſſen; ſo wenig Fleiſch, Eier, Mehl, Kräuter in ſolchem Grade aſſimilirt werden können, daß die aus den einzelnen derſelben gebildeten organiſchen Theile nichts mehr von der urſprünglichen Verſchiedenheit an ſich trügen (ſ. d. Art. Ernährung). Dennoch iſt dieſer Aus- und Eingang des Einzelnen für das Ganze eine Periode, was wir auch in den größeſten Verhältniſſen wahrnehmen können. So, wenn wir ſehen, daß in einer gegebenen Zeit das Verhältniß der Geborenen und Geſtorbenen ſich immer entſpricht.

Indem wir gezwungen ſind, Alles einem Geſetze unterzuordnen, ſehen wir, daß man die Perioden des menſchlichen oder thieriſchen Lebens nicht ſehr vervielfachen darf, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten. Es ſind nur zwei Lebensperioden: die der Evolution, und die der Involution. Zu untergeordneten Zwecken kann es dienlich ſein, mehrfache Bezeichnungen zu gebrauchen, und von einem Kindes-, Knaben-, Jünglingsalter ꝛc. zu reden; man hat ſogar phyſiologiſche Gründe, dieſe Durchgangspunkte nicht außer Acht zu laſſen, doch wenn wir nach Lebensperioden fragen, ſo können wir nur über die zwei angedeuteten Auskunft erhalten. Wir finden ganz dieſelben im Erdleben mehrfach angedeutet. Das Mineral aus dem Flüſſigen erſtarrt, hat ſich zu der höchſten Erdform, dem ſymmetriſchen Kryſtall, herangebildet, der alsbald an ſeiner Geſtalt Verluſte leidet, indem er vielfach zerklüftet, an den Kanten verwittert und endlich ganz unregelmäßig erſcheint, bis er zu einer mehr und mehr homogenen Maſſe wird. Auf gleiche Weiſe ſehen wir die räumlichen Verhältniſſe zwiſchen Land und Waſſer in beſtändigem, und wie es ſcheint, regelmäßigem Wechſel begriffen, indem bald das Erdreich ſich weiter in die Meeresräume erſtreckt, bald im Meere zu verſinken beginnt; im Allgemeinen aber das feſte Land noch in der Evolution begriffen zu ſein ſcheint. Am deutlichſten endlich ſehen wir jährlich dieſe zwei Perioden in der Vegetation, wo die „Blüthe" die Akme und Grenze der Evolution bezeichnet, und von dort an durch Abſterben der Stammblätter ꝛc. und einſeitige Richtung des Lebens zur Fruchtbildung die Involution, das Verzichten verkündet und ausgeſprochen wird.

Wie überall die verſchiedenen Perioden in einander greifen, ſo geſchieht daſſelbe im individuellen Organismus. Wir haben ſchon die kürzeren, ſchwingungsartigen Perioden der verſchiedenen organiſchen Syſteme betrachtet, hier müſſen die Lebensperioden der einzelnen Organenreihen zur Sprache kommen. Im ungeborenen Fötus iſt der Darm das zuerſt ſichtbare und thätige, erſt ſpäter treten die Centralorgane des Nervenſyſtems und des Blutkreislaufs, Hirn und Herz, hervor. Die Eiorgane, ſoweit ſie relativ äußere ſind, die Häute mit ihrem wäſſerigen Inhalte und dem die Nahrung ergreifenden Mutterkuchen ſind das Erſte, und ſterben zuerſt bei der Geburt. Die Geſchlechtsorgane treten bekanntlich erſt ſpät in die Reihe der fungirenden Organe, und verlaſſen dieſelbe früh wieder. Merkwürdig iſt das periodiſche Leben einzelner Partien des Hautorgans. Das ungeborene Kind iſt auf den die Mittelpunkte des Nervenſyſtems bedeckenden Hautſtellen mit einem ziemlich ſtarken Haarwuchſe verſehen: auf dem Kopfe und der Mittellinie des Rückens. Die Behaarung am letzteren Orte verſchwindet gewöhnlich ſehr bald nach der Geburt. In mehren Fällen breitet ſich innerhalb der erſten Lebensjahre der Kopfhaarwuchs über den Jochbogen herab nach dem Kieferwinkel. Später erſcheint feines Haar an den Gliedern; mit beginnender Pubertät an der Achſel- und Schamgegend. Der Bart erſcheint, zugleich bei Vielen Haar auf Bruſt, Bauch und in der Mitte des Rückens. Endlich behaaren ſich die Mündungen der Ohren und der Naſe ſehr merklich. Das Haar der Scheitelgegend wird vom Manne meiſt normaler Weiſe verloren, nicht ſo das an anderen Hautſtellen gewachſene; daſſelbe vegetirt bis an den Tod des Individuums, und wird nur krankhaft und in Fällen außerordentlicher Decrepidität verloren. Das Haar ſoll zum Theil auch nach dem Tode fortwachſen. Von den übrigen Organen des Leibes läßt es ſich nicht prädiciren, daß ſie gleichſam halbabgelöſt von der allgemeinen organiſchen Vegetation, ihre eigen geſchloſſenen Lebensperioden vollbrächten. Nur die Zähne, welche ebenſo an der Oberfläche frei werden, zeigen etwas Ähnliches.

Etwas ganz Analoges hat uns die Geſchichte der Erdoberfläche gezeigt. Die urweltlichen Thiergattungen ſind ſo vertilgt, daß ſie zum Theil unter den gegenwärtigen Generationen gar nichts Entſprechendes finden. In wiefern dieſe Lebensdauer der Gattung mit der der Individuen im Zuſammenhange ſteht, läßt ſich noch nicht ausſagen; ebenſo iſt noch kein beſtimmtes Verhältniß zwiſchen der Functionsdauer einzelner Organe, und der Schnelligkeit ihres Stoffwechſels gefunden worden.

Noch ſehen wir einzelne Thiergeſchlechter, ja Menſchenſtämme ſich ſo in der Zahl angehöriger Individuen beſchränken, daß ihr Untergang vermuthlich wird. So Steinbock, Auerochs, amerikaniſche Ureinwohner.

Andersartig ſcheinen die Umſtände, welche eine periodiſche Ab- und Zunahme der Individuenzahl gewiſſer Gattungen bedingen. Hierher gehören die Nachrichten von der Häufigkeit mancher Thiere aus dem Mäuſegeſchlechte, einiger Vögel- und Inſectengattungen. Hier vorzüglich auffallend beim Maikäfer, der Stammmotte, dem Fichtenſpinner ꝛc., ſowie die ſehr fruchtbaren und unfruchtbaren Jahre. Selten fallen die Jahre ſo, daß alle gebräuchliche Vegetation ungemein gedeihet, vielmehr iſt Korn, Wein, verſchiedenes Obſt, Knollenpflanzen ꝛc. das Eine vor dem Anderen begünſtigt, und es läßt ſich erwarten, daß, wenn man von den localen Beſchränkungen abſtrahirt, gewiſſe Perioden hervortreten werden, die als periodiſche Bewegungen des Gattungslebens betrachtet werden können.

Wir können endlich uns überzeugt halten, daß die ganze Thierwelt, den Menſchen inbegriffen, ihre Lebensperioden ausgezeichnet hat, indem zuerſt die Eithiere, dann höhere und immer differentere Gattungen, endlich aber der vernünftige Menſch hervorgegangen iſt. Dieſe Entwickelung iſt jedoch für die idealſte von allen zu halten, und ſcheint ihre letzte Periode angetreten zu haben.

Digitized by Google

Dieſe Periodicität würde uns nicht offenbart ſein, wenn ſie nicht räumlich feſtgehalten wäre, und ſich mit ihren Schwankungen deutlich in den einzelnen Gattungen und Sippſchaften abgedrückt hätte. Dieſer Abdruck liegt in dem Ineinandergeſchobenſein der weiteren Ordnungen, vermöge deſſen die niedrigſten Säugthiere tiefer ſtehen, als die höchſten Vögel, die niedrigſten Vögel tiefer als die höchſten Amphibien ꝛc. (ſ. d. Art. natürliches System). Der tiefſte Menſch ſteht freilich nicht tiefer, als der Affe, weil er als Schlußpunkt der irdiſchen Schöpfung ſich auch von dem Unteren abſchließt, um das erſte Glied einer höheren Kette zu werden. Dieſer Abſchluß manifeſtirt ſich in der wohlausgeſprochenen Willkür und Freiheit des Menſchen, wie wir dieſelbe in Beziehung auf die Periodicität des Lebens ſchon betrachtet haben.

Wir haben die bekannten periodiſchen Bewegungen durchgenommen, und ſo bei den wenigſt gebildeten Stoffen nur Elaſticität, Pendelſchwingung, Wellenbewegung aufzählen können. Es iſt hier zu erinnern, daß die genannten Bewegungen nicht die weſentlichen ſein können, ſondern zu dieſen Körpern nur in ähnlichem Verhältniſſe ſtehen, als die pathologiſchen Bewegungen zum Organismus. Die dem Marmor, dem Waſſer, dem Harze, als ſolchen inhärirenden Eigenſchaften müſſen auch mit den ſtetig umgebenden Elementen in Conflict treten, und ſo die den bezeichneten Körpern eigenthümlichen und weſentlichen periodiſchen Bewegungen bedingen: es iſt von dieſen Verhältniſſen aber noch nicht ſoviel bekannt, daß wir unter dieſer Rubrik Gelegenheit zu Betrachtungen finden könnten.

Es iſt ſomit im Vorigen eine Art Definition der periodiſchen Bewegungen gegeben worden, indem ihr Erſcheinen überall angedeutet, eine Vergleichung der einzelnen Erſcheinungen verſucht iſt.

Als Urtypen aller Periodicität ſcheinen Pendelbewegung (ſ. d. Art.) und elektriſche Anziehung und Abſtoßung betrachtet werden zu müſſen. Der letzteren Erſcheinung kann man ſehr wohl den periodiſchen Wechſel der Anſichten vergleichen, wie er ſich in der Wiſſenſchaft von je kund gemacht hat. Der menſchliche Geiſt ergreift mit Eifer das Fremdartige, und entläßt es gleichgültig, wenn er es mit ſich identificirt ſieht. In der That ſind die ſucceſſiven Syſteme und Theorien nur aus der Auffaſſung einzelner Merkmale hervorgegangen; hieraus und aus der bald praktiſchen, bald theoretiſchen Richtung des Zeitalters; der bald enthuſiaſtiſchen, bald kritiſchen.

Auch ſo iſt es wahr, wenn Bouquois ſagt: „Niemand könne einen Staat organiſiren."

Wir ſehen zuletzt die Bedeutung der Periodicität im engſten Raume. Die Freude am Rhythmus iſt nicht nur Menſchen, ſondern auch Thieren eigen. Die Orts- oder anderen Muskelbewegungen werden unwillkürlich in den Takt einer gehörten Muſik gerichtet; die Handwerker richten ihre Operationen ſo ein, daß ſie in einer gewiſſen regelmäßigen Zeitfolge vor ſich gehen. Dreſcher, Holzhacker, Böttcher, Tiſchler verrichten ihre Bewegungen ſo rhythmiſch. Die rhythmiſche Bewegung ſcheint weniger zu ermüden, als die unregelmäßige. Es wird mit Recht dafür gehalten, daß regelmäßig periodiſche Bewegungen die Blutcirculation günſtig beſchleunigen.

Die periodiſche Bewegung (ſoweit ſie willkürlich iſt) iſt beruhigend. Wäre die Muſik nicht ſo allgemein auf Periodicität gegründet, ſo würde es leichter fallen, auch hier die beruhigende Wirkung aufzufinden; es ſcheinen aber ſolche Melodien, deren Rhythmus ſehr einfach iſt und offen liegt, vorzüglich die fragliche Wirkung zu beſitzen, während andere mehr aufregen. Für das Auge hat die regelmäßige Bewegung die gleiche Wirkung. Im Allgemeinen hat eine große Gleichmäßigkeit der fühl-, hör- oder ſichtbaren Bewegungen ſolchen Einfluß, daß ſie ſchläfrig macht. Es iſt das höchſt merkwürdig, weil der Schlaf die Herrſchaft der unbedingt periodiſchen Lebensregungen geſtattet, und die willkürlich abweichenden Hirnfunctionen lähmt. Wie die eine periodiſche Bewegung augenblicklich überſehen wird, und ſomit der menſchlichen Wahrnehmung nie entzogen geweſen iſt, ſo reicht die andere über Geſchlechter hinaus, und iſt noch heute nicht von Allen erkannt worden, und noch eine andere trägt das Menſchenleben ſelbſt; von ihr müſſen wir mit Goethe ſagen: „uns hebt die Welle, verſchlingt die Welle," und finden ſie unſerer Erkenntniß ebenſo entrückt, wie die größeſte. Die Geſtalt der größeſten Perioden wird erſt in der Form erkannt, wie man die Spitze des Thurmes nicht ſieht, an deſſen Fuße man ſteht.

Wenn ſchon aus dem Vorigen hervorgegangen iſt, daß die periodiſchen Bewegungen die eigentlichen Lebensäußerungen ſind, ſo läßt es ſich wol denken, daß in ihnen das Leben beeinträchtigt und gehemmt werden muß. Von vielen der genannten Bewegungen iſt es bekannt, daß ſie ſo wenig gebrochen werden können, ohne das Leben in ſeiner gegenwärtigen Form mit zu brechen, als die Centralorgane ſelbſt. Es iſt gewiß von der höchſten Wichtigkeit, zu bedenken, daß eine Hemmung der kleinen Perioden eine große abkürzen, und vor der Zeit den Übergang in eine neue Bewegungsordnung herbeiführen kann. Wir können den Menſchen in jedem Lebensalter tödten, indem wir die periodiſche Luſt- oder Speiſeerneuerung unterbrechen, und führen das Ende der irdiſchen Lebensperiode mit Gewalt herbei; unmittelbar muß die nothwendig folgende neue große Periode beginnen, ob unbeeinträchtigt, wiſſen wir freilich nicht.

Bei niederen Organismen dürfen wir die ſcheinbar ganz integrirenden periodiſchen Bewegungen unterbrechen, und wenn die Hinderung wegfällt, beginnt das Leben ſeinen alten Gang, wie ein noch in ſchiefer Richtung begriffener Pendel während des Schwunges feſtgehalten, nach entfernter Hinderung unverändert fortſchwingt. Wir wollen hier nicht einmal die etwas zweifelhafte Tödtung (durch Entfernung des Waſſers) und Wiederbelebung durch Waſſer der Kiefenfüße urgiren, ſondern nur die bekannte Thatſache erfaſſen, daß z. B. Käfer ſich halbe Tage lang in Weingeiſt legen laſſen, völlig erſtarren und an der Sonne oder trockenen Luft bewahrt, wiederum aufleben. Daß nach ſolchen Unterbrechungen nicht bei allen Thieren, und nicht immer das Leben und die ge-

ſtörte Bewegung zurückkehrt, iſt auch bekannt. Der gehemmte Pendel ſchwingt nicht wieder von ſelbſt fort, wenn er grade, indem er die Verticallinie paſſiren wollte, fixirt wurde; die Fixation geſchieht hier am leichteſten. Der Scheintod erfolgt am häufigſten nach einem gewaltigen Anſtreben des Organismus; ſelten bei ſchwacher Reaction.

Die längſten Perioden, ſoweit ſie noch innerhalb der Lebensdauer des Individuums liegen, können am unmittelbarſten geſtört und gehemmt werden. Die kürzeren ſind unmittelbaren äußeren Einwirkungen nicht mehr zugänglich und nur weil ſie ihr Daſein an die größeren knüpfen, können ſie mit und durch dieſe ſiſtirt werden.

Die Pathologie weiſt nur ein evidentes Beiſpiel auf, wo eine periodiſche Bewegung ohne ſchnelle Störung des Lebens gehemmt werden kann (die Menſtruation) und hat Beobachtungen über die mannichfaltigſten daher kommenden Beſchwerden geſammelt.

Höchſt beachtenswerth iſt es, daß durchſchnittlich die kürzeren Perioden, obgleich ihre völlige Hemmung das Leben, an dem ſie ſich bewegen, ſchnellſtens unterliegen macht, verhältnißmäßig ſoviel zeitliche Veränderungen ertragen, als die längeren Perioden. So kann der Puls, deſſen mittlere Häufigkeit 70—75 in der Minute beträgt, nach dem Eſſen, bei körperlichen Anſtrengungen, Affecten eine große Beſchleunigung ertragen, ohne daß nothwendig Störungen des Organismus erfolgten. Ja, wenn ſeine Häufigkeit auf der Meeresfläche 70 betrug, ſteigt dieſelbe bei 4000 Metres über derſelben auf 110. Die Athembewegung iſt der Blutbewegung zu eng verbunden, als daß wir ſie hier erwähnen dürften. Die Speiſeaufnahme iſt vom Menſchen allerdings ohne Nachtheil höchſt willkürlich beſtimmt worden, und auch viele Thiere ertragen außerordentlich lange den Nahrungsmangel, andere (wie z. B. der Maulwurf) gar nicht. Die Periodicität des Schlafes und Wachens fällt kaum etwas weiter aus einander, als die mögliche Pulsveränderung von 7½—11. Die mögliche Verſchiebung der Jahreszeiten fällt in engere Grenzen, wenn wir, wie billig, nicht die Dauer derſelben in verſchiedenen Erdſtrichen, welche nothwendig phyſiologiſch begründet iſt, ſondern die unbeſtimmbaren Abweichungen, welche in einem gewiſſen Erdſtriche vorkommen, vergleichen wollen. Die planetaren Bewegungen der beweglichen Elemente, des Waſſers, der Luft, des Feuers, laſſen ſich in ſofern nicht beſtimmen, als ihre Richtung, in welcher ſie über den Erdball gehen, noch ſehr dunkel iſt, und wir deshalb nicht wiſſen können, ob die ſcheinbaren Unregelmäßigkeiten in einer zufälligen Richtung der nach unwandelbarem Geſetze durchlaufenen Bahnen, oder in wirklichen durch Äußeres bedingten Veränderungen ihrer Perioden zu ſuchen ſind. Die Bewegung des Planeten ſelbſt liegt bekanntlich in ſo ſicheren Fugen, daß ſie, ſoviel wir wiſſen, nicht der mindeſten Beſchleunigung oder Verzögerung zugänglich iſt. Wie ſich in dieſer Beziehung die großen Tags- und Evolutionsperioden des Menſchengeſchlechtes verhalten, wiſſen wir nicht, nur iſt ſchon dargelegt worden, wie das Abſterben und Zuwachſen der Individuen ſehr gleichmäßig vor ſich geht, jedoch ſo, daß einzelne Ereigniſſe die Sterblichkeit in einem größeren Zeit- oder Raumabſchnitte vergrößern können, ſogleich aber die Anzahl der Geborenen zunimmt, wie nach geheilten Conſumtionskrankheiten die Ernährung ungewöhnlich ſchnell von Statten geht. Es fragt ſich, ob in der großen Welt dieſes Abſterben und Anwerben nicht in ſehr regelmäßigen Zwiſchenräumen vor ſich geht, wie auch beim einzelnen Menſchen eine periodiſche Gewichtsab- und Zunahme beobachtet iſt.

So ſehen wir denn, ſoweit unſere Sinne reichen, die Periodicität als Lebensäußerung, und Goethe läßt mit großer Weisheit den Erdgeiſt die Worte reden:

So ſchweb' ich auf und ab,
Und hin und her,
Geburt und Grab,
Ein ewig Meer —
So ſchaff' ich am ſauſenden Webſtuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Es iſt an der Zeit, klar auszuſprechen, daß wir auch in den einfachſten Bewegungen jenes ſich Aufraffen und Hinfallen, und den Streit der in der Phyſik ſeit lange oberflächlich Centrifugal- und Centripetalkraft genannten Potenzen erblicken. Selbſt der hin und her ſchwingende Pendel gehorcht der Gravitation, indem er die Perpendikularlinie erreicht, er entzieht ſich aber flüchtig der beſtimmenden Gewalt. Die Bewegung iſt aber die Geburt des Stoffes, und die Ruhe iſt ſein Grab; und die Geburt des Organismus iſt Bewegung, das Grab iſt ſeine Ruhe. Es ſei erlaubt, die Periodicität in ihrer dem Menſchen größeſten Bedeutung, wie ſie die menſchliche Erſcheinung entführt, mit einigen Worten des Dichters darzulegen. Jean Paul ſagt: „Du blickſt ſanft geblendet in die Sonne der Gottheit und ſieheſt ruhig die Wolke des Todes auf ſie zu ſchwimmen, du erblindeſt unter der Wolke; ſie verrinnt, und du ſtehſt wieder vor Gott." Denn auch ſo iſt es wahr: Licht iſt Bewegung und Leben, Dunkelheit iſt Ruhe und Tod; und alle periodiſche Bewegung in höheren Kreiſen richtet ſich in das Licht (die große Welt) und zieht ſich zurück in den Schatten (die kleine Welt — „Der Körper iſt die Nacht," ſagt Paracelſus). Darum ſchließt auch uns ſichtbar das Leben mit einer Ausathmung, und der erſtarrte, entſeelte Körper legt ſich an die große dunkle Fläche des verwandten Erdbodens. Es iſt möglich, das ganze Leben, vom erſten Athemſchöpfen des Neugebornen bis zum letzten Ausathmen des Sterbenden als einen einzigen bebenden Athemzug zu betrachten, da auch die ſogleich nach der Geburt zuerſt mit Luft erfüllte Lunge während des ganzen Lebens dieſe Luft nie völlig entlaſſen kann, ſondern immer den größten Raumtheil in ihren Zellen zurückhält. Erinnern wir uns, wie die erſte Speiſeaufnahme geraume Zeit nach der Geburt erfolgt, in welcher Zeit der Organismus an der Communicationsſtelle, der Mundhöhle, neue Organe, die Zähne producirt, wie dieſe bei normaler Lebensführung geraume Zeit vor dem Tode wieder vergehen; gedenken wir weiter des embryoniſchen Wachsthums, welcher der Geſchlechtsfort-

Digitized by Google

pflanzung (Sproſſenbildung) niederer Thiere formell nicht unähnlich iſt, und nach vollendetem Wachsthume von den eigentlich ſexuellen Functionen fortgeſetzt wird, ſo ſehen wir wol die unzähligen Wellen, mit welchen in und über einander geſchlungen und gezogen der Strom des Lebens dahingeht, und raſtlos forteilend, vor dem fallenden Steine, noch eigenthümliche concentriſche Wellenringe vorübergehend geſtaltet, wie der Organismus Krankheitsreactionen vor zufälligen ſchädlichen Potenzen — der Pulsſchlag aus der früheſten Zeit des Lebens herübertönend, ſinkt von der im Embryo normalen ſehr ſchnellen Folge mit jedem Lebensjahre mehr herab, bis er im Greiſe verklingt.

Es wäre nun die Aufgabe der Wiſſenſchaft, dieſe mannichfaltigen Perioden in ihrer Synergie darzuſtellen, und den Augen ein ſo deutliches Bild zu geben, wie ſie an dem Schiffe haben, das mit ſeinem geſpitzten Vordertheile das widerſtrebende Element durchſchneidet, den periodiſchen Wellenſchlägen mit Ruderbewegungen antwortet, ſeine Segel gegen den Wind, ſeinen Compaß gegen den Pol, ſein Steuer gegen den Strom richtet; das iſt aber zur Zeit unmöglich, wenn wir uns nicht von dem ſicheren Boden der Thatſachen, und dem, im Sonnenſchein liegenden Sichtlichen und Greiflichen, in abendliche Ahnungen und nächtliche Träume verirren wollen.

Höchſtens iſt uns der Schluß geſtattet, daß, wo wir eine alte Periode abbrechen ſehen, eine neue beginnt, wenn nicht ſichtbar, ſo unſichtbar, wenn nicht in das Erdenleben gerichtet, ſo aus demſelben.

Schließlich iſt noch von dem populären Verſtändniß der Periodicität zu ſprechen. Der ſehr geſunde, richtig fühlende, ahnungsvolle Sinn des Volkes macht ſich leicht mit den Erſcheinungen der Periodicität vertraut, ſoweit er im Stande iſt, den Cyklus in ſeiner Wiederkehr zu erkennen und zu überſehen. Es gibt aber kaum ein Ereigniß, welches den volksthümlichen Geiſt mehr anzuregen ſcheint, als dieſes der periodiſchen Succeſſion. Bald finden wir die Bedeutung der beiderſeitigen Bewegungen wunderbar ergriffen, wie in dem: „Im Athemholen ſind zweierlei Gnaden, den Athem einziehen und ſich ſeiner entladen," bald finden wir die Idee des Kampfes ſo klar ausgeſprochen, wie in dem arabiſchen: „Die Nacht, die ſchüchterne Gazelle, flieht vor dem Dräun des Morgenlöwen," und desgleichen bei Wolfram von Eſchenbach: „(des Tages) Sine Klawen durch die Wolken ſind geſlagen, er ſtiget uf mit großer Kraft" und was dergleichen beſtimmte Wahrnehmungen mehr ſind; die gleiche Idee im nordiſchen Frühlingsfeſtkampfe, und im Todaustragen. Man hat ja den größten Theil der Mythologie auf die jährliche Periodicität des Pflanzenlebens deuten wollen.

Wo aber jede Periode etwas Neues bringt und der Cyklus in demſelben Individuum deutlich nicht wiederkehrt, da erſchrickt das kindliche Gemüth wie vor einem Unheimlichen, Geiſterhaften, und weiſt alles weitere Verſtändniß, als eines Übernatürlichen zurück. In dieſem Sinne iſt es namentlich der Schmetterling geweſen, der in ſeinen wunderbaren Lebensperioden, aus der ſtarken gefräßigen Raupe zur geſtaltloſen, unveränderlichen und oft die Jahreshälfte ohne Nahrung zubringenden, Puppe, zu dem wunderbaren geflügelten Weſen dem Sinne der Völker als beſonders geiſter- und zauberhaft, elfenartig erſchienen iſt (*Ἠπιάλης* Alp, *ἠπίολος* Schmetterling). Übrigens ſpricht ſich in allen Mythologien die Ahnung großer Weltperioden aus, was zu erörtern hier freilich nicht am Orte iſt, aber die Andeutung kann endlich dazu dienen, das Verhältniß der Periodicität zum Menſchen in ein neues Licht zu ſetzen. Es iſt allem Leben eigenthümlich, verwandte Bewegungen mitzufühlen, und im Geiſte wenigſtens das zu wiederholen, was zwei neben einander hängende Pendel thun, indem ſie iſochroniſch ſchwingen. (*Dr. G. O. Piper.*)

Periodische Fuge, ſ. Fuge.

Periodische Krankheiten, ſ. Krankheiten und Periodicität.

Periodische Reihen, ſ. Periode (rhythmiſche).

Periodologie, ſ. Periode (rhetoriſche).

Periodonikes, ſ. Periodos.

PERIODOS. Außer dem oben unter „rhythmiſcher und rhetoriſcher Periode" Hervorgehobenen müſſen wir hier noch auf zwei Bedeutungen aufmerkſam machen. Einmal nämlich nannten die alten Geographen ſo die Erdumſchreibungen und gaben ſelbſt ihren Schriften öfters den Titel *Περίοδος* bald allein, bald *Περίοδος γῆς*; ſo, um nicht von der fabelhaften *περίοδος γῆς* des Heſiodus, welche einmal von Strabo angeführt wird, zu ſprechen, wird das Werk des Hekatäus öfters unter dieſem Titel citirt; es iſt hier das Wort mit Periegeſis (ſ. d. Art.) ziemlich gleichbedeutend. Zum andern heißt ſo der Complex der olympiſchen, pythiſchen, iſthmiſchen und nemeiſchen Spiele, und daher Periodonikes der, welcher in allen dieſen vier großen Spielen geſiegt hat. (*H.*)

PERIODUS. Ein Fiſchgenus, das von dem Sauroidengenus Pycnodus durch einen Eindruck im Rande der Zähne abweicht. Agaſſiz (Poiss. Foss. Feuilleton. p. 122. II. t. 72*. f. 61. 62) gedenkt vorläufig einer Species, Periodus *Koenigii*, aus dem Londonthon der Inſel Sheppy. (*Herm. v. Meyer.*)

PERIÖKEN (*Περίοικοι*). Dieſes Wort, was ſeinem etymologiſchen Urſprung nach die um einen gewiſſen Punkt herum Wohnenden bedeutet, wurde bei den Griechen in engerer Beziehung von den Bewohnern der Landſtädte geſagt, die zu einer Hauptſtadt in einem bald mehr, bald minder abhängigen Verhältniſſe ſtanden. Die Staatsverfaſſungen von Sparta und Kreta, alſo die von den Normalſtaaten des Dorismus, und ſonſt noch die von Elis kennen eigenthümliche Claſſen von Einwohnern unter dieſem Namen; die Stellung derſelben zu den übrigen Claſſen wird ſich in den Artikeln, welche die Staatsverfaſſungen von Kreta und Sparta darſtellen werden, am anſchaulichſten machen laſſen: auf dieſe Artikel verweiſe ich daher. Hier genüge Folgendes: Im ſpartaniſchen Staate waren die Periöken eine von den drei Claſſen der freien Bewohner, und zwar eine ſolche, die zwiſchen den Bürgern oder Spartiaten und den Fremden in der Mitte ſtanden. Sie hießen hier auch „die Lacedämonier" oder auch „die Bewohner der Landſchaft" (*αἱ χωρῖται, οἱ ἀπὸ*

Digitized by Google

τῆς χώρας), wiewol der erſte Name zuweilen allgemeiner gebraucht wurde, ſodaß die Spartiaten mit eingeſchloſſen wurden. Ihrem Urſprunge nach waren dieſe Periöken größtentheils Achäer, ja, obgleich ſpäter einige Nichtachäer, welche auf Einladung Sparta's die menſchenleeren Landſtädte beſetzten, in ein Periöken-Verhältniß traten, z. B. die Minyer, die Kynurier, ſo wurden die Periöken doch fortwährend für Achäer angeſehen und ſo genannt. Nur allmälig gelangten bekanntlich die Dorer zur Herrſchaft in Lakonica und billige Bedingungen gewährten ſie gern den daſelbſt gelegenen Ortſchaften, wenn die letztern nur der Stadt Sparta die Souverainetät zugeſtehen und ſich als ſeine Landſtädte betrachten laſſen wollten. Wenn 100 Städte zu Lakonica gerechnet wurden, ſo ſcheint es, daß dies die Periökenſtädte waren, die durch geſetzgeberiſche Willkür auf dieſe Zahl fixirt ſein mögen, was aber erſt nach der Unterwerfung von ganz Meſſenien und vom kynuriſchen Gebiete hat eintreten können. Das Periöken-Land wurde vor jener Unterwerfung vielleicht in fünf, nach derſelben vielleicht in zehn Diſtricte getheilt. Unter dem Könige Polydor wurde die Zahl der Periöken-Looſe auf 30,000 beſtimmt; das ſcheint damals die Zahl der Periökenfamilien geweſen zu ſein. Was ihre Rechtsverhältniſſe betrifft, ſo haben wir theils den corporativen Zuſtand ihrer Gemeinden, theils die perſönliche Lage der Einzelnen in Erwägung zu ziehen. Die Periöken bildeten alſo 1) ſtädtiſche Gemeinden (πόλεις) mit eignen Communalbeamten; jedoch wurde in manche dieſer Ortſchaften der oberſte Beamte von Sparta aus geſchickt, z. B. nach Kythera, der hier „Kytherodikes“ der Richter von Kythera, hieß; möglich wäre aber auch, daß überhaupt, wie Schömann vermuthet, Sparta für jeden Periökendiſtrict zwei Oberaufſeher unter dem Titel „Harmoſten“ jährlich ernannt hat und daß dies die „zwanzig Harmoſten“ ſind, welche der Scholiaſt Pindar's erwähnt. 2) Zahlten die Periöken einen Tribut an Sparta, aber wir kennen weder ſeine Größe, noch wiſſen wir, ob er von den einzelnen Periöken oder von ihren Städten als Communen erhoben wurde. 3) Die Periöken beſaßen nicht das Staatsbürgerrecht Sparta's, hatten nicht gleiche Rechte und Ehren (keine ἰσοτιμία und ἰσονομία) mit den Spartiaten, ſie waren alſo nicht nur unfähig, eigentliche ſpartaniſche Staatsämter zu bekleiden, ſondern auch ausgeſchloſſen von der Theilnahme an den großen wie den kleinen Volksverſammlungen Sparta's, von den Anſtalten für ſpartaniſche Erziehung. 4) Sonſt waren ſie nicht ausgeſchloſſen von der Ehre des Kriegsdienſtes, ſelbſt als Schwerbewaffnete (Hopliten) haben ſie gedient und oft durch ihre Tapferkeit den Sieg entſchieden, jedoch vielleicht genoſſen nur diejenigen von ihnen, welche Landbau trieben, das Vorrecht dieſes Dienſtes, während ihre Gewerbtreibenden wol nur als Leichtbewaffnete gebraucht wurden; in der Flotte haben ſie ſelbſt Befehlshaberſtellen bekleidet. 5) Sie durften an den Colonien Antheil nehmen, welche Sparta ausſchickte. In ihren Händen war Landbau und Gewerbe, wenn auch nicht ausſchließlich, indem die Heloten oder Leibeigenen beides ebenfalls betrieben, aber die bedeutenden Fabriken und aller Seehandel wurden wol von ihnen ausſchließlich getrieben. Sie waren im eigentlichen Beſitz des Geldes und des Geldverkehrs. Sie übten ſelbſt die edleren Künſte der Poeſie, der Bildnerei; manche Periöken haben olympiſche Siege erlangt, alles Beweis, daß ihre Lage, trotz ihrer politiſchen Abhängigkeit, nicht ſehr drückend geweſen ſein kann. Vor dem Verfall der ſpartaniſchen Verfaſſung hört man daher auch nur äußerſt ſelten von einem Abfall der Periöken. Titus Quintius löſte die Landſtädte, welche früher πόλεις, jetzt κῶμαι hießen, von allem Verbande mit Sparta und ſtellte ſie unter den Schutz des Achäiſchen Bundes. Auguſt gab 24 lakoniſchen Ortſchaften Unabhängigkeit von Sparta, welche nun freie Lakonen (Ἐλευθερολάκωνες) hießen, und für ſich einen eigenen Bund gebildet zu haben ſcheinen (vergl. K. O. Müller, Dorier. II, 21 fg. *Schoemann*, Antiquit. J. P. Graec. p. 112 sq.).

In Kreta hießen die Periöken „Hörige“ (ὑπήκοοι); dies iſt ihr kretiſcher Name, während die Schriftſteller ſie bald mit dem generellen Namen „Periöken,“ theils misbräuchlich und ungenau „Knechte“ (δοῦλοι) nennen; denn ſie waren hier ebenſo wie in Sparta von den Leibeigenen und Sklaven, den Mnoiten, Aphamioten oder Klaroten und Chryſoneten nicht weniger als von den Bürgern unterſchieden. Sie bildeten auch in Kreta eigene, aber abhängige Gemeinden, mußten theils für ihre Grundſtücke eine Abgabe, die nicht in Geld, ſondern in Naturalien beſtand, als Grundſteuer, theils als Kopfſteuer einen äginetiſchen Stater (vermuthlich etwas über einen Rthlr.) an den Staat entrichten. Als Einzelne betrachtet, waren ſie ausgeſchloſſen von allen Souverainetätsrechten der Bürger, namentlich von der Theilnahme an Ämtern, an den Volksverſammlungen, an den Gemeinmahlen (Syſſitien), die Benutzung der Gymnaſien, der Gebrauch der Waffen war ihnen unterſagt. Dies abgerechnet, waren ſie perſönlich frei, trieben Landbau, Gewerbe, Handel und waren ſo im Stande, zu Wohlſtand zu gelangen, während die eigentlichen Bürger gar kein Geſchäft trieben, als was mit dem Kriegsdienſt und der Theilnahme an der Volksverſammlung in Verbindung ſtand. Die inſulariſche Lage Kreta's, welche das Annähern auswärtiger Hilfe erſchwerte, einerſeits und andererſeits der Umſtand, daß die kretiſchen Staaten ſelbſt alle Periöken beſaßen, keiner es alſo wagte, die Periöken des andern Staats zu unterſtützen, da er beſorgen mußte, dadurch auch ſeinen eignen ein gefährliches Beiſpiel zu zeigen, Beides bewirkte, daß es hier nicht leicht zu Periökenaufſtänden kam. Bei dieſen Periöken hatten ſich noch zu Ariſtoteles' Zeit die alten Minoiſchen Gebräuche am reinſten erhalten. Vergl. *Aristot.* Pol. II, 2, 12. 6, 3. 7, 1. 3. 4. 8.

Vergleicht man das Geſagte, ſo wird man geſtehen, daß die Lage dieſer Doriſchen Periöken und ihre Behandlung eine viel mildere war, als die der Attiſchen Schutzgenoſſen oder Metöken. (*H.*)

PERIOLA. Dieſe von Fries ſo benannte Gewächsgattung gehört zu der letzten Ordnung der 24. Linné'ſchen Claſſe und zu der Untergruppe der Sclerotiei der Gruppe der Bauchpilze der natürlichen Familie der Pilze. Char. Kleine, auf Stämmen, Wurzeln und Schwämmen

Digitized by Google

haufenweiſe wachſende, gelbliche oder weiße Pilze von mannichfaltiger, meiſt rundlicher Form, ohne Wurzeln; die Rinde geht in ausdauernde Zotten über; das Innere ſolid, mehlartig, fleiſchig oder gallertartig; die Keimkörner unſcheinbar, überall auf der äußern Oberfläche umhergeſtreut. Es ſind fünf Arten bekannt: 1) P. hirsuta *Fries* (Syst. myc. II. p. 266. Sclerotium hirsutum *Schumacher* saell. II. p. 187. Fl. dan. t. 1320), auf Rhizomorpha subcorticalis an alten Rothbuchenſtämmen. 2) P. pubescens *Fr.* (l. c. p. 267. Sclerotium album *Schum.* l. c. p. 186), auf faulenden Agaricusarten. 3) P. tomentosa *Fr.* (Sclerotium tomentosum *Fr.* obs. I. p. 205), auf Kartoffelknollen, in Kellern. 4) P. setosa *Fr.* (Syst. myc. III. Ind. p. 126. Aegerita setosa *Greville* crypt. scot. t. 268. f. 2), auf faulem Holze in Schottland; und als zweifelhaft 5) P. furfuracea *Fr.* (Elench. II. p. 46). (*A. Sprengel.*)

PERION (Joachim, latein. Perionius)[1]), war in der Stadt Cormery in der Landſchaft Touraine geboren. Die Zeit ſeiner Geburt wird nirgends angezeigt, aber wahrſcheinlich, wie aus ſeinem Eintritt in den geiſtlichen Orden geſchloſſen werden kann, ereignete ſich dieſelbe gegen das Ende des 15. Jahrhunderts. In dieſer unbeſtimmten Angabe hat ohne Zweifel auch die beſtimmter ſcheinende „gegen 1499 geboren"[2]) ihren Grund. Ebenſo wenig wie die Geburtzeit des Mannes kennen wir deſſen Familienverhältniſſe, und wir müſſen uns begnügen zu wiſſen, daß er ſehr jung die ſehr reiche Benedictinerabtei des h. Paullus in ſeinem Geburtort beſuchte, um dort ſeine erſten Studien zu machen. Ob er darauf aus freiem Entſchluß in den Benedictinerorden trat, oder durch die Seinigen, oder vielleicht durch ſeine Lehrer dazu veranlaßt wurde, iſt ebenfalls unbekannt; indeſſen mögen ſeine Fähigkeiten früh die Aufmerkſamkeit auf ihn gezogen haben, und vielleicht bewog man ihn deßhalb zu dem Eintritt in den Orden, der damals durch die ihm Geweihten die höhern geiſtigen Intereſſen der menſchlichen Geſellſchaft vertrat. Perion leiſtete am 22. Aug. 1517 das Ordensgelübde, und blieb nun zehn Jahre in dem Kloſter ſeines Geburtortes, bis er 1527 von ſeinen Obern nach Paris geſendet wurde. Auch die Urſache dieſer Entſendung iſt unbekannt, und ſo mancherlei Vermuthungen darüber möglich, wenn man den Mann und ſeine Zeit in's Auge faßt; vielleicht ſuchte er durch den ihm angeborenen Drang nach Bildung getrieben den Aufenthalt in Paris, wo er in Benutzung reichlicherer Mittel ſich freier bewegen konnte; vielleicht auch entſendete man ihn, weil man in ihm einen geeigneten Verfechter der damals geltenden Intereſſen der Wiſſenſchaft und des Glaubens erkannte, welche durch die erwachende Neuerung in der Philoſophie und in dem religiöſen Glauben hart bedroht wurden. Leider ſind das nur Vermuthungen, um eine ſehr bedeutende Lücke in den Nachrichten von ſeinem Leben auszufüllen; denn über ſein damaliges Kloſterleben, ſowie über die erſten Jahre ſeines Aufenthalts in Paris ſchweigt die Kunde. Er ſcheint ſchon die Einſamkeit ſeiner Celle ganz mit Studien ausgefüllt, dabei ſich aber nicht blos auf die Theologie beſchränkt zu haben; es wäre ihm ſonſt kaum möglich geweſen, ſich ſo vielſeitig und nicht ohne Anerkennung und Einfluß auf ſeine Zeit literariſch zu beſchäftigen. Freilich ſehen wir ihn in Paris erſt im J. 1532 mit ſeinem erſten Werk: *Joach. Perionii* Cormoer. in omnes T. Livii Conciones, ut breviusculae, ita cum primis eruditae Annotationes; Una cum ipsis T. Livii Concionibus per genera causarum distinctis, ut vix quicquam rhetorices ac Latinitatis studiosis proponi accommodatius possit (Paris. 1532. 1547. Basil. 1545) hervortreten, aus dem wir keinen weitern Aufſchluß über ſeine Studien gewinnen, als daß er ſich damals mit Livius und mit der Römerwelt emſig und wol ausſchließlich beſchäftigte. Dies beweiſt das Werk ſelbſt, eine Sammlung der Reden des Livius in chronologiſcher Folge geordnet, mit den beigefügten Anmerkungen, die außer den ſachlichen Nachweiſen über Geſchichte, Sitten und Gebräuche des römiſchen Volks, rhetoriſche Zergliederungen der Reden enthalten; außerdem ſind am Ende: Lectionum aliquot antibarbararum elenchus, nebſt einem Index rerum et verborum angefügt, ein Beweis, daß Perion ſich ernſtlich mit ſeinem Gegenſtande beſchäftigt hatte. Die Dedication an den Biſchof Denis Briconet iſt unterzeichnet: Parisiis e gymnasio montis acuti, pridie Cal. Februar. a. 1532. Er ſcheint in dieſem Gymnaſium Lehrer geweſen zu ſein. Dieſes Werk fand allgemeinen Beifall; denn es wurde in Baſel und Paris wieder gedruckt. Außer einer Rede zum Andenken an den erwähnten Gönner: Oratio de laudibus Dionysii Briconeti, Episcopi Macloviensis (Paris., Colines. 1536), durch den er wahrſcheinlich nach Paris kam, weil er Abt ſeines Kloſters war, erſchien ſeitdem nichts von ihm bis 1540, wo er mehres bekannt machte, nämlich: Aristotelis de moribus, quae Ethica nominantur, ad Nicomachum filium libri X, a *Joach. Perionio* Latinitate donati, cum ejusd. commentariis. Item de optimo genere interpretandi et de convertendis con-

1) Baillet (Jugemens des savans, nouv. éd. T. II. P. III. p. 167) ſchreibt den Namen: Dom Joachim de Périon ou Periosius, und (p. 350) Joachim de Perione, aber ſonſt kurz Périon. 2) Niceron (Mémoires T. XXXVI. p. 33) ſagt: Joachim Perion naquit à Cormery en Touraine vers l'an 1499. In der Biographie universelle heißt es von ihm: né vers la fin du XV. siècle. In Scävolä Sammarthani (Elogia Gallorum saec. XVI. doctrina illustrium ed. *Heumanni* p. 50) wird ſein Tod mit Rückſicht auf die Lebenszeit ſo angezeigt: His vigiliis notissimus senex paulo ante Henrici II. necem in illo suo coenobio de vita migravit. Er war alſo ein Greis, als er ſtarb. Schwerlich findet ſich eine genauere Angabe in den Annales de l'ordre de St. Benoit. T. V. p. 408; denn auch die Bibliothèque générale des écrivains de St. Benoit (à Bouillon 1777. 4.) T. II. p. 378 sq., worin außer jenem Werk auch die dafür nichts bietenden Bibl. des écrivains eccl. de *Dupin*, Jugemens des Savans par *Adr. Baillet*. T. II. P. III. p. 166. 350 sq., ſowie *Le Long* Bibl. sacra T. II. p. 899 und deſſen Bibl. hist. p. 36. 203, die ich alle hatte, benutzt ſind, bietet nichts Genaues; ebenſo wenig F. Gth. Freytag in ſeinem Adpar. literar. (T. III. p. 627 sq.), obgleich er unter andern das allein mir nicht zugängliche Werk: *Aub. Miraei*, De Scriptoribus saec. XVI. c. LXXV. p. 169 ed. *Fabricii* benutzen konnte. Auch de Thou (Historiarum sui temporis T. I. tab. XXIII. p. 791), ſowie Teiſſier (Les Eloges des hommes sçavans, éd. sec. T. I. p. 162 sq.) enthalten nichts über die Geburtzeit Perion's.

Digitized by Google

jungendisque Graecis c. Latinis praecepta ad utriusque linguae proprietatem et copiam parandam accommodata. (Paris. 1540. 4.) Dabei befinden ſich: *Arati* Phaenomena, gr. et *Ciceronis* interpretatio: access. his *Vergiliis*, Germanici Caesaris et Rufi Avieni carmina, c. obss. *Joach. Perionii.* (Paris. 1540. 4. 104 Seiten). Ferner gab er heraus: Ex *Platonis* Timaeo particula, *Ciceronis* de universitate libro respondens etc. (Paris. 1540. 4.) Mit jenem Werk zeigte er ſich in einer Richtung ſeiner Studien, der er ſein ganzes Leben hindurch treu blieb. Er hatte ſich der damals alles geltenden Ariſtoteliſchen Philoſophie zugewendet, deren treueſter Anhänger er ſeitdem, freilich im Geiſte der Zeit, bis zu ſeinem Tode blieb.

Bis jetzt galten die Überſetzungen des Ariſtoteles von Argyropylos, denen man Mangel an Eleganz der Sprache vorwarf, als die gebräuchlichſten. Perion's Abſicht war, jenen Vorgänger in dieſer Rückſicht zu übeetreffen. Er erreichte ſeinen Zweck, verfiel aber ſelbſt in einen andern ſehr argen Fehler, der ihm bald ſehr harte Angriffe zuzog; er gab ſehr oft nicht den Sinn des Ariſtoteles wieder, ſondern zwang demſelben eigene Gedanken auf, bald weil er das Griechiſche nicht genau verſtand, bald aus Vorliebe für ſeine Ciceroniſche Schreibweiſe [3]). Seine gewandte Sprache beſtach, und das Zeitgemäße ſeines Unternehmens, weil die Schriften des Ariſtoteles damals nicht blos in Paris, ſondern überhaupt auf den höhern Schulen einen Hauptgegenſtand in den Studien bildeten und im ſcholaſtiſchen Anſehen ſtanden, verſchaffte ihm einen großen Ruf. Indeſſen beſtanden ſeine Kenntniſſe mehr in einer rhetoriſch-dialektiſchen Kunſt, die er durch das Studium des Livius, vorzüglich aber des Cicero ausgebildet hatte, als in tiefdringender Sprachkunde, namentlich fehlte ihm eine gediegene Kenntniß des Griechiſchen [4]). Obgleich er dieſe Schwäche in der Überſetzung des Ariſtoteliſchen Werkes, ſowie beſonders in der jener Überſetzung beigefügten Schrift über Eeklärung und Überſetzungskunſt entblößt hatte, ſo währte es doch Jahre, ehe man ſich mit offenem Tadel an ihn wagte. So gewann ſein Ruf an Beſtand. Eine bedeutende Auszeichnung ward ihm zu Theil, indem er im J. 1542 von der Soebonne zum Doctor der Theologie gemacht wurde. Wodurch er dieſelbe ſich erworben hat, iſt unbekannt: ob allein durch die Beſchäftigung mit Ariſtoteles, der damals allerdings entſcheidendes Anſehen genoß, das möchte vielleicht deshalb zu bezweifeln ſein, weil auch andere neben Perion ſich ebenfalls mit Ariſtoteles, und gewiß mit gediegenern Kenntniſſen ausgerüſtet, beſchäftigten und dennoch unbeachtet blieben; er ſcheint vielmehr einer der wenigen Glücklichen geweſen zu ſein, denen nicht ſowol die Naturgabe des Talents und eine viel umfaſſende Gelehrſamkeit zu äußeren Vortheilen hilft und ſie in eine Stellung im Leben bringt, als insbeſondere gewiſſe äußere Umſtände in den Zuſtänden der Gegenwart, ſowie in der Art der eigenen Thätigkeit für Beruf und Leben. Perion war Benedictiner, was damals in Frankeeich ſehr viel galt. Dieſen Vortheil, der an ſich nur ein äußerer war, ergreifend trat er unmittelbar in das Leben, und bewegte ſich darin zu ſeinem Vortheil mit Geſchick. Gewiß nicht ohne Rückſicht auf Perion ſchrieb Lambin an Joh. Maludanus: Tantum ne despera: neque tibi persuade impudentiam, et confidentiam, faciliorem ad honores, quam pudorem et probitatem, munire viam. Non enim potest, nec solet virtus obscura, atque incognita diutius latere. Deprimunt eam quidem saepenumero factiosi homines, omniaque ad suam potentiam revocantes, demergunt, relegant, exterminant, sed exurgit atque emergit illa tandem: splendoremque suum vel invitis hominibus e latebris erutum profert in lucem, et in publico spectandum proponit. Dieſer Brief wurde zwar erſt in dem Jahr 1551 „nonis Juniis“ geſchrieben, aber Lambin ſchrieb denſelben nach Paris, wo damals Maludanus ſich aufhielt, und ſpricht auch am Schluß über Perion: Perionij orationem in Petrum Aretinum jampridem legeramus, sed multo non sine risu. Quid enim magis ridiculum excogitari potest, quam hominem Benedictinum, philosophum, Ciceronianum, Theologum cum P. Aretino verbis decertare? Omnino suae existimationi parum consuluisse iudicatur. Nam quod arguit illum esse impurum, sceleratum, impium, quid tum postea? Tales homines non verbis, aut scriptis castigandi: sed legibus, et poenis sunt coercendi. Sed hac de re alias plura. Kurz vorher hatte Maludanus aus Paris an Lambin geſchrieben: Paene me fugerat, quod scribendum in primis fuisse arbitror. a Perionio editam esse audio orationem adversus Petrum Aretinum. periculum est, ne, ut iam pridem principum, ita posthac et *μοναχῶν* flagellum esse et nominari velit lacessitus, Aretinus [5]).

Lambin's Urtheil über Perion iſt in ein täuſchendes Gewand gekleidet; um daſſelbe in dem Sinn, wie er es meint, zu faſſen, muß man es ſehr aufmerkſam leſen. Es iſt der bitterſte Tadel und zeigt uns das, wodurch Perion zu ſeinem Anſehen gelangte, in den wenigen Worten: hominem Benedictinum, Philosophum, Ciceronianum, Theologum, obwol auch der individuelle Charakter des Mannes, über den Lambin ſchweigt, den bedeutendſten Einfluß auf ſeine Verhältniſſe geübt haben muß, weil derſelbe ja überhaupt der Träger des Menſchen iſt. Man ſieht aus Lambin's Urtheil außerdem, daß auch damals noch, wo Perion ſchon wiederholte harte Angriffe erlitten hatte, er in ſehr hohem Anſehen ſtand, und ohne Zweifel zu jenen Einflußreichen gehörte, die

3) *Huetius*, De claris interpretibus ed. alt. p. 211 sq. Vgl. *G. Matth. König*, Bibl. vet. et nov. p. 620, ſowie die Zeugniſſe von de Billy und Poſſevin im Folgenden. 4) Scaliger behauptet ſogar, er habe von dem Griechiſchen eine ſehr unvollkommene Kenntniß gehabt und auch das Lateiniſche nicht viel beſſer verſtanden. Prim. Scaligeran. p. 120. Eine eigene Erſcheinung iſt es, daß Perion von Cicero's Schriften nichts herausgegeben hat. Dieſer Umſtand iſt keineswegs in deſſen ergiebigem literariſchem Leben gleichgültig, er ſcheint zu beweiſen, daß er keine tiefen ſprachlichen Studien, wie die Zeitgenoſſen Lambin, Muret u. A., gemacht habe.

5) Dieſe Briefe habe ich in der Sammlung: Epistolae clarorum virorum, quibus veterum autorum loci complures explicantur, tribus libris a *Jo. Mich. Bruto* comprehensae (Lugd. 1561) benutzt.

Lambin „factiosi homines“ nennt, weil er ſelbſt einflußreich ſehr zahlreiche Anhänger hatte und ſogar die beſondere Gunſt Heinrich's II. genoß. Deshalb hätte ein Mann, wie Perion, nach Lambin's Urtheil, wenn P. Aretin in der That ein ſo ſchlechter Menſch iſt, wie er in Perion's Schrift erſcheint, ſich nicht mit demſelben einlaſſen ſollen, weil er dadurch die Ehre ſeines Rufs verletzte. Der Tadel iſt in Ironie gekleidet; kaum läßt ſich das auch anders gedeutete Urtheil anders faſſen [6]), indem man dabei erwägen muß, daß Perion mit Lambin im J. 1551 im Verkehr ſtand, wie ein Brief Perion's an denſelben beweiſt [7]).

Seine literariſche Thätigkeit widmete Perion während ſeines Aufenthalts in Paris faſt ausſchließlich Überſetzungen verſchiedener Werke des Ariſtoteles. Nach der Ethik erſchien: *Aristot.* de rep. qui Politicorum dicuntur, libri octo, access. in eosd. libros obss. et argum. (Paris. 1543. Basil. 1549.) Zwar mit Anerkennung der Verdienſte Perion's, aber ſchonungslos im Nachweis der Fehler, trat in Rückſicht auf dieſes neue Werk J. L. Strebée gegen ihn auf, indem er die Überſetzung als fehlerhaft und verfehlt tadelte. Um dieſen Tadel zu entkräften, ſchrieb Perion die Schrift: Quid non conveniat inter L. Strebaeum et Joach. Perionium in interpretatione Politicorum Aristot. (Paris. 1543. 4.) Strebée ſuchte den Vorzug ſeiner Überſetzung nicht ſowol durch Verbeſſerung der einzelnen Fehler Perion's, als beſonders in einer der Urſchrift entſprechenden Richtigkeit, ſowie in ſtrenger Reinheit und Eleganz der Sprache der Überſetzung. Dieſem ihm in tieferer Kenntniß der Sprachen beiweitem überlegenen Gegner mußte Perion weichen; denn derſelbe gab ſeine beſſere Überſetzung wiederholt heraus, während die von Perion vergeſſen ward [8]). Dennoch trat Perionius bald mit der Überſetzung einer andern Schrift des Ariſtoteles, des Organons (Paris. 1543, 1548. Basil. 1554, die Topica beſonders Basil. 1544) wieder hervor. Auch dieſe Arbeit unterwarf Strebée ſeiner Kritik, und gab eine Auswahl der zum Organon gehörigen Schriften: *Porphyrii* instit. Aristot. categoriae, lib. de interpret., analyt. pr. et poster. (Lutet. 1551), ſein letztes Werk, da er um 1550 ſtarb, in verbeſſerter Überſetzung heraus.

Ein anderer Gegner erhob ſich gegen Perion in Nicolas Grouchy, der ſich ſchon vorher in dem gelehrten Streit mit Sigonius den Ruf gediegener Gelehrſamkeit erworben hatte. Sehr heftig und wohlgerüſtet, rückſichtslos ſtreng, faſt mit pädagogiſcher Genauigkeit in das Einzelne eingehend, tadelte er [9]) Perion's erwähnte Überſetzung von der Ethik, als er im J. 1552 (Paris. 4, u. ö.) eine verbeſſerte Ausgabe derſelben bekannt machte. Ob Perion gegen dieſen heftigen Angriff die Oratio, qua Nicolai Groscii calumnias atque injurias ostendit et refellit (Paris. 1554) richtete, wie Niceron ſagt, oder ob er erſt durch Grouchy's verbeſſerte Überſetzung des Werks: *Aristot.* de nat. (Paris. 1554 und 1556 wiederholt, von Perion überſetzt 1550, und 1552 wiederholt) oder durch die ebenfalls im J. 1554 (Paris. 4.) von demſelben beſonders herausgegebene verbeſſerte Überſetzung von *Aristot.* topicorum libri VIII., zu der erwähnten Abwehr bewogen wurde, das vermag nur die Einſicht der Oratio zu entſcheiden, die ich bis jetzt noch nicht gewinnen konnte. Allerdings ließe ſich die Angabe Niceron's dadurch rechtfertigen und der chronologiſche Anſtoß, den die Jahre 1552 und 1554 bieten, ſo beſeitigen, daß Perion, wie er in dem erwähnten Briefe an Lambin, unterzeichnet: a. d. VI. Idus Sextil. Cormaeriaci anno CIↃ· IↃ· LI., ſchreibt, damals in ſeinem Geburtsort ſeit 1547 zurückgezogen lebte, wo ihm die Verbindung mit Paris und überallhin ſehr ſchwer war, wie er ſelbſt ausdrücklich in dem Briefe ſagt: Si tibi non hanc cito, quam debebam, rescripserim, quod Cormaeriaci nunc agam, id est eo in loco, unde nec Lutetiam, nec istuc, quoties volo, possim scribere. Vielleicht mögen ihm die wiederholten Bemühungen um Gunſtbezeigungen des Papſtes dieſe Angelegenheit mit Grouchy ſo in den Hintergrund gedrängt haben, daß er wieder durch deſſen neue Angriffe daran erinnert wurde. Andere nutzloſe Vermuthungen verſchweige ich.

Perion's Selbſtvertheidigungen, die man wegen ihres Gehalts nur Schmähſchriften nennen kann, welche eigentlich zu nichts als zur Beſchwichtigung ſeiner verletzten Eitelkeit dienten, waren erfolglos. Etwas mußte er jedoch gegen ſolche Angriffe thun; dies glaubte er ſich und ſeinem Anſehen ſchuldig zu ſein. Anders konnte er es nicht thun, weil er keine guten Gründe zur Entgegnung hatte. Er hatte ſich damit genügt, aber obwol er ſeinen Gegnern mit der größten Heftigkeit in dieſen Schriften entgegentrat, ſo ſchreckte er dieſelben doch nicht ab. Wiederholt, und ſchon vor dem Kampf mit Grouchy, hatte er eine: Oratio in Jac. Lud. Strebaeum, qua ejus calumniis respondetur; Item Orationes duae pro Aristotele in Ramum. (Paris. 1551. 4.) Strebée entgegengeſchleudert; dennoch griff ihn auch Grouchy furchtlos immer von Neuem an. Dieſe zweite Schrift gegen Strebée war durch deſſen vorher erwähnte verbeſſerte Überſetzung von *Porphyrii* institut. etc. veranlaßt worden. Als Beweis, wie allgemein die Theilnahme an dieſem Kampf war, kann man es betrachten, daß der bekannte baſeler Buchdrucker Oporinus einen Auszug der ebenerwähnten Rede ſeinem Nachdruck der Überſetzung von: *Aristot.* de nat. 1552 beifügte.

6) Ant. Teiſſier (l. c. p. 163) ſagt: Il a publié une Oraison contre Pierre Aretin, de laquelle Lambin se moque dans une de ses Lettres. Die Beurtheilung dieſes Ereigniſſes in Perion's Leben erheiſcht die ſorgfältigſte Berückſichtigung der damaligen Zeitverhältniſſe und Zuſtände im kirchlichen wie im politiſchen und öffentlichen Leben und in der Bildung. 7) Auch dieſer Brief befindet ſich in der ebengenannten ſehr intereſſanten Sammlung. 8) Huetius (l. c. p. 212) beurtheilt Perion ſehr mild, ohne ſeine Fehler zu verſchweigen; er ſagt ausdrücklich, daß er mit Strebäus unglücklich gekämpft habe: Cum L. Strebaeo ... ob eandem causam se exercuit, et me quidem judice, infeliciter, nam in ea assequenda Ciceronis elegantia Strebaeo, si forte, scriptore et ipso non impuro superior, casti et fidi interpretis laude, et Graecae linguae peritia longe inferior habitus est: neque vero hoc illum fugisse puto, sed verborum magnificentia et sermonis volubilitate est delectatus.

9) Vergl. *Scaevolae Sammarthani* elogium Gruchii l. c. p. 96.

Ungeachtet dieſer heftigen Gegner beſchäftigte ſich Perion fortwährend in gleichem Eifer mit Überſetzungen Ariſtoteliſcher Schriften. So erſchienen nach und nach: Parva Naturalia (Paris. 1550. 4. Basil. 1553. 8.); de ortu et interitu (Paris. 1550. 4. Basil. 1553. 8.); ferner: de anima, Meteorologica und de coelo; Grouchy gab auch von den Überſetzungen dieſer Schriften folgende verbeſſerte Ausgaben: Paris. 1555. 4; ib. 1555. 4.; ib. 1555. 4.; ib. 1555. 4.; ib. 1560. 4. Vereinigt erſchien Grouchy's Überſetzung dieſer fünf Schriften: Francof. 1564. 4. Colon. 1568. 8.; vermehrt mit de natura lib. VIII. Duaci 1590. 4.

An der Hartnäckigkeit Grouchy's ſcheint Perion's Vertrauen zu ſeinen Vertheidigungsverſuchen geſcheitert zu ſein; vielleicht auch hatte ihn das zunehmende Alter milder und gleichgültiger geſtimmt. Er ließ endlich ſeinen tüchtigen Gegner ruhig gewähren, und ſchwieg ſogar, als demſelben bei Herausgabe der verbeſſerten Überſetzung des Organons: *Aristot.* Logica (Lutet. 1556. 4.) ein neuer Gegner in Guill. Guerente ſich zugeſellte. Aus der Vorrede zu dieſem Werk, welche Guerente verfaßte, ſieht man, daß auch dieſer neue Gegner nicht verächtlich war.

Als das letzte öffentliche Zeugniß ſeiner Beſchäftigung mit Ariſtoteles [10]), dem er den Glanz ſeines Lebens verdankte, gab er die Überſetzung von: *Aristot.* metaphysicorum lib. XIII. (Paris. 1558. 4., wiederholt ib. 1561. 4.) heraus. Auch dieſe überarbeitete Grouchy ſo, daß dieſelbe ſogar nicht ohne kritiſchen Werth iſt. Sie erſchien mit Scholien, aber erſt lange nach Perion's Tode (Paris 1577. 4.)

Allerdings genügten Perion's Überſetzungen den gegründeten Foderungen, welche eine gediegene Sprachkenntniß an dieſelbe machte, nicht; daher nahm auch Muret keinen Anſtand, in einem Brief an Lambin [11]), wo er über eine Stelle der Schrift des Ariſtoteles: de moribus ad Nicomachum handelt, das ſehr harte Urtheil über Perion auszuſprechen: Perionium semper excipio: de quo ita sentio, nihil posse tam absurdum, quod non ei interdum et veniat in mentem, et probetur. Muret ſpricht dem von ſeinen zahlreichen Verehrern ſo hoch gehaltenen Perion ein das Rechte treffende Urtheil ab. Ihm fehlte aber, und dies war vielleicht der hauptſächlichſte Mangel in ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung, eine genauere Kenntniß der griechiſchen Sprache. Darüber zeugen auch Jacques de Billi und Ant. Poſſevin [12]).

Strebée, Grouchy und Guerente waren allerdings gefährliche Gegner, weil ihre Angriffe nicht blos einmal und vorübergehend geſchahen, ſondern weil ſie mit tüchtigerer Kenntniß und mit Überlegung ihn in ſeiner literariſchen Beſchäftigung mit Ariſtoteles gleichſam Schritt vor Schritt verfolgten; denn ſobald er ein neues Werk überſetzt herausgegeben hatte, traten ſie bald auch mit einer verbeſſerten Überſetzung ebendeſſelben hervor. Indeſſen blieb ihm doch ſo in den Augen der Welt der Ruhm, ſtets der Erſte geweſen zu ſein, der ebendeshalb das Schwerſte übernommen und ausgeführt hatte, während ſeine Gegner, die gewiß Vorzüglicheres leiſteten, ihm nur nachfolgten und ſeine Fehler verbeſſerten. Dies iſt auch die Urſache, warum ihm, wie es in ſolchen Fällen ſtets geſchieht, durch alle jene Angriffe das Anſehen im allgemeinen weniger geſchmälert als erweitert wurde. So blieb er freilich ſeiner Weiſe zu überſetzen treu, indem er die Treue ſeinem Streben nach Ciceroniſcher Sprache opferte; aber er verſcherzte ſich dadurch die Anſprüche, von urtheilsfähigen Kennern als ein guter Überſetzer geachtet zu werden [13]). Deſſenungeachtet kann ſeine mit vielen Schwierigkeiten verknüpfte Beurtheilung ſich damit allein keineswegs befriedigen; die Betrachtung dieſes Mannes erheiſcht einen Standpunkt, von dem aus er nicht ſowol als individuelle und iſolirte Erſcheinung nur in Rückſicht auf ſeine Gelehrſamkeit und Gediegenheit ſeiner gelehrten Leiſtungen, ſondern ganz beſonders im Getriebe ſeiner ſtürmiſch bewegten Zeit ſich zeigt. Er hatte ſich mit ſeiner gelehrten Thätigkeit nicht in die einſame Celle des Kloſters oder in die Studirſtube zurückgezogen, um einſeitig ſein Wiſſen mit Gelehrſamkeit zu bereichern, ſondern ſeine Bildung war etwas ſeinen Verhältniſſen und ſeiner Stellung durchaus entſprechendes Ganzes, durch das er in und zu jenem Getriebe mit der vollſten Thätigkeit wirkte. Daher bedingt ſeine Beurtheilung ſtete Rückſicht auf die Zeitgeſchichte und den Geiſt der Zeit, oder dieſelbe muß ſich vielmehr ganz in das Treiben und die Zuſtände des Lebens jener Zeit verſetzen. Frankreich ward damals durch die Verfolgung der Calviniſten bewegt und erſchüttert; die katholiſche Sorbonne Frankreichs herrſchte mit der Gewalt der Anmaßung über Unterricht und Religionsglauben faſt nicht minder arg als die ſpaniſche Inquiſition. Sie hatte den Unterricht in der Philoſophie auf Ariſtoteles ſo beſchränkt, daß deſſen Schriften nicht als Mittel zur Bildung des Denkens galten, ſondern als Geſetzbuch eines blinden Glaubens daran, gegen das freie Prüfung und Unterſuchung verpönt war. Sie achtete auf die ungeſchmälerte Geltung der Ariſtoteliſchen Satzungen, weil daran damals die Kirchenlehre des Katholicismus geknüpft war, oder vielmehr, weil die Kirchenlehre die Philoſophie in die Knechtſchaft gebannt hielt, und dies am beſten durch die misbrauchte Autorität des Ariſtoteles vermochte. Fielen alſo jene Satzungen der Philoſophie durch die Freiſinnigkeit, ſo mußte auch dieſe, an ſich ſchon durch die Calviniſtiſche Lehre hart bedroht, erſchüttert werden. Großes Ärgerniß erregte daher P. Ramus, der gelehrt, ſcharfſinnig und beredt bald durch die Menge ſeiner Zuhörer die übrigen Lehrer übertraf, indem er mit ſeinen übrigen Vorzügen eine Freiſinnigkeit verband, die keine

10) Mit Unrecht verzeichnet Niceron (l. c. p. 41): *Aristot.* Topicorum libri octo, lat. *Perionio* interprete (Paris 1559. 4.) und *Aristot.* de coelo libri IV. De ortu et interitu libri duo; Meteorologicorum libri IV. De anima libri tres, et Parva Naturalia. Lat. *Joach. Perionio* interprete. (Colon. 1565. Dieſe Ausgabe blos mit der Bemerkung: Il doit y avoir eu une édition antérieure) als die letzten Ariſtoteliſchen Arbeiten Perion's. 11) In der erwähnten Briefſammlung (p. 391 sq.); auch in den übrigen Sammlungen der Briefe Muret's. 12) *Jac. Billii* Obss. sacr. c. 8 und *Ant. Possevini* Adparatus sacer. T. I. p. 193 sq. T. II. p. 104.

13) *Huetius*, De optimo genere interpretandi, ed. alt. p. 58.

Autorität anerkannte. Frei beſtritt er alſo Ariſtoteles in ſeinen Vorleſungen wie in ſeinen Schriften, und ebenſo auch Cicero, durch welche Perionius ſich ſein Anſehen zu verſchaffen gewußt hatte; vorzüglich aber reizte Ramus ſämmtliche Profeſſoren und Magiſter durch ſeine freie Behandlung des Ariſtoteles, weil er damit gegen die Schule verſtieß, welche ſeine Freiſinnigkeit als Gottloſigkeit fürchtete. So entſtand der heftigſte Kampf, der in einer ſolchen zügelloſen Erbitterung geführt wurde, die man von wiſſenſchaftlich gebildeten Männern nicht erwartet, und ſelbſt von den verſtändigeren Zeitgenoſſen getadelt wurde. Zu den heftigſten Kämpfern gegen Ramus gehörten Gallandius[14]) und Perionius, jedoch ſcheint die Sorbonne ſelbſt Perion wegen ſeiner Bekanntſchaft mit Ariſtoteles, wegen ſeiner Beredſamkeit und wegen ſeiner vielſeitigen Bildung als den tüchtigſten oder geeignetſten betrachtet zu haben; denn es wird berichtet, daß er im ausdrücklichen Auftrage der Sorbonne gegen P. Ramus ſchrieb[15]). Allerdings war er in ſofern für dieſen Zweck der geeignetſte, als er mit ſeiner ganzen Gelehrſamkeit und Bildung ein Theolog ſeiner Zeit und der Sorbonne war, außerdem in Ruf und Anſehen ſtand, ſodaß man von ihm den beſten Erfolg erwarten konnte für die Abſicht, die Gunſt, welche Ramus ſich erworben, zu vernichten. Philoſoph nur als Theolog, wandte er auch die ſchöne Gabe ſeiner Sprachfertigkeit wie ſeine vielſeitigen Kenntniſſe nur im Geiſte der Theologie an, die damals ausſchließlich in den Satzungen zum Beſten der Kirchenlehre beſtand. Dieſer Streit mit Ramus wird in allen Nachrichten davon als der heftigſte von allen, welche Perion hatte, bezeichnet. Er ſchrieb: **Pro Aristotele in Petrum Ramum orationes II. De Dialectica liber. (Paris. 1543.)** Dieſe beiden Reden gegen Ramus fügte er wiederholt der zweiten Vertheidigungſchrift gegen Strebée bei. Außerdem beſtritt er Ramus wegen des Cicero in: **Pro Ciceronis oratore contra P. Ramum oratio (Paris. 1547).**

Sowie Perion überhaupt auf die Bildung ſeiner Zeit großern Einfluß übte, wie das ſehr günſtige und *umfaſſende* Urtheil des Gilb. Genebrardus[16]) beweiſt, wenn auch ſeine Kenntniſſe nichts weniger als gründlich, ſondern durch und durch oberflächlich, aber in ein anziehendes Gewand gehüllt, das die Menge täuſchte und reizte, ſo lebte ſein Anſehen als Ariſtoteliker unter den Profeſſoren der Akademie auch nach ſeinem Tode fort und nachdem er ſchon längſt nach vieljährigem Wirken in die Einſamkeit ſeines Kloſters ſich zurückgezogen hatte. Seine Überſetzungen brauchte man fortwährend, obgleich es nicht an ſolchen fehlte, welche die Ariſtoteliſchen Profeſſoren der Akademie mahnten, von deren Gebrauch wegen ihrer Untreue abzuſtehen. Dieſes Verfahren rügt der Neffe Perion's, Franz Perion, in der Zuſchrift an Scävola Sammarthanus vor dem Werke ſeines Oheims: **De Romanorum et Graecorum magistratibus libri tres**, das er nach deſſen Tode **Paris. 1560. 4.**[17]) herausgab, mit ſehr harten Worten, um das Andenken deſſelben rein zu erhalten.

Erſcheint Perion in ſeiner Beſchäftigung mit Ariſtoteles, die ihm während ſeiner Lehrerthätigkeit an der Univerſität die Hauptaufgabe war, gleich als Philoſoph, ſo darf man den Begriff dieſer Benennung nicht im freien Forſchen nach Wahrheit ſuchen wollen, ſondern man muß die Philoſophie als einen durch die Schule geformten Autoritätsglauben, der geltenden Kirchentheologie entſprechend und untergeordnet, auffaſſen. Perion's Einfluß war alſo keineswegs der großer Geiſter, welche die Wiſſenſchaft oder die geſellſchaftlichen Verhältniſſe unter begünſtigenden äußern Umſtänden in neue Bahnen lenken oder neue Geſichtspunkte dafür enthüllen, ſondern ſolcher, die ihre ſchönen Naturgaben nebſt zwar vielſeitigen, aber oberflächlichen Kenntniſſen nur ſo anwenden, daß ſie ſich damit in die Zeit ſchicken. Kämpfte er alſo gegen Strebée, Grouchy und Guerente, die ſeine Blößen, welche er als Sprachkenner in ſeinen Ariſtoteliſchen Überſetzungen ſich gegeben hatte, furchtlos aufdeckten, zunächſt nur für ſeinen Ruf, ſo zeigte er ſich in dem Streit mit Ramus als Philoſoph, d. h. ſeiner Zeit; indem er aber gegen P. Aretin: **Ad Henricum II. Galliae Regem caeterosque Principes in Petrum Aretinum oratio, et alia de B. Joannis Baptistae laudibus (Paris. 1551. Colon. 1561)** ſchrieb, zeigte er ſich als Theolog und Mönch, der um die drohende Gefahr, welche der Calvinismus erregte, abzuwenden, ſich an die weltliche Macht um Hilfe wendete.

Nach ſeiner Rückkehr in's Kloſter blieb er zwar ſeinen Ariſtoteliſchen Studien treu, wendete ſich aber in ſeiner Eigenſchaft als Theolog jetzt auch den Kirchenvätern zu, und überſetzte einige derſelben mit derſelben ſtyliſtiſchen

---

14) In einem Briefe an Lambin in der angeführten Sammlung (p. 866) ſchreibt Jo. Malubanus: Gallandius et Ramus magis nunc hostes, quam unquam antea. ardent inter eos *λογομαχίαι*, sed *παιδαριώδεις*. nam plane plumbeis scriptorum quasi pugionibus sese mutuo petunt. prodierunt utriusque adversariae orationes: quae ita mihi placuerunt, ut lectis primis paginis sequenteis non desiderarim. Lambin erwiederte ihm darauf (p. 873): Galiandius orationem suam in Ramum misit ad me. nondum eam legi: quin ne hoc quidem a me impetrare potui, ut eam legendi gratia in manus sumerem: dicerem quam ob causam, nisi te, qui stomachi mei fastidium pulchre nosti, tua sponte divinaturum sperarem. 15) *Scaevola Sammarthanus* l. c. p. 50: Susceptaque ex Academiae decreto adversus P. Ramum Aristotelis et Ciceronis defensione, praeclarissime stylum exercuit. Vergl. *Launoius* lib. de fortuna Aristotelis in Acad. Paris. c. 13. 14. 16) Chronograph. Lugd. 1599. fol. p. 727: Joach. Perionius Benedictinus Theologus Paris. philosophiae Aristotelicae curriculum ita Latine et Ciceroniane primus vertit, ut deinceps philosophi latine loqui coeperint, qui antea erant infantes, et paulatim dediscere barbariem, qua eorum disciplinae et libri erant foedati. Repudiatis veterum versionibus et formulis, hoc divinum beneficium manavit longius. Nam et Theologi, Medici, Iurisconsulti certatim sese ad eius imitationem componentes antiquam Cypriani, Arnobii, Lactantii, Hieronymi, Ambrosii, Augustini, Cornelii Celsi, Ulpiani et similium elegantiam revocarunt velut postliminio, impuritatem loquendi e suis scholis et libris depulerunt, suumque saeculum adeo facundum reddiderunt, ut cum quovis de ea laude facile possit contendere.

17) Wiederholt an *Jo. Sarii Zamosci* de Senatu romano lib. II. (Argentor. 1608) und in *Gronovii* Thesaur. Antiqq. T. VI.

Kunſt wie die Ariſtoteliſchen Schriften. Zuerſt erſchien: Joannis Damasc. haeresium quae ad illius tempora extiterunt, catalogus, in der Textausgabe mehrer Schriften dieſes Joannes (Basil. 1548. Fol.); dann *Basilii* M. hexaemeron, lat. (Paris. 1552); dann *S. Justini Martyris* opera, lat. c. obss. (Paris. 1554. Fol.); *B. Nectarii*. archiep. Constant., oratio una de jejunio et eleemosyna; et *B. Joannis Chrysost.* orationes sex. Hae pr. typis excusae diligentia *J. Perionii* Graece (Paris. 1554), und auch von ihm lateiniſch überſetzt (ib. 1554). Ferner erſchienen: *S. Clementis*, Rom. episc., de rebus gestis, peregrinationibus et concionibus S. Petri epitome, *J. Perionio* interpr. c. ipsius Clementis vita. (Paris 1555. 4. Colon. 1569. 12.); *Adamantii Origenis* de recta in Deum fide dialogus s. sermo habitus c. Haereticis, Eutropio judice, et in totum librum Job. Commentarius, ac *Joannis Chrysost.* in librum Job. conciones IV. Quae omnia lat. a *J. Perionio* conv. sunt. (Paris. 1556. Fol.); *Dionysii Areop.* op. omnia, quae extant. *Ejusd.* vita incerto autore. Scholia incerti autoris, in librum de ecclesiast. Hierarchia. Quae omnia lat. nunc pr. a *J. Perionio*, Henrici Gallorum Regis Interprete, conv. sunt. (Paris. 1556. [1566.] Fol. Colon. 1557.)

Die Theologie, der er mit ſeinem ganzen Wiſſen angehörte, lehrte er neben ſeinen Ariſtoteliſchen Studien in vieljährigen Vorleſungen über Schriften der heil. Schrift [18]). Außerdem ſchrieb er verſchiedene theologiſche Werke. Das beſte derſelben im katholiſchen Sinn iſt das Erſte: Topicorum Theologicorum libri duo, in quorum secundo agitur de iis omnibus, quae hodie ab Haereticis defenduntur (Paris. 1549. Colon. 1559). Er vertheidigt darin die katholiſche Lehre durch Stellen aus der heil. Schrift und den Kirchenvätern in geſchickter Anwendung gegen die Abtrünnigen, und in ſofern iſt dies Werk auch für die Geſchichte der Zuſtände jener Zeit wichtig. Dann gab er heraus: De Vitis et Rebus gestis Apostolorum (Paris. 1551. 16. Basil. 1552. Fol.), vereinigt mit: Incerti liber de Passione Domini u. a. (Colon. 1576. 16.) mit: Abdias Babylonicus u. a.; franzöſiſch: Livre de la vie et faits des douze Apostres. trad. du Latin de Perion, par *Jean de la Fosse*. (Paris 1552. 16.) Wie man aus dem ſchon erwähnten Briefe des Perionius an Lambin ſieht, hatte dieſes Werk der Papſt Julius III., dem es Perionius zugeſendet, zwar mit großem Beifall aufgenommen, aber ihm dafür keinen Beweis ſeines Wohlwollens gegeben, was Perionius zuverſichtlich erwartet hatte. Dieſe Täuſchung ſeiner Erwartungen ſchmerzte ihn tief; dies beweiſt eine Stelle ebendeſſelben Briefes. Einen wiederholten Verſuch auf die Gunſt des Papſtes beabſichtigte er durch Zuſendung und Widmung des neuen Werks: De vita rebusque gestis J. C. ex IV. Evangelistis quasi Monotessaron. Item de Mariae Virginis et Joannis Baptistae vita liber. (Paris. 1553. 16. Colon. 1571. 12.) Er verſprach ſich zwar davon den beabſichtigten Erfolg, auf den ihm zuvor Lambin große Hoffnung gemacht, nicht, weil er ſich ſchon einmal getäuſcht fühlte. Dieſe Täuſchung muß für ihn, der ſich im Rückblick auf ſeine Verhältniſſe in Paris ſo allgemein angeſehen und geachtet glaubte, eine ſchmerzhafte Demüthigung geweſen ſein; denn er klagt in der größten Niedergeſchlagenheit, der Papſt überhäufe unzählige andere mit vielen und ſogar glänzenden Gunſtbeweiſen, ihm allein werde nichts zu Theil, obwol er weder um etwas bitte, noch zudringlich fodere. Wie viel ihm an der Gunſt des Papſtes gelegen war, das ſieht man ebenfalls aus dieſem Briefe. Um alles darum zu verſuchen, ſchreibt er an Lambin, widme er dem Papſt das eben gedruckte Werk über Chriſtus, Maria und Johannes, und bliebe dies erfolglos, ſo wolle er zu demſelben Zweck, um ſich der päpſtlichen Gunſt zu verſichern, dem geiſtlichen Oberhirten ſogleich eine Überſetzung des Hexaemeron des Baſilius ſenden. Dies Werk war jedoch damals noch nicht gedruckt und eben erſt in der Überſetzung von ihm vollendet worden. Er bittet Lambin inſtändig, ja allen ſeinen Einfluß aufzubieten, damit ihm zu Theil würde, was er ſo ſehnlich wünſche, und worauf ſogar Lambin ihm erſt die Hoffnung gerichtet habe. Dies letztere Werk erſchien zu Paris 1552. Dieſer Brief an Lambin iſt zwar kurz, aber er gewährt uns einen tiefen Blick in des Mannes Weſen, deſſen Element Schwäche war. Bewegt durch Eitelkeit ſchämte er ſich nicht, Gunſt durch jedes Mittel der Kriecherei zu erlangen, während er diejenigen, welche er unter ſich wähnte und ihm widerwärtig begegneten, ſchonunglos behandelte. Dies iſt ſein Charakter als Menſch, aber — nichts weniger als lobenswerth. Er war ein Mann der Welt, ein Hofmann, befangen in Gelüſten der weltlichen Eitelkeit, die er als Mönch nicht hätte kennen ſollen. Aber damals war die Kloſterzucht verfallen; der Papſt ſelbſt ſchwelgte ja unbekümmert um ſeine ſchweren Pflichten auf ſeiner Villa. Es iſt eigen, daß Perion grade ſo angelegentlich die Gunſt des Papſtes Julius III. ſuchte, und zwar in ebenderſelben Zeit, wo ſein Gönner, der König Heinrich II. von Frankreich als Verbündeter des Feindes des Papſtes, Ottavio, den Papſt bekriegte [19]).

Mag er immerhin großen Einfluß auf die Bildung geübt haben, ſo lange er in Paris lebte und lehrte, ſo drang doch dieſer Einfluß nicht tief, weil er ſelbſt nur von der Oberfläche abgeleitet war.

Jene Demüthigung fällt mit der Bekanntmachung der Rede gegen P. Aretin, von der Lambin nichts für Perionius Erſprießliches vorausſagte, in eine Zeit, und grade in jenem für Perionius ſo widerwärtigen Ereigniß der Verletzung ſeines Selbſtvertrauens darf man auch die Urſache ſuchen, warum er gegen Grouchy ſo ſpät auftrat. Seine beiden letzten theologiſchen Werke ſind: *Joach. Perionii* Benedict. Cormaeriac. de Sanctorum virorum, qui Pa-

18) Bibl. générale des écriv. de l'ordre de St. Benoit l. c. p. 378 b.

19) Vergl. Leop. Ranke's treffliches Werk: Die römiſchen Päpſte. 1. Bd. S. 235 fg., über Julius III. S. 269 fg.

Digitized by Google

triarchae ab Ecclesia appellantur, rebus gestis ac vitis, Liber. (Lutet. 1555. 4); franzöſiſch: **Vies des Patriarches de l'Ancien Test. trad. du Latin de Perion par** ***Jean de la Fosse*** **(Paris. 1557)**; und: **De vitis Prophetarum et Sanctarum mulierum Vet. Test. (Paris. 1557; 1565).**

Von ſeiner vielſeitigen literariſchen Beſchäftigung zeugen ſeine lateiniſche Überſetzung von: ***Platonis*** **Axiochus s. dial. de morte**, verbunden mit ***Aristot.*** **Categoriae (Paris. 1543)**; und mit: ***Porphyrii*** **Institt. etc. (Basil. 1543**; ferner die Ausgabe von: ***Symposii*** **aenigmata, et Septem Graeciae Sapientum sententiae (Paris. 1553. 12.)**; ſowie die lateiniſche Überſetzung von: ***Aeschinis*** **et** ***Demosthenis*** **contrariae orationes in Ctesiphontem et pro corona; ad Othonem Castulonium, Cardinalem (Paris 1554. 4.).** die jedoch ebenſo wenig und vielleicht noch geringeren Werth hat, als die übrigen; denn ſie gilt ſchon längſt nicht als eine Überſetzung, ſondern als ein rhetoriſcher Verſuch des Perionius, der auch darin, wie in ſeiner Schreibweiſe, Cicero nachzuahmen ſuchte.

Die Kunſt ſeiner Studien, d. h. Zweck und Behandlung derſelben, lehrt ſeine wiederholt gedruckte Schrift **De Dialectica liber**, in Verbindung mit der anderen: **De optimo genere Interpretandi etc.** kennen. Sie beſtätigen das über ſeine Bildung ausgeſprochene Urtheil. Ganz im Geiſt der übrigen Schriften iſt auch die: **De origine linguae Gallicae, et ejus cum Graeca cognatione, dialogorum lib. IV. (Paris. 1555)** abgefaßt. Wie das Druckprivilegium beweiſt, hat er dieſes Werk urſprünglich franzöſiſch geſchrieben. Auch H. Eſtienne oder H. Stephanus hat die Verwandtſchaft der franzöſiſchen und griechiſchen Sprache zu beweiſen geſucht. Im erſten Buch will Perion nachweiſen, daß Samothes, ein Sohn des Japhet, die griechiſche Sprache zu den alten Galliern gebracht habe; im zweiten Buche unterſucht er, wie dieſe alte Sprache durch die Vermiſchung mit der römiſchen, nach der Unterjochung der Gallier durch die Römer, verderbt und eine Miſchſprache geworden iſt. Das dritte enthält eine etymologiſche Ableitung franzöſiſcher Wörter aus dem Griechiſchen; und das vierte behandelt die Accente und Diphthongen, und gibt die Regeln für deren richtigen Gebrauch. Schmeichler, die Perion überhaupt getäuſcht haben, rühmten dies Werk; andere Stimmen aber nennen daſſelbe eins der ſchlechteſten, welche während der Regierung Heinrich's II. erſchienen.

Da er von Rom aus, trotz aller Mittel, keine Auszeichnung, keine Gunſt erlangen konnte, weil der Papſt Julius III., ein genußſüchtiger Mann, ſich um die Angelegenheiten der Kirche und ihrer Diener nicht kümmerte, ſo muß Perionius den Ehrentitel: **Interpres Henrici Gallorum Regis (Interprète du Roy)**, welchen er um 1556 erhalten zu haben ſcheint, als eine erwünſchte Entſchädigung angenommen haben.

Thätig bis zu ſeinem Ende ſtarb er im J. 1559 in ſeiner Celle, in demſelben Jahr, wo Robert Stephanus (Rob. Etienne), der ausgezeichnete Buchdrucker, von der Welt ſchied. Die Angabe 1561 als Todesjahr iſt durchaus falſch [20]). (*W. Hoffmann.*)

PERIONOTOS, ein Berg oder eine Landſpitze an der Weſtküſte des arabiſchen Meerbuſens (ſ. Mannert, 10. Th. 1. Abth., S. 39). (*Krause.*)

PERIOPHTHALMUS, (von *περὶ*, um—herum, *ὀφθαλμός*, Auge) hat der berühmte Helleniſt Schneider in dem **Systema Ichthyologiae (Berol. 1801. p. 63)** eine von Bloch für mehre zu der Familie **Gobioides** *Cuv.* gehörige Arten gebildete Fiſchgattung genannt, welche folgende Kennzeichen hat:

Der Kopf iſt mittelmäßig groß, von etwas rundlicher Geſtalt, mit gleichſam angeſchwollenen Wangen; die Augen ſind ſich einander ſehr genähert, beinahe auf dem Scheitel ſitzend, ſtark hervorſtehend und an der Unterſeite mit einem häutigen Augenlide verſehen, von dem ſie vollkommen bedeckt werden können; die Kiemenſpalten ſind ſehr klein und eng; Rückenfloſſen ſind zwei vorhanden und die Bruſtfloſſen ſind von der Wurzel an bis über die Mitte von Muskeln umgeben und mit einer mit Schuppen verſehenen Haut bedeckt, ſodaß ſie das Anſehen haben, als würden ſie von Armen getragen; der Leib hat eine längliche Geſtalt.

Die Arten dieſer Gattung gehören der Tropenzone der öſtlichen Hemiſphäre an; beiweitem die Mehrzahl derſelben hat Oſtindien zum Vaterlande. Wegen der Kleinheit ihrer Kiemenſpalten können ſie eine längere Zeit außerhalb des Waſſers zubringen und auf dem Schlamme und den Kräutern des Ufers umherſpringen und kriechen, bald um kleine Kruſtenthiere, aus denen vorzugsweiſe ihre Nahrung beſteht, zu erhaſchen, bald um ihren Feinden unter den Waſſerbewohnern zu entgehen; den Nachſtellungen ihrer Feinde auf dem Lande, be-

---

20) Das gültige Zeugniß für das Jahr 1559 gibt *de Thou* (Thuanus) l. c.: dem ſtimmen bei *Jac. Le Long*, Bibl. sacra (Paris 1723. Fol.) T. II. p. 899: Joach. Perionius Gallus. Toresius, Benedictinus, trium linguarum peritus, Professor Regius Parisiensis, obiit 1559. Professor Regius war er nicht. Dieſe falſche Angabe beruht auf der Verwechſelung mit dem Ehrentitel Interpres etc., der ſich auch Hilarion de Coſte (Vie de François le Picart p. 335) ſchuldig gemacht hat, vergl. Niceron's Memoiren (T. XXXVI. p. 33 sq.), der zwar nur ſehr Weniges und Einzelnes, aber doch Dankenswerthes bietet, und zwar recht brauchbar iſt die bibliographiſche Überſicht der Schriften Perion's, wenn dieſelbe auch nicht ohne Lücken und Irrthümer iſt, die ich auszufüllen und zu verbeſſern verſucht habe. Das Ungenügendſte und Unbrauchbarſte enthält die Biographie univers. T. XXXIII. p. 374 sq. Die Flüchtigkeit dieſer Arbeit beweiſt die einzige Angabe: Il y mourut, en 1559, suivant Niceron, et en 1561. suivant D. Liron (Singularit. historiq. III, 391). In Paris ließ ſich etwas Beſſeres über Perion, der in der Geſchichte der Bildung in Frankreich von Bedeutung iſt, wol arbeiten, und wäre es auch nur eine gute Skizze, da eine ausgeführte Biographie viel Raum fodert. Auch Adr. Baillet (Jugemens des Savans, nouv. éd. T. II. P. III. p. 167 und wieder 350) ſagt: mort en 1559. Derſelbe hat nur harte Urtheile über Perionius, die ihn nur als Überſetzer betreffen, zuſammengeſtellt. In der Bibliothèque générale des écrivains de l'ordre de St. Benoit. T. II. p. 378 b heißt es ebenfalls: Il mourut dans le monastère dont il étoit profès, en 1559. Auch die Herausgabe des Werks: De magistr. beweiſt es, daß er ſchon 1560 todt war.

Digitized by Google

ſonders den fiſchfreſſenden Raubvögeln können ſie ſich hingegen dadurch entziehen, daß ſie ſich, ohne Schaden für ihre von Augenlidern beſchützten Augen äußerſt ſchnell in den Uferſchlamm vergraben. Cuvier und Valenciennes (Hist. nat. des poissons T. XII. 180 et suiv.) theilen dieſe Gattung nach der verſchiedenen Zahnbildung in folgende zwei Untergattungen:

I. Periophthalmus st. s. d. *Cuv. Val.* Die Zähne haben ziemlich einerlei Geſtalt und ſtehen mehr oder weniger ſenkrecht in einer einzigen Reihe, das Profil fällt unterhalb der Augen ſchnell abſchüſſig herab, ſodaß mit ihm ein vom Nacken gefällter Perpendikel einen ziemlich ſpitzen Winkel bildet, an deſſen Scheitel die zuſammengerückten Augen ſitzen, welche mit einem ſehr deutlichen unteren Augenlide verſehen ſind, das ſich auf eine auffallende Weiſe aufrichten kann. Man unterſcheidet zwei Unterabtheilungen:

A) Bei einigen Arten iſt die meiſt halbeiförmige Scheibe, welche die mit einander verwachſenen, unter den Bruſtfloſſen ſitzenden, Bauchfloſſen bilden, beinahe bis an die Baſis geſpalten. Die bekannteſte Art iſt:

1) P. Koelreuteri *Bl. Schn.* = Gobius Koelreuteri *Pall. Gm.* Graubraun mit aſchblauem Anfluge, am Kopfe brauner, weißlich punktirt; die Kehle, der Bauch, der untere Rand des Schwanzes, die Schwanzfloſſe und die untere Fläche der Bauchfloſſen ſind weißlich, die obere Seite der Bauchfloſſen iſt grau, mit weißen Punkten beſetzt; die Bruſtfloſſen und die etwas ſpitzige Schwanzfloſſe haben auf ihren Steahlen paarweiſe geſtellte braune Punkte; der obere und der untere Rand der Schwanzfloſſe ſind weißlich; die erſte Rückenfloſſe iſt tief braun mit weißen Punkten an ihrem Grunde und nach dem hinteren Ende zu, beſonders auf den Strahlen; die zweite Rückenfloſſe iſt braun, mit vielen weißlichen Punkten wie beſäet und an der oberen Hälfte mit einer ſchwarzen Längsbinde zwiſchen zwei weißen Streifen, deren äußerer der breitere iſt. Nach einer von Leſſon und Garnot verſertigten Zeichnung ſoll das lebende Thier auf dem Rücken dunkelgrau, an den Seiten gelb gefärbt ſein, eine gelbliche Schwanzfloſſe, röthliche Rückenfloſſen und einen rothen Rand an der zweiten Rückenfloſſe über der ſchwarzen Längsbinde haben. Die Anzahl der Kiemenhaut- und Floſſenſtrahlen iſt, wie folget: Kmh. 5; erſte Rfl. 12—15, zweite 1/11; Afl. 1/10; Schwfl. 13 vollkommen ausgebildete; Brfl. 12; Bchfl. 1/5. Der ganze Leib iſt mit kleinen Schuppen bedeckt, von denen ſich an hundert in einer Reihe von der Kiemenſpalte bis zur Schwanzfloſſe befinden; alle ſind rund, dünn, ſehr fein punktirt und am Rande ringsum fein geſtreift; die auf den Wangen und Kiemendeckeln befindlichen ſind noch kleiner als die übrigen und auf dem Vordertheil des Kopfes wie auf den Floſſen ſind gar keine, ausgenommen an den Bruſtfloſſen. Eine Seitenlinie iſt nicht ſichtbar. Die ganze Körperlänge beträgt gemeiniglich ſechs Zoll, worin die Kopflänge ungefähr $4^{1}/_{5}$ Mal und die Länge der Schwanzfloſſe $5^{1}/_{2}$ bis 6 Mal geht; der Kopf iſt ebenſo hoch als breit, ſeine Höhe beträgt nur $^{3}/_{5}$ der Länge eines von der Rückenkante auf die Baſis der Bauchfloſſen gefällten Perpendikels; hier, wie an den Bruſtfloſſen iſt die Leibeshöhe $^{1}/_{7}$ der Körperlänge und die Breite um ein $^{1}/_{5}$ geringer als die Höhe; nach Hinten zu nimmt der Leib allmälig ab, beſonders in der Dicke. Der Mund befindet ſich am untern Theile des Kopfes, hat eine wagerechte Lage, und iſt bis unter den Vorderrand des Auges geſpalten; jede Kinnlade trägt 20—24 faſt kegelförmige, dünne, leicht gekrümmte und wenig ſpitze Zähne; die Gaumenknochen und die Zunge ſind unbewaffnet; letztere iſt rund, dick, hart und feſtgeheſtet; etwas vor dem Vorderrande jedes Auges iſt nur ein ſehr kleines Naſenloch deutlich ſichtbar. Die Leber iſt unverhältnißmäßig groß, beſteht nur aus einem Lappen, der ſich durch die ganze Bauchhöhle erſtreckt und auf deſſen rinnenförmiger Oberfläche der Darm liegt, welcher einfach und kurz iſt und nur zwei Windungen macht, ehe er zum Aſter gelangt. Das Skelet hat 11 Bauch- und 15 Schwanzwirbel und der Schädel, welcher in der Mitte ſeiner oberen Fläche eine nur ſehr undeutliche Leiſte hat, iſt flach, wie bei der Gattung Gobius (ſ. d. Art.). Die geographiſche Verbreitung dieſer Species erſtreckt ſich über die ganze Ausdehnung des indiſchen Oceans. Düſſümier hat Exemplare von den Sechelleninſeln und aus ſalzigen Sümpfen bei Calcutta gebracht, Roux von Bombai, Leſſon und Garnot von Neuirland, aus ſüßen Gewäſſern der Inſel Waidjiou, Uahan, Buro, Quoy und Gaimard von Neuguinea und Vanicolo, Rüppel aus dem rothen Meere. Düſſümier berichtet, daß dieſer Fiſch auf den Sechellen gemein ſei, in Bächen und zuweilen an deren Mündung in's ſalzige Waſſer lebe, häufig aber und auf lange Zeit das Waſſer verlaſſe und dann ziemlich ſchnell mit Hilfe ſeiner Bruſtfloſſen und ſeines Schwanzes am Ufer umherlaufe, oder ſich in Felſenritzen oder Krabbenlöcher begebe; auch ſoll er ſich zuweilen an ſteilen Felſenabhängen mittels ſeiner Bauchfloſſen feſthalten. Die Ähnlichkeit ſeines Kopfes mit dem gewiſſer Lurche, beſonders wenn er außerhalb des Waſſers iſt, und die Art und Weiſe, wie er auf dem Schlamm kriecht, hat die menſchlichen Bewohner ſeiner Heimath ſo gegen ihn eingenommen, daß ſelbſt Sklaven ſein Fleiſch nicht eſſen mögen. Eine Abbildung von ihm findet ſich in *Pallas*, Spicil. Zool. VIII. tab. 11. fig. 13. Eine Varietät dieſes Fiſches, oder doch eine ihm ſehr nahe verwandte Art ſcheint der Tan-nao der Chineſen in Canton zu ſein, welchen der ſchwediſche Naturforſcher Osbeck in der Beſchreibung ſeiner Reiſe nach China S. 171 Apocryptes cantonensis genannt und folgendermaßen beſchrieben hat: Die Schwanzfloſſe zugeſpitzt, die erſte Rückenfloſſe viereckig, die zweite niedriger und länger; der Mund klein, beinahe rund; der Kopf dick, mit vielen, kleinen, weißen Punkten beſäet; der Körper weißlich und ſchwärzlichgrau; die zweite Rückenfloſſe durchſichtig mit ſchwarzen Linien. Kiemenhautſtrahlen hat Osbeck viee gezählt, Strahlen in der erſten Rückenfloſſe 11, in der zweiten 10, in der Aſterfloſſe 13, in der Schwanzfloſſe 18, in der Bruſtfloſſe 10 und in beiden verwachſenen Bauchfloſſen zuſammen 6/6. Er hat bei Canton dieſen Fiſch zu-

Digitized by Google

gleich mit dem **Apocryptes pectinirostris** beobachtet und erzählt, daß dieſe beiden Fiſche nebſt Reis den Hauptbeſtandtheil der Nahrungsmittel der ärmeren Einwohner Cantons ausmachen und daß deshalb der Tannao während der Ebbe häufig auf ausgebreiteten Matten gefangen würde, weil er oft auf die trocken gebliebenen Stellen der Matten ſpringe, daß er aber auch zuweilen den Fiſchern entgehe, indem er ſich in den Schlamm bohre.

2) P. tredecim-radiatus *Cuv. Val.* = Gobius tredecim-lineatus ***Buchanan.*** Der vorigen Art ſehr ähnlich, obwol davon ſpecifiſch verſchieden, hat den vollſtändigen Gattungscharakter der Periophthalmen: ſtarke, gerade, von einander ſtehende Zähne. Die Rückenfloſſen ſind nahe an einander gerückt; der erſte Strahl der erſten Rückenfloſſe iſt noch einmal ſo hoch als die Verbindungshaut, die übrigen Strahlen ſind nur ebenſo lang, als dieſe; die doppelte Bauchfloſſe iſt tief ausgeſchnitten. Kiemenhautſtrahlen zählt Buchanan, wahrſcheinlich unrichtig, drei; die erſte Rückenfloſſe enthält 13, die zweite 1/12 Strahlen, von denen der letzte doppelt iſt, die Afterfloſſe hat 1/10 Strahlen, den letzten ebenfalls doppelt, die Schwanzfloſſe beſteht aus 14 deutlichen und einigen kleinern Strahlen, in der Bruſtfloſſe waren 12 Strahlen, in den zuſammengewachſenen Bauchfloſſen ſind deren zweimal 1/5. Die Grundfarbe des ganzen Leibes iſt bräunlich, an den Seiten mehr ſchwärzlich mit vielen kleinen, grünen Punkten; die Rückenfloſſen ſind an ihrer Baſis ſchwarz, nach dem rothgefleckten Rande zu blau, die Bruſtfloſſen ſind olivenfarben, mit Blau auf der Verbindungshaut, die Afterfloſſe iſt ſchwarz gefleckt. Dieſe Art gehört zu den kleineren Fiſchen des Ganges und iſt von Buchanan entdeckt worden (beſchrieben in der trefflichen Natural history of the fishes of the Ganges. Edinburg 1822. p. 48).

3) P. papilio *Bl. Schn.*, iſt etwas kürzer als der P. Koelreuteri und hat kräftigere, aber weniger zahlreiche Zähne, nämlich nur 10—12 in der oberen und 14 oder 16 in der unteren Kinnlade; im Übrigen iſt er dieſem ſehr ähnlich. Kiemenhaut- und Floſſenſtrahlen in der Rückenfloſſe 12 + 1/12 oder 13, der letzte doppelt, Afterfl. 1/9 oder 10, der letzte ebenfalls doppelt, Bruſtfl. 14 ꝛc. Der ganze Leib iſt braun und ungefleckt; die erſte Rückenfloſſe iſt violett-ſchwarz, mit einer violettlich-weißen Binde nahe am Rande und dieſem parallel laufend, nach Außen ſchwarz eingefaßt, worauf ein feiner weißer Saum folgt, die zweite Rückenfloſſe iſt ſchwarzbraun mit zwei weißen Längsbinden; alle übrigen Floſſen ſind braun. Die Körperlänge beträgt ungefähr 4—6 Zoll. Dieſe Art findet ſich im atlantiſchen Ocean und iſt von Delambre von der Mündung des Senegal gebracht worden. Bloch will ſie auch von Tranquebar erhalten haben, doch iſt die Richtigkeit ſeiner Angabe ſehr zu bezweifeln. Abbildung bei *Cuv.* et *Val.* l. c. Taf. 353.

4) P. argentilineatus *Cuv. Val.*, hat die Geſtalt von P. Koelreuteri, iſt aber hübſcher, oben graubraun, unten weißlich, an den Seiten mit ungefähr zwanzig ſchmalen, wenig regelmäßigen, ſenkrechten, ſilberfarbenen Binden, auf den Wangen mit weißen Punkten beſäet; die erſte Rückenfloſſe hat größere, runde, unregelmäßig geſtellte Punkte auf grauem Grunde und eine ſchwarze, mit dem Rande parallel laufende Binde; die zweite Rückenfloſſe aber hat wie P. Koelreuteri eine breite, ſchwarze Binde zwiſchen zwei weißen Linien und weiße Punkte; die Bruſtfloſſen und die Schwanzfloſſe ſind bräunlich, die Afterfloſſe und die Unterſeite der Bauchfloſſen weißlich. Rückenfloſſenſtrahlen 15 + 1/11, Afterfl. 1/10 ꝛc. Körperlänge 2½ Zoll. Leſſon und Garnot haben dieſe Art im ſalzigen Waſſer von Ualan (Stront) und Waigdjiou, wie auch bei Neuguinea gefunden, Raynaud auf Irrawaddy und Kuhl und van Haſſelt bei Java.

B) Bei den folgenden Arten ſind die Bauchfloſſen noch mehr mit einander verwachſen, ſodaß die von ihnen gebildete Scheibe nicht mehr tief geſpalten iſt, ſondern nur, wie bei den echten Gobiusarten, einen concaven Außenrand hat:

5) P. Schlosseri *Bl. Schn.* = Gobius Schlosseri *Pall.* Abgeſehen oon der Geſtalt der Bauchfloſſen iſt dieſer Fiſch ebenfalls noch dem P. Koelreuteri ſehr ähnlich, beſonders wegen der Bildung des Kopfes, der Augen, der Lippen, der Kiemenſpalte, der Anzahl der Kiemenhautſtrahlen, der Floſſenbildung; nur die erſte Rückenfloſſe iſt etwas kleiner und enthält nur acht Strahlen, und zwei Drittel der Bruſtfloſſen ſind mit Schuppen bedeckt; ſämmtliche Schuppen und die Zähne ſind auch ſtärker; im Ganzen zählt man in der oberen Kinnlade gegen 24 Zähne, von denen die fünf oder ſechs mittelſten groß und kegelförmig, die ſeitlichen aber kleiner ſind; in der unteren Kinnlade ſind dagegen ungefähr 18—20, die eine mehr gleichmäßige Geſtalt haben und ziemlich kegelförmig und ſpitzig ſind. Kiemenhaut- und Floſſenſtrahlen ſind: Kmh. 5, Rfl. 8 + 1/12, Afl. 1/12, der letzte Strahl iſt wie gewöhnlich doppelt, Schwfl. 17, Brfl. 15, Bchfl. 1/5. Die Wangen und der Kiemendeckel ſind wie der ganze Körper mit großen Schuppen bedeckt; es ſind deren nur ungefähr 50 in einer Reihe von der Kiemenſpalte bis zur Schwanzfloſſe und 15—18 in einer ſenkrechten Linie von der Rückenkante zum Bauchkiel; ſie ſind ſämmtlich etwas länger als breit, am Wurzelrande dreilappig und am Außenrande mit ſtarken, zum Theil weitläufigen Streifen verſehen, deren ungefähr 20—25 ſind und außerdem noch mit einem großen, von mehr als 40 Furchen gebildeten Fächer. Die Länge des Leibes beträgt neun Zoll, ſeine Höhe den ſechsten Theil derſelben und die Länge ſeines ebenſo breiten als hohen Kopfes ein Viertel der Körperlänge; der Rumpf iſt in der Gegend der Bruſtfloſſen um ein Viertel höher als breit. Die Grundfarbe iſt (am todten Thiere) blaß roſtröthlich-braun; die erſte Rückenfloſſe iſt brauner und hat einen weißlichen Saum, die zweite hat eine braune Längsbinde und einen blaſſen Rand; die Unterſeite des Körpers, die Bauch- und Afterfloſſe iſt bläſſer als der Rücken. Schloſſer, Arzt in Amſterdam, hatte dieſen Fiſch aus Amboina erhalten, wo er wie der P. Koelreuteri Gabos heißt und nur von den chineſiſchen Bewohnern dieſer Inſel gegeſſen wird. Seine Lebens-

Digitized by Google

weiſe ſtimmt vollkommen mit der der vorigen Arten überein. Pallas hatte dieſen Fiſch in der Sammlung Schloſſer's gefunden und ihn nach ſeinem Beſitzer genannt (*Pallas*, Spicil. Zool. VIII. p. 1. tab. 1. fig. 14).

6) P. septem-radiatus *Cuv. Val.* = Gobius septem-radiatus *Buchan.* Hamilton Buchanan beſchreibt dieſe Art (a. a. O. S. 46) als der vorigen ſehr ähnlich. Die Zähne ſind in beiden Kinnladen gerade, in der unteren befinden ſich weniger als in der oberen. Der erſte Strahl der Rückenfloſſe iſt länger als die übrigen, ragt aber nicht viel über die Verbindungshaut hinaus; die Strahlen der Rückenfloſſen ſind: 7—1/12, der Afterfloſſe 1/13 ꝛc. Alle Schuppen bedecken ſich dachziegelartig und ſind ohne Höcker. Auf der unbeſtimmten Grundfarbe finden ſich kaum bemerkbare ſchwarze Binden und wenig zahlreiche weiße oder bläuliche Punkte; die erſte Rückenfloſſe iſt ſchwarz mit durchſichtigem Rande, die zweite iſt durchſichtig mit zwei länglichen, ſchwarzen Streifen. Die Körperlänge iſt ſehr gering.

7) P. novem-radiatus *Cuv. Val.* = Gobius novem-radiatus *Buchan.* In der unteren Kinnlade ſechs große Zähne. Floſſenſtrahlen: Rfl. 9 + 1/12, Afl. 1/13, Schwfl. 13, Brfl. 13, Bchfl. 1/5; die erſte Rückenfloſſe iſt höher als der Leib und ihr erſter Strahl verlängert ſich fadenförmig um noch einmal ſo lang als die übrigen; der letzte Strahl der zweiten Rückenfloſſe und der Afterfloſſe iſt doppelt; die zuſammengewachſenen Bauchfloſſen bilden am Außenrand kaum zwei deutliche Lappen und liegen in einer Flucht, ſodaß ihre Oberfläche nicht wie gewöhnlich trichterförmig iſt. Die Oberfläche des ganzen Leibes iſt ohne Höcker, an der Unterſeite mit einigen weißen Punkten; die erſte Rückenfloſſe iſt ſchwarz, weiß gerandet, ihre Verbindungshaut zwiſchen den erſten drei Strahlen roth, hinten weißlich gemiſcht; die zweite Rückenfloſſe iſt weiß mit zwei ſchwarzen Längsbinden; auf den Bruſtfloſſen iſt ein großer roſtfarbener Fleck. Nach der Abbildung (Buchanan a. a. O. S. 47. Taf. 2. Fig. 14) zu urtheilen, wäre die Körperlänge ungefähr $2\frac{1}{4}$ Zoll.

8) P. Freycineti *Cuv. Val.* hinſichtlich der Körperform dem P. Schlosseri ſehr ähnlich; doch iſt der Leib etwas länglicher, denn er iſt beinahe $6\frac{1}{2}$ mal ſo lang als in der Gegend der Bruſtfloſſen hoch; auch ſind ſeine Augen etwas kleiner und ſeine Zähne, beſonders die der oberen Kinnlade, länger; die erſte Rückenfloſſe iſt ſo hoch als der Leib und viermal höher, als ſie lang iſt; ſie enthält nur vier Strahlen, deren numeriſches Verhältniß in den verſchiedenen Floſſen alſo iſt: Rfl. 4 + 1/12, Afl. 1/12, Schwfl. 17 ꝛc. Die Körperlänge beträgt ſieben Zoll; die Farbe iſt an dem in Weingeiſt aufbewahrten Exemplare ziemlich eintönig, ſchwärzlich-braun; der obere Rand der beiden Rückenfloſſen iſt weißlich. Das Exemplar, welches ſich in der Sammlung des pariſer Pflanzengartens befindet, iſt vom Schiffscapitain Freycinet, welcher im J. 1827—29 eine Expedition um die Welt commandirte, auf dieſer Reiſe am Ufer des Fluſſes Babao auf der Inſel Timor durch einen Flintenſchuß erlegt worden, und deshalb hat man dieſer Art den Namen dieſes Weltumſeglers gegeben.

II. Boleophthalmus *Valenc.* Die Zähne der oberen Kinnlade ſind gerade und ziemlich ſtark, wenigſtens die mittleren; die Zähne der unteren Kinnlade dagegen ſind ſehr fein und haben eine horizontale Lage, mit Ausnahme von zweien, welche ſich mehr nach Innen befinden, eine aufrechte Stellung haben und ſtark und ſpitzig ſind. Der Kopf iſt länglicher als bei Periophthalmus s. str., das Profil des Geſichtes daher auch nicht ſo hoch, noch ſo ſteil. Die Schuppen ſind klein, oft kaum bemerkbar; die erſte Rückenfloſſe hat nicht über fünf Strahlen und die Bruſtfloſſen ſind nicht immer am Grunde mit Schuppen bedeckt. Übrigens unterſcheiden ſich die hierher gehörigen Fiſche hinſichtlich der Augenbildung — worauf ſich auch der Gattungsname (von βολὴ Wurf und ὀφθαλμὸς, Auge, gebildet) beziehen ſoll —, Lebensweiſe ꝛc. nicht von der vorigen Abtheilung.

9) Periophthalmus Boddaerti *Cuv.* = Boleophthalmus Boddaerti *Val.* = Gobius Boddaerti *Pall.* = Gobius striatus *Bloch.* Der Leib iſt über ſechsmal ſo lang, als hoch und um ein Viertel höher als breit; der Kopf iſt $\frac{2}{3}$ ſo hoch als lang, etwas höher als breit und $\frac{2}{9}$ ſo lang als der ganze Leib. Das Maul iſt ſtumpf; die Kinnladen haben beinahe gleiche Länge; vorn auf der oberen befinden ſich ſechs kegelförmige, ſpitzige, vertical geſtellte Zähne, jederſeits drei mit einer Lücke in der Mitte; jede Seite derſelben Kinnlade hat 20—25 ebenfalls kegelförmige, aber ſehr kleine Zähne; an der unteren Kinnlade ſitzt auf jeder Seite eine Reihe von wenigſtens 36 äußerſt feinen Zähnen in faſt horizontaler Lage, welche, durch die Lupe geſehen, am Ende ſchief abgeſtutzt und leicht ausgerandet erſcheinen; vorn und mehr nach Innen befinden ſich noch zwei gerade und ſpitze Zähne; der Gaumen und die runde feſtgeheftete Zunge ſind unbewaffnet; dieſe iſt rund und gewölbt; die Kiemenſpalte iſt klein und vertical. Die Kopfhaut läßt nicht die Kiemendeckelſtücke unterſcheiden; der Kiemendeckel ſelbſt iſt faſt häutig; in der Kiemenhaut ſind fünf Strahlen, von denen der erſte und vierte, wie wahrſcheinlich in allen vorhergehenden Arten verbreitert ſind. Die Bruſtfloſſe, $\frac{1}{6}$ ſo lang als der ganze Leib, iſt auf den erſten $\frac{2}{3}$ mit Schuppen bedeckt und ihr nackter Theil iſt abgerundet, und zwar ſo, daß er eine halbmondförmige Geſtalt hat, die Bauchfloſſe um $\frac{1}{3}$ kürzer als die Bruſtfloſſe, iſt oval, trichterförmig ausgehöhlt vermittels ihrer vorderen Membran, welche $\frac{1}{4}$ ſo lang als die Floſſe iſt und ſich ebenſo bemerkbar macht, wie bei den meiſten Gobiusarten. Die erſte Rückenfloſſe, welche nur fünf Strahlen hat, fängt ſenkrecht über der Mitte der Bruſtfloſſe an; bei einigen Individuen, wahrſcheinlich Männchen, verlängern ſich die Stacheln, beſonders der dritte Strahl, bedeutend über die Verbindungshaut hinaus; bei andern dagegen ſind die Strahlen nur ſo lang, wie der Leib hoch iſt und reichen gar nicht über die Verbindungshaut hinaus. Die Baſis der erſten Rückenfloſſe iſt nur halb ſo lang als die Körperhöhe, darauf folgt eine ebenſo lange Lücke und dann beginnt die zweite Rückenfloſſe, welche $3\frac{1}{2}$ mal ſo lang als hoch iſt. Die Afterfloſſe, welche ungefähr ebenſo lang als noch nicht halb ſo hoch

Digitized by Google

iſt, entſpricht ihr hinſichtlich der Stellung und der Zahl der Strahlen. Die Schwanzfloſſe ſteht von jeder dieſer beiden Floſſen um ſoviel, als ſie ſelbſt lang iſt, entfernt und iſt etwas zugeſpitzt. Strahlen ſind alſo in der Kiemenhaut 5; Rfl. 5 + 1/24; Afl. 1/25; die letzten doppelt; Schwfl. 16, deren äußere oder ſeitliche Strahlen ſehr kurz ſind; Brfl. 19; Bchfl. 1/5. Die Schuppen, vorn ſehr klein, werden nach Hinten zu etwas größer; in einer Reihe von der Kiemenſpalte bis zur Afterfloſſe finden ſich wenigſtens achtzig; ſie ſind beinahe rund, haben einen Fächer von 25 Strahlen und ſind merkwürdig gewellt. Die Schuppen des Kopfes ſind noch kleiner und kaum bemerkbar, weil dieſer Theil, ſowie der Nacken und die Schultern mit einer Menge kleiner, dicht an einander gereiheter, weicher Warzenhöcker verſehen ſind. Das äußere Geſchlechtsorgan iſt klein und ſtumpf. Im Weingeiſt aufbewahrte Exemplare ſind dunkelgrau, jederſeits mit 7—8 ſchwärzlichen, ſchief nach Vorn herunter laufenden Querbinden und unregelmäßig zerſtreuten, kleinen weißlichen Flecken; die erſte Rückenfloſſe iſt violettbraun mit vielen kleinen weißen Punkten beſäet; auf der zweiten Rückenfloſſe finden ſich längs der Baſis ſieben milchweiße Flecke, darüber vier Reihen ebenſo gefärbter Längsſtriche, und der Rand iſt olivenfarben; die andern Floſſen ſind grau oder bräunlich, aber die Bruſtfloſſen haben eine blaſſere Linie längs der Baſis ihrer Strahlen und am Rande eine ſchwärzliche Einfaſſung; das Innere des Mundes iſt ſchwärzlich. Lebendige Individuen ſollen braun oder olivengrau ſein, mit ſehr glänzenden metallgrünen Flecken, auf den Rückenfloſſen mit himmelblauen Punkten und Strichen und auf den Bruſt- und Bauchfloſſen mit roſenfarbigen Flecken. Der Darm iſt 7—8 mal um ſich ſelbſt gewunden, der Dickdarm iſt ſehr weit, der Dünndarm fadenförmig, die Leber ſehr klein. Das Skelet iſt faſt wie bei Gobius, doch iſt die Hirnſchale weniger flach; die Mittelleiſte iſt nicht hoch, läuft aber über die ganze Hirnſchale; die Augenhöhlen ſind höher gelegen als ſonſt und zwiſchen ihnen iſt die Stirn zu einer dünnen verticalen Platte reducirt; außer der Spitze des hinteren Stirnbeins iſt höher noch eine, wahrſcheinlich dem Hauptſtirnbeine angehörig. Radius und Cubitus ſind mehr vom Oberarm geſondert und zeigen breite Ausrandungen; die Handwurzelknochen ſind ſehr verlängert, an beiden Enden verbreitert. Die Beckenknochen ſind nur an ihrem hinteren Theile vereinigt. Bauchwirbel 12, Schwanzwirbel 16. Ganze Körperlänge 4—6 Zoll. Dieſe Art ſcheint ſehr weit verbreitet: Reinwardt hat ſie von den Molukken gebracht, Lechenault und Raynaud von Pondichery, Belanger aus Bengalen, Düſſümier von Bombai und Major Farkhar aus Malacca. Pallas hat ihr den Namen Boddaerti gegeben, weil er ſie in der Sammlung des Arztes Boddaert in Utrecht kennen lernte. (Eine gute Abbildung findet ſich in *Bloch* et *Schneider*, Systema ichthyologiae. tab. 16.)

10) P. Plinianus *Cuv. Val.* = Gobius Plinianus *Hamilt. Buchan.* Buchanan hat dieſen oſtindiſchen Fiſch (l. c. p. 45. tab. 35. fig. 13) nach dem altrömiſchen Naturhiſtoriker genannt, weil er glaubte, daß dieſer deſſelben in der Naturgeſchichte (lib. I. cap. 19: „Exit in terram — et in Indiae fluminibus certum genus piscium ac deinde resilit") erwähnte; jedoch hat Plinius nach Valenciennes einen Ophiocephalus gemeint. Dieſe Art unterſcheidet ſich wenig von der vorigen: Die Zähne ſind ganz ebenſo, in der oberen Kinnlade ſechs; der Kopf iſt mit kleinen Höckern bedeckt; die erſte Rückenfloſſe iſt abgerundet, zwei Mal höher als die zweite und ihre Strahlen ſind im letzten Drittel ihrer Länge frei, d. h. nicht in der Verbindungshaut ſteckend; die Schwanzfloſſe iſt oval, die doppelte Bauchfloſſe ſchief trichterförmig. Floſſenſtrahlen: Rfl. 5 + 1/25, Afl. 1/25, Schwfl. 17, von denen mehre ſehr kurz, Brfl. 17, Bchfl. 2.1/5. Der Leib iſt über ſechs Mal ſo lang als hoch, oben bräunlich, unten weißlich, an den Seiten mit mehren unvollſtändigen und ziemlich unregelmäßigen, meiſt verticalen, ſchwarzen Binden; die erſte Rückenfloſſe iſt gelb, mit blauen Punkten wie beſäet, die zweite dunkel, mit unvollſtändigen weißen und blauen, ſchwarz eingefaßten Streifen; Schwanz- und Bruſtfloſſen ſchwarz eingefaßt; Maul inwendig ſchwärzlich. Nach Buchanan kommt in Bengalen dieſe Art am häufigſten vor.

11) P. Dussumieri *C. V.* iſt ebenfalls dem P. Boddaerti ſehr ähnlich, doch iſt ſein Leib länger, ſieben Mal ſo lang als hoch und $5\frac{1}{2}$ mal ſo lang als der Kopf; die beiden inneren Zähne des Unterkiefers ſind ſtark hakenförmig rückwärts gekrümmt; der Kopf hat ebenfalls viele, aber äußerſt kleine und überaus dicht geſtellte Höcker; die erſte Rückenfloſſe iſt nicht ganz ſo hoch als der Leib, die Schwanzfloſſe iſt ſehr zugeſpitzt. Floſſenſtrahlen: Rfl. 5 + 1/27; Afl. 1/25, die letzten doppelt ꝛc. Im Weingeiſt aufbewahrte Exemplare ſind violett-grau, nach Unten zu blaſſer; auf dem unteren Theile der Wange, auf den Bruſtfloſſen und den damit in Verbindung ſtehenden Theilen ſehr eng geſtellte, kleine braune Punkte; an der Kehle ſind ebenfalls welche, aber mehr zerſtreut; die erſte Rückenfloſſe iſt violett-grau, mit ſchwarzen Punkten beſäet, die zweite hat am Grunde weiße Flecke, mehr nach Oben zu weiße Striche, auf ſchwärzlichem Grunde; die Schwanzfloſſe iſt ſchwärzlich, weiß gerandet; Bauch- und Afterfloſſe weißlich mit einigen zerſtreuten braunen Punkten; das Innere des Mauls nicht ſchwarz. Körperlänge ſechs Zoll. Düſſümier hat dieſe Art aus den Gewäſſern von Bombai mitgebracht.

12) B. dentatus *C. V.*, der vorigen Art ſehr nahe verwandt, aber durch die äußerſt kleinen Schuppen und die großen Zähne der oberen Kinnlade von ihr ſpecifiſch verſchieden. Die Höhe des Leibes geht über acht Mal in ſeine Länge und der Kopf fünf Mal; dieſer iſt ziemlich ſo breit als hoch und ebenſo hoch wie der Rumpf. Die ſpitzige Schwanzfloſſe iſt $\frac{1}{5}$ ſo lang als der Leib. Jedes Auge nimmt das dritte Siebentel der Kopflänge ein und der Mund iſt bis hinter das Auge geſpalten. Zähne wie bei B. Boddaerti, nur die ſechs Vorderzähne der oberen Kinnlade ſind größer, ſtehen zum Munde heraus und ragen über die Unterkiefer hervor. Die erſte Rückenfloſſe iſt ſo hoch als der Leib und etwas länger als hoch; die zweite, welche dicht hinter der erſten liegt,

Digitized by Google

iſt um ein Drittel weniger hoch, aber zwei Mal länger. Die Aſterfloſſe iſt faſt ebenſo lang als dieſe, aber nur halb ſo hoch. Kiemenhaut- und Floſſenſtrahlen: Kmbſt. 5; Rſl. 5 + 1/26; Aſl. 1/26; Schwſl. 15; Brſl. 18; Bchſl. 1/5. Die Schuppen erſcheinen nur als kleine Punkte; ausgeriſſen und ſtark vergrößert ſehen ſie eiförmig aus, mit kreisförmigen und radialen Streifen; nach der Baſis zu zeigen ſich dieſe deutlicher. Im Weingeiſt aufbewahrte Exemplare ſind aſchgrau, an der Bauchſeite bläſſer; auf den Kiemendeckeln und der Bruſtfloſſenwurzel mit einigen kleinen braunen Punkten; die erſte Rückenfloſſe iſt violettlich-grau, mit vielen, ziemlich dicht ſtehenden, ſchwarzen Punkten überſäet; die zweite Rückenfloſſe iſt violett-ſchwarz, am Grunde ganz wie bei B. Boddaerti, mit ſieben Flecken und nach dem obern Rande zu mit vier bis fünf Längsreihen weißer Striche; die Schwanzfloſſe iſt ganz ſchwarz, die After- und die doppelte Bauchfloſſe weißlich, die Bruſtfloſſen grau; das Innere des Mundes nicht ſchwarz. Körperlänge ſechs Zoll. Dieſe Art iſt 1827 von Düſſümier bei Bombai entdeckt worden.

13) P. histiophorus *C. V.* Die erſte Rückenfloſſe ſehr hoch, aber auffallend kurz: die Kiemenöffnung ſehr klein; die Haut erſcheint vollkommen ſchuppenlos. Der Leib iſt an der Bruſtfloſſe noch nicht $^1/_{10}$ ſo hoch, als er lang iſt, und ſeine Dicke iſt noch um $^1/_3$ geringer. Die Augen nehmen das dritte Sechstel des Kopfes ein; das Maul iſt in entgegengeſetzter Richtung zugerundet; die horizontale Mundſpalte reicht bis unter das Auge; die Oberlippe iſt mit kleinen Höckern beſetzt und unter jedem Unterkieferaſte findet ſich eine Reihe kleiner koniſcher Tentakeln, und unter ihrer Vereinigungsſtelle ſteht ein größerer. Die Vorderzähne des Oberkiefers ſind dünn, ſpitz, ziemlich lang, zwölf an der Zahl, die Seitenzähne ſind kaum fühlbar, deren man am Unterkiefer jederſeits 15, die faſt horizontal liegen, ſehr fein und ziemlich ſpitz ſind, zählt; in der Mitte zwei längere, ſpitze, etwas hakenförmige, welche mehr nach Innen geſtellt ſind. Kiemenhaut- und Floſſenſtrahlen: Kmb. 5; Rſl. 5 + 1/26; Aſl. 1/25; Schwſl. 17; Brſl. 17—18; Bchſl. 1/5. Die erſte Rückenfloſſe iſt nur $^1/_5$ ſo lang als hoch, aber $2^1/_2$ ſo hoch als der Leib hoch, oder $^1/_4$ ſo hoch als der Leib lang iſt. Die Bruſtfloſſen ſind zur Hälfte von Muskeln und Haut umhüllt. Im Weingeiſt aufbewahrte Exemplare ſehen grau aus, nach dem Rücken zu bräunlicher, mit kupferfarbenem Anfluge; längs jeder Seite finden ſich 10—12 ſehr feine, verticale braune Streifen von halber Leibeshöhe; auf dem Kopfe, dem Rücken und dem Grunde der Bruſtfloſſen braune Pünktchen; auf der Schwanzfloſſe finden ſich ebenſolche, aber dichter ſtehend und 7—8 unregelmäßige, ſenkrechte, Reihen bildend. Lebende Individuen ſind grau mit weißen Seiten und ſchwarzen Verticalſtreifen; Bauch weiß, Bruſt- und Bauchfloſſen roſenfarben, desgleichen der untere Theil der Schwanzfloſſe, deren übriger Theil grau, ſchwarz punktirt iſt. Nach Düſſümier iſt dieſe Art bei Bombai und an den Ufern des Ganges ſehr gemein und wird von den Eingeborenen mit gekochtem Reis gegeſſen.

14) P. viridis Gobius viridis *Buchan.*, iſt der vorigen Art ſehr nahe verwandt, hat dieſelbe Geſtalt, iſt aber auf dem Rücken tief grün, desgleichen auf den Rückenfloſſen und auf der Schwanzfloſſe; alle dieſe Theile ſind mit ſchwarzen Punkten beſäet, haben aber keine verticalen Streifen; die erſte Rücken- und die Schwanzfloſſe ſind ſchwarz geſäumt; der Bauch iſt weiß. An der Mündung des Ganges. (*Streubel.*)

PERIOPS, Schilderaug nennt J. Wagler (natürliches Syſtem der Amphibien. S. 189) eine in die Zunft Suspecta gehörige Schlangengattung, die ſich von Coelopeltis nur dadurch unterſcheidet, daß das Geſicht ohne Furche iſt, die Augen von Schilden umgeben und die Rückenſchuppen glatt ſind. Er rechnet dahin zwei Arten: Coluber Hippocrepis *Lin.* und die, welche ſpäter von Schlegel (Essai sur la physionomie des serpents. Amsterdam 1837. p. 163) Coluber Cliffordii genannt worden iſt. Der letztere Herpetolog hat übrigens die Gattung Periops wieder eingezogen. (*Streubel.*)

Perioptische Figuren, Perioptrik, ſ. Licht.

PERIORBITA nennt man in der Anatomie die die Knochen der Augenhöhlen bekleidende Beinhaut oder das Periosteum der Augenhöhlen (ſ. d. Art.). (*J. Rosenbaum.*)

PERIOSTEITIS *) (Periostitis, *περὶ—ὀστέον*), Entzündung der Knochenhaut. Dieſe nicht ſeltene Krankheit iſt wol zuweilen eine Folge der Entzündung des Knochens. Da aber in der Regel gewiß der umgekehrte Fall ſtattfindet, eine ſich auf die Beinhaut beſchränkende Entzündung ungemein ſelten ſein dürfte, und die mit der Beinhautentzündung verbundene Knochenentzündung (Osteitis, Ostalgitis) wieder nur ſehr wenig von der Entzündung der Knorpeln (Chondritis) abweicht: ſo erſcheint es am angemeſſenſten, die drei ebengenannten Krankheiten zum gemeinſchaftlichen Gegenſtande des vorliegenden Artikels zu machen.

Die genannten Krankheitsformen kommen theils als idiopathiſche, theils als ſympathiſche vor. Zu beiden beſitzen jüngere Subjecte mehr Anlage als ältere, auch werden Knochen und Knorpeln um ſo eher von Entzündung befallen, je reicher ſie an Blutgefäßen ſind, und der idiopathiſchen Entzündung ſind jene Knochen vorzüglich ausgeſetzt, welche von Muskeln nur wenig bedeckt ſind. Dieſe idiopathiſche Entzündung erkennt als Gelegenheitsurſachen Verletzungen der Knochenhaut und Knochenſubſtanz, mit oder ohne Bruch der letztern, an, und bildet ſich daher ebenſo oft nach Verwundungen durch ſtechende, als durch ſtumpfe Werkzeuge, Stöße, Quetſchungen ꝛc. aus. Die einzelnen Knochen, welche am häufigſten von Entzündung ergriffen werden, ſind die weichen, ſchwammigen, an Diploë und Mark reichern: die Kinnladen und ihre Zahnhöhlen, die Knorpel der Wirbelbeine, die Beckenknochen, die Anſätze der Röhrenknochen, die Gelenkfortſätze und Protuberanzen. Je mehr ſich die Entzündung noch auf

*) Wohl überall genauer, als zuweilen — beſonders bei franzöſiſchen Schriftſtellern — geſchieht, von Periostosis zu unterſcheiden, da ſich die letztere zur erſtern wie die Wirkung zur Urſache verhält.

Digitized by Google

die Beinhaut beſchränkt, deſto ausgebreiteter und reißender iſt der Schmerz, deſto mehr hindert er die Bewegung des leidenden Theiles, deſto mehr nimmt er unter jedem äußern Drucke zu, und deſto eher nimmt man auch an der Hautoberfläche des kranken Theiles ſelbſt einige Spannung und Auftreibung wahr, oder findet dieſe Oberfläche auch mit Blutunterlaufungen bedeckt. Je tiefer dagegen die Entzündung in die Knochenmaſſe ſelbſt eingedrungen, deſto mehr iſt der Schmerz auf eine einzelne Stelle des Knochens beſchränkt, aber drückend, klopfend, ſelbſt heftig bohrend, und der Knochen ſelbſt angeſchwollen. Unter den Knorpeln entzünden ſich bei Erwachſenen die des Kehlkopfes wol am häufigſten. Wo die Entzündung der Knochen, der Knorpel und der Beinhaut ſympathiſch iſt, verdanken dieſe Krankheiten Dyskraſien, am häufigſten Skrofeln, Rhachitis, Gicht, Luſtſeuche und Metaſtaſen von Hautausſchlägen ihre Entſtehung, und ihr Verlauf iſt meiſt noch langſamer als im vorigen Falle, was insbeſondere von der Knorpelentzündung gilt. In Knochen von dichtem Gewebe bewirkt die Entzündung zuerſt eine Zellenbildung, dieſe Knochen werden röthlich, erweichen ſich und zwiſchen ihnen und ihrer gleichzeitig entzündeten Beinhaut ergießt ſich eine gerinnbare, allmälig knochenartig ſich verhärtende, Lymphe (daher Cooper's Exostosis periostalis cartilaginosa). Entzündete ſchwammige Knochen röthen ſich, ohne merkliche Zunahme der Zellen, und erweichen ſich einigermaßen, werden brüchiger. Bei weiterem Fortſchreiten des Übels verhalten ſich beide Arten von Knochen immer mehr einander gleich. Der Umfang der Zellen erweitert ſich, ihre Wände werden dünner und weichen oft dem bloßen Drucke der Finger; das Knochengewebe wird allmälig eingeſogen und der Knochen, deſſen Höhlung ſich mit einer röthlichen Jauche füllt, oft ſo leicht, daß er auf dem Waſſer ſchwimmt, ein Zuſtand, den man neuerlich — wol nicht eben ſehr paſſend — Ramollissement rouge genannt hat (Archiv. génér. de méd. 1832. Octobre). Der Charakter dieſer Entzündungen iſt immer mehr der lymphatiſch-ſeröſe, als der arterielle, wie ſich ſchon aus dem, was über den Verlauf bemerkt worden iſt, ſchließen läßt. Es gelingt daher auch vollſtändige Zertheilung ſehr ſelten, und es bleibt auch in den günſtigern Fällen Knochenauftreibung (Exostosis) zurück, welche letztere jedoch auch zuweilen, und ſelbſt ohne Zuthun der Kunſt, wieder verſchwindet. Noch öfter geht die Entzündung in eine, meiſtens bösartige, Eiterung über, es entſteht der ſogenannte naſſe Beinfraß (Caries humida) und die unter dem Namen Paedarthrocace bekannte traurige Krankheit des kindlichen Alters, die auf einer Entzündung der Knochen der Gliedmaßen beruht. Endlich führt die Knochenentzündung auch öfter zum Knochenbrande. Was die Cur betrifft, ſo kann ein kräftiges, örtlich entzündungswidriges Verfahren dieſe Entzündungen, wo ſie idiopathiſche ſind, aufheben, die Heilung der ſympathiſchen dagegen, wie ſich von ſelbſt verſteht, nur Ergebniß glücklicher Beſeitigung der vorhandenen allgemeinen Dyskraſie ſein. Im Allgemeinen ſind daher nach der Natur dieſer letztern die anzuwendenden Heilmittel zu beſtimmen. Örtlich aber kann bei größerer Heftigkeit der Entzündung durch das Anlegen von Blutegeln, die Anwendung erweichender Umſchläge und durch Einreibungen, welche dem jedesmaligen Charakter des Übels entſprechen, das allgemeine Heilverfahren weſentlich unterſtützt werden. Sichere Zeichen eingetretener Eiterung erfodern die ungeſäumte Öffnung des Eiterherdes vermittels des Biſtouri's. (*C. L. Klose.*)

PERIOSTEUM *) (Periosta, *περί, ὀστέον*), Knochenhaut, Beinhaut, eine aus fibröſen, in verſchiedenen Richtungen laufenden, durch Zellſtoff verbundenen Theilen beſtehende graugefärbte Haut, von welcher ſämmtliche Knochen des Gerippes — die Kronen der Zähne allein ausgenommen — überzogen werden, und deren Urſprung die Alten irrigerweiſe von der harten Hirnhaut ableiteten. Sie zeigt, wo ſie die Gehörknöchelchen und die Gelenkkapſeln überzieht, eine ungemein dünne Beſchaffenheit, erhält auch an einigen beſtimmten Stellen des Körpers beſondere Namen, indem ſie an den Schädelknochen Pericranium, in den die Augenhöhlen bildenden Knochentheilen periorbita, als Überzug der Knorpel perichondrium genannt wird, iſt aber im Weſentlichen überall dieſelbe. Ihr großer Reichthum an Blutgefäßen, die ein Netz in ihr bilden, vermindert ſich im Verlaufe des Lebens, der größte Theil ihrer Schlagadern aber dringt in die Subſtanz des Knochens ein, ihre Blutadern laufen neben denſelben zurück, und wenn bisher noch nicht augenſcheinlich dargethan werden konnte, daß die Beinhaut auch einſaugende Gefäße beſitzt, ſo machen dies doch mancherlei Erſcheinungen, welche wir an den Knochen, theils im geſunden, theils im kranken Zuſtande, wahrnehmen, höchſt wahrſcheinlich. Die über die Beinhaut hinlaufenden Nerven ſind durch Zellgewebe mit ihr verbunden. In der Beinhaut ſelbſt ſind bisher Nerven nicht mit Zuverläſſigkeit nachgewieſen worden, und die Meinung der Alten, nach welcher die Beinhaut durch ungemein große Empfindlichkeit ſich auszeichnet, ſcheint bis auf einen gewiſſen Grad durch Haller's und Caſtell's Verſuche allerdings widerlegt zu ſein; jedoch erlauben viele Krankheitserſcheinungen, insbeſondere jene, welche wir nach Quetſchung, Zerreißung, überhaupt Verletzung einer einzelnen Stelle der Knochenhaut eintreten ſehen, die außerordentlich heftigen, ſich weit verbreitenden Schmerzen, welche wir bei der Entzündung kleiner Stellen dieſer Haut eintreten ſehen u. dgl. m., noch immer nicht, die Abweſenheit der Nerven in der Beinhaut als erwieſen zu betrachten.

Die Beinhaut wird theils durch ihre Blutgefäße, theils durch kurzes Zellgewebe mit den Knochen (an deren Färbung durch den Genuß der Färberröthe ſie indeſſen keinen Antheil nimmt) in engſter Verbindung gehalten, indeſſen iſt im kindlichen Alter dieſe Verbindung auch deshalb eine weniger feſte, weil der Druck der weichen Theile jenes Zellgewebe noch nicht, wie in den ſpätern Lebensjahren, verdichtet hat. Feſt liegt alsdann die Beinhaut auf der äußern Oberfläche der Knochen, am feſteſten da, wo Knochenanſätze und Flechſen ſich befinden. An den Gelenken bildet ſie das äußerſte Plättchen der Gelenkkap-

*) Nicht Periostium, wie Manche ſchreiben.

ſeln und in den Zwiſchenräumen der Kopfknochen der Frucht wird ſie mit dem äußern Plättchen der harten Hirnhaut, welches die Beinhaut der innern Fläche dieſer Knochen ausmacht, durch kurzes, feſtes Zellgewebe verbunden, eine Verbindung, die auch nach vollkommen ausgebildeten Nähten der Kopfknochen ſich dergeſtalt erhält, daß ſo wenig die Beinhaut der äußern Fläche dieſer Knochen, als die harte Hirnhaut, von den Nähten leicht getrennt werden kann.

Daß die Knochenhaut wenig Ausdehnbarkeit beſitzt, hat ſie mit allen fibröſen Theilen gemein, daß es ihr aber nicht gänzlich an derſelben mangelt, zeigt ihr Verhalten bei Anſammlungen von Blut und Eiter unter der Beinhaut, und bei rhachitiſchen und andern Verdickungen und Geſchwülſten einzelner Knochen, in welchen Fällen die Beinhaut nämlich, ſtatt zu berſten, ſich ausdehnt, und nach beſeitigter Veranlaſſung dieſer größern Ausdehnung zu ihrem frühern Umfange wieder zurückkehrt. Wenn ſie anfänglich eine gallertartige Maſſe darſtellt: ſo zeigt ſie dagegen in hohem Alter ſich außerordentlich hart, dünn, an einzelnen Stellen geſpalten, an andern auch wol verknöchert. Nur durch eine ſehr lange Maceration kann die Knochenhaut zerſetzt und in eine weißlich breiartige Maſſe verwandelt werden, ſowie ſie durch Behandlung mit ſiedendem Waſſer eine größere Dichtigkeit erhält und elaſtiſch wird, bis ſie zuletzt in Geſtalt einer gelben gallertartartigen Maſſe ſich vom Knochen ablöſt. Längerer Einfluß der Luft vermindert ebenfalls, indem er ſie gelb färbt, ihre Durchſichtigkeit zugleich mit ihrer Biegſamkeit. Daß die Knochenhaut, wie kurz vorher bemerkt worden, verknöchern kann, wie Sehnen und Aponeuroſen, haben in neuerer Zeit vornehmlich Beclard und Cruveilhier höchſt wahrſcheinlich gemacht; und die Verſuche des Letztern namentlich haben dargethan, daß nach Knochenbrüchen die Beinhaut an der Bruchſtelle anſchwillt, ſpäter eine Art von knöcherner Scheide darſtellt, welche die gebrochenen Knochenenden wäheend der Callusbildung in ihrer Lage erhält, und erſt, wenn dieſer Proceß beendigt iſt, zu ihrer natürlichen Beſchaffenheit zurückkehrt.

Daß die Beinhaut (die man übrigens zuweilen auch, um ſie von der in der Höhle der Knochen befindlichen zu unterſcheiden, periosteum externum genannt hat) nicht als der Urſprung der Knochen ſelbſt angeſehen werden darf, iſt ſchon ſeit Albin und Haller entſchieden. Wir ſind dagegen vollkommen berechtigt, als eine wichtige Beſtimmung der Knochenhaut anzuſehen, daß ſie den Knochen vor dem unmittelbaren Einfluſſe der Reibung der Muskeln und des Klopfens der Schlagadern ſchützt, ſowie uns der Erfahrungsſatz, nach welchem eine ihrer Beinhaut beraubte Knochenſtelle ſich in Kurzem abblättert und abſtirbt, mit Zuverläſſigkeit ſchließen läßt, daß die Beinhaut mittelbar dazu dient, den Blutumlauf in den äußern Theilen des Knochens zu unterhalten. Indem ſie die äußeee Fläche der Knochen glatt erhält, dient ſie ferner auch, die Bewegung der nächſtgelegenen Muskeln zu erleichtern. Es bleibt aber nichtsdeſtoweniger auffallend, daß dieſe Haut, obgleich auf den härteſten Theilen des Körpers aufliegend, einen ſo hohen Grad von Stärke und Feſtigkeit von der Natur erhalten.

Unter den Krankheiten der Beinhaut, auf deren Verwundungen man gegenwärtig beiweitem nicht mehr ein ſo großes Gewicht legt, als die ältern Ärzte darauf zu legen pflegten, iſt die Entzündung der Beinhaut zugleich die wichtigſte und die bisher am genaueſten beſchriebene. Wir haben derſelben einen eignen Artikel gewidmet (ſ. Periosteitis).

(*C. F. Kaltschmid*, Diss. de morbis periostei. Jenae 1759. 4. *J. C. C. A. Renard*, Verus periostei usus, nec non observationes quaedam circa acidi phosphorici ad necrosin cariemque ossium sanandas utilitatem. Parisiis 1808. 4.) (*C. L. Klose.*)

Periostosis, ſ. Exostosis.

PERIPATETIKER. Nach der in Athen beliebten Sitte, die Philoſophenſchulen nach dem Ort ihrer Zuſammenkünfte zu benennen, wurden die Ariſtoteliker *περιπατητικοί* oder *οἱ ἐκ τοῦ περιπάτου* genannt, weil nach dem Vorgange des Ariſtoteles die Häupter ſeiner Schule in der das Lykeion zu Athen umgebenden Säulenhalle ihre Vorträge zu halten pflegten [1]). Der Name erhielt ſich, ſo lange es noch eine Ariſtoteliſche Schule im alten Griechenlande gab [2]). Die Ariſtoteliſche Philoſophie hat in den nächſten Jahrhunderten nach dem Tode des Meiſters ein ganz ähnliches Schickſal gehabt, wie die Platoniſche; keine von beiden iſt in irgend einem weſentlichen Punkte von ihren Anhängeen fortgebildet worden, in beiden verarmte und verſiegte der ſpeculative Gehalt immer mehr, während der Stoicismus in friſcher Jugendkraſt blühete und der Skepticismus immer tiefere Wurzeln ſchlug, und wie in der Akademie die lebensvolle und unerſchöpflich reiche Lehre des Platon zu dürrem Formalismus und hohler Dialektik verknöcherte, ſo verflüchtigte ſich der unermeßliche Reichthum der Ariſtoteliſchen Philoſophie bei den erſten Peripatetikern zu nüchterner, gedankenleerer Empirie, bei den ſpätern zu einer völlig unwiſſenſchaftlichen, gehaltloſen Ethik. Erſt um die Zeit von Chriſti Geburt erwachte in beiden Schulen ein neues Leben und eine tiefere Richtung, die ſich bis zum völligen Erlöſchen der alten Philoſophie im 6. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung behauptete. Dabei bildeten jene älteren peripatetiſchen und akademiſchen Syſteme den Gegenſatz, der allerdings in der Lehre der beiden Meiſter gelegen hatte, da-

1) Anders *Cic.* Acad. post. I, 4: Qui erant cum Aristotele, Peripatetici dicti sunt, quia disputabant inambulantes in Lyceo. Ähnlich *Diog. Laert.* prooem. 17, wo er den Namen nicht vom Orte ableitet, wie den der Stoiker und Akademiker, ſondern *ἀπὸ περιπατημάτων*, alſo von dem angeblichen Luſtwandeln der Ariſtoteliker bei ihren Vorträgen. Allerdings weiſt die Form *περιπατητικός* zunächſt auf *περιπατεῖν* hin, von *περίπατος* mußte *περιπατικός* gebildet werden; doch ſcheint die Benennung aus der alten, echten Bezeichnung *οἱ ἐκ τοῦ περιπάτου* erſt ſpottweiſe umgebildet zu ſein. Die Ariſtoteliker werden wol nicht anders gelehrt haben, als die Stoiker in ihrer Pökile. 2) Noch Simplicius und der jüngere Olympiodoros, beide im 6. Jahrh., heißen Peripatetiker, doch verſchwindet der Name ſogleich bei den chriſtlichen Ariſtotelikern. Nicht unbrauchbar iſt für die Geſchichte der Ariſtoteliſchen Philoſophie *Joh. Launoy*, De varia philosophiae Aristotelicae fortuna. Par. 1653. 3. ed. Hag. Com. 1662.

bei aber die Möglichkeit einer Vermittelung aus einem höhern Princip durchaus nicht ausſchloß, bis zum äußerſten Extreme fort, und während der Platonismus ſich mehr und mehr in ſeinen dialektiſchen Formeln fixirte und zuletzt, im geraden Gegenſatze zu Platon's Lehre, mit furchtſamer Beſcheidenheit an aller Erkenntniß des Wahren verzweifelte, widmeten ſich die Peripatetiker, nach dem Vorbilde des großen Lehrers, mit friſcher Begeiſterung und unermüdlichem Fleiße der Beobachtung und Erforſchung der Natur und Geſchichte, und mit dem ſcharfen und ſichern Blicke gerüſtet, mit welchem der Stagirit in der Form das Weſen, in dem Einzelnen das Allgemeine erkannt hatte und dadurch der wahrhafte Schöpfer aller auf Empirie beruhenden Wiſſenſchaften geworden war, durchdrangen, bereicherten, erweiterten ſie nach allen Seiten die unermeßlichen Gebiete des ethiſchen, politiſchen, hiſtoriſchen, pſychologiſchen, phyſiſchen Wiſſens, zerſplitterten ſich aber dabei in geiſtloſen Materialismus und ideenloſen Empirismus. Wir können ſagen, daß beide Schulen, unvermögend, den unendlichen Gehalt und die Tiefe der echten Platoniſchen und Ariſtoteliſchen Lehre feſtzuhalten oder auch nur zu faſſen, zu untergeordneten, von Platon und Ariſtoteles längſt überwundenen Stufen des Philoſophirens wieder hinunterſtiegen, indem die Platoniker ſich der inhaltleeren Dialektik der Megariker annäherten, die ihrerſeits nichts war als ein in todten Formeln erſtarrter Eleatismus, und die ſie dann mit einigen Pythagoreiſchen und Platoniſchen Zuthaten verſetzten, die Peripatetiker dagegen mehrmals dicht an die mechaniſche und abſolut geiſtloſe Naturanſicht der Atomiſten anſtreiſten [3]). Den Grund dieſer auffallenden und nicht wegzuleugnenden [4]) Erſcheinung wird jetzt, nach Stahr's gründlichen und lichtvollen Auseinanderſetzungen [5]), wol Niemand mehr mit Strabo [6]) darein ſetzen wollen, daß ſie die in dem Keller zu Skepſis vermodernden Schriften des Ariſtoteles gar nicht gekannt und deshalb nothgedrungen auf ihre eigene Hand philoſophirt hätten [7]); ſie erklärt ſich ganz von ſelbſt aus dem damaligen politiſchen, ſittlichen und wiſſenſchaftlichen Zuſtande der griechiſchen Welt, denn wie das bürgerliche Leben jener Zeit alle Würde und Selbſtändigkeit verloren und ſich von ſeinen tiefſten Lebenswurzeln abgelöſt hatte, ſo konnte auch die Wiſſenſchaft, bei ihrer Zerſplitterung in äußerliches, hiſtoriſches Wiſſen, das geiſtige Band nicht wiederfinden, das bei Platon und Ariſtoteles alle Zweige des Wiſſens ſo feſt und innig zuſammengehalten hatte, und ſie gelangte bald dahin, entweder alle Beziehung auf ein Allgemeines und Höheres aufzugeben, oder ſich in unfruchtbare Einſamkeit und in den Schatten der Schule zurückzuziehen; jene Zeit konnte keine univerſale, alle Lebensgebiete durchdringende und durchleuchtende Philoſophie mehr erzeugen und verſtehen, es konnte in derſelben, wenn man nicht an aller Wahrheit verzweifelte, nur eine Lehre wie die ſtoiſche oder Epikureiſche ſich Bahn brechen, welche mit der kräftigen Einſeitigkeit, ja Starrheit eines unerſchütterlichen Princips den Menſchen in ſich ſelbſt zurücktrieb und ihm die Flucht der Welt predigte, ſtatt ihm zu zeigen, wie er die Welt beherrſchen und nach vernünftigen Zwecken geſtalten könne. Die peripatetiſche Philoſophie hat bis in das 6. Jahrhundert nach Chriſtus beſtanden [8]), bald kümmerlich in engen Kreiſen dahinlebend und faſt erlöſchend, bald mit neuem Glanze aufleuchtend. Wir können in derſelben drei, durch ihre verſchiedene Richtung ſcharf geſonderte, Perioden unterſcheiden: die phyſiſche, die ethiſche, die exegetiſche Periode. Die erſte umfaßt die Zeitgenoſſen und nächſten Nachfolger des Ariſtoteles, und ſchließt mit Straton von Lampſakos ab; ihre Richtung war eine überwiegend phyſiſche, der Speculation ſich mehr und mehr entfremdende und ſogar zum Materialismus hinneigende; die zweite, die wir mit Lykon beginnen können, zeigt uns eine Reihe von Männern, die ein tieferes Eindringen in die höchſten Probleme des Wiſſens von Vorn herein aufgaben, und dem mächtigen Impulſe der Stoa folgend ſich in dem ausgetretenen Geleiſe ethiſcher Unterſuchungen bewegten; Andronikos endlich eröffnet die dritte, beiweitem bedeutendſte Periode, in welcher aus einer gründlicheren, immer tiefer und reicher werdenden Erklärung der Ariſtoteliſchen Schriften zuerſt wieder ein wahrhaftes Verſtändniß ihrer Lehren hervorging und ſogar eine Vermittlung derſelben mit dem Platonismus verſucht wurde. Die Philoſophen der erſten Periode, Eudemos, Theophraſtos, Ariſtoxenos, Dikäarchos, Straton, waren gelehrte, geiſtvolle, in vielen Fächern des empiriſchen Wiſſens bahnbrechende Männer, fielen aber immer mehr von der höheren Speculation des Ariſtoteles ab; die der zweiten, Lykon, Ariſto von Keos, Kritolaos, Hieronymos, Diodoros von Tyros, waren gute Styliſten und ſuchten die Philoſophie zu populariſiren, konnten ihr aber, bei ihrer Gedankenarmuth und ihrem ungenügenden Verſtändniß des Ariſtoteles, kein neues Leben einhauchen; die dritte Periode zählt viele ſcharfſinnige und tiefſinnige Erklärer des Ariſtoteles, unter denen Alexander von Aphrodiſias, Themiſtios, Simplikios am bedeutendſten hervortreten; ſie fanden die Totalität des Ariſtoteliſchen Syſtems wieder, an welchem die frühern Peripatetiker nur einzelne Seiten herausgeſtellt und zum Theil völlig entſtellt hatten, und ergänzten daſſelbe in manchen weſentlichen Punkten durch den Platonismus, doch konnte ihre Lehre nie ins Große wirken, weil ſie in die ſchulmäßige Form gelehrter Interpretation eingekleidet

3) So Straton von Lampſakos, worüber unten ein Mehrer. Auch Theophraſt hatte den Leukippos gehört (*Diog. Laert.* V, 36). 4) Mit Recht nennt Brandis (in der trefflichen Abhandlung: über die Schickſale der Ariſtoteliſchen Schriften und einige Kriterien ihrer Echtheit. Rhein. Muſ. I, 3) die ſpätern Peripatetiker entartet und ohne Sinn für den Kern der Ariſtoteliſchen Philoſophie. Ähnlich ſchon Cicero: Horum (Aristotelis et Theophrasti) posteri ita degenerarunt, ut ipsi ex se nati esse videantur, de fin. V, 4. nur daß Cicero dieſes Urtheil zunächſt auf die Ethik der Peripatetiker beſchränkt. 5) Stahr, Ariſtotelia. 2. Th. S. 1—166. 6) XIII. p. 608 und nach ihm, mit geringer Abweichung, *Plut.* vita Sullae. c. 26. 7) *Συνέβη δὲ τοῖς ἐκ τῶν περιπάτων — μηδὲν ἔχειν φιλοσοφεῖν πραγματικῶς, ἀλλὰ θέσεις ληκυθίζειν*, Strabo l. c.

8) Sie überlebte noch um einige Zeit den allgemeinen Verfall aller philoſophiſchen Schulen, der um 529 in ganz Griechenland durch Juſtinian's Maßregeln eintrat; noch gegen das Ende des 6. Jahrhunderts lehrte der jüngere Olympiodoros zu Alexandria.

Digitized by Google

blieb. Auf der andern Seite nahmen auch die neuen Platoniker, wenngleich gegen Ariſtoteles ankämpfend [9]), viel Ariſtoteliſches auf, und ſuchten es mit Platoniſchen Lehren zu verſchmelzen.

Alle Schüler des Ariſtoteles, auch den **Phanias** [10]) und den geiſtvollen Rhodier **Eudemos** [11]), dem auch von einigen die Eudemiſche Ethik zugeſchrieben wurde, überragt an Bedeutung der Lesbier **Theophraſtos**, eigentlich Tyrtamos genannt [12]), der deshalb von dem alternden Ariſtoteles als ſein würdigſter Nachfolger im Lykeion bezeichnet wurde [13]). Theophraſtus ſtand ſeinem großen Lehrer an Umfang und Fülle des hiſtoriſchen und naturgeſchichtlichen Wiſſens ſchwerlich nach, vielmehr hat er hier überall die vielumfaſſenden Unterſuchungen desſelben fortgeſetzt und durch eigene ſcharfe Beobachtung erweitert [14]), und ſeine ſehr zahlreichen Schriften, deren Titel uns Diogenes aufbewahrt hat [15]), verbreiteten ſich ſo ziemlich über alle Fächer der Wiſſenſchaft; deſto weiter aber blieb er an ſpeculativer Kraft hinter dem Meiſter zurück, was zur Genüge aus dem Wenigen hervorgeht, was uns über ſeine pſychologiſchen Anſichten überliefert iſt. Es entging ihm nicht, daß Ariſtoteles, indem er von der ſich ſelbſt bewegenden Seele, der Entelechie, d. h. der formgebenden, zweckbeſtimmenden und ſich als Selbſtzweck ſetzenden Kraft des Körpers, den unbeweglichen, ruhig in ſich beharrenden, von Seele und Leib geſonderten Geiſt unterſchied, und dieſen dann wieder in einer doppelten Function als thätigen und leidenden Geiſt faßte [16]), an die Stelle des Platoniſchen Dualismus zwiſchen Seele und Leib, den er hatte aufheben wollen, einen neuen, dem Empiriker völlig unerklärbaren Dualismus in der Seele ſelbſt geſetzt hatte. Er mochte fühlen, daß Ariſtoteles durch dieſe Unterſcheidungen ſogar mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gekommen war, da ja ſein Kampf gegen die Platoniſche Ideenlehre, nach welcher das Einzelne wol Theil an dem Allgemeinen haben, nie aber mit demſelben eins werden konnte, immer darauf gerichtet war, nachzuweiſen, daß der Unterſchied zwiſchen Stoff und Form wie zwiſchen Einzelnem und Allgemeinem überall kein wirklicher, ſondern nur ein logiſcher ſei, wie etwa zwiſchen Möglichkeit und Wirklichkeit; eben erſt durch dieſe große Entdeckung war es ihm gelungen, der Vater einer wahrhaften Naturwiſſenſchaft zu werden; da hatte nun Ariſtoteles in dem Verhältniß der Seele zum Leibe jene weſentliche Identität zwiſchen Stoff und Form in ihrer reinſten und klarſten Erſcheinung wiedergefunden, und indem er die Seele als Entelechie des Körpers beſtimmte, konnte ihm das innige Wechſelverhältniß zwiſchen Seele und Leib kein anderes ſein, als das zwiſchen Weſen und Erſcheinung überhaupt; nun aber ſetzte Ariſtoteles über die Seele noch den Geiſt, jenes einfache, reine, ideale Weſen, in welchem alles Denken nur ein Denken ſeiner ſelbſt iſt, Denken, Gedachtes und Denkendes identiſch ſind und der Gegenſatz zwiſchen Subject und Object, zwiſchen Kraft und Thätigkeit völlig aufgehoben iſt [17]); dieſen von aller Gemeinſchaft mit dem Körper befreiten, unbeweglichen, in ſich ſelbſt den Grund ſeines Weſens habenden Geiſt hatte er aber noch nicht recht mit dem Weſen der Seele in Einklang zu bringen gewußt, er hatte ihn als eine höhere, gleichſam von Außen in den Menſchen eingehende Macht gefaßt, und war dadurch dem Anſcheine nach ſelbſt in den Fehler gefallen, den er den Pythagoreern vorwarf, daß ſie lehrten, die Seele komme von Außen wie durch eine Thür in den Körper [18]). Hier hätte nun die wahrhafte Fortbildung der Ariſtoteliſchen Philoſophie beginnen und zeigen müſſen, daß der Geiſt in der That Alles in Allem iſt und daß das Weſen der Seele ſich ebenſo in dem des Geiſtes vollendet, wie das des Leibes in der Seele; aber kein Peripatetiker hat dieſen Weg eines wahrhaften Fortſchritts betreten, den erſt die Neuplatoniker wiederfanden und dadurch die alte Philoſophie zu ihrer höchſten Vollendung brachten; jene Empiriker der erſten Periode gingen vielmehr grade den umgekehrten Weg; ſie leugneten das Weſen des Geiſtes ganz, weil ſie es nicht begriffen, und ſtatt die Seele zum Geiſte zu erheben, erniedrigten ſie den Geiſt zur Seele. So war dem Theophraſt jede, auch die denkende Thätigkeit der Seele Bewegung [19]), während Ariſtoteles grade von dem Acte des Denkens die Ruhe prädicirte [20]); zweifelnd ſpricht er über die Frage, ob der Geiſt wol überhaupt ein beſſeres und göttliches Weſen

9) Vergl. meine *meletemata Plotiniana*. p. 24—35. 10) Auch er war aus Ereſos, wie Theophraſt (*Strabo* XIII. p. 610). Er beſchäftigte ſich beſonders mit logiſchen (*Ammon*. De categ. p. 13) und philoſophiſch-geſchichtlichen Unterſuchungen, wie er denn auch ein Werk über die Sokratiker verfaßt hat (*D. L.* VI, 8. Vgl. *Jons*. De scr. hist. phil. p. 98). 11) Kein Schüler des Ariſtoteles hielt ſich ſo treu und ängſtlich an die Worte des Lehrers; in dieſem Sinne bearbeitete Eudemos die Logik (*Ammon*. categ. p. 13), die Phyſik (*Simpl*. phys. f. 201, b. *Εὔδημος ἐν τοῖς ἑαυτοῦ φυσικοῖς παραγράφων τὰ τοῦ Ἀριστοτέλους*) und gewiß auch die Ethik. Daher hielt es auch Brandis für gerathen, Schriften, die dem Ariſtoteles abzuſprechen, doch aber im Geiſte der peripatetiſchen Philoſophie geſchrieben wären, am liebſten auf Eudemos zurückzuführen (Rhein. Muſ. I, 4. S. 283. 284. 12) Ariſtoteles gab ihm den ehrenden Namen *τὸν τῆς φράσεως αὐτοῦ ζῆλον ἐπισημαινόμενος* (*Strab*. XIII. p. 618. Vergl. *D. L.* V, 38) *διὰ τὸ τῆς φράσεως θεσπέσιον μετωνόμασεν*. So Cicero (Or. 19): Theophr. divinitate loquendi nomen invenit. 13) Bekannt iſt die artige Erzählung bei Gellius (Noct. Att. XIII, 5), woraus hervorgeht, daß Ariſtoteles den Theophraſt (*ἡδίων ὁ Λέσβιος*) dem Eudemos, den er mit kräftigem rhodiſchem Weine verglich, beſonders wegen der anmuthigen Eleganz ſeines Vortrages und ſeines ganzen Weſens vorzog. 14) Wie Ariſtoteles der Schöpfer der Zoologie, ſo wurde Theophraſt der Begründer einer wiſſenſchaftlichen Botanik und Mineralogie, durch ſeine Schriften über die Pflanzen und über die Steine. Leider hat ſich außer dem Bruchſtück der Metaphyſik nichts Philoſophiſches von ihm erhalten. Seine Werke ſind zuletzt edirt von J. G. **Schneider**. (Leipzig 1818—21. Fünf Bde.) 15) *D. L.* V, 42—50. 16) *Arist*. de anima. III, 5: *Οὗτος ὁ νοῦς (ὁ ποιητικός) χωριστὸς καὶ ἀπαθὴς καὶ ἀμιγὴς τῇ οὐσίᾳ ὢν ἐνεργείᾳ — τοῦτο μόνον ἀθάνατον καὶ ἀΐδιον — ὁ δὲ παθητικὸς νοῦς φθαρτός καὶ ἄνευ τούτου οὐδὲν νοεῖ.*

17) De anima. III, 5: *Ἐπὶ τῶν ἄνευ ὕλης δὲ αὐτὸ τὸ νοοῦν καὶ τὸ νοούμενον*. Am klarſten metaphys. XI. p. 249 (*Br.*): *Ταὐτὸν νοῦς καὶ νοητόν*. p. 255: *Αὑτὸν ἄρα νοεῖ, εἴπερ ἐστὶ τὸ κράτιστον, καὶ ἔστιν ἡ νόησις νοήσεως νόησις*. 18) De anima. I, 3: *Κατὰ τοὺς Πυθαγορικοὺς μύθους τὴν τυχοῦσαν ψυχὴν εἰς τὸ τυχὸν ἐνδύεσθαι σῶμα*. 19) *Simpl*. phys. Fol. 225, a. *Κινήσεις εἶναι καὶ ταύτας (κρίσεις καὶ θεωρίας) ὁμολογούμενον*. 20) De anima. I, 3.

Digitized by Google

ſei, und ob er als ein von Außen kommendes, durchaus vollkommenes könne gefaßt werden [21]); er ſtrebte danach, den Dualismus der Ariſtoteliſchen Seelenlehre aufzuheben und den reinen Begriff der Entelechie wieder herzuſtellen, wahrſcheinlich ohne zu ahnen, daß er dadurch das Weſen der Seele im Grunde ſelbſt aufhob; denn ohne Beziehung auf ein Höheres, Unbewegliches, konnte die Seele auch nicht mehr die Macht des Körpers ſein, ſie mußte an allen Bewegungen deſſelben Theil nehmen, und ſo gelangte er denn dahin, alle Triebe und Begierden und Leidenſchaften aus dem Körper abzuleiten [22]); wenn er dagegen Urtheil und Betrachtung als der Seele allein angehörende Bewegungen beſtimmt [23]), ſo ſpricht er damit allerdings, im Gegenſatze zu Dikäarchos und Straton, noch eine reinere Anſicht von der Seele aus, aber er legte doch zu dem Materialismus derſelben ſchon den Grund, indem er, ganz abweichend von Ariſtoteles, alle Thätigkeiten der Seele, auch die dem Geiſte angehörenden, als Bewegungen bezeichnete, und dadurch den Gegenſatz zwiſchen der Unmittelbarkeit des einzelnen Empfindens und der Allgemeinheit des Denkens aufhob. Auch in dem intereſſanten Bruchſtück ſeiner Metaphyſik [24]) finden wir Theophraſt als zweifelnden Forſcher, wie er mit redlichem Ernſt und beſonnener Prüfung ſich mit einigen der ſchwierigſten Probleme der Naturphiloſophie beſchäftigt; die Fragen, wie Gott als Unbewegtes der Grund und Anfang aller Bewegung ſein könne, warum nicht alle Dinge an der Kreisbewegung, als der vollkommenſten, Theil nehmen, warum in der übrigens ſo wohlgeordneten Natur doch das Ungeordnete, Todte, Maſſenhafte, und ſelbſt in dem Lebenden das Formloſe, hinter ſeinem Zwecke Zurückbleibende, oder mit andern Worten das Schlechte ſo ſehr das Übergewicht habe über das Gute, hat er aufgeworfen, doch iſt aus dem Bruchſtück nicht zu erſehen, wie er ſie wird beantwortet haben; es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er überhaupt, bei ſeinen ſchwankenden Principien, zu keinem feſten Reſultate gelangte und auf eine definitive Löſung ſo tiefer Fragen verzichtete. Nun iſt aber dem Theophraſt auch der Vorwurf gemacht worden, daß er in der Ethik von dem ſtrengeren Ernſt der Ariſtoteliſchen Lehre abgefallen ſei und eine laxere Lebensanſicht eingeführt habe [25]); er ſoll nicht in die Tugend allein das Weſen der Glückſeligkeit geſetzt, ſondern auch äußere Lebensgüter als Beſtandtheile derſelben angenommen [26]) und gelehrt haben, die Glückſeligkeit ſei kein abſolut unverlierbares, lediglich durch die freie That des tugendhaften Menſchen zu realiſirendes Gut, ſondern ein vielfach von Zufällen und Glückswechſeln abhängiger Beſitz [27]); ſind dieſe Ausſprüche wahr, ſo enthalten ſie allerdings das zu allen Zeiten wiederkehrende, dürftige Raiſonnement des ſogenannten geſunden Menſchenverſtandes, doch läßt ſich aus den geringen Überlieferungen nicht erkennen, in wieweit Theophraſt hier von ſeinem Lehrer abgewichen iſt; denn auch dieſer ſah in ſeinen ethiſchen Schriften auf äußere Güter keineswegs mit der gleichgültigen Vornehmheit der Stoiker herab, und durch die Ethik wollte er eben nur dem Geiſte ſeine freie Herrſchaft über das Äußere ſichern. Überdies gehörte die Lehre von den äußern Lebensgütern nach Ariſtoteles zu dem untergeordneteren Gebiete der ethiſchen oder politiſchen Tugenden, die reinſte und wahrſte Glückſeligkeit, die er in die Betrachtung ſetzte, war ihm ein Unverlierbares, Abſolutes, und auch in dieſer Vorliebe für das beſchauliche Leben ſoll Theophraſt durchaus mit ihm übereingeſtimmt haben [28]). So verhielt ſich Theophraſt allerdings ſchon gegen manche weſentliche Punkte der Ariſtoteliſchen Lehre als ein Zweifelnder, aber mit dem redlichſten Eifer war er bemüht, auf den Wegen des Ariſtoteles Wahrheit zu finden, wiewol er demſelben nicht in alle ſeine Tiefen folgen konnte; von ſeinem klaren, heitern, milden Sinne geben die von ihm noch vorhandenen, der eigentlichen Philoſophie, mit Ausnahme der Metaphyſik, freilich nicht angehörenden Schriften ein ſchönes Zeugniß. — Einen viel entſchiedeneren Schritt zum Materialismus thaten zwei andere höchſt bedeutende, in der Schule des Ariſtoteles gebildete Männer, der große Muſiker **Ariſtoxenos** von Tarent und der nicht minder große Geograph und Hiſtoriker **Dikäarchos** von Meſſene; beide bearbeiteten ihre Lieblingswiſſenſchaften im Sinn und Geiſt des Ariſtoteles, namentlich war der Letztere unübertroffen in der ſcharfen Lebendigkeit, mit welcher er in den einzelnen Erſcheinungen des Völkerlebens und der Landesnatur ſofort das höhere Geſetz zu erkennen wußte; beide aber entfernten ſich noch viel weiter, als Theophraſt, von der echten Lehre des Ariſtoteles, indem ſie ebenfalls die Ariſtoteliſche Seelenlehre verbeſſern und begreiflicher machen zu müſſen glaubten. Da hat nun Ariſtoxenos, der noch mit einem Fuß in der Lehre der Pythagoreer ſtand [29]), als echter Muſiker den Satz aufgeſtellt, die Seele

21) *Simpl.* l. l.: *Εἶγε δὴ καὶ ὁ νοῦς κρεῖττόν τι μέρος καὶ θειότερον, ἅτε δὴ ἔξωθεν ἐπεισιὼν καὶ παντέλειος.* 22) *Simpl.* *Αἱ μὲν ὀρέξεις καὶ αἱ ἐπιθυμίαι καὶ αἱ ὀργαὶ σωματικαὶ κινήσεις εἰσὶ καὶ ἀπὸ τούτου ἀρχὴν ἔχουσι.* 23) *Simpl.* *Ὅσαι δὲ κρίσεις καὶ θεωρίαι, ταύτας οὐκ ἔστιν εἰς ἕτερον ἀνάγειν, ἀλλ' ἐν αὐτῇ τῇ ψυχῇ καὶ ἡ ἐνέργεια καὶ τὸ τέλος.* 24) Herausgegeben von **Brandis**, hinter der Ausgabe der Ariſtoteliſchen Metaphyſik (Berlin 1823). S. 308—323. 25) *Cic.* acad. post. I, 9. Theophrastus — vehementius etiam fregit quodammodo auctoritatem veteris disciplinae, spoliavit enim virtutem suo decore imbecillamque reddidit. 26) *Cic.* l. l. Negavit in virtute sola positum esse beate vivere.

27) *Cic.* Tusc. V, 9. Vexatur Theophrastus et libris et scholis omnium philosophorum, quod in Callisthene suo laudarit illam sententiam: Vitam regit fortuna, non sapientia; de fin. V, 4. Quum beata vita quaeratur — sitne ea tota sita in potestate sapientis an possit aut labefactari aut eripi rebus adversis, in eo nonnumquam variari inter eos et dubitari videtur. Quod maxime efficit Theophrasti de beata vita liber, in quo multum admodum fortunae datur. Cicero wirft auch dem Theophraſt vor, daß er in ſeiner Schrift vom Reichthum allzuſehr die prachtvollen Geſchenke, die der Reiche dem Volke machen könne, geprieſen und beſchrieben habe (de off. II, 16). 28) *Hieron.* adv. Jovin. I. p. 190. ed. *Bened.* Cic ad Att. II, 16. 29) *Suidas:* *Μουσικῇ ἐπιθέμενος οὐκ ἠστόχησεν, ἀκουστὴς τοῦ τε πατρὸς καὶ Λάμπρου τοῦ Ἐρυθραίου, εἶτα Ξενοφίλου τοῦ Πυθαγορείου καὶ τέλος Ἀριστοτέλους.* Verdient es Glauben, was Suidas weiter angibt, daß er aus Neid gegen Theophraſt und weil er ſelbſt des Ariſtoteles Nachfolger habe werden wollen, dieſen noch nach ſeinem Tode geſchmäht habe, ſo würden wir in ihm eine eitle und charakterloſe Künſtlernatur erblicken müſſen; doch ſind ſolche Anekdoten

ſei nichts als die Spannung des Körpers, und wie aus dem Zuſammenklange der Saiten die Harmonie entſtehe, ſo würden durch die Natur und Geſtalt des ganzen Körpers verſchiedene Bewegungen hervorgebracht, wie im Geſange die Töne [30]); die Seele war ihm alſo ein harmoniſches Ganzes von Körpertönen. Mag es ein geiſtvoller, bereits an die Chladni'ſchen Klangfiguren erinnernder Blick ſein, daß er die einzelnen Töne mit Figuren und ihren Bewegungen verglich und Zeitliches auf Räumliches zu reduciren ſuchte, aber jene völlig begriffloſe und nichtsſagende Vorſtellung von der Seele hatte denn doch ſchon Ariſtoteles auf das Gründlichſte, wahrſcheinlich gegen die pythagoriſirenden Vorgänger des Ariſtoxenos, abgefertigt [31]). Dikäarchos ſeinerſeits ging noch weiter; nicht nur ſtritt er entſchieden gegen die Trennbarkeit des Geiſtes vom Körper, ſondern Geiſt und Seele waren ihm leere Namen, und er meinte, man dürfe im Grunde gar nicht ſagen, daß in Menſchen oder Thieren Geiſt oder Seele wohne, da ja die Seele nichts ſei, als eine durch alle lebende Körper gleichmäßig ausgegoſſene Kraft, durch welche wir handeln oder empfinden [32]); ja er nannte ſie ſogar einen einzelnen, einfachen Körper, ſo geſtaltet, daß ſie in Folge eines natürlichen Miſchungsverhältniſſes lebe und empfinde [33]). Näher erklärt werden dieſe Worte durch einen andern Ausſpruch, in welchem er, faſt Empedokleiſch, die Seele als Harmonie, d. h. als Miſchung und Zuſammenſtimmung der vier Elemente, beſtimmte [34]). Dikäarchos ſcheint ſich hier ſelbſt zu widerſprechen, denn wenn die Seele nichts iſt als eine durch die Körper verbreitete Kraft, wie kann ſie da ſelbſt für ſich ein Körper ſein? aber dieſen Unſinn dürfen wir doch dem Dikäarchos wol nicht aufbürden, vielmehr werden wir annehmen müſſen, daß er unter Körper etwa daſſelbe verſtand, wie die Stoiker, die alles Reale, im Gegenſatz gegen das blos Gedachte, σῶμα nannten [35]). Daß nun aber bei ſolchen Prämiſſen die Unſterblichkeit der Seele auf das Entſchiedenſte geleugnet werden mußte, würde, auch wenn es nicht überliefert wäre [36]), am Tage liegen. So war denn Dikäarchos, wenn auch unbewußt, bereits auf dem Wege zu einer der atomiſtiſch-mechaniſchen ſehr ähnlichen Naturanſicht. — Des Theophraſtos Nachfolger im Lykeion war Straton von Lampſakos, welcher Ol. 127, 3 ſein Lehramt übernahm und demſelben 18 Jahre lang vorſtand [37]); den Namen eines der größten Koryphäen der peripatetiſchen Schule [38]) verdankt er, neben ſeinem ausgebreiteten Wiſſen, wol ſeinem ſcharfen Verſtande [39]), wobei indeſſen ſein Talent ein mehr kritiſches als productives geweſen ſein ſoll [40]). Mit größerer Einſeitigkeit als Theophraſt wandte er ſich vorzugsweiſe den phyſiſchen Studien zu [41]); auch ihm war die Seelenlehre des Ariſtoteles ein Stein des Anſtoßes, an welchem er ſtrauchelte, um in den Materialismus zurückzuſinken, und er hat ſich ähnlich, wie Theophraſt, darüber ausgeſprochen, nur daß er verſicherte, wo dieſer noch zweifelte. Auch ihm waren alle Thätigkeiten der Seele wie des Geiſtes Bewegungen [42]), urſprünglich von Bewegungen des Körpers ausgehend [43]), und darum war ihm auch alles Denken nichts als ein Reproduciren ſinnlicher Eindrücke, da die Seele nichts denken könne, was ſie nicht vorher vermittels der Sinne geſehen habe [44]); ja, die Denkkraft fiel ihm völlig mit dem Vermögen der ſinnlichen Anſchauung zuſammen, indem er lehrte, daß dieſelbe durch die Sinneswerkzeuge wie durch Augen aus dem Leibe hinausſchaue [45]). Wenn er das Denken die lebendige Wirkſamkeit der Denkkraft nannte, zu der es ſich verhalte, wie das wirkliche Sehen zur Sehkraft, und daraus dann die Folgerung ableitete, daß auch der Denkende ſich bewege, wie der Sehende und Hörende und Riechende [46]), da ja alle Thätigkeit Bewegung ſei, mochte er allerdings glauben, der Ariſtoteliſchen Begriffsbeſtimmung durchaus treu geblieben zu ſein; aber auch ihm, wie dem Theophraſt, war entgangen, was Ariſtoteles bezweckte, indem er das reine und wahre Denken der Bewegung der Seele entzog und dem ruhenden Geiſte zuſchrieb. Dieſelbe materielle Einheit, die Straton in dem Weſen des Menſchen hergeſtellt zu haben glaubte, trug er dann auch auf Welt und Gott über, und ſetzte ſich dadurch dem gewiß nicht grundloſen Vorwurfe des

chen von Feindſchaften bedeutender Männer nur zu oft erſonnen. Vergl. über ihn *G. L. Mahne*, Diatr. de Aristoxeno (Amstelod. 1793).

30) *Cic.* Tusc. I, 10. Aristoxenus musicus idemque philosophus ipsius corporis intentionem quandam (animum dicit esse), velut in cantu et fidibus, quae harmonia dicitur, sic ex corporis natura et figura varios motus cieri, tamquam in cantu sonos. 31) De anima. I, 4. 32) Tusc. I, 10. Dicaearchus in eo sermone, quem Corinthi habitum tribus libris exponit doctorum hominum disputantium — Pherecratem — disserentem inducit, nihil esse omnino animum, et hoc esse nomen totum inane, frustraque et animalia et animantes appellari, neque in homine inesse animum vel animam, nec in bestia, vimque omnem eam, qua vel agamus quid vel sentiamus, in omnibus corporibus vivis aequabiliter esse fusam, nec separabilem a corpore esse. Vergl. *Sext. Emp.* hyp. Pyrrh. II, 31. *Μὴ εἶναι ψυχήν.* 33) Tusc. l. l. Nec sit quidquam nisi corpus unum et simplex, ita figuratum, ut temperatione naturae vigeat et sentiat. Ähnlich *S. E.* adv. math. VII, 349. *Πῶς ἔχον σῶμα.* 34) *Nemes.* de natura hom. p. 68 *Matth.* 35) Vergl. *Petersen*, Phil. Chrysippeae fundamenta. p. 159 u. f. 36) *Cic.* Tusc. I, 31. Er ſchrieb ſeinen Lesbiacus gegen die Unſterblichkeit.

37) *Diog. Laert.* V, 58. 38) *Ὁ κορυφαιότατος*, *Plut.* adv. Colot. X. p. 587. 39) Acri ingenio, *Cic.* ac. post. I, 9. De fin. V, 5. 40) *Polybius*, Exc. Vatic. libr. XII, 12. *Ὅταν ἐξ αὑτοῦ τι προφέρηται — εὐηθέστερος αὑτοῦ καὶ νωθρότερος.* 41) Daher *φυσικός*, *D. L.* V, 58. Cicero (ac. post. I, 9) will ihn daher gar nicht mehr zu den Peripatetikern rechnen: quum maxime necessariam partem philosophiae, quae posita est in virtute et in moribus, reliquisset totumque se ad investigationem naturae contulisset, in ea ipsa plurimum discedit. Doch erwähnt Diogenes auch mehrer ſeiner ethiſchen Schriften. 42) *Simpl.* phys. fol. 225, a. *Τὴν ψυχὴν ὁμολογεῖ κινεῖσθαι, οὐ μόνον τὴν ἄλογον ἀλλὰ καὶ τὴν λογικήν, κινήσεις λέγων εἶναι τὰς ἐνεργείας τῆς ψυχῆς.* 43) *Simpl.* l. l. *Ὅτι εἰσὶν αἱ πλεῖσται τῶν κινήσεων αἰτίαι* (l. *αἱ αὐταί*) *ἃς ἡ ψυχὴ καθ' αὑτὴν κινεῖται διανοουμένη καὶ ἃς ὑπὸ τῶν αἰσθήσεων ἐκινήθη πρότερον, δῆλόν ἐστιν.* 44) Ebend. *Ὅσα γὰρ μὴ πρότερον ἑώρακε, ταῦτα οὐ δύναται νοεῖν.* 45) *S. E.* adv. math. VII, 350. (*Τὴν διάνοιαν*) *εἶναι τὰς αἰσθήσεις, καθάπερ διά τινων ὀπῶν τῶν αἰσθητηρίων προκύπτουσαν, ἧς στάσεως ἦρξε Στράτων.* 46) *Simpl.* l. l. *Ἀεὶ γὰρ ὁ νοῶν κινεῖται, ὥσπερ καὶ ὁ ὁρῶν καὶ ἀκούων καὶ ὀσφραινόμενος, ἐνέργεια γὰρ ἡ νόησις τῆς διανοίας, καθάπερ καὶ ἡ ὅρασις τῆς ὄψεως.*

Digitized by Google

Atheiſmus aus[47]); denn nicht nur, daß er den Göttern gar keinen Antheil an der Weltbildung zuſchrieb[48]), was allenfalls noch als Widerſpruch gegen den Volksglauben gelten könnte, ſo lehrte er auch, daß alles von Natur geworden ſei[49]), und in der Natur ſelbſt fand er nichts als eine göttliche, allurchdringende Kraft, die empfindungs- und geſtaltlos die Urſachen des Entſtehens, des Wachſens und Abnehmens und jeder Veränderung in ſich trage[50]); ſo iſt er nicht einmal zu der Idee eines der Natur und Welt immanenten Gottes gelangt, ſondern der Grund aller Dinge war ihm eine blinde, bewußtlos wirkende Kraft, womit nichts geſagt war; und ſelbſt dieſer ſchwache Schimmer eines göttlichen Princips ging ihm verloren, als er nun ernſtlich an die Betrachtung deſſelben ging und nach den Urſachen der Weltbildung fragte. Er trat zwar hier entſchieden gegen die Demokriteer auf, die aus der verſchiedenen Geſtalt ihrer Atome alle einzelnen Bildungen der Welt ableiteten[51]), aber er ſetzte nichts Beſſeres an die Stelle; denn er meinte, alles, was ſei oder werde, das werde oder ſei geworden durch gewiſſe natürliche Bewegungen und Gewichte[52]), wofür er auch geſagt haben ſoll, Qualitäten ſeien die Anfänge alles Seins[53]). Dies war nun freilich auch nicht mehr als ein Wort, wogegen doch die Atome noch einen Schatten von Realität hatten. Es kann nicht befremden, daß ihm bei ſolchen Anſichten auch die Welt kein belebtes Ganzes mehr war, und daß er an die Spitze alles Werdens den Zufall ſetzte, indem er lehrte, dem Zufälligen folge das Natürliche, denn den anfänglichen Anſtoß gebe der Zufall, ſpäter werde dann eine jede der phyſiſchen Grundqualitäten vollendet[54]). Es iſt, als hörten wir einen Anhänger des Demokrit reden. Wie er im Einzelnen ſich von Demokrit entfernt und wie er überhaupt noch die Ariſtoteliſchen Lehren von der durch die ganze Natur hindurchgehenden wohlgeordneten Zweckmäßigkeit mit ſeiner gottverlaſſenen Weltanſicht vereinigt haben mag, darüber fehlt uns jede Andeutung; nur das wiſſen wir, daß ſein Begriff von der Zeit durchaus der des Ariſtoteles war[55]). So hatten nun Theophraſtos und Dikäarchos die Phyſik und Politik des Ariſtoteles auf die würdigſte Weiſe fortgebildet und auf immer neue Gebiete des Wiſſens angewendet, die Seelenlehre aber und was dem Ariſtoteles erſte Philoſophie hieß, die Wiſſenſchaft des reinen Begriffes, war unter ihren Händen verflacht und verkümmert, worauf dann Straton ſogar die Grundlagen der Ariſtoteliſchen Phyſik in Frage ſtellte und den Atomiſten auf halbem Wege entgegenkam.

47) Vergl. *Ph. Fr. Schlosser*, De Stratone Lampsaceno et atheismo vulgo ei tributo (Viteb. 1728. 4.) und beſonders *Brucker*, De atheismo Stratonis in *Schellhorn* amoenitatt. liter. t. 13. p. 311 u. f. 48) *Cic.* acad. pr. II, 38. Negat opera deorum se uti ad fabricandum mundum. 49) Ebend. Quaecunque sint, docet omnia effecta esse natura. 50) *Cic.* de nat. deor. I, 13. Omnem vim divinam in natura sitam esse censet, quae causas gignendi, augendi, minuendi immutandique habeat, sed careat omni sensu ac figura. 51) *Cic.* ac. pr. II, 38. Somnia censet haec esse Democriti, non docentis sed optantis. 52) Ebend. Quidquid aut sit aut fiat naturalibus fieri aut factum esse docet ponderibus et motibus. 53) *Sext. Empir.* hyp. Pyrrh. III, 33. *Στράτων ὁ φυσικὸς τὰς ποιότητας* (*ἀρχὰς εἶναι*). 54) *Plut.* adv. Colot. 14. *Τελευτῶν τὸν κόσμον αὐτὸν οὐ ζῷον εἶναί φησιν, τὸ δὲ κατὰ φύσιν ἕπεσθαι τῷ κατὰ τύχην, ἀρχὴν γὰρ ἐνδιδόναι τὸ αὐτόματον, εἶτα οὕτω περαίνεσθαι τῶν φυσικῶν παθῶν ἕκαστον.* Seine *πάθη* oder *ποιότητες* erinnern ſchon an die Grundkräfte, welche in der neueren Phyſik von vielen an die Stelle materieller Elemente geſetzt werden. 55) *S. E.* adv. math. X, 155. 177. 228. *Χρόνος μέτρον κινήσεως καὶ μονῆς.*

Die Männer der zweiten Periode, über welche nur Weniges und Unbedeutendes, meiſt von Cicero, uns überliefert iſt, verließen mehr und mehr den dornenvollern und mühſamern Weg der Naturwiſſenſchaft und ergingen ſich am liebſten auf den leichter zugänglichen, damals von aller Welt angebauten Gebieten der Ethik und Rhetorik, wobei ſie denn auch ihre Ariſtoteliſchen Studien auf die klaren und faßlichen ethiſchen und rhetoriſchen Schriften werden beſchränkt haben. Es iſt charakteriſtiſch, daß in einer Zeit, wo die altgriechiſche Bürgertugend längſt untergegangen war, alle philoſophiſche Schulen von der Ethik wie von ihrem Mittelpunkte ausgingen und in dieſer auch nicht ſelten in ihren, wenngleich von verſchiedenen Wegen aus gewonnenen Reſultaten zuſammentrafen; aber es war nicht mehr jene großartige Ethik des Platon oder Ariſtoteles, welche das Individuum ſowol mit ſich ſelbſt als mit dem großen Geſammtleben des Staates in Harmonie ſetzen wollte und deshalb erſt in der Politik ihren Abſchluß fand, vielmehr ging die Ethik jener Späteren zunächſt von dem Intereſſe aus, das Individuum in ſich frei zu machen von der Macht der Verhältniſſe und es zu tröſten und zu erheben über den nicht mehr abzuwendenden Verfall der alten Lebensformen; darum trug die ganze Moral der Peripatetiker, wie der Stoiker, Akademiker, Epikureer jener Zeit einen egoiſtiſchen, engherzigen Charakter und hat im Großen und Ganzen für Staat und Menſchheit wenig gewirkt. In allen dieſen Schulen gingen damals die ethiſchen Lehrer von der Frage nach dem höchſten Gute aus, und hier haben ſich denn die Peripatetiker den Stoikern oft ſo ſehr genähert, daß zuletzt faſt aller Unterſchied zwiſchen beiden Schulen zu verſchwinden ſchien. In der That kamen beide in den beiden Formeln überein, daß das höchſte Gut in dem Leben nach der Natur beſtehe[56]), und daß eine der weſentlichſten Beſtimmungen deſſelben die Schmerzloſigkeit ſei[57]). Indeſſen iſt doch dieſe Übereinſtimmung mehr eine ſcheinbare als eine wirkliche; denn etwas anderes war dem Stoiker das Leben nach der Natur, etwas anderes dem Peripatetiker. Jener verlangte, daß das Individuum mit der großen Harmonie des allgemeinen Naturlebens, in welchem er das Göttliche ſah, ſich in Einklang ſetzen ſolle, dieſer war zufrieden, wenn das Individuum nur ſeine menſchliche Natur ſo vollkommen als möglich ausbildete und ein dieſer Natur möglichſt angemeſſenes Leben führte[58]); jener wollte nichts

56) *Cic.* de fin. V, 9. Homini id esse in bonis ultimum, secundum naturam vivere. — Finis bonorum exsistit, secundum naturam vivere, sic affectum, ut optime affici possis, ad naturamque accommodatissime. 57) So namentlich Hieronymos und Kritolaos; ſ. unten. 58) De fin. V, 9. Vivere ex hominis natura undique perfecta et nihil requirente.

Digitized by Google

ſein als ein Tropfen im Ocean, ein Glied des großen Weltganzen, und eben in dieſer Selbſtopferung fand er ſeine Freiheit, er hatte die Kraft, ſein Individuum preis zu geben und in der Allgemeinheit aufgehen zu laſſen, er reſignirte ein für allemal (wenigſtens in der Theorie) auf alle individuelle Stimmungen, Affecten und Leidenſchaften, auf Luſt und Leid, und in dieſer männlichen und energiſchen Reſignation liegt die weltgeſchichtliche Größe dieſer Philoſophie; der Peripatetiker dagegen wollte auf ſeine perſönlichen Neigungen und Bedürfniſſe nicht mit einem Schlage verzichten, er wollte von den Freuden und Genüſſen des Lebens ſich ſoviel reſerviren, als nur immer mit der menſchlichen Natur ſich zu vertragen ſchien. Darum meinte er auch nicht, daß der Menſch alles Gefühl für Freude und Schmerz, alle Affecten und Leidenſchaften aufgeben und wol gar, wie die Stoiker übertreibend foderten, in dem Schmerze die höchſte Luſt finden ſollte[59]); der Schmerz blieb ihm immer ein Übel[60]), und die Leidenſchaften, die er mit Recht als nothwendige Bedingung der menſchlichen Natur anſah, wollte er nicht ausrotten, ſondern nur zügeln, da doch aus denſelben, wie namentlich aus dem Zorn, den ſie den Wetzſtein der Tapferkeit nannten, auch, in ſofern er nur gegen das Böſe gerichtet werde, viel Gutes und Nützliches hervorgehe[61]). Darum wichen denn auch darin die Peripatetiker ganz entſchieden von den Stoikern ab, daß ſie, wie ſchon Theophraſt, nicht in die Tugend allein das höchſte Gut und den Inbegriff aller Glückſeligkeit ſetzten, ſondern neben der Tugend auch noch andere äußere Güter als Realitäten annahmen, die man nicht gradezu verachten dürfe[62]); natürlich mußten ſie ja zu dem Leben nach der Natur, wie ſie es gefaßt hatten, auch die leiblichen Güter rechnen[63]). Die Tugend ſetzten ſie nun allerdings an die Spitze aller Güter, und wie ſie lehrten, daß gegen ſie alle übrigen Güter gering zu achten ſeien, ſo zogen ſie die durch Arbeit und Vernunft erworbenen Tugenden den angeborenen Tugenden des Talentes und dieſe wieder den blos körperlichen Tugenden vor[64]); aber dabei fiel es doch immer dem ſubjectiven Ermeſſen anheim, wie viel oder wenig Werth ſie neben der Tugend noch den geringeren Lebensgütern einräumen wollten, und wenn ſie im Handeln überhaupt noch etwas anderes neben der Tugend beſtehen und dieſe nicht Alles in Allem ſein ließen, ſo mußten ſie im Grunde auf jede wiſſenſchaftliche Ausbildung der Ethik verzichten. Sehr mit Unrecht ſagte daher Karneades[65]), daß der Streit zwiſchen Stoikern und Peripatetikern ſich nur um Namen, nicht um Sachen drehe; die Ethik der Ariſtoteliker war milder, menſchlicher, anſprechender, als die der Stoiker; aber an Schärfe und Conſequenz ſtand ſie weit hinter derſelben zurück; denn die wahrhafte Freiheit des Individuums iſt überhaupt nur durch volle und ungetheilte Hingabe an ein Höheres und Allgemeineres zu retten, nicht durch Halbheit des Sinnes und durch ſchwankendes Hinundherbewegen zwiſchen ſubjectiver Neigung und dem objectiven Geſetze der Tugend, wie es die Peripatetiker wollten. Wir können, bei dem Mangel an Nachrichten, nicht beſtimmen, welchen Antheil die Einzelnen an dieſer Ausbildung oder richtiger Verflachung der Ariſtoteliſchen Ethik mögen gehabt haben. Wir wiſſen nur, daß *Lykon* von Troas, von ſeiner angenehmen Redegabe auch Glykon genannt, ein in gymnaſtiſchen und athletiſchen Künſten wohl beſchlagener Mann, das Lehramt im Lykeion von Straton (Ol. 127, 4) übernahm, und demſelben 44 Jahre lang vorſtand[66]). Cicero deutet an, daß er die Philoſophie des Straton noch verdünnt habe, doch wandte er übertriebene Sorgfalt auf den Ausdruck, weshalb ſeine Schriften (wie denn überhaupt die Zeit einer einfachen, claſſiſchen Proſa, in welcher Sache und Form im ſchönen Gleichgewichte ſtehen, längſt vorüber war) zwar viel rhetoriſche Gewandtheit verriethen, doch aber nach den wenigen Proben bei Diogenes zu urtheilen, viel hohlklingende Trivialitäten in geſpreizter Form enthielten[67]). Sein Ausſpruch, daß wirklicher Schmerz nur durch geringe und untergeordnete Übel, nicht durch Seelenleiden hervorgerufen werde, womit er ohne Zweifel die Bedeutung des Schmerzes herunterſetzen wollte[68]), erlaubt keinen Schluß auf das Ganze ſeiner Lehre. Noch weniger wiſſen wir von ſeinem Nachfolger, *Ariſton von Keos* (nicht zu verwechſeln mit den Stoiker Ariſton von Chius); Cicero lobt ſeinen eleganten, zierlichen Ausdruck, vermißt aber an ihm die Strenge und Würde des Philoſophen[69]). Ihm folgte *Kritolaos*, aus Phaſelis in Lydien, berühmt als der erſte Repräſentant ſeiner Schule zu Rom, wohin er nebſt dem Akademiker Karneades und dem Stoiker Diogenes von Babylon von den Athenern geſendet war, um den Erlaß einer von dem römiſchen Senat ihnen wegen der Zerſtörung von Oropos auferlegten Geldbuße zu betreiben[70]). Jeder dieſer drei

59) *Cic.* Tusc. V, 9. Theophrastus in eo libro, quem scripsit de vita beata, multa disputat, quamobrem is, qui torqueatur, qui crucietur, beatus esse non possit. 60) De fin. V, 26. 27. Quae mala Stoici non audent appellare, aspera autem et incommoda et rejicienda et aliena natura esse concedunt, ea Peripatetici mala dicunt, sed exigua et porro minima. 61) Tusc. IV, 18. Perturbari animos necesse esse dicunt, sed adhibent modum quendam, quem ultra progredi non oporteat. c. 19. Iracundiam cotem fortitudinis esse dicunt; — virum videri negant, qui irasci nesciat. 62) De fin. II, 21. Pugnant Stoici cum Peripateticis; alteri negant quidquam esse bonum, nisi quod honestum sit, alteri, plurimum se et longo longeque plurimum tribuere honestati, sed tamen et in corpore at extra esse quaedam bona. IV, 18. Non sola virtute finem bonorum contineri putant. 63) Tusc. V, 30. Tria genera bonorum, maxima animi, secunda corporis, externa tertia. 64) De fin. V, 13.

65) *Cic.* De fin. III, 12. Carneades pugnare non destitit, in omni hac quaestione, quae de bonis et malis appellatur, non esse rerum Stoicis cum Peripateticis controversiam, sed nominum. 66) *D. L.* V, 68. 67) Einige Pröbchen ſeiner geſuchten und zugeſpitzten Ausdrucksweiſe gibt *D. L.* V, 65. 66. Cicero urtheilt über ihn: Oratione locuples, rebus ipsis (Stratone) jejunior, de fin. V, 5. 68) Tusc. III, 32. 69) De fin. V, 5. Concinnus et elegans Aristo, sed ea, quae desideratur in magno philosopho, gravitas, in eo non fuit; scripta sane et multa et polita, sed nescio quo modo auctoritatem oratio non habet. 70) De or. II, 37. ad Att. XII, 23. Genauer *Macrob.* Saturn. I, 5. Tres philosophos Athenienses quandam ad senatum legaverunt, impetratum, uti mulctam remitteret, quam civitati eo-

Digitized by Google

Männer glänzte durch beſondere Vorzüge, Kritolaos am meiſten durch die Gewandtheit und Rundung ſeines redneriſchen Ausdruckes [71]). Ganz würdig iſt ſein Ausſpruch, daß, wenn man in die eine Wagſchale die geiſtigen Güter legte, in die andere die körperlichen und äußerlichen, jene ſich ſo tief ſenken würde, daß ſie ſelbſt die Erde und alle Meere mit hinabziehen müſſe [72]). Cicero rühmt von ihm, daß er noch im Geiſte ſeiner Schule geblieben ſei, während ſein Nachfolger Diodoros von Tyros, zuerſt, gleich den Stoikern, Schmerzloſigkeit als höchſtes Gut aufgeſtellt habe [73]). Wenn Kritolaos über Phyſik ſprach, ſo ſcheint er ſich ziemlich genau an Straton angeſchloſſen zu haben, wenigſtens eiferte er ſehr gegen den Wahn von einer irgendwann erfolgten Erſchaffung der Welt und des Menſchengeſchlechts, da beide nur als von Ewigkeit her beſtehend könnten gedacht werden [74]). Von Diodoros bis auf Andronikos von Rhodos, den eilften Nachfolger des Ariſtoteles [75]), iſt in der Reihenfolge der Häupter des Lykeion eine noch nicht ausgefüllte Lücke von drei Namen; es iſt, als hätte ſich die Schule ſelbſt im Sande verlaufen, bis Andronikos ſie durch ſein Zurückgehen auf die reine Quelle der Ariſtoteliſchen Werke wieder in friſcheren Fluß brachte. Doch gehören, um von den vielen überlieferten Namen der damals immer noch zahlreichen Freunde des Ariſtoteles nur die bedeutendſten zu nennen, noch **Hieronymos** von Rhodos und **Kratippos** von Mytilene dieſer Richtung an, jener ein Zeitgenoſſe des Arkeſilaos [76]), dieſer ein vertrauter Freund des Cicero und Lehrer ſeines Sohnes [77]). Beide ſind in ihrer Art merkwürdig; jener durch die Wendung, die er ſchon lange vor Diodor zu den Stoikern hinüber machte, indem er das Freiſein vom Schmerze als das höchſte Gut ſetzte [78]), weshalb ihn auch Lykon von Troas angegriffen zu haben ſcheint [79]), und Cicero zweifelt, ob er ihn wirklich zu den Peripatetikern rechnen ſolle [80]); Kratippos dagegen macht ſchon den Übergang zu der folgenden, tieferen Periode der peripatetiſchen Philoſophie, denn er ging, ſo viel wir wiſſen, zuerſt wieder auf die Ariſtoteliſche Unterſcheidung der Seele von dem Geiſte zurück, und nahm an, daß der menſchliche Geiſt von Außen her als ein Theil des göttlichen Geiſtes in den Menſchen gekommen ſei, weshalb er auch die Realität der Mantik aus der zuweilen eintretenden Befreiung des Geiſtigen im Menſchen von den Schranken des Körpers, welchem der niedere Theil der Seele angehöre, ableitete [81]). Überhaupt kamen alle Ariſtoteliker in der Bekämpfung des ſtoiſchen Fatalismus überein, der ihrem natürlichen Sinn am wenigſten zuſagen konnte; ſie erkannten wol die Möglichkeit der Weiſſagung in Träumen und begeiſterten Seelenzuſtänden an, aber unbedingt verwarfen ſie die mittelbare, an äußere Zeichen ſich anknüpfende Prophezeiung, welche die meiſten Stoiker, an den Volksglauben ſich anlehnend, ſtehen ließen, und ſogar philoſophiſch zu deduciren ſuchten [82]). Noch können zwei namhafte, der Zeit nach frühere, der Richtung nach aber verwandte Exoteriker dieſer Reihe von Peripatetikern angeſchloſſen werden, der humane und reich begabte **Demetrius von Phaleros**, der letzte große Redner und Staatsmann Athens, Zuhörer des Theophraſt und ungeachtet ſeines viel bewegten Lebens ein außerordentlich fruchtbarer Schriftſteller [83]), deſſen Beredſamkeit jedoch an Kraft und Gewalt hinter den frühern großen Rednern zurückblieb [84]), und **Heraklides** von Heraklea in Pontus, daher Ponticus genannt, der ſogar noch den Ariſtoteles ſelbſt gehört haben ſoll [85]), vorher aber ſchon bei Speuſippos und den Pythagoreern gelernt und den Platon ſtudirt hatte [86]), daher wol mehr als Eklektiker anzuſehen iſt; er war ein ebenſo eitler als gelehrter Mann [87]), ausgezeichnet beſonders als Äſthetiker und kritiſcher Literarhiſtoriker, wie er denn namentlich über Homer viel geſchrieben hat [88]); manche ziehen ihn jedoch des Plagiats

---

rum fecerat propter Oropi vastationem; ea mulcta fuerat talentum fere quingentum.

71) *Macrob.* l. l. Fuit facundia Carneades violenta et rapida, scita et tereti Critolaus, modesta Diogenes et sobria. 72) Tusc. V, 17. 73) De fin. V, 5. Critolaus imitari antiquos voluit, et quidem est gravitate proximus et redundat oratio; at tamen is quidem (Bremi conjicirt: ne sic quidem) in patriis institutis manet; Diodorus ejus auditor adjungit ad honestatem vacuitatem doloris; hic quoque suus est, de summoque bono dissentiens dici vere Peripateticus non potest. Ac. pr. II, 42. Vacare omni molestia cum honestate Diodorus finem bonorum esse censuit. 74) Philo quod mundus sit incorruptib. p. 943. Über ſeine Ethik ſagt Clemens Alex. (Strom. II. p. 416) er habe *προγονικὴν τελειότητα* (eine ſolche Vollkommenheit, wie ſie auch die frühern Peripatetiker annahmen) gelehrt, alſo ganz die patria instituta, von denen Cicero ſpricht. 75) *Brucker*, Hist. crit. phil. I. p. 853. 76) *D. L.* IV, 41. 77) *Cic.* De divin. I, 3. Cratippus, familiaris noster, quem ego parem summis Peripateticis judico. Ad fam. XII, 16. XVI, 21, wo Cicero der Sohn ſchreibt: Cratippo me scito non ut discipulum, sed ut filium, esse conjunctissimum. 78) De fin. V, 5. Praetereo multos, in his doctum hominem et suavem Hieronymum — summum bonum posuit vacuitatem doloris. Vergl. De fin. II, 3. 79) *D. L.* V, 68. 80) De fin. V, 5. Quem jam cur Peripateticum appellem nescio.

81) *Cic.* De div. I, 32. Cratippus — animos hominum quadam ex parte extrinsecus esse tractos et haustos, ex quo intelligitur, esse extra divinum animum, humanus unde ducatur; humani autem animi eam partem, quae sensum, quae motum, quae appetitum habeat, non esse ab actione corporis sejugatam, quae autem pars animi rationis atque intelligentiae sit particeps, eam tum maxime vigere, quum plurimum absit a corpore. 82) De div. I, 3. Cratippus somniis et furori fidem tribuit, reliqua divinationis genera rejecit; 33. artificiosa divinandi genera, in quo haruspices augures conjectoresque numerantur, improbantur a Peripateticis, a Stoicis defenduntur. 83) *D. L.* V, 80. *Πλήθει βιβλίων καὶ ἀριθμῷ στίχων σχεδὸν ἅπαντας παρελήλακε τοὺς κατ' αὐτὸν Περιπατητικούς.* Sehr ſchön ſagt Cicero über ihn de leg. 3, 6. a Theophrasto institutus mirabiliter doctrinam ex umbraculis eruditorum otioque non modo in solem atque pulverem, sed in ipsum discrimen aciemque produxit. 84) De off. I, 1. Disputator subtilis, orator parum vehemens, dulcis tamen, ut Theophrasti discipulum possis agnoscere; itaque delectabat magis Athenienses quam inflammabat. *D. L.* V, 82. *Χαρακτὴρ φιλόσοφος, εὐτονίᾳ ῥητορικῇ καὶ δυνάμει κεκραμένος.* Vergl. Weſtermann, Geſch. der griech. Beredſamkeit. §. 74. *Dohrn*, De vita et rebus Dem. Phal. Perip. (Kiel. 1825. 4.) 85) *D. L.* V, 86. 86) Ebendaſ. De div. I, 23. Doctus vir auditor (ſchwerlich) et discipulus Platonis fuit. 87) *D. L.* V, 89. 90 erzählt eine Anekdote von ſeiner Sucht, göttlichen Nimbus um ſich zu verbreiten, die ihn auch im Tode nicht verlaſſen habe; ſeine Redeweiſe charakteriſirt er: *Ποικίλος καὶ διηρμένως τὴν λέξιν ἐστὶ καὶ ψυχαγωγεῖν ἱκανῶς δυνάμενος.* 88) Vergl. die

oder gar der Fälſchung[89]) und ſchwerlich dürfte er von dem Vorwurf unkritiſcher Willkür ganz freizuſprechen ſein[90]). In dem rohen Hinundherſchwanken ſeiner theologiſchen Anſichten zeigt ſich ein principloſes Umhertappen zwiſchen Platon und Ariſtoteles, die er wahrſcheinlich beide nicht verſtanden hatte[91]).

Bei den Römern fand die peripatetiſche Philoſophie viel geringern Anklang, als die Lehren der Stoiker und Epikureer; dem entſchiedenen Charakter der Römer wollte die Halbheit und Farbloſigkeit dieſer ſpätern peripatetiſchen Schule ebenſo wenig zuſagen, als der muthloſe Skepticismus der neuen Akademie, der nur einen ſo bedächtigen Mann wie Cicero anziehen konnte; der Stoicismus war ſchon von Panätios her die Lieblingsphiloſophie der Römer und iſt es immer geblieben, da er dem ſtarren, alles einem einzigen Principe opfernden Sinne des Volkes wunderbar entſprach. Wie Cicero den Kratippos liebte und von ihm lernte, ſo hatte des Cicero Gegner, M. Pupius Piſo, der Freund des Clodius, den Peripatetiker Staſeas gern um ſich und ließ ſich von ihm in die Lehren der Schule einführen, weshalb er auch bei Cicero als Vertreter und Vertheidiger deſſelben aufgeführt wird[92]).

Nachdem Andronikos von Rhodos (um 80 v. Chr.) die zerſtreuten Werke des Ariſtoteles geſammelt, zuſammengeſtellt und, wie die des Theophraſt nach dem Inhalte geordnet hatte[93]) und dadurch der Begründer der Ariſtoteliſchen Kritik und Exegeſe geworden war, wurde Ariſtoteles mehre Jahrhunderte hindurch ein Mittelpunkt der gründlichſten Studien an verſchiedenen Punkten der griechiſchen Welt, beſonders in Athen und Alexandria. So ſtark und mächtig floß die neu geöffnete Quelle, daß auch die tiefſten Denker, die ſeit jener Zeit dem Ariſtoteles folgten, die Reſultate ihres Denkens lieber an die Erklärung ſeiner Schriften anſchloſſen, als in eigenen Schriften niederlegten, wodurch freilich die Überſicht über die innere Fortentwickelung dieſer Lehre ſehr erſchwert wird. Gewiß waren die Neuplatoniker den Peripatetikern an Productivität und genialem Aufſchwunge der Speculation beiweitem überlegen; ſie haben wirklich eine neue Philoſophie aus einem neuen Principe geſchaffen, während die Ariſtoteliker grade um ſo Bedeutenderes leiſteten, je mehr ſie ſich dem Platonismus annäherten. Schon hier können wir die Bemerkung machen, die wir nachher durch das ganze Mittelalter und die neuere Zeit weiter verfolgen können, daß das Studium des Ariſtoteles den denkenden Geiſt wol bezwingt, und in ſich befeſtigt, aber auch an beſtimmte Formeln feſſelt, während das des Platon ihn mit immer neuer, friſcher Begeiſterung des Weiterſtrebens erfüllt und ihn in neue Bahnen der Entwickelung treibt; erſt unſerer Zeit ſcheint es vorbehalten zu ſein, beide Seiten mit einander in den erwünſchten Einklang zu bringen. Die bedeutendſten Überreſte jener alten Commentare zu Ariſtoteliſchen Schriften ſind geſammelt in: Scholia in *Aristot.* collecta a C. *A. Brandis* (Berol. 1836), als vierter Band des Bekker'ſchen Ariſtoteles. Zwiſchen der Interpretationsweiſe der früheren und ſpäteren Exegeten finden wir den Unterſchied, daß die früheren mehr Paraphraſen, die ſpäteren mehr wirkliche, zum Theil ſehr weitſchichtige und überladene Commentare zum Ariſtoteles ſchrieben. Unter den Schülern des Andronikos werden uns Soſigenes von Alexandria, der große Aſtronom und Gehilfe des Julius Cäſar bei ſeiner Kalenderreform[94]) und Boethos von Sidon, einer der früheſten Erklärer Ariſtoteliſcher Schriften[95]), genannt. Ungewiß iſt, ob auch Nikolaos von Damaskos ſein Schüler war, der Freund des Auguſtus und des Herodes, in Leben und Lehre ein echter Ariſtoteliker, den der Hauch der verderbten Hofluſt nicht geknickt hatte, mäßig ohne Ärmlichkeit, ſparſam ohne Geiz, beſcheiden ohne Selbſterniedrigung, gerecht ohne Starrſinn, gleich ausgezeichnet durch ſeine hiſtoriſchen Schriften, wie durch ſeine Erklärungen des Ariſtoteles, die beſonders in Paraphraſen der Metaphyſik und in eigenen Schriften über ſeine Philoſophie beſtanden; leider ſind von denſelben nur geringe Fragmente übrig[96]). Ein anderer gleichzeitiger Philoſoph, Xenarchos von Seleukia, ſoll gegen das fünfte Element des Ariſtoteles geſchrieben haben, was vielleicht auf eine Annäherung an den Platonismus hindeutet[97]). Entſchiedener aber ſoll dieſe Annäherung bei Ammonios von Alexandrien (nicht mit dem viel ſpäteren Ammonios Sakkas, dem Lehrer des Plotinos, zu verwechſeln) der zur Zeit des Nero zu Athen lehrte, dem Lehrer des Plutarchos, hervorgetreten ſein[98]); das größte ſeiner Werke

---

Titel ſeiner Schriften bei Diogenes (V, 87), worunter zu bemerken *λύσεις Ὁμηρικαί, περὶ Ἀρχιλόχου καὶ Ὁμήρου, περὶ τῆς Ὁμήρου καὶ Ἡσιόδου ἡλικίας.*

89) Ariſtoxenos beſchuldigte ihn, er habe unter dem Namen Theſpis Tragödien geſchrieben, und Chamäleon, er habe ihn bei der Schrift über Homer und Heſiodos geplündert. 90) Öfter wird er für die unglaublichſten Dinge als Gewährsmann angeführt, wie namentlich bei den Fabeln über Empedokles (ſ. d. Art.) 91) *Cic.* de nat. d. I, 13. Ex Platonis schola Ponticus Heraclides puerilibus fabulis refersit libros, et deum modo mundum, tum mentem divinam esse putat — sensu deum privat et ejus formam mutabilem esse vult — terram et coelum refert in deos. Ganz roh iſt auch ſeine Vorſtellung, daß alles aus veränderlichen Körperchen, die aber nicht zuſammengehangen hätten, zuſammengeſetzt ſei (*ὄγκοι ἄναρμοι, παθητοί*). *S. E.* hyp. Pyrrh. III, 33. adv. Math. X, 318. 92) *Cic.* de fin. V, 3. 25. de N. D. I, 7. 93) De Orat. I, 22. 23. Nach der alten Fabel hätte er zuerſt die von dem Grammatiker Tyrannion hergeſtellten und oft verſchlimmbeſſerten Ariſtoteliſchen Schriften herausgegeben, *Plut.* Sulla. c. 26 (*εἰς μέσον θεῖναι καὶ ἀναγράψαι τοὺς νῦν φερομένους πίνακας*). Genauer *Porphyr.* vita Plotini 140. *Ὁ δὲ Ἀριστοτέλους καὶ Θεοφράστου βιβλία εἰς πραγματείας διεῖλε, τὰς οἰκείας ὑποθέσεις εἰς ταὐτὸ συναγαγών.* Vergl. über ihn Stahr Ariſtotelia. II. S. 129 fg.

94) *Brucker.* hist. phil. II. p. 468. Über Soſigenes ſ. *Plin.* H. N. XVIII, 25. 95) *Strab.* XVI. p. 757. Strabo hatte mit ihm zuſammen den Ariſtoteles ſtudirt. 96) *Nicolai Damasc.* fragm. ed. *Orelli* (Leipz. 1804 Suppl. 1811). Er ſchrieb auch eine Selbſtbiographie, wovon noch einige Bruchſtücke vorhanden ſind. Vielleicht ſind aus dieſer die Nachrichten gefloſſen, die Suidas (s. v.) bringt. Seine Ariſtoteliſchen Erklärungsſchriften werden öfter von Simplicius angeführt, ſo ein Werk über die Philoſophie des Ariſtoteles bei *Simpl.* de coelo II, 12. 97) Auch Plotinos wollte von der fünften Subſtanz nichts wiſſen (Ennead. II, 1, 2. 5, 3). Über Xenarchos, den Lehrer Strabon's, ſ. *Strab.* XIV. p. 640. 98) Über ihn *Plut.* de ει Delphis inscripto, woraus hervorgeht, daß er zu Athen unter Nero gelehrt hat. Er iſt nicht mit dem

Digitized by Google

war unſtreitig die Bildung eines Schülers wie Plutarch, den zwar ſein frommer und milder Sinn mehr zu Platon hinzog, der aber auch in der ſtrengen Ariſtoteliſchen Schule viel gelernt hat, wie aus allen ſeinen philoſophiſchen Schriften hervorgeht, ein Eklektiker im beſten Sinne des Wortes. Von Alexander von Ägä, dem Lehrer des Nero [99]), haben wir noch Commentare zu der Metaphyſik und der Meteorologie [1]). Nicht mit ihm zu verwechſeln iſt Alexander von Damaskos, der zur Zeit der Antonine zu Athen lehrte und ebenfalls zum Platonismus neigte [2]). Die reinſten Peripatetiker jener Zeit aber ſcheinen geweſen zu ſein Aſpaſios, etwas älter als der ebengenannte Alexander von Damaskos [3]), Adraſtos aus Aphrodiſias in Karien, um 150, ein großer Mathematiker, der auch zuſammenhängende Werke über die peripatetiſche Philoſophie verfaßt hat [4]), und endlich der größte unter ihnen, Alexander von Aphrodiſias, ein Schüler des Ariſtokles von Meſſene [5]); wenigſtens hatte Plotinos dieſe drei vor Allen ausgewählt, um ſie als Repräſentanten der Ariſtoteliſchen Lehre mit ſeinen Schülern zu leſen [6]). Alexander lehrte unter Septimius Severus und Caracalla, dem wüthenden Feinde des Ariſtoteles und ſeiner Schule [7]), zu Athen; er iſt der letzte und bedeutendſte in der Reihe der reinen Ariſtoteliker; nach ihm nahm das bereits von Ammonios eingeleitete Streben nach Vermittelung Platoniſcher und Ariſtoteliſcher Lehre immer mehr überhand. Mit Recht verdient Alexander den Namen des Exegeten [8]), denn überall iſt ſeine Erklärung gründlich und ſcharfſinnig, dabei kurz und gedrängt im Ausdruck [9]). Aber er blieb nicht bei der Interpretation ſtehen, er ſuchte auch in beſonderen Schriften, mit Hinblick auf die Stoiker und Platoniker, einige Hauptprobleme der Ariſtoteliſchen Philoſophie zu löſen [10]). Es waren beſonders drei Punkte, in denen er die reine Lehre des Ariſtoteles theils gegen den Stoicismus herzuſtellen, theils gegen den Platonismus zu behaupten ſuchte, die Lehre von der Seele und dem Geiſte, von der menſchlichen Freiheit, von der göttlichen Vorſehung. Beſonders handelt von dieſen Dingen ſeine treffliche Schrift über Schickſal und Freiheit [11]). Da ſtellte er zuerſt gegen die unklaren Vorſtellungen der Stoiker von dem Seelenweſen den echten Ariſtoteliſchen Begriff wieder her, daß ſie die Organe des Körpers beherrſchende und zuſammenhaltende lebendige Form (εἶδος) ſei, nicht ein für ſich beſtehendes Weſen, und dieſe den Körper beherrſchende Seele war ihm nicht unſterblich, ſie verging mit dem Körper [12]); aber ganz anders, als jene früheren materialiſtiſchen Peripatetiker, nahm er dann auch die Ariſtoteliſche Lehre vom Geiſte wieder auf, den er als ein Göttliches, über die Seele Erhabenes, daher Unzerſtörbares und Unſterbliches annahm [13]); ja ſelbſt die Seele ſah er doch eigentlich, ganz im Geiſte des Ariſtoteles, als das wahrhafte Weſen und die Macht des Körpers an, die des Leibes zur Aufnahme intellectueller Wahrnehmungen gar nicht bedürfe, ſondern ſich ſelbſt zum Denken genug ſei [14]); ohne Zweifel nahm er auch ſchon, wie ſpäter die Neuplatoniker, den Ariſtoteles ergänzend, eine doppelte Seele an, eine natürliche und eine vom Geiſte erleuchtete und durchdrungene [15]). Daraus folgte denn auch die Freiheit des Geiſtes von dem Zwange der Natur. Bei den Stoikern war die Freiheit immer nur ein praktiſches Poſtulat geblieben, mit ihrer Lehre von der alles feſſelnden Naturnothwendigkeit, der εἱμαρμένη, war ſie unvereinbar; Alexander ſuchte nun jene fataliſtiſche Lehre zuerſt in der Wurzel zu erſchüttern, indem er die Realität jenes Begriffes ſelbſt auf dem Gebiete des natürlichen Seins leugnete; denn, ſagte er, in der Natur waltet nicht überall und durchweg ein feſtes Geſetz, neben der Nothwendigkeit treibt hier im Einzelnen auch der Zufall ſein Spiel und macht, daß vieles ſeinem Zwecke nicht entſpricht und hinter ſeiner natürlichen Beſtimmung zurückbleibt [16]); dies Zufällige kann nun nicht einmal von den Göttern vorhergeſehen werden, oder, wenn ſie es vorherſehen, ſo ſehen ſie es eben als ein Zufälliges vorher, nicht als ein Nothwendiges [17]); dieſe Gedanken waren durchaus Ariſtoteliſch [18]). Weiter aber beſtritt er, daß das Daſein einer alles Einzelne vorherbeſtimmenden und beherrſchenden Naturnothwendigkeit angenommen, dieſelbe irgend einen Einfluß auf die freien Handlungen des Menſchen üben könne, und hier ging er zunächſt von den unumſtößlichen Thatſachen des ſittlichen Bewußtſeins aus, indem er ſagte, der Menſch ſei von Natur ein überlegendes Weſen, mit freier Wahl zwiſchen Entgegengeſetztem begabt, und daß

Sohne des Hermias zu verwechſeln, von welchem wir noch einen Commentar zu den Kategorien haben.

99) Suidas (s. v.) gibt an, er habe nebſt dem Stoiker Chäremon den Nero in der Philoſophie unterrichtet.

1) Comm. in meteorol. ed. *Fr. Asulanus* (Ven. 1527. Fol.) in metaph. lat. ed. *Sepulveda* (Rom. 1527. Par. 1536. Ven. 1541. 1561. Fol.). 2) *Brucker*. II. p. 478. 3) Seine Fragmente in den comm. Graecorum in Nicomachea (Helmst. 1662. 4.). 4) *Simpl.* in categ., der auch ſeines Werkes über die Ordnung der Ariſtoteliſchen Bücher gedenkt. 5) Ariſtokles wird bei Suidas als ein nahmhafter Philoſoph, der auch eine Geſchichte der Philoſophie verfaßt habe, erwähnt. Über Alexander's Schriften ſ. *Fabr.* bibl. gr. V. p. 650 sq. ed. *Harl.* 6) *Porph.* vita Plotini. 116. 7) *Spart.* Sever. 8. Caracalla 1. Seine Wuth ging ſoweit, daß er alle Schriften des Ariſtoteles verbrennen wollte, blos weil er ſich in ſeiner Verrücktheit mit Alexander dem Großen identificirte, den Ariſtoteles nach dem bekannten albernen Mährchen ſoll haben vergiften laſſen. 8) *Fabr.* l. l. V. p. 652. Seine Erklärungsweiſe blieb auch für die ſpäteren Interpreten die Norm, ſelbſt für die Araber. Seine Schüler nannten ſich Alexandreer. 9) Com. in anal. pr. (Ven. 1489. 1520. 1536. Fol., topica Ven. 1510. elench. soph. Ven. 1520. Fol.). 10) Beſonders in den Schriften *περὶ ψυχῆς* und *περὶ εἱμαρμένης καὶ τοῦ ἐφ' ἡμῖν*. Letztere Schrift iſt von Hugo Grotius lateiniſch überſetzt in philos. sent. de fato et de eo, quod in nostra est potestate. (Amst. 1648. 12.) Herausgegeben von Orelli (Zürch 1824), teutſch von Schultheß (Zürch 1782), die erſtere von Vict. Trincavellus (Ven. 1534. Fol.).

11) Sie war dem Severus und dem Caracalla dedicirt. 12) Quaest. nat. (*φυσικῶν ἀποριῶν καὶ λύσεων βιβλία δ'*) II, 8. *Εἶδός τι τοῦ σώματος ὀργανικοῦ, καὶ οὐκ οὐσίαν τινὰ αὐτὴν καθ' αὑτήν.* 13) Comm. in metaph. IX. p. 320 VII. p. 282. u. ö. 14) De anima. p. 138, 6. (*νοῦν*) *μηδὲ τὴν ἀρχὴν ὀργάνῳ τινὶ σωματικῷ προσχρῆσθαι πρὸς τὴν λῆψιν τῶν νοουμένων ἀλλ' ἀρκεῖσθαι αὐτὸν αὑτῷ πρὸς τὸ γνῶναι τὸ νοούμενον.* 15) Vergl. meine melet. Plot. p. 33. 16) De fato 6. 17) De fato 8. 18) Phys. II, 4 – 6.

Digitized by Google

er es ſei, dafür ſpreche der allverbreitete Glaube [19]); aber auch den Begriff der ſittlichen Freiheit ſelbſt, den ſchon Ariſtoteles in ſeiner Ethik ſo richtig beſtimmt hatte, hat er wiedergefunden, und, wie es ſcheint, ſogar erweitert; er erhob ſich zu dem Gedanken, daß nicht alles, was eine Urſache habe, dieſe Urſache außer ſich habe, daß es auch eine andere, höhere Cauſalität gebe, als die natürliche, in welcher Urſache und Wirkung nicht außer und nach einander, ſondern in und mit einander ſeien [20]). Ähnlich, nur noch tiefer, hat auch Plotinos die ſtoiſche Lehre und den aus ihr nothwendig folgenden Aberglauben bekämpft [21]); Alexander hätte freilich noch mehr in die dialektiſche Kraft der Begriffe Freiheit und Nothwendigkeit eindringen müſſen, um ſeine Aufgabe gründlicher zu löſen. Endlich glaubte er nun auch die Realität der göttlichen Vorherſehung gerettet zu haben, die freilich, ſowie alle fromme Verehrung der Götter, mit dem Fatalismus ſchlechthin unvereinbar iſt; er ſuchte hier zugleich den von den Platonikern der Ariſtoteliſchen Lehre gemachten Vorwurf zu beſeitigen, daß dieſelbe, indem ſie Gott als den ſelbſt unbewegten Anfang aller Bewegung ſetze, demſelben keine lebendige Thätigkeit einräume und daher, wenn ſie von Vorſehung rede, dieſelbe nicht als einen nothwendigen göttlichen Act, ſondern nur als eine zufällige Folge der erſten, von Gott ausgehenden Bewegung anſehen könne. Dagegen machte Alexander geltend, daß allerdings von Gott, der in allen Dingen nur ſich ſelbſt zum Zwecke haben könne, nicht geſagt werden dürfe, er wirke der Menſchen wegen, da dies ja eine Abhängigkeit von den Menſchen anzeigen würde, daß aber ebenſo wenig ſeine auf Welt und Menſchen ſich beziehende Wirkſamkeit ein blos zufälliger, in ſeinem Weſen nicht begründeter Erfolg zu nennen ſei, denn in dem Begriffe des göttlichen Weſens liege es, immer und überall zu wirken, und ſo ſorge er für die einzelnen Menſchen nicht um ihretwillen, ſondern um ſeinetwillen, weil es ſo ſein Weſen ſei [22]). Dieſe Anſicht hatte wenigſtens das Verdienſt, jener engherzigen, alles auf den Menſchen beziehenden teleologiſchen Anſicht, wie wir ſie bei manchen Stoikern finden, mit einer reineren Anſchauung entgegenzutreten. So ſuchte alſo Alexander jene wichtigen Probleme von dem Verhältniß zwiſchen Seele und Geiſt, Freiheit und Nothwendigkeit, göttlicher Ruhe und göttlicher Wirkſamkeit, deren Löſung Ariſtoteles nur angedeutet, Theophraſt nicht gefunden hatte, auf eine freilich mehr raiſonnirende als ſtreng dialektiſche Weiſe zu beantworten. Nach Alexander wurde der Neuplatonismus immer mehr die herrſchende Zeitphiloſophie, vor welcher ſich die rein peripatetiſche Lehre ſo wenig als der Stoicismus behaupten konnte, weil ſie in der That ein ganz neues, lebenskräftiges Princip gefunden hatte. Darum folgten von nun auch alle Ariſtoteliker mit mehr oder weniger Entſchiedenheit dieſer Richtung; der fein gebildete, elegante Rhetor Themiſtios aus Paphlagonien (um 350), um welchen ſich, als er in Conſtantinopel Philoſophie und Rhetorik lehrte, Europäer und Aſiaten, Heiden und Chriſten in großen Scharen verſammelten, weshalb ſelbſt Gregor von Nazianz ihn einen König des Worts nennt [23]), paraphraſirte in dieſem Sinne mehre der bedeutendſten Ariſtoteliſchen Schriften, namentlich die Phyſik und die pſychologiſchen Werke [24]). Syrianos von Alexandrien, der Lehrer des Proklos, bereitete ſich durch ſeine Interpretation der Ariſtoteliſchen Metaphyſik [25]) zum Platonismus vor, in welchem er ſpäter als ein gefeierter Lehrer glänzte; überhaupt gingen die Platoniker dieſer Zeit, ſchon von Ammonios Sakkas an, alle durch Ariſtoteles zu Platon [26]). Der letzte bedeutende Peripatetiker iſt Simplicius aus Cilicien, der gelehrte und ſcharfſinnige Interpret des Ariſtoteles [27]); mit den ihm befreundeten Platonikern floh er vor dem Zorne des Juſtinianus, der 529 die Philoſophenſchule zu Athen aufhob, zum Perſerkönige Khosru, von wo er 533 in Folge des Friedensſchluſſes zwiſchen Byzanz und Perſien zurückkehrte [28]). Seine zahlreichen exegetiſchen Schriften ſind für die Geſchichte der alten Philoſophie ein großer Schatz, da ſie die trefflichſten hiſtoriſchen Nachweiſungen und Überlieferungen, oft mit den eigenen Worten des Philoſophen, enthalten; ſeine eigenen Gedanken verlieren ſich in der ohnehin gebundenen Form der etwas weitſchwichtigen Erklärung, die an Gedrungenheit und Präciſion hinter Alexander zurückſteht, dagegen eindringender und vielſeitiger iſt; oft benutzte er das Platoniſche mit vielem Glücke, um Ariſtoteliſche Begriffe zu erläutern, wiewol er auch zuweilen bei dieſer Vermiſchung den eigenthümlichen Gehalt der Worte des Ariſtoteles verkennt. Seine auch ſtyliſtiſch vollendetſte und gediegenſte Schrift iſt ſein Commentar zu dem Encheiridion des Epiktetos, ein wahres Muſter allſeitiger und tief eindringender Erklärung, dabei mit den trefflichſten Abhandlungen über religiöſe und ethiſche Gegenſtände durchwebt, in denen ſich ebenſo viel geſunder Blick als wahrhafte Sittlichkeit ausſpricht [29]). Als der letzte dieſer Interpreten des Ariſtoteles, im Heidenthum wenigſtens, kann Olympiodoros, der Commentator der Meteorologie, angeſehen werden, der noch gegen das Ende des ſechsten Jahrh. zu Alexandrien eine Ariſtoteliſche Schule hatte; er iſt weder mit dem viel früheren gleichnamigen Peripatetiker, dem Lehrer des Proklos, noch mit dem bekannten Platoniker, dem Schüler des Damaskios, zu verwechſeln [30]). Es iſt dieſem Artikel fremd, die Einwirkung des Ariſtoteles auf die Entwickelung der chriſtlichen Philoſophie, die zuerſt mit Johannes Philoponos und Boethius entſchieden

19) De fato 8. 10. 14. 20) De fato 11. 21) Beſonders in den vortrefflichen Schriften *περὶ εἱμαρμένης*. Kap. III, 1. *Εἰ ποιεῖ τὰ ἄστρα*, Kap. II, 3. 22) Qu. nat. I, 25. II, 21.

23) *Βασιλεὺς λόγων*, *Gregor. Naz.* Ep. 139. 140. Vergl. über ihn Bernhardy Grundriß der griech. Literatur. S. 444. 24) Seine Schriften bei *Fabr.* VI. p. 790 sq. 25) *Brucker* II. p. 315. 26) So Plotinos, nach dem Vorgange des Ammonios Sakkas, vergl. oben Note 6. Auch Proklos war von Syrianos genau im Ariſtoteles unterrichtet. *Marini* vita Procli c. 13. 27) *Simpl.* comm. in Arist. categ. (Ven. 1499) in phys. gr. ed. *Asulanus* (Ven. 1526), in libb. de coelo (Ib. 1526), de anima gr. c. comm. Alex. Aphr in l. Ar. de sensu et sensibili ed. *Asulanus* (Ven. 1527). 28) ſ. d. Art. Olympiodorus. 29) Abgedruckt in *Schweighaeuser*. monum. Epict. phil. t. 4. Vergl. d. Art. Epiktetos. 30) ſ. d. Art. Olympiodorus.

Digitized by Google

hervortrat und das ganze Mittelalter hindurch, wenn auch aus getrübten Quellen, fortdauerte, zu ſchildern. Das Biographiſche und Literariſche über die einzelnen Philoſophen, ſowie die detaillirte Darſtellung ihrer Lehren, iſt unter den betreffenden Artikeln nachzuſehen. (*Steinhart.*)

PERIPATIDAE hat Prof. Burmeiſter in ſeinem Handbuch der Naturgeſchichte (zweite Abtheilung. Zoologie. S. 541. [Berlin 1837]) eine kleine Thierfamilie genannt, welche er neben die Familie Chaetopteridae (Gattung Chaetopterus pergamentaceus *Cuv.*) in die Rothwürmerordnung Annulati Antennati ſtellt und auf folgende Weiſe charakteriſirt: Mit deutlichem Kopf, woran zwei große Fühler und zwei Kiefer; Leib ziemlich kurz, cylindriſch, mit kurzen Gliedern und dicken Beinen, woran bloße einfache Pfriemenborſten. Gliedfäden, Kiemen und andere Bedeckungen fehlen. Peripatus juliformis, der einzige Repräſentant dieſer Gruppe, wird zwei bis drei Zoll lang, und findet ſich an der Oſtküſte von Amerika. Milne-Edwards in der zweiten Ausgabe von Lamarck, histoire naturelle des animaux sans vertèbres. (T. V. p. 575. [Paris 1838]) ſcheint geneigt zu ſein, dieſer Familie noch die neu entdeckte Gattung Campontia, welche Johnſton in Loudon's Magasine of natural history (VIII. p. 179) bekannt gemacht, anzuhängen. Die Gattung Campontia *Johnst.* (ihr Name wird ſehr verſchieden geſchrieben: Campontia, Compontia, Camportia etc.) hat folgende Kennzeichen: Leib cylindriſch, aus wenigen Gliedern beſtehend. Kopf deutlich geſondert, trägt vier Augen, zwei Fühlhörner und zwei hornige Oberkiefer. Es finden ſich zwei große, fußähnliche Höcker, die zurückgezogen werden können und mit ſtarken Borſten beſetzt ſind. Haken zerſtreut, an den erſten, nach dem Kopfe folgenden, Ring befeſtigt. Vorletzter Leibesring oben mit zwei divergirenden Bündeln ſpitzer Borſten beſetzt; letzter Ring zwei große fußförmige Höcker tragend, deren jeder mit einem Hakenkranz beſetzt iſt. Man kennt nur eine Art: Campontia eruciformis *Johnst.*, welche an den Küſten Englands entdeckt worden iſt. Mac Leay behauptet von dieſem Thiere (Zool. *Journ.* III. p. 325), daß es ebenſo gut wie die Galba marina *Johnst.* nur eine, der Ordnung Diptera (Mücken oder Zweiflügler) angehörige Inſektenlarve ſei; jedoch leugnet dies Johnſton, weil er es in jeder Jahreszeit an den Wurzeln der Conferven im Seewaſſer fände. Milne-Edwards, welcher auf der Rhede von Toulon Gelegenheit gehabt hat, die Campontia eruciformis lebendig zu unterſuchen, ſtimmt aber mit Johnſton darin überein, daß ſie keine Inſektenlarve ſei, ſondern eine eigene Wurmgattung bilde, welche den Übergang zwiſchen Nereiden und gewiſſen Weißwürmern vermittele, und mit Peripatus vorläufig als eigene Gruppe zu ſeinen Annélides mésobranches gerechnet werde. Über das Genus Peripatus haben Wiegmann, Moritz und Blainville noch mehre Unterſuchungen veröffentlicht, welche im Artikel Peripatus berückſichtigt werden. Allgemein rechnet man jetzt die ganze Familie zu den Würmern. Vergl. außer den angeführten Artikeln noch Polymeria und Vermes. (*Streubel.*)

PERIPATOS (*Περίπατος*), hieß bei den Griechen jeder Ort, wo man ſpazieren ging und ſich dabei unterhielt; dergleichen Plätze gab es beſonders in Verbindung mit den Gymnaſien und Ringeſchulen; ſie waren bald frei, bald verdeckt, und hier dienten beſonders die Säulenhallen oder Porticus zu dieſem Zwecke. Dann hieß aber auch der Spaziergang ſelbſt ſo. Die Griechen haben das Spazierengehen theils zur Geſundheit, theils als eine militairiſche oder athletiſche Übung getrieben; im letzten Falle war es nicht ein freies, nach jedes Einzelnen Willkür beſtimmtes, ſondern ein Gehen mit beſtimmten Tempos, ein Gehen in Reihe und Glied, und diente alſo dazu, um zu concentrirten Bewegungen, zu künſtlichen Evolutionen geſchickt zu machen; dieſe Übungen wurden entweder des Abends veranſtaltet (*δειλινὸς περίπατος*) oder des Morgens. Vergl. *Haase* ad *Xenoph.* R. L. p. 240 sq. (*H.*)

PERIPATUS, auch Peripates und Peripatis geſchrieben, iſt der Gattungsname eines wirbelloſen Thieres, das wegen ſeiner abweichenden Bildung für die Naturforſcher von ebendemſelben Intereſſe iſt, wie die Gattung Arctiscon *Schrank.* Es wurde zuerſt von Lansdown Guilding in den Urwäldern von St. Vincent (wo er das einzige Exemplar, welches er geſehen hatte, zwiſchen den von ihm am Fuße des Berges Bonhomme geſammelten Pflanzen betäubt fand) entdeckt, und im Zoolog. Journal. 1826. Vol. II. p. 444 als ein neues, ſonderbares Genus aus der Claſſe der Weichthiere oder Mollusken, das wahrſcheinlich zu den Schnecken gehöre und manche Ähnlichkeit mit Orchidium zeige, beſchrieben und abgebildet (eine gute Copie dieſer Abbildung findet ſich in Oken's Iſis. Jahrg. 1828. Taf. 2). Vorläufig betrachtete Guilding jedoch dieſes Thier als den Typus einer eignen Mollusken-Ordnung, welche er Polypoda nannte. Die vollſtändige Beſchreibung, welche er von der neuen Gattung und Art gab, lautete folgendermaßen: Leib weich, lang, zuſammenziehbar, faſt drehrund, nach Hinten zu verdünnt, runzelfaltig. Zwei lange, zur Hälfte zurückziehbare, beinahe cylindriſche Fühler. Die Mundöffnung longitudinal, befindet ſich an der Unterſeite und iſt in der Ruhe verſchloſſen; wenn ſie geöffnet wird, zeigen ſich die warzigen Lippen. Kiefer fehlen. Die Augen ſitzen an der Wurzel der Fühler, ſind dunkele, körnige Höcker. Schild fehlt. Anus an der Unterſeite des Hintertheils. Geſchlechtsöffnung (?) deutlich, hinterwärts und unterhalb gelegen. An beiden Seiten 33 Ambulacra (Fußpaare), die abwechſelnd paarweiſe ausgedehnt werden. Krallen vielſpaltig. P. juliformis, die einzige Art der Gattung, oben ſchwarzbraun, auf jedem Ringe gelb gefleckt, unten ſchwärzlich-roſenfarbig. Der ganze Leib iſt mit kleinen ſpitzigen Warzen beſetzt und hat eine ſchwarze Rückenlinie. Die ganze Körperlänge beträgt drei Zoll, die Breite drei Linien. Das Thier geht oft rückwärts und erſchreckt ſpritzt es eine klebrige Feuchtigkeit aus dem Munde. Bald darauf fanden Victor Audouin und Milne Edwards Gelegenheit, dieſe merkwürdige Thierform genauer zu unterſuchen, worüber ſie in den Annales des sciences naturelles (T. XXX. p. 411 [Paris 1833]) Bericht er-

Digitized by Google

ſtattet haben. Lacordaire hatte ihnen ein Exemplar, welches er unter faulem, in dem Schlamm verſunkenem, Holze, an den Ufern des Approuage im Brackwaſſer gefunden hatte, geſchickt. Nach ihnen gehöre der **Peripatus** ohne Zweifel zu den **Annélides errantes** und bilde wahrſcheinlich unter dieſen den Typus einer beſonderen Familie, für welche ſie folgende Diagnoſe geben: Füße hervorſtehend, nur mit eigentlichen Borſten beſetzt und weder Ranken noch andere weiche Anhänge tragend: Kopf deutlich geſondert und mit ſehr entwickelten Antennen verſehen; im Munde ſind Kiefer vorhanden. In der Gattungsdiagnoſe geben ſie den Körper faſt cylindriſch an, an beiden Enden ſtumpf, in wenige Ringe getheilt, deren jeder wieder in mehre Segmente (wahrſcheinlich Querwurzeln) zerfalle. Kopf abgerundet, mit zwei dicken, ſehr langen Fühlern, Mund am untern Theile des Kopfes, einen kleinen Rüſſel verbergend, der mit ſehr entwickelten Kiefern bewehrt iſt. Füße kegelförmig. Die bekannte Art zeige etwa dreißig wenig deutliche Ringe, werde zwei bis drei Linien lang; Kopf dick, rund, mit langen, cylindriſchen, gegliederten Fühlern, und an ſeinen Seiten mit zwei Höckern, welche die Augen darzuſtellen ſcheinen; ein ſehr kurzer Rüſſel mit einem, aus kleinen Höckern beſtehenden, Kranz und mit zwei großen, hohlen Kiefern bewaffnet, in deren Innerm ſich andere befinden, welche jene zu erſetzen beſtimmt zu ſein ſcheinen; die Füße ſehr dick, kegelförmig, innerhalb derſelben kleine Öffnungen, ähnlich denen bei **Hipponoe**; am Ende der Füße ein kleiner Anhang, aus deſſen Mitte zwei bis drei Borſten hervortreten, unterhalb zwei oder drei hervorſtehende Querlinien, welche durch Anhäufung von Höckern, von denen die ganze Oberfläche der Haut bedeckt und rauh iſt, gebildet zu ſein ſcheinen. Im J. 1836 endlich erhielt das zoologiſche Muſeum in Berlin ein, in Columbien in der Umgegend des Valenciaſees gefundenes, Exemplar des **Peripatus** von dem bekannten Reiſenden Moritz, welches Wiegmann ſehr ausführlich in ſeinem Archiv für Naturgeſchichte (3. Jahrg., 1. Band. S. 194 fg. Taf. IV. Fig. 20. [Berlin 1837]) beſchrieb und zugleich die früheren Irrthümer berichtigte: Leib länglich-linear, auf der Rückenſeite convex, auf der Bauchſeite mit etwa dreißig undeutlichen Gliedern; ganze Länge 1 Zoll $2\frac{1}{3}$ Linien par. M., Breite $2\frac{1}{3}$ Linien. Die Oberſeite des Leibes mit dichtſtehenden Querrunzeln und dicht mit Warzen beſetzt, aus deren Spitze eine kurze dornartige Borſte hervorragt. Auf der Mitte des Rückens verläuft eine ſeichte Längsfurche vom Vorder- zum Hinterende. Der Kopf iſt keineswegs ſo deutlich abgeſetzt, wie es Audouin und Milne-Edwards angeben. Die Fühler ſind cylindriſch, am Grunde etwas verdickt, an der Spitze ſtumpf, undeutlich vielgliederig, oder vielmehr geringelt und mit ſpitzigen, ſtachelborſtigen Höckern beſetzt; ſie ſind dabei weich, und wie es ſcheint, bedeutender Verlängerung und Verkürzung fähig. Die von Guilding und den franzöſiſchen Naturforſchern für Augen angeſprochenen Organe ſind keine Geſichtsorgane, ſondern körnige Höcker oder vielmehr das rudimentäre erſte Fußpaar, das, zur Seite des Mundes ſtehend, die Stelle der Taſter zu vertreten ſcheint, bedeutend verkürzt werden kann, und dann die Geſtalt eines kleinen runden Höckers hat. Dagegen finden ſich zwei einfache Augen vor, jederſeits eins hinten am Grunde der Fühler, deutlich als runder, convexer, glänzend ſchwarzer Punkt wahrnehmbar. Der Mund iſt richtig von Audouin und Edwards beſchrieben, minder genau die Füße, deren für jedes Körperſegment ein Paar vorhanden iſt, an dem unterſuchten Exemplar mit Ausſchluß des erſten rudimentären Paares im Ganzen dreißig. Sie ſind vollkommener gebildet, als die borſtentragenden Fußſtummeln der echten Ringelwürmer und ähneln vielmehr den Bewegungsorganen der Inſektenlarven, indem ſie ungefähr zwiſchen den membranöſen Afterfüßen und den wahren Füßen die Mitte halten; denn ſie ſind weich und ungegliedert, aber mit einem beweglichen, zweikralligen Klauengliede verſehen. Jeder Fuß erſcheint als ein fleiſchiger, ſtumpf kegelförmiger Fortſatz, deſſen Haut durch etwa zehn Querreihen kleiner, ſpitziger Dornwarzen geringelt iſt. Er endigt mit einem kleeblattförmigen Klauengliede, das an der Spitze ſeines mittleren Lappens die beiden gekrümmten ſpitzigen Krallen trägt. Unter der Spitze des Fußes zeigen ſich vier quer über einander liegende ſchmale, dicht mit kleinen Warzen — aus deren jeder eine kurze Borſte entſpringt — beſetzte Schwielen, von denen die äußere das meiſtens aufwärts umgeſchlagene Klauenglied trägt. Dieſe Schwielen hält Wiegmann für Rudimente von Tarſusgliedern. Guilding ſowol als auch die franzöſiſchen Naturforſcher haben die Klauen unrichtig angegeben: es finden ſich nur zwei einfache, hakenförmige Krallen, die keineswegs Borſten ſind und höchſtens mit den Hakenborſten der Arenicolen und Tubicolen verglichen werden dürften. Das letzte Fußpaar ſteht am letzten Körperringe, an deſſen hinterem Ende ſich der After befindet, während noch eine andere Öffnung, welche vielleicht Geſchlechtsöffnung iſt, an der Unterſeite des vorletzten Segmentes, dicht an deſſen Grenze mit dem letzten vorhanden iſt. Innen an der Baſis eines jeden Fußes findet ſich ein kleiner Schlitz mit wulſtigen faltigen Lippen, worin ſich aber keine Tracheen öffnen; es iſt dieſe Öffnung entweder Abſonderungsorgan oder Athmungsorgan, ungefähr wie bei Blutegeln. Da das Guilding'ſche Individuum drei Zoll lang war und 33 Fußpaare hatte, das Moritz'ſche aber kürzer war und drei Fußpaare weniger hatte, ſo nimmt wahrſcheinlich mit dem Wachsthume auch die Anzahl der Fußpaare zu. Wiegmann zweifelt nicht, daß Peripatus zu den Gliederwürmern gehört und gibt auch zu, daß es den **Annélides errantes** *Aud. Edw.* am nächſten ſteht, bemerkt aber noch, daß dieſe Gattung ſich weſentlich durch den Mangel der Cirren und Kiemen, die Lebensweiſe auf dem Lande und die höhere Entwickelung der Bewegungsorgane mit ihrer koniſchen, mehr beinähnlichen Geſtalt und ihrem beweglichen Klauengliede unterſcheide, und als eigene Familie eine aberrante Gruppe der **Annélides errantes** bilde, welche auf einer anderen Organiſationsſtufe die die Gattung **Arctiscon** enthaltende Familie **Xenomorpha** ***Pertz.*** wiederhole und die Gliederwürmer mit den Kondylopen und zwar zunächſt mit

Digitized by Google

den Myriopoden verbinde. v. Blainville, welcher ſich ebenfalls mit der Gattung Peripatus beſchäftigt hat, war Anfangs der Anſicht, daß ſie als abweichende Form zu den Myriopoden gezählt werden müſſe. Im J. 1838 hat jedoch Paul Gervais in den **Annales Françaises et Étrangères** d'Anatomie et de Physiologie (T. II. p. 309 et suiv.), nachdem er alles, was früher von Guilding, Gray, Audouin, Milne-Edwards und Wiegmann bekannt gemacht worden war, vorgetragen, noch einen Auszug aus einer bisher ungedruckten Abhandlung von Blainville mitgetheilt, woraus hervorgeht, daß Letzterer für dies eine Genus eine eigene Thierclaſſe bildet, welche er **Malacopodes** nennt und zwiſchen die Myriapodes und **Annélides Chétopodes** einreiht. Das Individuum, welches er unterſucht hat, iſt von der **juliformis** ſpecifiſch verſchieden; er nennt die neue Art P. **brevis**. Der Leib iſt beinahe ſpindelförmig, chagrinartig, nur mit 14 Fußpaaren verſehen, mit den Antennen 43 Millimeter lang, oben ſammetſchwarz, unten gelblich weiß, mit weißlichen Füßen. Goudot hat das Thier auf dem Lande unter einem Steine an einem ſchattigen Orte bei einer Excurſion nach dem Tafelberge am Vorgebirge der guten Hoffnung im December 1829 gefunden. Als er es reizte, ſpritzte es ziemlich weit aus dem Munde eine durchſichtige, farbloſe und geſchmackloſe Flüſſigkeit, welche ſich faſt augenblicklich erhärtete und dann dem Federharz (Caoutchouc) ähnlich war: der Leib war nicht wie bei Limax mit Schleim bedeckt ꝛc. Dieſen Angaben folgt die Anatomie, welche Blainville gemacht hat; da ich jedoch die Annalen nicht beſitze und nur nach dem Auszuge von Guérin-Meneville in der **Revue Zoologique, par la Société Cuvierienne, année 1838**, berichte, ſo muß ich den anatomiſchen Theil übergehen. Im fg. J. ſchrieb endlich Moritz noch einmal an Wiegmann und zwar über die Lebensweiſe des P. juliformis (abgedruckt in Wiegmann's Archiv für Naturgeſchichte; fünfter Jahrgang, erſter Band [Berlin 1839]. S. 175), woraus wir Folgendes entnehmen. Zuerſt hatte er ein Individuum auf der Inſel St. Thomas gefunden, und da es ganz mit weißem Schleim umgeben war, anfänglich, wie Guilding, für ein Weichthier gehalten. Es fiel ihm jedoch auf, daß dieſer Schleim nicht, wie bei den Mollusken, den Weg, welchen das Thier genommen hatte, bezeichnete, und fing alſo bald an, das Thier genauer zu unterſuchen. Der zu beiden Seiten gleichſam in Fäden ausgeſchoſſene verdickte Saft, die Extremitäten und die „nicht einziehbaren" Fühler befreiten ihn von ſeinem augenblicklichen Irrthume, ohne ihm jedoch über die ſyſtematiſche Stellung des Thieres Aufſchluß zu geben. Da ihm das erſte Exemplar verloren ging, ſo bemühte er ſich ein neues aufzufinden, was jedoch nicht leicht iſt, da dieſe Thiere bei Tage ſehr verborgen unter Steinen oder Holzſtücken leben und ganz die Farbe eines Erdklümpchens haben. Erſt auf dem Feſtlande, in den Thälern von Aragua, fand er den Peripatus wieder, aber „nie im Waſſer, ſondern ſtets nur auf dem Trockenen" unter einer ſchützenden Decke, wo das Thier regungslos liegt und ſich nicht wollte zum Fortſchreiten bewegen laſſen. In dem Augenblicke, wo man die Schutzdecke aufhebt, pflegt es ſchon ſeinen Vertheidigungsſaft auszuſpritzen, ſodaß man gewöhnlich eher dieſen Schleim als das Thier ſelbſt zu ſehen bekommt. Einmal glückte es ihm, daſſelbe vor jenem Act des Schleimſchießens zu überraſchen, aber ſchon im nächſten Augenblicke zeigten ſich die weißen Schleimfäden, ohne daß er das eigentliche blitzſchnelle Hervorſtoßen deſſelben wahrnahm, weil der Saft farblos hervortritt und erſt durch Einwirkung der atmoſphäriſchen Luft Zähigkeit und die milchweiße Farbe erhält. Er geht deutlich in vielen Strahlen von den Seiten des Körpers und zum Theil daran hangend bleibend aus, und käme alſo nicht aus dem Munde! Außerdem ſchließt Moritz, daß der Peripatus, weil er ihn nicht anders als in Ruhe und im Verſteck antraf, ein nächtliches Thier ſei, und, da er ihn bei ſeinen häufigen, ſpät des Abends angeſtellten Excurſionen niemals beim Abköſchern niedriger Kräuter und Gräſer erhalten habe, daß er überhaupt nicht vom Erdreiche emporſteige, woran die Unvollkommenheit ſeiner Bewegungsorgane zu hindern ſcheint. (*Streubel.*)

PERIPEA, eine von Aublet (Guj. II. p. 628. t. 253) unter dieſem barbariſchen Namen aufgeſtellte Pflanzengattung, welche von **Büchnera** nicht verſchieden iſt. **Peripea Palustris** *Aubl.* (l. c.) hat Perſoon (Syn. II. p. 148) mit **Büchnera elongata** *Swartz* (Fl. Ind. occ. II. p. 1861) vereinigt, nach K. Sprengel (Syst. veg. II. p. 805) bildet ſie eine eigene Art, **B. palustris** *Spr.* (*A. Sprengel.*)

PERIPETASMA (*περιπέτασμα*), griechiſcher Name für Decken, Teppiche, die man um etwas herum ausbreitet, namentlich für den Theatervorhang, was in Rom auch „Auläum" hieß, ſeitdem die Pergameniſche Erbſchaft hierher kam. (*H.*)

PERIPETIE (*Περιπέτεια*), wörtlich Umſchlagung, Umfallung, hieß bei den Griechen jede plötzliche Veränderung der Glücksumſtände, aber meiſtens eine ſchlimme, alſo Unglücksfall. Ganz beſonders aber ſprach man in der dramatiſchen Poeſie, namentlich in der Tragödie, von Peripetie; man unterſchied hier einfache Fabel und verwickelte: eine Gattung der verwickelten wurde gebildet durch Peripetie; hier iſt ſie nach Ariſtoteles' (Poet. c. 11) Erklärung *ἡ εἰς τὸ ἐναντίον τῶν πραττομένων μεταβολή*, ein Umſchwung der Begebenheit ins Entgegengeſetzte. Ariſtoteles führt zwei Beiſpiele an, wovon wir eins zur größern Deutlichkeit wiederholen; im Ödipus wird der, welcher in der Erwartung, den Ödipus von ſeiner Furcht zu befreien und ihn ſo zu erheitern, ſagt, wer er wäre, die Quelle des größten Jammers für ihn. Vergl. noch 6, 3. 10, 2. Man ſprach daher von „theatraliſcher Peripetie" (*Dionys. H.* de Thuc. p. 819). (*H.*)

PERIPHAS (antis, *Περίφας, αντος*, m.). 1) Einer der Söhne des Ägyptus von den Gorgonen, vermählt mit der Danaide Aktäa, einer Tochter der Piereia (*Apollod.* II, 1, 5. 8).

2) Sohn des Lapithes und der Orſinome, der Tochter des Eurynomos, Bruder des Phorbas. Er heirathete die Aſtyageia, die Tochter des Hypſeus, und zeugte mit

Digitized by Google

ihr acht Söhne, von denen der älteſte Antion war, der Vater des Jxion (*Diod.* IV, 69). Beim Stephanus Byzantinus (v. *Λαπίθη*) wird aus Epaphroditos ἐν Ὁμηρικοῖς erzählt, daß die theſſaliſche Stadt Lapithe benannt ſei ἀπὸ *Λαπίθου τοῦ Περίφαντος*. Schwerlich dürfte man berechtigt ſein, in dieſem Ausdruck eine beſondere Genealogie zu finden, welche den Periphas zum Vater des Lapithes macht, vielmehr hat man bei τοῦ *Περίφαντος: πατήρ* zu ſuppliren (vergl. *Sturz.* Pherec. III, 121. ed. II.). Auch als Vater der Euryganeia, der Mutter des Eteokles und Polyneikes wird Periphas genannt (Schol. *Eurip.* Phoen. 53), der bei Apollodor (III, 5, 8, 8) Hyperphas heißt (vergl. Müller Orchom. S. 226).

3) Ein Lapithe, welcher im Centaurenkampf den Centaur Pyretus erlegt (*Ovid.* Met. XII, 449).

4) Ein Autochthone in Attika vor Cekrops Zeiten. Durch ſeine Gerechtigkeit und ſeine Frömmigkeit gegen Apollo ſtand er bei den Menſchen ſo in Anſehen, daß ſie ihn dem Zeus gleich verehrten, ihm Tempel bauten und Opfer brachten. Darüber erzürnt, wollte Zeus das Haus des Periphas mit dem Blitze zerſchmettern, aber auf Bitten des Apollo milderte er die Strafe und verwandelte den Periphas in den Adler, den König der Vögel, und gab ihm das Amt, das Scepter des Zeus zu halten; des Periphas Gemahlin aber, welche wahrſcheinlich Phene (φῖνις) hieß, verwandelte er in einen Falken (φήνη), mit dem Auftrag, bei allem Vornehmen der Menſchen als glückbedeutendes Zeichen zu erſcheinen. (*Anton. Lib.* 6. *Ovid.* Met. VII, 399). Quae te, justissima Phini (ſo emendirte Schrader für das ſinnloſe Phineu) Teque, senex Pepipha, pariter videre volantes.

5) Einer der Söhne des Öneus und der Althäa, welche im Kampfe gegen die Kureten, welchen Meleager erregt hatte, umkamen; die Schweſtern beweinten die Brüder, und wurden von der Diana in die Meleagriden verwandelt (*Anton. Lib.* 2).

6) Der Sohn des Oncheſios, Enkel des Öneus, der rieſengroße (πελώριος), der tapferſte der Ätoler, welchen Ares vor Troja tödtet (*Hom.* Il. V, 842. ib. Schol.).

7) Der Herold des Anchiſes, unter deſſen Geſtalt Apollo den Äneas zum Kampfe ermuntert (*Hom.* Il. XVII, 323).

8) Ein Grieche (ingens Periphas), welcher an der Erſtürmung Iliums Theil nimmt (*Virg.* Aen. II, 476).

(*Krahner.*)

PERIPHERIE (*Περιφέρεια*, wörtlich überſetzt circumferentia) wird oft gleichbedeutend mit dem Worte Perimeter (ſ. d. Art.) gebraucht. Im engeren Sinne verſteht man unter Peripherie die einen Kreis begrenzende krumme Linie (vergl. d. Art. Kreis). Auch für bloße Theile des Kreisumrings, die wir jetzt Kreisbögen oder Bögen ſchlechthin nennen, bedienen ſich die alten Geometer des Wortes Peripherie. (*Gartz.*)

PERIPHERIE (in der Natur und in der Kunſt) im weiteſten Sinne des Wortes iſt die Wohnung der Geſtalt, dennoch wächſt die Geſtalt aus dem Innerſten hervor, und deshalb ſagt Goethe:

„Es iſt nichts in der Haut,
Was nicht im Knochen iſt;
Vor ſchlechtem Gebilde Jedem graut,
Daß ein Augenſchmerz ihm iſt.“

Die Peripherie iſt deshalb der Ausdruck des Inneren. Je vollkommener dieſer Ausdruck iſt, deſto vollkommener iſt das Geſchöpf. Wir finden dieſen Ausdruck am vollkommenſten im Menſchen. Ein normaler menſchlicher Körper kann der Haut beraubt werden, daß die Muskeln offen liegen, und die Umriſſe ſcheinen im Weſentlichen kaum verändert; die Geſtalt der Leiche ſcheint ſich vielmehr von Neuem beleben zu wollen. Man kann weiter gehen, und in einer gewiſſen ſyſtematiſchen Folge die oberflächlichen Muskeln entfernen, und noch iſt die Geſtalt rein menſchlich und ſelbſt ſchön zu nennen. Selbſt das Gerippe zeigt friſch, mit den natürlichen Bändern zuſammengehalten eine eigenthümliche Sicherheit. Nicht ſo bei den Thieren. Bei vielen derſelben wird ſchon durch den Haarwuchs die Eigenthümlichkeit der Peripherie verdunkelt, und nach Entfernung der Haare erblicken wir ein ganz anderes Geſchöpf. Bei einigen höheren Thiergeſtalten iſt jedoch die Veränderung nicht ſo groß, und z. B. das Pferd zeigt nicht allein enthäutet noch die gewohnten Umriſſe, ſondern verträgt ſelbſt Wegnahme mehrer oberen Muskelſchichten, ohne ſich weſentlich zu verändern. Nicht ſo bei minder ausgebildeten Geſchöpfen: ein entfiederter Vogel iſt kaum wieder zu erkennen; die walfiſchähnlichen Säugethiere zeigen erſt nach Entfernung der Haut und Fettbedeckungen etwas von ihrer Geſtalt. Die Sprache nennt ſolche Formen, ſehr weiſe, nicht ausgebildet, weil die in ihrer Art immer vollkommene Idee nicht mächtig war, ihre Vollkommenheit in den äußeren umkreiſigen, peripheriſchen Theilen auszudrücken. Jeder, der die Kenntniß menſchlicher Anatomie beſitzt, kann ſich gleich von dieſem auffallenden negativen Vermögen der Peripherie durch eigene Anſchauung überzeugen. Zu den Säugethieren, welche die einzelnen Glieder des Skeletts noch ziemlich conform mit dem Menſchen beſitzen, gehört der Maulwurf; namentlich ſind es die faſt monſtröſen vorderen Extremitäten, welche in ihrer Gliederung dieſe Conformität zu zeigen vermögen. Es werde ein Maulwurf an der Haut entkleidet; es zeigt ſich eine trotz der wohlgeſonderten und in ihrer Richtung unzweideutigen Muskelbündel unförmliche, wie von abnorm gewachſenen Knochenhöckern in ihren Tendenzen verwirrte und zum Theil zerſtörte Fleiſchmaſſe. Nur an den wenigſten Punkten treten Spuren zweckmäßiger Geſtaltung unverkennbar hervor. Das Fleiſch werde von den Knochen genommen; die Geſtalt iſt der menſchlichen ſehr analog, einzig ſind die Epiphyſen groß, mit langen Muskelanſätzen, die Mittelſtücke ungewöhnlich verkürzt. Dieſer Unterſchied iſt offenbar ein ganz unweſentlicher, obgleich man faſt durch dieſelben Modificationen aus der Säule eine Scheibe machen kann. Wir haben alſo behauptet, daß dasjenige Geſchöpf das vollkommenſte ſei, in deſſen Peripherie ſich die Idee nach ihrer Autonomie und Harmonie am deutlichſten abgedrückt habe. Eine ſolche Peripherie iſt die vollkommenſte und ſchönſte. Das iſt für die bildende Kunſt von großer Wichtigkeit; wenn ſchon für die Malerei, noch viel mehr

Digitized by Google

für die Plaſtik. Der natürliche Reichthum der Geſtalt kann nie erreicht werden, ohne ſorgſamſte Beachtung der Geſetze peripheriſcher Bildung. Als Elemente derſelben zeigen ſich namentlich im Menſchen die verſchiedenen Kegelſchnitte (ſ. d. Art.). Es gibt deshalb am Körper keine gerade Linie. Wir finden auch an Antiken nie eine ſolche, nur an einigen neueren Kunſtwerken läßt ſie ſich mit Unrecht am Naſenrücken und der vordern Fläche des Schienbeins bemerken. Die Peripherie erhält ihre reiche Geſtalt durch die verſchiedentlich über einander gelagerten ſtarreren und beweglicheren, härteren und weicheren Organtheile. Die elaſtiſche, turpid paſſive Haut umgibt das Ganze; die Mitte der Glieder erhebt ſich vor Allem mit den unruhigen, geſpannten, drängenden Muskeln; die todteren, ſehnigen Anfänge ſind zum Theil unter dem interſtitiären Zellgewebe eingehüllt, zum Theil treten ſie mit einer leiſen, die Gleichförmigkeit gewiſſer Flächen günſtig brechenden Energie hervor; die Knochenenden zeigen ſich (in allen Fällen außer an vorderer Fläche des Unterſchenkels) in einer mehr queren, die Muskellage kreuzenden oder unterbrechenden Richtung, und begründen, als durchſchauendes Gerüſt, die eigentliche Bedeutung des Ganzen, ſoweit es Haltung und Bewegung angeht. In dieſem Verhalten des Knochengerüſtes iſt auch der große Unterſchied, welchen die Peripherie des männlichen Körpers und die des weiblichen zeigen, begründet. Beim Manne ragt der Knochen in ſeinen Endpunkten an die Oberfläche, und zeigt ſeine Geſtalt als Hebelſtange der Bewegungsproceſſe; im Weibe wird das Gelenk mehr errathen, als erkannt, das Knochenende zieht ſich zurück, und das Skelett hat ſcheinbar einen mehr paſſiven Charakter, zeigt ſich als Tragendes.

Man hat die Peripherie, ſofern ſie Geſtalt iſt, nicht mit Unrecht einer ſehr aufmerkſamen Betrachtung werth gehalten, und in ihr das gefunden, was man Phyſiognomie, Signatur, nennt. Sie veranſchaulicht das Ganze. Es muß die Peripherie, in ſofern ſie derjenige Theil (sit venia verbo) des Organismus iſt, welcher mit der Außenwelt in nächſte Berührung kommt, eine der concreten Lebensidee höchſt entſprechende Beſchaffenheit haben.

Das muß ſchon ſehr lange erkannt worden ſein, weil man ſonſt keine Darſtellungen in Farbe und Form verſucht haben würde. Aus ebendemſelben Grunde iſt die Darſtellung in Form gewiß die älteſte; denn ſie bedarf der wenigſten Abſtractionen, um verſtanden zu werden.

Die ſo offen vor den Sinnen liegende Peripherie iſt doch nicht allen Augen in ihren ſämmtlichen Verhältniſſen ſichtbar. Nur die gleichſam ſummariſchen Umriſſe werden erkannt, die dazwiſchen mannichfaltig vertheilten Factoren wollen erſt geſucht ſein.

Wir haben hier zu beachten, wie der Zuſtand der Peripherie dem Lebenszuſtande noch ferner analog iſt. Unter den niedrigſten Organismen findet ſich meiſt eine ungemeine Veränderlichkeit der Peripherie. Die Hydren (Waſſerpolypen) ziehen ihre Fangarme ſo zuſammen, und verkürzen ihren Leib, daß die eigenthümliche Organiſation kaum noch zu erkennen iſt. Jedermann hat geſehen, wie bedeutend die Schnecken, durch Aus- und Einſtülpen ihres Kopfes und der Fühlhörner, ihre Geſtalt verändern. In den höheren Thierclaſſen, Inſekten ꝛc., nimmt die Fähigkeit, die Peripherie vorübergehend umzugeſtalten, ſehr ab; die Fiſche endlich können kaum in ihrer eigenthümlichen Erſcheinung etwas ändern; bei den Amphibien und den höchſten Thierclaſſen finden wir wieder eine Zunahme der fraglichen Veränderlichkeit, bis im Menſchen ohne große Bewegungen nicht nur das lebhafte Geſicht, ſondern auch die ganze Körperoberfläche ſich ſehr bedeutend verändern kann. Wie im Geſicht dieſe Veränderung bedeutender iſt, ſo iſt ſie im Auge am allergrößeſten. Aus dem Angeführten kann ſchon hervorgehen, daß alle künſtliche Darſtellung der Peripherie nur eine ſymboliſche ſein kann, und von der mehr oder minder glücklichen Wahl des Symbols das mehre oder mindere Gelingen des Kunſtwerkes abhängt. Am Auffälligſten iſt dieſe ſymboliſche Darſtellung in der Malerei, wo wir namentlich landſchaftliche Gegenſtände, und vor Allem Baumſchlag in ganz willkürlichen, dennoch die Vorſtellung vollkommen reproducirenden und deshalb befriedigenden Formen auftreten ſehen. Doch nirgends, auch nicht in der Plaſtik, fehlt dieſe Bilderſchrift. Aus ihrer Unentbehrlichkeit und der individuellen Auffaſſung und Darſtellung reſultirt das, was man Manier genannt hat. Denn auch die der Peripherie angehörige Farbe kann nur ſymboliſch wiedergegeben werden, weil wir für die eigenthümliche Farbe und die zufällige Beleuchtung nur einen Ausdruck haben.

Der große Künſtler vermag in ſeinen nur auf das Peripheriſche berechneten Darſtellungen ungemein viel zu leiſten. Ein merkwürdiges Beiſpiel wird hier ganz am Orte ſtehen. In den Elginiſchen Marmoren findet ſich ein Basrelief, welches, wie die meiſten dieſer unſchätzbaren Antiken, bedeutende Zerſtörungen erlitten hat. Die Beſchädigungen haben namentlich einen Rindskopf ſo betroffen, daß die ganze Oberfläche deſſelben in der Stärke von einigen Linien völlig vertilgt iſt. Auf der alſo ungleichmäßigen, erodirten Fläche gewahren wir zum Erſtaunen nicht allein die deutliche Geſtalt des Thierkopfes, ſondern auch die feineren, ganz charakteriſtiſchen, dieſen Thieren eigenthümlichen Formen (um die Kiefergegenden). Daſſelbe haben wir, wenn auch minder auffallend, Gelegenheit an zahlreichen antiken Überreſten zu bemerken. Auf ähnliche Weiſe weht noch über ſehr zerſtörten und durch partielle Farbenverluſte zerriſſenen Gemälden der urſprüngliche Geiſt.

Dieſe Facta können auf's Neue auf eine der Peripherie inwohnende Intenſität hinweiſen, welche nicht unbedingt von dem Innerſten abhängen mag, weil ſie durch äußere Anregung geſchaffen werden kann.

Damit nicht ein Misverſtändniß möglich werde, als wären wir auf dem Wege, die oben von der Peripherie erhaltene Erklärung aufzugeben, haben wir uns an das Spiegelbild, an die Möglichkeit des Portraitirens, und an die Daguerrotypen zu erinnern. Das Ereigniß liegt in völligem untrennbaren Zuſammenhang mit dem Ganzen, während die Kunde ihren eigenen Weg geht.

Digitized by Google

Wie im Kinde die Peripherie noch von weniger Bedeutung iſt, ſo erblüht ſie mit den Jahren, und ergreift immer mehre Elemente zu ihrer Entwicklung, bis ſie im Greiſe theils überladen wird durch Abdrücke faſt aller organiſchen Syſteme, theils unempfänglich für die Wirkungen des ferner Liegenden geworden, nur das Oberflächliche zu erkennen gibt und ſich gleichſam entzweit, ſich ſelbſt zum Gegenſtande geworden, ihre eigene Unzulänglichkeit abſpiegelt (Hautrunzeln).

Eine andere Bedeutung der Peripherie gewahren wir im Pflanzenreiche. Der Ausdruck iſt hier ein vom Beſprochenen ganz verſchiedener. Entweder ſehen wir auf den einfachen cylindriſchen oder mannichfach gefurchten und zertheilten Stämmen die Spuren der Anordnung der wenig differenten Saft- und Luftzellen, und an den geeigneten Orten die Anfänge der Knospenbildung, oder wir haben die Organe ſelbſt in ihrer eigenthümlichen Geſtalt, z. B. Blätter, vor Augen, oder wir ſehen das Peripheriſche von Innen heraus ſo beſtimmt, daß mehr ein Ausdruck der Kraft, als der Geſtalt gegeben wird, ſo das Zerberſten der Baumrinde bei fortſchreitendem Wachsthume. Es kann hier immer nur von der Peripherie des lebenden Körpers die Rede ſein, indem das Todte, als überall ohne Beeinträchtigung ſeines Weſens trennbar, und der ſinnlichen Anſchauung zugänglich, überall peripheriſch iſt.

Ein recht angemeſſenes Sinnbild der Peripherie nach ihrer Bedeutung können wir in der Geſtalt des Baumes finden. Man denke ſich die Stamm- und Aſtbildung wie gewöhnlich, die Blätter aber als ein Continuum, das Umkreiſige darſtellend, und die Aſtgerüſte ſelbſt der Wahrnehmung entziehend. In dieſem Falle wird ſehr deutlich, wie die Richtung des Lebenswuchſes ſich unmittelbar in dem Äußeren abdrücken und die Geſtalt der Peripherie begründen kann.

Erwägen wir, daß in den Steinen die regelmäßige peripheriſche Kryſtalliſation durch Anhäufung gleichartiger Geſtalten bedingt iſt, dieſe Urintegraltheile aber gewöhnlich anders geſtaltet ſind, als der reſultirende Körper, und vermöge einer eigenthümlichen Anordnung die große Geſtalt zu Wege bringen, ſodaß gleichgeſtaltete Theile verſchiedengeſtaltete Ganze erbauen — ſo finden wir eine neue Aufklärung über das Weſen der Peripherie. Das Innere zeigt nur die Theile.

Was wir vorhin von der Peripherie des Todten geſagt haben, findet in dem Mineralreiche auch ſeine Anwendung. Es iſt der Bruch, welcher gleichſam anatomiſche Betrachtung in der Mineralogie findet. Auffallend iſt derſelbe von der natürlichen Oberfläche verſchieden, ſo z. B. daß er in gewiſſen Eiſenerzen ſich ſtrahlicht zeigt, während die Oberfläche nierenförmig iſt. Zuweilen iſt eine ſolche Verſchiedenheit nicht bald zu entdecken, indem die Oberfläche eines Minerals nicht gar deutlich, oder die leichte Theilbarkeit ſehr ins Kleine gehend iſt. Letzteres z. B. bei manchen Formen Bleiglanz, welche bis ins Kleinſte tafelförmig brechen. Die Natur will nirgends die anatomiſche, todte Peripherie hervortreten laſſen, ſie zerſtört entweder dasjenige, welches eine ſolche zur Schau trägt, oder verwandelt die mißfällige Peripherie wieder in die lebendige. Wunden der Thiere heilen bis zum Faſt-unſichtbar-werden, die der Pflanzen verändern ſich wenigſtens ſo, daß an den gewöhnlich unvereinbaren Wundlippen (wenn die Verletzung tief eindringend war) die ſphäriſchen Umriſſe hervortreten. Auch der Bruch der Steine bleibt nicht unverändert, ſondern die umringenden Elemente brechen die unregelmäßigen Geſtalten, laſſen durch Zerſtörung der loſeren Theile die urſprünglichen Bildungen ſicherer hervortreten (wie man künſtlich Ähnliches wenigſtens in Farbe darſtellt im Moirée métallique) und verhüllen in jedem Falle die abnormen Verletzungen.

Es iſt nun auch Aufgabe der Kunſt, die lebendige Peripherie darzuſtellen, und ſich von der todten fern zu halten. Nur die Darſtellung der durch Kunſt neu belebten, gleichſam galvaniſirten Peripherie, in Bau und Gewand iſt ihr geſtattet. Beide letzteren bleiben jedoch immer nur untergeordnet, und dienen der lebendigen Peripherie wie die gefärbte Folie dem durch und durch lichtfarbigen Edelſteine. Vom Gewande namentlich muß doch erinnert werden, daß es an ſich gar keine Bedeutung hat, und nur als neue künſtliche Peripherie auf die organiſche Geſtalt geheftet, und dieſelbe ganz eigenthümlich in ſich abſpiegelnd und ausdrückend, ſeine Dignität erwirbt. Deshalb kann man ſagen, daß in der Drappirung etwas Raffinirtes iſt. Als Hauptaufgabe der Drappirung, des Faltenwurfes, iſt es zu betrachten, daß die verborgene Geſtalt möglichſt deutlich und vollſtändig durchſchimmere, doch aber das Gewand durch ſeine Eigenthümlichkeit das Unterliegende in ſeiner Erſcheinung modificire. Wir finden dieſe Aufgabe herrlich gelöſt in den antiken bekleideten Frauengeſtalten, und führen namentlich die Herculaniſche Matrone und Jungfrau an, anderer zu geſchweigen.

Der Malerei ſcheint es weniger geſtattet zu ſein, dieſe Bedeutung der künſtlichen Peripherie darzuſtellen. Sie ſieht ſich entweder genöthigt, das Gewand durchſichtig oder naß zu machen, und erreicht dann etwas Ähnliches, als die Plaſtik, oder ſie vermag den Pinſel nur oberflächlich zu führen, indem ſie dem Gewande alles Körperliche zuwendet. Sie hilft ſich damit, daß ſie an einigen Stellen die Peripherie des Gewandes zerbricht und die des Organismus beſchränkt hervortreten läßt; die Plaſtik bedarf ſolcher Hilfsmittel nicht.

Es iſt eigenthümlich, daß die bekleidete Geſtalt an ihrer objectiven Schönheit einbüßt und reizend wird; es läßt ſich aber nicht behaupten, daß bei anatomiſcher Entkleidung dieſe reine Schönheit noch zunehme.

Wenn wir die fragliche Erſcheinung auf die Bedeutung der Peripherie beziehen, ſo findet ſich, daß die Wirkung des Gewandes, auf der Sichtbarmachung mehrer organiſcher Schichten (wie wir oben von Muskel, Knochen, Ader ꝛc. ſagten) und doch die Weichheit der Umriſſe bewahrt, während nach Entfernung der Haut der Reichthum der Peripherie vermindert, die Umriſſe aber viel härter gemacht werden. Wir haben aber vor-

Digitized by Google

her geſehen, daß die Schönheit der Peripherie in ihrem Reichthume und ihrer gleichzeitigen Verhüllung beruht.

Es iſt noch ein wichtiger Punkt bei Betrachlung der Peripherie, daß wir es bei Menſchen und vollkommneren Thiergeſtalten eigentlich nur mit den Bewegungsorganen zu thun haben, mit Knochen und Muskeln, welche unter der vermittelnden Haut liegen. In den unvollkommenſten Thierleibern ſehen wir ſtrahlicht verbreitete Geſtalten, ganz parallel der inneren, ſtrahlenſörmigen Anordnung der Organe; in den höheren ſehen wir einfache, auf beiden Seiten nicht ganz entſprechende Organenbildung, und völlige ſeitliche (ja phyſiologiſch betrachtet auch anderweitige) Symmetrie des Peripheriſchen. Der Menſch erfreut ſich an dieſer Symmetrie und ſtellt dieſelbe anfänglich ganz mechaniſch dar (Hermen, Ägyptiſche Basreliefs), ſie ſoll aber in höherer Beziehung wieder hervortreten (ſ. d. Art. Symmetrie).

Es iſt hier der Ort, des Verhältniſſes der Farbe zur Peripherie zu gedenken. Die Farbe verhüllt die Geſtalt. Sie wirkt überdies noch etwas, was ſich mehr fühlen als ausſprechen läßt. Für unſere Sinne iſt die menſchliche Geſtalt dann am ſchönſten, wenn ſie ſarblos oder wie ein von der Sonne beleuchtetes Weiß erſcheint; man hat, als die Kunſt blühte, Statuen nicht colorirt. Goethe, den wir bei Kunſt und Natur nie vergeſſen wollen, ſagt in Bakis Weiſſagungen 21:

> Blaß erſcheineſt du mir, und todt dem Auge. Wie rufſt Du
> Aus der inneren Kraft heiliges Leben empor?
> „Wär' ich dem Auge vollendet, ſo könnteſt Du ruhig genießen,
> „Nur der Mangel erhebt über Dich ſelbſt Dich hinweg."

So ergreiſt die Kunſt das Peripheriſche mit ganzer Seele! das Spiegelbild des Lebendigen belebt ſie in der Malerei; die entſeelte Geſtalt in der Plaſtik; colorirle Statuen, Wachsfiguren, ganz täuſchend perſpectiviſch behandelte Gemälde ſind vielmehr Kunſtſtücke, als Kunſtwerke, ſie ſind die Proſa der Kunſt. Die Poëſie, der Streit des Idealen mit dem Realen kann die Sinne nicht täuſchen; „nur der Mangel erhebt über Dich ſelbſt Dich hinweg." (*Dr. G. O. Piper.*)

PERIPHETES (*Περιφήτης, ου, m.*). 1) Der Sohn des Hephäſtos und der Antikleia, ein berüchtigter Räuber in der Gegend von Epidaurus. Mit einer ehernen Keule (daher *κορυνήτης*, nicht zu verwechſeln mit dem Homeriſchen Arethos *κορυνήτης Sturz.* Pherecyd. p. 192. ed. II.) erſchlug er die Reiſenden. Auch den Theſeus, als dieſer von Trözene nach Athen wanderte, fiel er an, wurde aber von ihm überwunden und getödtet. Die Keule führte Theſeus nachher als ſeine gewöhnliche Waffe (*Eurip.* Suppl. v. 714. *Αὐτὸς ϑ' ὅπλισμα τοὐπιδαύρειον λαβὼν Δεινῆς κορύνης διαφέρων ἐσφενδόνα. Apollod.* III, 16, 1. *Diod.* IV, 59. *Plut.* Thes. p. 4. *Paus.* II, 1, 4. *Ovid.* Met. VII, 436. Ibis 407). Hygin (fab. 38) nennt ihn einen Sohn des Neptun. Er war ſchwach auf den Füßen (*πόδας ἀσϑενεῖς ἔχων Apollod.*), wie Heyne bemerkt, wahrſcheinlich als Sohn des Hephäſtos. Die Thaten des Theſeus iſt man von Alters her mit denen des Herakles zuſammenzuſtellen bemüht geweſen. Für die Erzählung von Periphetes findet Böttiger (Vaſengem. I, 2. S. 138) im Cacus, den Herakles erlegt, das entſprechende Gegenſtück. Sein Name war ſprüchwörtlich für Erzräuber in Gebrauch (*Nicetas Choniata* de Man. Comm. p. 195 *Nieb.*).

2) P., König von Mygdonien, welchen Öthon im Wettkampfe, als deſſen Preis er ſeine Tochter Pallene von der Nymphe Mendeis ausgeſetzt hatte, umbringt (*Conon.* Nar. 10).

3) Sohn des Niktymos und Vorfahr des Pſophis, des Gründers der Arkadiſchen Stadt gleiches Namens (*Paus.* VIII, 24, 1).

4) Ein Mykenäer, der Sohn des Kopreus, des Heroldes, welcher dem Herakles die Befehle des Euryſtheus überbrachte. Er war *πατρὸς χείρονος υἱὸς ἀμείνων.* Im Kampſe mit Hektor fiel er über den eignen Schild und ward von ſeinem Gegner mit der Lanze durchſtoßen (*Hom.* Il. XV, 638).

5) Ein Troer, welchen Teukros tödtet (Il. XIV, 515). (*Krahner.*)

PERIPHOSIUS PORTUS, eine von Ptolemäos (IV, 6) genannte ſüdliche Hafenſtadt in der Nähe des Vorgebirges Arſinarium, in Gätulien, an der Weſtküſte Libyens (ſ. *Cellar.* Orb. ant. II. p. 225. Sickler 2. Th. S. 658). (*Krause.*)

Periphragmos *R.* et *P.*, ſ. Cantua.

PERIPHRASE (*Περίφρασις*), Umſchreibung, lateiniſch circumlocutio, hieß bei den Rhetoren und Geammatikern die Ausdrucksweiſe, welche, ſtatt eine Sache mit einem Worte zu bezeichnen und ſchlecht und gerecht bei ihrem Namen zu nennen, mehre Worte gebraucht, durch deren Verbindung der Ausdruck einen gewiſſen Schmuck gewinnt, oder nachdrücklicher und ausdrucksvoller wird, oder eine Milderung, eine feine Modification der Bezeichnung erhält, die nicht grade zum Verſtändniſſe nothwendig iſt, aber zur Anmuth oder zur Erhabenheit und Würde des Vortrags führt. Dichter und Redner bedienen ſich gleichmäßig derſelben; dagegen außerhalb der Poeſie und Beredſamkeit und denjenigen Literaturgattungen, die ſich dieſen annähern, würde eine ſolche Ausdrucksweiſe ungeeignet und manchmal ſelbſt lächerlich ſein. Bekannte Umſchreibungen waren bei den Griechen z. B. die Homeriſchen; ſtatt Alcinous, Telemachus, Herkules ſagt nämlich Homer öfters „des Alcinoos heilige Stärke," „des Telemachos heilige Kraft," „die Herakleiſche Macht" (*ἱερὸν μένος Ἀλκινόοιο, ἱερὴ ἲς Τηλεμάχοιο, βίη Ἡρακλείη*), ebenſo die Platoniſche „des Schickſals Weg gehen" für „ſterben." Von Demoſthenes führen die Rhetoren in der Regel das Beiſpiel aus der Midiana an, wo es heißt „er iſt durch die Macht des Übermuths und des Zorns von Midias entehrt," ſtatt „er iſt durch Midias entehrt." Man ſieht an dieſen Beiſpielen, daß die Umſchreibung nicht etwas ganz Überflüſſiges zu dem Nöthigen hinzu thut, ſondern manche feine Nebenbeſtimmungen und Nebenbegriffe enthält. (Vergl. Longin v. Erhaben. 28. *Alexand.* de fig. X. *Tiber.* de fig. XXXV. Schol. *Aeschyl.* S. c. Theb. 645 und die von *Ernesti* Lexic. Technol. Graec. 262 angeführten Stellen.) (*H.*)

PERIPLANETA (von *περιπλανάομαι*), hat Burmeiſter in ſeinem Handbuche der Entomologie (2. Bd.

Digitized by Google

2. Abth. 1. Hälfte. S. 502) eine Inſektengattung genannt, welche der Familie Blattina angehört und aus der alten Gattung Blatta (ſ. d. Art.) gebildet iſt. Periplaneta gehört zu einer beſondern Unterabtheilung dieſer Familie, welche fünf nahe verwandte Genera enthält, nämlich Blatta, Thyrsocera, Ischnoptera, Nyctibora und Periplaneta. Sie zeichnen ſich vor den übrigen durch ihren ſchlanken Bau, ihre ſehr langen Fühlhörner und ihre ſchlanken Beine mit ſtachligen Schenkeln aus. Da ſämmtliche fünf Gattungen noch nicht bei Bearbeitung der betreffenden Artikel unterſchieden waren, ſo möge hier ihre Charakteriſtik nachfolgen:

1) Blatta. Leib oberhalb meiſt ganz flach, zuweilen nach der Mitte zu etwas gewölbt. Kopf unter dem Vorderrücken verſteckt. Die Fühlhörner ſind ſo lang als der Leib oder länger, borſtenförmig. Die Grube der Nebenaugen fehlt oder iſt undeutlich, unterhalb der Fühlergrube. Die Freßwerkzeuge wie gewöhnlich in dieſer Familie, nur der Helm an der Spitze mit häutig-blaſiger, nach dem Tode zuſammengefallener Taſtfläche. Vorderrücken ſehr breit, am Seitenrande erweitert, hinten grade abgeſtutzt oder ſehr ſanft nach Außen gebogen, ohne aufgeworfenen Rand. Die Flügel ſind etwas verſchieden, aber die vorderen ſtets lederartig mit hervorſtehenden Adern und an der Naht über einander greifend; die untern ſo lang als die obern, der Länge nach gefaltet, mit ſehr ſchmalem Vorderfelde von etwas derberer Beſchaffenheit. Beine ſchlank und zierlich; die Schenkel zuſammengedrückt, allermeiſt langſtachelig, die Stacheln in zwei Reihen. Schienbeine verlängert, langſtachelig; Tarſen etwas kürzer als dieſe, fein, mit kaum bemerkbarer Sohle, das erſte Glied länger als das zweite und dritte zuſammengenommen, das vierte beſonders klein, das fünfte länger, mit zwei feinen Krallen und einem Haftlappen verſehen. Die Männchen ſind ſchlanker als die Weibchen und haben mehr Hinterleibsringe; das letzte Segment iſt jedoch bei beiden Geſchlechtern gleich gebildet, flach, nur beim Weibchen merklich breiter, dreiſeitig, hinten abgerundet und ohne Griffel beim Männchen; bei beiden Geſchlechtern ſind aber Raiſe vorhanden. Burmeiſter vertheilt die Arten folgendermaßen: I) Oberflügel ohne Bogenlinie am Grunde, nur ſo lang als der Hinterleib; A) Unterflügel faſt verkümmert, viel kürzer als die obern: hierher zwei Arten, die in Europa vorkommen, die eine B. maculata, braunſchwarz mit ſcherbengelben Flügeln, nur drei Linien lang, bei uns in Nadelwäldern. B) Unterflügel ſo lang als die obern. Hierher eine Art von Weſtindien. II) Am Grunde der Oberflügel ein deutlicher Bogenſtrich: A) Beide Geſchlechter mit abgekürzten Vorder- und Hinterflügeln: B. hemiptera, blaß, mit einigen dunkeln Punkten auf den Vorderflügeln, drei Linien lang, bei uns in Nadelwäldern. B) Beim Weibchen reichen Flügeldecken und Flügel nur bis an's Ende des Hinterleibes, beim Männchen darüber hinaus; einzige Art B. lapponica *L.* bei uns gemein im Nadelgehölz, 3½ Linien lang, dunkelbraun. C) Flügel bei beiden Geſchlechtern gleich und länger als der Hinterleib, nach Hinten verſchmächtigt, zugeſpitzt. Faſt alle hierher gehörigen Arten kommen nur in der heißen Zone, meiſtens der weſtlichen Hemiſphäre vor, nur eine Art, B. germanica, fünf Linien lang, gelblich, mit zwei ſchwarzen Punkten auf dem Vorderrücken, findet ſich auch in Europa und iſt dort gemein.

2) Thyrsocera *Burm.* (von θύρσος und κέρας). Der vorigen Gattung ähnlich in Körperform, oberhalb ganz flach, doch geſtreckter und parallelſeitig. Vorderrücken faſt kreisförmig, aber der Vorderrand ſtärker gebogen als der hintere, ohne den Kopf ganz zu bedecken; ohne aufgeworfenen Rand. Fühlhörner ſo lang als der Leib, borſtenförmig, behaart, vor der Mitte etwas verdickt und mit ſtärkern abſtehenden Haaren dicht bedeckt. Die Flügel ſind bei beiden Geſchlechtern gleich, länger als der Hinterleib, ganz wie bei Blatta II, C. Beine ſchlank und zierlich, Schenkel zuſammengedrückt, unterhalb ſtachlig, Schienen langſtachlig, Füße kürzer als dieſe. Das letzte Bauchglied bei beiden Geſchlechtern gleich gebildet, beim Weibchen breiter, beim Männchen ohne Griffel, mit ſehr langen Raiſen bei beiden Geſchlechtern. Die Arten ſind klein und bewohnen die heiße Zone der neuen Welt, nur wenige in Südaſien.

3) Ischnoptera *Burm.* (ἰσχνός, πτερός), der Gattung Periplaneta nahe verwandt, aber mit langgeſtrecktem Körper. Vorderrücken ſattelförmig, d. h. in der Mitte etwas vertieft, an den Seiten herabgebogen, vorn und hinten etwas erhaben, am Hinterrande ganz abgeſtutzt. Flügel ein Drittel länger als der Leib, die obern ſchmal, ſonſt wie bei Vorigen; die hintern etwas kürzer. Beine ſehr ſchlank, Schenkel dünner, mit zerſtreuten kurzen Stacheln. Der letzte Hinterleibsring beim Männchen von gewöhnlicher Größe, flach, vor dem Ende etwas eingedrückt, mit ziemlich bemerkbaren Griffeln, das letzte Hinterleibſegment der Weibchen ſehr groß, etwas gewölbt, hinten abgerundet. Arten in Südamerika und Südafrika.

4) Nyctibora *Burm.* (νύξ, βορά). Der Leib iſt oben flach, dicht mit angedrückten, feinen ſeidenglänzenden Haaren bekleidet, zumal am Pronotum und den Vorderflügeln. Vorderrücken ziemlich kreisrund, ohne aufgeworfenen Rand, der hintere Umfang faſt gerade abgeſtutzt. Fühlhörner und Kiefertaſter ſehr lang, an dieſen das letzte Glied viel länger und dicker als das vorletzte. Schenkel etwas kurz und dick, ſtark ſtachlig. Flügel bei beiden Geſchlechtern gleich lang, die obern ſtark lederartig, mit deutlichen Längsadern und undeutlichen Queradern, weshalb ſie wie gefurcht ausſehen; hinten breiter als an der Baſis, kreisförmig abgerundet. Hinterleib bei beiden Geſchlechtern eiförmig, ziemlich breit. Beim Männchen das letzte Segment ſehr klein, mit deutlichen großen Griffeln, das Rückenſegment noch kleiner, ragt nicht hervor; beim Weibchen groß, dick, aber weder gekielt noch geſpalten, ebenſo das Rückenſegment. Afterraiſe groß, länglich-ſpindelförmig. Die Arten in der Tropenzone beider Hemiſphären.

5) Periplaneta *Burm.* = Kakerluk *Latr.* (Fam. nat.) Körperſtatur der vorigen, aber etwas geſtreckter, Pronotum und Oberflügel haarlos. Kopf groß, lang geſtreckt, aber vom Vorderrücken bedeckt. Augen auf dem Scheitel genähert; ſtatt der Nebenaugen vertiefte Flecke.

Digitized by Google

Fühlhörner um ein Drittel länger als der Leib, fein borſtenförmig. Freßwerkzeuge wie gewöhnlich; Kiefertaſter ſehr lang, ihr letztes Glied ſpindelförmig, ſo lang als das vorletzte; das Kauſtück mit zwei ungleichen, dicht an einander gedrückten Zähnen. Pronotum ziemlich kreisrund, eben, mit herabgebogenen Seiten, ohne aufgeworfenen Rand, am Hinterrande ziemlich gerade abgeſtutzt. Flügel beim Männchen länger als der Hinterleib, beim Weibchen ebenſo lang oder kürzer; die vordern pergamentartig, geſtreift, die Unterflügel merklich kürzer als jene, beide mit wenig bemerkbaren Queradern. Beine ſehr groß, aber ſchlank, am längſten unter allen Schaben; die Schenkel zuſammengedrückt, ſtark ſtachelig, Schienen ebenſo; Füße kürzer als die Schienen, das vorletzte Tarſenglied ſehr klein, das letzte mit ſchlanken Krallen und ſehr kleinen Haftlappen. Hinterleibſpitze der Männchen ſchmal, das letzte Segment etwas gewölbt, mit ſehr langen Griffeln, daneben die ebenfalls langen, ſchwertförmigen Raiſe. Beim Weibchen iſt der Bauch kürzer und breiter, das letzte Segment ſtark gekielt, der Kiel abgeſtutzt und der Länge nach geſpalten; daneben ragen die etwas kürzeren Raiſe hervor. Dieſe Gattung iſt nicht artenreich, aber über die ganze Erde verbreitet, weil ſich die Arten vorzugsweiſe zu herumſchweifender Lebensweiſe neigen, obgleich ſie urſprünglich alle der Tropenzone angehören. Zwei derſelben finden ſich in Europa und ſind ſelbſt in den Häuſern gemein und eine große Plage geworden; es ſind die größten, bei uns vorkommenden, Arten. P. americana roſtfarbig, unten blaſſer, mit rundlichem Vorderrücken, 1¼ Zoll lang; ſtammt aus dem wärmeren Amerika, findet ſich aber auch bei uns, beſonders in Seeſtädten und ſelbſt im Binnenlande in großen Zuckerſiedereien ꝛc. P. orientalis dunkel ſchwärzlich, kaſtanienbraun, mit roſtfarbenen Oberflügeln und Füßen, zehn Linien lang, in Vorderaſien einheimiſch, doch jetzt auch in Europa gemein und deshalb ſehr ſchädlich. Vergl. Blatta. (*Streubel.*)

PERIPLOCA. Eine zuerſt von **Dodoens** ſo benannte Pflanzengattung aus der erſten (zweiten) Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Periploceen der natürlichen Familie der Asklepiadeen. Char. Der Kelch fünfſpaltig; die Corolle tief fünftheilig mit fünf ſpitzen Hörnern an der Baſis der Fetzen; die echten Antheren einfach, mit einem Handgriffe verſehen, unter dem Gynoſtegium (dem Dache des Griffels) in Falten liegend: die Pollenmaſſen körnig; die falſchen Staubfäden abgeſondert, an der Spitze bärtig; die beiden zuſammengewachſenen Piſtille bilden ſich zu zwei ſpindelförmigen, von einander abſtehenden, glatten, Balgfrüchten aus, welche zahlreiche mit einem Haarſchopfe verſehene Samen enthalten. Die neun bekannten Arten ſind aufrechte oder kletternde Sträucher, ſelten Bäume. Nur die erſte Art iſt in Europa einheimiſch. I. Schlingſträucher: 1) P. graeca. *L.* (Schkuhr, Handb. T. 53. Sprengel v. d. Bau u. d. Nat. d. Gew. t. V. fig. 26. Periploca altera *Dodonaeus* Pempt. 408. *Tournefort* inst. p. 93. t. 22). ein hochkletternder Schlingſtrauch (daher der Gattungsname: πλοκή Geflechte, περί herum) mit eiförmig-ablangen, unbehaarten Blättern, faſt doldentraubigen, gipfelſtändigen Blüthen und außen gelber, innen rothbrauner, behaarter Blumenkrone; im ſüdlichen Europa und Mittelaſien. 2) P. mauritiana *Poiret* (Enc. V. p. 188. P. nigrescens *Afzelius*, Cynanchum mauritianum *Lamarck* enc. II. p. 236. Funis papius *Rumph.* herb. amb. V. t. 10. Katu-pal-valli *Rheede* hort. malab. IX. t. 11), auf den mascareniſchen Inſeln, in Guinea und Oſtindien. 3) P. parviflora *Poir.* (l. c. p. 192) in Oſtindien. 4) P. chinensis *Spreng.* (Syst. veg. I. p. 836. Pergularia sinensis *Loureiro* fl. cochinch. ed. *Willdenow* p. 211) im ſüdlichen China. II. Aufrechte Sträucher (die erſte Art baumartig): 5) P. cochinchinensis *Loureir.* (l. c. p. 207), in Cochinchina und Bengalen. 6) P. divaricata *Spreng.* (l. c. Pergularia divaricata *Loureir.* l. c. p. 210), im ſüdlichen China. 7) P. angustifolia *Labillardière* (Ic. pl. syr. II. p. 13. t. 7. P. laevigata *Vahl* symb. IV. p. 45. P. rigida *Viviani*) in Syrien, im nördlichen Afrika und auf den benachbarten Inſeln. 8) P. punicaefolia *Cavanilles* (I. c. rar. III. t. 217. P. laevigata *Willdenow* sp. pl. II. p. 1249), auf den canariſchen Inſeln. 9) P. virgata *Poir.* (l. c.), in Oſtindien. P. indica *L.* (P. cordata *Poir.*) iſt Hemidesmus indicus *R. Br.* P. emetica *Retzius* und P. Secamone *L.* = Secamone emetica *R. Br.* und S. Alpini *Röm. & Schult.* P. esculenta *L.* = Oxystelma esculentum *R. Br.* P. tunicata *Retz* und P. africana *L.* = Cynanchum pauciflorum und C. pilosum *R. Br.* P. tenuiflora = Microloma lineare *R. Br.*

(*A. Sprengel.*)

PERIPLOMA, hat Schumacher in ſeinem Verſuch eines Syſtems der Conchyliologie eine von ihm für die Anatina trapezoides *Lam.* aufgeſtellte Muſchelgattung (aus der Familie Myacea, Zunft Crassipedia) genannt, von welcher ſich folgender Charakter angeben läßt: Muſchel eiförmig, ſehr ungleichſchalig und ungleichſeitig, an der kleinen Hinterſeite faſt abgeſtutzt und kaum klaffend. In jeder Schale iſt eine ſchmale, ſchiefe Schloßleiſte, welche mit dem oberen Rande einen tiefen Ausſchnitt bildet, in den ein kleines dreieckiges Knochenſtück eingeſchloſſen iſt, das an einem Theile des Ligamentes feſtſitzt. Der vordere Muskeleindruck befindet ſich längs des Randes, iſt lang und ſchmal, der hintere ſehr klein und rundlich. Es iſt außer der oben genannten Art noch keine andere dieſer Gattung bekannt geworden. Deshayes hatte ſie erſt zu Corbula gerechnet und dann, ſpäter als Schumacher, ebenfalls zur Gattung erhoben. Blainville dagegen bringt ſie zu der von Deshayes für die Mya norwegica *Chemn.* = Amphidesma corbuloides *Lam.* aufgeſtellten Gattung Osteodesma. Das Thier iſt übrigens noch unbekannt; man weiß ſelbſt nicht einmal ſeinen Fundort. Die Schalen, welche dünn durchſcheinend und glatt ſind, ſcheinen in den Sammlungen eben nicht ſelten zu ſein. Vergl. übrigens Encyclopédie pl. 250 fig. 6 a, b, Encyclopédie méthodique, Vers, T. III. p. 739; Periploma inaequivalvis *Schumacher*,

Digitized by Google

l. c. 115, T. 5. fig. 1 a, b. Osteodesma trapezoidalis. *Blainville* l. c. pl. 75. fig. 8. Periploma trapezoides *Deshayes* in *Lamarck*. hist. nat. d. anim. s. vert. t. VI. p. 79. nr. 6 et p. 80. 81. (*Streubel.*)

PERIPLUS (*Περίπλους*), Umſchiffung, hieß bei den Griechen ein gewiſſes nautiſches Manoeuvre, wenn man die feindliche Flotte umzingelte. Ganz beſonders hieß aber ſo eine Seereiſe und Beſchreibung der auf derſelben beſuchten Küſte; mehre geographiſche Werke, welche eine Küſtenbeſchreibung gaben, führten bei den Griechen dieſen Titel; einige derſelben bezogen ſich auf die ganze bewohnte Erde, eine ſolche hieß *Περίπλους τῆς οἰκουμένης*; die meiſten auf die Küſten beſtimmter Meere, z. B. des Mittelmeeres, des rothen Meeres (*Περίπλους τῆς ἐρυθρᾶς θαλάσσης*), des Pontus Euxinus, der Maeotis. Dem alten Logographen Charon aus Lampſacus legt Suidas eine Schrift unter dem Titel: *Περίπλους ὁ ἐκτὸς τῶν Ἡρακλείων στηλῶν* bei. Von der Entdeckungsreiſe, die ein Carthaginenſer, Hanno, wie man jetzt gewöhnlich annimmt, etwa 480 v. Chr. um die Weſtküſte Afrika's unternommen und in puniſcher Sprache beſchrieben hat, haben wir eine griechiſche Überſetzung unter dem Titel: *Ἄννωνος Καρχηδονίων βασιλέως περίπλους τῶν ὑπὲρ τὰς Ἡρακλέους στήλας Λιβυκῶν τῆς γῆς μερῶν.* Von Kteſias hat es nach den Grammatikern einen Periplus von Aſien in drei Büchern gegeben. Sehr bedeutend für die Geſchichte der Geographie iſt der unter dem Namen des Skylar vorhandene und, wie Niebuhr erwieſen hat, in der erſten Hälfte der Regierung Philipp's, etwa Ol. 107, verfaßte Periplus; wir haben hieran eine Beſchreibung des ganzen Mittelmeers mit Einſchluß des Pontus Euxinus, der Propontis und Maeotis, und zwar nicht blos der Küſten, ſondern auch mancher mehr im Innern gelegenen Länder und der Inſeln. Ich ſchweige von dem durch den marſeiller Pytheas etwa zur Zeit Alexander's verfaßten Periplus, von dem Periplus des Phileas u. a., und erinnere nur noch an die auf Befehl Hadrian's von Arrian unternommene und von ihm unter dem Titel: *Περίπλους Πόντου Εὐξείνου* beſchriebene Umſchiffung; endlich haben wir noch von einem Namenloſen einen, ebenfalls Arrian, aber mit Unrecht, beigelegten Periplus des ſchwarzen, und von einem andern anonymen Schriftſteller einen Periplus des ſchwarzen und aſow'ſchen Meeres; die neueſte Ausgabe der drei zuletzt genannten Periplen iſt eben von S. F. W. Hoffmann (Leipzig 1842) erſchienen. Die genaueren Nachweiſungen wird man bei Uckert und Forbiger (Handb. der alten Geographie. Leipzig 1842. 1. Bd. S. 59. 93. 113 fg. 148. 151. 442 fg.) finden. (*H.*)

PERIPNEUMONIA (*Περὶ, πνεύμων*), Lungenentzündung. Man hat früher mit Peripneumonia bald die gleichzeitige Entzündung der Lungen und des Bruſtfells, bald — und das am häufigſten — die Entzündung des Parenchyms der Lungen ſelbſt bezeichnet. Das Erſtere wäre etymologiſch noch eher zu rechtfertigen, als das Letztere. Da aber Lungen und Bruſtfell meiſtens gleichzeitig entzündet ſind, ſichere Merkmale die Entzündungen beider Organe nicht von einander unterſcheiden, und die Bezeichnung Pneumonie für die Entzündung der Lungen ſelbſt vollkommen ausreicht, ſo iſt von den neueſten und beſten Schriftſtellern der ſpätern und neueſten Zeit, Schönlein nicht ausgeſchloſſen, in ebendieſem letzterwähnten Sinne Pneumonie an die Stelle der „Peripneumonia" der Alten geſetzt worden. Wir verweiſen daher auf dieſen Artikel (ſ. Pneumonia), und bemerken nur noch, daß die gleichzeitige Entzündung der Lungen und des Bruſtfells bei den ältern Schriftſtellern nicht ſelten auch den Namen der „Peripleumonia" führt. (*C. L. Klose.*)

PERIPOLION, eine kleine Stadt am Flüßchen Alex in Unteritalien, im Gebiete der Lokrer, welche einſt von den hier anlandenden Athenäern weggenommen wurde (*Thuc.* III, 99). (*Krause.*)

PERIPOLOI (*Περίπολοι*), „Herumgehende" hießen in Athen die jungen Leute während ihrer erſten militairiſchen Dienſtzeit, während welcher ſie noch nicht außerhalb der Grenzen zu dienen hatten, ſondern blos zur Beſetzung der Wachpoſten in der Stadt und auf dem Lande von Attika gebraucht wurden. Ihren Namen hatten ſie davon, weil ſie die Wachpoſten des Landes bezogen (*περιπολοῦσι τὴν χώραν καὶ διατρίβουσιν ἐν τοῖς φυλακτηρίοις*); die von ihnen beſetzten Poſten hießen „Peripolia". Sie ſtanden unter einem eignen Chef, welcher „Peripolarch" (*περιπόλαρχος*) hieß (vergl. *Thuc.* VIII, 92); zu gewiſſen Zeiten wurde die Ronde gemacht und alle Poſten unterſucht, ob die Peripoloi auf denſelben wachſam wären, wobei Glocken, Schellen (*κώδωνες*) gebraucht wurden. Dieſer Dienſt dauerte wahrſcheinlich in der Regel zwei Jahre, alſo von vollendetem 17. bis zum zurückgelegten 19. Jahre, ſo lange hat Äſchines gedient und Pollux (VIII, 105) ſagt: *δύο ἔτη ἠριθμοῦντο εἰς περιπόλους.* Eine Ausnahme fand vielleicht zu Gunſten der Söhne der im Kriege Gefallenen ſtatt, die nur ein Jahr dienten; von dieſen allein ſpricht Ariſtoteles im Attiſchen Staat. Auf dieſe Weiſe läßt ſich wol der Widerſpruch zwiſchen Äſchines (de leg. sua §. 167) und Ariſtoteles ausgleichen, ein Widerſpruch, den Harpokration oder die, aus denen der Grammatiker geſchöpft, ſo zu löſen verſucht hat, Äſchines habe freiwillig zwei Jahre unter den Peripolois gedient, während ein Jahr die geſetzliche Dienſtzeit geweſen wäre. Auf dieſen Dienſt der Peripoloi folgte der ebenfalls zweijährige Dienſt, wo die jungen Leute zwar ſchon außerhalb der Grenzen Attika's aber auf minder gefährlichen Poſten gebraucht wurden; dieſer Dienſt hieß *ἡ ἐν τοῖς μέρεσι στρατεία*; erſt nach beendigtem 21. Lebensjahre begann der volle ſchwere Dienſt (*Harpocr. Suid. Phot.* in *περίπολοι*. *Hesych.* in *κεκωδωνισμένοι* und *κωδωνοφορεῖν*). (*H.*)

PERIPOLTAS (*Περιπόλτας*), ein Wahrſager, welcher den Theſſaliſchen Opheltas nach Böotien führt. Seine Familie bemächtigte ſich der Stadt Chäronea, wo es noch zu Lucull's Zeit einen Abkömmling dieſes Stammes, Namens Damon Peripoltas, gab (*Plutarch.* Lucull. I. p. 478. E. ſ. Müller, Orchom. S. 393). (*Krahner.*)

PERIPOT DURAN (פריפוט דוראן), ein jüdiſcher Grammatiker, der gegen Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts lebte. Jener Name iſt ohne Zweifel ein abendländiſcher, welchen er vermuthlich annahm, als er gezwungen ward, zum Chriſtenthume überzutreten;

Digitized by Google

aber es möchte nicht leicht ſein, ihn zu verificiren. Statt der obigen Schreibung, welche die gewöhnliche iſt, findet man auch Peripoto Durante, Prophat Duran, Pourpeth, Prophet. Man hat ihn erklärt durch Parfait Duran (letzteres vielleicht der franzöſiſche Name Durand), durch perpetuo durans (was eine ironiſche Beziehung auf ſeine Ausdauer im chriſtlichen Glauben haben ſollte) oder ſonſt wie. Faſt häufiger wird er nach dem Titel ſeiner Grammatik Efodi, Ephodaeus, benannt; aber ſein eigentlich jüdiſcher Name ſcheint Iſaak ben Moſe geweſen zu ſein. Er ſtammte aus Aragonien. An ſeinem gezwungenen Übertritt zum Chriſtenthum haben Manche mit Unrecht gezweifelt. Um wieder ungeſtört dem jüdiſchen Glauben anzuhängen, beſchloß er gemeinſchaftlich mit Bonet (David ben Goren), der gleichfalls gezwungen convertirt hatte, nach Paläſtina überzuſiedeln. Bonet wurde zu Avignon, wo er mit Paulus Burgenſis zuſammentraf, der ihn für das Chriſtenthum zu ſtimmen ſuchte, in ſeinem Entſchluſſe wankend und ſchrieb deshalb an Peripot, der ihm vorangereiſt war; worauf dieſer ſeine berüchtigte Epiſtel an Bonet richtete, die oberflächlich angeſehen, für das Chriſtenthum zu ſein ſchien, während ſie in der That die greulichſten Schmähungen gegen daſſelbe enthielt. Die Chriſten bemerkten dies, die Juden mußten es eingeſtehen, und die Schrift wurde beſonders in Spanien an mehren Orten öffentlich verbrannt. Sie führt den Titel: אל תהי כאבותיך „Sei nicht wie deine Väter waren." Es gibt davon eine einzige äußerſt ſeltene gedruckte Ausgabe ohne Anzeige des Jahrs und des Druckortes. Sie iſt nicht zu Sabioneta gedruckt, wie Wolf meinte, ſondern zu Conſtantinopel, wie de Roſſi behauptet, der ſelbſt ein Exemplar davon beſaß [1]). Handſchriftlich findet ſie ſich auf mehren Bibliotheken. Ähnlichen Inhalts iſt das von ihm verfaßte Buch כלמת הגוים, d. i. die Schmach der Heiden (Chriſten), das man nicht mit andern Werken unter gleichem Titel verwechſeln muß [2]). Sehr verdienſtlich iſt ſeine hebräiſche Grammatik Ma'ase Ephod, מעשה אפוד, genannt, die er im J. 1403 ſchrieb und die ihm den Beinamen Ephodi zuzog. Sie iſt handſchriftlich in der pariſer, der Oppenheimer'ſchen und der de Roſſi'ſchen Bibliothek vorhanden, und von Burtorf, J. Morinus und de Roſſi mehrfach benutzt worden. Santes Pagninus hatte ſie ins Lateiniſche überſetzt, aber dieſe Arbeit iſt nie gedruckt. Peripot polemiſirt hin und wieder gegen David Kimchi, was eine beſondere Schutzſchrift für Letztern von Eliſa ben Abraham unter dem Titel: מגן דוד „Schild David's" veranlaßt hat. Ein anderes Werk des Peripot, חשב אפוד betitelt, iſt aſtronomiſchen Inhalts (nicht geometriſchen, wie Wolf ſagt); er ſchrieb es im J. 1395. Sonſt verfaßte er einen Commentar über den More nebuchim des Maimonides, welcher bisweilen mit dieſem Buche zugleich abgedruckt iſt, z. B. in der venediger Ausgabe, ein Trauergedicht und einige andere kleine Piecen, die noch nicht gedruckt ſind. Man ſ. *Wolfii* Biblioth. hebr. T. I. p. 992 sq. T. III. p. 950 sq. *de Rossi* dizionario stor. degli autori Ebrei. Vol. II. p. 89. Vergl. auch *Luzzatto*, Prolegomeni ad una gramm. ragion. della l. ebr. (Padova 1836) p. 32. (*E. Rödiger.*)

1) *De Rossi*, Annali ebreo-tipogr. di Sabioneta. p. 17. Bibliot. giudaica anticrist. p. 88. 2) *Id.* Bibl. anticrist. p. 90.

Periptera, ſ. Säulenſtellung.

PERIRRHANTERION, Gefäß mit Weihwaſſer, aus dem man ſich damit beſprengte; war bei den Griechen oft von edlem Metall, ſtand vor den Tempeln, in Athen auch rings herum um den Markt; innerhalb der letztern durfte kein Unreiner eintreten. (*H.*)

PERIRRHEUSA, eine von den vielen kleinen Inſeln im Ägäiſchen Meere, welche, an ſich bedeutungslos, allein von Plinius (N. H. V, 38) aufgezählt werden. (*Krause.*)

PERIRRHEXIS nannten die ältern Chirurgen das gänzliche Abbrechen eines Knochens. (*J. Rosenbaum.*)

Peris, ſ. Ahriman, Ormuzd, Parsen, Zend, Zend-Avesta und Zendlehre.

PERISIN, PERISINUS, auch PERRISIM (Jacques), ein älterer franzöſiſcher Künſtler, der ſich ſowol mit Radirung als mit Holzſchnitt beſchäftigte und gegen 1530 geboren war. Es iſt wenig über ihn bekannt; wir kennen ihn nur nach der von ihm und dem mit ihm verbundenen Künſtler, Namens Tortonel, bearbeiteten Folge von 38 Blättern, welche die Gräuelſcenen des unter Heinrich II. erfolgten Bürger- und des ſpäter ausgebrochenen Hugenottenkriegs darſtellen, und von den Jahren 1567 bis 1574 datirt ſind.

Der von Periſin gearbeiteten und radirten Blätter jener Geſchichtsſcenen ſind 25, wovon aber wieder 5 von Tortonel radirt wurden; außerdem ſchließen ſich an jene Folge 13 Blatt Holzſchnitte, alle von ſehr ſtarkem und ſchwerfälligem Schnitt. Mehre der hiſtoriſchen Scenen, beſonders die in Holz, haben ziemlich große Figuren, weniger die Radirungen, obgleich einige, z. B. das erſte Blatt nach dem Titel ziemlich große Figuren enthält. Einige dieſer Blätter ſind bezeichnet: I. C. Peresin fecit; das Titelblatt, mit Figuren und Verzierungen im Charakter der Schule von Fontainebleau umgeben, iſt bezeichnet: Peresinus fecit, einige Blätter haben das Monogramm .

Merkwürdig bleibt, daß, während die Arbeit von franzöſiſchen Künſtlern ſtammt und auch die Scenen aus der franzöſiſchen Geſchichte genommen ſind, doch Titel und Beſchreibung teutſch gedruckt ſind. Der Titel lautet: Mancher layen-gedenken historien v. Krieg mord und aufrur welche sich verflossen nechsten jaren in Frankreich zugetragen. Alle Blätter in ſ. gr. quer Folio-Format. (*Frenzel.*)

PERISKIOI (*Περίσκιοι*). Über die von Poſidonius ſtammende Eintheilung der Zonen in Periskioi. Amphiskioi und Askioi ſ. Posidonius. (*H.*)

Periskythismos (*Περισκυθισμός*, ſ. Skalpiren.

Perispermium, ſ. Frucht.

PERISPHAERIA, gehört nach Burmeiſter, Handbuch der Entomologie, 2. Bd. 2. Abth. S. 483 zu der

zweiten großen Abtheilung der Blattina (vergl. Periplaneta), welche dadurch ausgezeichnet iſt, daß die Männchen vollkommene Flügel beſitzen, während die Weibchen derſelben und oft auch der Flügeldecken ganz entbehren. Die Gattung Perisphaeria unterſcheidet ſich von dem, auch in dieſe Abtheilung der Schabenfamilie gerechneten, Genus Heterogamia zunächſt weſentlich dadurch, daß ſie zwiſchen den Krallen Haftlappen hat. Außerdem wird noch Folgendes bemerkt: der Vorderrücken iſt halbkreisförmig mit geradem oder ſanft ausgebogenem Hinterrande; der Seitenrand flach, oft nach Unten ſtark verdickt, kappenförmig, ſcharfkantig, nicht ſelten mit einer feinen, nach Oben aufgeworfenen Randleiſte. Die Fühler der Männchen ſind ziemlich ſo lang, als der Leib, die der Weibchen dagegen ſehr kurz, kaum von halber Leibeslänge. Die Mundtheile ſind ohne Auszeichnung, nur die beiden letzten Glieder der Kiefertaſter ſind etwas dicker als gewöhnlich; das Kauſtück iſt kurz, gedrungen, mit ſtarkem, in zwei ungleiche, kurze Zähne geſpaltenen Endhaken, deſſen oberer Zahn der kürzere iſt. Bei den Weibchen finden ſich in der Regel gar keine Flügelſpuren, bisweilen jedoch zeigt das Mittelbruſtſtück einen freien flügelartigen Lappen; der Hinterleib iſt allermeiſt gleich breit, zuweilen nach Hinten breiter; die Afterraife ſind ſehr kurz, kaum hervorragend; die Füße ſind ſehr plump, die Schenkel ſtets ſtachellos, doch ziemlich breit, die Schienen vierkantig, ziemlich ſtachelig, beſonders die des vorderen Fußpaares; die Tarſen ſind kürzer als die Unterſchenkel, bald plump und dann das erſte Glied kürzer als die zwei folgenden, jedes mit breiter Sohle, bald fein und zierlich, und dann das erſte Glied etwas länger als die beiden folgenden. Bei den Männchen dagegen ſind die ſtets vollkommnen Oberflügel lederartig, länger als der Leib, mit zahlreichen, unregelmäßig netzförmigen Adern, von denen auch die Queradern recht merklich hervorragen, am Grunde mit recht deutlicher Bogenlinie; die Hinterflügel ſind ebenfalls völlig ausgebildet und zwar kürzer als die vorderen, aber breiter; die Beine ſind viel zierlicher als die der Weibchen und das erſte Tarſenglied etwas länger; die Schenkel bei einigen mit zerſtreuten Stacheln; die Afterraife cylindriſch, recht merklich hervorragend; die kurzen Griffel am letzten Bauchringe entweder ſehr klein, oder gar nicht vorhanden. Die zahlreichen Arten finden ſich vorzugsweiſe in Afrika, einige auch in Bengalen und Java; der neuen Welt aber ſcheint dieſe Gattung zu fehlen. Serville glaubt, daß ſich dieſe Thiere zuſammenkugeln können. Sie leben unter Steinen. Prof. Burmeiſter theilt dieſes Genus in folgende vier Untergattungen:

1) Perisphaeria *Serv.* Füße kurz und dick, das erſte Glied kaum länger als das zweite. Die Männchen haben keine Aftergriffel. Sämmtliche Arten — Burmeiſter zählt deren fünf auf — finden ſich am Cap, die eine jedoch hat ſich auch in Italien gefunden; dies iſt die P. stylifera *Burm.* = Blatta etrusca *Rossi*, bräunlich ſchwarz, glänzend mit zurückgebogenem Rande des Vorderrückens, rothbräunlichen Füßen und gelben Afterraifen.

2) Deropeltis *Burm.* Vorderrücken mit ſcharfem, nach Unten nicht verdicktem Rande, gewöhnlich mit feiner, nach Oben aufgeworfener Randleiſte; am letzten Bauchſegmente finden ſich bei den ſchlank gebauten und wie die Weibchen haarloſen Männchen ſehr kleine Griffel vor. Die Füße ſind zierlicher und ſchlanker als bei den vorigen, und das erſte Tarſenglied iſt länger als die beiden folgenden zuſammen. Burmeiſter beſchreibt zwei Arten vom Cap.

3) Blepharodĕra *Burm.* Wie vorige; doch ſind die Männchen ohne Aftergriffel, mit breitem, zottig behaartem Leibe und mehr zuſammengedrückten breiteren Schenkeln. Die Weibchen ſind oben glatt, aber am Rande haarig gewimpert. Eine Art vom Cap.

4) Derocalymma *Burm.* Die Füße zierlich, ſchlank, das erſte Tarſenglied länger als die beiden folgenden zuſammen. Der Vorderrücken mit ſcharfem Rande, welcher nach Unten wulſtig verdickt iſt, und nur für den Kopf eine Kappe frei läßt. Männchen ohne Griffel am letzten Bauchſegmente. Fünf Species vom Cap, eine aus Java.

Die Gattung Heterogamia, welche der vorigen ſo nahe ſteht, aber keine Haftlappen zwiſchen den Krallen hat, zeichnet ſich durch folgende Merkmale aus. Männchen und Weibchen ſind höchſt verſchieden, ſtimmen jedoch noch darin überein, daß die ganze Unterfläche des Leibes ſtark behaart iſt, die zwei Zähne am Ende des Kauſtückes der Unterkiefer ſperrig aus einander ſtehen und das letzte etwas beilförmige Kiefertaſterglied kürzer als das vorletzte iſt. Die Weibchen differiren in den andern Stücken nicht allein von den Männchen, ſondern auch unter ſich; dagegen haben die Männchen quer elliptiſchen, behaarten, am Rande ſtark gewimperten, den Kopf völlig bedeckenden Vorderrücken ohne aufgeworfenen Rand, kürzere Fühler als der Leib, mit zwei großen gelben Nebenaugen davor, am letzten Bauchſegmente ganz kurze Griffel und perlſchnurförmige Afterraifen, lange dünne Füße, ſtachelloſe Oberſchenkel, ſehr kurze und wie die übrigen mit langen, ſtarken dicht gedrängten Stacheln bewaffnete Unterſchenkel, und ſehr ſtark entwickelte, aber zart gebaute, Flügel, mit ſtarken, rippigen Längsadern, aber ſehr ſchwachen Queradern. Die Arten ſind ſtrenge Nachtthiere, deren Männchen nach dem Lichte fliegen, daher in die Wohnungen kommen und viel häufiger gefangen werden, als die unter Steinen lebenden Weibchen. Sie ſind über ſehr große Erdſtrecken ausgedehnt, und werden in zwei ſehr natürliche und ſchön geographiſch begrenzte Untergattungen vertheilt:

1) Heterogamia *Burm.* Die Arten finden ſich nur auf der öſtlichen Hemiſphäre. Ihre Weibchen haben gar keine Spur von Flügeln, einen faſt kreisrunden, hochgewölbten, unten ausgehöhlten Leib, mit unbehaartem Rücken, aber ſtark gewimpertem Rande, am Kopfe ſtatt der Nebenaugen bloße Hautflecke, die Beine denen der Männchen ähnlich, aber ſtärker, und ſehr kurzen, oben achtringigen Hinterleib, deſſen letztes Bauchſegment ſehr breit und mit ſtumpfem mittleren gewölbten Lappen verſehen iſt, neben dem die kurzen Afterraife hervorragen, aber von dem Rückenſegmente bedeckt werden. Prof.

Digitized by Google

Burmeiſter beſchreibt zwei Arten aus Afrika, deren eine, H. aegyptiaca, jedoch auch in Südeuropa und Vorderaſien vorkommt. Sie wird ſieben Linien bis einen Zoll lang, iſt ſchwarz mit weißem Vorderrande des Vorderrückens und mit reihenweiſe geſtellten Stacheln an der inneren Seite der Schienen.

2) Homoeogamia *Burm.* Dieſe Untergattung enthält eine Art von der weſtlichen Hemiſphäre, ausgezeichnet durch elliptiſchen, weniger gewölbten und mit Ausnahme des filzig behaarten Vorderrückens, oberhalb ganz von den ebenfalls filzig behaarten, lederartigen Oberflügeln bedeckten Leib. Die Flügeldecken reichen aber nur bis an das Ende des Hinterleibes und die Unterflügel kaum bis an die Mitte deſſelben. Vor den Fühlern befinden ſich nur kleine Nebenaugen. H. mexicana aus Mexico iſt die einzige bekannte Art. (*Streubel.*)

PERISPOMENON (*Περισπώμενον*) nennen die griechiſchen Grammatiker dasjenige Wort, welches den gedehnten Accent oder Circumflex (*τὴν περισπωμένην* sc. *προσῳδίαν*) auf der letzten Sylbe hat. (*H.*)

PERISPORIUM. Eine von Fries aufgeſtellte Gewächsgattung aus der letzten Ordnung der 24. Linné'ſchen Claſſe und aus der Untergruppe der Perisporiacei der Gruppe der Bauchpilze der natürlichen Familie der Pilze. Char. Sehr kleine punktförmige, kugelige Pilze; das Sporidienbehältniß iſt meiſt fleiſchig, nackt, zuletzt an der Spitze ſich öffnend, mit gallertartigem Marke und darin zerſtreut liegenden Keimkörnern gefüllt (daher der Gattungsname *σπορά* Same, *περί* umher). Die 16 bekannten Arten kommen theils auf Blättern, theils auf Stengeln verſchiedener Gewächſe vor. Zu jenen gehört P. betulinum *Fr.* (Syst. myc. III. p. 249. Peziza betulina *Albertini* et *Schweiniz* consp. p. 339. t. 12 fig. 5) auf trockenem Laube der gemeinen Birke, auf ſonnigem Torfboden im erſten Frühlinge. Zu dieſen: P. Tragopogi *Fr.* (l. c. p. 250. Sclerotium Tragopogi *Alb.* et *Schw.* l. c. p. 77), auf den Stengeln des Wieſenbocksbartes im Herbſte. (*A. Sprengel.*)

PERISTALTICUS (*περί, στέλλω*), scil. motus, die ſogenannte wurmförmige Bewegung, welche in allen Theilen des Darmkanales von der Speiſeröhre bis zum Maſtdarme ſtattfindet, und welcher man, in ſofern ſie den Magen insbeſondere angeht, den Namen Periſtole beigelegt hat. Dieſe Bewegung beruht auf der wechſelſeitigen Wirkung der langen und der kreisförmigen Muskelfaſern des Darmkanales, und hat zum Zweck, Alles, was von Außen in den Darmkanal gelangt, oder in demſelben ſich bildet (Nahrungsmittel und verſchlungene unverdauliche Stoffe, Chymus, verſchiedene Luftarten, Chylus ꝛc.) von den obern Theilen dieſes Kanales nach den untern zu befördern. Es geſchieht dies, indem zuerſt jene langen Faſern ſich verkürzen, wodurch der Durchmeſſer der Stelle des Kanales, an welcher dieſe Verkürzung erfolgt, verlängert, der Kanal mithin erweitert wird, hierauf aber die kreisförmigen Faſern ſich zuſammenziehen, und durch dieſe Zuſammenziehung der zu befördernde Körper in den erweiterten Raum hineingetrieben wird, welcher Wechſel der Wirkung jener doppelten Schicht von Muskelfaſern von einer Stelle des Darmkanales zur andern in der obenangegebenen Richtung vorſchreitet. Daß es ſich mit der wurmförmigen Bewegung des Darmkanales in der That ſo verhalte, berechtigt uns der Bau und die Verrichtungen des geſunden, wie des kranken Darmkanals beinahe mit Zuverläſſigkeit anzunehmen, obwol eingeräumt werden muß, daß zuverläſſige unmittelbare Beobachtungen dies bis jetzt noch nicht erwieſen haben, indem man vielmehr bei Öffnung lebendiger Thiere, bald nachdem dieſelben gefüttert worden waren, jene Zuſammenziehungen der Muskelfaſern keinesweges mit der bezeichneten Regelmäßigkeit, ſondern bald an dieſer, bald einer andern, von jener entfernten, Stelle und ebenſo bald in der angegebenen Richtung von Oben nach Unten, bald aber auch in der entgegengeſetzten vor ſich gehen ſah. Es darf indeſſen nicht überſehen werden, daß dergleichen Viviſectionen nur ein ſehr unſicheres Ergebniß liefern können, indem wir außer Stande ſind, den Einfluß zu berechnen, welchen dabei die durch uns herbeigeführte veränderte Lage der Theile, der Schmerz des Thieres, der Blutverluſt deſſelben u. dgl. m. auf die wurmförmige Bewegung ausüben mögen. Einigermaßen zuverläſſiger ſcheint zu ſein, was uns die unmittelbare Beobachtung bei manchen Fiſteln des Magens und der Därme in Betreff des fraglichen Gegenſtandes lehrt, aber die Verrichtungen der von uns beobachteten Organe ſind auch in dieſem Falle geſtörte, eben durch die vorhandene Krankheit. Von der wurmförmigen Bewegung des Maſtdarms insbeſondere in der angegebenen Richtung überzeugt den Wundarzt das Gefühl bei manchen chirurgiſchen Operationen, welche das Einführen eines Fingers in den Maſtdarm nothwendig machen, aber daß es einem Schluſſe von dem Verhalten des Maſtdarms auf das der übrigen Därme an Zuverläſſigkeit ermangeln würde, kann nicht in Abrede geſtellt werden. Was die zahlreichen Einflüſſe betrifft, welche als äußere Bedingung jener wurmförmigen Bewegung wirkſam werden können, und dieſelbe bald ſchneller, bald langſamer vor ſich gehen laſſen, obwol ſie nicht immer auf die Muskelfaſern des Darmkanales ſelbſt, ſondern oft nur auf die Schleimhaut deſſelben, und häufig conſenſuell wirken: ſo gehören dahin die Nahrungsmitttel, die Galle, die im Darmkanale enthaltene Luft, die abführenden Mittel, auf welchem Wege ſie auch in den Körper gelangen, Gifte, krankhafte Zuſtände des Darmkanals und der Unterleibseingeweide überhaupt, wie ſie bei Durchfällen, Ruhr, Entzündung und Vereiterung eines Theiles des Darmkanales ꝛc. ſtattfinden, Affectionen des Gehirns und Rückenmarkes, daher auch Gemüthsbewegungen, Affectionen des Hautorganes ꝛc. Wie dieſe Einflüſſe häufig eine Beſchleunigung der wurmförmigen Bewegung bewirken: ſo ſehen wir dagegen nach denſelben in andern Fällen, wie nach der Einwirkung des Mohnſaftes und ſeiner Zubereitungen, bei der Bleivergiftung, bei Verſtopfungen der Leber, manchen langwierigen Magenentzündungen ꝛc., die wurmförmige Bewegung verzögert oder ganz aufgehoben wird. Auch iſt ſie bei dieſer großen Abhängigkeit von den mannichfaltigſten Einflüſſen keinesweges in den einzelnen Thei-

Digitized by Google

len des Darmkanales, in Bezug auf die Kraft, mit welcher ſie von Statten geht, dieſelbe. Innerhalb der Grenzen der Speiſeröhre iſt dieſe Kraft die ſtärkſte, zumal an der obern Magenöffnung, ungleich ſchwächer im Magen. In den dünnen Därmen erlangt die wurmförmige Bewegung zwar nicht jene Kraft wieder, die ſie in der Speiſeröhre zeigte, geht aber mit größerer Stärke, als im Magen, und zugleich mit geringerer Regelmäßigkeit und Schnelligkeit, als im ganzen obern Theil des Speiſekanales von Statten. Noch kräftiger, obwol langſamer, als die der dünnen Därme, iſt die wurmförmige Bewegung der dicken, was ſich aus der größern Stärke, ſowol ihrer langen, als ihrer kreisförmigen Muskelfaſern erklärt und den augenſcheinlichen Nutzen gewährt, daß der Darminhalt, obwol bereits zu einer beträchtlichen Feſtigkeit gelangt und, den Geſetzen der Schwere entgegen, aus dem Blinddarm in das aufſteigende Colon tretend, nichtsdeſtoweniger weiter befördert wird; indeſſen iſt die wurmförmige Bewegung des Maſtdarms noch ſtärker, als die des Blinddarms und Grimmdarmes. Das eigene Gewicht des Darminhaltes unterſtützt wol ſeine Beförderung aus den obern Theilen nach den untern, darf aber bei dieſem ganzen Vorgange bedeutend nicht in Anſchlag gebracht werden.

Die wurmförmige Bewegung geht während des ganzen geſunden Lebens gänzlich unabhängig vom Willen des Menſchen und ſelbſt ohne ſein Wiſſen, durch keine Art von Empfindung ſich bemerkbar machend, vor ſich. Im kranken Zuſtande ſehen wir dagegen dieſelbe Bewegung nicht blos, wie bereits erwähnt, bald beſchleunigt, bald verzögert oder ganz aufgehoben, ſondern nicht ſelten auch in ihrer Wirkungsweiſe dergeſtalt rückgängig gemacht, daß man ſie unter dieſen Umſtänden mit dem Namen der antiperiſtaltiſchen Bewegung des Darmkanales (motus antiperistalticus) bezeichnen zu dürfen geglaubt hat, ein Name, welchen Manche mit dem der retroperiſtaltiſchen Bewegung vertauſcht haben. Auch iſt in der That die erſtere Benennung in ſofern unrichtig, als die antiperiſtaltiſche Bewegung (denn dieſen Namen ſichert ihr der lange und allgemeine Sprachgebrauch der Ärzte) nichts anderes iſt als eine periſtaltiſche, und nur das Eigenthümliche hat, daß bei derſelben die untern kreisförmigen Muskelfaſern früher in Thätigkeit treten, als die obern, wodurch der Darminhalt eine der gewöhnlichen Richtung entgegengeſetzte von Unten nach Oben erhält. In der Mehrzahl der Fälle erſtreckt ſich dieſe antiperiſtaltiſche Bewegung nur vom Magen bis zum Schlunde, und bewirkt, unterſtützt durch die Bauchmuskeln, das Erbrechen des Mageninhalts, ſie nimmt aber auch unter manchen Umſtänden, namentlich bei Einklemmung eines Bruches, ihren Anfang ſchon bei den dicken Därmen und wird alsdann die Urſache der heftigſten Krankheitszufälle, insbeſondere eines anhaltenden, ſelbſt Darmkoth entleerenden, Erbrechens. Bei manchen Arten der krampfhaften Colik und vornehmlich bei der Brechruhr befindet ſich endlich zu gleicher Zeit ein Theil des Darmkanales, nämlich die dicken Därme, in ſehr beſchleunigter wurmförmiger Bewegung, während der Inhalt der dünnen Därme durch eine antiperiſtaltiſche Bewegung nach dem Magen gedrängt wird. Daß aber einer ſolchen Bewegung nicht auch das Zurücktreten der Nahrungsmittel aus dem Magen in den Mund, welches man zuweilen nach dem Tode wahrnimmt, beigemeſſen werden darf, ſondern daß dieſer Vorgang ein rein mechaniſcher iſt, beruhend auf dem Drucke, welchen im Magen die aus gährenden Stoffen entwickelte Luft ausübt, haben Chauſſier's Verſuche dargethan. Übrigens wird die wurmförmige Bewegung des Darmkanals durch den Tod keineswegs bald aufgehoben, man ſieht ſie vielmehr auch nach dem Tode bei Menſchen ſowol, als bei Thieren, bald noch von freien Stücken vor ſich gehen, bald geſchieht dies wenigſtens in Folge der Einwirkung der Luft, eines mechaniſchen oder des galvaniſchen Reizes, jedoch nach Bichat und Nyſten nur dann, wenn keine längere Krankheit dem Tode vorangegangen. Am früheſten hört dieſe Bewegung in den dicken Därmen auf, am längſten dauert ſie, zumal bei Thieren, in der Speiſeröhre fort, welche Nyſten bei einem Enthaupteten noch anderthalb Stunden nach dem Tode für den galvaniſchen Reiz empfänglich ſah. Ob die dünnen Därme ihre Fähigkeit, ſich zuſammenzuziehen, noch früher nach dem Tode verlieren, als der Magen, oder ob das Gegentheil ſtattfindet, laſſen die bisher von verſchiedenen Beobachtern angeſtellten Verſuche unentſchieden; gewiß iſt aber, daß die Bewegung der dünnen Därme, unmittelbar nach dem Tode, eine ſehr lebhafte iſt, und daß ſie bald erliſcht. Im Augenblicke des Todes wird ſie nach Magendie ſo ſtark, daß man ſie durch die Bauchdecke fühlen kann.

Ob eine ähnliche Bewegung, als im Darmkanale, auch in dem Stenon'ſchen Gange, dem Lebergange, dem Gallenblaſengange, dem gemeinſchaftlichen Gallengange, den Harnleitern und andern Ausführungsgängen, oder wol ſelbſt in den kleinen Gefäßen ſtattfinden mag, wie es nicht ganz unwahrſcheinlich, iſt gegenwärtig noch völlig unermittelt. (G. H. Gerſon und N. H. Julius, Magaz. d. ausl. Liter. u. geſ. Heilk. VI. S. 148.)

(*C. L. Klose.*)

Peristedion ſ. **Peristethion.**

PERISTERA. Mit dieſem Namen, welcher im Griechiſchen (*περιστερά*) die Taube bezeichnet, belegte Candolle die Abtheilung der Gattung Pelargonium, deren Typus P. columbinum *Jacquin* iſt, Hooker aber eine neue, nahe mit Anguloa *R.* et *P.* und Eucnemis *Lindl.* (ſ. d. Art.) verwandte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Orchideen. Peristereon der Alten (*περιστερεών Dioscorides* mat. med. 4, 60. Peristereos *Plin.* hist. nat. 27, 78, 91; 26, 87, 90; 27, 6) iſt die von ihnen viel geprieſene Verbena officinalis.

(*A. Sprengel.*)

PERISTERA (*περιστερὰ*), der griechiſche Name der Taubenvögel. Ariſtoteles bedient ſich deſſelben in ſeiner Naturgeſchichte zwar auch, um die ganze Gattung zuſammenzufaſſen, gebraucht ihn aber ganz beſonders von der Feldtaube (Columba Livia *auct.*), der gemeinſten und bekannteſten Art dieſer Vögelgruppe. In der modernen Zoologie iſt dieſer Name lange Zeit ohne Anwendung geblieben, weil Linné zur Bezeichnung ſeiner Taubengattung den lateiniſchen Namen Columba dem grie-

Digitized by Google

chiſchen vorgezogen hat und dieſes Genus wegen ſeiner großen Natürlichkeit bis auf die neueſte Zeit ohne Anfechtung geblieben iſt. Erſt Swainſon, einer der erſten, welche (in den Transactions of the Linnean Society und dem Zoological Journal) die Zahl der Vögelgattungen ſo unverhältnißmäßig vermehrten, hat den Namen Peristera in die Zoologie aufgenommen und ihn auf ein subgenus übertragen, von welchem er die Columba cinerea *Tem.* als Typus angibt. Boje, ohne davon zu wiſſen, hat ungefähr um dieſelbe Zeit denſelben Gattungsnamen auf eine von ihm gebildete Taubenabtheilung, als deren Hauptrepräſentant er die Turteltaube, Col. Turtur *Lin.* betrachtet, angewandt. Blaſius und v. Kayſerlingk haben in ihrer Wirbelthierfauna von Europa dieſe Boje'ſche Gattung ſowol, als auch deren Namen adoptirt, obgleich Ray und Briſſon hier ſchon ſehr gut unterſchieden und den Namen Turtur vorgeſchlagen hatten (ohne jedoch das Genus Columba aufzulöſen), und der Name Peristera ſchon vergeben war. Endlich iſt derſelbe für eine dritte, von Col. chalcoptera und C. elegans gebildete, Taubenſection gebraucht worden.

(*Streubel.*)

PERISTERAE. Dümeril, welcher zuerſt die Gattung Columba *Lin.* zu einer eigenen Familie erhoben, hat dieſer den Namen Peristères, Peristerae gegeben. Die Familie iſt faſt von allen Zoologen angenommen, aber ſehr verſchieden benannt worden. Die Einen haben ihr den Namen Columbidae, die Andern Columbinae von dem einzigen in ihr enthaltenen Genus gegeben; die Schüler Dümeril's haben den Namen Periſtera beibehalten und Gloger in ſeinem Handbuch der Naturgeſchichte der Vögel Teutſchlands nennt ſie Aves Peristeroïdes. Boje hat in dieſer Encyklopädie im Art. Columbidae eine kurze Notiz über dieſe Gruppe gegeben. Seitdem hat man jedoch eine große Menge neuer Arten kennen gelernt, der zoographiſche Theil der Ornithologie hat ſich in ſeiner Grundlage verändert, und ſo darf man wol jetzt den für ſeine Zeit vortrefflichen Artikel von Boje als zum Theil veraltet betrachten. Es möge daher erlaubt ſein, in Vorliegendem noch einige durch den Fortſchritt der Wiſſenſchaft nothwendig gemachte Nachträge zu liefern.

Zunächſt muß bemerkt werden, daß man jetzt nicht mehr wie in dem genannten Artikel Boje's: Columbidae geſagt iſt, die Taubenfamilie zur Ordnung der hühnerartigen Vögel rechnet. Zwar iſt es nicht zu leugnen, daß ſich im Äußeren mancher Arten, z. B. der javaniſchen Col. coronata, der auf den Molukken lebenden Col. nicobarica, ſehr viel Hühnerähnliches zeigt, daß ſelbſt die Anatomie noch einige Verwandtſchaft mit den Gallinaceen andeutet. Jedoch iſt durch Oken ein neues Eintheilungsprincip in die Ornithologie eingeführt und in der letzten Zeit allgemein angewandt worden, nämlich die Entwickelung des Thieres. Die Vögel hat man darnach in zwei ſcharf geſonderte Unterclaſſen vertheilt, von denen die eine, die Neſtflüchter Oken's, Autophagae *Burm.*, alle diejenigen Arten enthält, welche, ſobald ſie aus dem Eie gekommen, die Locomotion ausüben und der Mutter folgen und ihre Nahrung allein ſuchen können; während die andere Gruppe nur die Vögel begreift, welche in ihrem früheſten Jugendzuſtande nackt und blind im Neſte liegen, daſſelbe nicht verlaſſen und ſich daher nicht ſelbſt Nahrung ſuchen können, ſondern eine Zeit lang von den deshalb monogamiſch lebenden Ältern gefüttert werden müſſen. Dieſe hat Oken Neſthocker genannt und Prof. Burmeiſter hat für ſie den ſyſtematiſchen Namen Sitistae gebildet. Aber nicht allein in der früheſten Jugend zeigen die beiden Claſſen eine ſo große Verſchiedenheit, ſondern noch ein anderer, freilich minder auffallender und mehr Ausnahmen zulaſſender, Unterſchied offenbart ſich das ganze Leben hindurch. Die Aves sitistae nämlich ſind vorzugsweiſe dazu beſtimmt, höhere Regionen zu beleben. Sie fliegen täglich ohne beſondere Veranlaſſung durch die Lüfte, wohnen größtentheils auf Bäumen und nähren ſich vorzüglich von den kleineren Luftthieren, nämlich den Inſekten; laufen und ſchwimmen aber können ſie nicht, manche nicht einmal gehen. Die Neſtflüchter dagegen ſind auf niedere Sphären angewieſen, zum Theil darauf allein beſchränkt; ſie bewohnen theils das hohe Meer, theils die Binnenwäſſer, theils den Meeresſtrand, theils Moräſte, theils das flache Land, und erheben ſich nur in die Luft, um ſchneller zum Ziele zu gelangen (oder zu ihrem zuweilen hohen Neſte zurückzukehren). Beide Unterclaſſen enthalten nur natürliche Gruppen; denn es werden nicht etwa Familien oder Gattungen, die in der Natur begründet ſind, zerriſſen, um einige Mitglieder jener in die eine, andere in die andere Abtheilung zu bringen, ſondern ſie bleiben zuſammen und laſſen ſich ſogar noch zu natürlichen Ordnungen vereinigen.

Die Hühner nun gehören entſchieden zu den Autophagen. Ihrer Grundidee nach ſind alle Landvögel, die jedoch, im Gegenſatz zu den Straußen, ein mehr oder weniger entwickeltes Flugvermögen beſitzen, und die Jungen aller ohne Ausnahme ſind Neſtflüchter.

Die Tauben dagegen ſind in ihren typiſchen Formen Luftvögel, und die unter ihnen vorkommenden hühnerähnlichen Arten ſind als vom Typus der Familie abweichend zu betrachten. Alle ohne Ausnahme ſind in der Jugend Neſthocker; ja noch mehr, nicht allein werden ſie von den Ältern, die in der ſtrengſten Monogamie leben, und von denen das Weibchen mit wenigen Ausnahmen nur ein Paar Eier legt, wie andere Luftvögel gefüttert, ſondern in den erſten Tagen ſogar mit einer käsartigen, der Säugthiermilch analogen, Materie geätzt.

Es bedarf alſo die heut zu Tage geltende Anſicht, daß die Tauben nicht mehr den Hühnern zuzugeſellen ſind, keiner fernern Beſtätigung. Auch über die weitere Stellung im Syſteme kann kein Zweifel ſein. Die Tauben ſind keine Singvögel — mit denen ſie zwar Oken, Leſſon u. A. verbunden haben — denn ſie haben keinen Singmuskelapparat; ſie ſind keine Spechtvögel, denn ſie klettern nicht, noch freſſen ſie Inſekten; noch viel weniger freſſen ſie Rückgratthiere, und daher ſind ſie auch nicht den Raubvögeln anzuſchließen; ſondern ſie bilden eine eigene, dieſen Zünften gleichwerthige Abtheilung, eine Übergangsgruppe von den Hühnern zu den Luftvögeln.

Digitized by Google

Betrachten wir die Lebensweiſe der Hühnervögel, ſo fällt uns zuerſt auf, daß ſie vorzüglich Pflanzennahrung zu ſich nehmen, die ſie vom Boden aufſuchen, beſonders Körner. Die echten Hühner haben ein nicht bedeutendes Flugvermögen und leben in Polygamie; darauf folgen aber höher ſtehende Formen, welche ſich den Tauben anzuſchließen ſtreben und in Monogamie leben; die höchſten Formen endlich haben ein ſo ausgebildetes Flugvermögen, daß ſie Nitzſch und Andere veranlaßt haben, ſie mit den Tauben zu vereinigen.

Dieſe dagegen beginnen mit Formen, welche die größte Hühnerähnlichkeit zeigen; darauf folgen entſchiedene Luftvögel und endlich wird der Kreis durch hühnerähnliche Vögel wieder geſchloſſen. Sie nähern ſich wieder den Hühnern dadurch, daß ſie faſt ausſchließlich nur Pflanzennahrung zu ſich nehmen und entfernen ſich ebenſo ſehr von den übrigen Luftvögeln dadurch, daß ſie ihre Jungen nicht mit Fleiſch, Inſekten, Würmern, ſondern mit im Kropfe aufgeweichten Körnern und ähnlichen vegetabiliſchen Nahrungsmitteln ätzen, als von den Hühnern, deren Junge Neſtflüchter ſind. Endlich wie in der Natur gleichſam nach hartem Kampfe, und endlichem Siege, jedes Phänomen, wenn es ſich zum erſten Male zeigt, ſeine Schranken übertritt, ſo finden wir auch bei den Tauben, die auf der unterſten Bildungsſtufe der Luftvögel ſtehen, die langſame Entwickelung und Hilfloſigkeit der Jungen über alle Maßen ausgedehnt. Nur bei den höchſten Luftvögeln, den Papageien, finden wir etwas Ähnliches wieder. Dieſe nähren ſich wieder von vegetabiliſchen Stoffen, leben in ſo ſtrenger Monogamie, daß ſelbſt ein Gatte um den Tod des andern tief betrübt oft ſeinen Geiſt aufgibt; ſie allein ſchnäbeln ſich wie die Tauben [1]), legen zum großen Theil nur zwei Eier und ätzen ihre Jungen mit einem käsartigen Stoffe. Auch finden wir unter Beiden, Sittichen und Tauben das Vorherrſchen der grünen Farbe — welches nur bei unſern Tauben und einigen Verwandten nicht der Fall — ferner Rieſen- und Zwergformen, endlich die unendliche Mannichfaltigkeit in der Schnabelbildung, welcher dennoch nur ein Typus zu Grunde liegt.

So ſehen wir demnach, wie die Luftvögel, einen großen Kreis bildend, denſelben mit den niedriger ſtehenden Tauben beginnen und den ſcheinbar ähnlichen, aber in vieler, beſonders pſychologiſcher, Hinſicht höher ausgebildeten Papageien ihn wieder ſchließen, und wie die Anfangs- und Endgruppe, für ſich iſolirt und mit den nächſten Familien keine Verwandtſchaft eingehend, den zwiſchen ihnen befindlichen Raum von den Paſſerinen, den Raubvögeln und den übrigen Spechtvögeln einnehmen laſſen [2]).

Zuerſt, glaube ich, hat Prof. Burmeiſter (Handb. d. Naturgeſch. 2. Bd. S. 768) den Tauben dieſe Stelle im Syſtem angewieſen. Anfangs ſchien man damit nicht einverſtanden, nach und nach wuchs aber die Zahl der Zoologen, welche die Tauben für die Anfangsgruppe der Luftvögel anſehen, bedeutend und nur Wenige dürften ſie noch jetzt nach Cuvier's Beiſpiel zu den Hühnervögeln rechnen.

Während es ziemlich leicht iſt, die Stellung der Tauben im natürlichen Syſtem auszumitteln, möchte es wol ungleich ſchwerer fallen, ihren zoologiſchen Charakter aufzufinden, da ſie, ungefähr anderthalbhundert an der Zahl, die größte Mannichfaltigkeit in der Geſtalt und der Schnabelbildung mit vielen Übergängen zeigen. Naumann, Brehm, Gloger u. A. haben manche Kennzeichen angegeben, dieſe paſſen aber nur auf einheimiſche Tauben. Der einzige gleich ſichtbare, allen Arten zukommende Charakter findet ſich in der bauchigen Anſchwellung der Naſendecken und den nicht übergreifenden, eingezogenen Kieferſchneiden des an der Wurzel weichen Schnabels.

In pterylographiſcher Hinſicht nähern ſie ſich ſehr der Familie Syrrhaptidae, unterſcheiden ſich jedoch durch den Mangel des Afterſchaftes der Konturfedern; zwiſchen dieſen bemerkt man übrigens keine Dunen und die Jungen haben ſtatt derſelben einfache kleine Borſtenbüſchel, welche auf den Spitzen der Konturfedern ſitzen. Hierin nähern ſie ſich ſehr den Paſſerinen. Die Bürzeldrüſe iſt klein und zipfellos oder fehlt ganz (Vergl. Nitzſch, Syſtem d. Pterylographie, herausg. v. H. Burmeiſter, S. 138). Es ergibt ſich daraus, daß die Pterylographie keine nauſchließlichen Charakter der Taubenfamilie feſtzuſtellen vermag.

Daſſelbige wird man vielleicht künftig, wenn alle Gattungen in dieſer Hinſicht unterſucht ſein werden, auch von der Anatomie ſagen. Jetzt läßt ſich jedoch Folgendes anführen: der Schlund iſt in einen wahren Kropf erweitert, deſſen Wände zur Brutzeit ſich verdicken und netzartige Falten und Zellen auf der inneren Oberfläche zur Abſonderung der milchartigen Materie für die Jungen bekommen [3]); die Blinddärme ſind ſehr klein oder fehlen ganz; eine Gallenblaſe iſt nicht vorhanden. Die **Musculi thoraco-tracheales** entſpringen beide von der rechten Seite der Luftröhre; der **Musculus femoris gracilis** ***Tiedemanni*** iſt ſehr ſchwach; der **Musculus extensor plicae alaris anterioris longus** hat drei Köpfe, von denen zwei ſich wie bei andern Vögeln verhalten, der dritte aber vom Beuger des Vorderarmes entſpringt, ſich mit der gemeinſchaftlichen Sehne der beiden andern Köpfe kreuzt und ſich endlich mit ſeiner Sehne an den Daumenvorſprung des Mittelhandknochens ſetzt. Die von Nitzſch ſogenannten Nebenknochen fehlen ſämmtlich mit Ausnahme des **Hypodactylium** an der Zehen-

1) Das Schnäbeln iſt ein Analogon vom Küſſen, aber bei den Tauben und Papageien nicht blos eine äußerliche Berührung der Schnäbel mit einander, ſondern eine viel innigere Liebkoſung. Dieſe Vögel würgen nämlich aus dem Kropfe das darin Befindliche in den Schnabel des Gemahls, welcher das ihm dargebotene verſchluckt und dann auf ähnliche Weiſe den Gatten liebkoſet.

2) Dieſe drei Zünfte laſſen ſich ſchwer ordnen, da ſie ſich an mehren Stellen berühren. Die Schwalben führen zu **Cypselus**, die Fringillaceen zu **Colius**, **Lanius** zu **Falco**, **Caprimulgus** zu **Strix**, **Cuculus** wiederum zu **Falco**, **Todus** zu **Patyrrhynchus** etc.

3) Vielleicht findet ſich daſſelbe oder etwas Ähnliches bei **Psittacus**.

Digitized by Google

ſohle. Desgleichen fehlen die Sternal-Luftzelle und die Naſendrüſe. (Vergl. auch Nitzſch in Naumann's Naturgeſch. d. Vögel Teutſchlands. 2. Aufl. 6. Bd. S. 165—168.)

Kehren wir jetzt zur äußeren Betrachtung der Taubenfamilie zurück, um einen Geſammteindruck von der ganzen Gruppe zu erhalten, ſo bemerken wir noch Folgendes.

Der Kopf iſt in der Regel ganz befiedert, ſeltener mit nackten und carunculöſen Stellen verſehen; die Stirn iſt flach und nicht breit; das Auge mittelmäßig groß; der Schnabel in der Regel lang, dünn, gerade und mit niedriger Kuppe, bei den Papageitauben dagegen hoch, kräftig, mit kurzem Mesorrhinum und großer, ſtark gebogener Kuppe; die Naſenlöcher liegen meiſtens etwas ſchief in der aufgetriebenen Wachshaut und ſind in der Regel ſpaltenförmig wegen der ſie bedeckenden Schuppe; die Zunge iſt ſehr ſchmal, gedrückt, pfeilförmig, weich, ſpitzig, mit einſpringendem, fein gezähneltem Hinterrande, unter deſſen Seitenecke jederſeits eine beſondere, nach Hinten gerichtete, ſtarke, gezähnte Hornſpitze ſitzt; Federkämme und Hauben ſind (mit Ausnahme der gezähmten Tauben) ſelten. Der Hals (Taubenhals) gewinnt durch den Kropf eine angenehmere Geſtalt und iſt gewöhnlich beſonders an den Seiten mit metalliſch ſchillernden Federn beſetzt; die Endränder der Halsfedern ſind ſehr verſchieden, bald ſchuppenähnlich abgerundet, bald zugeſpitzt, bald mit einem tiefen dreieckigen Ausſchnitt (die Spitze des Schaftes fehlt nämlich), bald mit einem wellenförmigen Ausſchnitt, bald — beſonders wo das etwas derbe Gefieder ſperrig iſt — unregelmäßig abgenutzt. Die Flügel ſind meiſt ſpitzig und lang, gewöhnlich mehr flach anliegend, ſeltener gewölbt; die zweite große Schwungfeder (durchſchnittlich genommen!) die längſte; die Armſchwingen im Längenverhältniß zu den Handſchwingen ſehr verſchieden; in der Regel verſchmälern ſich die Handſchwingen nach der Spitze zu allmälig, oft jedoch behalten einige ſehr lange dieſelbe Breite und werden dann mit einem Male durch einen mehr oder weniger tiefen Ausſchnitt an der äußeren, zuweilen auch noch an der inneren Fahne auffallend verſchmälert. Die Füße ſind gewöhnlich nackt, an der vorderen oder Rückenſeite getäfelt und nur am Obertheile des Laufrückens befiedert; bei einigen Arten iſt aber die Vorderſeite des Laufs mit kleineren Schilden bedeckt, bei andern iſt der Lauf halb, bei noch anderen ganz befiedert; die Zehen ſind bis an den Grund geſpalten, drei vorwärts gerichtet, eine nach Hinten, alle gleich hoch angeſetzt und mit mittelmäßigen Nägeln verſehen; die mittlere Zehe iſt gewöhnlich länger als der Lauf, zuweilen aber ſelbſt kürzer; die nackten Theile der Füße ſind immer roth (taubenroth — dem Blutroth ähnlich) gefärbt, doch iſt dieſe Farbe an todten Individuen nicht mehr zu bemerken. Der Schwanz iſt gewöhnlich mittelmäßig lang und nie ſtark gabelförmig ausgeſchnitten, ſonſt aber von der verſchiedenſten Geſtalt, bald mit geradem, bald abgerundetem Ende, zuweilen ſehr ſtark keilförmig.

Lange Zeit hat man die Tauben als zu einer Gattung Columba *Lin.* gehörig, betrachtet, dieſe aber nach Le Vaillant's Vorbilde in drei Abtheilungen: Hühnertauben (Galli-Columbae, Lauf länger als die Mittelzehe; Flügel weniger ſpitz), echte Tauben und Papageitauben (Vinago *Cuv.*, Schnabel ſehr hoch mit ſtark gebogener Kuppe) gebracht. Als man die Unnatürlichkeit dieſer Gruppen erkannt hatte, fing man an, die Linné'ſche Gattung, ſowie man es auch mit Falco, Psittacus u. dgl. m. gemacht hat, in mehre Gattungen aufzulöſen. Vieillot trennte zuerſt ſeine Gattung Lophyrus; Swainſon bildete die Geſchlechter Ectopistes, Peristera (für Columba cinerea), Ptilinopus, Chamaepelia. Wagler (Systema Avium, Gatt. Columba) behielt noch die Linné'ſche Gattung bei, theilte ſie aber nach der Fußbildung in drei Gruppen (Columbae bucerotopodiae, antarchopodiae et lepopodiae), von denen jede wieder nach der Schnabel- und Schwanzbildung in mehre Untergattungen zerfiel. Boje ſcheint einen Mittelweg eingeſchlagen zu haben; er hat die Wagler'ſche Abtheilung, Col. Lepopodiae, angenommen und ſie im Artikel Columbi-Gallina beſchrieben; daneben hat er noch einige andere Genera gebildet, z. B. Peristera (verſchieden von der gleichnamigen Gattung Swainſon's und der Abtheilung Turtur *Briss.* entſprechend). In neueſter Zeit iſt die Zahl der Geſchlechter beſonders durch Gray und Bonaparte bedeutend vermehrt worden. Da Beide ſich jedoch begnügen, die Namen derſelben ohne Diagnoſe und oft nur mit einer einzigen Art, welche ſie für den Typus ihrer Gruppen halten, aufzuführen, ſo weiß man in der Regel nicht, was man aus ihren Gattungen machen ſoll.

Allerdings hat es ſeine bedeutenden Schwierigkeiten, Taubengattungen aufzuſtellen und ſie zu charakteriſiren, weil die Charaktere nicht immer gleich in's Auge ſpringen, ſondern oft mehr verborgen ſind und mit Mühe aufgeſucht werden müſſen. Die ſchönen Abbildungen von Temminck (Monographie des Pigeons ou Grande Histoire naturelle des Pigeons; Recueil de planches coloriées d'oiseaux), Leſſon (Voyage de la Coquille) u. A. laſſen uns ebenfalls in Stich, weil in der Beſchreibung die ſubtileren Merkmale überſehen wurden.

Da ich ſo glücklich geweſen bin, etwa neunzig Species von Tauben unterſuchen zu können, ſo glaube ich darnach folgende Überſicht der Gattungen wagen zu dürfen, wobei ich mich bemühte, alle die von meinen vortrefflichen Vorarbeitern gegebenen Namen zu erhalten, obgleich ich nicht gewiß weiß, ob die von mir aufgeſtellten Gruppen mit den ihrigen identiſch ſind.

I) Tauben mit ſechszehn Steuerfedern. Bürzeldrüſe fehlt.

A) Laufrücken mit Schilden bedeckt; auf dem Kopf ein großer Federkamm; der ſchlanke Schenkelmuskel und Blinddärme fehlen.

1. Gatt. Megapelia *Kaup* [4]). Rieſentaube (einzige Art: M. coronata, Krontaube).

4) Vieillot hat dieſe Gattung Lophyrus genannt; welcher Name jedoch ſchon an eine Immengattung vergeben iſt. Der Name Goura iſt auf Java gebräuchlich. Man ſollte einen ſolchen Barbarismus nicht in die Wiſſenſchaft einführen, um ſo weniger, da der

Digitized by Google

B) Lauf- und Zehenrücken getäfelt; kein Federkamm; Blinddärme und der Musc. femoris gracilis vorhanden.

a) Schnabel ſehr kräftig, hoch, mit großer gebogener Kuppe; Naſenlöcher faſt ganz bedeckt.

2. Gatt. Vinago *Cuv.* = Treron *Vieill.* Papageitaube.

α) Schwanz von gewöhnlicher Form. Vinago p. s. d.

β) Schwanz ſtark keilförmig. Sphenocercus *Gray*.

b) Schnabel lang, dünn, mit kleiner Kuppe; Naſenlöcher offen.

3. Gatt. Treron (mit den Arten Col. chalcoptera *Temm.* Col. elegans *Temm.*[5])

II) Tauben mit vierzehn Schwanzfedern.

A) Erſte Handſchwinge von gewöhnlicher Bildung.

4. Gatt. Carpophaga *Gray. Less.* (C. magnifica, C. aenea u. a.).

B) Die Spitze der erſten Handſchwinge an beiden Fahnen ausgeſchnitten; Schnabel keilförmig.

5. Gatt. Ptilonopus *Swains.* (Col. purpurata, cincta u. a.)

III) Der Schwanz beſteht nur aus zwölf Steuerfedern.

A) Der Lauf- und Zehenrücken getäfelt.

a) Die Spitze der erſten Handſchwinge an beiden Fahnen auffallend verſchmälert.

aa) Tauben von mittler Größe; vierte Handſchwinge die längſte; Armſchwingen ziemlich lang.

6. Gatt. Leptotila *Gray*. (Col. jamaicensis *Temm.*)

bb) Tauben von geringer Größe; dritte Handſchwinge längſte; Armſchwingen ſehr lang.

7. Gatt. Columbina (Col. Geoffroyi, Col. cinerea etc.).

b) Erſte Handſchwinge gewöhnlich gebildet.

aa) Dritte oder vierte Handſchwinge oder beide mit ſtarkem Winkelausſchnitt an der Innenfahne.

8. Gatt. Chamaepelia *Swains.* (Col. talpacoti, pumila, pusilla, squamosa u. a.

bb) Dritte und vierte Handſchwinge gewöhnlich gebildet.

α) Keine Federholle am Schnabelgrunde.

△ Flügel gewöhnlich; Kopf ohne Holle.

αα) Schwanz gewöhnlich.

9. Gatt. Columba *Lin. part.* (mit vielen Untergattungen).

ββ) Schwanz ſtark verlängert, mehr oder weniger keilförmig.

10. Gatt. Ectopistes *Swains.* (mit mehren Abtheilungen).

△△ Zweite Handſchwinge ſäbelförmig zugeſchnitten; Schnabel keilförmig; am Hinterhaupte ein langer, ſpitzer Federbuſch.

11. Gatt. Lophaon (Col. lophotes *Temm.*).[6])

β) Eine von den vordern Stirnfedern gebildete Haube am Schnabelgrunde.

12. Gatt. Lophorrhynchus *Gray* (Col. dilopha *Temm.*).

B) Der Laufrücken mit Schilden bedeckt.

a) Ohne alle Auszeichnung.

13. Gatt. Starnoenas *Bonap.* (Col. cyanocephala.)

b) Mit ſehr hühnerähnlichem Ausſehen; Karunkeln am Kopfe.

α) Lange, ſehr ſchmale, herabhangende Halsfedern; Kopf befiedert, aber auf dem Schnabel ein karunkulöſer Auffatz.

14. Gatt. Caloenas *Gray* (Col. nicobarica).

β) Keine langen, ſchmalen, herabhangenden Halsfedern; Kopf mit nackten Stellen und Fleiſchlappen.

15. Gatt. Columbigallus *auct.*[7]) = Columbicrax *Le Vaill.* (Col. caruncalata). (*Streubel.*)

PERISTETHION, eine zu der Familie Trigloides (Zunft Cataphracti sive Scleroparëi, Abtheilung Jugulares der Ordnung Ostacanthi Acanthopterygii) gehörige Fiſchgattung, welche zuerſt von Lacepède in ſeiner großen Histoire naturelle des Poissons unter dem Namen Peristedion (doch iſt wol die Oken'ſche Schreibart Peristethion — von *περιστήθιος* — richtiger; ſ. Oken's Lehrb. d. Zoologie. 2. Abth. Fleiſchthiere. S. 113. Jena 1816) von der großen Gattung Trigla *Lin.* abgeſondert und nachher von allen Ichthyologen als eigenes Genus anerkannt worden iſt, von dem man folgende Diagnoſe gibt: „Triglen mit einer Rückenfloſſe und mehren Knochenſchilden an der Unterſeite des Leibes." Der ganze Leib iſt mit rhomboidalen, oder richtiger unregelmäßig-ſechseckigen, großen, harten Schuppen bedeckt, welche acht Längskanten bilden, und den Körper ſo umſchließen, als wäre er mit einem Panzer, ungefähr wie ihn die Krieger früherer Jahrhunderte trugen, bekleidet. Die Schnauze iſt in zwei, einer Gabel gleichenden knöchernen Spitzen verlängert, an deren Grunde ſich die halbkreisförmige Mundöffnung befindet; die obere Kinnlade iſt bedeutend länger als der Unterkiefer — doch behauptet Riſſo in ſeiner ſonſt vortrefflichen Ichthyologie de Nice, p. 211 irrthümlich grade das Gegentheil — und das Maul iſt zahnlos; denn der Oberkiefer, das Pflugſcharbein, die Gaumenknochen, die Zunge und der Unterkiefer ſind unbewehrt, und nur die Schlundknochen laſſen einige Rauhigkeit fühlen. An der unteren Seite iſt die untere Kinnlade mit mehren herabhangenden, fleiſchi-

von Kaup gegebene Name allen Anfoderungen entſpricht; er iſt gebildet von *μέγας*, groß und *ἡ πέλεια*, die Taube.

5) Wagler zählt merkwürdiger Weiſe 18 Steuerfedern bei T. chalcoptera; ich finde bei beiden Arten nur ſechszehn. *Τρήρων*, flüchtig, *ἡ τρήρων*, di Taube.

6) Lophaon von *λοφάω*, ich habe einen Helmbuſch. 7) Der Name Columbigallina iſt ſechsſylbig und deshalb nicht gut anzunehmen.

gen, verzweigten Bartfäden verſehen, von denen der äußerſte, vorderſte beiweitem mehr entwickelt iſt, als die übrigen, in eine Spitze ausläuft und mit vielen kleinen Fäden beſetzt iſt. Die Kiemenſpalten ſind ziemlich groß; die Kiemenhaut hat ſieben Strahlen. Die beiden unterſten Strahlen der Bruſtfloſſen ſind frei (d. h. nicht durch die Schwimmhaut mit den übrigen Strahlen verbunden) und ſehr ſtark. Es ſollen beträchtliche Nerven in dieſe beiden fingerförmigen Strahlen gehen, weßhalb man dieſe auch für Taſtorgane zu halten geneigt iſt.

Die Leber iſt klein, ſehr tief in zwei Lappen getheilt, von denen der linke etwas größer und dicker als der rechte iſt. Die Gallenblaſe iſt länglich und im Verhältniſſe zur Leber etwas groß; der Gallengang iſt lang, dick und mündet ziemlich weit vom Pylorus in den Zwölffingerdarm. Die Speiſeröhre iſt kurz und ziemlich breit; ſie iſt gefaltet wie der Magen, welcher die unmittelbare Fortſetzung von ihr iſt, indem ſich keine, die Cardia darſtellende, Einſchnürung zeigt; dagegen iſt die Verengerung, welche den Pylorus andeutet, ſehr ſtark. Dieſer iſt nach Cuvier's und Valenciennes' Angaben in ihrem großen Fiſchwerke (IV. S. 106), von ſieben außerordentlich kurzen Anhängen umgeben. Zuweilen mögen nur ſechs vorhanden ſein; wenigſtens gibt dieſe Zahl Oken (a. a. O. S. 112 an, welcher jedoch hierüber keine eigene Unterſuchung angeſtellt zu haben ſcheint, indem er daſelbſt in den Irrthum verfallen iſt, den Malarmat zweimal, als zwei verſchiedene Arten aufzuführen, nämlich S. 112 als Trigla cataphracta und S. 113 als Peristethion cataphracta. Goldfuß in ſeinem Lehrbuch der Zoologie (2. Bd. S. 94) gibt von allen Triglenarten, wozu er auch den Malarmat rechnet, zwölf pyloriſche Anhänge an. Der auf den Pylorus folgende Darm iſt ziemlich dick, geht faſt bis zum After, biegt ſich dann um und läuft nach dem Diaphragma zu, macht eine zweite Windung, geht bis zum Pylorus, wo er dann noch eine dritte Windung macht, um ſich nun, in gerader Linie fortlaufend, in den After zu endigen. Die Milz iſt ſehr klein und liegt neben der Gallenblaſe zwiſchen dem Magen und dem Zwölffingerdarm. Die Milch enthaltenden Säcke eines von Savigny im Mai bei Neapel gefangenen Männchens waren ſehr klein. Die Schwimmblaſe iſt ziemlich groß, eiförmig, nach Vorn verengt, einfach und ohne Lappen oder Einſchnürung. Ihre Häute ſind äußerſt fein und die innere ſilberfarbig. Die Nieren ſind klein, nach dem Kopfe zu etwas angeſchwollen und nehmen ungefähr zwei Drittel der Bauchhöhle ein. Die Harnleiter ſind ziemlich lang und münden in die Harnblaſe, welche eine eigenthümliche Geſtalt hat; denn ſie iſt lang und eng, und macht eine Biegung, indem ſie der zweiten Windung des Darmkanals, auf dem ſie liegt, folgt.

Das Skelett iſt dem der Triglen ſehr ähnlich, unterſcheidet ſich jedoch in folgenden Stücken: das beinahe rechtwinkelige Siebbein iſt etwas mehr auf den Schnauzentheil zurückgetreten; die Naſenknochen vereinigen ſich darunter und bilden ein zweites Oblongum, welches verhindert, daß man von Außen den Pflugſcharknochen ſehen kann. Das Becken iſt nicht allein mit ſeiner vorderen Spitze, ſondern auch durch ſeine Seitenwinkel an die Schlüſſelbeine befeſtigt; dieſe Verbindung iſt alſo inniger als bei den Knurrhähnen. Das Becken iſt ebenſo breit als lang und in ſeiner Mitte faſt ganz ausgehöhlt. Von dem Rückgrat gehören 10 Wirbel dem Bauche und 23 dem Schwanze an. Die Bauchwirbel ſind nicht abgeplattet, aber an der Unterſeite ausgehöhlt. Die kurzen Rippen ſind einfach und mittelmäßig ſtark. Eine Abbildung des Schädels von Oben geſehen gibt Roſenthal in ſeinen ichthyotomiſchen Tafeln (Taf. 17. Fig. 4). Vergl. auch Cuvier und Valenciennes a. a. O. S. 107.

Man kennt bis jetzt mit Gewißheit nur eine Art dieſer Gattung, den Malarmat, Peristethion cataphractum *Lac.* = Trigla cataphracta *Lin.* Er iſt an ſeinen oberen Theilen und dem Kopf, wie viele Triglen, ſchön roth, an den Seiten etwas golden, am Bauch mehr oder weniger ſilberglänzend. Rückenfloſſen roth, Schwanzfloſſe desgleichen, Bruſtfloſſen braun oder violettlich, Bauch- und Afterfloſſe weißlich. Floſſenſtrahlen ſind in der erſten Rückenfloſſe 7, in der zweiten 18—19, in der Afterfloſſe 18, Schwanzfloſſe 11, in jeder Bruſtfloſſe 12 mit einander verbundene und zwei freie, in jeder Bauchfloſſe fünf gegliederte und ein Stachel davor. Beide Rückenfloſſen ſtoßen zuſammen und ſind in manchen Exemplaren ſogar zu einer verbunden, indem die Verbindungshaut zwiſchen beiden fortläuft. Bei allen iſt der ſiebente Strahl der erſten Rückenfloſſe kurz, und hinter ihm beginnt die zweite Floſſe. Die Stacheln der erſteren ſind dünn und biegſam, und gewöhnlich nur um ein Viertel höher, als die Strahlen der zweiten, alſo nicht ſo lang als der Körper hoch iſt; doch bei einigen Individuen, vielleicht Männchen, verlängern ſie ſich bedeutend, ſodaß der dritte, vierte und fünfte wol ein Drittel ſo lang werden, als der ganze Leib. Die Bruſtfloſſen ſind mittelmäßig groß und nehmen höchſtens den ſechsten Theil der Körperlänge ein. Die Bauchfloſſen ſind noch etwas kürzer und ſind faſt mit ihrem ganzen Innenrande dem Rumpfe angeheftet, aber ſie ſind nicht, wie Linné meinte („Pinnae ventrales pectoralibus annexae") mit den Bruſtfloſſen vereinigt. Der Anus befindet ſich ungefähr in der Mitte der Leibeslänge. Die Afterfloſſe ſtimmt mit der zweiten Rückenfloſſe hinſichtlich der Länge, Höhe und der Strahlenanzahl überein; auch iſt der Zwiſchenraum zwiſchen der letzten Rückenfloſſe und der kleinen Schwanzfloſſe ebenſo unbedeutend wie der zwiſchen der After- und der Schwanzfloſſe. Die Geſtalt des Kopfes ähnelt im Ganzen der der Triglaarten, aber die Schnauze iſt platter und länger, die Backen ſind weniger hoch, die ſie durchkreuzenden Kanten länger und mehr hervorſtehend; die oberen Augenränder ſind gezähnelt; der Kiemendeckel iſt klein, mit einer Gräte, die ſich in eine Spitze endigt, der obere Rand iſt abgerundet. Alle dieſe Theile ſind fein gekörnt, aber dieſe Körner bilden keine ſtrahligen Linien, wie bei Trigla. Einen teutſchen Namen hat dieſer Fiſch eigentlich nicht, denn er kommt nicht in der Nord- oder Oſtſee vor, und iſt daher nicht dem Volke bekannt geworden. In der Bücherſprache trägt er mehre Namen, wie Panzergabel, Gabelfiſch,

Digitized by Google

Gabelſeeſchwalbe, Gabelſeehahn, gegabelter Knurrhahn, Gabelſtör ꝛc. Da er nur im mittelländiſchen Meere vorkommt, und beſonders an allen Küſten des weſtlichen Theiles dieſes Meeres gemein iſt, ſo iſt er auch den Südeuropäern viel bekannter und der ſüdfranzöſiſche Name Malarmat der allgemein gebräuchliche geworden. Weshalb er grade dieſen Namen erhalten hat, iſt nicht bekannt; denn wenn Malarmat ſchwach bewaffnet, unbewehrt (mal armé) bedeuten ſoll, ſo führt, wie ſchon Rondelet angibt, dieſer Fiſch ſeinen Namen ganz mit Unrecht, denn er iſt eine von den europäiſchen Arten, die am meiſten mit Vertheidigungs- und Angriffswaffen verſehen ſind. Nur auf die zahnloſen Kieferknochen dürfte der Name zu beziehen ſein. Auf Iviça heißt er übrigens Armado. In Rom nennt man ihn Forchato und Pesce-forca, und in Gemeinſchaft mit der Trigla lyra und ähnlichen Arten Pesce-capone. Im adrialiſchen Meere iſt er ſelten; denn weder Belon noch Willughby haben ihn in Venedig geſehen. v. Martens jedoch in ſeiner Reiſe nach Venedig (II. S. 431) ſagt, daß er ihn dort beobachtet habe und daß die Fiſcher ihn Anzoletta della madonna und Anzoletta di mar nennen. Duhamel und Riſſo ſind faſt die einzigen, welche ſich genauer mit ſeiner Lebensweiſe bekannt gemacht haben. Er lebt einſiedleriſch, hält ſich gewöhnlich in der Meerestieſe auf, und nähert ſich nur zur Laichzeit, die ungefähr mit der Tag- und Nachtgleiche zuſammenfällt, den Ufern. Er ſchwimmt äußerſt ſchnell und kräftig, und ſtößt ſich deshalb oft ſeine knöcherne Gabel vor der Schnauze an Felſen ab. Seine Nahrung beſteht in Meduſen, Beroearten und andern ähnlichen gallertartigen Molluſken und Zoophyten, kleinen Krebſen und Seetangen. In der Regel wird er nur einen Fuß lang. Sein Fleiſch iſt hart und mager. In Spanien ſoll er, da er getrocknet ſehr leicht iſt, an einem Faden aufgehängt, als Windfahne in den Zimmern benutzt werden. Sonderbar ſcheint es, daß die Alten dieſes Fiſches, der doch durch ſeine Gabel und ſeine Bekleidung ſo auffallend iſt, nicht erwähnen; zum wenigſten läßt er ſich nicht mit Beſtimmtheit aus ihren Schriften herausfinden. Einige vermuthen, daß er des Plinius Lucerna ſei. Rondelet (De piscibus, tab. 299) hat ſchon 1554 eine gute Abbildung von dieſem Fiſch gegeben; die von Bloch in ſeinem großen Fiſchwerke (Taf. 349) iſt ungenau, beſonders hinſichtlich der Anzahl der Floſſenſtrahlen, wie das Cuvier bemerkt, welcher zu ſeiner Histoire naturelle des Poissons pl. 75 ebenfalls eine Abbildung gegeben hat (Vergl. T. III. p. 108). Oken hat in dem weit verbreiteten Atlas zu ſeiner allgemeinen Naturgeſchichte für alle Stände die Bloch'ſche Abbildung wieder aufgenommen.

Renard, Valentyn und beſonders Vlaming geben Abbildungen, die auf neue Arten ſchließen laſſen. Der Letztere ſoll eine Art mit ſehr kurzer Gabel dargeſtellt haben und ſie Stör von Banda nennen, aus welchem Namen Cuvier und Valenciennes (a. a. O. S. 111) ſchließen, daß es ein großer Fiſch ſein müſſe. Der Name brauchte aber wol nicht grade ſich auf die Größe zu beziehen; vielmehr möchte er eine entfernte Ähnlichkeit zwiſchen Peristethion und Acipenser andeuten, die bei dem erſten flüchtigen Anblick wegen der Bekleidung und allgemeinen Geſtalt mehr in die Augen fällt, als bei genauerer Unterſuchung. Auch habe ich Gelegenheit gehabt zu ſehen, daß unſere Art in einer der größten teutſchen Sammlungen Jahre lang neben Acipenser aufgeſtellt war. Deſſenungeachtet dürfte es leicht möglich ſein, daß die eben angeführten drei Abbildungen andere Arten darſtellen. Vergl. Cuvier und Valenciennes a. a. O. 3. Bd. S. 101—113. Riſſo a. a. O. S. 210—212 und den Artikel Trigloides. (*Streubel.*)

PERISTHENES (*Περισθένης, ους*). 1) Ein Sohn des Ägyptos von der Nymphe Kaliande, vermählt mit der Danaide Elektra, einer Tochter der Naïs Polyxo (*Apollod.* II, 1, 5, 7). 2) Nach einer von der gewöhnlichen ſehr abweichenden Genealogie war Periſthenes der Sohn des Damaſtor, Enkel des Nauplios und Urenkel des Poſeidon und der Amymone, der Vater des Diktys und Polydektes (ſ. Perseus). Seine Gemahlin war Androthoe, die Tochter des Kaſtor. (*Pherecyd.* ap. Schol. *Apoll. Rhod.* IV. v. 1091. *Sturz* p. 75. ed. II.) (*Krahner.*)

PERISTHLABA, Stadt oder Flecken im alten Dacien, in der solitudo Getarum, nach dem Itiner. Anton. (*Krause.*)

PERISTIA (*Περίστια*) hieß das Opfer, wodurch in Athen die Volksverſammlung gereinigt oder luſtrirt wurde, und Periſtiarchoi (*περιστίαρχοι*) hießen die, welche dieſes Luſtrationsopfer beſorgten und rings um die Verſammlung trugen. (*H.*)

PERISTOLE nannten die ältern Ärzte die eigenthümliche Bewegung, welche die ſchlauchartigen Excretionsorgane machen, um ihren Inhalt nach Außen zu befördern; gewöhnlich wird das Wort aber für gleichbedeutend mit der periſtaltiſchen Bewegung der Gedärme genommen. (*J. Rosenbaum.*)

PERISTOMA (Zool.) haben einige Conchyliologen den ununterbrochenen Umfang der Mündung der Schneckenſchalen genannt; doch iſt dieſer Ausdruck noch nicht allgemein in die Terminologie aufgenommen worden. (*Streubel.*)

PERISTOMIDA (von *περὶ* und *στόμα*), mit franzöſiſcher Endung Peristomiens, nennt Latreille in ſeinen Familles naturelles du règne animal ſeine erſte Familie der Schneckenordnung Pectinibranchia *Cuv.* (Ctenobranchia *recent.*) Dieſe theilt er in Cryptocochlides, mit innerlicher, vom Mantel eingehüllter Schale, und in Gymnocochlides, deren Schale nicht vom Mantel umhüllt iſt, den Körper des Thieres einſchließt und gewöhnlich eine ſehr gewundene, der eines Ohres nicht ähnliche Geſtalt hat. Die erſte Gruppe der Gymnocochliden zeichnet ſich dadurch aus, daß der vordere Theil des Mantels keine Athemröhre bildet; das untere Ende der Muſchel bildet weder einen ſchnabelförmigen, mehr oder weniger langen, Vorſprung, welcher mit einem durch die Verlängerung der Öffnung hervorgebrachten Kanal verſehen iſt, noch irgend eine Ausſchweifung; ein Deckel iſt immer vorhanden. Zu dieſer Gruppe nun gehört die Familie Peristomida, welche Latreille folgendermaßen charakteri-

Digitized by Google

ſirt: Die Ränder der Öffnung der Schale ſind gar nicht abgeſetzt; die Öffnung iſt kreisförmig. Er theilte dieſe Familie in zwei Zünfte: 1) Muſcheln des ſüßen Waſſers, deren Windungen ſtets verbunden oder einfach geſtreift und ei-kegelförmig ſind. Gattungen: Paludina und Valvata. 2) Seemuſcheln, mit bald getrennten oder locker, bald innig mit einander verbundenen Windungen; die Schale iſt bald thurm-, bald ſcheibenförmig, und mit Rippen oder ſtarken Erhabenheiten verſehen. Gattungen: Vermetus, Delphinula, Scalaria. Dieſe Anordnung iſt jedoch von keinem Naturforſcher adoptirt worden. Man hat vielmehr ſämmtliche in Flüſſen lebende Kammkiemenſchnecken zu einer Familie Potamophila vereinigt, die Gattung Vermetus neben Dentalium in die Abtheilung Tubicolae geſtellt; Delphinula und Scalaria in die Familie Trochoidea zu Trochus, Turbo, Janthina gebracht, Ampullaria aber, welche Latreille in der Familie Turbinata zwiſchen Turbo und Janthina aufführt, als Süßwaſſerſchnecke der heißen Zone den Potamophilen zugeſellt. Vergl. d. Art. Potamophila, Tubicolae, Valvata, Vermetus u. ſ. w. (*Streubel.*)

Peristomium, ſ. Moose.

PERISTYLON (*Περίστυλον*), ſowol das, was ringsherum mit Säulen, mit einer Galerie umgeben iſt, als der Säulengang, die Galerie, welche ein Gebäude, einen Tempel umgibt, alſo der Säulenumgang, welcher auch Pteroma (*πτέρωμα*) heißt. Vergl. Säulen, Säulenordnung, Säulenstellung. (*H.*)

PERISYSTOLE nannte Thom. Bartholin (Anatom. h. c. lib. I. c. 6) den Zwiſchenraum zwiſchen einer Zuſammenziehung (Systole) und Erweiterung (Diastole) des Herzens und der Arterien beim Pulsſchlag, welcher aber beim geſunden Menſchen nicht wahrnehmbar iſt, ſondern nur bei ſolchen, die an Herzfehlern leiden oder im Sterben liegen. (*J. Rosenbaum.*)

PERITANOS (*Περίτανος*, *Περιτέτανος*) ſoll nach Arkadiſcher Sage mit Helena, Paris' Gemahlin, vertrauten Umgang gehabt haben; Paris beſtrafte ihn, indem er ihn entmannte; daher ſollen die Arkader die Entmannten *περιτάνους* genannt haben. *Ptolem.* Hephaestio I. ap. *Phot.* p. 473. ed. *Schott.* Vergl. *Meziriac*, *Ovid.* Heroid. I. p. 436. (*Krahner.*)

PERITELUS hat Prof. Germar in ſeiner Schrift Insectorum species novae (I. p. 407) eine zu der Schönherr'ſchen Familie Gonatocera, Legio Brachyrhynchi, Abtheilung Cyclomides gehörige Rüſſelkäfergattung genannt, welche letzterer in der Synonymia Insectorum, Vol. B, Genera et Species Curculionidum. Tom. IV. sect. 2. genus 164. p. 511 folgendermaßen charakteriſirt: Ziemlich lange, ſtarke Fühlhörner, deren Schaft länger als der Kopf, faſt fadenförmig, zuweilen allmälig verdickt iſt; die zwei erſten Glieder der Geißel länglich, verkehrt kegelförmig, das dritte bis zum ſiebenten kürzer, entweder beinahe kreiſelförmig oder linſenförmig, öfter verengt; Keule faſt eiförmig, zugeſpitzt. Der Rüſſel iſt kaum länger und etwas ſchmäler als der Kopf, oben ziemlich flach; die Fühlergrube liegt ziemlich an ſeiner obern Fläche nahe der Spitze, iſt ziemlich lang, etwas breit und tief; die Pterygien ſind öfters etwas ausgeſpreizt; die Mandibeln wenig hervorſtehend, kurz, dick, an der Spitze abgeſtutzt, zahnlos. Die Augen ſind ſeitlich, rundlich, etwas erhaben. Der Vorderrücken iſt kurz, vorn und hinten wie abgeſchnitten, an den Seiten etwas zugerundet und nach Vorn zu ſchmaler. Rückenſchildchen fehlt. Flügeldecken faſt eiförmig, am Grunde zuſammen etwas ausgerandet, mit abgerundeten Schultern; an den Schultern ſehr breit, nach der Spitze zu verengt, auf dem vordern Theil der Rückenſeite etwas erhaben. Der Leib iſt faſt eiförmig, convex, beſtäubt, ungeflügelt und von geringer Größe. Das Vaterland iſt das gemäßigte und ſüdlichere Europa, doch findet ſich auch eine Art in Amerika. Schönherr hat dieſer Gattung ihre Stelle zwiſchen Stomodes *Schönh.* und Holcorhinus *Schönh.* hinter Omias *Germ. Latr.* angewieſen (vergl. die Artikel Rhynchophora und Gonatocera), und rechnet zu ihr folgende acht Arten.

1) P. griseus *Schönh.* = P. sphaeroides *Germ.* (l. c. T. I. p. 408. Nr. 552) = Pachygaster *Déj.* (Catalogue de la collection du comte Déjean p. 91) = Curculio inquinatus *Illigeri* = Curculio griseus *Olivieri* (Entomologie, Vol. V. p. 358. Nr. 417. pl. 31. fig. 475). Länglich-eiförmig, tief ſchwarz, mit dichten ſchwarzbraunen, weißlichen und grauen, kleinen Schüppchen, von denen er beinahe bunt gefärbt iſt, bedeckt; Fühlhörner und Füße roſtröthlich-pechbraun, Stirn gefurcht, Flügeldecken fein punktirt-geſtreift, Größe und Geſtalt ungefähr wie die des Otiorhynchus picipes, zuweilen jedoch auch nur halb oder ein Drittel ſo groß. Findet ſich in Frankreich und dem weſtlichen Teutſchland.

2) P. necessarius *Schönh.* (l. c. p. 513). Der vorigen Art ſehr ähnlich, aber mit längeren Flügeldecken, die weniger convex ſind. Der Leib hat eine längliche Geſtalt, iſt ſchwarz, aber über und über dicht mit kleinen weißen Schüppchen beſtäubt, die Fühlhörner ſind dicker als bei P. griseus und wie die Füße ſchwarz; der Vorderrücken unregelmäßig und etwas weitläufig punktirt und eng gerippt; die Flügeldecken ſind länger, aber weniger erhaben als bei der vorigen Art und haben ziemlich weitläufig geſtellte, punktirte Linien. Vaterland: Frankreich.

3) P. famularis *Schönh.* (l. c. p. 514). Der folgenden Art ſehr nahe verwandt und von derſelben Geſtalt. Leib oval, convex, ſchwarz mit gräulich-weißen Schüppchenfeldern beinahe gleichmäßig bedeckt, dicken Fühlhörnern, welche gleich den Beinen ſchwarz ſind, grob punktirtem Vorderrücken und mit eng geſtreiften, und dazwiſchen unregelmäßig punktirten, Flügeldecken. Iſt bei Katharinoslaw gefangen.

4) P. familiaris *Schönh.* Nur ſo groß wie die kleinſten Individuen von P. griseus, aber faſt noch kürzer und gewöhnlich mehr convex, beinahe eiförmig, ſchwarz, mit dicht geſtellten ſchwarzbraunen, weißlichen und grauen kleinen Schüppchen bedeckt und bunt gezeichnet, mit ausgehöhltem Schnabel, lebhaft roſtrothen Fühlhörnern und Füßen, fein punktirt-geſtreiften Flügeldecken, die ſehr häufig weißbunt ausſehen. Findet ſich in Ungarn, dem ſüdlichen Podolien ꝛc.

Digitized by Google

5) P. noxius *Chevrolatii.* Dem Vorigen verwandt, aber um die Hälfte größer, anders gefärbt und ohne Rinne in dem Rüſſel und längeren Antennen. Der Leib iſt eiförmig, ſchwarz, oben mit ſchwarzbräunlichen Schüppchen bedeckt; die Fühlhörner roſtröthlich-ſcherbengelb, der Schnabel ſchmaler als bei P. familiaris und ohne Kanal; die Fühlhörner ſind länger, das zweite und dritte Glied derſelben ziemlich lang; der Vorderrücken tief grob punktirt mit ſchmaler, von ſilberfarbigen Schüppchen gebildeter, Rücken- und Seitenlinie; die Flügeldecken ſind fein punktirt geſtreift und weißlich gefleckt. Italien.

6) P. senex *Déj.* = Omias sphaeroides *Déj.* (Catal. des coleoptères de sa collection p. 96) et *Sturm.* (Ins. Cat. 1826. p. 177) = P. sentinus *Schönh.* Aus dem ſüdlichen Frankreich, ungefähr von der Geſtalt des P. familiaris, aber um das Doppelte kleiner, eiförmig ſchwarz, mit grauen, gleichfarbigen Schüppchen bedeckt, lebhaft roſtrothen Fühlhörnern und Füßen, ſchmälerem Schnabel, der ohne Kanal iſt, dünneren Antennen mit eiförmiger Keule; Vorderrücken dicht punktirt; Flügeldecken fein punktirt-geſtreift mit behaarten Zwiſchenräumen.

7) P. leucogrammus *Germ.* (Ins. Spec. T. I. p. 408. Nr. 553) = Centricnemus leucogrammus *Steven.* (Mus. Moscow. II. p. 94) = Omias albolineatus *Déj.* (Catal. Col. p. 96) iſt die am weiteſten verbreitete Art der Gattung, denn Germar, der ſie zuerſt beſchrieben, hat ſie bei Halle an der Saale gefunden, und ſpäter hat man ſie auch in Volhynien und Orenburg angetroffen. Sie iſt grau, dicht mit Schüppchen beſetzt; Fühler und Füße dunkel pechbraun; Flügeldecken fein punktirt-geſtreift mit weißen Linien.

8) P. chrysorrhoeus *Schönh.* = Curculio chrysorrhoeus *Say.* aus Nordamerika, von der Größe des P. familiaris, beinahe eiförmig, roſtfarbig, mit ſchmutzig braungrauen Schüppchen bedeckt; Fühlhörner und Füße verwaſchen roſtfarbig; Vorderrücken zugerundet, mit vielen Punkten; Flügeldecken fein geſtreift, mit gemeinſchaftlicher, breiter, am Hinterrande gezähnelter, aus feinen umbrafarbenen Schüppchen gebildeter Längsbinde.

Prof. Germar, welcher ſein Genus Peritelus anders charakteriſirt hatte, als Schönherr, rechnete auch noch andere Rüſſelkäfer dahin, die jedoch jetzt in den Gattungen Omias, Holcorhinus, Phlyctinus und Oosomus ihre Stelle gefunden haben. Da bei dieſen Gattungsnamen mit Weglaſſung der Diagnoſe auf den Artikel Peritelus verwieſen worden iſt, ſo möge hier noch eine kurze Überſicht der Familie Cyclomides mit den genannten Gattungen folgen.

Die zu der Gruppe Cyclomides *Schönh.* gehörigen Rüſſelkäfer haben geknickte Fühlhörner und für dieſelben zum Schutz am Schnabel unterhalb der Augen eine Rinne. Die Fühlhörner ſind meiſt zwölfgliederig mit langem Schafte. Der Schnabel iſt kurz, mehr oder weniger dick, entweder faſt horizontal oder niedergebogen, oft drahtrundlich, zuweilen gegen die Spitze zu faſt eckig. Der Leib iſt beinahe eiförmig; ſtets ungeflügelt: die Schultern ſind abgerundet oder abgeſtumpft. Gattungen:

Amycterus *Dalm. Schönh.*
(Phalidura *Mac Leay.* Curculio *Kirby.*)

Antennen mittelmäßig lang, nicht ſehr dünn; der Schaft reicht faſt bis an das Bruſtſtück, iſt allmälig verdickt; die zwei Baſalglieder der Geißel ſind beinahe verkehrt-kegelförmig, das dritte bis ſechste Glied kurz, linſenförmig, das ſiebente lang, becherförmig, die Keule aufnehmend; dieſe iſt kreiſelförmig, zugeſpitzt. Der Schnabel iſt ſehr kurz, ſehr dick, herabgebogen, ungleich, mit weiter Mundöffnung; die Oberkiefer ſind ſehr breit, ſehr convex, am inneren Rande aber gerade. Die kleinen Augen ſind rundlich, an den Seiten gelegen, eingeſenkt. Der Vorderrücken iſt rundlich am Grunde abgeſtutzt, an den Seiten gleichmäßig rundlich verbreitert, an der Spitze länglich abgerundet, bei den Augen faſt gelappt, darunter an der Kehle breit ausgerandet. Schildchen klein, dreieckig, verſteckt. Flügeldecken groß, oblong, faſt elliptiſch, an der Baſis beide zuſammen ausgerandet, am Schulterwinkel nach Vorn zu vorgezogen; an der Spitze ſind ſie zuſammen ſtumpf abgerundet, oft mit einem kleinen, einfachen Höcker verſehen. Der Körper iſt beinahe elliptiſch, mäßig convex, rauh, ungleich, dunkel, ungeflügelt, meiſt von nicht unbedeutender Größe. Die Arten bewohnen die Tropenzone der alten Welt.

1) A. mirabilis *Schönh.* (Genera et Species Curculionidum T. IV. pars 2. p. 470) = Curculio mirabilis *Kirby.* (Transact. of Linnean Soc. XII. p. 469. Nr. 21. pl. 23. fig. 9). Länglich-elliptiſch, ſchwarz, grau beſtäubt, mit dicht geſtellten Höckerchen auf dem Vorderrücken, runzeligen, punktirt-geſtreiften Flügeldecken, mit in Reihen geſtellten, kleinen, abwechſelnd höheren Höckern, welche ſämmtlich eine kurze, ſchwarze, niedergebogene Borſte tragen. Das Männchen unterſcheidet ſich vom Weibchen durch längeren Vorderrücken, gehörnte Kehle, unten an der Spitze ausgehöhlten Bauch und kräftigere Gabel am After. Das Weibchen dagegen hat kürzern, abgerundeten Vorderrücken, ſtumpfe, glatte Kehle, ſtumpf abgerundeten, ganzrandigen After. Dieſe Art hat einige Ähnlichkeit mit Spondylus buprestoides, iſt aber um das Doppelte größer. Vaterland Neuholland.

2) A. mirabundus *Schönh.* (l. c. p. 471. Länglich elliptiſch, ſchwarzbraun, düſter gefärbt, ſparſam grau beſtäubt; der Vorderrücken beinahe kreisförmig, mit ſehr dicht geſtellten kleinen Höckern verſehen; Flügeldecken undeutlich runzelig und geſtreift-punktirt mit in Reihen geſtellten, abwechſelnd höheren Höckerchen, welche alle mit einer ſteifen, herabgebogenen grauen Borſte beſetzt ſind. Iſt der vorigen Art ähnlich, aber etwas kleiner und mehr ſchwarzbraun; findet ſich ebenfalls in Neuholland.

Noch andere Arten dieſer Gattung ſind: 3) A. Marshami *Schönh.* (l. c. p. 472) = Curculio Marshami *Kirbyi* (l. c. XII, 11. p. 436. Nr. 77) = Curculio echidna? *Mac Leay* aus Neuholland. 4) A. bucephalus *Gyllenh.* = Curculio bucephalus *Oliv.* (Entom. V, 83. p. 399. Nr. 484. t. 25. fig. 355) =

Digitized by Google

Phalidura Gyllenhallii ***Hope*** in Neuholland und Oſtindien. 5) **A. Stephensii** *Schönh.* = **Phalidura Stephensii** ***Hope*** aus Neuholland. 6) **A. bubalus** *Schönh.* = **Curculio bubalus** *Oliv.* (l. c. nr. 483. fig. 354) aus Oſtindien. 7) **A. obtusus** *Schönh.* (l. c. p. 474) = **Curculio obtusus** ***Wiedemann.*** (Magazin der Zoologie II, A. p. 121. nr. 184), vom Vorgebirge der guten Hoffnung.

Episomus *Schönh. Gylh.* (l. c. p. 474) (Curculio part. *Fabr. Oliv. Hbst. Sparrm. Wiedem.*)

Fühlhörner mittelmäßig lang, ziemlich dick; Schaft faſt länger als der Kopf, ſehr verdickt; die zwei erſten Glieder der Geißel kurz verkehrt-kegelförmig, das dritte bis ſechste kürzer, beinahe breiter als lang, an der Spitze abgeſtutzt, das ſiebente um das Doppelte länger, faſt cylindriſch, dicht an die Keule gedrückt, die Keule klein, kurz eiförmig. Rüſſel kurz, ſehr dick, oben öfter mit Rinne, an der Spitze tief dreieckig ausgerandet; Fühlergrube am Grunde des Schnabels, tief, gekrümmt, nach dem Auge zulaufend. Augen rundlich, ſehr hervorragend. Vorderrücken ſchmaler, an der Baſis entweder zweimal ausgebuchtet oder faſt abgeſtutzt, mit faſt geraden Rändern; vorn wenig ſchmaler, an dem Ende abgeſtutzt, oft mit einer Rinne an der oberen Seite. Rückenſchildchen klein. Flügeldecken groß, eirund, mit abgerundeten Schultern; oben ſehr convex, beſonders nach Hinten zu, an dem Ende zuſammen etwas zugeſpitzt. Körper eiförmig, convex, hart, kräftig, mit kleinen Schuppen bedeckt, entweder geflügelt oder flügellos, meiſt von mittlerer Größe. Arten gibt Schönherr fünf an:

1) E. platina *Schönh.* = Curculio platina ***Sparrm.*** (Acta Holm. 1785 p. 55. nr. 36. t. 3. fig. 36) ***Oliv.*** (Encyclop. méthod. V. p. 570. nr. 52), ***Linn. Gmel.*** (Syst. natur. T. IV. p. 1794. nr. 440) = Curculio nigrolineatus ***Wiedem.*** (Magaz. d. Zoolog. II. A. p. 125. nr. 189). Unten und an den Seiten ſilberweiß und goldgrün glänzend, oben, wie die Füße, grau; Flügeldecken mit ſchwarzen Längsbinden. Vorgebirge der guten Hoffnung, Java.

2) E. pauperatus *Schönh.* = Curculio pauperatus ***Fabr.*** (Syst. Eleuth. II. p. 509. nr. 15). Oblong, ſchwarz, mit weißlichen, hirſchfarbigen und grünen Schüppchen bedeckt, ſchmalem Vorderrücken, welcher eine Rinne hat und mit in die Quere geſtellten Runzeln verſehen iſt; Flügeldecken eiförmig, tief weitläufig punktirt-gefurcht, an der Spitze zuſammen zugeſpitzt; Fühlerkeule ſchwarz. Bewohnt die Inſeln von Oſtindien, Java, Sumatra. Die Varietät γ nennt Wiedemann in ſeinem Magazin für Zoologie (I, C. p. 177. nr. 28) Curculio chlorostigma.

Die übrigen Arten ſind: 3) E. lacerta *Schönh.* = Curculio lacerta ***Fabr.*** (l. c. p. 528. nr. 123) = Curculio avarus ***Fabr.*** (ibid. p. 510. nr. 16) = Curc. lacerta ***Oliv.*** (Entom. V, 83. p. 354. nr. 412. t. 6. fig. 68 et t. 12. fig. 148) ***Herbst.*** (Käfer VI. S. 388. nr. 367. t. 90. fig. 13) etc. Bewohnt Java. 4) E. figulus *Schönh.* (l. c. 476) aus Bengalen. 5) **E. echinus** *Schönh.* = **Curculio echinus** ***Fabr.*** (l. c. p. 519. nr. 74) in Guinea.

Piezonötus *Schönh. Gylh.* (l. c. p. 477)[1].

Antennen länglich, ziemlich dünn, Schaft über den vorderen Rand des Vorderbruſtſtückes reichend, keulenförmig; alle Glieder des Schaftes beinahe verkehrt kegelförmig, faſt gleich; Keule länglich eiförmig. Schnabel ziemlich kurz, rundlich, höckerig, an der Spitze etwas zugerundet. Augen ſeitlich, kurz eiförmig, mäßig hervorſtehend. Vorderrücken länglich, an der Baſis und dem Ende abgeſtutzt, an den Seiten gleichmäßig abgerundet, oben ziemlich flach. Kein Rückenſchildchen. Flügeldecken länglich, eiförmig, an der Baſis abgeſtutzt, an den Seiten gleichmäßig abgerundet, auf der Rückenſeite flach gedrückt, hinten gerade abgeſchnitten. Der Gattung Tyloderus ähnlich, aber durch Schnabel- und Fühlerbau verſchieden. Einzige bekannte Art iſt P. suturalis *Schönh.* aus Java.

Hadrorhinus *Schönh. Gylh.* (l. c. p. 479)[2].

Fühlhörner mittelmäßig lang, ſtark; Schaft faſt an den Thorax reichend, allmälig verdickt, etwas zurückgekrümmt; Geißel ziemlich dick; ihre beiden Baſalglieder ſehr kurz, verkehrt kegelförmig, das dritte bis ſiebente Glied noch kürzer, an der Spitze abgeſtutzt; Keule länglich-eiförmig, zugeſpitzt. Schnabel ſehr kurz, dick, durch eine rundliche Querfurche von der Stirn geſchieden, mit länglicher, großer Fühlergrube. Augen ſeitlich, rundlich hervorragend. Vorderrücken faſt breiter als lang, vorn und hinten abgeſtutzt, an den Seiten gleichmäßig abgerundet. Rückenſchildchen iſt nicht vorhanden. Flügeldecken länglich-eiförmig, convex, am Grunde abgeſtutzt. Körper länglich-eiförmig, convex, beſchuppt, geflügelt, von geringer Größe. Typus: H. lepidopterus *Schönh.* aus Südafrika. Der folgenden Gattung ſehr nahe ſtehend.

Ptochus *Schönh. Stev.* (Omias *Déj.* part. = Peritelus *Germ.* part.)

Antennen lang, ziemlich kräftig, ihr Schaft reicht bis an den Thorax, iſt beinahe fadenförmig, ziemlich gerade; die beiden erſten Glieder der Geißel länglich, verkehrt-kegelförmig, das dritte bis ſiebente kurz, an der Spitze faſt abgeſtutzt, etwas verengt; Keule länglich eiförmig, am Ende zugeſpitzt. Schnabel ſehr kurz, nicht deutlich vom Kopf geſondert, dick, oben ziemlich flach, an der Spitze tief ausgerandet; Fühlergrube am Ende kurz. Stirn breit, oft erhaben. Augen ſeitlich, rundlich mäßig hervorragend. Vorderrücken bei den meiſten Arten ſehr kurz, vorn und hinten abgeſtutzt, an den Seiten meiſt wenig zugerundet. Rückenſchildchen ſehr klein, kaum bemerkbar. Flügeldecken länglich-eiförmig, an der Baſis abgeſtutzt, oben mäßig convex. Leib länglich-eiförmig, beſchuppt, ungeflügelt, von ſehr geringer Größe. Geographiſche Verbreitung: Arten finden ſich in Europa, Perſien, Nordamerika. Schönherr kennt eilf Arten:

---

1) Von *πιέζω* und *νῶτος*. 2) Von *ἁδρός* und *ῥινός*.

Digitized by Google

1) P. circumcinctus *Schönh.* findet ſich in Perſien.
2) P. longicollis *Schönh.* Ebendaſelbſt.
3) P. porcellus *Schönh.* in Taurien.
4) P. setosus *Schönh.* im Kaukaſus.
5) P. perdix *Schönh.* Taurien und Kaukaſus.
6) P. deportatus *Schönh.* Sibirien.
7) P. adspersus *Schönh.* Nordamerika.
8) P. tessellatus *Dej.* Nordamerika.
9) P. rufipes *Schönh.* Kaukaſus.
10) P. bisignatus *Schönh.* = Peritelus bisignatus *Germ.* (l. c. p. 410. nr. 555) = Omias bisignatus et grandicornis *Dej.* (Cat. Col. p. 96) = Ptochus grandicornis *Stev.* (Mus. Mosq. II. p. 94). Eiförmig, dunkelbraun, dicht grau beſchuppt, Antennen und Füße ſcherbengelb, Kopf und Rüſſel dicht grob punktirt, Flügeldecken eiförmig, punktirt-geſtreift, beiderſeits mit dunkelbräunlichem Streif und dicht mit kleinen Borſthaarchen beſetzt: Dalmatien, Taurien, Ungarn, Iſtrien.
11) P. subsignatus *Schönh.* findet ſich in Taurien.

Trachyphloeus *Germ. Latr. Dej. Schönh. Gylh.*

Antennen ziemlich kurz und etwas dick; Schaft dick, kaum an den Thorax reichend, ſpitzwärts allmälig verdickt; die zwei erſten Glieder der Geißel kurz, verkehrt kegelförmig, das erſte ziemlich dick, das dritte bis ſiebente breit, Keule klein, eiförmig. Schnabel ſo lang wie der Kopf, aber ſchmaler, etwas herabgebogen, oben beinahe eben, an der Spitze dreieckig ausgeſchnitten, mit etwas erhabenem Rande und länglicher, tiefer, beinahe gerader Fühlergrube. Augen ſeitlich, rundlich, faſt flach. Vorderrücken quer, vorn und hinten abgeſtutzt, an den Seiten öfter rundlich verbreitert, nach Vorn zu etwas ſchmaler. Rückenſchildchen fehlt. Die Flügeldecken ſind weit, zuſammengenäht, kurz, eiförmig, am Grunde leicht ausgerandet, oben mäßig convex. Leib ſtumpf eiförmig, oben mit ſehr kurzen Borſten beſetzt, nicht ſehr convex, ungeflügelt, ſehr klein. Die Arten gehören Europa an. Vergl. d. Art. Trachyphloeus und *Schönherr*, Genera et Species Curculionidum II, 1. 490—496.

Omias *Schönh. Germ.*
(Thylacites [Brachysomus] *Schönh.* = Paurosomus *Stev.* = Bryssus *Megerle.* = Platymetopon *Meg.* = Peritelus, Trachyphloeus et Otiorhynchus *Germ.* etc.).

Antennen mittelmäßig lang, bald dünner, bald dicker, Schaft beinahe länger als Kopf, mehr oder wenig gekrümmt, ſpitzwärts verdickt; erſtes und zweites Geißelglied kurz obkoniſch, drittes bis ſiebentes knotenförmig, Keule oval. Schnabel kurz, ſchmaler als Kopf, bei mehren Arten an der Oberſeite ſpitzwärts mit einem dreieckigen Eindruck, bei einigen faſt eben; Fühlergrube kurz, etwas bogenförmig. Augen rundlich, convex, klein. Vorderrücken bald kurz, bald länglich, vorn und hinten abgeſtutzt, an den Seiten etwas abgerundet, vorn etwas ſchmaler. Den meiſten Arten fehlt das scutellum, bei andern iſt es jedoch vorhanden, klein, dreieckig. Flügeldecken weit, bald kurz, bald länglich eiförmig, oben ſehr convex. Der Körper iſt entweder etwas rund oder etwas eiförmig, ungeflügelt und ſtets von ſehr geringer Größe. Die Arten finden ſich in Europa.

†) Leib rundlich; Rückenſchildchen fehlt:

O. seminulum *Schönh.* = Curculio seminulum *Fabr.* (Syst. Eleuth. II. p. 528. nr. 125) = Peritelus *Germ.* (l. c. p. 409. nr. 554) = Curculio globulus *Oliv.* (Entom. V, 83. p. 421. nr. 519. pl. 35. fig. 545) etc. Kurz eiförmig, oben trüb ſchwärzlich-bronzefarbig, mit anliegendem grauem Flaum beſtreut, unten mit goldgrünen Schüppchen beſetzt; Fühler am Grunde roſtfarbig; Vorderrücken ſehr kurz, runzelig-punktirt; Flügeldecken ſtark gewölbt, ſphäriſch, tief punktirt-geſtreift, mit weißſchuppigem Schildfleckchen; Hinterſchenkel ſcharf gezähnt. Öſterreich. Ungarn.

Andere Arten: O. glomeratus *Schönh.* Taurien, Kaukaſus. O. glomulus *Schönh.* Kaukaſus. O. globosus *Stev.* Taurien, Kaukaſus. O. rotundatus *Dej.* = Curculio rotundatus *Fabr.* (l. c. p. 531. nr. 140) Podolien ꝛc. O. rufipes *Schönh.* Volhynien. O. verruca *Stev.* Taurien. O. puberulus *Stev.* Taurien, Kaukaſus. O. strigifrons *Schh.* Taurien.

O. ruficollis *auct.* = Curculio ruficollis et holosericeus *Fabr.* (l. c. p. 525 nr. 105. p. 526. nr. 113). Faſt eiförmig, roſtfarbig, mit blaſſem Flaum, Antennen und Füße blaſſer, Stirn mit einer Grube, Schnabel breiter, oben eingedrückt, deutlich punktirt, Vorderrücken ſchmutzig roſtbraun, etwas convex, Flügeldecken eiförmig, tief punktirt geſtreift, vordere Oberſchenkel ſtumpf gezähnt. Teutſchland.

O. mollinus *Ahrens.* Eiförmig, pechbraun, Fühler und Füße röthlich ſcherbengelb, Kopf undeutlich punktirt, Scheitel beinahe glatt, Thorax weniger punktirt, Flügeldecken kaſtanienfarbig, tief punktirt geſtreift mit kleinen weißlichen Borſten. Teutſchland.

O. gracilipes *Schönh.* = Otiorhynchus gracilipes *Germ.* Faſt eirund, blaß, ſcherbenförmig, Kopf und Rüſſel dicht punktirt, Antennen ziemlich dick mit ſehr gekrümmtem Schafte, Thorax kurz, quer, vorn ſchmaler, gegen die Mitte zu rundlich erweitert, ſehr dicht undeutlich runzelig punktirt, Flügeldecken eiförmig, tief punktirt geſtreift, faſt mit Borſten bedeckt, Oberſchenkel mäßig dick, unbewehrt. Teutſchland.

O. hirsutulus *Gyll.* = Curculio hirsutulus *Fabr.* (l. c. p. 526. nr. 112. = Thylacites hirsutulus *Germ.* = Curculio echinatus, scaber scabriculus etc. *auct.*). Schwarzbräunlich, behaart, Fühler und Füße ſcherbenfarbig, Flügeldecken gewölbt, ſtachelig, tief punktirt geſtreift, der enge Vorderrücken und der Schnabel ohne Rinne. Nördliches Europa, Volhynien.

O. villosulus *Schönh.* = Trachyphloeus villosulus *Germ.* Öſterreich.

††) Leib länglich-eiförmig; Rückenſchildchen vorhanden.

O. brunnipes *Schönh.* im ſüdlichen und gemäßigten Europa.

O. mollicomus *Schönh.* = Otiorrhynchus mol-

Digitized by Google

licomus *Germ.* Länglich-eiförmig, kaſtanienroth, faſt glänzend, mit weißlichem Flaum beſetzt; Füße und Fühlhörner matter gefärbt; Schnabel an der Spitze eingedrückt, undeutlich punktirt, Thorax oben etwas convex, Rücken gegen die Seiten zu punktirt, Flügeldecken tief punktirt-geſtreift. Halle.

O. pellucidus *Chevrol.* Frankreich, England. O. indigens *Schönh.* = Curculio indigens *Hffm.* Luſitanien. O. concinnus *Schönh.* Südfrankreich. O. parvulus *Ulrich.* Illyrien.

Stomodes *Schönh. Gylh.*

Antennen ziemlich lang, ſtark; Schaft länger als Kopf, ſchwach gekrümmt, gegen das Ende zu allmälig verdickt; das erſte Glied der Geißel ſehr kurz, verkehrt kegelförmig, das zweite bis ſiebente kurz, faſt kreiſelförmig, gleich; Keule länglich oval. Schnabel kurz, dick, kaum ſchmaler als der Kopf, an der Spitze breit ausgerandet; Fühlergrube kurz, breit, geräumig; Oberkiefer ziemlich lang, ſtark gebogen, hornig, ungezähnt. Augen ſeitlich, rundlich, wenig convex. Thorax länglich, vorn und hinten abgeſtutzt, am Grunde mit erhobenem Rande, an den Seiten gleichmäßig rundlich erweitert, oben mäßig convex. Rückenſchildchen nicht wahrnehmbar. Flügeldecken ziemlich lang, faſt elliptiſch, an der Baſis abgeſtutzt, an der Spitze zugeſpitzt, oben wenig convex. Leib länglich, faſt elliptiſch, behaart, ungeflügelt, ſehr klein. Typus: S. tolutarius *Schönh.* wohnt in Taurien.

Peritelus *Schönh.* ſiehe oben.

Holcorhinus *Schönh. Gylh.*

Antennen ziemlich lang, eben nicht dünn; der Schaft iſt etwas länger als der Kopf, beinahe keulenförmig, gerade; die zwei erſten Glieder der Geißel ziemlich lang, verkehrt kegelförmig, drittes bis ſiebentes kurz, beinahe kreiſelförmig; Keule länglich-eiförmig. Schnabel etwas länger und ſchmaler als der Kopf, am Grunde durch einen gebogenen, queren Einſchnitt von der Stirn deutlich geſondert, oben beinahe flach, nach der Spitze zu etwas verdickt, die Spitze ſelbſt rundlich ausgerandet; Fühlergrube am Grunde tief, gegen die Augen hin flacher. Augen ſeitlich, halbkugelförmig. Thorax kurz, vorn und hinten abgeſtutzt, an den Seiten gegen die Mitte zugerundet, vorn etwas ſchmaler, oben mäßig erhaben. Rückenſchildchen fehlt. Flügeldecken länglich-oval, an der Baſis zuſammen leicht ausgerandet, mit abgerundeten Schultern, oben convex, beſonders nach Hinten zu. Körper länglich eiförmig, beſchuppt, ungeflügelt, von geringer Größe. Schönherr beſchreibt zwei Arten von Algier: H. seriehispidus *Schönh.* und H. querulus *Schönh.* (l. c. 578—20). In ſeiner Curculionidum Dispositio methodica p. 194 war dieſes Genus nur eine Unterabtheilung von Peritelus.

Cosmorhinus *Schönh.* (l. c. 520—2)

Fühlhörner lang, ziemlich dünn; der Schaft reicht bis an die Mitte des Thorax, iſt faſt fadenförmig, gebogen; die zwei erſten Glieder der Peitſche ziemlich lang, die übrigen ſtufenweiſe kürzer werdend, alle verkehrt kegelförmig; Keule oval, am Ende zugeſpitzt. Schnabel kurz, etwas dick, niedergebogen; Fühlergrube befindet ſich oberhalb, in der Mitte der Rüſſellänge, iſt kurz und geräumig. Augen rundlich, mäßig hervorſtehend. Thorax klein, breit, ſehr kurz kegelförmig, vorn und hinten abgeſchnitten, mit ſchiefen, geradlinigen Seiten, nach Vorn zu viel enger als hinten, oberhalb mäßig convex. Rückenſchildchen fehlt. Die Flügeldecken ſind weit, gewölbt, an der Baſis zuſammen ausgerandet, mit etwas hervorſpringenden Winkeln; oberhalb ſehr convex. Leib kurz, eiförmig, rundlich, convex, beſchuppt, ungeflügelt, klein. Typus dieſer Gattung iſt C. cristatus *Billbg.* = C. cristirostris *Schönh.* vom Vorgebirge der guten Hoffnung.

Phlyctinus *Schönh. Gylh.*

Antennen ziemlich lang, ziemlich dünn; der Schaft reicht über die Augen hinaus, iſt bald gerade, bald gekrümmt, keulenförmig; die zwei erſten Glieder der Geißel ſind ziemlich lang, verkehrt kegelförmig, das dritte bis ſiebente kurz, bald beinahe verkehrt kegelförmig, bald kreiſelförmig; Keule länglich-eiförmig. Schnabel wenig länger als der Kopf, lineariſch drehrund; Fühlergrube oberhalb, länglich, tief, beinahe gerade. Augen ſeitlich, rundlich, mehr oder weniger ſtark hervortretend. Thorax bald kaum länger als hinten breit, bald breiter als lang, vorn und hinten abgeſtutzt, an den Seiten gegen die Mitte hin abgerundet, vorn ſchmaler, oben convex. Leib kurz eiförmig, convex, beſchuppt, ungeflügelt, von geringer Größe. Die Arten finden ſich meiſtens am Vorgebirge der guten Hoffnung. Schönherr hat anfänglich dieſe Gattung als gleichnamige Unterabtheilung ſeines großen Peritelus betrachtet, doch ſo, daß die eine Art, Ph. gallina, eine eigene Section, Pyctoderes, bildete (vergl. Curcul. dispos. method. p. 194. 196). Später hat er die letztere Abtheilung ganz mit Phlyctinus vereinigt, und die kleine Gruppe, welche er Oosomus nennt und früher (l. c. p. 195) zu Peritelus brachte, ebenfalls aber als eigene Section zu Phlyctinus geſtellt. Die echten Phlyctinusarten ſind folgende:

1) P. monstrosus *Schönh. Déj.* vom Cap. 2) P. callosus *Schönh.* vom Cap und aus Oſtindien. 3) P. agrestis *Schönh.* 4) P. gallina *Schönh.* = Pyctoderes gallina *Schönh.* = Curculio Gallina *Sparrm. Oliv. Lin.-Gm.* = Curculio pleuroleucus *Wiedem.* (Zoolog. Mag. II, 1. p. 127. nr. 191) vom Cap.

Die Abtheilung Oosomus *Schönh.* enthält einige Arten, die in einigen Stücken von Phlyctinus abweichen, und die Schönherr deshalb als eine kleine Unter- oder Nebengattung zu Phlyctinus betrachtet. Er gibt folgende Diagnoſe: Antennen ziemlich kurz; der Schaft an der Spitze ſtark keulenförmig angeſchwollen; die erſten beiden Glieder der Geißel ziemlich kurz, faſt verkehrtkegelförmig, das erſte etwas verdickt, das dritte bis ſiebente ſehr kurz, breiter als lang, ſtufenweiſe breiter werdend; die Keule eiförmig. Augen rundlich, wenig convex. Flügeldecken weit, kurz eiförmig. Übrigens wie Phlyctinus. Arten: 5) P. Hariolus *Schönh.* vom Cap. 6) P. testatus *Schönh.* ebendaher.

Digitized by Google

Pholicodes *Schönh.* (Genera Curc. etc. p. 527).

Fühlhörner ziemlich lang, dünn, der Schaft beinahe an den Thorax reichend, gekrümmt, am Ende keulförmig; die zwei erſten Glieder der Geißel etwas lang, faſt keulenförmig, das dritte bis ſiebente kürzer, entweder ſehr kurz, verkehrt kegelförmig oder beinahe abgerundet, auseinanderſtehend; die Keule lang, am Ende zugeſpitzt. Der Rüſſel iſt faſt horizontal, kurz, dick, kaum vom Kopf geſondert, oben faſt flach; die Fühlergrube befindet ſich an der Spitze, iſt kurz und liegt gerade. Augen rundlich, mäßig convex. Thorax nicht länger als breit, vorn und hinten abgeſtutzt, an den Seiten etwas abgerundet, vorn ſchmaler, oberhalb mäßig convex. Schildchen ſehr klein, dreiſeitig. Flügeldecken länglich, beinahe eiförmig, vorn kaum breiter als der Hinterrand des Vorderrückens, abgeſtutzt, mit abgerundeten Schultern, oben mäßig erhaben. Der Leib iſt länglich eiförmig, etwas fein beſchuppt, mittelmäßig convex, ungeflügelt und von geringer Größe. Die Arten leben am Kaukaſus. Es ſind folgende drei:

1) P. plebejus *Schönh.* vom Kaukaſus. 2) P. trivialis *Schönh.* ebendaſelbſt. 3) P. nubiculosus *Schönh.* aus Perſien.

Laparocerus *Schönh. Gylh.* (l. c. p. 530.) [3])

Fühlhörner lang, dünn; Schaft keulenförmig, wenig länger als der Kopf; die zwei erſten Geißelglieder ziemlich lang, das dritte bis ſiebente immer etwas kürzer werdend, alle umgekehrt kegelförmig; Keule länglich. Schnabel ziemlich kurz, kaum vom Kopf geſchieden, oben ziemlich flach, am Ende dreiſeitig ausgeſchnitten; Fühlergrube länglich, breit. Augen etwas rundlich, mäßig hervorſtehend. Der Thorax iſt hinten und vorn abgeſchnitten, an den Seiten gleichmäßig rundlich erweitert. Das Rückſchildchen iſt deutlich und ſtumpf dreieckig. Die Flügeldecken länglich eiförmig, an der Baſis abgeſtutzt, oben convex. Schönherr betrachtet L. morio als Typus ſeiner Gattung, außerdem kennt er nur noch eine Art; beide aus Luſitanien. Das Genus erinnert ſehr an Brachyderus.

1) L. morio *Schönh.* Luſitanien. 2) L. piceus *Schönh.* Ebendort.

Aomus *Schönh. Gylh.* (l. c. 532) [4]).

Dieſe Gattung erinnert ſehr an die genera Laparocerus, Omias und Otiorhynchus. Von dem erſten unterſcheidet ſie ſich durch die Antennen, von dem zweiten durch Fühler- und Schnabelbildung, von dem dritten, mit dem ſie gleiche Fühlhornbildung hat, durch den Rüſſel. Die Fühlhörner ſind lang, wenig dünn; der Schaft keulenförmig, bis an den Thorax reichend; die zwei erſten Peitſchenglieder ziemlich lang, umgekehrt kegelförmig, die übrigen kürzer, kreiſelförmig; Keule länglich, eiförmig. Der Schnabel hat ungefähr die Länge des Kopfes, iſt aber ſchmaler, linienförmig, an der Baſis etwas eingeſchnürt, am Ende leicht dreiſeitig ausgerandet; die Grube für die Fühlhörner länglich, ziemlich breit, etwas gebogen. Augen rundlich, mäßig erhaben. Der Thorax iſt vorn und hinten abgeſtutzt, an den Seiten rundlich, vorn etwas ſchmaler. Das Rückenſchildchen iſt klein, von dreieckiger Geſtalt. Flügeldecken länglich-eiförmig, am Grunde abgeſtutzt, vom Prothorax abſtehend, oben convex. Typus dieſer Gattung iſt A. pubescens *Schönh.* aus Perſien.

Sciobius *Schönh. Gylh.* (l. c. p. 534.)

Antennen entweder dünn oder ſchlank, in den meiſten ſehr lang; der Schaft erreicht den Bruſtkaſten; iſt bald keulenförmig, bald breit, zuſammengedrückt; das erſte Glied der Geißel iſt ziemlich kurz, das zweite ſehr lang, das dritte bis ſiebente ziemlich lang, alle umgekehrt-kegelförmig; die Keule lang, eiförmig, ſchmal. Der Schnabel iſt von der Länge des Kopfes und kaum etwas ſchmaler als dieſer, etwas drehrund, auf der Oberſeite mit drei Furchen, an der Baſis durch eine tiefe, gekrümmte Furche von der Stirn geſchieden, an der Spitze breit ausgerandet; die Grube für die Fühlhörner befindet ſich oberwärts nahe an der Spitze und iſt nach den Augen zu flacher. Die Augen ſind rundlich und mittelmäßig hervorſtehend. Der Prothorax iſt ſehr kurz, breiter als lang, am Grunde und am Ende abgeſchnitten, an den Seiten etwas abgerundet, nach Vorn zu ſchmaler. Rückenſchildchen iſt nicht vorhanden. Die Flügeldecken ſind groß, bald länglich, bald kurz-eiförmig, vorn beinahe wie abgeſchnitten, etwas breiter als die Baſis des Prothorax, an den Seiten weit, nach Hinten hin ſchmaler werdend, am Ende zuſammen etwas zugeſpitzt, oberhalb ſehr convex. Der Körper iſt ſparſam mit Schüppchen bedeckt, ungeflügelt, von mittelmäßiger Größe. Die Arten finden ſich am Vorgebirge der guten Hoffnung.

†) Mit länglich-eiförmigem Leibe:

1) S. tottus *Schönh.* = Curculio tottus *Sparrm. Linn.-Gm.* 2) S. porcatus *Schönh.*

††) Mit kurzem eiförmigem Leibe:

3) S. griseus *Klug.* 4) S. pullus *Schönh.* = Curculio pullus *Sparrm.* Alle vier Arten vom Cap.

Sphaeromus *Schönh. Gylh.* [5])
(Pachygaster *Dej.*)

Fühlhörner ziemlich lang, eben nicht dünn; der faſt linienförmige Schaft iſt länger als der Kopf; die zwei erſten Glieder der Geißel ziemlich lang, beinahe umgekehrt-kegelförmig, das dritte bis ſiebente Glied kurz, am Ende abgerundet; die Keule länglich, faſt eiförmig. Der Schnabel iſt ziemlich kurz, ziemlich dick, an der Baſis durch eine etwas undeutliche, gebogene Furche von der Stirn geſchieden, an der Spitze etwas ausgerandet; die Fühlhörnergrube iſt tief, an dem Ende breiter und flacher. Augen rundlich, hervorſtehend. Vorderbruſtkaſten etwas lang, vorn und hinten abgeſtutzt, an den Seiten ein we-

3) Von λαπαρὸς und κέρας gebildet. 4) Von ἀ privativum und ὦμος.

5) Der Name iſt aus σφαῖρα und ὦμος zuſammengeſetzt.

Digitized by Google

nig abgerundet. Flügeldecken weit, kurz eiförmig, auf der Rückenſeite niedergedrückt; Schultern abgerundet. Dieſe Gattung erinnert an Otiorhynchus, iſt jedoch durch Schnabelbildung verſchieden; auch zeigt ſie einige Verwandtſchaft zu Holcorhinus, weicht aber dadurch ab, daß die zu der Geißel gehörigen Antennenglieder anders gebildet ſind, das Schnabelende kaum ausgerandet, der Prothorax länger als breit und die ganze Körpergeſtalt eine andere iſt. Typus der Gattung iſt S. australis; man kennt noch eine Art, beide von Auſtralien:

1) S. australis *Schönh. Gylh.* = Pachygaster australis *Dej.* aus Neuholland. 2) S. Paganus *Schönh.* Oceanien. Vanikoro.

Eremnus *Schönh. Gylh.* (l. c. 540).

Die Fühlhörner ſind ziemlich lang, dünn; der Schaft iſt lang, keulenförmig; die zwei erſten Glieder der Geißel etwas lang, die übrigen allmälig kürzer werdend, alle umgekehrt kegelförmig; die Keule iſt länglich, eiförmig. Der Schnabel iſt wenig länger und ſchmaler als der Kopf, etwas dick, linienförmig, oberhalb beinahe flach, bald gekielt, bald mit einer Rinne, an der Spitze breit und tief ausgerandet; die Grube für die Fühlhörner liegt an dem Spitzentheile, iſt an ihrer Baſis tief, gegen die Augen hin breit und flacher. Augen ziemlich groß, faſt abgerundet, wenig hervortretend. Das Vorderbruſtkaſtenſtück iſt bei den meiſten Arten breiter als lang, an der Baſis abgeſtutzt, an den Seiten ziemlich rundlich, nach Vorn hin etwas ſchmaler, gegen die Spitze zu zuſammengeſchnürt, in der Nähe der Augen mehr oder weniger lappenförmig. Die Flügeldecken ſind länglich eiförmig, an der Baſis beinahe abgeſtutzt, an den Schultern abgerundet, neben dieſen etwas rundlich erweitert, gegen die Spitze zu verſchmälert, oberwärts mäßig convex. Der Leib iſt länglich-eiförmig, bald mit kleinen Schuppen bedeckt, bald faſt ganz glatt, ungeflügelt; meiſtens von mittelmäßiger Größe. Die Arten gewöhnlich am Cap.

†) Mit Rückenſchildchen.

1) E. setulosus *Schönh.* = Curculio setulosus *Wiedem.* vom Vorgebirge der guten Hoffnung. 2) E. tetricus *Schönh.* lebt auf der Inſel Teneriffa. 3) E. atratus *Schönh. Gylh.* = Curculio atratus *Sparrm. Oliv. Lin.-Gm.* vom Vorgebirge der guten Hoffnung.

††) Ohne Rückenſchild:

4) E. dentipennis *Schönh.* am Vorgebirge der guten Hoffnung. 5) E. exaratus *Schönh.* lebt ebenfalls am Cap. 6) E. obtusus *Schönh.* ebendaſelbſt. 7) E. plicicollis *Klug.* desgleichen.

Die letzte Gattung, welcher die ganze Gruppe ihren Namen verdankt, iſt:

Cyclomus *Schönh.*

Die Fühlhörner ſind etwas lang, ziemlich dünn; der Schaft erreicht den Bruſtkaſten; die beiden erſten Glieder der Geißel ſind ziemlich lang und haben eine verkehrt-kegelförmige Geſtalt, die übrigen Glieder nehmen nach und nach an Länge ab und ſind bald ſehr kurz verkehrt-kegelförmig, bald linſenförmig; die Keule iſt länglich-eiförmig. Der Schnabel iſt ſehr kurz, niedergebogen, dick, faſt drehrund, an der Spitze leicht ausgerandet, mit etwas erhobenem Rande; die Grube zur Aufnahme der Fühlhörner iſt bald lang, bis an's Auge ſich erſtreckend, lineär, breit und tief, oder ſie iſt undeutlich, faſt verſchwunden. Die Augen ſind rundlich und hervorſtehend. Der Prothorax iſt länger als breit, an der Baſis abgeſtutzt, an den Seiten gleichmäßig zugerundet, unterhalb an der Kehle breit ausgerandet. Das Rückenſchildchen iſt nicht wahrnehmbar. Die Flügeldecken ſind länglich-eiförmig, vorn faſt abgeſtutzt, wenig breiter als die Baſis des Vorderrückens, mit abgerundeten Schultern; nach Hinten zu verſchmälert, an der Spitze zuſammen abgerundet, oberhalb convex. Die Flügel fehlen, wie bei den meiſten vorigen Gattungen. Die Tarſen ſind ziemlich lang, bald ſchmal und borſtig, bald unterhalb mit verbreiterten Haftſchwämmchen beſetzt. Der Leib iſt faſt länglich-eiförmig, mit weichen Stacheln beſetzt, von mittler oder geringer Käfergröße. Der hierher gehörigen Arten ſtammen aus Südafrika, eine ſoll auch in Europa vorkommen. Schönherr führt folgende Species auf:

†) Der Thorax iſt in der Nähe der Augen nicht gelappt.

1) C. simus *Schönh.* = Curculio simus *Wiedem.* (Zool. Mag. II, 1. p. 126. nr. 190) = C. sepidioides *Chevrol.* = C. inquinatus et pollutus *Schönh.* (Curcul. dispos. method. p. 200), vom Vorgebirge der guten Hoffnung. 2) C. boops. *Schönh.* ebenfalls vom Cap. 3) C. eminulus *Schönh.* ebendaher. 4) C. lanugipes *Schönh.* desgleichen.

††) Der Thorax iſt in der Nähe der Augen deutlich lappenförmig. Hierher nur eine Art, welche früher bei Schönherr (Curcul. dispos. method. p. 200) das zu Cyclomus gehörige subgenus Epichthonius bildete. Später hat er jedoch dieſe Untergattung wieder eingezogen.

5) C. coronatus *Schönh.* = C. (Epichthonius) simus *ejusd.* wie die vorigen Arten vom Cap.

Nähere Auskunft über dieſe Gruppe gibt das oben ſo oft citirte Hauptwerk über die Beſchreibung der Rüſſelkäfer: *Schönherr*, Genera et Species Curculionidum, auf welches, wie auf den Art. Rhynchophora verwieſen wird. (*Streubel.*)

Perithecium, ſ. Pilze.

PERITHYAS (*Περιθύας*), einer der Lieblinge des Herakles, welcher vom Schol. *Apoll.* Rh. I, 1207 neben Hylas, Philoktet, Diomos und Phrix genannt wird. (*Krahner.*)

PERITO. 1) Eine ſehr große Ortſchaft in der neapolitaniſchen Provinz Principato citeriore, auf einer Gebirgsſtufe gelegen, die von einem höheren Berge überragt, ſich über dem linken Ufer des Perainoflüßchens erhebt, 3½ Miglien oſtwärts von Rotina entfernt, welches Dorf an der nach Calabrien führenden Hauptſtraße liegt, mit einer zur Diöceſe von Capanio gehörigen Seelſorge-

Digitized by Google

ſtation, zwei Kirchen und etwa 800 Einwohnern *). Der Ölbaum, fruchtreiche Rebengelände und getreidereiche Saaten bilden die Umgebung des Doeſes. 2) Ein Dorf in der neapolitaniſchen Provinz Calabria citeriore, am rechten Ufer des Cardoneflüßchens nächſt Pidace gelegen, $2\frac{1}{2}$ Miglien ſüdöſtlich von Coſenza entfernt, mit einer Pfarre, Kirche und über 600 Einwohnern. (*G. F. Schreiner.*)

PERITOMA. Eine von Candolle ſo benannte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der ſechsten Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Cleomeen, der natürlichen Familie der Capparideen. Char. Der Kelch becherförmig, an der Baſis wie abgeſchnitten (daher der Gattungsname: περιτομή, Beſchneidung), oben vierzähnig; die Corollenblättchen eiförmig, faſt ungeſtielt, gleich; der geſtielte Fruchtknoten ſteht auf einem kleinen drüſigen Polſter; die gleichen Staubfäden ſind auf dem Stiele des Fruchtknotens eingefügt, an der Baſis mit einander verwachſen: die Antheren ablang, zurückgekrümmt; die Frucht iſt eine im Kelche ſtehende, geſtielte, ablange, mit dem Griffel gekrönte Schote. Die einzige Art, P. serrulatum *Cand.* (Prodr. I. p. 237. Cleome serrulata *Pursh.* fl. bor. am. II. p. 441. Atalanta *Nuttall.* gen. am. II. p. 73), ein äſtiges, gegen drei Fuß hohes Sommergewächs mit gedreiten, ſchimmelgrünen Blättern, traubenförmigen Blüthen und violetter Blumenkrone, iſt an den Ufern des Miſſuri einheimiſch. (*A. Sprengel.*)

PERITONAEUM (περὶ, τείνω), die Bauchhaut, das Darmfell. Was für die Schädelhöhle die Spinnwebenhaut, für die Bruſthöhle das Bruſtfell, das iſt für die Unterleibshöhle die Bauchhaut, eine ſeröſe, einfache, weiche Membran, welche in einem von ihr gebildeten Sacke ſämmtliche der Verdauung dienende Organe einſchließt, während die Organe der Harnbereitung und der Zeugung nur theilweiſe von der Bauchhaut berührt werden, und die großen Blutgefäße des Unterleibes mit ihr außer aller Verbindung ſtehen. Ihre Schlagadern erhält ſie aus den A. A. epigastricis, mammariis internis, phrenicis, lumbaribus, spermaticis u. a. benachbarten Gefäßen, und ſowol an ihrem hintern als vordern Theile befinden ſich zahlreiche einſaugende Gefäße; dagegen ſcheint ſie Nerven nicht zu enthalten. Ihre äußere Fläche iſt an die benachbarten Theile durch Zellgewebe, jedoch an den meiſten Stellen nur loſe, befeſtigt, und dieſes hängt mit dem ganzen übrigen Zellgewebe des Körpers — theils unmittelbar, theils mittelbar — zuſammen. Die innere Fläche der Bauchhaut iſt glatt, und wird im geſunden Zuſtande beſtändig ſchlüpfrig erhalten durch eine von den aushauchenden Enden der Schlagadern in Gasgeſtalt abgeſonderte Feuchtigkeit (Humor peritonaei), welche bald wieder von den einſaugenden Gefäßen aufgenommen wird.

Der erwähnte von der Bauchhaut gebildete Sack umſchließt denjenigen Theil der Bauchhöhle, den man die Höhle der Bauchhaut (Cavum peritonaei) nennt, bildet aber in ſeinem Laufe noch gewiſſe zur Verbindung der Baucheingeweide beſtimmte Fortſetzungen und Bänder. Es geht nämlich die Bauchhaut zuerſt vom Nabel an aufwärts, bekleidet die innere Fläche der Bauchmuskeln (paries perit. abdominalis), und überzieht hierauf die ganze untere Fläche des Zwerchmuskels (paries perit. phrenica), wobei die Bauchhaut an einigen Stellen, namentlich an dem ſchwertförmigen Fortſatze und den Zwiſchenräumen des Rippentheiles und Lendentheiles des Zwerchmuskels, die Bruſthaut berührt, und durch Zellgewebe mit ihr verbunden wird. Vom Zwerchmuskel abgehend wendet ſich die Bauchhaut gegen die Leber, bildet nach Vorn das Ligamentum suspensorium, nach Hinten das Ligamentum coronarium, hüllt alsdann die Leber ſelbſt ein, und wendet ſich hierauf zum Magen und zum Zwölffingerdarm, wobei der zwiſchen Leber und Magen gelegene Theil das kleine Netz (Omentum gastro-hepaticum), der zwiſchen der Leber und dem Zwölffingerdarm befindliche aber das Ligam. hepatico-duodenale bildet. Nachdem die Bauchhaut den Magen eingewickelt, läuft ſie vom untern Rande deſſelben zum Quer-Grimmdarm, unterhalb deſſen ſie als großes Netz (Omentum magnum) frei herabhängt. Vom Zwerchmuskel als kleiner Fortſatz zur obern Magenöffnung herabſteigend bildet die Bauchhaut das Ligam. phrenico-gastricum, ſowie zur Milz gelangend das Ligam. phrenico-lineale; die Bauchhaut umſchließt ſodann die Milz, und geht theils in das große Netz, theils zum Magen, das Ligam. gastro-lineale bildend. Vom Nabel abwärts ſenkt ſich die Bauchhaut hinter den Bauchmuskeln zum Schambogen herab, überzieht den Grund und die hintere Fläche der Harnblaſe, bei beiden Geſchlechtern in die Tiefe des Beckens herabſteigend, weshalb dieſer Theil der Bauchhaut die Beckenwand derſelben (Paries perit. hypogastrica) genannt wird. Im männlichen Körper geht von der hintern Fläche der Harnblaſe die Bauchhaut über die Saamenbläschen weg, läßt alſo dieſe und die abführenden Gänge (Ductus deferentes) außerhalb, geht nach der voedern Fläche des Maſtdarms und von dieſer in ſeine hintere und Seitenfläche über. Im weiblichen Körper geht dagegen die Bauchhaut von der hintern Fläche der Harnblaſe zum Fruchthälter; ſie überzieht die vordere Fläche, den Grund, und die hintere Fläche deſſelben, und hüllt zugleich zur Seite des Fruchthälters die Eierſtöcke und die Fallopiſchen Röhren, zwei Falten (Ligam. lata) bildend, ein. Von der hintern Fläche des Fruchthälters geht hierauf die Bauchhaut zum Maſtdarm über, den ſie als Mesorectum, und bei beiden Geſchlechtern zwei Falten (Plicae Douglassi) bildend umſchließt. Endlich geht die Bauchhaut auch zu beiden Seiten des Nabels, von dieſem aus, zur Lendengegend, an der rechten Seite vor der Niere vorüberlaufend theils als Ligam. duodenorenale zum Zwölffingerdarm, theils zum Blinddarm und dem aufſteigenden Grimmdarm, beide einhüllend (Mesocolon dextrum), und hierauf ſich nach dem Rückgrat wendend, an der linken Seite ebenfalls nur die vordere Fläche der Niere berührend, und nachdem ſie den herabſteigenden Grimmdarm überzogen und das Mesocolon sinistrum

*) Giuſ. M. Galanti (Descrizione geografica e politica delle Sicilie. Napoli 1794. Tom. IV.) gibt ſchon dem Orte 729 Bewohner.

Digitized by Google

gebildet hat, an den Rückgrat gelangend. An dieſen von beiden Seiten zuſammenſtoßend bildet die Bauchhaut ihre Rückenwand (Paries per. dorsalis s. lumbaris), welche den Rückgrat, die Schenkel des Zwerchmuskels, die viereckigen Bauchmuskeln, die Aorta, die Hohlader, die Harngänge, die Nieren und die Samengefäße bedeckt; aber alle dieſe Theile, obwol durch Zellgewebe mit ihnen verbunden, nicht in ſeine Höhle einſchließt. Von beiden Seiten an den Rückgrat gelangend, faltet ſich die Bauchhaut, geht nach Vorn, umhüllt den Dünndarm in ſeinem ganzen Laufe und bildet das Gekröſe (Mesenterium), während ein anderer Theil dieſer Haut zum queren Grimmdarm geht, eine Hülle deſſelben abgibt und das Mesocolon transversum bildet. Von der äußern Fläche der Bauchhaut ſehen wir im männlichen Körper zwei Fortſätze (Processus perit. externi), welche Scheidenhäute der Samenſtränge heißen, durch die Beugung jeder Seite gehen, und dieſe Stränge als häutige Scheiden derſelben zu den Hoden begleiten.

Der in die Augen fallende Zweck der Bauchhaut im thieriſchen Haushalte beſteht darin, die Unterleibseingeweide in ihrer reſpectiven Lage zu erhalten und ihre Bewegungen zu erleichtern. Ob außer dieſem Zwecke die Bauchhaut oder einzelne Theile derſelben noch anderm dienen, und ob insbeſondere der Nutzen der oben erwähnten, von der innern Fläche der Bauchhaut abgeſonderten Feuchtigkeit ſich wirklich darauf beſchränkt, Reibung und Verwachſung der Bauchhaut mit den Unterleibseingeweiden zu verhüten, muß für jetzt dahingeſtellt bleiben. Die ganze Bildung der Bauchhaut und vornehmlich ihre zahlreichen Falten und Fortſätze laſſen indeſſen nicht ohne Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß der Nutzen der Bauchhaut auf den uns bekannten mechaniſchen wol nicht eingeſchränkt ſein dürfte.

Mannichfaltig ſind die Abweichungen, deren die angegebene Beſchaffenheit der Bauchhaut fähig iſt, und welche ſie bald in Folge einer angeborenen Misbildung, bald in Folge äußerer Verletzungen, krankhafter Affectionen ꝛc. wahrnehmen läßt. Zerreißungen der Bauchhaut kommen, obwol in ziemlich ſeltenen Fällen, bei alten Brüchen und bei Unterleibsverletzungen vor. Deſto häufiger ſind Veränderungen der Lage eines Theiles der Bauchhaut, die durch veränderte Lage eines Unterleibseingeweides herbeigeführt wird, d. h. die Brüche (herniae), bei denen der das hervortretende Eingeweide umſchließende Theil der Bauchhaut den Namen „Bruchſack" erhält. Ebenſo häufig kommt die Waſſerſucht der Bauchhaut (Hydrops peritonaei, s. ascites) vor, zunächſt aus vermehrter Abſonderung oder verminderter Einſaugung der oben erwähnten Feuchtigkeit der Bauchhaut hervorgehend, und die Entzündung der Bauchhaut (ſ. d. Art. Peritonaeitis), nebſt mancherlei organiſchen Folgezuſtänden derſelben: theilweiſe Verknorpelung und Verknöcherung der Bauchhaut, Bildung von Waſſerbläschen auf derſelben, namentlich zwiſchen derſelben und den Bauchmuskeln, der Leber, der Bauchſpeicheldrüſe, den Nieren, Eierſtöcken ꝛc. In der Höhle der Bauchhaut endlich findet nicht ſelten eine krankhafte Luftanhäufung ſtatt (Meteorismus, am ausgebildetſten bei der Trommelſucht des Unterleibes, Tympanitis abdominalis), und nicht ſeltener findet ſich in dieſer Höhle ergoſſener Speiſebrei, Galle, Chylus, Blut, Eiter, Urin oder Darmkoth. (*J. Douglas*, Description of the peritonaeum and of that part of the membrana cellularis, which lies on its outside. London 1730. 4. *L. T. Luther*, Diss. de peritonaeo, integrae sanitatis et ambiguorum morborum indice. Erfordiae 1734. 4. *J. G. Walther*, De morbis peritonaei et apoplexia. Berolini 1787. 4.) (*C. L. Klose.*)

PERITONITIS (*περὶ, τείνω*), die Entzündung der Bauchhaut. Wenn auch die in neuerer Zeit zuweilen ausgeſprochene Behauptung, daß die Bauchhaut ſich immer nur in Folge des entzündlichen Leidens eines Unterleibseingeweides ſelbſt entzünde, und zwar an derjenigen Stelle, welche das entzündete Eingeweide bedeckt (Portal), ſich in der Erfahrung nicht durchaus beſtätigt, ſo iſt doch nicht in Abrede zu ſtellen, daß die Entzündung der Bauchhaut als eine ganz ſelbſtändige Krankheit nur ſelten vorkommt, und theils dieſes Verhältniß, theils die jedenfalls ſehr große Verſchiedenheit der ſympathiſchen Erſcheinungen dieſer Krankheit macht die Erkenntniß derſelben oft ganz ungemein ſchwierig, wobei es ſich von ſelbſt verſteht, daß keine Stelle der Bauchhaut ſich im Zuſtande der Entzündung befinden kann, ohne daß die dieſer Stelle zunächſt gelegenen Eingeweide an dieſem Leiden Theil nehmen, und ebendadurch nach Maßgabe ihrer verſchiedenen Organiſation und Verrichtung mannichfach verſchiedene Krankheitszufälle hervorrufen. Obgleich nun nach dem eben Geſagten auch ein, jedem einzelnen Falle anpaſſendes, Bild der Krankheit aufzuſtellen ſchwierig iſt, ſo müſſen wir doch unter den Erſcheinungen, welche durchgängig dieſe Entzündung bezeichnen, vornehmlich Schmerzen nennen, welche an irgend einer von der Bauchhaut eingenommenen Stelle wahrgenommen werden, bei Allem, was auf dieſe Stelle bewegend einwirkt, zunehmen, und mit einem Gefühle erhöhter Wärme, oder ſelbſt einiger Geſchwulſt dieſer Stelle, verbunden ſind. Zu dieſer Erſcheinung geſellen ſich aber in allen Fällen auch Fieberbewegungen, bald gelindere, bald heftigere, wobei der Puls meiſtens ungleich und krampfhaft iſt; auch gehören Ekel, Erbrechen, Verſtopfung und Harnbeſchwerden zu den häufigſten Begleitern der Krankheit. Der Verlauf der Bauchhautentzündung iſt bald hitzig, bald langwierig.

Was die Verſchiedenheit der Krankheitszufälle nach dem jedesmaligen Sitze der Entzündung betrifft, ſo ſind bei keiner Art derſelben die Schmerzen ſoweit über den Bauch ausgedehnt, als bei jener, welche ihren Sitz in dem unter den Bauchmuskeln liegenden Theile der Bauchhaut hat (Peritonitis anterior), obwol ſie in der Gegend des Nabels am empfindlichſten zu ſein pflegen. Sie nehmen bei Allem, was mit einiger körperlichen Anſtrengung verbunden iſt, zu, die unter der entzündeten Stelle liegenden Eingeweide fühlen ſich hart an, und verbreitet ſich die Entzündung, wie es nicht ſelten geſchieht, über die Bauchmuskeln, ſo wird oft eine der Richtung derſelben, zumal der geraden Bauchmuskeln, folgende Geſchwulſt bemerkbar, die nicht ſelten durch Ausſchwitzung

Digitized by Google

gerinnbarer Lymphe oder Blut das Gefühl der höchſten Spannung herbeiführt. Von der Entzündung des Magens und anderer Baucheingeweide unterſcheiden wir die Krankheit vornehmlich durch die Abweſenheit der Zeichen dieſer Entzündungen, namentlich des Erbrechens, hartnäckiger Verſtopfung ꝛc., doch kann dabei ein Irrthum ſich um ſo leichter ereignen, als wenigſtens die höhern Grade dieſer Art der Bauchhautentzündung oft mit Athmungsbeſchwerden, Ekel, Schluchzen und ähnlichen Zufällen verbunden ſind. Iſt das Gekröſe der Sitz der Entzündung (Mesenteritis), ſo klagt der Kranke über einen vom Rücken ausgehenden und in der Nabelgegend haftenden, durch Beugen des Rückens, Huſten und ähnliche Anſtrengungen bedeutend vermehrten Schmerz, der oft auch mit Anſchwellung und Härte der Nabelgegend, Verſtopfung oder Urinbeſchwerden verbunden iſt. Übrigens iſt dieſe Entzündung häufig von einer Darmentzündung begleitet, ihre Erkenntniß daher auch oft ſehr ſchwierig, wie ihr Verlauf in vielen Fällen ein langwieriger. Beinahe nur mit noch geringerer Zuverläſſigkeit läßt ſich das Vorhandenſein einer Entzündung des Netzes (Epiploïtis, omentitis) feſtſtellen. Sie theilt ſich leicht dem Magen mit, und es tritt überhaupt oft Erbrechen hinzu. In der Regel fehlen indeſſen die Erſcheinungen, welche eine anderweitige Unterleibsentzündung bezeichnen, und der Kranke klagt nur über einen ſich um den Nabel herumziehenden Schmerz; dabei iſt die Nabelgegend geſpannt, angeſchwollen und gegen Berührung ſehr empfindlich. Hat die Entzündung denjenigen Theil der Bauchhaut ergriffen, welcher die Darmbeinmuskeln und Lendenmuskeln bekleidet, ſo nehmen dieſe letztern oft an der Entzündung ſelbſt Theil, die Schmerzen der Kranken haben ihren Sitz in der Lendengegend, und folgen entweder aufwärts dem Rückgrate, oder ſteigen nach den Lenden und Schenkeln herab, ſind zuweilen äußerſt heftige, oft aber auch, namentlich bei langwierigem Verlaufe der Entzündung, ſtumpfe und — was beſonders leicht Verwechſelungen der Entzündung mit Rheumatismus, Hüftweh, Hämorrhoidalleiden, Steinbeſchwerden ꝛc. nach ſich zieht — von Zeit zu Zeit nachlaſſende. Durch alle körperlichen Bewegungen, beſonders das Ausſtrecken und Beugen der Schenkel, werden ſie bedeutend vermehrt, zuweilen tritt aber auch ein Gefühl von Taubheit der Schenkel an ihre Stelle. Dieſe Art der Bauchhautentzündung von Hüftweh und Nierenentzündung in allen Fällen ſicher zu unterſcheiden, iſt beinahe unmöglich, in der Mehrzahl der Fälle aber wird das ärztliche Urtheil dadurch richtig geleitet, daß Fieber zugegen iſt, und die Schmerzen nicht, wie beim Hüftweh, genau dem Laufe des Schenkelnerven oder des iſchiadiſchen Nerven, folgen, und nicht, wie bei der Nierenentzündung, Harnausleerung und Stuhlgang mangeln. Die Entzündung jenes Theiles der Bauchhaut endlich, welcher dem Rückgrate zugewandt iſt, wird vornehmlich an den Schmerzen erkannt, welche die Gegend der Wirbelſäule einnehmen, und dem Kranken beim Beugen des Rückens und Aufrichten des Körpers am empfindlichſten werden, eine Erſcheinung, mit welcher zahlreiche conſenſuelle Zufälle des Darmkanales verbunden zu ſein pflegen.

Was überhaupt Entzündung hervorzurufen vermag, kann unter gewiſſen Umſtänden auch eine Entzündung der Bauchhaut herbeiführen, und ganz beſonders häufig entwickelt dieſe letztere Krankheit ſich in Folge der Entzündung eines von der Bauchhaut bedeckten Unterleibseingeweides. Nächſtdem ſind es aber theils mechaniſche, theils chemiſche innere oder äußere beſonders metaſtatiſche Einflüſſe, welche wir als Urſachen der Bauchhautentzündung in Wirkſamkeit treten ſehen, und da viele dieſer Einflüſſe ſich in den Verhältniſſen der Schwangerſchaft und des Wochenbettes mit einander verbinden, ſo erklärt ſich hieraus zur Gnüge die Häufigkeit dieſer Krankheit im Wochenbette, die in der That oft für ſich allein das ſogenannte Kindbettfieber (Febris puerperalis) ausmacht, wobei aber nicht überſehen werden darf, daß nicht blos die Bauchhautentzündung in allen Fällen dieſer Art durch die Geſchlechtsverhältniſſe des Weibes eigenthümlich modificirt iſt, ſondern daß ſich auch die entzündliche Affection der Kindbettfieberkranken keineswegs immer auf die Bauchhaut beſchränkt, vielmehr häufig auch die Unterleibseingeweide, namentlich die Därme, die Eierſtöcke, und ſelbſt der Fruchthälter von der Entzündung ergriffen werden. Die Bauchhautentzündung hat ſich endlich unter manchen Verhältniſſen als epidemiſche Krankheit dargeſtellt, und unter ſolchen Umſtänden bisweilen ſelbſt den Verdacht der Anſteckungsfähigkeit erweckt. Die ſchädlichen Einflüſſe, welche eine Entzündung jenes Theiles der Bauchhaut bewirken, welcher die Lendenmuskeln und Darmbeinmuskeln bekleidet, ſind in der Regel äußere mechaniſche: übermäßige Anſtrengung beim Heben oder Tragen ſchwerer Laſten, ein Schlag oder ein Stoß, welcher die Lendengegend trifft u. dgl., indeſſen kommt dieſe Art der Bauchhautentzündung, wie die Entzündung des Netzes, häufig auch im Kindbettfieber vor. Die letztgenannte Entzündung ereignet ſich überdies ebenſo oft bei eingeklemmten Brüchen und Verwundungen des Unterleibes, als die Entzündung des Gekröſes, die bei Erwachſenen im Ganzen ſelten vorkommt, bei Kindern Ausdruck ihrer ſkrofulöſen Anlage iſt.

Die Entzündung des vordern Theiles der Bauchhaut wird zuweilen glücklich zertheilt, öfter aber zieht ſie Verwachſung der Bauchhaut mit den Därmen und dem Netze, oder auch Waſſerſucht nach ſich, wie ſie in andern Fällen zur Eiterung führt. Geſchieht dies Letztere, ſo ragen die ſich bildenden Abſceſſe bisweilen ſo ſehr nach Außen hervor, daß eine oberflächliche Unterſuchung den Zuſtand des Kranken wol mit Bauchwaſſerſucht verwechſeln kann; bringen dagegen dergleichen Abſceſſe mehr nach Innen, ſo nehmen ſie nicht ſelten einen großen Theil der Unterleibshöhle ein, und üben daher auf die Eingeweide derſelben einen großen und ſehr nachtheiligen Druck aus. Öffnen ſich dieſe Abſceſſe nach Innen, ſo geht der Kranke durch die ſich bildende eitrige Bauchwaſſerſucht (Hydrops purulentus) zu Grunde, während ſeine Erhaltung möglich wird, wenn jene Abſceſſe ſich nach Außen öffnen, obwol auch in dieſem Falle wenigſtens die Bildung fiſtulöſer, ſchwer zur Heilung zu bringender Geſchwüre zwiſchen den Bauchmuskeln zu fürchten iſt. Dieſelbe Bil-

Digitized by Google

dung von Geſchwüren iſt bei der Entzündung des Gekröſes zu fürchten. Der Tod erfolgt aber nach ſolcher Vereiterung bald plötzlich durch Ergießung des Eiters in die Bauchhöhle, bald langſamer unter den Erſcheinungen der Unterleibsſchwindſucht, oft nach vorangegangener hartnäckiger Verſtopfung — und dies namentlich, wenn die Abſceſſe in große, die Därme zuſammendrückende Säcke eingeſchloſſen waren, oder das Gekröſe ſich verhärtet hatte — noch öfter beinahe nach vorangegangenen eitrigen Durchfällen, wo nämlich die Geſchwüre ſich in die Höhle der Därme geöffnet hatten. Dagegen geht die Entzündung des Gekröſes in den Brand vielleicht immer nur da über, wo dieſer zugleich den Darmkanal ergriffen hat. Die Vereiterung des Netzes pflegt wie die des Gekröſes zu verlaufen, iſt aber manchmal vollſtändig, ohne ſowie dieſe den Tod herbeizuführen. Oft bilden ſich aber auch in Folge der Entzündung des Netzes Waſſeranſammlungen entweder in der Höhle, welche das Netz hinter dem Magen bildet, oder in eigenen am Netze ſich bildenden Blaſen, noch öfter verdickt und verhärtet ſich das Netz oder verwächſt mit der Bauchhaut, dem Gekröſe, den Därmen ꝛc., was zu mannichfaltigen andern organiſchen Unterleibsſtörungen und zahlreichen daraus hervorgehenden Krankheitszufällen Veranlaſſung gibt; am häufigſten aber geht wol die Entzündung dieſes Theiles der Bauchhaut in den Brand über, ſie beſitzt wenigſtens zu dieſem Übergange ebenſo die meiſte Neigung, als die Entzündung jenes Theiles der Bauchhaut, welcher die Lendenmuskeln und Darmbeinmuskeln bekleidet, zum Übergange in eine ſehr langwierige Eiterung entſchieden hinneigt. Tritt dieſe letztere Vereiterung wirklich ein, ſo hat dies zwar bisweilen ſehr bald den Tod durch Brand zur Folge, in der Regel aber gehen lange Leiden dem Tode voran, und ſehr verſchieden geſtaltete Zufälle. Zuweilen nämlich bildet der Eiter eine nicht entzündete, ſchmerzloſe, ſchwappende, im Liegen ſich verkleinernde, im Stehen ſich vergrößernde Geſchwulſt am Rücken, an den Lenden, der Hüfte, dem After oder dem Mittelfleiſche, oder er ergießt ſich in den Hodenſack, oder in die Gelenkkapſel des Schenkels, in welchem Falle er, indem er dieſe Kapſel und die ihr benachbarten Theile zerſtört, Hüftweh, Lähmung des Fußes, oder wenigſtens Hinken bewirkt. Manchmal ergießt ſich der Eiter in die Bauchhöhle, oder dringt ſelbſt aus dieſer in die Bruſthöhle. Knochen, zu denen er auf ſeinem Wege gelangt, werden vom Beinfraße ergriffen, der, wenn er die Lendenwirbel zerſtört, meiſtens Krümmung des Rückgrates und Lähmung der untern Gliedmaßen zur Folge hat. Am häufigſten aber ſenkt ſich der Eiter längs der Sehnen des großen Lenden- und des innern Darmbeinmuskels unter dem Poupart'ſchen Bande nach der innern Seite des Schenkels unter die breite Schenkelbinde, zuweilen ſelbſt bis zum Knie herab, und bildet eine der zuerſt erwähnten in jeder Rückſicht ähnliche Geſchwulſt, welche dem Kranken ſowol das Aufrichten des Körpers, als die Bewegung des Schenkels nach Außen ungemein erſchwert, ein Fall, der bei aller Ähnlichkeit mit einem Schenkelbruche ſich doch von dieſem dadurch unterſcheidet, daß ihm Zufälle eines Leidens der Lendengegend vorangegangen ſind, die Geſchwulſt eine ſchwappende iſt, und in der wagerechten Stellung des Körpers kleiner erſcheint. Vereiterung des dem Rückgrate zugewandten Theiles der Bauchhaut hat meiſtens Beinfraß der Lendenwirbel und die ſchon erwähnten Wirkungen deſſelben zur Folge.

Die Vorherſagung bei der Bauchhautentzündung kann nach dem Geſagten nur höchſt ungünſtig ſein, und in der That nur wenige Fälle berechtigen den Arzt zu einiger Hoffnung eines glücklichen Erfolges ſeiner Heilbemühungen. Es ſind dies namentlich jene Fälle, in welchen die Entzündung Folge der Unterdrückung eines gewohnten Blutfluſſes oder eines Hautausſchlages ꝛc. war, alſo metaſtatiſchen Urſprunges, und die Möglichkeit gegeben iſt, die unterdrückte Thätigkeit wieder zurückzurufen, ſowie jene Fälle, in denen während des Verlaufes der Krankheit die ihr zu Grunde liegende Urſache nicht weiter fortwirkt, und die Conſtitution des Kranken keine irgend erhebliche und bedenkliche Complication begünſtigt.

Die Cur der Bauchhautentzündung folgt den für die Heilung der Entzündungen allgemein gültigen Vorſchriften und iſt nächſtdem, wie ſich von ſelbſt verſteht, den jedesmaligen Urſachen des Falles anzupaſſen. Es bedarf in dieſen Beziehungen hier keiner nähern Erörterung des Einzelnen zur Heilung erfoderlichen. Da der Charakter der Entzündung meiſtens der katarrhaliſch-ſeröſe iſt, ſo kann zwar der Grad der Entzündung, das urſächliche Verhältniß derſelben, ſtattfindende Complicationen und die individuelle Conſtitution des Kranken Aderläſſe nothwendig machen, und es iſt dies namentlich öfter bei Peritonitis traumatica, und jener Bauchhautentzündung, an welcher vornehmlich die Bauchmuskeln Antheil nehmen (Peritonitis muscularis), der Fall, im Allgemeinen aber ſind bei dieſer Krankheit ungleich häufiger örtliche Blutentziehungen, vornehmlich die reichliche und nach Umſtänden öfter zu wiederholende Anwendung von Blutegeln angezeigt. Abführende Mittel, zumal die ſtärker reizenden, würden den entzündlichen Zuſtand nur verſchlimmern, und müſſen daher, zumal im Anfange der Krankheit, vermieden werden, während im ſpätern Verlaufe die Manna, das Ricinusöl, Molken mit Weinſteinrahm u. dgl. bei der oft ſehr hartnäckigen Leibesverſtopfung der Kranken weſentliche Dienſte leiſten können. Noch weniger verdienen Brechmittel bei der Behandlung dieſer Entzündung empfohlen zu werden, da ſie, ſo lange die Entzündung in der Entwickelung begriffen, oder noch deutlich ausgebildet beſteht, nur ſchaden können, der Nutzen aber, den ſie während der Abnahme der Krankheit durch Entfernung mancher angeſammelten gaſtriſchen Stoffe in einzelnen Fällen leiſten, ſich offenbar nicht auf die in Rede ſtehende Krankheit, ſondern auf fremdartige ſie begleitende oder ihr nachfolgende Zufälle bezieht. Öfter als dieſe Heilmittel leiſten die Hautausdünſtung befördernden und die betäubenden Mittel, an der Spitze der letztern der Mohnſaft, bei der Cur dieſer Krankheit gute Dienſte; doch verſteht es ſich von ſelbſt, daß auch ihrem Gebrauche ein verhältnißmäßig durchgreifendes, entzündungswidriges Verfahren jedesmal vorangehen muß. Außerdem dürfen erweichende Bähungen des leidenden Theiles und äußere ableitende

Mittel in jedem Falle zur Unterſtützung der Cur benutzt werden. Was die Cur jener Entzündung betrifft, von welcher insbeſondere der die Lendenmuskeln und Darmbeinmuskeln bekleidende Theil der Bauchhaut ergriffen wird, ſo fällt dieſe großentheils dem Wundarzte anheim, und erfodert — außer einem durchaus ruhigen Verhalten, bei welchem der Kranke insbeſondere jede Bewegung der Schenkel vermeidet — tiefe Einſchnitte in die leidenden Theile, nach vorausgeſchickten allgemeinen Butausleerungen und unter nachfolgendem Gebrauche anderweitiger entzündungswidriger und ableitender Mittel. Bei eintretender Eiterung muß der ſich äußerlich bildende Abſceß baldmöglichſt mit einem Troikart geöffnet, der Zutritt der Luft zu der Wunde ſorgfältigſt vermieden und der Ausfluß des Eiters auf alle Weiſe begünſtigt werden, um ſo mehr, als die größte bei Anwendung dieſes Verfahrens beobachtete Sorgfalt dennoch nur ſelten von einem glücklichen Erfolge gekrönt wird. (*Lynch*, Diss. de peritonaeitide puerperarum. Edinb. 1799. *Laennec*, Histoire d'inflammations du péritoine. à Paris an XI.) (*C. L. Klose.*)

Peritricha, ſ. Infusoria und Säugethiere.

PERIUS. Nach Hygin (fab. 170) ein Sohn des Ägyptus, Gemahl der Hyale. (*Krahner.*)

PERIZOMA, ſ. Bruchband, Diaphragma und Herpes zoster, mit denen das Wort gleichbedeutend iſt. (*J. Rosenbaum.*)

PERIZONIUS, iſt der gräciſirte Name eines Geſchlechts, aus Schuttorp in der Graffchaft Bentheim, deſſen Abkömmlinge in der Gelehrtengeſchichte des 17. und 18. Jahrh. einen wohlverdienten glänzenden Ruf ſich erworben haben. Der eigentliche Name war Voorbroek. Der älteſte uns bekannte Inhaber dieſes Namens Gerhard, ein berühmter Juriſt, hatte einen Sohn Johann, welcher zuerſt durch einen Buchdrucker in Herford veranlaßt, den alten Namen mit jenem neuen vertauſchte und die Beibehaltung deſſelben wenigſtens bei den gelehrten Gliedern der Familie veranlaßte.

1) Anton Perizonius, ein anderer Sohn jenes Gerhard, widmete ſich der Theologie zu Herborn unter Piscator, zu Heidelberg unter Fr. Junius, Daniel und Paul Toſſan und David Pareus, und begab ſich dann nach Genf, um durch den Verkehr mit Beza ſeine Ausbildung zu vollenden. Nachdem er in ſein Vaterland zurückgekehrt war, machte ihn der Graf von Lippe zu ſeinem Hofprediger; ſpäter wurde er Prediger zu Cappellen, wo er im 77. Lebensjahre 1645 ſtarb. Seine Gattin (Schulting nennt ſie Wibbena Troppia, was wol Wibbina Trop, die er bei der Verwaltung des Conrectorals in Steinfurt kennen gelernt hatte, heißen muß) hatte ihm eilf Kinder geſchenkt, von denen das älteſte ein Sohn Namens Heinrich, war, welcher ſpäter zum Predigtamte in Detmold gelangte.

2) Christian Perizonius, ein Sohn von Nr. 1. war im J. 1609 auf einem lippe'ſchen Schloſſe in der Nähe von Lemgo geboren. Den erſten Unterricht erhielt er in Detmold; zu ſeiner weiteren Ausbildung ging er nach Bremen, wo Matthias Martini und Balthaſar Wille den ebenſo fleißigen als talentvollen Jüngling unterrichteten. Um ſich dem Studium der Medicin zu widmen, bezog er die Univerſität Gröningen, deren berühmte Lehrer Johann Freitag und Konrad Matthäus ihn beſonders anzogen. Nach einer glänzenden zweitägigen Disputation erlangte er am 1. Febr. 1639 die mediciniſche Doctorwürde und wurde darauf praktiſcher Arzt und Phyſicus zu Oldenzal, wo er ſich am 29. Nov. 1640 mit Margarethe Hetſinge verheirathete. Auf den Wunſch ſeiner neuen Verwandten zog er nach Gröningen und erhielt am 19. Jan. 1647 eine mediciniſche Profeſſur und darauf das Univerſitätsſecretariat, welches letztere er erſt, als auch hier ſeine mediciniſche Praxis ſich immer mehr ausdehnte, niederlegte. Er ſtarb ſchon am 29. Sept. 1650 im 41. Lebensjahre und hinterließ von fünf Töchtern und zwei Söhnen drei Töchter, zu denen noch ein nachgeborener Sohn kam. Er war ein unermüdlicher, gewiſſenhafter und dabei glücklicher Arzt; zu literariſchen Arbeiten fehlte ihm Geſundheit und Zeit. Vergl. Effigies et vitae professorum academiae Groningae et Omlandiae p. 220—223.

3) Anton Perizonius, der jüngſte Sohn von Nr. 1, war zuerſt Rector der Schule zu Dam, einer kleinen Stadt der Provinz Gröningen. Aber nur ſechs Jahre blieb er in dieſem Amte und folgte im J. 1655 einem Rufe nach Hamm, wo er der erſte Profeſſor der Theologie und der hebräiſchen Sprache ward, mit dieſer Stelle aber auch den Unterricht in der Philoſophie und ein Predigtamt verband. Im J. 1661 wurde er Profeſſor der Theologie und der orientaliſchen Sprachen zu Deventer, wo er im J. 1669 ſeine nützliche und ſehr geſchätzte Schrift: de ratione studii theologici tractatus ad ejus emendationem praecipue spectans: in quo de artium, philosophiae, literarum et linguarum in S. S. theologia usu ac necessitate, divinae scripturae studio, versionum naevis et defectu multiplici, novi testamenti stylo etc. copiose disputatur (598 in 12.) herausgab und in demſelben Jahre ein Specimen Apolog. Anti-Guallerianum accusationibus Jac. Gualleri Jesuitae oppositum, quo Calvinus, Beza etc. vindicantur et natura fidei illustratur (in 4.) ſchrieb. Er ſtarb im 46. Lebensjahre am 23. Oct. 1672[1]). Von acht Kindern, welche ihm ſeine Gattin Balduine Wildriks geboren hatte, überlebten ihn drei Söhne, Jacob, Chriſtian und Gerhard, und eine Tochter Aleide. Vergl. *Schulting* oratio funebris in obitum Jac. Perizonii.

4) Jacob Perizonius, der älteſte Sohn von Nr. 3, wurde am 26. Oct. 1651 zu Dam, wo ſein Vater damals Rector war, geboren. Nachdem er den Elementarunterricht erhalten hatte, wurde er in die Schule zu Deventer geſchickt, wo zuerſt Gottlieb Hogers, dann Gisbert Cuper ſeine Lehrer in den alten Sprachen und in der Geſchichte waren. Hierauf ging er 1671 nach Utrecht und benutzte daſelbſt vorzüglich den Unterricht von Johann Georg Grävius. Die Kriegsunruhen des folgenden

1) Nur Nachläſſigkeit iſt es, wenn in der Hist. critique de la Republique des lettres T. IX. p. 401 der 1. November als Todestag genannt wird, was Niceron ſorglos nachgeſchrieben hat.

Jahres nöthigten ihn jenen Muſenſitz zu verlaſſen und nach Deventer, wohin inzwiſchen ſein Vater berufen war, zurückzukehren. Zu den Unruhen des Krieges, die auch jene Stadt nicht verſchonten, kam häuslicher Kummer, durch den Tod des Vaters veranlaßt. Doch gab ihm dieſer Unglücksfall größere Freiheit in den Studien der eigenen Neigung zu folgen. Die Theologie, zu der ihn der Wille ſeines Vaters beſtimmt hatte, wurde aufgegeben und alle Zeit der altclaſſiſchen Literatur und der Geſchichte gewidmet. Um hierin noch mehr Fortſchritte zu machen, bezog er 1674 nach Wiederherſtellung der Ruhe die Univerſität Leyden und benutzte daſelbſt den Unterricht und freundlichen Umgang mit Theodor Ryckius, der ihn ſehr lieb gewann. Nach Beendigung der akademiſchen Studien kehrte er am Schluſſe des J. 1675 nach Deventer zurück, um dort für ſich weiter zu ſtudiren und eine für ihn paſſende Anſtellung abzuwarten. Doch wollte es ihm damit nicht gelingen, ſo ſehr auch Männer, wie Nic. Heinſius und Grävius, ſich für ihn verwendeten und die glänzendſten Erwartungen von ſeinen dereinſtigen Leiſtungen hegten [2]). Jugendliche Unbeſonnenheit, auch laute Klagen über verſchiedene Beeinträchtigungen mögen ihm dabei hinderlich geweſen ſein. Denn die Verſuche, in Franecker, Leyden und Gröningen eine Profeſſur zu erlangen, blieben ohne Erfolg, ſelbſt in Deventer mislang die Bewerbung um die Stelle ſeines Lehrers Cuper und er ſah ſich 1681 einem weniger Würdigen nachgeſetzt. Doch wurde er noch in demſelben Jahre Conrector zu Delft und ſchon im Januar des folgenden Jahres Profeſſor der Geſchichte und der Beredſamkeit zu Franecker, welches Amt er am 19. Januar in feierlicher Verſammlung mit einer Rede de M. Tullii Ciceronis eruditione et industria antrat [3]). Jetzt hatte er Gelegenheit, die reichen Schätze ſeines Wiſſens mitzutheilen, indem er bald einzelne lateiniſche Schriftſteller, wie Cicero, Terenz, Florus und Sueton, erklärte; bald Stylübungen veranſtaltete, bald allgemeine Geſchichte unter ſteigendem Beifall zahlreicher Zuhörer [4]) lehrte. Seine Leiſtungen blieben auch nicht ohne Anerkennung, denn ſchon 1684 bewilligten ihm die Curatoren der Univerſität eine Zulage von 100 Thalern. Im J. 1690 ſtarb Theodor Ryckius in Leyden; die von ihm bekleidete Profeſſur der Eloquenz und Geſchichte wurde Perizonius angetragen, allein die Curatoren der Univerſität Franecker vermehrten ſeinen Gehalt abermals um 100 Thaler und erhielten dadurch ihrer Hochſchule die vorzüglichſte Zierde. Indeſſen nur noch auf kurze Zeit. Im J. 1693 wurden ihm neue, glänzendere Anerbietungen gemacht, die er nicht zurückweiſen wollte. Am 7. Juli 1693 trat er ſein neues Amt mit der Rede de usu atque utilitate graecae romanaeque linguae, eloquentiae, historiae et antiquitatis in gravioribus disciplinis an. Der frühere Beifall, deſſen er ſich in ſeinen Vorleſungen erfreute, wuchs immer mehr, beſonders die geſchichtlichen Vorleſungen wurden zahlreich beſucht und daher ihm 1701, nach dem Tode Friedrich Spanheim's, auch der Auftrag ertheilt, die vaterländiſche Geſchichte zu lehren. Er trat dies neue Amt an im Februar 1702 mit der Rede de fide historiarum contra Pyrrhonismum historicum (51 S. in 4.). Die doppelte Thätigkeit als akademiſcher Lehrer und als Schriftſteller ſchwächte endlich ſeine Kräfte, auf deren Erhaltung er ohnehin nie große Sorgfalt verwendet hatte. Während der letzten zehn Lebensjahre ſchwanden ſie immer mehr, ein auszehrendes Fieber ergriff ihn, dem er am 6. April 1715 in einem Alter von 63 Jahren 5 Monaten und 11 Tagen unterlag. Mit ängſtlicher Sorgfalt hatte er die Beſtimmungen über ſeinen Leichnam getroffen; in ſeinem Teſtamente war ſein einziger Bruder Gerhard zum Erben eingeſetzt. Außerdem erhielt ein jeder von ſeinen Vettern 1000 Gulden. Unter den Legaten ſind zwei, durch welche er ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften am ſchönſten bethätigt hat; 20,000 Gulden vermachte er der Univerſität Leyden, von deren Zinſen 300 Gulden ſieben Jahre lang einem Studirenden ausgezahlt, das Übrige zum Ankauf größerer und theuerer Werke verwendet werden ſollte. Außerdem überließ er der Bibliothek ſeine Handſchriften, die mit den handſchriftlichen Anmerkungen verſehenen Bücher, und einige werthvolle alte Drucke. Alles dies wird in einem beſondern, mit des Schenkers Bildniß verzierten, Schranke aufbewahrt [5]). Seine übrigen Bücher, ſowie die Münzſammlung wurden öffentlich verſteigert und zu dieſem Behufe der Catalogus librorum et nummorum Jac. Perizonii (Lugd. Batav. 1715) gedruckt.

Den Umfang ſeiner Kenntniſſe, die ſich nicht blos auf die alten Sprachen und die Geſchichte beſchränkten, ſondern auch die hebräiſche Sprache in der Ausdehnung umfaßten, daß er einmal die Profeſſur derſelben in Leyden zu erlangen ſich bemühte, bewährte Perizonius gleich in ſeiner erſten Schrift auf das Glänzendſte. Im J. 1679 erſchien zu Deventer Dissertationum trias; von denen die erſte de constitutione divina super ducenda fratris uxore handelt und den bekannten Ausſpruch (Deuteronom. c. 25, 5. 6) „Wenn Brüder bei einander wohnen und einer ſtirbt ohne Kinder, ſo ſoll des Verſtorbenen Weib nicht einen fremden Mann draußen nehmen, ſondern ihr Schwager ſoll ſie beſchlafen und zum Weibe nehmen und ſie ehelichen. Und den erſten Sohn, den ſie gebieret, ſoll er beſtätigen nach dem Namen ſeines verſtorbenen Bruders, daß ſein Name nicht vertilgt werde aus Israel" einer gründlichen hiſtoriſchen Unterſuchung unterwirft. Hier hatte er Veranlaſſung, ſeine Bekanntſchaft mit den griechiſchen und römiſchen

2) Grävius ſchreibt in einem Briefe der Burmann'ſchen Sammlung (T. IV. p. 508): De Jac. Perizonio dies quoque noctesque cogito. Nam ejus ingenium et eruditio, cujus insignia vidi specimina, et in annotationibus Livii, quae recenti accedent editioni, et in multis epistolis ad me datis bonae frugis plenis, virum praeclarum promittunt: modo queat ex his tenebris et rebus angustis, quibus conflictatur, emergere. 3) Sie erſchien noch in demſelben Jahre im Druck und wurde in der Ausgabe der Orationes wiederholt. 4) Illud satis omnibus constat, ſagt Schutting, nullius unquam Professoris in illo studiorum genere auditoria sive privata sive publica tanto etc.

5) Ein Verzeichniß ſteht im Catalog. Biblioth. Leidensis p. 492. 494, auch vor den Orationes.

Digitized by Google

Verhältniſſen zu zeigen, über das Attiſche Erbrecht Einzelnes aus den Reden des Iſäus zuſammenzuſtellen und nach der Analogie dortiger Sitten jene Stelle dahin zu erklären, daß ſolchen Kindern ein eigener Name mit Hinzufügung von dem des Vaters verliehen worden ſei. Die zweite Abhandlung **de lege Voconia** hat für unſere Zeit nur geringen Werth; nehmen wir weg, was zur Erklärung einiger Stellen und zur Widerlegung früherer Irrthümer beigebracht iſt, ſo wird der Reſt das misbilligende Urtheil Savigny's wol verdienen. Die frühere Zeit hat auch dies gebilligt[6]) und Erneſti z. B. dieſe Anſicht zu der ſeinigen gemacht. Jetzt, wo Gajus neue Aufſchlüſſe gewährt und die berühmteſten Juriſten, wie Savigny, Zimmern, Hugo und Haſſe, jenes Geſetz zum Gegenſtande beſonderer Unterſuchungen gemacht haben, hat des Perizonius Arbeit für uns nur literargeſchichtlichen Werth. Weniger bedeutend iſt die dritte Abhandlung **de variis antiquorum nummis**, doch zeigen ſich ſchon hier die Früchte der gründlichen Forſchungen, welche er über die römiſchen Namen anzuſtellen frühzeitig begonnen hatte und von denen auch die ſpäteren hiſtoriſchen und antiquariſchen Schriften vielfache Belege geben.

Das nächſte größere Werk waren **Animadversiones historicae, in quibus quam plurima in priscis Romanarum rerum sed utriusque linguae auctoribus notantur, multa etiam illustrantur atque emendantur, varia denique antiquorum rituum eruuntur et uberius explicantur**, die zu Amſterdam 1685 erſchienen[7]). Hier war es nicht blos der Scharfſinn in der Verbeſſerung und Erklärung einzelner Stellen aus den Alten, ſondern die kritiſche Schärfe, mit welcher er an die Unterſuchung hiſtoriſcher Thatſachen ging, welche allgemeines Aufſehen erregte. Man hatte bisher das von den Schriftſtellern Überlieferte treuherzig angenommen, ohne eine gründliche Prüfung zu wagen; die Zweifel der wenigen Gelehrten, die vor ihm Gleiches unternommen hatten, waren verſchmäht oder vornehm beſeitigt. Sicheren Schrittes ging Perizonius vorwärts: erſt mußte er ſeinen Zeitgenoſſen den Wahn, daß die Alten nie geirrt hätten, benehmen und er that dies mit ſo ſchlagenden Zeugniſſen ihrer eigenen Worte und mit ſo augenfälligen Belegen, daß dieſer Irrthum für immer vernichtet worden iſt. Mit Beſonnenheit ging er nun weiter und zeigte an einzelnen römiſchen Familien, namentlich an denen der Serrani, Carbones, Clodii, Lepidi und Fabii, mit welcher Umſicht man bei geſchichtlichen Forſchungen der Art zu Werke gehen müſſe. Auch dämmerte es bei ihm ſchon über die Beſchaffenheit der Urgeſchichte Roms. Denn als er die **dissertationes duae de republica Romana** herausgab, behandelte er in der erſten den Urſprung der königlichen Würde bei den alten Völkern im Allgemeinen, die zweite aber **de historia Romuli et Romanae historiae origine** geht ſpecieller auf jene Frage ein, verdammt nicht jede Überlieferung über die älteſte Zeit, ſondern empfiehlt nur ſorgfältige Prüfung und Ausſcheidung ſpäterer Zuſätze und Ausſchmückungen. Dies zeigte er an der Geſchichte des Romulus, deſſen Exiſtenz und die von ihm ausgegangene Gründung Roms er zugibt. Daß bei allen dieſen Unterſuchungen einzelne Fehler ſich finden, iſt nicht zu leugnen. Aber nicht ſowol dieſe, als vielmehr die vorherrſchende Richtung der claſſiſchen Studien auf Grammatik und Kritik waren Veranlaſſung, daß der Eindruck des Werkes nicht größer war und der dadurch gegebene Anſtoß nicht weitere Nachfolge herbeiführte, ja daß ſelbſt die wenigen, die auf gleichem Gebiete ſich bewegten, wie Bayle und Beaufort, die Arbeit ihres Vorgängers gar nicht beachteten noch benutzten. Erſt der neueſten Zeit blieb es vorbehalten den eingeſchlagenen Weg zu verfolgen und die Verdienſte des Perizonius in ein helleres Licht zu ſetzen. „In dem 17. Jahrh., ſagt Niebuhr[8]), gingen allgemein der Geiſt und die Wiſſenſchaft aus der Unmündigkeit hervor; es lehrten große Männer das Antlitz der Dinge anſchauen und mit freier Bruſt erforſchen: in den Büchern, bisher der Gelehrten ganzer Welt, nur Bilder eines nicht unmittelbar zugänglichen Theils des Lebendigen erblicken: eigenen Sinn, eigene Vernunft, eigenes Urtheil in Allem gebrauchen: auch auf die römiſche Geſchichte dehnte ſich die junge Freiheit aus. Ohne Zweifel verdanken wir dem allgemeinen regen Leben ſeiner letzten Decennien die erſte Schrift, welche, wie Einzelnes die Fülle, im Allgemeinen prüft, was dieſe Geſchichte ſei und ſein könne. Dies ſind Perizonius' meiſterhafte Forſchungen; ein Werk, welches wie andere genialiſche, unübertroffen claſſiſch in der Art iſt, worin es das erſte war." Mit dieſen Studien des römiſchen Alterthums hängen auch mehre kleinere Schriften zuſammen, die zugleich Beiträge zur Erklärung des neuen Teſtaments liefern. Dahin gehört: 1) **Dissert. de Augustea orbis terrarum descriptione et loco Lucae eam memorantis** (Franequer. 1682. 4. und 1690), in welcher die viel beſprochene ἀπογραφή nicht als ein eigentlicher Cenſus, ſondern als ein bloßes Verzeichniß ſämmtlicher Bewohner des römiſchen Reichs dargeſtellt wird. Die Anſicht war nicht neu, ſondern nur mit beſſeren Gründen erwieſen. Bekanntlich iſt der Streit über dieſe Frage noch immer nicht geſchlichtet und ſelbſt Huſchke's genaue Unterſuchungen finden wohlbegründeten Widerſpruch. 2) **Dissert. philologica de origine, significatione et usu vocum Praetoris et Praetorii veroque sensu loci ad Philippenses I, 13.** (Franeq. 1687 4.) und 3) **Dissert. philolog. de Praetorio Caesarum ejusque Praefecto** (Franeq. 1688. 4.). In der erſteren Abhandlung ſuchte er zu erweiſen, daß unter dem Prätorium, dem, wie Paulus verſichert, ſeine Unſchuld bekannt ſei, nicht der Ort des Gerichts, ſondern die prätoriſchen Cohorten zu verſtehen ſeien. Ulrich Huber wi-

6) Schulting ſagt: In omnibus magna sese prodit et enitet eruditio, acutum ingenium, limatum judicium, linguarumque et antiquitatum, non Latinarum tantum sed et Graecarum immo et Hebraicarum minime vulgaris notitia. Quin et juris veteris Romani nonnulla capita in secunda egregie exponuntur. 7) Schon 1739 verſprach Erneſti einen Abdruck des Buches, den die mislichen Verhältniſſe des dafür gewonnenen Verlegers vereitelten. Harles beſorgte einen ſolchen 1771 zu Altenburg.

8) Vorrede zur röm. Geſch. I. S. VIII.

Digitized by Google

verlegte dieſe Anſicht in dem Schriftchen de officio praefecti praetorio und veranlaßte dadurch Perizonius zur Abfaſſung der zweiten Abhandlung, in der er ſeine Anſicht mit neuen Gründen zu ſichern ſuchte. Je klarer die Wahrheit ſich herausſtellte, um ſo heftiger wurde der Gegner, gegen den Perizonius 4) die Abstersio censurae Huberianae in nuperas responsiones *Jacobi Perizonii* ad librum singularem *Ulrici Huberi* de praetorio (Franeq. 1690) herausgab, und dadurch einen glänzenden Sieg errang [9]). 5) Diss. de censoribus populi Romani (Lugd. Bat. 1697. 4.). 6) Dissert. de aere gravi (Lugd. Bat. 1713. 12.). Da Ludolf Küſter denſelben Gegenſtand behandelt hatte, replicirte er in einer beſonderen epistola, die Perizonius' Meinung beſtreitet. Zu gleicher Zeit antwortete Perizonius auf *Andr. Morellii* de nummis consularibus epistola. Ein größeres Werk ſind *J. P.* Origines Babylonicae et Aegyptiacae Tomis II., quorum prior Babylonicae et turris in terra Sinear exstructae ac dispersionis hominum ex ea rationem ac historiam continet, alter: Aegyptiarum originum et temporum antiquissimorum investigatur, in qua Marshami chronologia funditus evertitur, tum illae Usserii, Cappelli, Peyronii aliorumque examinantur et confutantur (Lugd. Bat. 1711) und in einer zweiten vermehrten, durch K. Andr. Duker beſorgten Ausgabe (Trajecti ad Rhen. 1736). Die hier behandelten Gegenſtände hatten ihn ſchon früher vielfach beſchäftigt und einzelne akademiſche Schriften, z. B. die dissert. de Busiride (Lugd. Bat. 1700. 4.) veranlaßt. Dies faßte er nicht nur zuſammen, verbeſſerte und vermehrte es anſehnlich, ſondern fügte auch die Forſchungen über die Ägyptiſche Chronologie neu hinzu. Hier ging er von Necho zunächſt auf die älteſten Zeiten zurück, zeigte, wie wenigen Angaben voller Glaube geſchenkt werden dürfe, und wendete ſich zuletzt auf Necho und Hophra und den Krieg deſſelben mit Nebukadnezar. Die babyloniſchen Unterſuchungen zerfallen gewiſſermaßen in zwei Theile, deren erſter die älteſte Geſchichte und Chronologie behandelt, während der zweite ſich mit der Erklärung von Geneſis C. 9, 1—9 beſchäftigt. Mit den hiſtoriſchen Forſchungen, zu denen ihn ſeine amtliche Stellung nöthigte, ſind zu verbinden 1) zwei Streitſchriften gegen Ulrich Huber: specimen errorum supra centum et viginti ex uno et primo tomo historiae civilis *Ulrici Huberi* in usum academicae juventutis collectum (Franeq. 1693). Errores XIII. ex historia civili *Huberi* in demſelben Jahre; 2) die am 6. Febr. 1702 gehaltene und gleichfalls beſonders gedruckte Rede de fide historiarum contra Pyrrhonismum historicum; 3) die Diſſertation de rebus atque incrementis Prussorum (Lugd. Bat. 1708; 4) das größere Werk: Rerum per Europam maxime gestarum ab ineunte saeculo sextodecimo usque ad Caroli V. mortem etc. commentarii historici (Lugd. Bat. 1710) und in einer zweiten Ausgabe 1716, vielleicht das unbedeutendſte unter ſeinen umfangreichen Werken, wenn auch die tüchtige Geſinnung [Wachler [10]) bezeichnet ihn als hiſtoriſchen Herold der Nationalfreiheit] und die Einfachheit der Darſtellung und die Klarheit der Anordnung rühmend zu erwähnen ſind.

Der Mittelpunkt ſeiner Wirkſamkeit auf dem Gebiete der Grammatik iſt in der Bearbeitung von Sanctii Minerva zu ſuchen; er ſelbſt behauptet in derſelben ſeine geſammten grammatiſchen Anſichten niedergelegt zu haben. Die Auffoderung eines Buchhändlers, einen von ihm beabſichtigten Abdruck jenes Werkes mit Anmerkungen zu bereichern, veranlaßte die erſte zu Franecker 1687 erſchienene Ausgabe; die zweite erſchien 1693 ohne ſein Wiſſen, die dritte nach längerer Verzögerung 1702 zu Amſterdam, die vierte 1714. In allen ſpäteren Abdrücken, deren Anzahl nicht gering iſt, ſind die Anmerkungen von Perizonius aufgenommen und vielfach mit ungemeſſenen Lobſprüchen erhoben. Dies verdienen auch die ſcharfſinnigen Beobachtungen über einzelne Redeweiſen, die wohlgewählten Beiſpiele, die treffenden Erklärungen einzelner Erſcheinungen [11]). Im Ganzen aber hat er die Wiſſenſchaft der Grammatik nicht grade gefördert, eher gehemmt und weſentlich dazu beigetragen, daß man in der Beobachtung des Einzelnen ſich genügen zu können vermeinte. Die Sprache erſcheint ihm als ein Kunſtwerk der Menſchen, der Zufall hat dabei eine große Bedeutung, den lebendigen Zuſammenhang zwiſchen Sprechen und Denken verkennt er ganz, eine allen Sprachen gemeinſame Theorie der Caſus verwirft er als Thorheit, Definitionen der verſchiedenen Redetheile ſcheinen ihm überflüſſig [12]), was er ſelbſt darin verſucht hat, muß als verunglückt betrachtet werden. Mit den Ellipſen treibt er ein ausgelaſſenes Spiel. Dies iſt der Grund, warum Michelſen in der lobenswerthen Schrift: „Hiſtoriſche Überſicht des Studiums der lateiniſchen Grammatik" S. 50 folgendes harte Urtheil fällt: „Mir erſcheint Perizonius als derjenige, durch welchen das von Sanctius angeregte höhere grammatiſche Studium alles Leben verlor, ſodaß das todte Fortſchleppen der grammatiſchen Lehren durch das 18. Jahrh. hindurch beſonders durch ihn eingeleitet wurde, — in ihm ſehe ich die Mahnung, wie Sanctius nicht verſtanden werden muß." Der letzten Ausgabe des Sanctius fügte er eine Abhandlung über das Wort cernere bei, in welcher er ſeine mit großer Leidenſchaftlichkeit und meiſt ſchwachen Gründen durch Küſter angegriffene Anſicht über daſſelbe rechtfertigt und die Wahrheit ſeiner Behauptung darthut.

Wenden wir uns zu den von Perizonius bearbeite-

9) Huberus, ſagt Carpzov., in tota hac altercatione infans, quin nihil est ad Perizonium in hoc genere divinum. Sed quod illi doctrina denegavit, id impudentia inanisque fastus fiducia facile supplevit pro modo hujus saeculi, ubi quo quis est impudentior, eo fere doctior habetur.

10) Geſchichte der hiſtoriſchen Forſchung und Kunſt. II. S. 232. 11) F. A. Wolf erklärte dies für das Beſte, was Perizon geſchrieben. 12) Ceterum de definitionibus hujusmodi subtiliter disputant non Sanctius modo, sed et alii Grammatici, et ita ut nunquam de iis in concordiam eant. Anxia mihi haec videtur et obscura diligentia, certe nullius fere usus, quum de re ipsa satis constet.

Digitized by Google

ten alten Schriftſtellern, ſo iſt ſeine Vorliebe für die lateiniſche Literatur und die beſondere Thätigkeit für dieſelbe im Gegenſatz zu der Griechiſchen nicht zu verſchweigen. Noch hatte der Aufſchwung der Wirkſamkeit für die letztere, der von Bentley ausging und von der Schule des Hemſterhuys auch nach Teutſchland ſich fortpflanzte, nicht begonnen. Doch verdient eine Ausgabe, die er beſorgte, rühmende Auszeichnung. Auch hier war es eine äußere Veranlaſſung, die ihn zur Bearbeitung von *Aeliani* Variae Historiae führte, die Auffoderung eines Buchhändlers. Im J. 1701 erſchien das Werk cum versione *J. Vulteji*, sed innumeris in locis ad graecum auctoris contextum emendata et perpetuo commentario *J. P.* accedunt indices et plures et superioribus longe locupletiores (Lugd. Batav.), 2 Bde. Schon die Vorrede zeichnet ſich durch ſcharfſinnige Unterſuchungen über das Leben und die Werke des Schriftſtellers aus und auch die allgemeinen Bemerkungen über die Methode bei ſolchen Ausgaben verdienen Beachtung. Media et in his tenenda est via, ſagt er, neque aspernandae sunt criticae locorum, quae per librarios male sunt habita, emendationes, neque negligendae rerum aut locutionum in scriptoribus antiquis obscurarum explanationes. Und dieſen Weg hat er ſelbſt eingeſchlagen. Treffliche Handſchriften waren ihm zur Hand, die erſte Ausgabe verglich er ſorgfältig und dadurch gelang es ihm, viele Verderbniſſe des Textes glücklich zu beſeitigen. Die eigenen Conjecturen, unter denen einige ſehr glückliche ſind, hat er nicht in den Text zu ſetzen gewagt. Der glänzendſte Theil der Arbeit ſind die ſachlichen Erklärungen, in denen er ſchwierigere Sachen in längern, faſt zu förmlichen Abhandlungen erwachſenen Anmerkungen behandelt, anderes in förmliche Excurſe, wie beim ſiebenten Buche de Ilia et Rhea Sylvia, verwieſen hat. Dies Werk verwickelte ihn in einen heftigen und ärgerlichen Streit mit Jacob Gronov, der das frühere freundſchaftliche Verhältniß zu Perizonius vergeſſen und ihn offen und heimlich vielfach angegriffen hatte. Der Älian gab dazu neue Veranlaſſung. Die Erklärung des Wortes ἀπάγχεσθαι (zu Var. Hist. V. c. 8) und die damit zuſammenhängende Deutung zweier Stellen des Matthäus und Lucas, die Gronov gleichfalls behandelt hatte, veranlaßte dieſen, eine hochmüthige und ſchmähſüchtige Gegenſchrift herauszugeben, auf welche Perizonius in der dissert. de morte Judae et verbo ἀπάγχεσθαι, in qua explicantur et conciliantur loca Math. XXVII. 5 et Lucae Actor. I. 18 et vindicantur, quae ad *Aeliani* V. H. V, 8. erant notata (Lugd. Batav. 1702. 12.)[13]), ferner in der Responsio ad nuperam notitiam de variis Aeliani aliorumque auctorum locis und der Responsio secunda (Lugd. Batav. 1703) antwortete. Die Heftigkeit des Streites machte ein Einſchreiten des Curatoriums nothwendig.

Geſchichtliche Unterſuchungen führten ihn hauptſächlich zu den lateiniſchen Hiſtorikern. Schon 1684 erſchien zu Franecker eine dissertatio historica de duobus maxime insignibus Flori locis. 4; was er ſonſt zu dieſem Schriftſteller geſammelt hatte, benutzte C. A. Duker in ſeiner größeren, 1722 erſchienenen, Ausgabe. Als 1702 Ludwig Smids eine Ausgabe des ſogenannten Dictys von Kreta beſorgte, fügte er Perizonius' dissertatio de Dictye Cretensi et ejus interprete Septimio hinzu, die auch der neueſte Herausgeber Dederich hat wieder abdrucken laſſen. Hier zeigte er zuerſt mit überzeugendem Scharfſinn, daß an einen Zeitgenoſſen des trojaniſchen Kriegs gar nicht zu denken ſei und daß das lateiniſche Werk eine Überſetzung und theilweiſe Abkürzung eines griechiſchen Originals ſei. Über das Zeitalter des Septimius iſt er nicht über zweifelhafte Vermuthungen hinausgekommen. Der Übermuth, mit welchem Clericus in ſeiner Ars critica über Curtius und die Beſtrebungen der Philologen abgeſprochen hatte, veranlaßte 1703 die Schriſt: Curtius restitutus in integrum et vindicatus per modum speciminis a variis accusationibus et immodica atque acerba nimis crisi *Joh. Clerici* (Lugd. Batav.). Er empfahl darin weiſe Mäßigung, die ebenſo entfernt von ungemeſſener Bewunderung als hochmüthiger Verachtung die eigenthümlichen Vorzüge jedes Schriftſtellers ruhig abwägt. Doch Clericus empfand den Tadel ſchmerzlich und antwortete mit gereizter Bitterkeit in der Biblioth. choisi III. p. 171—250. Mit Valerius Maximus hatte er ſich frühzeitig beſchäftigt, denn ſchon als er die animadvers. Hist. herausgab, verſicherte er, ſeine Arbeit über ihn ſei beinahe vollendet. De me illud ausim dicere, ſchreibt er an Heinſius, neminem ante tanta cura Valerium cum vetustis tum scriptis tum impressis exemplaribus contulisse neque ita singula adtendendo manus ei admovisse. Verum tanto diutius in isto paene dixerim Augiae stabulo versandum erit, neque tamen vel sic perpurgatum dabo omni ex parte, subsidio satis antiquarum membranarum destitutus. Inzwiſchen hatte er eine Handſchrift und eine alte Ausgabe verglichen, zahlreiche Conjecturen gemacht und Anmerkungen niedergeſchrieben. Aber zu einem Abſchluſſe iſt dieſe Arbeit nie gediehen; Torrenius hat 1726 alles, was ſich von Perizonius vorfand, in ſeine Ausgabe aufgenommen und dabei Gutes mit Schlechtem untermiſcht gegeben. Was er zu Pomponius Mela niedergeſchrieben hatte, erſtreckte ſich nur auf ſechszehn Capitel des erſten Buchs und wurde nach ſeinem Tode von Duker in den Miscellan. Observat. crit. Vol. VII. p. 417—460. Vol. VIII. p. 97—140, 201—239 bekannt gemacht und daraus in die Ausgabe von Abraham Gronov 1748 aufgenommen. Annotationes in Suetonium gab Chriſtian Philipp Köllner zu Breslau 1725 heraus, doch wäre dies beſſer unterblieben, da dieſelben kaum für Anfänger berechnet zu ſein ſcheinen.

Von den Reden, die Perizonius im Namen der Univerſität bei öffentlichen Feierlichkeiten zu halten hatte, ſind mehre ſchon erwähnt. Außerdem gehören hierher: Panegyricus Wilhelmo Aurasiae principi dictus im J. 1694; Laudatio funebris Mariae II. Angliae reginae ex auctoritate Lugdunensis academiae dicta im

13) Eine zweite Ausgabe erſchien 1766 zu Utrecht.

Digitized by Google

J. 1695 (57 S. 4.); Orationes duae de pace, gehalten 1697 und im folgenden Jahre gedruckt (62 S. 4); Aether Britannis et Batavis militans seu proprium Dei numen manifesta prorsus ratione illis praesens in rebus gestis et victoriis a. 1708 in Belgica partis, gehalten am 4. Febr. 1709 (73 S. 4.); De doctrinae studiis nuper post depulsam barbariem diligentissime denuo cultis et desideratis, nunc vero rursus neglectis fere et contemtis im J. 1708. Sie alle, zwölf an der Zahl, erſchienen in einer von Wilhelm Weſthof beſorgten Sammlung zu Leyden im J. 1740.

Auch als Dichter [14]) hat er ſich verſucht; einzelne Proben ſtehen in Sanle'ns Deliciae poet. p. 168, ein hymnus Benedicti Aminis (d. h. Perizonius) ebendaſelbſt S. 206. Broukhuys ließ dieſe Verſuche nicht ungetadelt; auch die Feindſchaft mit Francius ſcheint daher zu rühren, daß dieſer ein von Perizonius gelobtes griechiſches Gedicht ſcharf getadelt hatte. Der Streit iſt rein perſönlich gewoeden und in mehren Schriften geführt, die ſich durch große Heftigkeit nicht grade empfehlen ſollen [15]). Fünf Schriften ſind von Perizonius unter dem Namen Valerius Accinctus geſchrieben, von denen ich blos die Titel kenne: carmen in scurram barbarum, qui se Petr. Francium dicit, epistola ad P. Francium Barbarum de novissimo ejus carmine in scurram literarium, ad Francii epistolam primam responsio und demonstratio Francianae barbariei et inscitiae per omnes philologiae partes et responsio ad ejus epistolam secundam; responsio ad Francii epistolam tertiam. Sie fallen alle in's J. 1696.

Den Profeſſor Schulting, ſeinen Collegen, hatte Perizonius ſelbſt erwählt, ihm die Leichenrede [16]) zu halten und ihm dafür *Lambeccii* commentar. de bibliotheca Vindobonensi vermacht. Sie erſchien 1715. 4. unter dem Titel: *Antonii Schultingii* Oratio funebris in obitum Jacobi Perizonii und wurde in deſſen commentationes academicae (Halae 1770) S. 157—184 wieder abgedruckt. Enthält ſie auch keine genügende Schilderung der umfaſſenden Verdienſte des Mannes, ſo gibt ſie doch ein ſchönes Bild von ſeinem Leben und ſeinem Charakter, von ſeiner Lehrthätigkeit und den wichtigſten ſeiner Schriften. Aus dieſer Quelle haben die meiſten andern geſchöpft; der Aufſatz von Maſſon in der Histoire critique de la Republique des Lettres T. IX. p. 395—424. T. X. 453—457 iſt nicht ohne eigenthümliche Zuthaten. Nicht frei von Irrthümern, beſonders in dem bibliographiſchen Theile, iſt die Lebensbeſchreibung in *E. L. Vrimoet* Athenae Frisincae (Leuwarden 1758) p. 625—40 und noch fehlerhafter Niceron's Nachrichten 1. Th. S. 302—310. Das Elogium Jac. Perizonii in den Acta Eruditor. a. 1716 p. 95 iſt oberflächlich. Werthvoll iſt Guſtav Kramer's Elogium Jac. Perizonii, eigentlich wol eine an der bonner Univerſität von Niebuhr geſtellte Preisfrage, dann zur Erlangung der philoſophiſchen Doctorwürde 1828 in Berlin gedruckt (96 S.).

5) Gerhard Perizonius, ein Bruder von Jacob, war reformirter Prediger in dem Dorfe Groot-Ammers, bei Schoonhoven, von wo er 1715 nach Brille berufen wurde. Dort lebte er bis 1742. Von ihm erſchien: „De volſtreckte Borgtogt van de Soone Gods" zu Amſterdam 1710 und wurde zu Utrecht 1712 und 1713 wiederholt.

Zum Schluſſe füge ich eine Geſchlechtstafel bei:

Gerhard

Anton 1568—1645. — Johannes.

Heinrich. [illegible] Chriſtian [illegible]—1650. [illegible] fünf Töchter und zwei Söhne. — [illegible]n, der Jüngſte von eilf Kindern. 1616-1672.

Jacob 1651—1715. — Gerhard † 1742. — Chriſtian. — Aleide.

(*Fr. A. Eckstein.*)

PERJÁMOS, latein. Pereamus, ein dem agramer Bisthume gehöriges ſehr großes Dorf im nagy-ſzent-mikloſer Bezirke (Gerichtsſtuhle, Processus) der torontaler Geſpanſchaft des Banales, im Kreiſe jenſeit der Theiß Oberungarns, in der großen oder untern Landesebene, am linken Ufer des Marosfluſſes gelegen, mit 401 Häuſern, 2945 meiſt teutſchen Einwohnern, die bis auf 198 Griechen, zwei Reformirte und acht Juden, ſämmtlich Katholiken ſind, einer eigenen katholiſchen Pfarre des Bisthums Cſanad, einer katholiſchen Kirche und Schule, mehren Gaſt- und Wirthshäuſern und einem ſehr fruchtbaren Boden. (*G. F. Schreiner.*)

PERJEN auch **PERJENN**, deſſen Name in ältern Urkunden Perjon lautete und von dem römiſchen Pons-oeni entſtanden iſt, eine zum Landgerichte Landeck und zur Gemeinde Perſuchs gehörige niedliche Ortſchaft, zwiſchen Obſtbäumen. unter dem Schloſſe Schroſenſtein, am ſteil aufragenden Gebirge des linken Innufers gelegen, nach Landeck (Bisthum Brixen) eingepfarrt, mit einer der heiligen Nothburga geweihten katholiſchen Filialkirche, 20 Häuſern und 155 Einwohnern. Hier war zur Zeit der Römer der Hauptſtandpunkt der römiſchen Macht in dieſer Gegend, eine Brücke über den Inn und eine bedeutende Station, ganz nahe am Zuſammenfluſſe des Inns und der Sanna. (*G. F. Schreiner.*)

PERJESS auch **PERJÉSSE**, ſlaw. Drassice, ein zur Herrſchaft Balog gehöriges Dorf im ratkover Gerichtsſtuhle der gömörer Geſpanſchaft, im Kreiſe dieſſeit der Theiß Oberungarns, zwiſchen Bergen gelegen, nach Padár (Bisthum Roſenau) eingepfarrt, mit 71 Häuſern und 567 magyariſchen Einwohnern, welche bis auf ſechs Katholiken ſämmtlich der evangeliſchen Kirche helvetiſcher Confeſſion angehören. (*G. F. Schreiner.*)

Perjuratio, Perjurium, ſ. Meineid.

14) *Peerlkamp*, De poetis latinis Nederlandiarum. p. 465. 15) Vergl. Histoire critique de la republ. des lettres. T. X. p. 451 sq. 16) Bei dieſer Gelegenheit erſchien auch eine Elegie des Paſtor Clermont in Amſterdam, welche den Verluſt der Univerſität mit den lebhafteſten Farben ſchildert.

Digitized by Google

PERKAN, Berkan, Barkan), ein aus Kammwollgarn leinwandartig gewebter Zeug, deſſen Hauptanwendung in dem Gebrauch zu Möbelüberzügen beſteht. Das Garn dazu iſt ſtark gedreht; die Kette beſteht aus zweifach gezwirnten, der Einſchuß aus zwei-, drei-, vier-, fünf- oder ſechsfach gezwirnten Fäden. Beim Weben wird der Einſchuß ſehr feſt angeſchlagen, ſodaß der Stoff eine große Dichtigkeit erlangt. Sehr oft wird der Perkan durch Kalandern mit einer gewäſſerten Zeichnung verſehen, in welchem Falle er den Namen Moir (Moor) führt; zuweilen preßt man auch Deſſins darauf. (*Karmarsch.*)

PERKANIA (*Περκανία*). Konon (*ἐν τῷ τρίτῳ περὶ τῆς Νησιάδος*) behauptete, daß das Ägäiſche Meer von der Perkania, einer Tochter der Äx (ſ. *Anton. Lib.* 36 *ἀπὸ Περκανίας Αἰγὸς* oder *ἀπὸ τῆς Καρυστίας. τῆς Αἰγαίης*) den Namen habe. (Schol. *Apoll. Rhod.* I, 1165.) (*Krahner.*)

PERKÁSZ auch **BERKÁSZ**, walachiſch Prikasz, ungariſch Berekszász, ein walachiſches, zum Theil von Salzſchiffleuten bewohntes Dorf im ſzáſzvároſer (brooſer) Stuhle im Sachſenlande von Siebenbürgen, im Thale der Maros, unfern von deren linkem Ufer gelegen, mit einer eigenen griechiſch-unirten und einer griechiſchen nicht unirten Pfarre und Kirche. Die gebirgige Umgebung bietet einen reichlichen Stoff zu geognoſtiſchen und mineralogiſchen Beobachtungen dar. (*G. F. Schreiner.*)

PERKÁTA. 1) Nagy-P., Groß-P., eine Herrſchaft und Ortſchaft (Dorf) im cſákvárer Bezirke (Gerichtsſtuhle, Processus) der ſtuhlweißenburger Geſpanſchaft im Kreiſe jenſeit der Donau Niederungarns, in der untern oder großen Landesebene, in ſumpfiger Gegend gelegen, mit 257 Häuſern, 2464 illyriſchen Einwohnern, welche mit Ausnahme von ſechs Griechen und zwölf Juden ſämmtlich Katholiken ſind, einer eigenen katholiſchen Pfaere, Kirche und Schule. Die Herrſchaft gehörte früher den Jeſuiten. 2) Kis-P., Klein-P., ein in einem Thale an einem kleinen Bache gelegenes Praedium deſſelben Bezirkes, Comitates und Landes, nach Nagy-P. eingepfarrt, mit 13 Häuſern und 89 Einwohnern. (*G. F. Schreiner.*)

PERKEL, PEIKO, der Höllengott, ward von den Lappländern verehrt [1]). Bei den mit dem großen Finnenſtamme verwandten Ungarn heißt Pokol die Hölle. Das altſlawiſche Peklo hatte die Bedeutung von Pech und Hölle, wie auch noch jetzt im Böhmiſchen Peklo die Hölle bedeutet, polniſch Pieklo, ſerbiſch Pakao, ſloveniſch Pekel, lithauiſch Péklà, altpreußiſch Pickullü und der Teufel ſelbſt heißt lithauiſch Pyculus, altpreußiſch Pickulls [2]). Mit Recht wird Pèrkell oder Peiko von Georgi für den finniſchen Teufel gehalten. Bei den Lappen in Finnmarken wurden Perkel-Gadze (Teufelsgeſellſchaft) des Noaaid's (des Zauberers) Lehrmeiſter und Mithelfer darin, mittels Zauberkunſt Menſchen und Vieh zu tödten und andern Schaden zu thun [3]), genannt.

(*Ferdinand Wachter.*)

1) Mone, Geſchichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 1. Bd. S. 57. 2) Vergl. Grimm, Teutſche Mythologie. S. 465. 3) *Knud Leems* Beskrivelse over Finmarkens Lapper. p. 423.

PERKHEIM, PERKHAM, auch Bergheim und in alten Urkunden Perkheimb und Perekkeinium, ein in hiſtoriſcher Hinſicht nicht unwichtiges Dorf im Diſtricts-Commiſſariate Eſchelberg, im Mühlkreiſe des Erzherzogthums Öſterreich ob der Enns, am Fuße ſanft anſchwellender Berge, in einer eben ſo fruchtbaren als angenehmen Ebene gelegen, nur eine halbe Stunde vom linken Donauufer entfernt, mit 61 Häuſern, 290 Einwohnern, welche nach Pöndorf eingepfarrt ſind, einem alten Schloſſe, um das ſich ſchöne Obſt- und Gemüſegärten herumziehen, einem Brauhauſe und einem ſtark beſuchten Märzenkeller. Der Ort erinnert an ein angeſehenes altadeliges Geſchlecht, die Perkheimer. Mehre Denkſteine von Gliedern dieſer Familie trifft man in der Pfarrkirche zu Offenhauſen im Hausruckkreiſe an. Ein Stammhaus der Herren von Perkheim war Oberperkham im Hausruckkreiſe, von denen Richer 1285 zuerſt erſcheint. Das Geſchlecht der Perkheimer ſoll übrigens aus den Stiften Salzburg und Freiſing ſtammen. Im J. 1304 kommen fünf Brüder oder Vettern der Herren zu Perkheim und Kammerſchlagg vor. Im J. 1328 erſcheint Haug von Perkheim als der von den Herzogen von Öſterreich über das auf einer Donauinſel gelegene Schloß Spielberg eingeſetzte Burggraf. Im J. 1336 zogen die Pürkheimer aus den genannten Stiftern ganz nach Oberöſterreich, bauten das Schloß Bergheim oder Perkham im Mühlkreiſe und wurden hierauf große Wohlthäter der Stifte Wilherung und Polgarn. Im J. 1339 gaben die Herren von Schaumburg dem Rüdiger Ennenkel, „daz Geſäſz datz Perkhaimb" zu Lehen; dieſes war das obenerwähnte Oberperkham. Im J. 1430 ſtiftete Elſpet, Ulrich's des Perkhaimers ſel. Tochter, einen Jahrtag bei der Pfarre St. Johann am Windberge im Mühlkreiſe. Um dieſe Zeit beſaßen die Herren von „Pergern, Puchheim und Perkheim" das Schloß Luten, welches ſpäter Loſenſteinluten benannt wurde. Im J. 1446 baute Georg von Perkheim an der Kirche zu Schöndorf eine beſondere Kapelle für ſich und ſeine Familie; 1508 gehörte Hofeck dem Ulrich Perkheimer; 1524 beſaßen die Perkheimer auch die Schlöſſer Perl und Gneiſenau; 1520 ſtarb Kaspar von Perkheim, der einer der vorzüglichſten Männer dieſer Familie war; 1548 hatte Georg von Perkheim zu Würting mit mehren andern Edlen die Bitte der öſterreichiſchen Stände an den Reichstag zu Augsburg um proteſtantiſche Religionsübung unterzeichnet; 1559 ſtarb Georg Freiherr von Perkheim. Vom J. 1564 findet man links neben dem Hochaltar der Pfarrkirche Heiligenberg eine Glastafel mit dem Wappen des Wolf von Perkheim und ſeiner Hausfrau. Im J. 1610 ſtarb endlich dieſe Familie ganz aus *).

(*G. F. Schreiner.*)

PERKIN WARBECK [1]). Nachdem in England un-

*) Bened. Pillwein's Geſchichte, Geographie und Statiſtik des Erzherzogthums Öſterreich ob der Enns und des Herzogthums Salzburg (Linz 1828 u. 1830). I. S. 32. 47. 206. 207. 225. 256. 413. II. S. 49. 378. III. S. 25. 32. 385. 405—408. 455.

1) Die Biographie universelle, 33. Bd. (Paris 1823) ſchreibt Waerbeck und folgt hierin, wie im Ganzen des betreffenden Arti-

Digitized by Google

ter König Heinrich VII. der durch eine ihm günſtige Verkettung von Umſtänden die mehrjährigen Kämpfe der Häuſer York und Lancaſter beendet und die Intereſſen der zwei Roſen vereinigt hatte, wiederholt das Gerücht aufgetaucht war, daß von den zwei Söhnen König Eduard's IV., die deren Oheim und Heinrich's Thronvorfahr, Richard III., im Tower zu London ermorden laſſen, der Zweitgeborene, Richard Plantagenet, Herzog von York, noch am Leben ſei, erſchien 1493 — zehn Jahre nach jener Mordthat — ein portugieſiſches Schiff in der Bucht von Cork in Irland und vom Bord deſſelben ein ſchöner, vielleicht 20jähriger Jüngling, der in ſeiner Perſon das Gerücht für Wahrheit, ſich für den aus dem Tower geretteten Herzog von York erklärte. O'Water, Mayor von Cork, beglaubigte die Angabe; der Prätendent fand Anhänger [2]) und bereitete ſich zu weiterer Unternehmung, als eine Geſandtſchaft Karl's VIII. von Frankreich ihn zu dieſem einladete, unter ſeinem Schutze den väterlichen Thron zu erobern. Karl war in Krieg mit Heinrich; ſein Botſchafter, Fryon, ein aus Heinrich's Dienſt zu Karl entwichener Secretair [3]), gab dem Prätendenten den königlichen Titel, und mit dem Verſprechen baldiger Rückkehr begleitete Letzterer den Geſandten nach Paris. Hier wurde er von Karl und deſſen Hofe als zum engliſchen Throne berufener Sohn des vierten Eduard empfangen, erhielt einen eigenen Palaſt, eine eigene, von Lord Concreſſault befehligte Leibwache, ein ſeinem Range angemeſſenes Einkommen und bald auch durch ihre Bevollmächtigten, Sir George Nevil und Sir John Taylor, das Dienſtanerbieten von mehr als hundert vornehmen engliſchen Herren. Aber alle dieſe Herrlichkeit vernichtete der Friede von Eſtaples, in welchem Karl ſich gegen Heinrich verpflichtete, den Prätendenten ungeſäumt aus ſeinem Königreiche zu entfernen [4]). Karl erfüllte die Zuſage, und der Ausgewieſene ging nach Flandern zu Margarethen, der verwitweten Herzogin von Burgund, aus dem Hauſe York.

Obſchon Margarethe, Witwe Karl's des Kühnen, Herzogs von Burgund, und Schweſter Eduard's IV. und Richard's III. von England, dem König Heinrich wegen der ſeiner Gemahlin, ihrer Nichte Eliſabeth, Tochter Eduard's IV., vorenthaltenen Theilnahme an der Krone [5]) feindſelig geſinnt und ſowol dies als ihre nahe verwandtſchaftliche Stellung zu einem Sohne des vierten Eduard der oſtenſible Grund war, welcher den Prätendenten zu ihr führte, empfing ſie ihn doch mit kalter Zurückhaltung, verlangte in Gegenwart ihres Hofs die Rechtfertigung ſeiner Anſprüche auf den Namen des Herzogs von York, und legte ihm ſelbſt die einſchlagenden Fragen vor. Als er ſolche aber insgeſammt genügend beantwortet, ſtürzte ſie in ſeine Arme, erklärte, beim erſten Blicke in ihm den Sohn ihres Bruders Eduard erkannt zu haben, nannte ihn ihren theuern, wunderbar geretteten Neffen, ſtellte ihn den Anweſenden als rechtmäßigen Erben der Krone Englands vor, wies ihm die Staatsgemächer ihres Palaſtes zur Wohnung an, gab ihm eine Leibwache von 30 Hellebardieren und ſchmückte ihn mit dem Titel der weißen Roſe von England. Schnell eilte die Kunde nach London; das frühere Gerücht vom Leben des Herzogs von York fand am Benehmen der Herzogin eine Bürgſchaft; alle mit Heinrich Unzufriedenen liehen freudigen Glauben, und nicht blos Lord Fitzwater, Sir Simon Mountfort, Sir Thomas Thwaites und andere hochſtehende Männer, ſogar Sir William Stanley [6]), des Königs Oberkammerherr, er, der Heinrich den Weg zum Throne gebahnt, bezeigten ihre Geneigtheit, den Prätendenten zu unterſtützen. In ihrem Auftrage begaben ſich Sir Robert Clifford und William Barley nach Flandern, dem Prätendenten, falls ſie an ſeiner Identität mit Eduard's zweitgeborenem Sohne nicht zweifeln könnten, ihre Dienſte anzubieten. Clifford's Berichte wußten von keinem Zweifel.

Alles dies blieb dem wachſamen Heinrich nicht fremd. Aber ſtatt offener Gewalt zog er vor, dem drohenden Sturm durch Entlarvung des angeblichen Herzogs von York zu begegnen. Er wählte dazu zwei Mittel. Das eine ſollte im unbeſtreitbaren Nachweiſe des Todes der beiden Söhne Eduard's beſtehen, denn war dieſer gegeben, ſo mußte der Prätendent ein Betrüger oder ein Betrogener, wenn nicht beides ſein. Vier Perſonen waren bei der Ermordung thätig geweſen: Sir James Tyrret, dem Richard III. mit dem Befehl über den Tower den diesfallſigen Auftrag ertheilt, — deſſen Diener, John Digh-

---

lets, der Histoire d'Angleterre par Mr. de *Rapin Thoyras*, 4. Bd. (Haag 1724) S. 460 fg. Abgeſehen jedoch, daß die Franzoſen für die Rechtſchreibung fremder Namen unzuverläſſige Autorität ſind und ſämmtliche engliſche Hiſtoriker, von Bacon bis mit Lingard, Warbeck ſchreiben, gibt auch weder Thoyras noch die Biogr. univ. für das nach n eingeſchaltete o einen Grund an.

2) Über die Einzelnheiten in Warbeck's Geſchichte finden bei den ſie behandelnden Schriftſtellern unvereinbare Abweichungen ſtatt. So bemerken zwar Bacon (Hist. Reg. Henrici. p. 117), Thoyras (l. c. p. 461), Hume (History of England, chap. 25), Henry (History of Great Britain. Book VI. chap. 1. pt. 1. §. 1) und Lingard (History of England. Vol. V. chap. VI), daß Warbeck unverzüglich nach ſeiner Landung an die zwei mächtigen Grafen von Desmond und Kildare geſchrieben und ſie um Unterſtützung gebeten; während aber Bacon und Henry verſichern, daß beide Grafen das Geſuch abgelehnt, Lingard Erſtern zu Gunſten Warbeck's ſich ausſprechen und Letzterer eine höfiſch-zweideutige Antwort ertheilen läßt, begnügen ſich Thoyras und Hume mit Erwähnung des Geſuchs. Für den Zweck gegenwärtigen Artikels darf ich auf die Momente ſolcher Abweichungen, wenn ſie wie hier nur Unweſentliches berühren, nicht eingehen, ſondern muß in den Text aufnehmen, was ich Urſache habe für das Richtigſte zu halten. 3) *Hume* l. c.: One Frion, a secretary of Henry, who had deserted his service. *Thoyras* l. c.: ... un nommé Fryon, Secretaire du Roi pour la langue françoise, s'étoit évadé de la Cour, et s'en étoit allé à Paris, où il avoit été fort bien reçu. 4) Heinrich foderte Auslieferung, die aber Karl entſchieden verweigerte. Der zierliche Monſieur de Marſolier (im zweiten Bande ſeiner Histoire de Henry VII., Roy d'Angleterre, Paris 1725) knüpft an jene Weigerung die nationalen Worte (p. 19): Mais les François ennemis de tout tems de la perfidie persistèrent toujours à la lui refuser, et à garder à Perkins la parole qu'on lui avoit donnée.

5) Das Nähere unter Anderem bei Lingard (l. c.) Settlement of the Crown. 6) Als ein Beleg für das gerechte Mistrauen in die franzöſiſche Namenſchreibung (ſ. Not. 1) diene, daß Thoyras (l. c. p. 470) den wohlbekannten Stanley Le Lord Guillaume Strange nennt.

Digitized by Google

ton und Miles Foreſt, die auf Geheiß ihres Herrn beide Prinzen im Bette erſtickt — und der Kaplan, der ſie unter der Treppe verſcharrt [7]). Von dieſen Vier lebten blos noch Tyrrel und Dighton. Sie wurden verhaftet und beſtätigten ihre Theilnahme in nur erwähnter Maße, mit dem Zuſatze, daß Tyrrel ſelbſt die Leichen geſehen, der Kaplan jedoch ſpäter auf Richard's Befehl ſie anderswo begraben und Niemand wiſſe, wo. Die durch den Tod des Kaplans verhinderte Angabe der Stelle beeinträchtigte natürlich die Glaubwürdigkeit des veröffentlichten Bekenntniſſes und der ganze Zuſatz des Anderswo-begrabens galt für eine Erdichtung des Königs zum Behuf der Bemäntelung eines weſentlichen Beweismangels. Je weniger Heinrich ſich das verhehlte, um ſo ſorgſamer verfolgte er das zweite Mittel, die Erforſchung der Herkunft und der frühern Lebensverhältniſſe des Prätendenten. Zu dieſem Zwecke ſchickte er gewandte und treue Männer nach Flandern. Ihnen dort das Vertrauen der Herzogin und des Prätendenten zu gewinnen, mußten ſie als Flüchtlinge erſcheinen, wurden einige derſelben in England ſogar excommunicirt und öffentlich anathematiſirt. Dabei verſorgte er ſie reich mit Geld, um die Geheimniſſe der Anhänger zu erkaufen, und wenn der Erfolg im Allgemeinen dem Wunſche des Königs entſprach, ſo trug dazu insbeſondere die Verrätherei Clifford's bei, der mit Allem, was er wußte, zum Könige übertrat. Die Geſammtſumme des Verrathenen und Erforſchten, in ſoweit es den Prätendenten und die Herzogin betraf, zur Beruhigung der Nation veröffentlicht wurde, und ſpäter durch überwiegende Gründe ſich als wahr herausgeſtellt hat, beſteht in Folgendem:

Statt Richard's Plantagenet, zweitgeborenen Sohnes Eduard's IV., war der Prätendent der Sohn eines getauften Juden aus Tournay, Jean Osbeck oder Warbeck, der mit ſeiner ſchönen Frau, Katharine, geborenen di Faro, unter Eduard's Regierung nach London gekommen war und hier längere Zeit gelebt hatte. In dieſe Zeit fällt die Geburt des Sohnes, der in der Taufe den Namen Peter erhielt, im flamländiſchen Diminutiv Peterkin, von den Engländern zu Perkin verkürzt. Den Namen wählte ihm Eduard, der ihn aus der Taufe hob, ſei es, weil er dadurch dem Vater eine Gunſt bezeigen wollte, oder erkenntlich für die höchſte Gunſt, welche die ſchöne Katharine dem galanten König gewährt. Letztere Interpretation wäre wenigſtens zugleich eine ſehr natürliche Erklärung der Ähnlichkeit, die in auffallender Weiſe zwiſchen Perkin Warbeck und Eduard IV. ſtattgefunden haben ſoll [8]). Beide Ältern waren dem Knaben bald nach der Rückkehr nach Tournay geſtorben und mehre Jahre lang hatte dann der Sohn ein ſo unſtätes Wanderleben geführt, daß die Einzelnheiten deſſelben den ſorgfältigſten Nachforſchungen entgangen ſind. Aber ungefähr zwei Jahre vor ſeinem Erſcheinen in Irland war er der Herzogin von Burgund bekannt geworden, und ſeine Ähnlichkeit mit Eduard, ſeine körperliche Schönheit und ſeine geiſtige Gewandtheit [9]) hatten ſie in ihm ein geeignetes Werkzeug erblicken laſſen, dem Könige Heinrich Verlegenheiten zu bereiten, die, wenn ihn auch nicht die Krone koſten, ihn doch zwingen ſollten, zu Befeſtigung ſeines Throns dem Hauſe York in der Perſon ſeiner Gemahlin Eliſabeth Theil an der Regierung einzuräumen [10]). Nachdem ſie ihn von Allem unterrichtet, was ihm zu Durchführung der gern übernommenen Rolle über die königliche Familie und ſonſt zu wiſſen nöthig war [11]), ſendete ſie ihn, bis ſie ſein Auftreten an der Zeit fände, unter der Obhut eines treuen Dieners nach Portugal [12]). Ein Jahr war er hier geweſen, als die Herzogin, den nahen Ausbruch eines Kriegs zwiſchen Frankreich und England für einen paſſenden Moment haltend, ihm die Überfahrt nach Irland gebot, wo die noch nicht erloſchenen Sympathien für die weiße Roſe von York die meiſten Chancen glücklichen Erfolgs verſprachen. Da erſah Fryon für Karl von Frankreich im Beſitze des Betrügers eine Hilfswaffe wider Heinrich. Sie wurde weggeworfen, ſobald ſie Dienſt gethan, und das Benehmen der Herzogin von Burgund gegen den Flüchtling war eine Hoffarce [13]).

Daß Heinrich das Gewebe durchſchaute, konnte ihn nicht verhindern, diejenigen ſeiner Unterthanen zur Rechenſchaft zu fodern, deren Beiſtand die Hauptſtütze Warbeck's ſein mußte. Sieben oder acht wurden gleichzeitig verhaftet und drei davon enthauptet, unter ihnen die oben Genannten Mountfort und Thwaites. Auch Stanley, der Oberkammerherr, von Clifford verrathen und der Begünſtigung Warbeck's geſtändig, büßte am 15. Febr. 1495 mit dem Leben, und ſchwer, wie den König der Vorwurf des Undankes trifft, ſteht doch ebenſo wenig zu leugnen, daß mit Stanley's Haupte Warbeck's Sache fiel. Wer durfte auf Heinrich's Verzeihung hoffen, ſeit ſie der nicht

7) Hume (l. c.) ſpricht von fünf Perſonen — Five persons had been employed — und erwähnt als fünfte Perſon einen dritten Diener, Namens Slater. Meine anderen Hilfsquellen ſprechen übereinſtimmend nur von den vier oben Genannten. 8) Bacon's beſtätigendes Zeugniß dürfte wol unbedingt Glauben verdienen.

9) Zu dieſen Ausdrücken berechtigen alle Beſchreibungen. *Hume* l. c. . . . so beautiful did he appear in his person, so graceful in his air, so courtly in his address, so full of docility and good sense in his behaviour and conversation. *Marsolier* l. c. p. 10 sq. Il étoit grand, bienfait, il avoit l'air majestueux, la taille aisée et bien prise, les manières nobles et insinuantes, le visage beau, . . . Il avoit l'esprit artificieux, hardi, ingenieux, ennemi du repos, entreprenant, fourbe, capable des plus grandes impostures, et d'une profonde dissimulation. 10) Solcher, vom Charakter der Herzogin und von ihrem ſpätern friedlichen Verhalten gegen Heinrich an die Hand gegebene Beweggrund löſt alle außerdem ſich aufdrängende Widerſprüche. Vergl. l. c. *Thoyras* p. 459 sq. *Marsolier* p. 7 sq. *Henry* p. 34 sq. *Lingard*. 11) Daß der Schüler ſeiner Lehrerin Ehre machte, bezeugen Hume (l. c.): The lessons were soon learned by a youth of such quick apprehension; Thoyras (l. c. p. 461): En peu de tems, Perkin s'accoûtuma tellement à parler et à agir en prince, qu'on eût dit qu'il étoit né, et qu'il avoit été élevé dans une maison royale. 12) Hume (l. c.) ſagt: Under the care of Lady Brampton. Alle übrige Berichterſtatter ſprechen von einem in das Geheimniß eingeweihten Diener. Auch die Wahrſcheinlichkeit ſpricht dafür. 13) Marſolier (l. c. p. 20 sq.) gibt davon eine ausführliche Beſchreibung und ſchließt mit den Worten: Enfin la fourbe fut si bien conduite de part et d'autre, que tout le monde y fut trompé.

Digitized by Google

gefunden, der ihm in der entſcheidenden Schlacht von Bosworth das Leben gerettet, die Krone aufgeſetzt und zuerſt den Ruf erhoben hatte: lange lebe König Heinrich! [14]) Jedenfalls ſtimmen ſämmtliche Autoritäten überein, daß der Streich, der Stanley das Haupt, Warbeck's Anhängern den Muth nahm [15]). Die Herzogin von Burgund entmuthigte er nicht. Noch war ihr Schützling nicht perſönlich in England erſchienen. Alſo ſammelte Warbeck auf ihre Koſten ein Heer von 600 Mann [16]), ſchiffte mit dieſen, von Fryon begleitet, nach der engliſchen Küſte, ſetzte am 3. Juli 1495 ein Drittel bei Sandwich in Kent ans Land, und ſobald er vom Bord aus bemerkt, daß die Einwohner, ſtatt mit offenen Armen, ihnen mit gewaffneter Hand entgegengingen, lichtete er ſchleunigſt die Anker und kehrte nach Flandern zurück. Das Schickſal, dem er die Gelandeten überließ, war für 169 der Tod am Galgen. Nicht freundlich von der Herzogin empfangen, blieb ihm jetzt keine andere Wahl als ein nochmaliger Landungsverſuch oder das Niederlegen ſeiner verunglückten Rolle. Aus leicht begreiflichen Gründen entſchied er ſich für Erſteres und ſegelte im Januar 1496 mit einer Rotte Abenteuerer an der bewachten Küſte Englands vorüber nach Cork. Aber Heinrich's Statthalter, Poynings, hatte es verſtanden, Irlands Sympathien für ihn zu unterdrücken, und abgewieſen von den Schlöſſern, in den Hütten elend beherbergt, verfolgt und gehetzt, ſchiffte er ſich wieder ein und nahm den Weg nach Schottland.

In Schottland herrſchte damals König Jacob IV. Die feſte Anhänglichkeit ſeines Vaters, Jacob's III. an König Heinrich war eine der mehren Urſachen geweſen, die ihn dem Volke und ſeinen Großen verhaßt gemacht. Sie hatten den Sohn an ihre Spitze geſtellt; in der Schlacht bei Stirling war der Vater geſchlagen und trotz der Bemühungen des Sohnes, ihm das Leben zu ſchirmen, auf der Flucht getödtet worden. Grund genug für den jungen König, ſich gegen Heinrich zu erklären, und dies der Grund, der ihm Warbeck zuführte. Es ſcheint jedoch, Letzterer hatte ſolche Eventualität vorausgeſehen; er kam nicht mit leeren Händen, ſondern mit Empfehlungsſchreiben von der Herzogin von Burgund, von Karl von Frankreich, vom teutſchen Kaiſer Maximilian und von deſſen Sohne, dem Erzherzoge Philipp [17]). Sei es, daß dieſe ihr Gewicht nicht verfehlten, oder Jacob's Abneigung gegen Heinrich oder Warbeck's gewinnende Erſcheinung den jungen König für ihn einnahm — er wurde am 24. Febr. 1496 in Edinburgh mit allen, einem königlichen Prinzen von England gebührenden Ehren empfangen, und nachdem er in feierlicher Verſammlung dem Könige und deſſen Rathe die Fabel ſeines Lebens erzählt und für ſeine gekränkten Rechte um Schottlands Schutz gebeten hatte, erwiederte ihm Jacob, daß, wer er auch ſei, er ſein Vertrauen nie bereuen ſolle [18]). Und das Erſte, was Jacob für ihn that, war, daß er ihn mit der jungen, ſchönen und tugendhaften, dem Könige ſelbſt verwandten Katharina Gordon, Tochter des Grafen von Huntley [19]), vermählte. Das Zweite war im October ein Einfall in England, nachdem Jacob ſich gegen den Prätendenten verpflichtet, ihn auf den engliſchen Thron zu ſetzen, dieſer, ihm dafür die Stadt Berwick abzutreten und 50,000 Mark zu bezahlen. Beim Überſchreiten der Grenze erließ Warbeck, er ſelbſt an der Spitze von 1400 Mann, zu deren Anwerbung die Herzogin von Burgund ihm die Mittel geſendet, ein Manifeſt, worin er ſich Richard IV. von Gottes Gnaden König von England und Frankreich, Herr von Irland und Prinz von Wales nannte, ſeine Flucht aus dem Tower, ſeine Drangſale im Auslande und Heinrich's Grauſamkeiten ſchilderte, den König von Schottland als ſeinen Verbündeten bezeichnete, der ſich zurückziehen werde, ſobald er ihn inmitten treuer Unterthanen ſähe, jeden loyalen Engländer zu den Waffen rief, jeden nach Verhältniß ſeiner Dienſte, doch keinen mit weniger als tauſend Pfund Sterling und Ländereien zum jährlichen Ertrage von hundert Mark für ſich und ſeine Erben zu lohnen verſprach, aber Tod jedem drohete, der die Waffen wider ihn trüge [20]). Die Proclamation that keine Wirkung; kein Engländer gürtete ein Schwert um für die weiße Roſe von York, und als gegen Jahresſchluß Heinrich's Truppen ſich näherten, führten Jacob und Warbeck die ihrigen, mit der Beute des verwüſteten Northumberland beladen, über die Grenze heim.

Ein Drittes, was Jacob zu Löſung ſeines Wortes unternahm, war im folgenden Jahre ein neuer Einfall in England. Er rückte bis vor Schloß Vorham. Wieder fand Warbeck's Aufruf taube Ohren, und ſchon die Kunde vom Anzuge eines engliſchen, vom Grafen von Surrey befehligten Heeres brachte die Eingefallenen nach Schottland zurück. Als jetzt Heinrich durch den ſpaniſchen Geſandten an ſeinem Hofe, Don Pedro d' Ayala, dem Könige Jacob Frieden und Freundſchaft bieten ließ unter der erſten Bedingung, daß er ihm den Betrüger ausliefere, ſchlug Jacob das zwar ab, erſuchte jedoch ſeinen Schützling aus Rückſichten für das Wohl ſeines Volkes, Schottland zu räumen. Warbeck fügte ſich in wür-

14) Vergl. *Lingard* l. c. chap. V. 15) *Thoyras* (l. c. p. 471): L'exécution du grand Chambellan répandit une terreur universellé dans le Royaume. *Hume* l. c.: The fate of Stanley ... struck all Perkin's retainers with the deepest dismay. 16) Laut Hume's Angabe (l. c.) Geſindel aller Art: outlaws, pirates, robbers and necessitous persons of all nations. 17) Hume (l. c. chap. 26) erwähnt dieſen nicht; dagegen erwähnen ihn Thoyras (l. c. p. 477) und Henry (l. c. p. 44).

18) Henry (l. c. p. 45) gibt Warbeck's eloquent speech im Auszuge, Marſolier (l. c. p. 64 sq.) die ganze Scene in extenso. 19) Hume (l. c.) nennt ſie a young lady, eminent for virtue as well as beauty. Thoyras (l. c. p. 478) ſagt mehr; er nennt ſie une des plus belles et des plus accomplies dames d'Ecosse. Das Meiſte weiß Marſolier; er nennt ſie (l. c. p. 74) une beauté achevée, elle n'avoit encore que quinze ans, mais sa jeunesse étoit soutenue par une vertu qui ne cédait point à la beauté. Auf den folgenden Seiten will er glauben machen, Warbeck habe das ſchöne Mädchen ſo ſentimental geliebt, daß er ſie gar nicht habe heirathen wollen. Der König mußte ſie ihm aufzwingen. Credat Apolla. 20) Marſolier bemerkt (l. c. p. 78): Das Original dieſes Manifeſtes befinde ſich zu London in der Bibliothek des Sir Robert Corton. Henry hat es ſeinem 12. Bande als Appendix I. nach einem Manuſcripte im britiſchen Muſeum beidrucken laſſen, deſſen Inhalt jedoch von dem in Bacon's Geſchichte vielfach abweicht.

Digitized by Google

devoller Ergebung [21]), und begleitet von ſeiner Gemahlin und 120 Getreuen nahm er auf vier Schiffen den Weg nach Irland, wo er am 30. Juli 1497 bei Cork vor Anker ging. Aber fruchtlos warb er um die Unterſtützung des mächtigen Grafen von Desmond, bemühte ſich vergebens, die frühern Sympathien anzuregen, und mag es ſein, daß die Männer von Cornwallis in England, die wegen der Beſteuerung ſich wider Heinrich empört, ihre am 22. Juni 1497 nahe bei London erlittene Niederlage auszuwetzen wünſchten und deshalb den Prätendenten auffoderten, ihr Anführer zu werden, oder daß Warbeck, zum Äußerſten gedrängt, ſeinen drei Staatsräthen, Herne, einem bankrotten Kaufmann, Skelton, einem Schneider, und Aſtley, der ſich Secretair nannte, gezwungenes Gehör gab [22]) — mit ſeiner Gemahlin und vielleicht 100 treu Gebliebenen verließ er Irland und betrat am 7. Sept. 1498 bei der Whitſandbucht den engliſchen Boden. Eingeladen oder nicht, fand er Anhang. Von 3000, die in den erſten Tagen ſich ihm angeſchloſſen, ſchwoll ſein Heer ſchnell zu 6000, mit denen er durch ein abermaliges, nach Umſtänden abgeändertes, Manifeſt ſich als König Richard IV. angekündigt, vor der reichen und feſten Stadt Exeter erſchien. Die Bürger hörten jedoch nicht auf ſeine lockenden Verſprechungen, ſetzten Gewalt der Gewalt entgegen und ſchlugen ſeinen Sturm ab, der ihm 200 Kämpfer tödtete. Ehe noch Heinrich Zeit zum Entſatze gehabt, eilten die Lords D'Aubeney und Broke, der Graf von Devonſhire, der Herzog von Buckingham und andere edle Herren mit raſch geſammelter Mannſchaft wider ihn herbei, und ſchon am 20. Sept. hob Warbeck die Belagerung auf und nahm bei Taunton in Somerſetſhiee eine klug gewählte Stellung. An dee Spitze von 7000 Mann, die ſich ihm bis zum letzten Blutstropfen verpfändeten, erwartete er hier das vom Könige geführte Heer und bereitete ſich zur entſcheidenden Schlacht. Aber am Vorabende ſank ihm der Muth; bei nächtlicher Weile floh er mit 60 Reitern nach dem Kloſter Beaulieu oder Bewley. Heinrich's Räthe waren getheilter Anſicht, ob die Heiligkeit des kirchlichen Aſyls in gegenwärtigem Falle verletzt werden dürfe oder nicht. Der Herzog von Buckingham empfahl als Mittelweg, daß der König unter der Bedingung ſofortiger Übergabe Warbeck die Schonung ſeines Lebens zuſichern ſolle, und der feig Geflohene ging die Bedingung ein. Gleichzeitig ſendete Heinrich nach Mont St. Michel in Cornwallis, wo Warbeck's unglückliche Gemahlin zurückgeblieben war. Er ließ ſie nach London zur Königin geleiten, wo ſie mit den Ehren einer Verwandtin des Königs von Schottland empfangen und von Heinrich mit einem Jahrgelde bedacht wurde, das ſie noch unter ſeinem Nachfolger bis zu ihrem Tode bezog.

Gefangen, aber ungefeſſelt, auf einem ſchlechten Pferde, aber wohl bewacht, vom Volke verhöhnt, aber nicht mishandelt, mußte Warbeck dem Könige nach London folgen und hier am 28. Nov. als Schaugepränge zweimal durch die Hauptſtraßen reiten, ehe das Doppelthor des Tower ſich hinter ihm ſchloß [23]). Die Reſultate des hierauf mit dem im Voraus zu lebenslänglicher Haft Beſtimmten ließ Heinrich zwar veröffentlichen, doch nur in ſoweit ſie Warbeck's perſönliche Lebensgeſchichte betrafen, und natürlich mußte das, wenn auch von kluger Politik gebotene Verſchweigen des, Seiten der Herzogin von Burgund, der Könige von Frankreich und Schottland und anderer ihm gewährten Unterſtützungen nicht blos das Intereſſe an dem Bekanntgemachten, ſondern ſelbſt deſſen Glaubwürdigkeit ſchmälern. Und das war in um ſo höherem Grade der Fall, als das Ganze eigentlich nur das früher Erforſchte wiederholte. Inzwiſchen gelang es Warbeck, am 9. Juni 1498 die Wachſamkeit ſeiner Hüter zu täuſchen und aus dem Tower zu entkommen. Bald aber, überall umſtellt, flüchtete er zur Freiſtätte des Kloſters Shene in Surrey, von wo er wieder gegen die Zuſage der Schonung ſeines Lebens ſich dem Könige auslieferte. Er büßte am 14. Juni ſeine Flucht und ſeinen Kleinmuth mit Ausſtellung am Pranger vor der Weſtminſterhalle und am Kreuze von Cheapſide, und mußte an beiden Orten ein Geſtändniß ſeiner Schuld ableſen, das jedoch im Weſentlichen ebenſo wenig Neues enthielt als die Veröffentlichung ſeines Verhörs. Ein zweiter Fluchtverſuch koſtete ihn, was er über Alles zu lieben ſchien, — das Leben. Er beredete vier ſeiner Hüter, die zugleich Diener des Towercommandanten, Sir John Digby, waren, ihren Herrn zu ermorden, ſich ſeines Geldes und der Feſtungsſchlüſſel zu bemächtigen, und mit ihm und dem Grafen von Warwick, der ſeit Jahren im Tower gefangen ſaß und welchen Warbeck durch ſeine Hüter zur Einwilligung vermocht, aus England zu entfliehen. Ohne daß je ermittelt worden, wie Heinrich von dem Complotte Kenntniß erhalten, aber auch ohne erwieſenen Grund für die Vermuthung, daß er ſelbſt es angeſtiftet, um Warbeck's und Warwick's unter anſcheinendem Rechte ſich zu entledigen, wurde Erſterer dem Gerichte übergeben und zum Tode am Galgen verurtheilt. Auf dem Schaffotte bekannte er, daß ſein früheres Geſtändniß Wahrheit, er der Sohn des Juden John Osbeck aus Tournay ſei. So ſtarb er den 23. Nov. 1499 am Galgen zu Tyburn [24]). (*Woldemar Seyffarth.*)

PERKINISMUS. Mit dieſem Namen bezeichnet man ein, jetzt wol niemals mehr in Anwendung kommendes, von D. Perkins in Nordamerika erfundenes und nach ihm benanntes Heilverfahren, welches in dem Be-

21) Nach übereinſtimmendem Zeugniſſe der betreffenden Schriftſteller, Thoyras (l. c. p. 488), Henry (l. c. p. 53), Marſolier (l. c. p. 112 sq.) ſehr ausführlich. 22) Hierüber ſind die Meinungen getheilt. Für die Auffoderung iſt Marſolier (l. c. p. 117), für das Befolgen des Rathes Thoyras (l. c. p. 490), und Hume (l. c.). — Henry (l. c. p. 54) hält Eins für ſo wahrſcheinlich wie das Andere, und Lingard (l. c. chap. VI.) läßt Eins wie das Andere unerwähnt.

23) Über das Verhalten Warbeck's bei der ſchimpflichen Schau ſagt Thoyras (l. c. p. 495): ... jamais il ne contrefit mieux le prince qu'en cette occasion; und Henry (l. c. p. 56): ... amidst the hisses, taunts, and insults of the mob, which he bore with dignity and composure. 24) Hume (l. c.) ſtellt in einer Schlußnote ſieben Momente zuſammen, die jeden Zweifel löſen dürften, daß Perkin Warbeck nicht Richaed Plantagenet, Herzog von York, war.

ſtreichen leidender Stellen mit den Spitzen von zwei Nadeln beſtand, die an einem Ende rund, am andern ſpitz waren, und von denen die eine, von gelblicher Farbe, aus Meſſing, die andere aus blau angelaufenem Stahl verfertigt war, jede aber eine Länge von drei bis vier Zoll und eine Breite von einem halben Zoll hatte. Der Erfinder derſelben wandte Anfangs dieſes Beſtreichen, welches er zuweilen auch auf die den leidenden Stellen benachbarten ausdehnte, und welches er immer bis zum Eintreten einer oberflächlichen Entzündung der auf dieſe Weiſe gereizten Hautſtellen fortſetzte, von welchem er aber während der Stunden der Verdauung, zur Zeit des Monatsfluſſes und unter ähnlichen Verhältniſſen niemals Gebrauch zu machen rieth, nur zur Beſänftigung nervöſer und leichter rheumatiſcher Schmerzen an; nachdem er ſich indeſſen von der Heilſamkeit ſeines Verfahrens bei dieſen Krankheiten überzeugt zu haben glaubte, gab es bald keine Krankheit, gegen welche daſſelbe von ihm nicht in Gebrauch gezogen worden wäre. Das Vertrauen der Menge zu neuen Heilmitteln ließ überdies den Perkinismus ſehr bald die Grenzen von Amerika überſchreiten. Eine Frau war es, die namentlich in Dänemark ſein Herold wurde, Tode lieh ſeinen Namen, den Ruf des neuen Univerſalmittels noch weiter zu verbreiten, und ſo war es denn nicht auffallend, daß ſehr bald der Gebrauch dieſer Perkins'ſchen Nadeln innerhalb und außerhalb der ärztlichen Praxis ein faſt alltäglicher wurde, die Verfertigung jener Nadeln zu einem einträglichen Geſchäfte gedieh, und man zu denſelben bald auch andere, als die von Perkins gerühmten, ja alle Metalle und ſelbſt Pflanzenſtoffe, benutzte. Indeſſen hatte auch im weitern Laufe der Zeit das neue Univerſalmittel kein anderes Schickſal, als alle ſeine Vorgänger, es gerieth in Vergeſſenheit, und während dies bei manchen dieſer Vorgänger nur allmälig geſchah und ihm doch noch eine oder die andere Stelle unter den Heilmitteln angewieſen blieb, überzeugte man ſich in ebenſo kurzer Zeit, als der Perkinismus zu ſeiner allgemeinſten Verbreitung gebraucht hatte, auch allgemein von ſeiner gänzlichen Nutzloſigkeit, oder vielmehr davon, daß die ihm nachgerühmten Heilwirkungen lediglich theils dem durch jene Nadeln bewirkten mechaniſchen Reize, theils dem bekannten mächtigen Einfluſſe der Einbildungskraft auf Nervenübel, in manchen Fällen auch wol Betrug zugleich, zugeſchrieben werden müſſen. Der Perkinismus hat daher auch nicht, wie manche andere Lehre, z. B. der Mesmerismus, von Zeit zu Zeit ſein Haupt von Neuem erhoben, ſondern ſcheint vielmehr für immer vergeſſen zu ſein. Perkins, der in ſeinen Nadeln unter andern auch ein ſicheres Schutzmittel gegen die Anſteckung des gelben Fiebers zu beſitzen ſich rühmte, iſt ebendieſer Krankheit nach vielfacher fruchtloſer Anwendung jener Nadeln erlegen, und ſomit ſcheint er beinahe in Betreff ſeiner ganzen Lehre ein Betrogener geweſen zu ſein, den wir einem Caglioſtro, St. Germain und ähnlichen Leuten gleichzuſtellen, wie es zuweilen geſchehen, nicht berechtigt ſein dürften. (Hufeland, Journal der praktiſchen Heilkunde. 6. Bd. 2. St. S. 439. 7. Bd. 4. St. S. 151.) *(C. L. Kloſe.)*

PERKINS. 1) Elias, praktiſcher Arzt in Plainfield in Nordamerika, lebte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, iſt als Erfinder des Heilverfahrens, das nach ihm Perkinismus (ſ. d. vorigen Art.) hieß, bekannt.

2) Benjamin-Douglas, Sohn des Elias, und ebenfalls praktiſcher Arzt, trat nach dem Tode ſeines Vaters als eifriger Vertheidiger von deſſen Heilmethode in einer in London 1799 erſchienenen Schrift auf.

3) ..... Erfinder des Dampfgeſchützes, ſ. d. Art. **Geschütz.** *(H.)*

PERKOSIOS (*Περκώσιος*), ein Wahrſager, aus deſſen Geſchlecht Merops, der Vater der Kleite, ſtammt*). *(Krahner.)*

PERKOSZOVA, ein zur Kameralherrſchaft Denta gehöriges großes Dorf im verſeczer Gerichtsſtuhle der temeſer Geſpanſchaft des Banates im Kreiſe jenſeit der Theiß Oberungarns, am öſtlichſten Rande der großen oder unteren Landesebene gelegene mit 182 Häuſern, 1013 meiſt wallachiſchen Einwohnern (578 nicht unirte Griechen, 423 Katholiken und 12 evangeliſch-helvetiſcher Confeſſion), einer eigenen morgenländiſch-griechiſchen Pfarre, Kirche und Schule, und einer ſehr ausgedehnten und fruchtbaren Dorfflur. *(G. F. Schreiner.)*

PERKOTE (*Περκώτη*), eine alte Stadt am Hellespont, in der Nähe von Abydos und Lampſakos, wird ſchon von Homer, von Skylax (p. 84 ed. *Gron.*) und von Herodot (V, 117) erwähnt und hatte wahrſcheinlich eine mileſiſche Colonie aufgenommen, da die Gründungen und Anſiedelungen der Mileſier in dieſer Region überhaupt ſehr zahlreich waren (vergl. *Raoul-Rochette* Hist. crit. de l'établ. des col. Grecq. T. III. p. 257). Daß ſie zum Reiche des Priamos gehört hatte, erhellt aus Homer's Darſtellung bei Strabon (XIII, 1. 586. Vergl. 587 *Cas.*). Auf dem großen Heerzuge des Dareios wurde ſie, ſowie die benachbarten Städte, von dem Dauriſes, einem Feldherrn der Perſer und Eidam des Königs, eingenommen (*Herodot.* l. c.). Alexander der Große gelangte auf ſeinem Zuge von Ilion aus nach Arisbe, von hier am folgenden Tage nach Perkote, und von da nach Lampſakos (*Arrian.* I. c. 12). Außerdem wird dieſe Stadt auch von Plinius (N. H. V, 39) und von Stephanos Byz. (s. v.) angegeben. Mit dieſer Stadt hat man häufig den Fluß Perkotes verwechſelt (ſo *Cellar.* Orb. ant. Vol. II, 3, 3. p. 49), welcher ſchon von Homer (Il. II, 835 *Οἳ δ' ἄρα Περκώτην καὶ Πράκτιον ἀμφενέμοντο*) genannt wird, und ſein Gewäſſer jedenfalls zwiſchen Abydos und Lampſakos dem Meere zuführte. *(Krauſe.)*

PERKOVCZE (Alt-), ein zum brooder Grenzregiments-Bezirke gehöriges Dorf im peterwardeiner Generalate, der ſlavoniſchen Militairgrenze, welches an die verőczer Geſpanſchaft grenzt, 156 Häuſer und 792 ſla-

---

*) *Ephorus* ap. Schol. *Ap. Rh.* I, 976. Im Etym. M. v. *Κλείτη* iſt dieſes Scholion ſo citirt: *Εὗρον δὲ ἐν Ἀπολλωνίῳ καὶ σχόλιον, ὅτι Κυζίκου γαμετὴ ἦν Μέροπος θυγάτηρ Περκώπη, τὸ γένος μάντεως.* Etym. Gud. v. *Κλειτή* nennt ſie *Περκωτίς*, wie Stephanus Byzant. von der troiſchen Stadt Percote ſagt, daß ſie vormals *Περκώπη* geheißen habe.

voniſche Einwohner zählt, die ſämmtlich Katholiken ſind, und eine katholiſche Filialkirche hat. (*G. F. Schreiner.*)

PERKOWETZ, ein ruſſiſches Gewicht, entſprechend dem Schiffpfunde anderer Länder. Es enthält 10 Pud oder 400 Pfund und iſt gleich zu ſetzen: 349.78 preußiſchen Pfunden, 292.13 wiener oder bairiſchen Pfunden, 360.71 engliſchen Pfunden avoir-du-poids, 163.59 Kilogramm. (*Karmarsch.*)

PERKUN, PERKUNAS, PERKUNOS, PEHRKONS, Gott des Blitzes [1]) und Feuers bei den Preußen und Letten, war bei jenen der erſte der drei Hauptgötter, welche nach der berühmten Sage zu Romov [2]) verehrt wurden. Hier erhob ſich eine immer grünende Eiche mit drei großen Äſten, von welchen der eine das Bildniß des Perkun, der andere das des Potrimpos, der dritte das des Pikollos trug; nach der anderen Sage waren in den mächtigen Stamm der heiligen Eiche drei Blenden eingehauen, welche die Bildniſſe der genannten Götterdreiheit bargen. Dem oberſten [3]) dieſer Götter, dem Perkunos, brannte vor der heiligen Eiche ein ewiges, mit Eichenholz unterhaltenes, Feuer. Verloſch es, ſo ward der Weidelotte (Prieſter), deſſen Amt die Unterhaltung des Feuers war und der es ſäumig verwaltet hatte, in dem neuangezündeten Feuer verbrannt. Dem Perkun als Gott des Blitzes und des Donners waren ſehr paſſend die Lieblingsbäume, die Eichen, in die er ſo gern ſeinen Strahl ſenkt, beſonders heilig. Als Opferthiere wurden dem Perkunos Roſſe und auch ſelbſt Kriegsgefangene dargebracht. Er ward angeblich als ein Mann von mittleren Jahren vorgeſtellt, mit einem zornigen, drohenden Geſichte. Flammen bildeten ihm eine Krone und ein ſchwarzer krauſer Bart hing ihm herab auf die Bruſt [4]). Wenn es donnerte, glaubten die Preußen ihr Griwe (Oberprieſter) rede mit dem Gotte Perkunos; deshalb warfen ſie ſich auf die Erde und verehrten ihn durch die Worte: Devus Perkunos absolomus [5]).

Die Letten, bei denen noch heutzutage der Donner Perkonne heißt, und die dem Perkunos ſogar noch fortdauernd, aber im Dickicht ihrer Wälder Opfer bringen [6]), ſagen noch gegenwärtig, wenn es donnert: „Der Altvater ſchilt" und wenn es einſchlägt: Pehrkons [7]) sperr (der Donner ſchlägt ein). Mittels der unter dem Volke noch jetzt fortlebenden Erinnerung an die Götter ſeiner heidniſchen Vorfahren ſagt der Lithauer, wenn der Donner rollt: Perkunas grauja: „Der Donnergott wirft etwas nieder," und wenn das Gewitter einſchlägt, bemerkt er: Perkunas ispire: „Perkunos hat ausgeſchlagen wie ein Pferd;" Perkunas musca (ſchlägt ferit). Der Name des Perkunos hat ſich auch in dem Namen des lithauiſchen Dorfes Perkunlauken erhalten [8]). Wenn es donnerte, ging der lithauiſche Bauer mit entblößtem Haupte und eine Speckſeite auf den Schultern tragend über ſein Grundſtück, und redete den Perkunos mit den Worten an: Perkune Dowaste, nie muski und mana diewu melsu tawi palti miessu: Perkuno halte dich zurück und ſende auf meinen Acker keinen Wetterſchaden; ich will dir dieſe Speckſeite geben. Ließ das Gewitter nach, trug er das Fleiſch nach Hauſe und verzehrte es mit den Seinigen [9]), nämlich als Opferſpeiſe. Merkel bemerkt in Beziehung auf das Frühlingsfeſt der Letten, nachdem er von der Verehrung des Pergubios [10]) gehandelt, Folgendes. Die Menge zog tiefer in den Hain. Ein junger Stier ward einem höheren Altar zugeführt, und mit emporgeſtreckten Händen betete der Prieſter:

Pehrkun, Vater! deine Kinder leiten
Zum Altare dieſes Opfer ſonder Fehl!
Segne, Vater, Pflug und Saat! Wie Binſen
Prunke kupferrothes Stroh, mit großen Ähren
Hochgekörnt — mit echten Körnern fülle ſie!
Alle hagelſchwere, ſchwarze Wolken
Treib hinweg auf große Sümpfe, Wälder,

1) Das ſlawiſche Perun bedeutet Blitzſtrahl. Den ruſſiſchen Gott dieſes Namens betrachten wir unter Perun. 2) Wie man vermuthet, lag Romove in der Nähe der weſtlichen Seeküſte von Samland, unweit des Kirchdorfs Germau, bei dem jetzigen Dorfe Lengnitten. Man ſchließt auf dieſe Lage Romov's aus dem Umſtande, daß in der bezeichneten Gegend noch jetzt das Dorf Romehnen ſich findet. ſ. Voigt, Geſch. Preußens. 1. Bd. S. 640. Gebſer, Der Dom zu Königsberg in Preußen. S. 10. 3) Die Preußen hatten dieſes, daß der Perkun, der dem Wetter vorſtehende Gott, der Gott des Blitzes und Donners, der oberſte Gott war, mit vielen andern Völkern, namentlich den Griechen und Römern im Betreff des Zeus und Jupiter's, mit den Teutſchen in Hinſicht des Thunnar's, und mit den Schweden und andern Skandinaviern in Beziehung auf den Thor gemein; ſ. F. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bds. 1. Abth. S. 49. Allgem. Lit.-Zeit. Aug. 1836. Nr. 144. S. 532—535. Über den Perun als den oberſten Gott der Slawen ſ. d. Art. Perun. 4) Nach der Beſchreibung des Thomas Clagius (Linda Mariania, sive de Virgine Lindensi. Lib. I. cap. 8. p. 44) hatte Perkun ein ganz feuriges und vor Zorn brennendes Geſicht; ſowie auch ein von Flammen bekröntes Haupt, und einen krauſen, knotigen Bart von ſchwarzer Farbe. Daſſelbe ſagt Henneberger, der jedoch alles das Seinige, was er über die Religion der Preußen ſchreibt, aus Simon Grunow genommen, und fügt hinzu: Perkun habe mit dem nichts als Zorn und Drohungen athmenden Antlitze den ihm zugekehrten Potrimpos angeſehen. Schütz, welcher dieſem beiſtimmt, fügt noch hinzu: Perkun ſei vorgeſtellt geweſen in der Geſtalt eines Mannes von mittlerem Alter. Vergl. *Hartknoch*, De reb. Boruss. Dissert. 7. p. 130 und *Frencel*, De Diis Sorab. et alior. Slavor. bei *Hoffmann*, Rer. Lusat. Script. T. II. p. 170.

5) *Schaefferus*, Upsal. c. 10. p. 133. *Hartknoch*, Dissert. 10. p. 16 nach *Stryckovius*, *Henneberger* et *Waisselius*. 6) Merkel, Die Letten, und darnach Andrey von Kayſſarow, Verſuch einer ſlaw. Mythol. S. 78. 7) Pehrkons iſt die lettiſche, Perkunas die lithauiſche und Perkunos die altpreußiſche Form. Vergl. Grimm, Teutſche Mythol. S. 116. Auf den angeblichen Rethraiſchen, aber unbezweifelt untergeſchobenen Denkmälern, den Machwerken eines Neuern, heißt der Perkunos Perkunuſt. Er iſt daſelbſt dargeſtellt mit zwölf Strahlen umgeben, der Vorderkopf menſchlich und behelmt, der Hinterkopf vom Löwen, die Pflugſchar vor der Bruſt. (Vergl. Mone, Geſch. des Heidenthums im nördlichen Europa. 1. Th. S. 204.) Im Betreff dieſer Darſtellung iſt jedoch zu bemerken, daß die preußiſchen Schriftſteller nur davon erzählen, daß das Haupt Perkun's mit Flammen umgeben geweſen. Dieſen Umſtand hat alſo der neuere Verfertiger des metallenen Bildſäulchens des Perkunuſt, wie er ihn nennt, benutzt, und aus eigner Phantaſie das übrige hinzugethan. Nach *Nic. Marescalcus*, Ann. Herul. et Vandal. Lib. I. cap. 4 ſtand Perkun's Bildniß, aus gediegenem Golde geſchmolzen in der Gegend nahe bei Parchunum (Parchim). Doch er iſt ſo genügſam, nicht anzugeben, wie dieſes angebliche Bildniß geſtaltet geweſen. 8) Das Ausland. 1839. S. 1298. 9) *Lasicius*, De Diis Samogitarum. p. 300. 10) ſ. d. Art. Pergubios.

Digitized by Google

Breite Wüſten, wo ſie keine Menſchen
Schrecken! Und gib Sonnenſchein und Regen
Sanften Regen, daß die Saat bekleibe [11]).

Das Opfer geſchah und eine zweite Schale ward geleert; die erſte hatte nämlich dem Pergubios gegolten, die zweite galt dem Perkunos; die dritte gehörte dem Ubſing, dem Gotte der Bienen [12]). Während alſo bei den Preußen der Perkunos die erſte Gottheit war, nahm er bei den Letten den zweiten Rang ein, obſchon er auch bei ihnen Gott des Feuers, Gebieter des Donners war. Von ihm hieß es in einem lithauiſchen Volksliede, welches beſingt, wie der Mond um die Sonne freite, aber die Sonne früh aufſtand, und der Mond längere Raſt hielt:

Er irrte darauf einſam,
Gewann Frühröthe lieb,
Das nahm Perkunas übel,
Hieb in zwei Hälften ihn [13]).

Hier erſcheint Perkunas als Mondzertheiler. Sein gewöhnlicheres Wirken iſt das Zerſplittern der Eichen, ſowie es in der „Sonnentochter" heißt:

Es freit der Mond die Sonnentochter.
Der Donnergott ritt als Begleiter
Im Brautgefolge durch die Pforte

Und ſchmetterte die Eiche nieder.
Da ward vom grünen Blut der Eiche
Beſprengt mein Gürtelkleid, mein weißes [14]).

Nach einer Sage nimmt die Göttin Perkuna, die Mutter des Blitzes, den müden und ſtaubiſchen Perkunas in ihrem Bade auf, und läßt ihn des anderen Tages hell und gewaſchen wieder fortgehen. Mone bemerkt in Beziehung hieeauf, daß die wenigen Spuren von Sagen auf den Perun (Perkunos) als Sonnengott gehen [15]). Schäffer ſagt, daß die preußiſchen Schriftſteller, welche von Perkunos' flammengekröntem Haupte erzählen, hierdurch nichts anderes haben ausdrücken wollen, als den rings mit Strahlen und Flammen umgebenen Sol (die Sonne). Nach Frencel's Muthmaßung iſt das Etymon des Namens Perkunos das ebräiſche barak, fulguravit, und davon die Subſtantive barak fulgur, coruscatio, fulgor, ſowie auch die Syrier, Chaldäer, Araber und Äthiopier dieſelbe Wurzel gebraucht haben; kraft dieſes Urſprungs iſt Perkunos alſo Gott des Blitzes und ebenſo des Donners. In der lithauiſchen und preußiſchen Sprache bedeutet Perkunos Donner [16]) Die Moeduinen beten, wenn es donnert: paschangui Porguini pas (erbarme dich, Gott Porguini [17]). Nach Grimm gemahnet Perkun an dieſen morduiniſchen Donnergott Porguini, noch merkwürdiger an einen gothiſchen Ausdruck, der freilich, wie er bei Ulfilas erſcheint, alle Perſonification eingebüßt hätte. Das gothiſche Neutrum fairguni bedeutet Berg, ὄρος. Wie wenn es, fragt Grimm weiter, vorzugsweiſe der Donnersberg geweſen, und ein verlornes Fairguns des Gottes Name wäre? Man dürfte die Bedeutung von fairguni: ſoviel als mons, unverändert behalten, und in das Masculinum Fairguns oder Fairguneis, folglich in Perkunas, den Sinn jenes ἄκριος legen? ein ſchicklicher Beiname für den Donnergott. Auch das althochteutſche virgun, angelſächſiſch firgen, in Zuſammenſetzungen [18]), ohne welche es untergegangen wäre, kann entweder blos den Begriff des Bergigen, Waldigen enthalten, oder auf einen verdunkelten Gottesnamen bezogen werden. Wie es darum ſtehe, daß mit fairguni, virgun, firgen göttlich verehrte Weſen zuſammenhängen, ergibt ſich offenbar aus dem altnordiſchen Fiörgyn, Genitiv Fiörgynjar, worunter in der Edda Thor's Mutter, die Göttin Erde, verſtanden wird; und außer ihr tritt noch ein männlicher Fiörgyn, Genitiv Fiörgyns (in der Snorra-Edda 10. 118) auf, als Vater der Frigg, Odhin's Gemahlin. In allen dieſen Wörtern muß man fairg, firg, fiörg als Wurzel annehmen, nicht abtheilen fair-guni, fir-gun, fiör-gyn. So Grimm [19]). Auch Mone (Angelſächſ. Gloſſen) [20]) bemerkt zu ibices, firgingaetti, d. h. die Gais der Fiörgyn, Thor's Mutter, daher auch ihr Sohn mit Böcken fährt, und der Steinbock ebenfalls Firgiubucca heißt. Der Aufenthalt dieſer Thiere auf hohen Bergen und ihre Schwungkraft gab die nächſte Veranlaſſung, ſie dem Thor beizugeſellen. So Mone. Zwar kann Thor auch blos Berggais bedeuten, aber auch die Berge ſtehen im Zuſammenhange mit dem Donnergotte. Da Gewitteeregen befruchtend ſind, ſo war es ganz natürlich, daß dem Donnergotte Perkunos, ſowie den andern Göttern der Fruchtbarkeit ein Bock als Sinnbild der Fruchtbarkeit geopfert ward, und Thor mit Böcken fährt [21]). Die durch ihr dem Ziegenmeckern und Roſſewiehern ähnliches Geſchrei warme Frühlingswitterung verkündende Heerſchnepfe (scolopax gallinago), welche in der teutſchen Volksſprache Donnersziege, Donnerstagspferd, Himmelsziege genannt wird, heißt im Lettiſchen Pehrkona kasa (Donnerziege) Pehrkona Ahsis (Donnerbock). Simon Grunow, der zum preußiſchen Bockopfer kam, mußte im Namen des Perkunos ſchwören, daß er dem Biſchofe nichts davon verrathen wollte [22]). Bei Neſtor geht Igor, um die Verträge mit Conſtantinopel zu beſchwören, mit den Geſandten auf den Hügel des Perun, und er und ſeine Männer, und ſo viele Ruſſen Heiden waren, leiſteten daſelbſt den Eid [23]). Perkunos oder in ruſſiſcher Na-

11) Ein ähnliches Gebet an den Donnerer findet ſich in dem Werkchen: über die Ehſten und ihren Aberglauben. 12) Merkel, Die Vorzeit Liolands. S. 168. 169. 13) Volkslied bei Theodor Narbut, Dzieje starozytne narodu Litewskiego. 1. Th. Wilna, und daraus in Überſetzung in den Blättern für literariſche Unterhaltung. 1836. Nr. 3. S. 12. 14) Über die Dainos oder Volkslieder der Lithauer im Ausland. 5. Nov. 1839. S. 1234. 15) Mone, Geſch. des Heidenthums im nördlichen Europa. 1. Th. S. 152. 16) *Frencel*, De Diis Soraborum et al. Slav. bei *Hoffmann*, Rer. Lusat. Script. T. I. p. 170, mit Bezugnahme auf *Hartknoch*, Dissert. 7. p. 150. 17) *Georgi*, Description I, 641, vergl. Grimm, Teutſche Mythologie. S. 18.

18) So angelſächſiſch firgenholt, Bergwald, firgenbēám, der Waldbaum, firgenstrēám, der Waldſtrom, firgenbucca, der Steinbock, firgengât, der junge Steinbock. 19) Teutſche Mythologie. S. 117. 20) Anzeiger für Kunde der teutſchen Vorzeit. 7. Jahrg. 1838. 21) ſ. Allgem. Enc. d. W. u. K. 3. Sect. 6. Th. S. 111—113. 8. Th. S. 233. 22) ſ. *Hartknoch* p. 176 und daraus *Frencel* p. 195. 23) ſ. Neſtor's ruſſ. Annalen in ihrem ſlaw. Urſpr. u. überſ. v. A. L. v. Schlözer. 4. Th. S. 99.

menſform Perun, war aller Wahrſcheinlichkeit nach darum Gott des Eides, weil es der Höchſte war, und zugleich die höchſte und augenblicklichſte Macht hatte, die Eidbrüchigen zu ſtrafen, nämlich den alles zerſchmetternden Blitzſtrahl. Der Hederich heißt bei den Letten Pehrkones. (*Ferdinand Wachter.*)

PERKUPA, ein mehren adeligen Familien gehöriges großes Dorf im unteren Gerichtsſtuhle, der tornaer Geſpanſchaft im Kreiſe dießſeit der Theiß Oberungarns, am rechten Ufer des in den Sagó ſich ergießenden Bodvafluſſes in gebirgiger Gegend gelegen nach Szegliget (Biſthum Roſenau) eingepfarrt, mit 122 Häuſern, 953 meiſt magyariſchen Einwohnern, die ſich vom Feldbaue ernähren (601 Reformirte, 348 Katholiken und vier Juden), einer katholiſchen Filialkirche, einer eigenen Pfarre, Schule und einem Bethauſe der evangeliſch-helvetiſchen Confeſſion *). (*G. F. Schreiner.*)

Perl, ſ. Perlschrift.

PERLA, eine von Geoffroy (hist. abrég. des Insectes, q. s. trouv. aux envir. de Paris 4. 1762. Vol. II. p. 229) aufgeſtellte, auf Phryganea bicaudata *Linn.* und Phryg. nebulosa *Linn.* gegründete Gattung der Insecta Neuroptera, welche Linné auch ſpäterhin nicht annahm, obwol ſie hinreichend von Phryganea in allen Lebensſtadien verſchieden iſt. Fabricius erkannte dieſe Differenz mehrer von Linné zu Phryganea gezogenen Arten zwar, aber er bildete aus allen, mit wahrhaften hornigen Oberkiefern und beſtimmten, von der Unterlippe getrennten Unterkiefern verſehenen Arten dieſer Gattung Linné's, ein einziges Genus, welches allerdings einen viel weiteren Umfang hatte als die Geoffroy'ſche Gattung und deshalb wol einen neuen Namen bekommen durfte. Er nannte dies Genus Semblis und unterdrückte Geoffroy's Perla ganz. Aus der mangelhaften Theilnahme, welche die Gruppe der Neuropteren überhaupt fand, iſt es erklärlich, wie dieſe von Fabricius gleich Anfangs (1775) aufgeſtellte Gattung bis auf Latreille's Zeit unverändert bleiben konnte. In der hist. natur. des Crust. et des Insectes (Paris 1803—5) löſte Letzterer die Fabricius'ſche Gattung zuerſt in mehre Genera auf und vertheilte dieſelben mit Recht ſogar in verſchiedene Familien. Drei dieſer neuen Gattungen: Chauliodes, Corydalis und Sialis verband er mit den Florfliegen (Hemerobius *Linn.*) zu einer Familie, aus den beiden andern: Perla und Nemura, errichtete er die beſondere Familie Perlariae. So war denn der Gattungsname Semblis ganz weggefallen, und derſelbe Vorwurf, den man Fabricius machen konnte, eine ſchon vorhandene generiſche Benennung abſichtlich nicht gebraucht zu haben, auch auf Latreille ausdehnbar, indem er die ältere Fabricius'ſche Benennung ganz überging. Freilich blieb es fraglich, welche der fünf Gattungen den Namen Semblis erhalten ſollte, allein Fabricius' Gattungsbeſchreibung in den generib. Insector. zeigt deutlich, daß er den Hemerobius lutarius Linné's (Hemerob. aquaticus *Geoffr.*), als Haupttypus ſeiner Gattung Semblis anſah, und dieſem hätte alſo Latreille den alten Namen Semblis laſſen müſſen, ſeine eigene ſpäter erfundene Benennung Sialis aber unterdrücken. Indeſſen verſchwand von dieſer Zeit der Gattungsname Semblis ganz bei den Franzoſen; während man in Teutſchland ihn für diejenigen Gattungen beibehielt, welche den Inhalt der Familie Perlariae ausmachen. Eine ſolche Entſcheidung war freilich ebenfalls ungerecht, denn in dieſem Fall blieb der Name Perla unbenutzt, da er doch für die Perlariae entſchieden der ältere war. Ich habe daher in meinem Handbuch der Entomologie (2. Bd. S. 873) vorgeſchlagen, von den beiden Gattungen, in welche Latreille die Familie Perlariae getheilt hat, die eine Semblis, die andere Perla zu nennen; und zwar Latreille's Gattung Nemura in Semblis umzutaufen, weil dieſer Gattungsname nicht ganz ſprachrichtig gebildet ſei, auch für die ganze Familie den Namen Semblodea einzuführen; allein dieſer Vorſchlag hat nicht den Beifall des ſpäteren Bearbeiters der ganzen Familie erhalten, vielmehr hat derſelbe ſich ganz auf Latreille's Seite geſchlagen und den Namen Semblis völlig unterdrückt. Dieſes Verfahren iſt offenbar eine ebenſo unverdiente Geringſchätzung des Fabricius, als ungerechte Bevorzugung des Latreille, weßhalb ich bei meiner früheren Meinung beharren muß; oder in ſofern dieſelbe mehr ein Auskunftsmittel als eine in ſich nothwendige iſt, der von Latreille benannten Gattung Sialis ihren älteſten erſten Gattungsnamen Semblis zuertheile, den Gattungsnamen Sialis aber unterdrücke. Dieſen letzteren Ausweg ſchlug ich damals nicht ein, weil es üblich iſt, der größeren Menge von Arten den alten Gattungsnamen zu laſſen, und die Gattung Sialis *Latr.* nur aus zwei Arten beſteht, während zahlreiche Nemura- und Perla-Arten bekannt ſind. Der zuvor erwähnte jüngſte Monograph iſt übrigens F. J. Pictet, deſſen im vorigen Jahre begonnene Hist. nat. des Insectes Neuroptères (Genève. av. fig.) im erſten Abſchnitt die Sembloden oder Perliden behandelt, nachdem derſelbe ſchon früher eine Monographie dieſer Familie in den annales des scienc. natur. (T. 26 u. 28. anc. série) mitgetheilt hatte. Da dieſe neueſte Arbeit aber zur Zeit noch nicht beendet iſt, ſo ſcheint es mir unangemeſſen, die vorliegenden Reſultate derſelben ſchon jetzt mittheilen zu wollen, ich verweiſe daher meine Leſer über die Organiſationsverhältniſſe der Perlariae auf den ſpäter zu liefernden Artikel Semblodea, in welchem ich alsdann die Naturgeſchichte der ganzen Gruppe im Zuſammenhange ſchildern werde, bis dahin die in meinem Handbuche der Entomologie a. a. O. niedergelegten Reſultate als genügend bezeichnend. (*Burmeister.*)

PERLA (Bagno della-,) ein Mineralbad im Gebiete von Pomarance in Compartimento von Piſa des Großherzogthums Toscana, am rechten Ufer des Poſſera-Wildbaches, der ſich linksuferig in die Cecina ergießt, in einer an Mineralquellen reichen Gegend, denn das Bagno a Morba iſt nur ¼ Meile und die Bagni di S. Michele ſind nicht weit entfernt. Aus einer Spalte entſpringt zwiſchen zwei Kalkfelſenmaſſen eine Waſſerader, die nach Schwefel riecht, klar, von ſäuerlichem Geſchmacke,

*) ſ. *Ludovici Nagy*, Notitiae geographico-statisticae regni Hungariae etc. (Budae 1828.) Pars I. p. 393.

Digitized by Google

und 32° Reaum. warm iſt. Ringsum erkennt man noch einige Überreſte eines gemauerten Beckens, in das er ſich in früheren Zeiten ergoß. Ungefähr zehn Ellen tiefer entſpringt ein zweiter Quell, der auch heißes Waſſer führt, das ſtets ein milchweißes Wölkchen in der Mitte zeigt und die Pflanzen, welche es berührt, incruſtirt. Man rühmt daſſelbe in vielen auch hartnäckigen Krankheiten *). (*G. F. Schreiner.*)

Perladmiral, ſ. Admiral.

PERLAK, ſlawiſch Prelok, ein der gräflichen Familie Feſtetics gehöriger bedeutender Marktflecken im muraközer Gerichtsſtuhle der ſzalader Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Donau Niederungarns, mit 312 Häuſern, 2311 meiſt kroatiſchen Einwohnern, welche bis auf 12 Juden ſämmtlich Katholiken ſind, einer eigenen alten katholiſchen Pfarre, welche zum campeſtrer Vice-Archidiakonatsdiſtricte des agramer Bisthums gehört und 3242 Pfarrkinder zählt, einer dem heiligen Jacob geweihten katholiſchen Kirche, einer Schule, bedeutenden Maulbeerpflanzungen und Seidenbau. (*G. F. Schreiner.*)

Perlaloë iſt Aloë margaritifera *Lin.*

PERLANA, ein Wildbach, der unter heftigem Getöſe von der Höhe jener erhabenen Berge ſich herabwirft, welche die ſchöne Tramezzina nordwärts einſchließen. Er kommt aus dem Thale Intelvi herab und hat ſeine Mündung auf der Weſtſeite des Comerſees, zunächſt Balbiano, einer einſchichtigen Villa der Commune Oſſuccio, im Diſtricte IV. von Menaggio der Provinz Como, in der öſterreichiſchen Lombardei. Der Fall, den die Perlana bildet, iſt nicht durch ſeine Höhe oder durch die Waſſermenge, als vielmehr durch die vielen kleinen Einfälle anderer Bäche, die ſich mit ihr vereinigen, intereſſant, indem dieſe mitunter höchſt maleriſch ſind. Merkwürdig iſt die Verheerung, welche der Gießbach in jener Kalkwand angerichtet hat, durch die er ſich ſein gegenwärtiges Bette gebrochen. Es geht die Sage, daß derſelbe einſt an Malghiſio vorübergefloſſen ſei und ſich bei Lenno in den See geſtürzt habe. (*G. F. Schreiner.*)

Perlaria *Heist.* iſt Aegilops.

Perlarius *Rumph.* iſt Dartus.

PERLASCHE †), wird die beſte Sorte käuflicher Pottaſche genannt, welche ſich durch ihre weiße, etwas in das Bläuliche ziehende Farbe auszeichnet (m. vergl. d. Art. Pottasche). (*Döbereiner.*)

PERLASZVÁROS, ein überaus großes, zum teutſch banatiſchen Grenzregimentsbezirke gehöriges Dorf im temesvarer Generalate der ungariſchen-banatiſchen Militairgrenze, in der großen oder untern ungariſchen Ebene, oſtwärts von Tittel, am linken Ufer des Begafluſſes, in ſumpfiger Gegend gelegen, von Teutſchen und Walachen bewohnt, mit 561 Häuſern, 3679 Einwohnern (2932 nicht unirte Griechen, 742 Katholiken und 5 Juden) einer eigenen katholiſchen Pfarre des cſanader Bisthums, einer Pfarre der nicht unirten Griechen, einer katholiſchen und einer griechiſchen Kirche, Schule und einigen Wirthshäuſern und neun Roßmühlen. (*G. F. Schreiner.*)

Perlata *Latr.* *) (Perlmutterfalter), ſ. Argynnis und Cethosia.

PERLBIRNE (kleine Blanketbirne. Petit Blanquet. Petit à la Perle (Pomol.), kleine Birne, mit heller, glatter, gelblicher, an der Sonnenſeite zuweilen braunröthlicher Schale, weißem, ziemlich feinem, doch nicht ſehr ſaftigem Fleiſche und von angenehmem etwas muskirtem Geſchmack; ſie iſt nicht ſehr haltbar und reift ſchon im Juli und Auguſt. (*William Löbe.*)

PERLBLÄSER heißen die Verfertiger der Glasperlen, ſ. Perlen (künſtliche). (*Karmarsch.*)

PERLBOHRER, ein kleiner Drillbohrer, womit die Löcher in die Perlen gebohrt werden, ſofern letztere zum Aufreihen auf Fäden beſtimmt ſind. (*Karmarsch.*)

PERLBRANNTWEIN, Schaumbranntwein, wird (zum Unterſchiede von dem etwas ſchwächern Schankbranntwein) der gute Trinkbranntwein genannt, welcher 19 bis 21° am Baumé'ſchen Aräometer oder 47 bis 53 Procent nach Tralles zeigt, und die Eigenſchaft hat, beim raſchen Eingießen, ſowie beim Schütteln eine Menge kleiner Luftbläschen (Perlen) zu bilden. Dieſes Perlenwerfen oder Schäumen gibt ein empiriſches (aber keineswegs ganz zuverläſſiges) Kennzeichen für die Stärke des Branntweins ab, und man ſchätzt dieſen letzteren deſto höher, je länger der Schaum anhält. (*Karmarsch.*)

PERLCANTILLE, eine Gattung Cantille oder Bouillon (nämlich auf einer Drahtſpindel ſchraubenartig zu einem Röhrchen gewundener Golddraht), welche ſich von anderen Sorten der Cantillen dadurch unterſcheidet, daß ſie aus halbrundem Drahte gemacht iſt; ſie wird von Goldſtickern gebraucht. (*Karmarsch.*)

Perldruck ſ. Perlschrift.

PERLEBERG, Hauptſtadt des Kreiſes Weſtpriegnitz, Regierungsbezirkes Potsdam, Provinz Brandenburg, liegt an der Stepenitz, zwei Meilen oberhalb ihres Einfluſſes in die Elbe. Die Stadt iſt ſehr alt und war früher als Hauptſtadt der Priegnitz bedeutend und durch ihre ſtädtiſchen Rechte, ſowie durch ihre angeſehenen patriciſchen Familien ausgezeichnet. Auch war ſie eine Zeit lang der Sitz der Quitzows und der Winterfelds. Im J. 1638 wurde ſie von den Kaiſerlichen faſt gänzlich zerſtört. Jetzt zählt ſie 3200 Einwohner, welche Cichorienfabriken, Tuchfabriken, Leinweberei und Bierbrauerei betreiben. (*A. Keber.*)

PERLEBIA. So nannte zuerſt Martius nach dem Profeſſor der Naturgeſchichte zu Freiburg im Breisgau K. J. Perleb eine Pflanzengattung, welche aber mit Caulotretus *Rich.* (einer Untergattung von Bauhinia) im Weſentlichen übereinſtimmt. Die von Candolle aufgeſtellte Gattung Perlebia (Coll. des Mém. V. p. 67) hat dieſer ſelbſt ſpäter Colladonia benannt, indem er irriger Weiſe Colladonia *Spr.* mit Palicourea vereinigt. Hiernach iſt Perlebia *Cand.* beizubehalten. Dieſe

*) ſ. D. *Giov. Targioni-Tozzetti*, Relazioni d'alcuni viaggi fatti in diverse parti della Toscana etc. (In Firenze 1751.) T. II. p. 417.

†) Die Compoſita, welche man nicht unter Perl— findet, ſuche man unter Perlen.

*) Familles naturelles du règne animal. p. 312.

Digitized by Google

Gattung gehört zu der zweiten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe und zu der Gruppe der Smyrnieen der natürlichen Familie der Umbelliferae. Char. Gemeinſchaftliche und beſondere Doldenhüllen beſtehen aus mehren ganzrandigen Blättchen; der Kelch iſt ganzrandig, die fünf Corollenblättchen ſind oval, ganzrandig, an der Spitze eingerollt; die Frucht iſt ſeitlich zuſammengedrückt, auf dem Rücken mit fünf häutigen Flügeln und dazwiſchen liegenden breiten Vertiefungen, in deren jeder ein Saftſtriemen verläuft, verſehen; die ſchmale Nahtfläche hat zwei Saftſtriemen; der Eiweißkörper iſt eingerollt. Die einzige Art, P. triquetra * (Colladonia triquetra *Cand.* prodr. IV. p. 240. Cachrys triquetra *Spr.* in *Römer* et *Schultes* syst. veg. VI. p. 443. Laserpitium triquetrum *Ventenat* hort. Cels. t. 97) iſt ein bei Conſtantinopel wachſendes, unbehaartes, perennirendes Kraut, mit gegen drei Fuß hohem, ſcharf dreikantigem, zuletzt faſt ſpiralförmig zuſammengerolltem Stengel, herablaufend gefiederten Blättern, deren Fetzen eiförmig, ſtumpf ſind, und gelben Blüthen. (*A. Sprengel.*)

PERLEDO, großes Gemeindedorf des Diſtrictes Introbbio der lombardiſchen Provinz Como, zehn Miglien nordweſtwärts von Lecco entfernt, im Gebirge gelegen, mit einer eigenen katholiſchen Pfarre, einer dem heil. Lorenzo geweihten Kirche, zehn dazu gehörigen Abtheilungen (Frazioni), einer Schule, Gemeindedeputation und Schulenoberaufſicht. (*G. F. Schreiner.*)

PERLEN, kugelförmige Körper, die zum Putz von den verſchiedenſten Völkern ſeit ſehr entlegenen Zeiten verwendet worden ſind, und zunächſt in natürliche und künſtliche zerfallen. Die natürlichen Perlen erſcheinen uns in zoologiſcher Hinſicht als Körper von ſehr veränderlicher Geſtalt und Größe, die ſich nur in gewiſſen beſchalten Weichthieren finden, in der Regel zwar der Schale anhängen, und eigentlich nur eine Veränderung krankhafter und ungewöhnlicher Art derſelben ſind, indeſſen auch in den weichen Theilen des Thieres vorkommen können. Da, wie weiter unten zu zeigen iſt, die Perle der Weichthiere ganz identiſch iſt mit dem Stoffe, welcher als ſogenannte Perlmutter das Innere der meiſten Schnecken und Muſcheln auskleidet, ſo iſt auch anzunehmen, daß die meiſten der beſchalten Weichthiere Perlen hervorzubringen im Stande ſein dürften, und wirklich findet man dergleichen bisweilen auch in den Einſchaligen, z. B. den Gattungen Patella, Fissurella, Haliotis, ſogar in Anomia, und in ſeltenen Fällen auch an dem Mundſaume einiger großen Arten von Kreiſelſchnecken. Im Allgemeinen ſind aber nur die Zweiſchaligen dieſer eigenthümlichen Umbildung ihrer Perlmutterſchichten ausgeſetzt, und unter ihnen wiederum diejenigen am meiſten, deren Schalen von anſehnlicherem Gewicht und Dicke ſind. In der Familie der Mytilaceen kommen Perlenbildungen am häufigſten vor, und zwar ebenſo in ſolchen Arten, welche nur im Meere, als in andern, welche nur in Süßwäſſern gefunden werden, in Unio, Anodonta, Mytilus und zumal Avicula. Eine Art der letzten Gattung: A. margaritifera *Brug.* (Mytilus margaritaceus *L.* Meleagrinae sp. *Lamk.*) liefert die orientaliſchen (perſiſchen) Perlen, andere dieſer entweder ſehr verwandte, oder mit ihr identiſche Arten, geben die Perlen von Panamá, den Inſeln des großen Oceans, den Küſten von Japan, der Inſel Ceylon. Über die Entſtehungsart der Perlen haben von jeher die abweichendſten Anſichten geherrſcht. Manche ſind im höchſten Grade ſonderbar, doch mag ebendieſes Entſchuldigung finden, wenn man ſich erinnert, daß man überhaupt nur in den neueſten Zeiten erſt zu einem richtigen Verſtändniß des Wachsthums der Molluskenſchalen gelangt iſt. Plinius und Dioscorides meinten, Perlen entſtänden aus Thautropſen, welche zufällig in eine geöffnete Muſchel fielen. Athenäus vergleicht die Perlen mit den Hydatiden anderer Thiere, und meinte, ſie könnten ſich nur im Fleiſche der Mollusken bilden. Samuel Dale ſah ſie an als Abſonderungen den Harnſteinen analog. Der Wahrheit näher kam Stheno, indem er die Perle von dem Verſuche des Weichthieres herleitete, zwiſchen den Mantel gerathene eckige Körper durch Umkleidung unſchädlich zu machen, und Valentin, welcher die Perlen für verhärtete Eier nahm. Da Perlen ebenſo, wenn auch ungleich ſeltener, im weichen Körper der Muſchelthiere freiliegend gefunden werden als feſtſitzend an der inneren Seite der Schale, ſo iſt jedenfalls die Urſache ihrer Entſtehung dieſelbe, wenn auch im Bildungshergange einige unbedeutende Verſchiedenheiten eintreten. An jeder regelmäßig gebildeten Perle iſt auf dem horizontalen Durchſchnitte leicht zu erkennen, daß ſie aus einer großen Anzahl ſehr dünner Schichten beſteht, die ſich concentriſch bedecken[1]), und die in dieſem Falle nicht ſelten einen ſehr kleinen härteren, im Mittelpunkte gelegenen Körper einſchließen, der allerdings verſchieden erſcheint von ſeinen Hüllen. Dieſe Schichten beſtehen aus derſelben Subſtanz, die als Perlmutter bekannt, das Innere der Muſcheln auskleidet, und die oberſte Lage jener in thieriſchen Schleim eingehüllten Kalktheilchen ausmacht, welche aus dem Mantel des Weichthieres ausgeſondert und über einander abgelagert werden, und hierdurch die Verdickung der Muſchel oder des Schneckenhauſes hervorbringen, während durch Ablagerung über die alten Ränder hinaus Vergrößerung des Umfangs oder, bei Schnecken, Verlängerung der Windungen geſchieht. Als Unterſchied zwiſchen dieſer innerſten Schicht und den älteren, nach Außen gelegenen zeigt ſich aber das Phänomen des Iridiſirens, welches die Perlmutter vorzugsweiſe zu Zierathen anwendbar macht, und zu Folge der ſchönen Unterſuchungen Brewſter's dadurch entſteht, daß zwiſchen den Kalktheilchen kleine Zwiſchenräume bleiben, in welchen die Lichtſtrahlen vor der Refraction zerlegt werden. Perlen beſtehen ganz aus demſelben Stoffe, welcher die Perlmutter ausmacht, und ſind folglich Product derſelben Organe, welche die letztere ausſondern und ablagern auf dem Inneren der Schale. Das chemiſche Verhalten beider iſt ſich im Übrigen völlig gleich. Allein während die Perlmutter in Folge eines unabweislichen organiſchen Herganges ſich bildet und

1) Sie ſind vergrößert abgebildet von Sir Ever. Home (in Philos. Transact. for 1826. III. t. XIII. fig. 5. 6.

an beſtimmten Orten ſich anſetzt, iſt die Verwendung desſelben Stoffes zur Erzeugung der Perle zwar wol kein krankhafter, aber auch kein urſprünglich nothwendiger Proceß. Die alte Anſicht Stheno's hat durch die Unterſuchungen unſerer Zeit Beſtätigung erhalten, denn ohne Gewaltthätigkeit, ſie beſtehe nun in einer äußeren Verletzung oder im Hineinfallen eines fremden Körpers, bildet ſich auf der inneren Seite der Schale keine Perle. Man bemerkt mit Leichtigkeit bei Unterſuchung vieler Schalen, zumal der Seeohren, daß an allen Stellen, wo während des Lebens des Thieres eine große Reibung ſtattgefunden, z. B. in der Gegend der Muskeleindrücke, Ungleichheiten der Perlmutterſchicht entſtanden ſind, die oft wie aneinandergereihte Blaſen erſcheinen. Wo eine Muſchel durch äußere Gewalt eingedrückt worden, vielleicht gar Subſtanzverluſt entſtanden iſt, bildet ſich durch ungleiche Ablagerung des aus dem Mantel abgeſonderten Kalkes leicht eine Halbkugel, oder doch eine blaſenförmige Auftreibung. Vom Zufalle allein hängt es ab, welche Geſtalt die letztere haben ſolle; eine ſolche kann ſogar geſtielt ſein, ſowie denn die ſogenannten Barockperlen faſt alle möglichen Abänderungen von der Kugelform und die größten Unregelmäßigkeiten zeigen. Wie auch Blainville ſchon bemerkt, kann man daher die Perle nicht mit einem Auswuchſe des thieriſchen oder pflanzlichen Körpers verwechſeln, denn dieſer nimmt allein zu durch Intusſusception, jene aber durch Ablagerung auf der Oberfläche. Redi, Bournon, zumal aber Home [2]) beobachteten eine andere Art von Perlen, die ſich beſonders im weichen Körper, vorzüglich zwiſchen den Falten des Mantels oder den Kiemenblättern finden, nicht angewachſen und gemeinlich kugelrund und ziemlich klein ſind. Solche können nun nicht auf dieſelbe Art entſtehen wie die an der Schale feſtſitzenden, die entweder als Ausbeſſerungsverſuche einer entſtandenen Öffnung, oder als mechaniſche Ungleichheiten gelten müſſen. Vielmehr iſt hier anzunehmen, daß fremde Körper haben ſollen beſeitigt werden. Als ſolche ſieht man Sandkörner an, Home aber die nicht zur Entwickelung gelangten Eier. Bei Unterſuchung großer Süßwaſſermuſcheln fand dieſer verdiente Anatom nicht ſelten ſogenannten Perlſamen, d. h. Perlen von der Größe eines Stecknadelsknopfes, jedoch immer im Eierſtocke oder doch an der dieſem nächſtgelegenen Stelle der Schale, eine Entdeckung, die ſchon anderthalb Jahrhunderte früher [3]) gemacht, aber überſehen worden war. Dergleichen Perlen werden keinen Stiel haben können und ſind von vorzüglich regelmäßiger Form, aber niemals von anſehnlicher Größe. Endlich iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß eine dritte Art von Perlen entſtehen könne, die zwar ebenfalls frei im Körper des Weichthieres liegt, allein von der ſchon beſchriebenen ſich dadurch weſentlich unterſcheidet, daß ſie nicht um einen fremden Kern ſich bildet, nie ein Zeichen früher da geweſener Anheftung darbietet. Man muß hier annehmen, daß Extravaſate des Perlmutterſtoffes, ſei es im Mantel oder nur am Rande deſſelben, möglich ſind, welche entweder durch Krankheit oder durch einen äußeren Reiz hervorgebracht werden. Die künſtliche Erzeugung der Muſchelperlen iſt mehrfach verſucht worden. Linné durchbohrte die Schalen der ſchwediſchen Unionen und erhielt wenigſtens unregelmäßig geformte Perlen durch das Beſtreben des Weichthieres, die ſeiner Schale zugefügten Verletzungen wieder auszubeſſern. Die einer ſolchen Behandlung unterworfenen Unionen mußten in reinem Waſſer gehalten und reichlich ernährt werden, und Anfangs machte die ſchwediſche Regierung aus der Erfindung ein Geheimniß, welche zunächſt Linné's Erhebung in den Adelſtand veranlaßt haben ſoll. Der Erfolg entſprach aber durchaus nicht der Erwartung, und regelmäßig geformte Perlen wurden ſo ſelten auf dieſem Wege erzeugt, daß die Koſten des Unternehmens ungedeckt blieben und man gezwungen war es aufzugeben. In Oſtindien ſcheint man ſchon ſeit älteren Zeiten daſſelbe oder ein ähnliches Verfahren gekannt und befolgt zu haben. In verſchiedenen Sammlungen befinden ſich Schalen der echten Perlmuſchel, welche der Länge nach mit einem durch zwei Löcher eintretenden Kupferdrahte durchzogen ſind, in deſſen Nähe ſich Unebenheiten gebildet haben, und vielleicht Perlen angeſetzt haben würden. Faujas St. Fond ſah in London eine chineſiſche Flußmuſchel, welche von einem äußerlich umgenieteten Draht durchbohrt war, auf deſſen innerer Spitze eine Perle ſich angeſetzt hatte. Brouſſonet erzählt, auf glaubwürdige Ausſagen fußend, daß man in Finnland Perlen erlangte, indem man ſphäriſche Stückchen Perlmutter einer lebenden Muſchel unter den Mantel ſchob, und an dieſer Stelle die vorhandene Perlmutter der Schale abkratzte. In Aſien ſoll man bisweilen kleine Kunſtwerke in lebende Muſcheln legen, damit dieſe mit Perlmutter bekleidet werden mögen [4]). — Die **Perlfiſcherei** iſt für manche Länder ein wichtiger Zweig der Betriebſamkeit. Mit Erfolge wird ſie, ſoweit ſie ſich mit der echten Perlmuſchel (Avicula margaritifera *Brug*. und verwandte jedoch unbekannte Arten derſelben Gattung) beſchäftigt, in den tropiſchen Meeren von Aſien, Polyneſien und Amerika betrieben, jedoch ſtets nur auf beſchränktem Gebiete. Über die Perlfiſcherei um die Inſel Barein, im Golf von Perſien und im rothen Meer, bei der Stadt Katif, an der Küſte des glücklichen Arabiens, iſt wenig bekannt. An den Küſten von Ceylon wird ſie ſeit unbekannten Zeiten ſyſtematiſch betrieben, hauptſächlich auf den großen Bänken, die ſich um Arippo, Condaatchy und Pomarippo finden. Obgleich die Muſcheln nur einer Species angehören, ſo erhalten ſie doch durch Beſchaffenheit des Bodens, auf welchem ſie ſitzen, ſowie durch den Überzug mit Zoophyten ein mannichfaches Anſehen, und daher von den Fiſchern verſchiedene Namen. Auf einer der Perlmuſchelbänke ſind die Muſcheln häufig mit ſehr großen, becherförmigen Spongien überwachſen, an anderen Orten bilden ſie die Träger von Corallenſtäm

2) l. c. p. 338. 3) In den norwegiſchen Flußmuſcheln fand Chriſtoph Sand, laut ſeiner Briefe vom 1. Dec. 1673 und 27. Febr. 1674 Eier in Perlen verwandelt (Phil. Trans. l. c. p. 340).

4) Blainville im Dict. Scienc. natur. XXXVIII. 505. Ältere Anſichten über dieſen Gegenſtand finden ſich in Eberhardt Abhandlung über den Urſprung der Perlen (Halle 1757). Vergl. auch Hauff, Margaritologie (München 1796).

Digitized by Google

men, von welchen ſie an Gewicht um das Fünffache übertroffen werden. Der Umfang der Schalen beträgt dort gewöhnlich 9½ Zoll engl. Die Muſcheln befeſtigen ſich an den Boden mittels eines feinen und langen Byſſus, allein der Wellenſchlag während der Monſoons iſt heftig genug, um ſie in Menge abzureißen und große Veränderungen in der Lage der Bänke hervorzubringen. Im Ganzen ſchreiben die Taucher dort der Perlenmuſchel nur eine ſiebenjährige Lebensdauer zu, denn es finden ſich außerordentliche Mengen von leeren Schalen zu Bänken aufgehäuft. Nach der Anſicht jener Cingaleſen ſind die Perlen ſelbſt krankhafte Erzeugniſſe des Thieres. Wäre dem wirklich ſo, ſo müßte die Krankheit eine ſehr verbreitete ſein, indem keine Muſchel ohne eine große Zahl von feinen Körnern, als Anfängen künftiger Perlen, gefunden wird. Die reifen Perlen liegen immer gegen den vorderen Winkel der Schale in der Nähe des Schloſſes, wo das Thier am meiſten fleiſchig und dick iſt; bisweilen hat man ſchon 150 Stück aus einer Muſchel genommen, während man freilich Hunderte öffnen kann, ohne eine einzige werthvolle Perle zu entdecken. Vollkommene ſind glänzend weiß; in ſehr ſeltenen Fällen hat man carmoiſinrothe oder ſchwarze gefunden. Vor Beginn der eigentlichen Fiſcherei werden die Bänke unterſucht, und zwar gegen Ende Octobers in der kurzen Zeit guten Wetters zwiſchen dem Aufhören des SW. Mouſoons und dem Eintritte des NO. Mouſoons. Neun Bote, jedes mit zehn Seeleuten und zwei Tauchern, ſegeln unter Aufſicht des Commiſſairs der britiſchen Regierung nach den Bänken. Die Unterſuchung leitet ein eingeborner Pilot (Aripanaar), deſſen Kenntniß und Geſchäft vom Vater auf Sohn vererben. Die Taucher unterſuchen die Lage der Bank, und wenn 1000 der verſuchsweiſe heraufgebrachten Muſcheln, Perlen zum Werthe von drei Pf. Sterling enthalten, ſo wird die Bank für paßlich zur regelmäßigen Ausbeutung erklärt. Iſt die Zahl junger und unreifer Muſcheln unter jenem Tauſend ſehr groß, ſo wird, ungeachlet der Gewinn der Probe die angegebene Höhe erreicht haben mag, die Fiſcherei auf die Zukunft verſchoben, damit jede unnöthige Verringerung des Muſchelbeſtandes möglichſt vermieden werde. Das Reſultat der Unterſuchung in den verſchiedenen Revieren wurde ehedem bekannt gemacht, und von der Regierung die Fiſcherei an den Meiſtbietenden verpachtet, allein ſie zieht es ungefähr ſeit d. J. 1830 vor, durch eigene Bote und Taucher die Muſcheln fiſchen zu laſſen, und dieſe dann tauſendweis zu verſteigern. Der Ertrag dieſes Monopols iſt höchſtens 200,000 Pf. Sterling jährlich geweſen, hat aber oft kaum den vierten Theil dieſer Summe ausgemacht. Im J. 1832 gewann die Regierung nur 25,000 Pf. Sterling reinen Ertrag, da nach uraltem Herkommen der vierte Theil des ganzen Fanges an die Eigener der Böte, ihre Bemannung, Taucher ꝛc. abgetreten werden mußte[5]). Die 14 Muſchelbänke liegen im Golfe von Manaar und ſind von N. — S. etwa 30 engliſche Meilen lang, 24 engliſche Meilen breit. Die größte iſt 10 engliſche Meilen lang, 2 engliſche Meilen breit; die übrigen ſind alle weit kleiner, manche ſind kaum einträglich und ſelten kann man mehr als drei Bänke auf einmal in derſelben Periode abfiſchen laſſen. Die Muſcheln liegen da entweder verſtreut auf dem ebenen Sandboden des Meeres, oder ſie machen Erhöhungen aus, indem die Jüngeren auf den Abgeſtorbenen feſtſitzen, wol auch Corallen zur Unterlage haben. Die Tiefe des Waſſers beträgt an ſolchen Stellen 18 — 90 Fuß; am Geeignetſten für die Muſcheln ſcheint eine Tiefe von 6—8 Klaſtern. Dieſe Verſchiedenheiten ſind für den Fang von ſolcher Wichtigkeit, daß man über die ganze Bank geankerte Buoys anbringt, und ein kleines Kriegsſchiff dort ſtationirt, theils um dieſe Signale zu beſchützen, theils um die Bote zu leiten. Ein jedes Signal beſteht aus einem dreieckigen Floß, welches verſchiedenfarbige und bedeutſame Flaggen, ſowie ein Buch trägt, mit genauer Beſchreibung der nächſtliegenden Gegend der Bank, ihrer Muſcheln, der Menge und Beſchaffenheit der letzteren. Nach allen dieſen Vorbereitungen verſammelt ſich um den 20. Februar in der Bai von Condaatchy die Perlfiſcherflotte, die man zwar gewöhnlich die ceyloner nennt, die aber ſonderbar genug, meiſt nur aus Fahrzeugen beſteht, die ebenſo wie ihre Bemannung der Küſte von Coromandel angehören. Ihre Zahl iſt bedeutend, denn im J. 1833 beſtand die ganze Flotte aus 125 Boten mit 1250 Tauchern, ohne die gewöhulichen Seeleute. Von dieſen gehörten nur 150 der Inſel Ceylon an[6]). Jedes dieſer Boote hat ungefähr eine Tonne Gehalt, 45 Fuß in der Länge, 7—8 in der Breite, 3 Fuß Tiefe, und zieht bei mittelmäßiger Belaſtung nicht mehr als 8—10 Zoll Waſſer. Eine wenigſtündige Fahrt bringt dieſe genau beaufſichtigten und numerirten Bote nach der Bank, wo jedes ſeine Station einnimmt, und ſchon gegen 6 Uhr Morgens beginnt das Tauchen. Die Taucher geben vermittels eines ſchweren Steines, der durch ein Seil mit dem Bote zuſammenhängt, ſchnell auf den Boden hinab, werfen ſich dort platt nieder und reißen alles ab, was in den Bereich ihrer Hände kommt. Sie füllen einen nebenſtehenden, gleichfalls aufziehbaren Korb mit möglichſter Schnelle, geben mittels eines Seiles ein Signal und ſteigen nach ein bis anderthalb Minuten Aufenthalt unter dem Waſſer wieder empor. So groß iſt aber die Gewöhnung dieſer Menſchen, daß ſie zwar ohne einen Zwiſchenraum ruhigen Athmens nicht wieder tauchen können, aber ſelten in das Boot ſteigen, ſondern ſchwimmend ausruhen, und ſomit den ganzen Tag im Waſſer zubringen. Außer den gewöhnlichen Gefahren des häufigen Untertauchens für die Geſundheit werden die Taucher noch durch Haifiſche bedroht, und ihre Beſchäftigung iſt im Ganzen um ſo unangenehmer, da ein jedesmaliges Untertauchen im äußerſten Falle 150 Muſcheln einträgt, oft nur 5 — 10 ergriffen werden, und überhaupt immer ſieben Achttheile der Muſcheln keine Perlen enthalten. Die Ausſonderung der Perlen aus den Muſcheln iſt ein höchſt ekelhaftes Ge-

5) *James Holman*, Voy. round the World (Lond. 1835). III, 209.

6) Ebendaſ. über die Perlenfiſcherei Ceylons umſtändliche Nachrichten in *James Cordiner* (description of Ceylon (Lond. 1807). II Voll. 4.

ſchäft, indem der ganze Ertrag der mehrtägigen Fiſcherei auf einen Haufen geworfen wird und zehn Tage lang faulen muß. In geneigten, mit feinen Abzuglöchern verſehenen Holzkäſten wäſcht man dieſe furchtbar übelriechende Maſſe vielmals ab, bis alle weichen Theile entfernt ſind. Man wendet alle mögliche Vorſicht an, um auch die kleinſten Perlen zu erhalten, aber trotz aller Kunſtgriffe ſoll immer ein bedeutender Theil verloren gehen. Die Perlfiſcherei in dem großen Ocean iſt ſehr neuen Urſprungs, und wird eben nicht im Großen oder ſyſtematiſch betrieben. Sie ſcheint zuerſt um 1827 von Chile aus durch europäiſche Speculanten unternommen worden zu ſein, welche die Errichtung einer kleinen, bald wieder aufgelöſten, Compagnie veranlaßten. Man ſendete kleine Fahrzeuge nach den tropiſchen Archipeln und nahm auf verſchiedenen Inſeln Eingeborne als Taucher an Bord. Da es an aller genauen Kenntniß der Muſchelbänke fehlte, ſo verlor man ſtets viel Zeit mit Unterſuchung der Küſten, und lief obenein viele Gefahr bei dem Landen an ſolchen Inſeln, wo, wie zumal auf der Fidjigruppe, die Bewohner ſehr feindlich geſinnt ſind gegen alle Europäer. Der Niederländer Mörenhout[7]) gab ſich mehre Jahre mit dieſem Geſchäfte ab, gewann aber wenig durch daſſelbe, indem er wenige Perlen erhielt und die im Überfluß vorhandene Perlmutter nicht in hohem Preiſe ſtand. Die Perlmuſcheln ſind dort nur in den Corallenriffen häufig, und werden aus einer Tiefe von ſechs bis acht Klaftern von Tauchern hervorgeholt, welche zwar zwei bis drei Minuten unter dem Waſſer aushalten, aber keine der in Ceylon gewöhnlichen Vorkehrungen kennen, und trotz einer doppelt großen Anſtrengung oft auf die Oberfläche zurückkehren, ohne mehr als zwei oder drei Muſcheln unter den Armen mit heraufzubringen. Man öffnet dieſe auf der Stelle, findet aber in 30 — 40 Stück oft nicht eine Perle. Einmal erhielt Mörenhout jedoch 87 Perlen von guter Form aus einer einzigen Muſchel. Große Perlen liegen auch dort frei im weichen Körper des Thieres und gehen vermuthlich häufig verloren, wenn die Muſchel ſich öffnet, was ihre Seltenheit einigermaßen erklärt. Gewiſſe kleine Fahrzeuge, welche ſich jahrelang in jenen Archipelen aufhalten, und Landesproducte aller Art einſammeln, laſſen häufig Perlen durch Eingeborne aufſuchen, allein großartig iſt jener Handel nie geweſen. In den amerikaniſchen Meeren iſt Perlfiſcherei ſchon vor der Entdeckung durch die Eingebornen getrieben worden, und die Häufigkeit des Perlenſchmuckes unter den Indiern reizte ganz beſonders die unerſättliche Begehrlichkeit der Spanier. Am ausgedehnteſten ſind die Muſchelbänke an der Küſte der Tierra firma bei der Inſel Cubagua, und außerdem noch im Golfe von Panamá. Columbus entdeckte bei ſeiner dritten Reiſe (1498) Cubagua, ward dort freundlich aufgenommen, und erhielt zum Geſchenk ſechs Mark Staubperlen, mit untermiſchten werthvollen Stücken. Die Spanier bekreuzten ſich (se santiguaron) beim Anblick der außerordentlichen Menge ſchöner Perlen, mit welchen alle Indier geziert einhergingen, und verbreiteten bei der Rückkehr den Ruf dieſer Schätze durch ganz Spanien. Um an dieſen Theil zu nehmen, rüſteten die Pinzon und Niño ihre Expeditionen aus[8]). Der Letztere kehrte im J. 1500 mit 60 Pf. Staubperlen nach Spanien zurück, beſaß aber außerdem eine große Menge von Perlen der feinſten Art, manche von ſechs und mehr Karat Schwere. Der Gouverneur von Galicien beſchuldigte ihn, den König um ſein Fünftel betrogen zu haben, und hielt den unternehmenden Seemann lange Zeit gefangen. Bald nachher entdeckte man reiche Perlmuſchelbänke an der Mündung des Rio la Hacha[9]), die aber ſpäterhin nicht mehr ausgebeutet worden ſind, während um Cubagua die Fiſcherei bis auf unſere Tage, wenn auch im Kleinen fortgedauert hat. Das Geſchäft der Aufſuchung wurde den Eingebornen als Frohndienſt auferlegt, und viele von ihnen mögen dabei durch die Schonungsloſigkeit der Spanier um ihr Leben gekommen ſein. Die wichtige Perlfiſcherei im Golf von San Miguel (Iſthmus) entdeckte Balboa (1513), für welchen der Cazike Tumaco in wenigen Tagen zwölf Mark großer Perlen einſammeln ließ, nachdem er ihm mehre Hundert vorräthig geweſene bereits geſchenkt hatte[10]). Ähnliche Erfahrungen machte man etwas ſpäter an der Küſte von Guatemala, wo alle Indier Perlen beſaßen und nur geringen Werth auf dieſelben legten. Acoſta berichtet, daß er im J. 1587 in den Liſten der amerikaniſchen Einfuhr 18 Mark großer und drei Kiſten mit kleinen Perlen, welche dem Könige gehörten, außerdem aber 264 Mark und ſieben Beutel mit Perlen, Eigenthum von Privatleuten, gefunden habe. Die Menge der Perlen war damals ſo groß, daß ſogar Negerinnen mit dergleichen ſich ſchmückten[11]). Im Golf von Panamá ſind die Küſten und Untiefen des aus 43 Inſeln beſtehenden Archipels del Rey und Taboga ſehr reich an Perlmuſcheln. Ehedem beſaß jede Familie mehre im Tauchen geübte Neger, und beſchäftigte ſie mit dem Perlſuchen, welches Jedermann frei ſtand, unter Bedingung der Entrichtung eines Fünftheiles des Ertrags an den König. In neuen Zeiten hat man weniger Luſt gehabt auf dieſen unſichern Betrieb Zeit und Capital zu verwenden, jedoch gibt es immer noch einige größere und reiche Unternehmer in und um Panamá, welche theils ausſchließliche Grundeigenthümer einzelner Inſeln ſind, oder auf denſelben wenigſtens Niederlaſſungen und geeignete Fahrzeuge beſitzen. Die Bemannung eines ſolchen Botes beſtand aus 18—20 Negern und einem Aufſeher. Die Fiſcherei geht auf den ſchon bekannten Bänken, in einer Waſſertiefe von 10 bis höchſtens 15 Fuß Tiefe, vor ſich. Die Neger ſind an ein Seil gebunden, tauchen geſchickt, und kehren mit drei oder vier Muſcheln zurück, welche ſogleich geöffnet werden. Von den gefundenen Perlen gehört ein Theil dem Herrn des Negers, der Reſt dieſem, und ein altes Herkommen macht dieſes Geſetz unverletzlich. Das Tauchen iſt im Übrigen in jenem Meere höchſt

7) Voyage aux Iles du grand Ocean (Par. 1838). 2 Bde.

8) *Gomara*, Hist. de las Indias. ed. Antverp. 1554. p. 105. vers. 9) *Acosta*, Hist. nat. de las Indias (Sevilla 1590). L. IV. c. 15. p. 235. 10) *Gomara* p. 86. vers. 11) Hoy dia es tanta copia dellas, que hasta las negras traen perlas. *Acosta* l. c.

Digitized by Google

gefährlich, indem Haifiſche und außerordentlich große Rochen zwiſchen den Untiefen herumſtreifen; jährlich gehen mehre Menſchenleben auf dieſe Weiſe verloren. Die ſeit 1812 an der ſüdamerikaniſchen Weſtküſte angeſiedelten Fremden, haben auch auf dieſen Erwerbszweig ſpeculirt. Eine Compagnie unternahm von Lima aus die Perlfiſcherei im Golf von Panamá, zog engliſche Capitaliſten in das Spiel, verſuchte umſonſt die Taucherglocke anzuwenden, und ſtellte bald ihre Unternehmen wieder ein. Die Perlen von Panamá ſind von ſehr wechſelnder Beſchaffenheit, allein ſie kommen ſelten in Menge oder ausgezeichneten Stücken im europäiſchen Handel vor, da ſie zumal in Lima ſehr geſucht ſind. — Die techniſche Bereitung der Perlen iſt ſehr einfach. Wo man ſich mit dem Sammeln begnügt und das Durchbohren dem europäiſchen Käufer überläßt, wie in Panamá, wird die Perle nur gereinigt, und ihr durch Herumſchwenken in einem Gefäße voll Maismehl eine höhere Politur gegeben. Auf Ceylon befolgt man ein künſtliches und ziemlich viele Übung erfoderndes Verfahren, um die Perlen zu bohren. Die Perlen ſind in Löcher von angemeſſener Größe verſenkt, die ſich auf der Oberfläche eines verkehrt kegelförmigen Stückes von hartem Holz befinden, und liegen da ganz feſt. Ein dünner Holzſtab von fünf Zoll Länge iſt an dem einen Ende mit einer guten Stahlnadel, am anderen mit einer kurzen Eiſenſpitze verſehen. Die erſtere durchbohrt die Perle, die letztere ſtemmt ſich gegen ein Stück Cocosnußſchale, welche der Arbeiter mit der Stirn niederdrückt. Ein Bogen aus Bambus und Cocosfaſern ſetzt den letzteren Apparat in Bewegung. Um die Hitze der Reibung zu verhüten, wird während des Bohrens ein Finger häufig angefeuchtet. Zum Durchbohren einer Perle ſind 2—3 Minuten erfoderlich. Geſchickte Arbeiter bohren in einem Tage 300 kleine und 600 große Perlen. — Der Gebrauch der Perlen iſt vom höchſten Alterthume. Im Orient war es von jeher Sitte, ſich mit denſelben zu ſchmücken; Reiche verzierten dort ſogar Geräthſchaften und Pferdegeſchirr mit jenem koſtbaren Schmucke. Die Perſer zahlten nach Athenäus' Berichte für die Perlen ein gleiches Gewicht an Gold, und aus den claſſiſchen Schriftſtellern erhellt, daß man in Rom denſelben Luxus trieb. Man ſchätzte ganz beſonders Schnuren aus gleichgroßen Perlen. Da, wie ſchon Plinius [12]) bemerkt, eine Zahl großer und dabei gleicher Perlen (die daher auch Uniones hießen) ſchwer zu erlangen war, ſo ſtieg der Preis derſelben endlich auf eine außerordentliche Höhe. Der Hauptfundort für die von den Alten getragenen Perlen war ohne Zweifel der perſiſche Meerbuſen, wo noch jetzt der jährliche Ertrag der Fiſcherei auf eine Million Thaler ſich beläuft. Auffallend iſt es, daß bei dem großen Verbrauche der Perlen und der Beſchränktheit des einzigen damals bekannten Fundortes die Muſchel nicht ausgerottet worden iſt. Wahrſcheinlich geſchieht die Vermehrung ebenſo ſchnell wie bei Auſtern und Miesmuſcheln, an welchen trotz der außerordentlichen Conſumtion noch kein Mangel eingetreten iſt. Die Völker des inneren Aſiens erhalten noch heute ihre Perlen faſt allein aus dem perſiſchen Golf; man gibt an, daß die ſchönſten des Jahresertrages, etwa 700,000 Thaler an Werth nach Indien und China, die übrigen, 300,000 Thaler werth, über Baſſora nach dem Inneren gehen. Die weltbekannte Anekdote von der Kleopatra, die in der Abſicht, eine noch größere Summe bei einem Gaſtmale zu verthun, als Antonius, eine Perle von unſchätzbarem Werthe in Weineſſig warf und dieſen austrank, iſt höchſt unwahrſcheinlich. Gewöhnlicher Eſſig vermag erſt in Zeit von mehren Wochen oder ſogar Monaten eine Perle aufzulöſen, und nur Mineralſäuren wirken kräftig und ſchnell auf eine ſolche ein. Eine ſolche Löſung iſt aber natürlich ungenießbar. Als ſehr große Perlen werden hauptſächlich folgende genannt: eine, welche Julius Cäſar für die Mutter des Brutus zum Preis von ſechs Millionen Seſterzien, etwa 225,000 Thaler, kaufte; eine, ehedem in dem Beſitze des Schahs von Perſien befindliche von 1 Zoll 4 Linien Höhe und 11 Linien Dicke, welche man nach Tavernier im J. 1633 auf 1,600,000 Franken ſchätzte; eine, welche Ludwig XIV. der Frau von Maintenon ſchenkte, 27⅛ Karat wog, gegenwärtig an 3650 Thaler werth ſein würde und 1819 zum Verkauf ausgeboten wurde. Zur Zeit Kaiſer Karl's V. befand ſich im madrider Schatze eine Perle (la Peregrina genannt), welche um 1505 für 80,000 Dukaten gekauft worden war. Die größte bekannte Perle beſaß Philipp II. von Spanien; ſie hatte die Größe eines Taubeneies, war birnförmig und dürfte jetzt einen Werth von ziemlich einer Million Thaler haben. Im Handel zerfallen die Perlen je nach Größe und äußerer Form in mehre Claſſen. Die vorzüglichſten, ebenſo durch Größe, regelmäßige Form als reine Färbung ausgezeichneten Perlen nennt man Parangonperlen. Auf dieſe folgen die großen runden Zahlperlen und die etwas kleineren Kropfperlen, die aber wenigſtens noch ein Gran wiegen müſſen, oft aber drei bis vier Gran wiegen. Die folgenden Sorten heißen im Allgemeinen Internetperlen. Sie ſind nicht regelmäßig kugelig geformt, häufig birnförmig oder hemiſphäriſch, und verlieren natürlich um ſo mehr an Werth, je mehr ſie abweichend gebildet ſind, ſodaß endlich platt gedrückte und mit Vorſprüngen oder Vertiefungen verſehene, die ſogenannten Barockperlen, ſelbſt bei bedeutender Größe nicht hoch im Preiſe ſtehen. Kartenperlen und Perlaugen nennt man ſolche, welche auf einer Seite flach ſind; Brockenperlen ſind Barockperlen von ſehr unregelmäßiger Form, aber von bedeutender Größe, die in angemeſſener Faſſung zu allerlei Schmuck anwendbar ſind. Perlſamen oder Staubperlen ſind die kleinſten, zum Durchbohren unbrauchbaren Perlen, die wiederum ſortirt werden, indem die kugeligen gefaßt und zur Randverzierung von allerlei Bijouterien angewendet werden. Die übrigbleibenden brauchte man ehedem in Apotheken, wo jedoch Perlen ſchon ſeit ſehr langer Zeit nicht mehr officinell ſind, oder ſie werden zur Verfertigung unechter Perlen benutzt. Der Werth der Perlen iſt aus begreiflichen Gründen ſehr ſchwankend, im Ganzen jetzt geringer als in der Vorzeit. Mode erhob den Preis zu großen Höhen während des wiener Congreſſes und zur

12) Hist. Nat. IX. c. 35.

Digitized by Google

Zeit der Blüthe des franzöſiſchen Kaiſerthums **1809—1811.** Die Abſchätzung beruht nicht allein auf Gewicht, Größe und Form, ſondern auch Glanz und Färbung. In Europa ſind die milchweißen die geſuchteſten, in Indien, Perſien und Arabien zieht man die gelblichen vor. Dieſe eignen ſich allerdings mehr zum Gebrauche in warmen Ländern, indem weiße Perlen durch Einſaugung des Schweißes eine unangenehme und ungleiche gelbe Färbung erhalten, die man durch gelindes Erwärmen zwiſchen Weizenmehl, durch Waſſerdämpfe, viertelſtündiges Kochen in Kuhmilch, Backen zwiſchen Brodteig, oder vorſichtiger Anwendung ſehr verdünnter Schwefelſäure, zwar wol vermindert, aber niemals ſo vollſtändig entfernen kann, daß die Perlen den urſprünglichen Glanz und Färbung vollſtändig zurückerhielten. Die orientaliſchen Juweliere und die Perlenhändler auf Ceylon verſtehen es, fleckige oder ſtellenweiſe abgeriebene Perlen zu werthvollen zu machen, indem ſie ſehr vorſichtig die oberſte Schicht abſprengen. Zwar beſteht nun jede Perle aus concentriſchen Schalen oder Lagen, allein da dieſe nicht immer von völlig gleicher Dicke ſind, ſo verunglückt bisweilen jenes ſchwierige Geſchäft der Verbeſſerung. In bunten, beiläufig ſeltenen Perlen, z. B. in den im Orient ſehr geſuchten ſchwarzen, durchdringt die Färbung alle Schichten gleichmäßig. Tavernier verſichert, ſechs Perlen von Ebenholzſchwärze beſeſſen zu haben. Man glaubt, daß ſolche Verfärbung entweder durch allzulanges Faulenlaſſen der Thiere, oder durch beſondere Beſchaffenheit des Meeresſchlammes an gewiſſen Orten entſtehe. Da die Perlen aus kohlenſaurem und phosphorſaurem Kalk und thieriſchem Stoffe beſtehen, ſo werden ſie von ſtärkeren Säuren leicht angegriffen, und daher ſind alle Verſuche, um ſie durch jene zu reinigen oder zu verbeſſern, mit großer Vorſicht vorzunehmen. Starke Hitzgrade vertragen ſie nicht, ſondern werden durch dieſe leicht blind und misfarbig. Verkauft werden ſie, wenn ſie von beſonderer Größe ſind, nach dem Karat und ſtückweis, ſonſt nach Schnuren, indem man ſolche von möglichſt gleichem Gewicht zuſammenreihet. Ganz kleine Perlen (Perlſamen Seedpearls) werden lothweiſe verkauft, doch entſteht ein Unterſchied im Preiſe, je nachdem eine größere oder kleinere Zahl auf das Loth gehen. Zum ſchnelleren und richtigen Sortiren der letzteren bedient man ſich mehrer Arten von Blechſieben, deren Löcher von verſchiedenem Durchmeſſer ſind. Der engliſche Juwelier Jefferies hat eine ſehr umſtändliche Tabelle über den Werth der Perlen gegeben [13]), welcher, mindeſtens hinſichtlich des Verfahrens bei der Abſchätzung, auch in Teutſchland Autorität eingeräumt wird. Bei allen größeren Sorten wird bei Diamanten das Quadrat der Schwere zur Berechnung des Werthes angewendet. Angenommen, daß eine Perle von ein Karat Schwere ein Sh. Sterling werth ſei, ſo wird eine Perle von 2 Karat (alſo 2×2×8) 32 Sh. = 1 Pf. 12 Sh. koſten müſſen; eine Perle von 5 Karat (5×5×8) 200 Sh. = 10 Pf. Sterling, eine von 8 Karat 512 Sh. = 25 Pf. Sterling 12 Sh. ꝛc. Zur Schätzung von Perlen, welche ſchnurenweiſe verkauft werden ſollen, bedient man ſich eines anderen Verfahrens, über welches Jefferies gleichfalls Tabellen geliefert hat. Schnurperlen werden lothweiſe berechnet; gehen auf das Loth 200—300 Stück, ſo iſt jenes 200 Thaler werth, bei 600—700 Stück nur 100 Thlr. Von Internetperlen iſt das Loth (ungefähr) werth, wenn es 900—1000 Stück enthält, 5 Thlr. preuß. Cour.; 700—800 Stück = 10 Thlr.; 400—500 Stück = 20 Thlr.; 300—400 Stück = 30 Thlr.; 200—300 Stück = 40 Thlr.; 100—200 Stück = 50 Thlr.; 80—100 Stück = 60 Thlr.; 20—40 Stück = 90 Thlr.

Außer den echten ſogenannten orientaliſchen Perlen kommen im Handel, wiewol ſelten, auch Perlen europäiſchen Urſprungs vor. Sie ſind das Product der ſchmalen Flußperlmuſchel und der größeren Flußperlmuſchel [14]), welche im nördlichen und mittleren Europa in kleineren Bächen und Flüſſen einheimiſch ſind, zumal aber in Teutſchland, z. B. in Sachſen in der oberen Elſter (im Voigtlande), in Baiern in der Ölsnitz, in Böhmen in der Watawa und der Moldau zwiſchen Krumau und Frauenberg. In Schottland (im Tay) und in Schweden hat man, wahrſcheinlich aus derſelben Muſchel, bisweilen werthvolle Perlen erhalten. Aus dem erſteren Lande ſoll eine beſonders ſchöne Perle ſtammen, welche im engliſchen Schatze unter den Kronjuwelen aufbewahrt wird. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß im nördlichen China gleichfalls Arten von Unio vorkommen, welche die Chineſen durch Anbohren ꝛc. zur Anſetzung von Perlen zu zwingen verſtehen. Am eifrigſten iſt das Perlenſuchen, und zwar als Regal, ſchon aus dem 17. Jahrh. in Sachſen betrieben worden. Man hat die Muſcheln in der Elſter und ſieben in ſie ſtrömenden Bächen in zehn Bänke vertheilt, von welchen alljährlich nur eine abgefiſcht wird. Die Muſcheln liegen ſo dicht neben einander, daß ſie bisweilen den Boden der Gewäſſer ganz bedecken. Ausgewachſen ſind ſie 6 Zoll lang, 1¼ Zoll breit, 2 Zoll hoch. Perlen kommen in ihnen allerdings ſehr häufig vor, allein fehlerloſe ſind dennoch überaus ſelten, vielmehr ſind ſie meiſtens ſehr unförmlich. Sie liegen immer frei, fallen daher leicht heraus und finden ſich auch im Sande der Bäche, aber ſie bilden niemals angewachſene Erhöhungen der Schalen ſelbſt. Man theilt die Muſcheln ein in trächtige und in Legemuſcheln, welche von den Perlſuchern genau unterſchieden werden. Eine ſehr rauhe, cariöſe Schale deutet gewöhnlich auf das Vorhandenſein guter und zahlreicher Perlen im Inneren. Die Unterſuchung geſchieht während der Sommermonate ohne Tödtung der Thiere, die, wenn ſie perlenlos befunden ſind, wieder in das Waſſer gelegt werden. Man will Muſcheln gefunden haben, die vor länger als einem Jahrhundert mit der Jahreszahl bezeichnet worden, alſo

13) Sie findet ſich in J. G. Blumenberger, Der vollkommene Juwelier ꝛc. (Ilmenau 1823.) Heinr. Schulze, Praktiſches Handbuch der Juwelierkunſt und Edelſteinkunde (Quedlinb. 1830).

14) Unio elongatus *Pfeiff.* (Naturgeſch. teutſcher Land- und Süßwaſſermollusken. Weim. 1828. I. t. 5. fig. 11) = Mya margaritifera *L.* und Unio sinuatus *Lamk.* (Pfeiff. II. t. 7. fig. 4. 5 = Unio margaritiferus *Niles.*

theils die lange Lebensdauer dieſer Thiere, theils die geeaume Zeit beweiſen würden, welche zur Bildung einer Perle erſoderlich iſt. Untee den dortigen Beamten herſcht von jeher die Anſicht, daß Perlen verhärtete Eier, und Muſcheln, welche dergleichen enthalten, zur Zeugung unfähig ſind. Sie ſind von verſchiedener Färbung, wie man glaubt durch Einwirkung des Bodens, oft aſchgrau, blau oder gelblich, ſelten ganz milchweiß. Die Vervielfältigung geſchieht durch regelmäßiges Verſetzen, und die Cultur beſchränkt ſich auf Beförderung des Wachsthums, indem man die Muſcheln nach Stellen bringt, wo mit dem Sande der Bäche Schlamm vermiſcht iſt. Man beeechnet die ganze Länge der Flußbetten, welche zwiſchen dem Dorfe Elſter und dem Städtchen Elſterberg dieſer Cultur vorbehalten ſind, zu ſechs teutſchen Meilen. Die Aufſuchung der Perlen beginnt im Mai, ſobald die Gewäſſer völlig hell geworden, und dauert bis in den Juli. Sie iſt ſogenannten Perlſuchern übertragen, welche vereidete Beamte ſind, und unter Aufſicht der Forſtverwaltung ſtehen. Kurfürſt Johann Georg I. erhob 1621 den Perlenfang zum Regal und übertrug dem Moritz Smirler (geſt. 1642) das Amt eines Perlenſuchers, welches bis auf die Gegenwart in dieſer Familie verblieben iſt. Der Ertrag war ehedem weit beträchtlicher als jetzt, wo der Beteieb mehr der Seltenheit als des Nutzens wegen beibehalten wird. An den Hof abgeliefert wurden im J. 1650 im Ganzen 224 Perlen, unter welchen 45 Stück rein weiße und helle, von welchen jedoch nur 16 von bedeutendee Größe waren. Im J. 1687 erhielt man 73 Stück helle und werthvolle Perlen außee vielen kleinen und unanſehnlichen. Beſondere Verordnungen von 1680 und 1701 bezweckten regelmäßigen Betrieb und Vergrößerung dieſer Fiſcherei, die jedoch immer weniger Gewinn brachte, um d. J. 1803 höchſtens 1000 Thaler reinen Ertrag lieferte und jetzt ſich kaum ohne baare Zuſchüſſe erhält [15]). In dem ſogenannten grünen Gewölbe in Dresden wird eine große Zahl ſächſiſcher Perlen, unter welchen manche ſehr werthvolle, aufbewahrt. Als Seltenheit hat man in einigen Sammlungen endlich Perlen, welche in der eßbaren Muſchel (Mytiius edulis *L.*) und in Steckmuſcheln gefunden worden ſind. In den ſehr verbreiteten Flußmuſcheln des tropiſchen Südamerika (Unio caudatus *Wagl.* etc.) kommen ebenfalls Perlen, jedoch ſehr geringer Art vor.

Unechte Perlen werden beſonders in Frankreich mit außerordentlicher Kunſt verfertigt, und ſind dann von den echten kaum zu unterſcheiden. Sie beſtehen aus ſehr dünnen Glaskugeln, die an ſich ſchon opaliſiren müſſen, und inwendig mit der ſogenannten Perleneſſenz überzogen, nachher mit Wachs ausgefüllt werden. Die Perleneſſenz wird aus den ſilberglänzenden Schuppen des Silberfiſches (Cyprinus alburnus *L.*) ziemlich mühſam bereitet, indem man die glänzende Oberhaut von den Schuppen ſelbſt durch Reiben und Waſchen ſondert, ohne jedoch den Proceß zur Fäulniß kommen zu laſſen [16]). Verfälſchung der Perlen, d. h. Hervorbringung ſehr großer Stücke geſchieht, indem Barockperlen oder die blaſenartigen Auftreibungen der Perlmutter ſehr vorſichtig zerſchnitten odee herausgeſägt werden, und zwei auf ſolche Art erlangte gleiche Halbkugeln mittels Kitts an einander befeſtigt werden. Nothwendig muß ein ſolches Stück gefaßt ſein, und dahee iſt die Zuſammenſetzung bei gewöhnlicher Vorſicht leicht zu entdecken. Als Schmuck ſind Perlen, wie Jefferies glaubt, beſonders dadurch werthvoll geworden, daß Kunſt zu ihrer Hervorbringung oder Verſchönerung gar Nichts thun kann. Ihre Vergänglichkeit und die Veränderung, die ſie bei längerem Gebrauche erleiden, nimmt ihnen dennoch nichts von ihrem Werthe. Redi erzählt, daß man bei Eröffnung des Grabes der Töchter Stilicho's alle vor 1150 Jahren mitbegrabenen Geſchmeide im beſten Zuſtande vorfand, ausgenommen die Perlen, die ſo mürbe geworden waren, daß ſie unter dem leichten Drucke eines Fingers zerfielen. Derſelbe Naturforſcher ließ von einer Taube zwölf kleine Perlen verſchlucken und fand, daß dieſe nach 20 Stunden ein Drittel ihres Gewichts verloren hatten, ein Beweis von der Unwahrheit dee Angabe, daß die Chineſen gelbgewordene Perlen dadurch reinigten, daß ſie dieſelben von Truthhühnern verſchlucken ließen. (*E. Pöppig.*)

PERLEN, **Margaritae, Uniones, Perlae orientales et occidentales**, in pharmakognoſtiſchee Beziehung. Früher wurden die Perlen zu vielen pharmaeeutiſchen Zuſammenſetzungen und für ſich als Abſorbens benutzt und in den Apotheken aufbewahrt. Man wählte hierzu die kleinen hirſegroßen und noch kleineren Perlen, die ſogenannten Staubperlen oder auch die unregelmäßigen, nicht zu Schmuckſachen tauglichen Bruchſtücke. Da ſie aber hauptſächlich nur aus kohlenſaurem Kalk, verbunden durch eine häutige thieriſche Subſtanz, beſtehen, ſo können ſie durch jeden andern eeinen kohlenſauren Kalk erſetzt werden und ſind jetzt gänzlich aus dem Arzneiſchatz verdrängt worden. Ebenſo iſt die frühee officinelle Perlmutter, **mater s. nacra perlarum**, gänzlich außer Gebrauch gekommen, da ſie ebenfalls nur durch eine thieriſche Subſtanz verbundenee kohlenſaurer (und phosphorſaurer?) Kalk iſt. (*Döbereiner.*)

PERLEN (künstliche). Zunächſt ſind hierunter die aus Glas verfertigten, mit Wachs ausgefüllten Perlen zu veeſtehen, welche als Schmuck ſtatt der echten Perlen getragen werden, und eine möglichſt vollkommene Nachahmung derſelben ſein ſollen (unechte Peelen, falſche Perlen, Wachsperlen). Im weiteren Sinne des Wortes rechnet man aber zu den künſtlichen Perlen vielerlei kleinere, oder größere, weiße oder farbige Kügelchen, welche nur die Geſtalt in gewiſſem Grade mit den eigentlichen Perlen gemein haben, und theils als Schmuck (zu Halsbändern ꝛc.), theils als Verzierungsmittel bei geſtickten, geſtrickten Arbeiten u. dgl. Anwendung finden. Dieſer Artikel hat hiernach von folgenden Arten Perlen

15) *J. G. Canzler*, Tableau hist. de l'Elector. de Saxe (Dresd. 1786). III, 469. *Planer*, Hist. Varisc. p. 46. J. G. Leonhardi, Erdbeſchr. der kurf. u. herzogl. ſächſ. Lande (Leipz. 1804). III, 405.

16) Dingler's polytechn. Journal. XVII, 241. LI. 217. Diction. technol. XVI, 63. Krünitz, Encykl. Art. Perle.

zu handeln: Wachsperlen, Glasperlen (Stick- oder Strickperlen), Glaskorallen (große Glasperlen), römiſche oder Alabaſterperlen, Gold-, Silber- und Stahlperlen, türkiſche und Roſenperlen.

1) Wachsperlen. Dieſe Art Perlen, welche oft den echten Perlen bis zur vollkommenen Täuſchung im Anſehen ähnlich ſind, beſtehen aus dünnen, hohlen Glaskügelchen, welche durch eine von Innen angebrachte Bekleidung von ſeinzereiebenen Weißfiſchſchuppen die eigenthümliche mattweiſe opalähnliche Farbe, und durch eine Füllung von Wachs ſowol das gehörige Gewicht als die erſoderliche Feſtigkeit erlangen. Ihre Verfertigung zerfällt hiernach in drei Hauptarbeiten, nämlich das Blaſen des Glaſes, das Färben und das Ausfüllen mit Wachs. Das Glas, welches man zu den Perlen gebraucht, iſt mit Zuſatz von etwas Bleioxyd bereitet, ziemlich leicht ſchmelzbar und darf einen ſchwachen Stich ins Bläuliche beſitzen, der die Farbe der Perlen erhöht und ihr mehr Feuer gibt. Man verfertigt aus ſolchem Glaſe ſchon auf den Glashütten enge Röhren, welche der Perlbläſer gewöhnlich in Stücken von zwei bis drei Fuß Länge erhält, und vor ſeiner Schmelzlampe im glühenden Zuſtande zu derjenigen Feinheit auszieht, welche der Größe der Perlen angemeſſen iſt. Nachdem ſodann das eine Ende eines ſolchen Röhrchens in der Lampenflamme gleichmäßig rothglühend gemacht iſt, bläſt der Arbeiter in das andere Ende ein paar Mal mit dem Munde, um die glühende und dadurch erweichte Stelle zu einem regelmäßigen Kügelchen aufzutreiben. Um unregelmäßig geſtaltete Perlen (ſogenannte Kropf- oder Barockperlen) hervorzubringen, wird das noch glühende, weiche Kügelchen mit einer kleinen Zange gequetſcht, oder mit einem kalten Stücke Glas ꝛc. leicht berührt (eingedrückt). Da die Glasröhre beim Aufblaſen an dem in die Flamme gebrachten Ende verſchloſſen (zugeſchmolzen) ſein mußte, ſo wird hier ein kleines Loch durch das zuletzt ſehr verſtäekte Blaſen ſelbſt, oder durch Ausbrechen gebildet. An der entgegengeſetzten Seite hängt das Kügelchen mit dem Überreſte des Rohrs zuſammen, und an dieſem Punkte muß es nun abgeſchnitten werden, was durch Auſſetzen und leichtes Niederdrücken einer ſehr harten und ſcharfen, aber an der Schneide einigermaßen rauhen (ſägeartigen) Stahtklinge geſchieht. Man ſchreitet dann ſogleich zum Blaſen einer neuen Perle, und fährt ſo fort, bis die Röhre ſo kurz geworden iſt, daß man ſie nicht mehr bequem zwiſchen den Fingern halten kann. Die Schmelzlampe des Perlbläſers iſt die gewöhnliche Glasbläſer- oder Emaillirlampe: eine große Talglampe mit dickem Dochte, deſſen Flamme durch eine Art Löthrohr von Glas oder Meſſing mittels eines durch den Fuß bewegten Blaſebalges angefacht wird. Auf dem Arbeitstiſche (Blastiſche), unter welchem der Blaſebalg angebracht iſt, befinden ſich oft an den vier Seiten vier Lampen, ſodaß ebenſo viele Arbeiter zugleich beſchäftigt ſein können. Der Stoff, durch welchen den Perlen die Farbe und der Glanz der Perlenmutter gegeben wird, beſteht in dem weißen, glänzenden Theile der Schuppen des Weißfiſches (cyprinus alburnus). Um dieſe Subſtanz rein darzuſtellen, werden die Schuppen vom Körper des Fiſches mit den Fingern abgeſtreiſt, indem man vorſichtig in der Richtung vom Schwanze nach dem Kopfe hinfährt; dann arbeitet man ſie in einem mit Waſſer gefüllten Gefäße, mittels eines hölzernen Stößels, eine Zeit lang durch, wobei die ſchwarzen Theile der Schuppen abgehen und mit dem Waſſer weggegoſſen werden; dieſes Verfahren wird mit friſchem Waſſer wiederholt; hierauf gibt man den glänzenden Bodenſatz in Flaſchen, die man halb damit anfüllt; übergießt ihn mit reinem Waſſer, dem man etwas Ammoniak (Salmiakgeiſt) zuſetzt, um die Fäulniß der Subſtanz zu verhindern; zieht nach 24ſtündigem Stehen die trübe Flüſſigkeit mittels eines Hebers ab, und wiedeeholt dieſes Auswaſchen mit verdünntem Ammoniak ſo lange, bis die Flüſſigkeit über der zu Boden gefallenen Maſſe völlig klar erſcheint. Die Aufbewahrung der völlig gereinigten Subſtanz geſchieht in verſtopften gläſernen Flaſchen, worin man ſie mit ſchwacher Ammoniakflüſſigkeit zuletzt abermals überſchüttet hat. Um Gebrauch davon zu machen, muß man die Flüſſigkeit ſo vollſtändig als möglich von dem Bodenſatze entfernen, und letztern mit klarem Pergamentleim oder mit Hauſenblaſenauflöſung anmachen. Dabei kann man der Wohlfeilheit wegen höchſt feingepulverten venetianiſchen Talk zuſetzen. Die Miſchung wird lauwarm in die Perlen eingefüllt, wobei man auf folgende Weiſe zu Werke geht. Große Perlen (die nicht unter drei Linien im Durchmeſſer haben) weeden zu je 2—6 Stück auf Ein Mal von Arbeiterinnen zwiſchen die Finger der linken Hand gefaßt, mittels eines ſpitz zulaufenden Glasröhrchens zur Hälfte mit flüſſiger Fiſchſchuppenmaſſe angefüllt, dann zwiſchen den Fingern gerollt, und endlich auf ein Bret mit niedrigem Rande gelegt, worauf ein feuchtes Tuch oder ein Blatt Papier ausgebreitet iſt, und welches beſtändig geſchüttelt wird. Wenn ſich ungefähr 1000 Perlen auf dieſem Brete geſammelt haben, ſo fährt man noch einige Minuten fort, letzteres ſanft hin und her zu bewegen, damit die Perlen in rollender Bewegung bleiben, und ſich inwendig überall gleichmäßig mit der Schuppenſubſtanz (Farbe) überziehen. Kleine Perlen werden nicht in der Hand gefüllt, ſondern auf einem Bleche mit aufgebogenen Rändern, welches ſo lange ſachte geſchüttelt wird, bis alle Perlen aufgehört haben zu rollen, was dann geſchieht, wenn ſie auf einem der Löcher ins Stehen gekommen ſind. Man gießt dann die Farbe auf die ſchon angegebene Weiſe durch die obere Öffnung ein. Manchmal erhalten die Perlen kein Wachs, und dann füllt man ſie ganz mit Farbe, durch welche die Öffnungen verſtopft werden. Gewöhnlicher aber iſt es, ſie in Wachs zu ſetzen, und in dieſem Falle muß man darauf achten, das Loch offen zu halten, damit das Wachs durch ſelbes eindringen und dagegen die Luft austreten kann. Die Füllung mit Wachs geſchieht bei großen Perlen auf eine andere Weiſe als bei kleinen. Erſtere werden einzeln mittels des trichterartigen zugeſpitzten Glasrohres mit geſchmolzenem weißem Wachſe voll gegoſſen, welches ſogleich darin erſtarrt, ſodaß kein Rollen erſoderlich iſt. Die kleinen gibt man, zu 8000—10,000 Stück auf Ein Mal, in das flüſſige Wachs, worin man ſie untertaucht. Man nimmt ſie

dann mit Hilfe eines Schaumlöffels heraus, breitet ſie auf einem reinen Tiſche aus einander, macht ſie — wenn das Wachs zu erſtarren anfängt, mit einem Meſſer los, reibt ſie zwiſchen den Händen und zuletzt in Seifenwaſſer, um das außen daranhängende Wachs zu entfernen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß in jedem Falle die Farbe in den Perlen völlig ausgetrocknet ſein muß, bevor man dazu ſchreitet, das Einlaſſen mit Wachs vorzunehmen.

2) Glascorallen pflegt man größere verſchiedenfarbige, auch bunte Glasperlen zu nennen, welche bald hohl, bald maſſiv (d. h. nur mit einem geraden, ganz durchgehenden Loche verſehen) ſind. Die hohlen werden, wie die Glaskügelchen zu den Wachsperlen, vor der Schmelzlampe aus Glasröhrchen geblaſen, aber aus weißem, gelbem, rothem, blauem, überhaupt aus farbigem Glaſe. Sie ſind theils glatt, theils gaufrirt, d. h. mit Rippen oder andern Reliefverzierungen verſehen. Die glatten bläſt man frei vor der Lampe zur Kugelform auf, die gaufrirten werden in zweitheiligen (zangenähnlichen) gravirten Formen von Meſſing gebildet, indem man zuerſt ein kleines Kügelchen bläſt, dieſes dann, noch an der Röhre ſitzend, in die geöffnete Form legt, dieſe ſchließt, und das Aufblaſen raſch vollendet. Eine Füllung erhalten dieſe hohlen Glascorallen gewöhnlich nicht; doch iſt dies bei einer Art der Fall, welche unter dem Namen Marcaſitperlen, Spiegelperlen (auch wol falſche Stahlperlen) vorkommen. Die ebengenannten Perlen ſind aus farbigem Glaſe ſehr dünn geblaſene Kügelchen, welche eine Füllung von weißem Metalle bekommen, das wie die Belegung eines Spiegels wirkt, und mit ſeinem eigentlichen Metallglanze durchſcheint. Solche Perlen aus farbloſem Glaſe ſehen dann ſtahl- oder ſilberartig, ſolche aus gelbem Glaſe goldähnlich aus. Das erwähnte Metall iſt ein durch Zuſammenſchmelzen bereitetes Gemiſch von 1 Theile Zinn, 1 Theil Blei, 16 Theilen Wismuth und 17 Theilen Queckſilber. Man bläſt an dem Ende einer Glasröhre 4—6 Perlen nahe neben einander auf, taucht dann das untere geöffnete Ende in das flüſſige Metallgemiſch, und ſaugt oben mit dem Munde, damit das Metall in den Perlen in die Höhe ſteigt. Weil aber die Perlen nicht voll bleiben ſollen, ſondern die Abſicht nur iſt, einen dünnen Überzug des Metalls auf ihrer innern Fläche anzubringen; ſo zieht man das Rohr gleich wieder aus dem Metalle heraus, und bläſt durch daſſelbe mit dem Munde, um den Überfluß des Gemiſches wieder auszutreiben. Zuletzt werden die Perlen aus einander geſchnitten. Die maſſiven Glaseorallen werden ebenfalls vor der Schmelzlampe verfertigt, aber nicht durch Blaſen, ſondern durch Herumwickeln eines dünnen Glasſtäbchens oder durch allmäliges Auftragen von Glasmaſſe rund um einen Eiſendraht, der das Loch ausſpart, und zugleich zur bequemen Handhabung dient. Die Erzeugung der richtigen Kugelform unter theilweiſe fortgeſetztem Schmelzen (oder vielmehr Erweichen) der Maſſe, ſowie die Vermeidung von Sprüngen durch unregelmäßige Abkühlung, ſetzt hierbei viel Gewandtheit voraus, beſonders wenn die Kugeln ziemlich groß ſind, wie man denn dergleichen von einem Zoll und darüber im Durchmeſſer macht. Man wählt zu den maſſiven Glascorallen undurchſichtiges gefärbtes Glas (Email) von verſchiedenen Farben, und bringt oft darauf eine Art einfacher Malerei an, indem man mit dünnen Glasſtäbchen von mannichfaltigen Farben die glühende Kugel betippt oder in Strichen ꝛc überfährt.

3) Glasperlen, gläſerne Stick- oder Strickperlen, Venetianerperlen. Dieſe kleinen, bis jetzt allein in Venedig (Murano) verfertigten Perlen entſtehen aus dünnen farbigen Glasröhrchen, welche in Stückchen, deren Länge gleich dem Durchmeſſer iſt, zerſchnitten und dann durch anfangende Schmelzung an den Kanten abgerundet werden. Man macht ſie in einer großen Anzahl (über 200) verſchiedener Farben und Schattirungen, und bringt ſie auf Schnüre gefaßt in den Handel. Um die dazu nöthigen Röhrchen herzuſtellen, nimmt ein Arbeiter aus dem Glashafen (Schmelztiegel) einen kleinen Klumpen Glasmaſſe an die gewöhnliche Glasmacherpfeife, ein anderer Arbeiter macht eine Höhlung in dieſen Klumpen, und befeſtigt an demſelben, mittels ein wenig flüſſigen Glaſes, einen Eiſenſtab. Dann entfernen ſich die beiden Perſonen mit raſchen Schritten von einander auf 100, 150—200 Fuß, überhaupt ſoweit, daß dadurch die Glasmaſſe in ein hinreichend dünnes Röhrchen ausgezogen wird. Man zerbricht dieſe Röhrchen in Stücke von 2—3 Fuß Länge, ſchneidet oder zerhackt vielmehr eine Anzahl derſelben mit einander unter einer Art Schneidemeſſer in kleine Stückchen, und erhitzt dieſe (mit Kohlenpulver gemengt, um das Zuſammenſchmelzen zu verhindern) in einem eiſernen oder kupfernen Cylinder (der im Feuer um ſeine Axe gedreht wird) zum Glühen, wodurch ſich die erweichten Kanten abrunden. Die nun fertigen Perlen werden gewaſchen, durch Siebe mit verſchieden großen Löchern ſortirt, und endlich auf Fäden gereiht. Längere, wie Stifte ausſehende, blos geſchnittene und nicht angeſchmolzene Stücke von Glasröhrchen der erwähnten Art bilden das, was man Schmelz, Glasſchmelz zu nennen pflegt.

4) Römiſche Perlen werden aus ganz feinkörnigem Alabaſter verfertigt, welchen man in kleine Stücke zerhaut, worauf jedes Stückchen durchbohrt, auf der Drehbank kugelförmig abgedreht wird. Um dieſen Perlen den eigenthümlichen Glanz zu ertheilen, taucht man ſie, auf Rohrſplittern ſteckend, in die mit Hauſenblaſe angemachte Farbe, welche aus Weißfiſchſchuppen (wie zu den oben beſchriebenen Wachsperlen) bereitet wird; läßt ſie trocknen und wiederholt das Eintauchen ein oder mehre Male. Da der Perlenglanz, weil er außen ſitzt, ſich leicht abnutzt, ſo verlieren dieſe Perlen ſchnell ihre Schönheit.

5) Stahlperlen. Das Material zu denſelben iſt ſehr gutes reines Eiſenblech, beſſer aber Gußſtahlblech, welches durch Glühen im Verſchloſſenen zwiſchen Eiſenfeilſpänen entkohlenſtofft wurde, um größere Weichheit zu erlangen. Mittels eines Durchſchnittes (einer Art Schraubenpreſſe) werden in dem Bleche zuerſt kleine Löcher ausgeſtoßen, dann kleine runde Scheibchen concentriſch mit jenen Löchern ausgeſchnitten, ſodaß in dem Mittelpunkte jedes Scheibchens ein Loch ſich befindet. Dadurch iſt die rohe Geſtalt der Perlen, als die eines kleinen in der Axe

Digitized by Google

durchbohrten Cylinders, gegeben. Mittels der Feile wird jede Perle (auf einem zugeſpitzten Drahte ſteckend) nöthigen Falls weiter ausgebildet. In manchen Fabriken bedient man ſich hierzu auch der Wippe, d. h. der nämlichen kleinen Schlagmaſchine, mit welcher die Köpfe an den Stecknadeln gebildet werden. Sodann folgt das Härten der Perlen durch Einſetzen (Glühen zwiſchen Kohlenpulver in einer verſchloſſenen Büchſe) und Ablöſchen in Waſſer. Die Facetten werden nach dem Härten durch Schleifen auf einer metallenen ſchnell umlaufenden Scheibe, mittels Schmirgels und Waſſers, erzeugt; das Poliren als die letzte Arbeit, geſchieht mit feinem Schmirgel auf einer Bürſtenſcheibe, und ſchließlich mit Zinnaſche und Weingeiſt auf den Fingerſpitzen der Arbeiterinnen.

6) Gold- und Silberperlen. Dieſen Namen führen meſſingene (oder tombackene), im Feuer vergoldete oder verſilberte Perlen, die theils rund und glatt, theils gleich den Stahlperlen facettirt (geſchliffen) ſind. Man verfertigt ſie theils wie die Stahlperlen, theils dadurch, daß man aus Blech Röhrchen zieht und löthet, dieſe dann mit der Laubſäge in kurze Stückchen zerſchneidet. Die runden Perlen empfangen ihre Geſtalt zwiſchen den Stempeln der Wippe, die facettirten auf der Schleifſcheibe.

7) Türkiſche Perlen, die man an Schnüren aufgereiht als Halsbänder trägt, beſtehen aus einer durch Abdampfen eingedickten Auflöſung von Katechu in Roſenwaſſer, welche mit gepulverter Veilchenwurzel, Moſchus, Bergamott- oder Lavendelöl, Hauſenblaſenauflöſung und Lampenruß vermengt wird. Von dieſer teigartigen Miſchung macht man mittels der in den Apotheken gebräuchlichen Pillenmaſchine gleich große Kügelchen, welche mit einer Nadel durchſtochen, mit Mandelöl beſtrichen und endlich getrocknet werden.

8) Roſenperlen. Man zerſtößt die Blumenblätter von rothen Roſen in einem Mörſer unter Zuſatz von Roſenwaſſer zu einem feinen Teige, formt aus dieſem, wenn er halb trocken iſt, die Kügelchen, und beſtreicht dieſelben nach dem Durchſtechen und Trocknen mit Roſenöl. (*Karmarsch.*)

PERLEN nennt man in der Jägerſprache die kleinen kantigen Auswüchſe an den Gehörnen der Hirſche und Rehböcke. Je größer und je vollkommener ausgebildet ſie ſind, deſto älter iſt in der Regel das Thier, welches das Gehörn trägt und deſto mehr ſchätzt man dies letztere. (*Pfeil.*)

Perlenarchipelagus*), ſ. Perleninseln.

Perlenaugen, ſoviel als runde Perlen, ſ. Perlen.

Perlenauster, ſoviel als Perlenmuſchel, ſ. Perlen.

PERLENBACH, eins der kleinen Flüßchen, welche den weißen Main bilden helfen. Es entſpringt im bairiſchen Obermainkreiſe, heißt Anfangs Ölsnitz und wird erſt nach Aufnahme des Gefreesbaches Perlenbach genannt. Vergl. d. Art. Main (weißer). (*G. M. S. Fischer.*)

*) Die Compoſita mit Perlen—, welche ſich hier nicht finden, ſuche man unter Perl, z. B. Perlenbohrer unter Perlbohrer.

Perlenbirn, ſoviel als ovale Perlen, ſ. Perlen und Perlbirn.

PERLENESSENZ, wird aus den Schuppen des Ukleys oder Weißfiſches, *Cyprinus alburnus*, erhalten. Dieſe Fiſche werden in einem hölzernen Gefäß mit Waſſer an einander gerieben, damit die Schuppen losgehen und dieſe zu Boden ſinken; die Schuppen werden dann mit Ätzammoniakflüſſigkeit übergoſſen, worin ſich ein Theil derſelben löſt, ein anderer Theil aber nur ſuspendirt wird. Dieſe Flüſſigkeit dient zur Darſtellung künſtlicher Perlen, indem ſie mit Hauſenblaſenlöſung vermiſcht in gläſerne Perlen geſogen wird; nach der Verdunſtung des Ammoniaks bleibt ein ſilberglänzender Überzug zurück. (*Döbereiner.*)

Perlenfarbe, ſ. Perlenessenz.

Perlenfischerei, ſ. Perlen und Anonica.

Perlengewicht, Perlenhandel, ſ. Perlen.

PERLENINSELN (Islas de las Perlas), eine Gruppe von 45 Inſeln verſchiedener, jedoch meiſtens geringer Größe, im Golf von Panamá, und von dieſer Stadt 10—12 Leguas entfernt. Sie ſind zum Theil ziemlich hoch und beſtehen aus Kalkfelſen, die aber meiſtens mit guter Pflanzenerde bedeckt ſind. Der Boden iſt daher feuchtbar, und ſelbſt die kleinſten Inſeln ſind dicht bewaldet. An ſüßem Waſſer mangelt es nicht. Das Klima iſt zwar ſehr heiß, aber erträglicher als auf dem nahen Feſtlande, und niemals ſo ungeſund als dort. Ungewitter mit furchtbaren Stürmen und Wolkenbrüchen begleitet ſind zwar in der Regenzeit ſo häufig, daß dieſer Meeresſtrich ſprüchwörtlich geworden, allein ſie richten verhältnißmäßig wenig Schaden an. Erderſchütterungen, die wahrſcheinlich von dem großen vulkaniſchen Herde unter Mittelamerika ausgehen, ſind gewöhnliche Ereigniſſe, indeſſen da wenig furchtbar, wo es weder Städte noch ſteinerne Häuſer gibt. Die Producte beſtehen zunächſt nur in den gewöhnlichen Nahrungspflanzen des tropiſchen Amerika, welche jedoch von der Bevölkerung ſelbſt verbraucht werden, dann aber auch in Perlen. Der Entdecker des ſtillen Oceans, Vasco Nuñez de Balboa, erhielt bei ſeinem Zuge über dem Iſthmus die erſte Nachricht von dieſen Inſeln durch den Caziken Tumaco. Pedrarias (ſ. d. Art.) ſendete ſpäter (1515) den Gaspar de Morales mit 150 Spaniern, um die Inſel Tararegui zu erobern, welche wahrſcheinlich die größte der Gruppe, jetzt Iſla del Rey genannt, geweſen ſein mag. Siebenzig Spanier landeten und beſiegten erſt bei dem vierten Angriffe die kriegeriſchen Eingeborenen. Der Häuptling machte endlich mit den Spaniern Friede, ſchenkte dem Morales ein Käſtchen, in welchem 110 Mark Perlen ſich befanden, ließ ſich taufen, nahm den Namen Pedrarias an, und verſprach dem Kaiſer (Karl I.) jährlich 100 Mark Perlen als Tribut zu liefern. Die größte der geſchenkten Perlen wog 31 Karat, wurde ſogleich für 1300 Dukaten verkauft und kam durch Bobadilla endlich in den Beſitz der Kaiſerin. In Folge dieſer Entdeckung wurde Spanien mit Perlen überſchwemmt, die dennoch koſtbar blieben. Der Ertrag des Archipels nahm aber bald ab, indem man ganz ſchonungslos mit den Eingeborenen umging, und ſehr viele derſelben dem beſchwerlichen und ge-

Digitized by Google

fährlichen Dienſte als Taucher unterlagen (*Gomara* ed. 1554. p. 267 b. sq.). Schon Cieza verſichert, daß zu ſeiner Zeit (1540) die einſt zahlreichen Eingebornen ausgerottet geweſen, und daß die Spanier zum Perlenfiſchen ſich der Neger und Indier hätten bedienen müſſen, die man von Nicaragua und Cubagua kommen ließ (Chronica ed. 1554. c. 3. p. 5 b). Späterhin blieb zwar die Perlenfiſcherei hauptſächlicher Betriebzweig der Pächter und Beſitzer jener Inſeln, allein um die Mitte des vorigen Jahrhunderts (Ulloa) wurden nur Negerſklaven zu ihr verwendet. Sie nahm hierauf immer mehr ab und ſcheint ganz vergeſſen worden zu ſein während des langen Revolutionskrieges. Die Inſeln kamen mit Panamá endlich an die Republik Colombia, und mögen ziemlich entvölkert geweſen ſein, denn die Regierung gab einige als Vergeltung an ſolche ausgedienten Officiere, deren große Soldrückſtände ſie nicht vermochte zu bezahlen. In Verbindung mit einigen Engländern ſtellten dieſe die Perlenfiſcherei wieder her, und einer dieſer ehemaligen Krieger beſuchte mit einer anſehnlichen Sammlung von Perlen 1840 Teutſchland und ſogar die Meſſe von Niſchney-Novogorod. Auf den zwei größern Inſeln, Isla del Rey und Isla de S. José hat ſich eine neue Bevölkerung vom Feſtlande her eingefunden, welche nur vom Ackerbaue lebt.

Ein andere geringere Gruppe gleichen Namens liegt an der Küſte von Honduras, nahe bei den Inſeln Mosquitos und Manglares. Alle dieſe Eilande ſind ſehr klein, niedrig, ſandig und völlig unbewohnt. (*Pöppig.*)

Perlenkronen, ſ. Kronen (Heraldik).

Perlenkupfer, ſ. Kupfer.

PERLENMACHER, Verfertiger von weißen und gefärbten Glasperlen, bildeten früher in Nürnberg eine eigene Zunft, welche aber im J. 1637 ausgeſtorben iſt. Gegenwärtig werden die Glasperlen von den Glasbläſern verfertigt (ſ. Perlen, künſtliche). (*Karmarsch.*)

PERLENMASS oder **PERLENSIEB**, ein Geräth der Juweliere, wodurch die Größe der Perlen beſtimmt und zugleich das Sortiren derſelben nach ihrer Größe vorgenommen wird. Es beſteht aus einer blechernen Büchſe, die aus mehren auf einander geſetzten Abtheilungen gebildet iſt. Jede Abtheilung ſtellt für ſich eine beſondere Büchſe (ohne Deckel) dar, und iſt in ihrem Boden mit lauter runden Löchern von einer beſtimmten Größe durchbohrt. Die oberſte Abtheilung enthält die größten Löcher, die Löcher einer jeden folgenden ſind um eine Stufe kleiner als jene der vorhergehenden. Schüttet man nun ein Gemenge von Perlen verſchiedener Größe in die oberſte Büchſe, ſo fallen beim Schütteln alle Stücke durch den Boden hindurch, mit Ausnahme der größten, deren Durchmeſſer den Durchmeſſer der Löcher übertrifft. Ähnliches geht in jeder folgenden Abtheilung vor, und zuletzt bleibt in jeder Abtheilung nur Eine Sorte von Perlen liegen, nämlich diejenige, welche größer iſt als die Löcher in dieſer und kleiner als die Löcher in der vorhergehenden Abtheilung. (*Karmarsch.*)

Perlenmuschel, ſ. Muschel.

Perlenmutter, ſ. Perlmutter.

Perlenpottasche, ſ. Perlasche.

PERLENPRESSER, die Verfertiger der Gold-, Silber- und Stahlperlen; ſ. Perlen, künſtliche. (*Karmarsch.*)

Perlensieb, ſ. Perlenmass.

PERLENSTAB. Unter den runden architektoniſchen Gliedern iſt der ſogenannte Stab (Ring oder Reif), Astragalus beim Vitruv genannt, das kleinſte und bildet hauptſächlich einen Saum für größere. Sein Querſchnitt iſt meiſt kreisförmig und dann gewöhnlich mehr als ein Halbkreis, oft auch Theil eines Ovals. Die hauptſächlichſte Art ſeiner Verzierung bei den Griechen und Römern gibt dieſem Gliede den Namen Perlenſtab. Es iſt nämlich gewöhnlich in der Art ausgeſchnitzt, daß entweder gleichmäßig Kügelchen neben einander geſtellt, oder ovale liegende Körper mit dazwiſchen geſtellten ſcheibenartigen (linſenförmigen) an einer Schnur aufgereihet erſcheinen; welche Bearbeitung man beſonders bei den Griechen aufs Zarteſte und Schönſte ausgeführt findet, wo dann dieſes Glied eine vortreffliche Zierde bildet. Oft ſieht man auch, beſonders in römiſchen Monumenten, den Stab in vielſeitige Körperchen, auch als Flechtwerk, als Blattgewinde ꝛc. ausgeſchnitzt, oft auch blos in allen dieſen Arten bunt bemalt.

Der Gebrauch des Stabes iſt häufig. Er dient in der korinthiſchen und ioniſchen Säulenordnung im Geſimſe, und in der ioniſchen Ordnung auch im Capitäl als Saum des Wulſtes (Echinus) und als begrenzendes Glied des verzierten Säulenhalſes gegen den Schaft, und iſt dann eben als Perlenſtab geſchnitzt. Auch unter die Kehlleiſte im Geſims wird er geſetzt und ebenſo unter den Vorſprung der übereinanderſtehenden Streiſen des Architravs. Ebenſo ſchmückt der Perlenſtab die Seiten der Schnecken des ioniſchen Capitäls.

In der doriſchen Bauart kommt der Gebrauch des Perlenſtabs ſehr ſelten vor. Ausnahmsweiſe findet man ihn z. B. am Tempel des Theſeus im Innern, und beim Parthenon über den Triglyphen. An den römiſch-doriſchen Säulen aber findet er ſich unter dem Echinus. Nirgends kommt er am Fuße der Säulen vor, wenn auch der unverzierte Stab bei der ioniſchen Baſe gebraucht wird.

Die ſogenannte byzantiniſche Architektur hat dies verzierte Glied ebenfalls aufgenommen und man findet es häufig an den Thür- und Fenſtergewänden in derſelben und am Hauptgeſims ꝛc. (*Stapel.*)

PERLENSTICKEREI. Das Sticken mit echten Perlen wird ſelten für ſich allein, meiſt in Verbindung mit Gold- und Silberſtickerei, angewendet, und beruht ganz allein darauf, daß man nach Anweiſung der Muſterzeichnung die durchbohrten Perlen mittels eines ſeidenen Fadens an den gehörigen Stellen aufheftet. In ähnlicher Weiſe wird manchmal mit verſchiedenfarbigen Glasperlen geſtickt. (*Karmarsch.*)

PERLENSTRICKEREI, die bekanntlich als weibliche Handarbeit betriebene Art zu ſtricken, wobei auf dem ſeidenen Faden Glasperlen von verſchiedenen Farben, nach Anweiſung eines auf Gitterpapier (ſogenanntes Tupf-

Digitized by Google

oder Patronenpapier) gemalten Muſters, angereiht werden, die man dann beim Stricken in die Maſchen einarbeitet. Man bedeckt auf ſolche Weiſe entweder den ganzen geſtrickten Gegenſtand (Uhrbänder, Börſen ꝛc.), in welchem Falle Perlen von einer Farbe den Grund, und andersfarbige das Muſter bilden; oder man erzeugt nur das Muſter aus Perlen, und läßt im Grunde die glatte Strickerei ſelbſt ſehen. In jedem Falle iſt die Arbeit ihren Grundſätzen nach höchſt einfach; ſie erfodert aber große Aufmerkſamkeit beim Abzählen und Aufreihen der Perlen. (*Karmarsch.*)

PERLENWEBEREI, heißt das Verfahren, durch welches Figuren von Glasperlen in Bändern eingewebt werden. Man bedient ſich dazu nicht des Webeſtuhls, ſondern eines einfachen hölzernen Rahmens, in welchem die Kettenfäden aufgeſpannt werden. Die Perlen werden, in gehöriger Abwechslung der Farben, auf dem Einſchlagfaden angereiht, und das Durchziehen oder Einflechten des letztern geſchieht aus freier Hand, wobei man den Perlen ihren gehörigen Platz, nach Vorſchrift der Muſterzeichnung, anweiſet. (*Karmarsch.*)

Perlenweiss, ſ. Perlweiss.

PERLES, teutſch Pieterlen, ſchönes Pfarrdorf, reformirter Confeſſion, mit 515 Einwohnern. Mit den Nebenorten Reiben, Romont (Rotmunt) und Montmenil (Meinisperg) hat die ganze Pfarre 1460 Seelen. Sie gehörte zu der ehemals biſchof-baſelſchen Herrſchaft Erguel, jetzt zum berneriſchen Amte Büren. Die Straße von Solothurn nach Biel geht hier durch. Die Gegend iſt angenehm und fruchtbar (vergl. d. Art. Immerthal). (*Escher.*)

PERLESREUT, Markt im bairiſchen Landgerichte Wolfſtein, acht Stunden von Paſſau, mit 55 Häuſern, einem katholiſchen Pfarramte, einer Pfarrkirche und 456 Einwohnern, die lebhaften Handel mit Garn treiben. (*Eisenmann.*)

PERLETTO, eine Gemeinde, welche zum Mandamento von Cortemiglia der Provinz von Alba, zur Militairdiviſion von Cuneo den feſtländiſchen Staaten des Königs von Sardinien gehört, öſtlich von Cortemiglia auf einem Hügel oberhalb des rechten Ufers der Bormida gelegen, von einem Vierecke feſter und guterhaltener Baſtionen umgeben, in deren Mitte ſich ein ungemein hoher Thurm erhebt, zeigt ſich Perletto, deſſen zuerſt in einer Schenkung des Valentino Visconti vom J. 1386 Meldung geſchieht. Dieſe Gemeinde zählt ungefähr 1200 Einwohner, die auf ihrem ſehr fruchtbaren Gebiete ſtarke Seidenzucht und Weinbau treiben, hat mehre Dorfkirchen, eine eigene pfarrliche Propſtei, welche zum Bisthume Acqui gehört, eine hübſche Pfarrkirche, eine Elementarſchule und eine Wohlthätigkeitsgeſellſchaft (Congregazione di Carità) *). (*G. F. Schreiner.*)

Perleule, ſ. Eule.

PERLFELSEN, PERLKLIPPEN, heißen niedrige und gefahrvolle Felſen, welche nahe bei der Südſpitze von der Calvertsinſel im nördlichen Theile des ſtillen Oceans unter 51° 54′ nördl. Br. und 231° 52′ öſtl. L. eine ziemlich bedeutende Gruppe bilden. (*G. M. S. Fischer.*)

PERLFISCH. In Teutſchland bezeichnet man allgemein mit dieſem Namen eine zu der Gattung Leuciscus *Kl.* gehörige Art, welche Linné Cyprinus Grislagine genannt hat. Sie hat große Ähnlichkeit mit dem Döbel (Cyprinus dobula *Lin.*) und ſcheint auch wirklich von Pallas und Bloch dafür gehalten worden zu ſein. Ihr Körper iſt länglich, der Kopf ziemlich klein und ſpitzig, die obere Kinnlade etwas länger als die untere, die Augen mittelmäßig, die Seitenlinie undeutlich. Die Rückenfloſſe hat drei ungetheilte und neun getheilte, die Afterfloſſe drei ungetheilte und zehn getheilte Strahlen, in der Bruſtfloſſe befinden ſich 16, in der Bauchfloſſe 9, in der Schwanzfloſſe 16 Strahlen. Über der Seitenlinie ſind 10, unter ihr 6 Schuppenreihen. Die Färbung und Zeichnung erinnert ſehr an die Zährte (Cyprinus vimba *Lin.*). Die großen Schuppen ſind ſilberglänzend, am Rücken jedoch dunkler, dunkelaſchgrau oder aſchbraun; Iris ſilbern; der Kopf oben dunkelbraun, an den Seiten gelb, grau und weiß marmorirt. Die Farbe der Floſſen wird verſchieden angegeben. Schinz in ſeiner Wirbelthierfauna von Europa (2. Bd. S. 320; wie es ſcheint eine Originalbeſchreibung nach Exemplaren des züricher Muſeums) beſchreibt ſie weißlich mit gelben Strahlen; Oken dagegen in ſeiner allgemeinen Naturgeſchichte 6. Bd. S. 298 ſagt: die Floſſen am Grunde röthlich, am Ende ſchwarz. Außerdem weicht die Oken'ſche Beſchreibung noch in andern Punkten weſentlich ab; denn nach dieſer hätten die Rücken- und die Schwanzfloſſe jede 11 Strahlen und der Kopf wäre dick. Schinz übrigens gibt 10 Rücken- und 11 Afterfloſſenſtrahlen an. Der Perlfiſch erreicht eine Länge von ein Fuß bis ein Fuß zwei Zoll und wird (nach Oken) drei Zoll hoch. In Teutſchland iſt er überaus ſelten — man hat ihn erſt im Atterſee in Oberöſterreich gefunden — und deshalb iſt ſein Name bekannter, als er ſelbſt. Sein eigentliches Vaterland iſt das ſüdliche Rußland. Nach Pallas findet er ſich in den Flüſſen längs der nördlichen Küſte des kaſpiſchen Meeres in ungeheuren Schwärmen, heißt Obla, wird von dem Hauſen (Acipenser Huso) verfolgt, und deshalb gefangen, in Behältern aufbewahrt und als Köder an die Angel geſteckt. Da er ein ſchmackhaftes Fleiſch hat, ſo wird er jedoch auch gegeſſen. In Schweden, wo er Skall-Id und Stamm heißt, und im ſüdlichen Frankreich ſoll er auch noch vorkommen. Merkwürdig iſt er dadurch geworden, daß die Männchen zur Laichzeit an dem Kopfe und den Schuppen kleine perlartige Auswüchſe bekommen, woher ſich auch der Name Perlfiſch ſchreibt. Vergl. übrigens Pallas' Reiſen, Auszug, 2. Bd. S. 254. *Pallas* et *Tilesius*, Zoographia rosso-asiatica T. III. p. 319. *Meidinger*, Icones piscium Austriae T. IV. tab. 40. Heckel, über europäiſche Cyprinen in den Annalen des wiener Muſeums, 1. Bd. Taf. 21. Schinz und Oken a. a. O.; endlich *Fries* och *Eckström*, Skandinaviens Fiscar (4. Heft. Stockholm 1838). (*Streubel.*)

*) Corografia dell' Italia con atlante geografico ed illustrativo di *Attilio Zuccagni-Orlandini* (Firenze 1835—1840). Tom. IV. p. 1056.

Digitized by Google

Perlfliege, ſ. Perla.

PERLFLUSS, PERLEN-. Dieſer entſpringt im Chactawland auf der Weſtſeite des nordamerikaniſchen Staates Miſſiſippi, nimmt eine ſüdliche Richtung, geht bei Monticello vorbei und mündet, ſieben Faden breit, in den Meerbuſen von Mexico. Er hat 150 engl. Meilen aufwärts Tiefe genug für Handelsſchiffe. Im J. 1769 befanden ſich einige Niederlaſſungen an dieſem Fluſſe, welche Tabak, Indigo, Baumwolle, Reis, indianiſches Korn und andere Vegetabilien bauten. Das angrenzende Land trägt verſchiedene Arten Zimmerholz, welches man zu Pipen- und Orhoftdauben, zu Maſten, Segelſtangen, Schiffsplanken ꝛc. benutzt. Ein anderer Fluß dieſes Namens in Chiampa ergießt ſich unter 10° 54′ nördl. Br. und 107° 33′ in das chineſiſche Meer.
(*G. M. S. Fischer.*)

Perlfriesel, ſ. Friesel.

Perlgerste, ſ. Perlgraupen.

Perlglanz, ſ. Glanz.

Perlglimmer, ſ. Margarit.

PERLGRAS (Melica). Die Blüthen befinden ſich in Rispen, der Balg iſt zweiſpelzig, ungegrannt, mit zwei Blüthchen und dem geſtielten Rudiment eines dritten. Die Spelzen ſind häutig und ungegrannt. Unter dem Fruchtknoten ſteht auf beſonderen Stielchen ein geſäumtes Schildchen. Für den Landwirth ſind von dem Perlgras vier Arten zu bemerken. 1) Blaues Perlgras (M. coerulea), auch Flunkerbart genannt, vorzüglich im Havellande einheimiſch; dort bildet es einen feſten Filz, der oft von dem darunter liegenden ſchwarzen Boden getrennt iſt. Zum Gedeihen deſſelben iſt es nöthig, daß es im Frühjahre einige Zeit unter Waſſer ſteht. Am Beſten gedeiht es auf Moorboden, der Wieſenerz und ſalzige Theile enthält, und nur ſelten trifft man es in Sandboden, unter dem Quellen liegen, an. Die Wurzel iſt wollig, und aus ihr kommen mehre Halme hervor, die nur einen Knoten haben, dann aber glatt emporſchießen und 6—12 Fuß hoch werden. In trockenen Sommern dagegen wird es nur drei Fuß hoch, blüht auch nur kurze Zeit, während es an feuchten Stellen oder in naſſen Jahren obige Höhe erreicht. Die Farbe der Pflanzen iſt meergrün, die Rispen und Staubbeutel violett. Wenn dieſes Gras nicht zu hoch wächſt und in der Blüthe abgemäht wird, gibt es ein gutes Schaffutter. Nur hat es die Eigenthümlichkeit, daß es bei einem erhöhten Wollertrage ungünſtig auf die Ausbildung des Körperbaues einwirkt. Von den Pferden wird es nur ungern gefreſſen, und dem Rindvieh kann es ſehr nachtheilig werden, wenn es lange im Freien gelegen hat, und von dem Regen ausgelaugt worden, indem es in dieſem Zuſtande den Knochenbruch veranlaßt. Jedenfalls muß man bei der Fütterung deſſelben ſehr vorſichtig ſein. 2) Gefranztes oder haariges Perlgras (M. ciliata). Die aufrechtſtehenden, glatten, rund geſtreiften, nach Oben ſcharf und mit mehren Knoten verſehenen Halme werden nur 1½—2 Fuß hoch. Die Blüthen erſcheinen in einer aufrechten cylinderförmigen, zwei Zoll langen Rispe, und das untere Spreublatt des untern Blüthchens iſt von weichen Wimperhaaren ſchön gefranzt, wovon die ganze Rispe ein haariges, wolliges Anſehen erhält. Sie iſt beſonders auf den ſchleſiſchen und böhmiſchen Gebirgen und dem mittlern und ſüdlichen Teutſchland einheimiſch und eine gute Weidepflanze, indem ſie ſich ſehr beſtaubet. 3) Einblüthiges Perlgras (M. uniflora) kommt nur ſelten vor, beſtockt ſich aber ſehr. Die Wurzeln kriechen auf dem Boden hin, die Blätter ſind lanzettförmig, die Blüthen traubenförmig, und die Ährchen klein, blaßbraun und lang geſtielt. Es wächſt in Wäldern, blüht im Mai und Juni und reift im Juli und Auguſt, oder auch noch ſpäter. Die weichen und zarten Blätter geben nicht nur ein angenehmes, ſondern auch ein geſundes Viehfutter. 4) Überhängendes oder glattes Perlgras (M. nutans) kommt mit dem vorigen hinſichtlich der Blüthe, Reife und des Standortes überein, doch kriechen ſeine Wurzeln nicht ſo ſehr, es iſt nicht ſo ſchmächtig und die hängenden eirunden Ährchen ſind etwas länger. Es iſt unter allen dieſen Arten das ſchönſte Gras mit dunkelvioletten, weißgeränderten Blüthen und empfiehlt ſich zur Cultur auf Torf- und Moorwieſen. Seine vielen ſaftreichen Blätter und ſeine ſüßen Halme werden von Kühen und Schafen begierig gefreſſen. Der Same wird von den Gänſen gern gefreſſen, den Hühnern iſt er aber ſchädlich. Ein zu kurzes Abmähen muß man vermeiden, weil ſonſt leicht die Ausläufer beſchädigt und die Vermehrung verhindert werden könnte. Auch kann man die Annehmlichkeit des Futters erhöhen, wenn das Gras nach dem Mähen einige Zeit liegen gelaſſen und von einem durchdringenden Regen getroffen wird. Sämmtliche vier Arten des Perlgraſes ſind perennirend. (*William Löbe.*)

Perlgras, ſ. Melica und Molinia.

PERLGRAUPEN, die feinſte, ganz rundkörnige Sorte der Graupen, auch Perlgerſte oder Perlengerſte genannt. (*Karmarsch.*)

Perlgyps, ſ. Gyps.

Perlhirse, Perlkraut, ſ. Lithospermum arvense und officinale.

PERLHUHN (Numida meleagris). Gattung aus der Familie der Hühner, ſtammt aus Afrika, wo es wild iſt und aſchgraue, mit vielen runden Flecken beſetzte Federn hat. In Europa wird es als Hausthier um der wohlſchmeckenden Eier willen, noch häufiger aber zur Zierde des Hühnerhofes gehalten, obgleich ſein Geſchrei ſehr beſchwerlich iſt. Der Schnabel iſt kurz, dick, herabgebogen, gewölbt, hat an der Wurzel Wachshaut, worin die Naſenlöcher ſind, die ſich an dem Unterkiefer zu Fleiſchlappen verlängern. Der Kopf iſt klein, dürr, weiß und bunt, kahl oder nur vorn befiedert. Auf der Stirn hat es einen knöchernen Helm, oder einen Buſch langer Federn. Die Füße ſind ſpornlos und braun, der Schwanz iſt kurz und herabhängend, und beſteht aus 14—16 Federn, die unter den Deckfedern faſt verborgen liegen. Die vierte Schwungfeder iſt die längſte. Die Farbe der Federn iſt braun- oder ſchwarz- und weißgefleckt; an den Flügeln mit länglichen Flecken. Sie ſetzen ſich gern auf Bäume und leben in Polygamie. (*William Löbe.*)

Digitized by Google

PERLICAN (Neu-), bekannter Hafen an der Oſtküſte von Neufundland, iſt in weſtſüdweſtlicher Richtung acht Leagues von Altperlican und fünf Leagues von der Randonſpitze entfernt, und hat eine weite und ſichere Einfahrt, ſodaß Schiffe bei 5—10 Klaftern Waſſertiefe, geſchützt vor allen Winden, ſicher einlaufen können. (*G. M. S. Fischer.*)

PERLINGHOF, eigentlich PÖRLINGHOF, ein zum Bezirke und Landgerichte Kraigh gehöriges Dorf im Klagenfurter Kreiſe von Kärnthen, in deſſen Nähe ſich die merkwürdigen kraigher Schlöſſer befinden. (*G. F. Schreiner.*)

PERLISTYE, auch Berlistye, wallach. Berlischtye, ein zur Herrſchaft Száſzka gehöriges königliches Kameraldorf im oravizaer Gerichtsſtuhle der kraſſover Geſpanſchaft des Banates, im Kreiſe jenſeit der Theiß Oberungarns, in ebener Gegend gelegen, an die Militairgrenze anſtoßend, mit 136 Häuſern, 1042 wallachiſchen Einwohnern, von denen ſich alle, bis auf ſechs Katholiken zur morgenländiſch-griechiſchen Kirche bekennen, einer eigenen Pfarre, Kirche und Schule der nicht unirten Griechen, und einem ſehr ergiebigen Boden. (*G. F. Schreiner.*)

PERLKIRSCHE (Pomol.), ziemlich große buntfarbige Herzkirſche, iſt fleiſchfarben ins Gelbliche fallend und punktirt; auf der einen Seite iſt die Farbe ſtets heller als auf der andern; ſie hat weiches, weißes Fleiſch, angenehmen ſüßen Saft und reift Mitte Juli. (*William Löbe.*)

PERLKOPF, PERLENKOPF, heißt in der Weberei eine Vorrichtung zum Weben der Gaze und ähnlicher Stoffe, bei welchen die Kettenfäden paarweiſe mit einander gekreuzt oder zwiſchen den Einſchußfäden zuſammengedreht ſind. Der Perlkopf bildet gleichſam einen Schaft mit halben Litzen (ſogenannten Stelzen), und hat ſeinen Namen davon, daß oft an dem Ende einer jeden Litze ein durchbohrtes Glaskügelchen (eine Perle) angebracht iſt, durch deren Öffnung ein Kettenfaden geht. (*Karmarsch.*)

Perlkrankheit, ſ. Viehkrankheit.
Perlkraut, ſ. Kraut.
Perllauch, ſ. Lauch.
Perlmaus ſ. Maus.

PERLMOOS, Caragheen, Caragheén. Dieſes von Chondrus crispus *Lingbye*, Fucus crispus *Linn.* s. polymorphus *Lamark.*, Sphaerococcus crispus *Agardh*, Ulva crispa *Dec.* abſtammende Moos beſteht, wie es im Handel vorkommt, in verſchiedenartig großen und geformten Stücken von hornartiger Beſchaffenheit, iſt durchſcheinend und von ſchmutzig gelblicher oder blaßbräunlicher Farbe, in's Weiße oder auch in das Schwarzbraune ſich ziehend. Der Hauptbeſtandtheil des Perlmoſes iſt die große Menge des in ihm enthaltenen Pflanzenſchleims, dem es ſeine Nahrhaftigkeit verdankt. Eine Drachme des Mooſes iſt hinreichend, mit 6—7 Unzen Waſſer gekocht, eine ziemlich farbloſe Gallerte zu geben. (Über die Unterſuchung des Schleims vgl. m. Lucä im Berl. Jahrb. XXIV, 1, 74 und Herberger in Buchn. Rep. XLIX, 14.) (*Döbereiner.*)

Perlmutter, iſt die Schale der orientaliſchen Perlenmuſchel, ſ. Perle und Aviculacea.

PERLMUTTERARBEITEN. Es gehören hierher eine Menge kleiner ganz aus Perlmutter verfertigter Gegenſtände, die man häufig mit Bronze, Gold, Silber oder Stahl verziert; ferner Beſtandtheile aus Perlenmutter an größeren Arbeiten, die übrigens aus Holz oder Metall gemacht ſind. Sehr wichtig iſt dabei die Auswahl der Perlenmutter und deren zweckmäßige Zertheilung. Man muß in beiden Beziehungen ſorgfältig darauf achten: a) daß die Perlenmutterſchalen ſo vortheilhaft und ſparſam als möglich benutzt werden, um wenig Abfall zu erhalten und nicht große ſchöne Stücke nutzlos zu zerſchneiden; b) daß man die ſchönſten (mit dem reinſten und vollkommenſten Farbenſpiele verſehenen) Theile der Muſchel dort anbringt, wo ſie am meiſten in die Augen fallen; dagegen die ſpeckigen, gelben, unreinen Stellen nach Möglichkeit zu verbergen trachtet. Es iſt in dieſer Hinſicht zu bemerken, daß die äußeren (zunächſt unter der rauhen Oberfläche liegenden) Theile nicht ſo ſchön ſind, als die auf der inneren glatten Oberfläche; und daß auf einem durch die Dicke der Muſcheln gemachten Schnitte die Perlenmutter ebenfalls keine ſchöne Farbe und kein iriſirendes Anſehen hat. Das Zuſchneiden der Beſtandtheile aus Perlenmutter geſchieht mit feinen Sägen, die weitere Ausarbeitung entweder auf der Drehbank oder mit Feilen, Grabſticheln, Bohrern, Laubſägen, Schleifſteinen ꝛc. Um die Gegenſtände glatt zu ſchleifen, wendet man Schmirgel und geſchlämmtes Bimsſteinpulver, zum Poliren Tripel mit Öl oder mit verdünnter Schwefelſäure (auf Hutfilz an). Auf dieſe Art werden Zahnſtocher, Nadelbüchſen, Schnurnadeln, Knöpfe, Meſſer- und Gabelhefte, Scheerengriffe, Spielmarken, Schachfiguren, und eine Menge anderer Artikel verfertigt, die man, wenn ſie zu groß ſind, um aus einem einzigen Stück gemacht zu werden, aus mehren Theilen zuſammenſchraubt, nöthigenfalls mit Hauſenblaſe zuſammenkittet. Zu größeren Gegenſtänden (z. B. Leuchterfüßen) benutzt man öfters ganze Muſcheln; ganze Flächenräume werden nicht ſelten (auf einer Grundlage von Holz oder Metall) mit dünnen Perlmutterblättchen furnirt, wobei die Befeſtigung der Perlmutter nach Umſtänden mit Leim, Hauſenblaſe oder irgend einem gut haftenden Kitte geſchieht. Eine ſchöne und leicht auszuführende Verzierung der Perlenmutter, welche ſehr oft geeignet iſt, das Graviren mit Vortheil zu erſetzen, wird durch Ätzen erreicht. Da die Perlenmutter hauptſächlich aus kohlenſaurem Kalke beſteht, ſo wird ſie von den Säuren leicht angegriffen. Man überzieht, um das Ätzen vorzunehmen, die Perlenmutter in etwas erwärmtem Zuſtande dünn mit dem gewöhnlichen Ätzgrunde der Kupferſtecher; kratzt dieſen Grund, wenn er kalt und feſt geworden iſt, mit der Radirnadel oder mit einer Federmeſſerſpitze überall wieder weg, wo das Ätzwaſſer eingreifen und eine Vertiefung der Fläche entſtehen ſoll; umgibt das Stück mit einem Wachsrande und gießt verdünntes Scheidewaſſer darauf. Ungefähr nach 7—10 Minuten wird das Ätzwaſſer wieder entfernt und der Ätzgrund mittels Terpentinöls abgewaſchen.

Digitized by Google

Wenn man das Scheidewaſſer gehörig durch Beimiſchung von reinem Waſſer geſchwächt hat, ſo behalten die geätzten Stellen vollkommen ihren Glanz und ihr Farbenſpiel. Ätzt man Zeichnungen auf ſehr dünnen (nur $\frac{1}{100}$ — $\frac{1}{10}$ Zoll ſtarken) Perlmutterblättchen ziemlich tief ein, ſo kann man nachher beliebige Theile mittels einer ſcharfen Meſſerſpitze herausſchneiden, wobei man das Plättchen auf eine glatte und nicht zu harte Fläche legt), und auf ſolche Art zierlich durchbrochene Arbeiten viel leichter herſtellen, als durch Ausſägen mit der Laubſäge.
(*Karmarsch.*)

PERLMUTTERBLECH, iſt das mit kryſtalliniſchen Figuren bedeckte Zinnblech, und wird auch Metallmor, Metallatlas genannt. Die Hervorbringung dieſer mitunter ganz eigenthümlichen Figuren iſt dadurch bedingt, daß das beim Erhitzen des Zinnbleches ſchmelzende Zinn langſam erkaltet und dabei kryſtalliſirt, aber auch auf ſeiner Oberfläche zum Theil oxydirt, wodurch die Kryſtalliſation unſichtbar wird; durch ſchwache Säuren oder Alkalien wird jene Oxydecke weggenommen und die Kryſtalliſation ſichtbar, die durch einen farbigen Firniß mit mehr Glanz hervorgehoben wird. (*Döbereiner.*)

PERLMUTTEREMAIL, eine Gattung Email oder eingebrannte Schmelzfarbe auf Glas, um gläſerne Spiegelrahmen, Schmuckkäſtchen u. dgl. damit zu verzieren; erfunden von dem Glaskünſtler Egermann, zu Blottendorf, in Böhmen 1824. (*Karmarsch.*)

Perlmuttermuscheln, ſ. Aviculacea.

Perlmutteropal, ſ. Opal.

PERLMUTTERSCHALENBAND, eine (jetzt nicht mehr gebräuchliche) Art des Büchereinbandes, wobei den mit Pergament überzogenen, mit Blattſilber verſilberten und fein geglätteten Deckeln durch wolkenartiges Ausmalen blaſſer, durchſichtiger Gummifarben das ſchillernde Anſehen der Perlenmutter gegeben wurde. (*Karmarsch.*)

PERLMUTTERSCHNEIDER, heißen die Arbeiter, welche die Perlenmutterſchalen in dünne Blätter zerſägen und aus letzteren allerlei Gegenſtände verfertigen; oder überhaupt diejenigen, deren einziges oder vorzüglichſtes Geſchäft die Bearbeitung der Perlenmutter ausmacht. Dergleichen gibt es aber an wenigen Orten; meiſt ſind es die Drechsler, welche ſich nebenbei auf Perlenmutterarbeit legen (ſ. d. Art. Perlmutterarbeiten).
(*Karmarsch.*)

PERLOG, eigentlich Berlog und Berlogh, ein zum ottochaner Regimentsbezirke gehöriges Dorf, im agramer Generalcommando, der öſterreichiſch-kroatiſchen Militairgrenze, am rechten Ufer der Gaczka, mit 133 Häuſern, 684 kroatiſchen Einwohnern (darunter 83 Katholiken, die übrigen zur nicht unirten griechiſchen Kirche gehörig), einer eigenen katholiſchen, einer morgenländiſch-griechiſchen Pfarre und Kirche, einer Schule, einem alten Schloſſe. (*G. F. Schreiner.*)

PERLON, iſt der franzöſiſche Name des Seehahns, Trigla hirundo *Lin.* = T. cuculus *Brünnichii*, eines in der Oſt- und Nordſee ſehr häufigen Fiſches. Derſelbe wird zwei Fuß lang, fünf Zoll dick, iſt glatt, röthlich-braun, mit ſchwarzen, blau geſäumten Bruſtfloſſen. Er iſt die größte europäiſche Art der Knurrhähne (ſ. d. Art. Trigla), wird zwei bis drei Pfund ſchwer, hält ſich in der Tiefe auf, ſchwimmt überaus ſchnell und lebt von Muſcheln und Krebſen. Er wird mit der Grundſchnur gefangen und friſch gegeſſen, in Dänemark aber auch eingeſalzen, an der Luft getrocknet und als Schiffsvorrath gebraucht. Bei den Alten heißt er Rabe, Corvus, bei Geßner Rondelet, u. A. Corax. Die Franzoſen nennen dieſen Fiſch zuweilen auch Rouget grondin, die Engländer Tub-fish, die Belgier und Holländer Seehahn und Knorrhahn, die Teutſchen manchmal Seeſchwalbe, womit man aber richtiger und allgemeiner die Vögelgattung Sterna bezeichnet. Vergl. übrigens *Cuvier* hist. nat. des poissons T. III. p. 40. (*Streubel.*)

PERLOZ, eine zu dem nach Donnaz benannten Mandamento III gehörige Gemeinde der Provinz und Militairdiviſion von Aoſta der feſtländiſchen Staaten des Königs von Sardinien. Der gleichnamige Hauptort dieſer Gemeinde (Comune), welcher durch den Wildbach d'Eyles in zwei Theile getheilt wird, liegt 13 Miglien nordweſtlich von Ivrea, in der Nähe der Grenzen dieſer Provinz, da wo das Thal von Valaiſe aufhört. Seinen Namen leitet man von dem lateiniſchen Worte Periculum ab, hergenommen von der ewigen Gefahr, in der ſeine Bewohner ſchweben, durch den Einſturz der überhängenden Felſen der Berge begraben zu werden. Das alte Schloß, das einſt zur Vertheidigung diente, gehört gegenwärtig den Grafen von Valaiſe. Perloz hat eine Pfarre, welche dem Biſthume von Aoſta einverleibt iſt, und eine dem Erlöſer geweihte Kirche. Auf einer benachbarten Höhe zeigt ſich die Kirche der Madonna della Guardia, von der man eine unbeſchreiblich ſchöne Ausſicht hat, nämlich von der einen Seite die lieblichen Hügel des Canaveſe, die im März ſchon in das ſaftigſte Grün gekleidet ſind, und gegen Norden die Felſengebirge von Valaiſe, denen die Natur es erſt tief im Frühlinge geſtattet, das Winterkleid abzulegen und ihre Bäume und Geſträucher in Blätter zu kleiden. Auf mehren Karten heißt der Ort auch Perlo. (*G. F. Schreiner.*)

Perlpotasche, ſ. Potasche.

PERLSAGO, iſt der feinſte Sago (ſ. d. Art.), indem er durch öfteres und beſſeres Waſchen des Stärkmehls der Sagopalme und durch vorſichtigeres Trocknen dargeſtellt wird; er kommt aus Amboina, der beſte und ſchneeweiße aber, der auch Sagoblume genannt wird, aus Japan. (*Döbereiner.*)

PERLSALZ, Syn. phosphorſaures Natron, findet ſich mit phosphorſaurem Ammoniak im Harn der Menſchen und einiger Thiere, und wird dargeſtellt aus Phosphorſäure oder ſaurem phosphorſaurem Kalk mit kohlenſaurem Natron, wobei man, um ſchöne Kryſtalle zu erhalten, einen Überſchuß des Letzteren gibt. Es kryſtalliſirt in farbloſen, durchſichtigen, geſchobenen, vierſeitigen Säulen, ſchmeckt ſalzig, nicht bitter, verwittert ſtark an der Luft und verliert $\frac{3}{5}$ ſeines Gewichtes an Waſſer, und ſchmilzt in mäßiger Wärme zu einer Glasperle, welche beim Erkalten undurchſichtig wird; es reagirt ſchwach alkaliſch, löſt ſich in vier Theilen kaltem und zwei Theilen

heißem Waſſer und beſteht aus 17,88 Natron, 20,40 Phosphorſäure und 61,72 Waſſer. Es dient zu Löthrohrverſuchen und in der Medicin als Abführungsmittel. (*Döbereiner.*)

PERLSAND, ein aus feinen, gleich großen, runden und glatten Körnern beſtehender Quarzſand, wie er in den Sanduhren gebraucht wird (ſ. Quarzsand). (*Karmarsch.*)

Perlsäure, ſ. Natron.

PERLSCHRIFT, die zweite Größe der Buchdruckerſchriften (wenn man dieſe von der kleinſten zu zählen anfängt), zwiſchen Diamant (der kleinſten Schriftgattung) und Nompareille ſtehend. Sie wird franzöſiſch Perle (nach Didot: Quatre), und engliſch Pearl genannt. Die Höhe ihres Kegels beträgt in Frankreich vier typographiſche Punkte ($\frac{1}{3}$ der pariſer Linie), in Deutſchland $\frac{2}{5}$ vom Kegel der Petitſchrift. (*Karmarsch.*)

PERLSCHWAMM (Agaricus rubescens *Fries* syst. myc. I, 18. Ag. margaritifer *Batsch*), ein Blätterſchwamm, welcher in waldigen Gebirgsgegenden im Sommer häufig vorkommt, mit röthlichem, nicht hohlem, unten ſchuppigem, faſt gleich dickem Strunke. Der Hut mit ungleichen, flachen, mehligen Warzen beſetzt, am Rande glatt; das Fleiſch deſſelben ſchnell röthlich werdend. Wird an manchen Orten, namentlich in Frankreich (wo er Golmelle oder Golmotte vraie heißt) gegeſſen; aber man muß ſich dabei vor einer Verwechſelung mit dem ähnlichen, ſehr giftigen Pantherſchwamme (Agar. pantherinus *Cand.* — Golmotte fausse) wohl hüten. (*A. Sprengel.*)

Perlsinter, ſ. Kieselsinter.

Perlstein, ſ. Pechstein.

Perluigi Giovanni, ſ. Palestrina.

PERLUPO, ein Dorf in der neapolitaniſchen Provinz Calabria ulteriore II; gleich vielen anderen calabreſiſchen Ortſchaften an ſteilem Bergabhange über jenem Thale gelegen, durch deſſen Grund der von der Serra nuba di St. Agata herabſtrömende Gießbach ſeinen Lauf nach dem Meere nimmt, bei fünf Miglien nordöſtlich von Reggio entfernt, mit 520 Einwohnern, einer eigenen Pfarre und einer Kirche. (*G. F. Schreiner.*)

PERLWEISS, iſt die überbaſiſche Chlorverbindung des Wismuthes, welche erhalten wird, wenn man zu einer Auflöſung des Wismuthes in Salpeterſäure verdünnte Salzſäure ſetzt; iſt der Niederſchlag gut ausgewaſchen, ſo wird er getrocknet, worauf das Perlweiß, blanc de perle, pearl white, pearl powder, in perlmutterglänzenden Blättchen zurückbleibt. Es dient als Schminkmittel, wozu es aber gänzlich zu verwerfen iſt, da es nicht allein die Haut runzelig macht, ſondern auch am Lichte und in ſelbſt ſehr ſchwachen Schwefelwaſſerſtoffdämpfen dunkel gefärbt wird. (*Döbereiner.*)

PERM, PERMIEN, das heutige ruſſiſche Gouvernement, ſtellt in ſeiner dem weſtlichen Ural angehörenden Hälfte nur ein Fragment dar des alten Groß-Biarmien, unter welchem Namen die Scandinavier das weite Land von der Dwina und dem weißen Meer (Gandwik) bis zu der Petſchora kannten. Jenſeit der Petſchora lag Jotunheim, das Mutterland der natürlichen Schreckniſſe und der böſen Zauberkünſte, gegen Nordweſten ward Biarmien von Quänland, oder Kajana, begrenzt; es mag demnach in ſeinem urſprünglichen Umfange etwa die heutigen Statthalterſchaften Archangel, Wologda, Permien und Wjätka umfaßt haben. Groß-Biarmien hieß dieſe Landſchaft nicht ſowol wegen ihres ausgedehnten Umfangs, als um ſie von dem von Syränen bewohnten Klein-Perm (Malaja-Perm oder Permza) in dem Umfange der heutigen Statthalterſchaft Wologda zu unterſcheiden. Die isländiſchen Sagen berichten viel vom öſtlichſten Ziele kühner Schiffer, aber das erſte hiſtoriſche Zeugniß von Biarmien gibt Other, der im 9. Jahrh. das Nordcap umſegelte, die Mündung der Dwina beſuchte, und allerlei Erzählungen über die Bewohner und ihr Land, auch über die demſelben angrenzenden Völker vernahm, Erzählungen, von welchen er jedoch nichts mittheilt, außer der einzigen Bemerkung, daß das zahlreiche Volk der Biarmier mit den Finnen beinahe dieſelbe Sprache rede. Damals, und lange vor Rurik, ſtand dieſes Volk unter eigenen, durch kriegeriſche Tapferkeit berühmten Fürſten; es war auch zu Bedeutſamkeit für den geſammten Norden durch ausgebreiteten Handelsverkehr gelangt; die indiſchen Waaren, über das caspiſche Meer her bezogen, gingen die Wolga und die Kama hinauf, dann zu Lande in die Petſchora, um von da durch Küſtenfahrer nach Norwegen und den entferntern Theilen von Scandinavien verſchifft zu werden. Der Mittelpunkt dieſes Handels, Tſcherdün, an der vereinigt mit der Wiſchera in die Kama gehenden Kolwa, war zugleich Hauptſtadt des Landes, und der Brennpunkt aller für uns kaum mehr kenntlichen Cultur des ausgebreiteten Volkes der Finnen. Wie im Allgemeinen dieſes in unzählige größere und kleinere Stämme getheilte Volk, die niemals zu gemeinſamer Wirkſamkeit zu vereinigen waren, der compacten Maſſe der Ruſſen eine ſichere Beute werden mußte, ſo ereignete ſich dies auch beſonders mit Biarmien. In dem ſüdweſtlichen Theile des Landes ſetzte ſich, zur Zeit von Andrei Bogoljubsky, eine nowgorodiſche Colonie feſt, die zu dem unabhängigen Freiſtaate Wjätka erwachſen, mit den benachbarten finniſchen Stämmen abwechſelnd in Fehde oder in Handelsbeziehungen ſich befand. Das übrige Land, von der Dwina zum Ural, geſchützt durch Entfernung und Wüſteneien, wurde nur gelegentlich, etwa vom 11. Jahrh. ab, von den nowgorodiſchen Ruſſen heimgeſucht, geplündert und beſteuert, ohne daß die Räuber, welche ſich mit dem auf ſolche Weiſe eingeſammelten Pelzwerk und Silber begnügten, weſentlichen Einfluß auf die Religion oder auf die Regierungsform des Volkes zu üben verſucht hätten. Als die vorzüglichſten Götzen der permiſchen und obdoriſchen Völker werden Woipel und die goldene Frau (ruſſ. Solotaja Baba) genannt. Das Heiligthum der Frau war in der Nähe des Ob errichtet, golden hieß ſie von der Vergoldung des Steins, aus welchem ihr Bild gehauen war; ein Kind, ihren Enkel muthmaßlich, trug ſie auf dem Schooße, ein zweites Kind ſtand ihr zur Seite. Dieſer Göttin opferten die Heiden Zobelfelle, oder die fetteſten Rennthiere; mit dem Blute der geſchlachteten Thiere wurden Mund und Augen der Bildſäule beſtrichen, wor-

Digitized by Google

auf ſie dem Wißbegierigen, durch Vermittelung der Prieſter, die Geheimniſſe des Schickſals offenbarte. Nicht weit vom Standort des Götzenbildes, im Gebirge, wurden öfters Töne, dem Laute einer mächtigen Poſaune ähnlich, veenommen, die gingen, ſo hieß es, von der Bildſäule aus; Sigismund von Herberſtein erklärt ſie für eine natürliche Wirkung des Windes, andere Berichte ſprechen von muſikaliſchen Inſtrumenten, die in dem Innern des Tempels verborgen waren. Wie mangelhaft auch dieſe Nachricht iſt, ſo deutet ſie doch genugſam an, daß Biarmien das heilige Land der Finnen, der Mittelpunkt ihres religiöſen Syſtems geweſen, und auch dann geblieben iſt, als der Staat ſchon längſt in Abhängigkeit zu den Nachbarn gerathen war.

Von der dunkeln Nacht des Heidenthums, in welche Biarmien verſenkt wäre, hörte Stephan Chrap, der Sohn des Prieſters Simeon, zu Uſtjug, aus deſſen Ehe mit Maria. Von dem Biſchof Arſenius von Roſtow zum Diakon, zum Prieſter von Geraßim von Kolomna geweiht, erlernte Stephan die permiſche Sprache, ſobald er ſich von ſeinem Berufe zu dem Apoſtolat von Permien ergriffen fühlte, erfand er für dieſe Sprache eigene Buchſtaben, 24 an der Zahl, und in ſolche durch ihn conſtituirte Schriftſprache überſetzte er die vorzüglichſten Kirchenbücher. Nachdem er noch geraume Zeit zu Roſtow in dem Kloſter St. Gregorien, des Theologen, um die dortige berühmte Bibliothek, hauptſächlich zu Erlernung der griechiſchen Sprache, benutzen zu können, zugebracht hatte, empfing er von Geraßim von Kolomna den biſchöflichen Segen, von dem Großfürſten in der Moskau Schutzbriefe, und ohne weiteres Säumen trat er die Fahrt zu den Permäken an der Wütſchegda an. Mit Verwunderung hörte das rohe, aber gutmüthige Volk ihn von dem wahren Gotte predigen, Einzelne ließen willig ſich taufen, andere, die Zauberer und Herenmeiſter zuvörderſt, ſprachen: „Wie kann man einem Manne glauben, der von Moskau kommt? Hauſen da nicht die Ruſſen, die von Alters her durch ſchwere Steueen die Permier erdrücken? Und von ihrer einem ſollten wir Wahrheit und Heil erwarten? Traun, Thoren müßten wir heißen, wenn wir die vielen, durch unfürdenklicher Zeiten Wohlthaten bewährte Götter gegen einen einzigen, unbekannten, fremden Gott vertauſchen wollten. Es ſind die Götter der Väter, die uns Marder, Zobel und Luchſe zuſenden, das Pelzwerk, mit welchem die Großen der Ruſſen prunken, Handel treiben, und den Khan, Griechen und Teutſche beſchenken. Euere Lehrer ſind erfahrene Greiſe, und dieſer Fremdling iſt ein Jüngling in Jahren, und folglich auch in Klugheit." Allein es gedieh unter göttlichem Schutze, unter der Ägide, zu welcher die Briefe des Großfürſten ſich geſtalteten, das heilbringende, von Stephan unternommene Werk; als ſich eine Gemeinde von etwa tauſend Seelen geſammelt hatte, erbaute Stephan, nahe an der Mündung des Wymfluſſes, eine Kirche, vor deren Altar er in permiſcher Sprache das Evangelium verkündigte. Blind dem Heidenthume ergeben, ſchauten die Nachbarn neugierig die Ceremonien des chriſtlichen Gottesdienſtes, bewundernd über Alles die Pracht und Schönheit des Tempels. Um ſie von der Ohnmacht der Götzen zu überführen, warf Stephan eigenhändig Feuer in einen der berühmteſten Opferaltäre. Vergeblich unternahm es Pama, der oberſte Zauberer, ſeinen Glauben zu vertheidigen; deutlicher und eindringlicher als ſeine Worte, ſprachen zu dem Volke von der Ohnmacht der Götzen die Flammen, inmitten deren die rohen Bilder ſich verzehrten. Um die Wunderkraft ſeiner Götter zu bethätigen, erbot ſich Pama zu einem Gang durch Feuer und Waſſer, unter der Bedingung, daß Stephan dieſelbe Probe beſtehe. „Den Elementen zu gebieten, vermag ich nicht," antwortet der demüthige Mönch, „aber groß iſt der Gott der Chriſten. Ich gehe mit." Ihn zu ſchrecken hatte Pama gemeint; des Gegners freudigen Muth gewahrend, wollte er nicht weiter auf Gottes Gericht ſich berufen, lieber durch Feigheit den Triumph des Kreuzes vervollſtändigen. Von Stephan's Worten, von der überzeugenden Wahrheit ſeiner Lehre hingeriſſen, begehrten und empfingen haufenweiſe die Permier die Taufe, und zerſtörten ſelbſt in den Häuſern, auf den Straßen, in den geweihten Hainen die Götzenbilder, ſogar die koſtbaren Felle, welche ſie an dem Fuße der Altäre niedergelegt hatten, wie die feinen Linnentücher, in welche die Bilder eingehüllt geweſen, trugen ſie zum Feuer. Noch zwei Kirchen erbaute Stephan, dabei Schulen als Bildungsanſtalten für die dem Prieſterſtande ſich widmenden Jünglinge; ſodann ging er nach Moskau, um die Errichtung eines Biſthums für Permien zu betreiben. Der Großfürſt kannte und liebte ihn, nicht minder ehrte ihn Pimen, der Metropolit, beide fanden den Apoſtel der Heiden zumal des Biſchofsamtes würdig. Mit der Tiare geſchmückt, kehrte Stephan nach dem Lande zurück, das durch ihn für die Kirche gewonnen und zu erneuerter Abhängigkeit gegen Rußland gebracht worden war, und ſegensreich hat er als Biſchof gewirkt. Nicht nur Lehrer im Geiſte, auch Vater im Fleiſche iſt er den Permiern geworden, zumal er in Zeiten der Hungersnoth, wo er ſie aus Wologda mit Brodfrüchten verſorgte, auch, ſo oft es die Angelegenheiten der Provinz erfoderten, ſich der weiten und beſchwerlichen Reiſe gen Nowgorod unterzog. Darum ward, ſelbſt in bürgerlichen Beziehungen, die Einführung des Chriſtenthums dem Volke eine Glücksära, und bis auf dieſen Tag gedenkt daſſelbe, in freudiger Dankbarkeit, der Thaten ſeines Apoſtels. Was er ſich am Rande eines ſo einzig in Wohlthätigkeit hingebrachten Lebens wünſchte, in Moskau zu ſterben, wurde ihm gewähret, 1396. Sein Leichnam ruhet im Kreml, in der Kirche zur Verklärung Chriſti, ſein Leben hat ein Schüler des heil. Sergius, der Mönch Jepiſanij, beſchrieben. Stephan iſt auch in die Zahl der Heiligen der griechiſchen Kirche aufgenommen worden, und fällt ſein Gedächtnißtag auf den 26. April.

Stephan war ausgegangen, die Geiſter zu erobeen; den Leibern zu gebieten hatte er nie verlangt, ebenſo wenig vermochte das mächtige Nowgorod eine regelmäßige Herrſchaft in Perm einzuführen. Die finniſchen Stämme blieben ihren angebornen Oberhäupteen unterworfen, auf eine zweifelhafte Oberherrlichkeit legten die Nowgoroder nur in ſofern Werth, als mittels derſelben ein vortheil-

Digitized by Google

hafter Handel beſtand. Gegen teutſche Tücher ertauſchten ſie von den Permäken koſtbare Felle, und das nach der Lage der Provinz ſogenannte tromskamaſche Silber. Dieſes Silber hatte bereits die Begierden von Johann Kalita erregt, nach der Unterjochung von Wologda begannen die moskowitiſchen Großfürſten ernſtlicher nach dem Beſitze von Permien zu ſtreben. Darin widerſtanden ihnen beharrlich die Nowgoroder, noch in dem am 11. Aug. 1471 an der Mündung der Schelona eingegangenen Friedensvertrage wurde Permien als eine Beſitzung der Republik anerkannt. Indeſſen hat der Großfürſt Johann III. Waſſiljewitſch ſelten Verträge genehmigt, ohne die unabänderliche Nebenabſicht, ſie bei der erſten günſtigen Gelegenheit zu brechen. Als eine ſolche faßte er die Beleidigungen auf, die einigen Moskowitern im Lande Permien angethan worden waren; noch im Winter 1471 entſendete er den Fürſten Feodor den Bunten, um an der Spitze einer bedeutenden Truppenmacht blutige Genugthuung zu fodern. Von Moskau aus erreichte dieſer Heerhaufen in der Woche nach Oſtern den Fluß Tſchernaja, dann, auf Flößen das Örtchen Aiſalow. Hier beſtiegen die Reiſigen wieder ihre Roſſe, denn die Feinde warteten ihrer bei dem Städtchen Jßkor. Die Niederlage der des Krieges längſt entwöhnten Permäken konnte keinen Augenblick zweifelhaft bleiben; ſie wurden aus einander geſprengt, gleich Haſen gehetzt, und ihre Feldherren Katſch, Burmat, Mitſchkin und Syran fielen lebend in die Gewalt der Sieger. Das hierauf eroberte Jßkor und mehre andere Städte übergab Feodor den Flammen, dagegen legte er auf der Stelle, wo die Potſchka in die Kolwa mündet, eine neue Feſtung an, auch ließ er durch ſeinen Unterfeldherrn, Gabriel Nelidow, am 26. Juni 1472 die Stadt Tſcherdün einnehmen. Den bei dieſer Gelegenheit gefangen genommenen Fürſten von Tſcherdün, den chriſtgläubigen Michael, und viele von deſſen der Heimath entführten Landsleuten, 16 Zimmer ſchwarzen Zobel, einen koſtbaren Zobelpelz, 29 Ballen teutſches Tuch, drei Panzer, einen Helm und zwei damascirte Säbel ſchickte Fürſt Feodor, als Trophäen der leichten Eroberung, nach Moskau. Fürſt Michael ſcheint von da nachmals in ſeine Heimath zurückgekehrt zu ſein, denn nach ihm herrſchte ſein Sohn Matthias als Vaſall der Moskowiter über Tſcherdün, oder vielmehr über Gräber und Wüſteneien. Zu allen Zeiten war es unabänderlicher Gebrauch der Moskowiter, den durch Trug oder Schwert unterworfenen Ländern vorerſt den Schatten der alten Verfaſſung zu laſſen, als das bequemſte Mittel, die beglückende Selbſtherrſchaft unbemerkt einzuführen. Dazu mag es in Permien mit dem Anfang des 16. Jahrh. gekommen ſein, wenigſtens wird unter dem J. 1505 des Fürſten Baſilius Andrejewitſch, beigenannt der Teppich, als des erſten moskowitiſchen Statthalters in Groß-Permien gedacht. Von Permien aus wurde ſpäter die Unterwerfung von Jugorien vollbracht; bereits im Mai 1483 zog, unter den Befehlen der Fürſten Fedor Kurbski, der Schwarze, und Sſaltyk-Trawin, ein Heer von Uſtjugern und Permäken gegen die Wogulitſchen und Jugorier; freudig dienten die Permäken in dieſer Kriegfahrt, zumal zeither Jumſchan, der Fürſt der Wogulitſchen, wie ein Menſchenalter früher ſein Vater Aſyk, der Schrecken Biarmiens geweſen war. Sieger über Jumſchan unweit der Mündung der Pelynja, drangen die Permäken und Uſtjuger den Tawdafluß hinab, bis zur Stadt Sſibir, und von dort, den Irtyſch entlang, an den großen Ob, in das jugoriſche Land, deſſen Fürſten Moldan ſie gefangen nahmen; hierauf kehrten ſie nach einem Dienſte von fünf Monaten, mit Beute beladen, nach Uſtjug zurück, wogegen die jugoriſchen oder kondiſchen Fürſten Frieden verlangten, ſolchen auch durch Vermittelung des permiſchen Biſchofs Philoteus erhielten. Die gänzliche Eroberung von Jugorien war dem J. 1499 vorbehalten. In Permien aber blieb die ruſſiſche Herrſchaft, ſelbſt nachdem ſie auf mehren Punkten den Ural überſchritt, zweifelhaft und ohnmächtig; Feinde im Innern und Feinde auf der öſtlichen Grenze beunruhigten ſie ohne Raſt. Mittel zur Bezähmung Sibiriens ſuchend, foderte der Großfürſt Johann der Schreckliche die Gebrüder Stroganow, Jacob und Gregor Johannikiew oder Annikin zu ſich; Söhne eines Mannes, der ſich durch Anlegung von Salzſiedereien an der Wütſchegda bereicherte, und nach ausländiſchen Berichten, den Ruſſen die erſten Handelswege nach der Oſtſeite des Uralgebirges bereitete, mußten ſie vor allen andern mit den Schwächen und Bedürfniſſen der nordöſtlichen Grenzen Rußlands bekannt ſein, und aus ihrem Munde wollte Johann das Ergebniß ihrer Erfahrungen vernehmen. Sie ſprachen ihre Gedanken aus, fanden für ihre Vorſchläge williges Gehör und empfingen Schenkungsbriefe über die längs der Kama, von dem permiſchen Lande bis zur Sylwa ſich ausdehnenden Wüſteneien, und über das Ufergelände der Tſchußowaja, bis zu des Fluſſes Urſprung. Es wurde ihnen erlaubt, auf dieſem Gebiete als Schutzwehr gegen ſibiriſche und nogayſche Räuber Feſtungen anzulegen und dieſelben mit Geſchütz zu bewehren, Kanoniere und anderes Kriegsvolk auf eigene Koſten zu halten, freie Leute, zinsbaee und Landflüchtige nicht, nach Wohlgefallen aufzunehmen, über dergleichen Anſiedler, ohne Zuziehung des permiſchen Statthalters, die Gerichtsbarkeit zu üben, Dorfſchaften, Äcker und Salzſiedereien anzulegen, 20 Jahre hindurch zollfrei mit Salz und Fiſchen zu handeln; einzig der Bergbau war ihnen unterſagt, vielmehr beſtimmt, daß ſie im Falle der Auffindung von Silber-, Kupfer- oder Bleigängen ſolche unverweilt dem großfürſtlichen Schatzmeiſter anmelden ſollten. Hierauf haben in Folge dieſer Bewilligungen die Stroganow 1558 auf dem püskorſchen Vorgebirge, wo das Kloſter des allbarmherzigen Heilands ſtand, das Städtchen Kankor, 1564 am Orlowsky-Wolok die Feſtung Kergedan, 1568 und 1570 die Schanzen an der Tſchußowaja und Sylwa gebaut, eine Menge Menſchen, Landſtreicher und Heimathsloſe an ſich gezogen, indem ſie dem Fleiße reiche Früchte, Beute der Kühnheit verhießen; unabhängigen Fürſten vergleichbar hatten ſie ihre eigene Gerechtigkeitspflege und ihr eigenes Heer, mit welchem ſie den Nordoſten des Reichs hüteten, 1572 durch einen herrlichen Sieg eine Empörung der Tſcheremiſſen, Oſtjaken und Baſchkiren Meiſter wurden, endlich im

Digitized by Google

Verfolg neuer, vom 30. Mai 1574 datirten Verleihungen die Eroberung des unermeßlichen Sibiriens vorbereiteten, auch, acht Jahre ſpäter, ausführten.

In dieſe fabelhaften Erfolge die treuen Hüter des perm'ſchen Landes, die Anbauer der tſchußow'ſchen Wüſten, die Handelsfürſten zu begleiten, iſt uns nicht verſtattet; wir dürfen aber nicht unbemerkt laſſen, wie die Coloniſirung des verödeten Permien ganz eigentlich ihr Werk war, wie überhaupt jegliche Coloniſirung nur das Werk einer Privatinduſtrie ſein kann, und zwar einer Induſtrie, die mächtig genug zu Vertheidigung ihrer Anlagen iſt, wie alle neue Coloniſationsverſuche, im Oſten beſonders, deshalb keinen rechten Fortgang gewinnen, weil die Regierungen, wie die beſten Früchte des Werkes, ſo deſſen Leitung ſich vorbehalten, und zu ihrem vergeblichen Treiben der koſtſpieligen, dem zu coloniſirenden Lande meiſt verderblichen Beihilfe von Miethlingen bedürfen. Im Gegentheil haben bei dem von den alten Großfürſten befolgten Syſtem Staat und Unternehmer gleich ſehr ihre Rechnung gefunden. Nach einer Reviſion aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beſaß die Stroganow'ſche Familie, in ihren mancherlei Zweigen, die zum Theil zwar von fremden Geſchlechtern beerbt worden ſind, 5½ Millionen Deſätinen Land; auf dieſem, dem europäiſchen Theile der Statthalterſchaft angehörenden Gebiete waren 83,468 Leibeigene, männlichen Geſchlechtes, anſäſſig. Der Staat hingegen konnte aus der Landſchaft, die ſtets unter dem in Moskau angeordneten nowgorod'ſchen Gerichtshofe geſtanden hatte, bei Errichtung des Gouvernements, eine Provinz des kaſan'ſchen Gouvernements bilden, wobei zugleich zu mehrer Bequemlichkeit der Sitz der Woiwodenbehörde von Sſolikamsk nach Tſcherdün, und ſpäter, um die unruhigen Baſchkiren beſſer zu zügeln, nach Kungur verlegt wurde.

Noch ſpäter hat die ſteigende Wichtigkeit der Provinz erlaubt, ſie zu einem unadhängigen Gouvernement zu erheben (1781), deſſen Hauptſtadt die an der Stelle der jagoſchichins'kiſchen Kupferhütte neu erbaute Stadt Perm ſein ſollte; demſelben wurde die katharinenburg'ſche Provinz, jenſeit des Urals, die ſtets als ein Beſtandtheil von Sibirien gegolten hatte, hinzugefügt. Durch nachträgliche Verordnung von 1783 erhielt die Statthalterſchaft ein eigenes, und zwar das alte perm'ſche Wappen: im rothen Felde ein ſilberner Bär, welcher ein in Gold gebundenes Evangelienbuch mit einem ſilbernen Kreuze auf dem Rücken trägt. Die alſo conſtituirte Statthalterſchaft wird nördlich von Wologda, öſtlich von Tobolsk, ſüdlich von Uſa, weſtlich von Wjätka begrenzt. Von den 15 Kreiſen der urſprünglichen Eintheilung liegen acht auf der Weſtſeite des Ural: Perm, Kungur, Kraßnouſimsk, Oſſa, Ochan, Obwinsk, Sſolikamsk und Tſcherdün, die in ihrer Geſammtheit die perm'ſche Provinz ausmachen, während der katharinenburgiſchen Provinz, auf dem öſtlichen oder aſiatiſchen Abhange des Urals, die Kreiſe Katharinenburg, Dalmatow, Schadrin, Kamüſchlow, Irbit, Alapaew und Werchoturje zugetheilt wurden. Die größte Länge der Statthalterſchaft, nach dem Streichen des Uralgebirges gemeſſen, beträgt 700 Werſte, bei 600 Breite, ihr Flächenraum 270,000 □Werſte oder 5500 teutſche □Meilen. Vermöge ihrer Lage zu beiden Seiten des mächtigen Gebirges zeigt ſich dieſe Statthalterſchaft als eine der gebirgigſten Landſchaften des Reichs, wiewol ſie auch ſchöne Ebenen und weite Flächen umfaßt, namentlich machen die Kreiſe Irbit, Kamüſchlow, Dalmatow und Schadrin eine große Fläche aus, gleichwie auch die weſtlichen Kreiſe Kraßnouſimsk, Oſſa und Kungur meiſt ebenes Land beſitzen. Bei mancher Ähnlichkeit in den Naturverhältniſſen bieten die beiden Hälften der Statthalterſchaft auffallende Verſchiedenheiten dar. Beſonders iſt die Oſtſeite die beiweitem reichere an Erzen. Dort arbeitet man auf den mächtigſten Lagern von Kupfer- und Eiſenerzen, nebſt den bekannten katharinenburgiſchen Goldkieſen; in der weſtlichen Hälfte brechen nur mulmiger Eiſenſtein oder Raſenerze und Kupferſanderze, worin ſich ſelten eine Niere von gediegenem Kupfer, Fahlerz oder Glaserz findet, welche in den Kupfergruben der Oſtſeite ſo gemein ſind. Hingegen beſitzt die Weſtſeite einen Schatz an Kochſalz, das dem öſtlichen Theile faſt gänzlich fehlt. Auch fällt der Gebirgszug gegen Weſten ungleich ſanfter herab, als gegen Oſten. An jener Seite erſtrecken ſich die Flötzgebirge in immer abwechſelnden Hügeln bis an die Ufer der Kama, ja bis zur Wolga; an dieſer Seite lagern ſich alle Gebirge der zweiten Ordnung in geringer Entfernung von dem Granitrücken, und die Steinſchichten der dritten Ordnung, oder die Flötzgebirge dieſer Seite, ſtellen bis zu Ob und Irtiſch faſt durchgehends flaches Land vor. Über Katharinenburg hinaus trifft man ſelten einen Hügel von einiger Bedeutung. Wenn auf der Weſtſeite die Flötzgebirge, als Ausläufer des Urals, in gerader Linie bis auf eine Entfernung von 800 Werſte ſich ausdehnen, ſo erſtrecken ſich an der Oſtſeite die ſämmtlichen, dem Granitrücken angelehnten Gebirge und Hügel in den meiſten Gegenden kaum auf 10—20 Werſte.

Die vielen und bedeutenden Flüſſe, von welchen die Statthalterſchaft durchſchnitten, werden zumal in künftigen Zeiten ihre Bedeutſamkeit für Handel und Verkehr bewähren. Es ſind unter dieſen Gewäſſern die vornehmſten in der weſtlichen Hälfte: die Petſchora, die Kama, nicht nur unter den Flüſſen der Statthalterſchaft, ſondern auch von allen Nebenflüſſen der Wolga der mächtigſte, die Tſchußowaja, mit ihrem Nebenfluſſe Sylwa, die Kolwa, in welche die Wiſchera ſich ergießt, gleichwie ſie ſelbſt der Kama zueilt, die Koßwa, ebenfalls ein Nebenfluß der Kama, die zwei Werſte oberhalb der Stadt Uſa in die Belaja ſich ergießende Uſa. Auf der Oſtſeite des Gebirges fließen die Soßwa, welche, nachdem ſie die Loßwa aufgenommen, in die Tawda ſich ergießt, die Tura, welche, durch viele kleine Gewäſſer verſtärkt, zuletzt dem Tobol ſelbſt nicht viel nachgibt, der Iſet, in Waſſerreichthum der Tura vergleichbar, doch der vielen Mühlen und einiger Waſſerfälle halber nur in ſeinem untern Lauf ſchiffbar, wo er aber Fahrzeuge von 16,000 und mehr Pud Ladung trägt.

Die vielen fiſchreichen Seen gehören ſämmtlich, mit gar wenigen Ausnahmen, der Oſtſeite des Urals an,

Digitized by Google

während in der aſiatiſchen, wie in der europäiſchen Hälfte, Mineralquellen, die häufige Salzſole abgerechnet, beinahe gänzlich fehlen.

In einem ſo ausgedehnten, von Berg und Thal durchſchnittenen Lande muß nothwendig eine große Ungleichheit des Bodens ſich ergeben. Die öſtliche Hälfte des tſcherdüniſchen Kreiſes bietet einen ziemlich trocknen, hügeligen, mehrentheils mit den ſchönſten Waldungen bedeckten Lettenboden, indeſſen die weſtliche, gleich ſtark bewaldete, Hälfte von Niederungen und Sümpfen durchſchnitten iſt. Von ähnlicher Beſchaffenheit im Allgemeinen, iſt doch der ſſolikamskiſche Kreis in ſeiner weſtlichen Hälfte ſtärker angebaut. Sumpfig und ſandig zugleich, mit vielem Walde bedeckt, iſt der permiſche Kreis. Der obwinskiſche Kreis hat ein hügeliges, faſt durchaus mergelartiges, ſehr fruchtbares und ſtark angebautes Erdreich, und ſind mit ihm von ähnlicher Beſchaffenheit, nur etwas ſandiger und mehr bewaldet, die Kreiſe von Ochan und Oſſa. So beſitzen auch der kunguriſche und kraßnouſimskiſche Kreis in ihrer weſtlichen Hälfte, inſonderheit an der Sylwa, einen fruchtbaren, ziemlich ſtark angebauten Thonboden, während die öſtliche, dem Ural ſich anlehnende Hälfte dieſer Kreiſe noch mehrentheils von Waldungen eingenommen iſt. Auch kommen in dem kraßnouſimskiſchen Kreiſe weitläufige Steppen vor. Von den Kreiſen der katharinenburgiſchen Provinz enthält der größte, der von Werchoturje, ungeheure Wälder, ausgebreitete Moräſte, und nur weniges Bauland. Von ähnlicher gebirgiger und waldiger Beſchaffenheit ſind die Kreiſe von Alapaew und Katharinenburg, nur daß jener flacher und ungleich ſtärker angebaut, zum Theil wegen ſeines beſſern mergelhaften Bodens. Die flachſten, fruchtbarſten und am meiſten angebauten Kreiſe ſind die von Irbit, Kamüſchlow, Dalmatow und Schadrin, unter welchen vorzüglich der letzte durch ſorgfältigern Anbau auffällt. Es beſitzen dieſe vier Kreiſe durchgehends einen ſehr guten, ſchwarzen, nur hie und da naſſen Boden, der größtentheils zu den ſchönſten Äckern und Wieſen benutzt wird. Im Allgemeinen iſt das Erdreich der nördlichen Kreiſe in der europäiſchen Hälfte der Statthalterſchaft meiſt mergelhaft, und dienen mehr oder weniger verhärtete Mergel-, Kalk- und Gypsſchichten der Dammerde zur Unterlage, dagegen die ſüdlichen Kreiſe vielmehr einen ſandigen, und nach dem Gebirge zu meiſt lehmigen Boden beſitzen. Die Oſtſeite des Urals zeigt faſt durchgehends einen ſchwarzen Boden, wo unter der Dammerde häufig Letten-, Thon- und Mergelſchiefer vorkommen. Die Polhöhe 56° 30′ — 61° 30′ nördl. Br. und 70—81° 30′ öſtl. L. beſtimmt das Klima, auf welches jedoch das Gebirge noch abſonderliche ſtrenge Einflüſſe übt. Der fürchterliche Winter der nördlichen und gebirgigen Theile geſtaltet ſich in dem übrigen Lande nur etwas milder. In den meiſten Gegenden iſt das Erdreich von Anfang September a. St. bis Ende Aprils gefroren; die Schlittenbahn beginnt gemeiniglich mit Anfang Novembers und dauert bis Ausgang März, zuweilen länger. Regelmäßig 14 Tage ſpäter tritt das Zu- und Aufgehen der Flüſſe ein. Zuweilen ſteigt der Froſt ſelbſt in geſchützten Lagen bis zu 30, auch 35 Grad R. Doch währt ſolche ſtrenge Kälte ſelten länger als zwei bis drei Tage, wo ſie wiederum mit einer verhältnißmäßig geringern Temperatur wechſelt. Denn im Winter, wie im Sommer pflegt die Witterung ſehr unbeſtändig zu ſein. In der ſchönen Jahreszeit genießen die Kreiſe von Schadrin, Dalmatow und Kamüſchlow zuweilen Monate lang einer ſehr angenehmen warmen Temperatur. Andere Kreiſe, Obwinsk, Ochan, Oſſa und theilweiſe Kungur, Kraßnouſimsk und Irbit, genießen in ſolcher Jahreszeit einer ziemlich gemäßigten Luft. Auch das rauhe kalte Klima der nördlichen und Gebirgslandſchaften iſt der Geſundheit zuträglich, die wenigen Gegenden ausgenommen, wo die häufigen Regen in den Sommer- und Herbſtmonaten übermäßige Feuchtigkeit erzeugen.

An Mineralien iſt Permien bekanntlich eine der reichſten Statthalterſchaften des ruſſiſchen Kaiſerthums. Kreide, Kalk, Gyps, Marmor, Talk, Serpentin, Amianth, Porzellan-, Pfeiſen- und Töpferthon, Bolus, Tripel, Dach- und Rechenſchiefer, Bergkryſtall, Achat, Jaſpis, Porphyr, Feuerſtein, brechen meiſt in ſtarken Quantitäten. Das Gypsgebirge an Kama und Sylwa nimmt einen Strich von mehr denn 200 Werſten ein. Von Edelſteinen kommen Topas, Granat, Carneol, Chalcedon, Onyx, darunter der Alten Nelkenonyx, Sardonyx, Opal, Chryſopras vor. Unerſchöpfliche Quellen von Kochſalz hat es in der Nähe der Gypsgebirge von dem Ausfluſſe der Tſchußowaja, längs der Kama hinauf, und müſſen dieſelben ihren Urſprung mehr oſtwärts, gegen den Fuß des Urals hin, haben. Ohne Zweifel ſind da mächtige Stockwerke von Steinſalz vorhanden. Von Metallen findet man Blei, Eiſen, darunter Magnete, Kupfer, unter den Kupfererzen namentlich den ſchönen ſibiriſchen Malachit, vorzüglich in dem Gumeſchewskoi Rudnik, Platina, Silber, als Zuſatz der katharinenburgiſchen Golderze, Gold. Das Pflanzenreich bietet faſt alle Arten von Laub- und Nadelholz, auch die im werchoturiſchen Ural beſonders häufig vorkommende Ceder; doch zeigen ſich Eiche, Buche, Ahorn und Linde nur in den unteren Kreiſen an der Kama, und die Linde ausgenommen, ſelbſt da nicht häufig. Auch die Haſelſtaude wächſt nur ſparſam in den unterſten Kreiſen, an der Kama. Äpfel und Kirſchbäume kennt man nur in den Kreiſen von Dalmatow und Schadrin, und beſchränkt die Obſtcultur ſich auf die Treibhäuſer; dagegen iſt an ſchmackhaften, geſunden Beeren von mancherlei Art Überfluß. Die gewöhnlichen Gartengewächſe gedeihen in den meiſten Gegenden in freier Luft, Kürbis und Gurke aber ſind die allgemeinſten Früchte, mit deren Anbau jeder Bauer ſich beſchäftigt, wo hingegen die Melone allein im ſchadrinskiſchen Kreiſe bei guter Witterung fortkommt. Von Hülſenfrüchten werden Phaſeolen und die edlern Gattungen von Erbſen nur in Gärten gezogen, und ſelbſt in ſolch geſchützter Lage täuſchen ſie nicht ſelten die Erwartung. Roggen und Haſer werden faſt in allen, Weizen, Gerſte, Hirſe und Buchweizen nur in den fruchtbaren, wärmeren Kreiſen erbaut; Flachs und Hanf gewinnen die ſchadrinskiſchen und dalmatow'ſchen Kreiſe, dann die unteren, der

Digitized by Google

Wolga zugekehrten Gegenden in ziemlicher Menge, und in einer befriedigenden Quantität. Die Hopfenzucht reicht kaum an den Bedarf, dagegen erſetzt der Überfluß an eßbaren Schwämmen manchen Abgang. Außer den gewöhnlichen Thieren findet ſich ziemlich häufig das gemeine ſowol, als das fliegende Eichhörnchen, der Suslik, das Murmelthier, der Erdhaſe, der Haſe, das Kaninchen, der Iltis, Marder, Zobel, dieſer zwar höchſt mittelmäßiges Gut, einzig in den werchoturiſchen, tſcherdünſchen und ſſolikamskiſchen Kreiſen, das Hermelin, der Vielfraß, der Dachs, Kameele bei den Baſchkiren in dem kraßnouſimskiſchen Kreiſe, Elenthiere, Rennthiere bei den Wogulen, im werchoturiſchen Kreiſe. In dem gelinden Winter von 1819 auf 1820 wurde die Hauptſtadt Perm plötzlich von einer Bärenarmee eingeſchloſſen. Vom Hunger angetrieben kamen dieſe Geſellen in allen Schattirungen von grau, ſchwarz, röthlich und braun angezogen, um in der Stadt ihr Futter zu ſuchen. Nur mit großer Mühe wurden die Feinde, deren Anzahl man zu 2000 berechnete, von der Stadt abgehalten, und endlich, nachdem die Belagerung ganzer drei Wochen gedauert hatte, durch die Anwendung des ſchweren Geſchützes zerſtreut. Die Nachtigall zeigt ſich einzig in den unteren Gegenden der Kama. Zum Fiſchfang bieten die vielen Flüſſe und Seen reiche Gelegenheit. Der Stör ſteigt gemeiniglich bis Sarapul, die Beluga bis zu der Mündung der Belaja, der Sterlet bis Sſolikamsk, aus der Wolga in die Kama hinauf. Auch in der Tſchußowaja, im Mjas, Iſet und in der Tura kommt der Sterlet vor. Die Biene iſt in dem ganzen ſüdlichen Theile der Statthalterſchaft einheimiſch, der Krebs findet ſich nur an der Weſtſeite des Urals, inſonderheit in der Tſchußowaja, bis zu der Mündung der Utka. Die Landwirthſchaft iſt noch in der Kindheit, wenn auch ſichtlich im Fortſchreiten begriffen. Das Rindvieh, meiſt eines kleinen Schlags, deckt das Bedürfniß nicht, ſodaß aus den angrenzenden Statthalterſchaften regelmäßig eine Menge Ochſen zugetrieben werden müſſen. Auf einzelnen Slawoden findet ſich ſchönes Hornvieh von kirgiſiſcher Race. In viel größerer Anzahl werden Pferde gezogen, die, klein von Wuchs, durch Ausdauer ſich empfehlen. Größere Pferde finden ſich bei den Baſchkiren, aber die vorzüglichſten Thiere dieſer Gattung fallen in den Kreiſen von Obwinsk und Schadrinsk, wo ehedem von verſchiedenen Herrſchaften Stutereien unterhalten wurden. Schafe, Ziegen und Schweine werden nur zum nothdürftigſten Gebrauche gehalten. Hingegen iſt in den ſüdlichen Kreiſen die Geflügelzucht, beſonders in Bezug auf Gänſe, Enten und Truthühner, von Belang. Die Bienenzucht gedeiht vorzüglich in dem oſſiſchen Kreiſe, und bei den Tataren und Baſchkiren. Der Viehſeuche waren von jeher die dalmatow'ſchen, kamüſchlow'ſchen und ſchadrin'ſchen Kreiſe beſonders ausgeſetzt. Die beſten und weitläufigſten Heuſchläge finden ſich an der Kama, an dem Iſet und in dem kraßnouſimskiſchen Kreiſe. Der Getreidebau iſt vorzüglich in den Kreiſen Obwinsk, Kungur, Kraßnouſimsk, Irbit, Kamüſchlow, Dalmatow und Schadrinsk in ſchwunghaftem Betriebe. Der Roggen blüht gemeiniglich in der erſten Hälfte des Juli, und wird in der letzten Hälfte des Auguſt geerntet. Sein Halm erreicht oft die Höhe von $1\frac{1}{2}$ Arſchin und darüber; er trägt in guten Jahren, etwa wie der Weizen, das fünfte, Gerſte das achte bis zehnte, Hafer das dritte Korn. Im J. 1785 wurden von den Kronbauern, die von der geſammten Bauerſchaft der Provinz $\frac{5}{7}$ ausmachen, indem als Kronbauern nicht nur alle Leibeigene der Krone, an Ruſſen, Tataren, Baſchkiren, Permäken, Sſuränen, Wogulen, ſondern auch die den Slawoden zugeſchriebenen Meiſterleute, und die von den Kirchengütern herrührenden Ökonomiebauern betrachtet werden, überhaupt $2{,}109{,}437\frac{3}{4}$ Deſätinen Land benutzt, nämlich zu

Hofplätzen und Viehtriſten	$185{,}780\frac{1}{2}$	Deſätinen.
Ackerbau	$797{,}830\frac{1}{8}$	„
Heuſchlägen	$285{,}107\frac{1}{2}$	„
Wald	$840{,}719\frac{1}{8}$	„
Überhaupt	$2{,}109{,}437\frac{3}{4}$	Deſätinen.

Wird dem im Verhältniſſe die Ausſtattung der von Privaten beſeſſenen $\frac{2}{7}$ der Bauern berechnet zu 900,000 Deſätinen, ſo ergibt ſich für die ganze Statthalterſchaft ein Quantum von drei Millionen Deſätinen. Hiernach konnte im beſagten Jahre kaum $\frac{1}{10}$ der Provinz als Wieſen- und Ackerland benutzt ſein, und da ſie jährlich an ſchwerem Getreide, die Gerſte eingerechnet, $3\frac{1}{2}$ Millionen, an Hafer $1\frac{1}{2}$ Million Tſchetwert erntete, war nur eben ihr Brodbedarf gedeckt, während der rohe Stoff zu der Branntweinconſumtion, 165,000 Eimer, aus den anſtoßenden Statthalterſchaften bezogen werden mußte.

Wie groß aber noch immer die Ausdehnung der Forſten, viel größer iſt die Sorgloſigkeit, mit welcher man eines zum Betrieb der vielen Hüttenwerke unentbehrlichen Reichthums misbraucht, und bereits 1785 war der Kohlenpreis in manchen Gegenden außerordentlich geſtiegen, Folge der ſinnloſen Behandlung, welche die Privathütteninhaber ſich gegen die ihnen angewieſenen Kronwälder zu erlauben pflegen. Dieſe Sorgloſigkeit wird dereinſt, bald vielleicht, dem Bergbau, auf welchen zumal der katharinenburgiſchen Provinz Nahrungſtand begründet, verderblich werden. Im J. 1782 beſaß die Krone in den Kreiſen Katharinenburg, Dalmatow und Werchoturje ſieben Eiſenwerke, ein achtes, Serebransk, in dem kunguriſchen Kreiſe. Auf dieſen Werken beſtanden 11 Hochöfen, 54 Hämmer, 5 Walz- und Schneidewerke, und es wurden durch 1419 Meiſterleute, alt und jung, 421,593 Pud 7 Pfund Roheiſen und 182,363 Pud $33\frac{1}{4}$ Pud geſchmiedetes Eiſen producirt. An Privatwerken hatte es im permiſchen Kreiſe drei, im ſſolikamskiſchen ein, im ochanskiſchen vier, im oſſa'ſchen zwei, im kraßnouſimskiſchen ſechs, im kunguriſchen drei, im katharinenburgiſchen 16, im irbitzkiſchen ein, im werchoturiſchen zwölf, im alapaewskiſchen Kreiſe eilf Werke, und beſtanden bei dieſen 59 Privatwerken 46 Hochöfen, 423 Hämmer, 17 Walz- und Schneidewerke; auch wurden von 41,459 Meiſterleuten erzeugt 3,925,118 Pud 34 Pfund Roheiſen und 2,876,049 Pud $32\frac{1}{2}$ Pfund geſchmiedetes Eiſen. Den Werth der ganzen auf Kron- und Privatwerken erbeute-

Digitized by Google

ten Eiſenmaſſe berechnete man, im Durchſchnittspreiſe von 80 Kopeken pr. Pud, zu 2,446,730 Rubel 90 Kopeken, als von welcher Summe die Krone theils für eignen Betrieb, theils als Zehnten von den Privathütten, vier Kopeken von dem Pud Roheiſen, und als Hochofenſteuer 228,699 Rubel $37\frac{1}{2}$ Kopeken bezog, während den Privatbeſitzern, eine Sorte in die andere gerechnet, von dem Pud 25 Kopeken, überhaupt ein Reingewinnſt von 719,012 Rubel 25 Kopeken verblieben. Der Krone acht Kupferhütten hatten 69 Schmelzöfen, zwei Spleisöfen, neun Garherde, 293 Meiſterleute, die in beſagtem Jahre 20,848 Pud 25 Pfund Garkupfer erzeugten. Die 19 Privatwerke hatten 111 Schmelz-, zehn Spleis-, fünf Stücköfen, 20 Garherde, 3349 Meiſterleute und producirten 104,114 Pud $4\frac{4}{5}$ Pfund Garkupfer. Unbeſchadet des Gewinnſtes von den auf ihren eigenen Werken gewonnenen 20,848 Pud, à 4 Rubel, zuſammen 83,394 Rubel 50 Kopeken erhob die Krone an Zehnten von den Privatwerken, nach dem damaligen Marktpreiſe von 9 Rubel pr. Pud, 93,708 Rubel. Von den nach Abzug des Zehntens den Hüttenherren verbleibenden 93,702 Pud 4 Pfund Kupfer mußte die Hälfte nach Katharinenburg zur Münze abgeliefert werden, um eine Ablöſung, welche dem Marktpreiſe verglichen, die Krone pr. Pud 3 Rubel 50 Kopeken, überhaupt 163,978 Rubel 50 Kopeken gewinnen ließ. Dieſen verſchiedenen Poſten 595 Rubel, als den Betrag der Ofenſteuer, hinzugefügt, ergab ſich für die Krone eine Summe von 341,676 Rubel, während der Privatinhaber Nutzen, pr. Pud nur zu 2 Rubel, im Ganzen alſo zu 208,228 Rubel, angeſchlagen werden konnte. Der Geſammtwerth alles erbeuteten Kupfers, in dem Marktpreiſe von 9 Rubel, betrug die Summe von 1,124,664 Rubel 75 Kopeken, die, wie man ſieht, vollkommen unabhängig von dem Ertrage des ſeit 1762 wieder in Gang geſetzten Münzhofes zu Katharinenburg. Die Geſammtheit des bei den Kronhütten aufgebrachten, oder an Zehnten erhobenen Metalls, ergibt zu 16 Rubel das Pud daſelbſt ausgeprägt, einen Nominalwerth von etwa $1\frac{4}{5}$ Million, davon der Werth des Kupfers mit 9 Rubel abgezogen, bleibt ein Schlagſchatz von 805,881 Rubel, der jedoch durch die Koſten der Ausmünzung, 35 Kopeken pr. Pud, zu einem Überſchuſſe von rein 765,582 Rubel 70 Kopeken reducirt wird. Gold wurde ſeit 1754 in drei Waſchwerken, zu Bereſofsk, Pyſchminsk und Uktusk gewonnen, und waren an beſagten Orten an 685 Waſchherden 1106 Arbeitsleute männlichen Geſchlechts beſchäftigt. Dieſe haben 1782 aufgebracht 3 Pud 37 Pfund $20\frac{4}{5}$ Solotnik, wovon jedoch bei der Scheidung ungefähr 3 pr. Eiſen und 7 pr. Silber abgingen, ſodaß etwa 13,000 Solotnik reines Gold und 1000 Solotnik Silber ſich ergaben, in dem Werthe von 22,143 Rubel 15 Kopeken. Im J. 1786 ſind aber bereits über 7 Pud Gold geliefert worden, und hat ſeitdem von Jahr zu Jahr die Ausbeute in überraſchender Progreſſion zugenommen. Die Salzwerke gehörten ehedem ſämmtlich, die in Sſolikamsk ausgenommen, den Stroganow, indem aber deren Reichthum in mancherlei Weiſe vertheilt worden, geriethen auch die Salzwerke an verſchiedene Beſitzer, unter welchen die Krone obenan ſteht. Im J. 1682 hatte der Krone Salzwerk, auf einer Inſel, Angeſichts der Stadt Uſſolie, angelegt, eilf Pumpenkünſte (Klutſchi oder Brunnen) und 24 Pfannen; die Salzerzeugung betrug 910,142 Pud. Von den ſechs Salzwerken in Uſſolie ſelbſt erzeugte jenes des Grafen Stroganow, auf 10 Pumpenkünſten und 16 Pfannen 700,000 Pud, jenes des Barons Stroganow, 5 Pumpenkünſte und 12 Pfannen, 630,000 Pud, jenes des Senators Seſewolodskoi, 5 Pumpenkünſte, 10 Pfannen, 450,000 Pud, jenes des Fürſten Gallizin, 9 Pumpenkünſte 14 Pfannen, 530,000 Pud, jenes des Fürſten Schachofskoi 6 Pumpenkünſte 16 Pfannen, 620,000 Pud, jenes von Iwan von Laſarew 6 Pumpenkünſte 9 Pfannen, 420,000 Pud. Von den zwei Werken zu Sſolikamsk erzeugte jenes des Raths Turtſchaninof, drei Pumpenkünſte und vier Pfannen, 120,000, jenes des Kaufmanns Surofzof, drei Pumpenkünſte und drei Pfannen, 49,000 Pud. Im Ganzen ſind im bemeldeten Jahre gegen fünftehalb Millionen Pud Salz aufgebracht worden, nach dem von der Regierung feſtgeſetzten Preiſe, 35 Kopeken pr. Pud, ein Verkaufswerth von 1,575,000 Rubel, wovon jedoch, an Ort und Stelle, der Gewinnſt für die Krone auf 40,000, für die Privatinhaber auf 140,000 Rubel ſich reducirte. Die ehedem von der Familie Stroganow betriebenen Salzwerke in Tſchuſſofskoi-Gorodok und in Orel waren vorlängſt eingegangen. Aus dem Geſagten ergibt ſich, daß dieſe einzige Statthalterſchaft 1782 in Bergwerkserzeugniſſen und Salz dem Capital des Nationalreichthums die Summe von ſechs Millionen Rubel hinzugefügt hat, eine Summe, die jedoch unendlich weit von den Reſultaten ſpäterer Jahre übertroffen wird. Auch die eigentlichen Fabrikanlagen ſind meiſt nur der Veredlung der Metalle zugewendet. Bereits vor Jahren wurden bei vielen Kron- und Privathütten, neben dem gemeinen Roheiſen auch mancherlei Geräthſchaften von Gußeiſen, Töpfe, Platten ꝛc., verfertigt, zuweilen auch abgedreht und polirt. Beſonders beſchäftigte man ſich auf der 1700 in Betrieb gekommenen Eiſenhütte Kammensk mit dem Guſſe eiſerner Kanonen, gleichwie zu des alten Demidow Zeiten auf Newiansk und Niſchneitagilsk Statuen, die nicht ohne Kunſtwerth, Gitterwerk u. dgl. aus Gußeiſen verfertigt worden ſind. Heutzutage werden auf den Kronhütten Bomben und Kugeln in gewaltigen Maſſen gegoſſen. Auch Bleche werden in beträchtlicher Quantität verfertigt; 1786 waren 13 Blechhämmer und 8 Öfen zum Verzinnen vorhanden. Man machte nicht nur Dachpfannen, ſondern auch Sägen, Kaſſerole ꝛc. Zu Verfertigung eiſerner Kaſſerole beſtanden zwei beſondere Werkſtätten. Schon damals waren die ſchönen lackirten Präſentirteller von Niſchneitagilsk und Newiansk berühmt. Von Stahl bereitete man aus altem Eiſen eine ſehr geringe Sorte, Uklad genannt, die einzig zur Verſtählung grober Werkzeuge dienlich, als 1785 auf Rechnung der Krone bei Katharinenburg eine Stahlfabrik von zehn Herden, vier großen und zwei kleinen Hämmern, angelegt wurde, um nach der in Teutſchland und Schweden üblichen Methode Stahl zu bereiten. Auf mehr als 20, hierzu beſonders

eingerichteten, Hämmern wurden Anker von den verſchiedenſten Größen geſchmiedet. Die Nagelſchmieden deckten eben den Verbrauch. Auf 15 Hütten beſtanden eigene Schlöſſerfabriken, und wurde beſonders zu Katharinenburg, Siſertsk, Newiansk, Niſchneitagilsk mancherlei, zum Theil ſchöne Arbeit, dieſer Art geliefert. Zwei Drahtfabriken, zu Katharinenburg und Niſchneitagilsk, waren zu Stillſtand gekommen. Auf den pochadjäſchinſchen, turtſchaniniſchen, obokinſchen und einigen andern Kupferhütten wurden mancherlei Geräthſchaften, Caſſerole, Theegeſchirre u. dgl. angefertigt, ſelbſt zum Verkaufe außerhalb der Grenzen der Statthalterſchaft. Glockengießereien beſtanden bei vier Werken, und waren auch kupferne Statuen aus denſelben hervorgegangen. Auf der ſukſunskiſchen Sawode beſtand eine Meſſingfabrik von zwei Öfen, und auf der Hütte Siſertsk wurden mancherlei Geräthſchaften in Meſſing und anderer Compoſition gearbeitet.

Die Seifenſiederei war ein altes, ſtark betriebenes Gewerbe, inſonderheit wichtig für das von Katharinenburg vier Werſte entlegene, gänzlich von Roskolniken bewohnte Dorf Tſchertaſch, dann auch für Katharinenburg, Kungur und einige Gegenden an der Kama. Ebenſo beſchäftigte ſich mit Talggießerei und Lichterzieherei von alten Zeiten her ein namhafter Theil der Bevölkerung, und es beſtanden zu Tſchertaſch, am Iſet, an der Kamenka und anderwärts viele Stampfmühlen und Talggießereien. Die für die Berg- und Salzwerke erfoderlichen Taue und Stricke werden faſt auf jeder Hütte, je nach dem eigenen Bedarfe, verfertigt; für die Anwohner der Kama macht aber das Seilergewerbe noch eine erhebliche Nebenbeſchäftigung aus. Leinwand weben die Bauern kaum für ihren Hausgebrauch; da ſie das bunte Zeug lieben, ſo finden ſich aller Orten Leute, welche in verſchiedenen Farben die Leinwand drucken. Die Lederbereitung iſt ein allen Ruſſen gemeinſames Nationalgewerbe, doch wird in Permien nur gemeines Leder, dann Juchten von vorzüglicher Qualität bereitet. Am ſtärkſten wird das Geſchäft in Tſchertaſch, Katharinenburg, Werchoturje, Kungur, Sſolikamsk und Tſcherdün betrieben. Auch der Schiffbau nährt viele Menſchen. Die Schiffe ſelbſt ſind höchſt einfach zuſammengeſetzt; die großen, 50,000—100,000 Pud faſſende Salzſchiffe mit glattem Boden ſind, obgleich kein Nagel an ſie kommt, von bewundernswürdiger Dauerhaftigkeit. Der Priſtan, Landungsplätze, an den verſchiedenen Flüſſen wurden 42 im J. 1786 gezählt; bei den meiſten befindet ſich ein Zimmerwerft, behufs des Schiffbaues. Im J. 1779 beſtanden allein bei den Bergwerken 45 Sägemühlen mit 95 Säulen, und acht Mahlmühlen mit 18 Gängen. Als die vornehmſten Handelsplätze galten damals Irbit, Katharinenburg, Werchoturje, Kungur, Sſolikamsk, und wurde der Verkehr nicht wenig durch die vielen Jahrmärkte bei den Städten, und bei manchen Eiſenwerken, wie z. B. Newiansk und Niſchneitagilsk, befördert. Im J. 1781 wurde die Kama von 556 Schiffen befahren; davon waren 80 mit 3,272,278 Pud Salz, 272 mit 1,937,456 Pud Eiſen, 126 mit Getreide, Erz, Kupfer, Geld und andern Waaren, über 500,000 Pud an Gewicht, befrachtet. Auf dieſen Schiffen waren 15,600 Individuen beſchäftigt. Die Ausbreitung aller Gewerbe wurde beſonders 1785 merklich, und ſtieg der Getreidepreis bereits auf das Vierfache, ja Fünffache der Preiſe, die nur vor fünf Jahren bezahlt worden. Es koſtete im Februar beſagten Jahres in der Hauptſtadt Perm das Pud Roggenmehl 46 Kopeken, ein Pud Heu 2, ein Pud Rindfleiſch 40, ein gutes Kalb 70—100, ein Truthahn 25, ein Auerhahn 15, ein Paar Rebhühner 7—8, ein Haushuhn 7—8, eine Flaſche aſtrachaniſcher Wein 25, eine Flaſche ſogenannter Rheinwein 100, ein Pfund Talglichter 6, ein Pfund Kaffee 40 Kopeken, ein Ries holländiſch Poſtpapier 10, ein Stück feine holländiſche Leinwand 50—100, ein Paar ſeidene Strümpfe 3—4½ Rubel. Die 1784 beendigte vierte Reviſion ſtellte in Anſehung der Bevölkerung die folgenden Reſultate auf:

Permſche Provinz.

Kreis.	Ortſchaften.	Kaufleute, Bürger, Geiſtlichkeit.	Kronbauern.	Bauern der Edelleute.
Perm	544	247	4186	24,592
Kungur	350	2575	23,192	2159
Kraßnouſimsk	221	304	18,774	6368
Oſſa	268	3	22,877	4469
Obwinsk	1584	4	1521	28,950
Sſolikamsk	805	1218	5823	16,720
Ochan	865	—	10,460	11,869
Tſcherdün	475	1002	17,360	351
Überhaupt	5112	5353	104,193	95,478

Katharinenburgiſche Provinz.

Kreiſe.	Ortſchaften.	Kaufleute, Bürger, Geiſtlichkeit.	Kronbauern.	Bauern der Edelleute.
Katharinenburg	194	908	22,600	6923
Dalmatow	249	—	33,448	59
Schadrinsk	226	96	30,383	128
Kamüſchlow	284	—	29,499	40
Irbit	277	662	22,294	170
Alapaew	168	—	17,043	7068
Werchoturje	290	858	15,934	7942
Überhaupt	1688	2484	168,201	22,330

Hiernach betrug die Anzahl der männlichen Einwohner der ganzen Statthalterſchaft 398,039 Köpfe, worunter jedoch die höhere Geiſtlichkeit, hohe und niedere Beamte, Offiziere, Soldaten, nicht einbegriffen, ſodaß gar füglich eine runde Summe von 400,000 Mannsperſonen anzunehmen. Dieſer das weibliche Geſchlecht in gleicher Anzahl hinzugefügt, ergibt ſich eine Totalſumme von 800,000 Köpfen. Dieſer Geſammtbetrag war in der Reviſion von 1793—1796 bereits zu 1,099,300 Individuen angewachſen. Es ſind die Einwohner theils Ruſſen (30,170 Haushaltungen um 1772, mit 110,271 Perſonen männlichen, und 104,417 Perſonen weiblichen Geſchlechts), theils Permäken und Sſuränen, Stämme eines und deſſelben Volkes, das ſich

ſelbſt Komi und Komiamurt nennt, theils Wogulen, Tſcheremiſſen, Wotäken, ſammt einigen Reſten von tatariſchen Stämmen. Die finniſche Race iſt fortwährend im Abnehmen begriffen, vornehmlich im Gefolge der Leichtigkeit, mit welcher die öſtlichen Finnen überhaupt in das Slawenthum übergehen. Es bewähren die Ruſſen in der ihnen beiwohnenden Anziehkraft für mehr oder minder ihnen verwandte Stämme, daß ſie unter den Slawen das ſind, was die Franken unter den Germanen geweſen ſind. Inſonderheit ſind die Permäken, die alle an den Grenzen der Statthalterſchaft Wjätka anſäſſig, und alle zum Chriſtenthum bekehrt ſind, kaum noch unter den Ruſſen kenntlich; daſſelbe gilt von den Sſuränen an den Flüſſen Wym und Wytſchegda. Die Hauptſtadt Perm, von Petersburg ungefähr 2000 Werſte entfernt, liegt in einer ſehr angenehmen Gegend, auf einer Anhöhe, am linken Ufer der Kama, und ſcheint beſtimmt, dereinſt der Stapelort des ſibiriſchen Handels zu werden. Sie zählte 1796 in 738 Häuſern oder Hütten 3763 Einwohner. Das Bisthum Perm iſt dem von Wjätka einverleibt; im J. 1772 enthielt die Provinz nur 37 Kirchſpiele. Fürſt von Perm ſchreibt ſich der Kaiſer in ſeinem vollſtändigen Titel. Wir beklagen, daß uns weder die Zeit vergönnt iſt, einen der Dialekte der finniſchen Sprache zu erlernen, noch auch das Werk von Moderazh zu benutzen, von dem wir doch ſelbſt den Titel nur in einer Überſetzung angeben können. Er lautet alſo: Ökonomiſche Beſchreibung des Gouvernements von Perm, ausgearbeitet von Moderazh, und 1804 durch die Druckerei der Gouvernementsregierung von Perm veröffentlicht. (*v. Stramberg.*)

Im eigentlichen Permien findet man noch ſehr viele alte tſchudiſche Wohnplätze oder Dörfer, welche gut und dauerhaſt gebaute Erdwälle mit Gräben haben. Wo man dieſe Wälle nicht vorſätzlich zerſtört hat, um ſie in Äcker zu verwandeln, haben ſie ſich vollkommen gut erhalten. In ihrem Schutte finden die Bauern oft altes Ackergeräthe und mancherlei Geräthſchaften von Gold, Silber, Kupfer, Erz, auch Figuren von Menſchen und Thieren aus dieſen Metallen. Die von Gold und Silber kaufen die Goldarbeiter und verarbeiten ſie. An dem Fluſſe Kolwa, noch weit nördlich von der Kreisſtadt Tſcherdin, in der Nähe des Gipfels eines waldigen Berges, iſt eine merkwürdige Höhle von außerordentlicher Größe, mit mehren Gängen und Abtheilungen. In allen ſieht man Säulen und mancherlei Figuren von Tropfſtein. Alle Wände dieſer unterirdiſchen Gewölbe ſind mit ſolchen, gleichſam gedrechſelten Geſtalten ausgeziert. Mitten darin iſt ein kleiner runder Teich, mit gutem trinkbaren Waſſer. Die Luft in dieſer Höhle, dem Aufenthalte einer Menge Fledermäuſe und Ohreulen, iſt ſehr gemäßigt und angenehmer, als ſie in dieſer Gegend auf der Oberfläche der Erde iſt. Der Kreis Perm liegt in der weſtlichen Hälfte, zwiſchen 72° 50′, bis 76° 30′ öſtl. L. und 57° 30′ bis 59° 12′ nördl. Br., und ſein Areal beträgt 450 □ Meilen, mit 65,900 Bewohnern, die in einer Stadt und 545 Sloboden und Dörfern wohnen. Die Einwohner ſind größtentheils Ruſſen, Permier und Sirjänen, und zum Theil Leibeigene der Stroganow'ſchen Familie, die hier weitläufige Beſitzungen hat. Der Kreis bildet eine Terraſſe des Urals, die ſich allmälig zur Kama herabneigt, und meiſtens aus niedrigen, mit Wald bewachſenen Hügeln beſteht, die viel Kupfer- und Eiſenerz enthalten. Der Hauptfluß iſt die Kama mit mehren ihrer Zuflüſſe. Der Ackerbau iſt gering, beträchtlicher die Viehzucht; der größere Theil der Bewohner nährt ſich vom Berg- und Hüttenbau, vom Barkenbau und der Waſſerfahrt. Der ſtarke Kohlenverbrauch bei den Hütten und die ſchreckliche Holzverſchwendung haben die Wälder ſchon ſehr gelichtet und der Mangel an dieſem unentbehrlichen Material wird bald fühlbar werden.

Künſte und Wiſſenſchaften ſind hier noch in der Kindheit. Nur in Perm und Jekatharinenburg exiſtirt eine Buchhandlung und ein Paar Buchdruckereien. Mit den Schulen ſieht es auch noch dürftig aus. In Perm iſt zwar ein Gymnaſium und ein Seminar zur Bildung junger Geiſtlichen, auch eine Kreisſchule und ein Paar Volksſchulen, und in Jekatharinenburg auch eine Bergwerksſchule; allein es fehlt noch immer in den einzelnen Kreiſen an guten Unterrichtsanſtalten, beſonders für die Jugend der unteren Volksclaſſen und der Landleute. Wenn auch hin und wieder in den kleineren Städten einzelne Kreisſchulen beſtehen, ſo reichen dieſe für die Bevölkerung noch lange nicht zu. Die herrſchende Kirche iſt die griechiſche, zu welcher ſich alle Ruſſen, Finnen und getaufte Heiden bekennen. Der höchſte Geiſtliche iſt der Biſchof von Perm und Jekatharinenburg. Unter den Griechen befinden ſich auch an 3000 Roskolniken oder Altgläubige. Zum Islam bekennen ſich die Tataren und Baſchkiren. Dem Schamanismus ſind die Wogulen zugethan, deren höchſter Gott in der Sonne wohnt, oder die Sonne ſelbſt iſt *). (*J. C. Petri.*)

PERM, Haupt- und Gouvernementsſtadt der großen Statthalterſchaft Perm an der Kama, in Sibirien oder dem aſiatiſchen Rußland. Sie liegt 284 Meilen von Petersburg und 175 Meilen von Moskau unter 58° 2′ der Br. und 74° 6′ der L., in einer angenehmen Gegend auf einer Anhöhe, und wird höchſt wahrſcheinlich einſt wegen ihrer vortheilhaften Lage ein Hauptſtapelplatz des ganzen ſibiriſchen Handels werden, wozu ſchon jetzt der Anfang gemacht iſt. Als der Sitz des Gouverneurs der ganzen Provinz und der Gouvernementsbehörden, ſowie des Biſchofs von Perm und Jekatharinenburg, herrſcht in ihr viel Regſamkeit und thätiges Leben. Seit 1780 iſt ſie aus einer unanſehnlichen Slo-

*) Man vergleiche hierbei: 1) Falk's Beiträge zur topograph. Kenntniß d. ruſſ. Reichs, herausg. von Georgi, 3 Bde. 2) *Makinowitsch Slovar geogr. Ross. Gossud*; d. h. geogr. Wörterb. d. ruſſ. Reichs ꝛc. 6 Bde. 3) Beſchr. d. Statthalterſch. Perm (in Herrmann's Beiträgen, 3. Bd.). 4) Brömſen, Geogr. d. ruſſ. Reichs. 5) Storch's Rußland unter Alexander I. 24 Lief. 6) Ökon. Beſchr. d. Statthalterſch. Perm, von Ritter und Moderach. 7) Heym, Encyklop. d. ruſſ. Reichs. 8) Pallas und verſchiedener anderer Akademiker Reiſen in Rußland. 9) Haſſel, Erdbeſchr. d. ruſſ. Reichs in Aſien. 10) Herrmann's mineralogiſche Beſchr. des ural'ſchen Erzgebirges. 11) Schäffer, das ruſſ. Reich. 2. Th. 12) Sauer's Reiſen nach den nördlichen Gegenden des ruſſ. Aſiens ꝛc.

Digitized by Google

bode in eine hübſche, ganz neue Stadt verwandelt, regelmäßig angelegt, doch größtentheils nur (die Krongebäude ausgenommen) von Holz erbaut. Die herrſchaftlichen Gebäude ſtehen neben der Stadt auf einer Anhöhe, welche die Stadt beherrſcht und eine ſchöne Ausſicht gewährt. Sie hat jetzt über 1000 Wohnhäuſer, zum Theil elende Hütten, drei Kirchen, ein Gymnaſium, eine Volksſchule, ein Seminarium für junge Geiſtliche, ein Hoſpital, ein großes Getreidemagazin und an 7000 Einwohner, die ſich vom ſtädtiſchen Verkehr, bürgerlichen Gewerben, Kramhandel, Hüttenbau und Ökonomie nähren. Der Handel bedeutet gegenwärtig wenig, obgleich die Lage dazu ſehr vortheilhaft iſt. Auch befindet ſich hier eine Druckerei (in dieſer Weltgegend eine ſeltene Erſcheinung!) und bei der Stadt ein Hafen, bei welchem alle die Kama herabſegelnde Schiffe anlegen müſſen, was dem neuen Platze vieles Leben und Verkehr gibt. In der Nähe iſt ein der Krone zugehöriges Kupferhüttenwerk und eine Saline, die beide zuſammen eine Vorſtadt ausmachen. (*Petri.*)

PERM, PERMEN, PERNA. Dieſen Namen führt eine Art von Gondeln, welche, mit einem leichten Sonnendeck verſehen, von den Türken Conſtantinopels bei ihren Luſtfahrten und zum Überſahren nach Aſien benutzt werden. (*G. M. S. Fischer.*)

PERMACOIL (nördl. Br. 12° 14′, öſtl. L. 79° 55′ von Greenw.), Stadt im ſüdlichen, zur vorderindiſchen Provinz Karnatik gehörigen, Diſtrict Arcot, iſt 17 engl. Meilen nordnordweſtlich von Pondichery entfernt und wird durch ein auf einem Felſen befindliches Fort vertheidigt. (*G. M. S. Fischer.*)

PERMESSOS (*Περμησσός, οῦ,* m.) Böotiſcher Flußgott, Vater der Aganippe am Helikon (*Pausan.* IX, 29, 3). Der Fluß war, wie die ſämmtlichen helikoniſchen Quellen, den Muſen heilig. Callimachus erklärte die Aganippe für die Quelle des Permeſſus (ſ. *Callim.* fragm. p. 560. ed. *Ern.* Müller Orchomenos S. 45). Aus Stellen, wie *Propert.* II, 10, 26: Nondum etiam Ascraeos norunt mea carmina fontes, Sed modo Permessi flumine lavit Amor hat man mit Unrecht geſolgert, daß minores poetae aus dem Permeſſos, majores aus der Aganippe ihre Begeiſterung ſchöpften; Vergl. *Hertzberg* Observatt. in *Propert.* (Halberstadii 1836. 4.) p. 6. (*Krahner.*)

PERMESSOS (*Περμησσός*), ein kleiner, ſüdweſtlich vom Kephiſſos ſtrömender Fluß in Böotien, in deſſen Nähe die alte Stadt Haliartos lag (*Strab.* IX, 2, 412 *Cas.* Mannert 8. Th. S. 212). Der Permeſſos ſowol, als der ihm benachbarte Olmeios entſpringen (nach *Strab.* IX, 2, 407. *Cas.*) auf dem Helikon, ſtoßen zuſammen und ergießen ſich in der Nähe von Haliartos in den kopaiſchen See (*Strab.* l. c.). Pauſanias (IX, 29, 3) läßt den Permeſſos in der Nähe des Helikon fließen und nennt nach mythiſcher Genealogie die Aganippe, von welcher die bekannte Quelle ihren Namen hatte, als Tochter des Permeſſos (über die Leſart Termeſſos vergl. *Sylburg.* not. ad *Paus.* IX. p. 766 ed. *Kuhn.*). Unter den neueren Reiſenden, welche Böotien beſucht und beſchrieben haben, erwähnt Clarke (Travels T. VII. p. 125 sq. ed. IV) den Lauf dieſes Fluſſes und ſeine Mündung. (*Krause.*)

PERMISSGELD. Mit dieſem Namen bezeichnete man vordem in dem ehemaligen Brabant die alten Albertus- und Kreuzthaler, welche $8^1/_3$ pro C. beſſer waren, als das dortige Courant, und in welchem erlaubt (permissum) war, die Wechſelzahlungen zu leiſten. Nach dem allmäligen Verſchwinden jener Thaler blieb das Permißgeld ſtets in höherem Courſe gegen das Courant, und nach der Verordnung vom Jahre 1749 beſtand es in den gröberen Landesmünzſorten, welche $16^2/_3$ pro C. mehr als das brabantiſche Courant galten, und dieſerhalb behielten ſechs Gulden Permißgeld einen beſtändigen Werth von ſieben Gulden brabantiſchem Courant. (*K. Pässler.*)

PERMISSION (Bernhard, Bluet, Graf de la). Dieſer Menſch, welcher ſich nur durch ſeine Narrheiten bekannt gemacht hat, wurde 1566 im Dorfe Arbères bei Divonne, im Lande Gex, geboren und mußte, da ſeine Ältern arm waren, Anfangs das Vieh hüten. Wenig dadurch beſchäftigt, überließ er ſich kindiſchen Träumereien und glaubte ſich bald überzeugt, daß ihn die Vorſehung zu etwas Großem beſtimmt habe. Er trug kein Bedenken, dies andern Hirtenknaben mitzutheilen, indem er ihnen ſagte, ſie würden, wenn er groß geworden ſei, Fürſten und ſelbſt Könige in ſeinem Gefolge, ihn aber in Sammt und Seide gekleidet einhergehen ſehen. Erfüllt von dieſen thörichten Erwartungen fing er an, Panzer aus Baumrinde und Säbel aus Holz zu verfertigen, mit welchen er ſeine Spielgenoſſen ausrüſten wollte, um ſie dem erſten, beſten Fürſten zuzuführen, der ihrer Dienſte benöthigt ſein würde. Um Fahnen anzuſchaffen flocht er Körbe aus Weidenruthen und verkaufte dieſe in Genf. Als er mit dieſen Vorrüſtungen zu Stande gekommen war, theilte er den Vertrauteſten ſeiner Genoſſen ſeinen Plan mit, bewaffnete ſie, legte ihnen Adelstitel bei und erklärte ſich zu ihrem Anführer, ohne zu erwarten, ob ſie ihn dazu haben wollten. So erreichte er das Alter, in welchem man ſich zu einem beſtimmten Lebenszweck entſchließen muß; allein da er dies zu thun nicht Luſt hatte, überhaupt es ſeiner für unwürdig hielt, das Brot durch Arbeit verdienen zu müſſen, ſo entfloh er dem älterlichen Hauſe. Ein bemittelter Mann in Rumilli nahm ihn aus Mitleid auf und beſtimmte ihn, als er faſt heirathsfähig war, Wagner zu werden. Als ſolcher arbeitete er eine Zeit lang am Annonciadenſort in Savoyen; kaum aber hatte er einiges Geld in den Händen, ſo eilte er, ſeiner Vorausſage gemäß, ſich in fleiſchfarbenen Boccaſin zu kleiden, und kehrte, den Säbel an der Seite, den Dolch im Gurt und den Federbuſch auf dem Hute in ſeinen Geburtsort zurück. Hier verrückten ihn die Schmeicheleien, welche ihm ſeine früheren Genoſſen ſagten, den Kopf völlig. Sie ſeines hohen Schutzes verſichernd, nannte er ſich jetzt Großmeiſter des Artilleriegebirges des Annonciadenſchloſſes, verließ ſeinen Geburtsort, bald darauf auch Rumilli und bot ſeine Dienſte dem Gouverneur der Citadelle von Montmélian an, welcher ihn auch in Arbeit nahm. In dieſer Stadt ſpielte ihm ſeine Eitelkeit manchen Streich, wie er dies ſelbſt

Digitized by Google

naiv genug, doch immer die beſte Seite herauskehrend, in ſeiner Lebensbeſchreibung erzählt. Er verließ deshalb Montmélian, ſchweifte einige Zeit, und zwar nicht in den glücklichſten Umſtänden, bei Chambéri herum und kehrte darauf zum zweiten Male nach Arbères zurück, wo er ſich als einen von Gott zur Bekehrung des Landes geſendeten Propheten ankündigte. Die Reden, welche er in ſeinem neuen Berufe hielt, fanden jedoch keineswegs den erwarteten Beifall; dies bewog ihn, den Staub von ſeinen Füßen zu ſchütteln und (1597) nach Chambéri zu gehen, wo ſich damals der Herzog von Savoyen aufhielt, welchem er in ſeiner Schrift den Namen David beilegt. Dieſer Fürſt beluſtigte ſich an Permiſſion's Narrheiten, ließ ihn ſeine Livrée tragen und reichte ihm ſeinen Unterhalt. Im Gefolge dieſes neuen David's durchreiſte Bluet Piemont, ſah Aleſſandria, Aſti, Turin, und verlebte in der letztern Stadt einige Jahre als Hansnarre (plastron) der Hofleute. Dieſe machten ihm unter anderm weiß, daß alle Mädchen Turins ſich es zur Ehre rechneten, ihm zu gefallen, allein Bluet blickte mit Stolz auf dieſe herab, denn die Königin ſeines Herzens war die Maitreſſe des Herzogs und er trug ihre Farben. Doch dieſe Huldigung hatte ſehr üble Folgen für ihn. Denn als er eines Tages vor ſeiner Herrin auf den Knieen lag, ließ ihn der Herzog von einigen Dienern ergreifen und, gleich dem armen Sancho Panſa, wie einen Fuchs prellen. Dieſe unzarte Behandlung bewog unſern Grafen, denn dieſen Rang hatte ſich Permiſſion aus eigener, hoher Machtvollkommenheit beigelegt, ſeine Entlaſſung aus des Herzogs Dienſten zu fodern, und er begab ſich, da man ſein Anſuchen gern gewährte, nach Frankreich an den Hof des großen Kaiſers Theodoſius, wie er Heinrich IV. zu nennen beliebet. Hier fand er jedoch nur eine kalte Aufnahme und l'Eſtoile (Journ. de Henri IV. T. III. p. 126) redet von ihm als einem Narren, welcher die Straßen durchlaufe, um kleine Schriften an Perſonen des Hofes zu verkaufen, von denen er geringe Almoſen erhalte. Er ſtarb hier, wie man glaubt, im J. 1606 und zwar in traurigen Verhältniſſen*). (*G. M. S. Fischer.*)

Permissivus Modus, ſ. Modi (grammatiſche).

*) Man hat unter Permiſſion's Namen ein Werk mit folgendem treu abgeſchriebenen Titel: Recueil de toutes les oeuvres de *Bernard de Bluet d'Arbères*, comte de Permission, chevalier des Ligues des treize cantons suisses; et le dit comte de Permission vous avertit qu'il ne sait ni lire ni écrire et n'y a jamais appris; mais par l'inspiration de Dieu et la conduite des anges, et par la bonté et miséricorde de Dieu etc. (Duodez mit einigen Holzſchnitten). Dieſer Recueil enthält 103 einzeln gedruckte Bücher, welche in Debure's Bibliographie (T. IV. no. 3990) nach Gaignat's Exemplar, dem vollſtändigſten, welches man hat, beſchrieben ſind. Die erſten Bücher enthalten Sprüche, Reden, Gebete und Geſichte. Die Bücher 53—55 liefern die Namen derjenigen Perſonen, von welchen Bluet bei ſeiner Ankunft in Frankreich beſchenkt worden war und im 72. Buche beginnt ſeine Lebensbeſchreibung. In dem Exemplare, welches die Bibliothek Mac-Carthey beſaß, befanden ſich außerdem noch in einem Werke, welches den Titel führt: Dernières oeuvres de *Bernard de Bluet d'Arbères* etc. die Bücher 141—173, welche den Zeitraum bis zum 9. April 1605 umfaſſen (M. ſ. le Manuel du libraire. 3. édit. 1, 224). Eine ausführlichere Beſchreibung, welche jedoch nach einem nur 92 Bücher enthaltenden Exemplare gemacht iſt, findet ſich im Catalogue Delaleu, par *Nyon*. 1775. nr. 1055. Vergl. Biogr. univ. T. XXXIII. Art. Permission.

PERMISS-SCHILLING, war eine ehemals und bis zum J. 1749 in Brabant geprägte Silbermünze, welche 103 holländiſche As wog, 9 Loth 4 Grän Gehalt hatte, 59,3 holländiſche As feines Silber enthielt und einen Werth von 3 Groſchen und 11 Pfennigen im Conventions-Zwanzigguldenfuße hatte. (*K. Pässler.*)

PERMOSER (Balthasar)*), war zu Kammer in Baiern, einem in das Gericht Trauenſtein gehörenden Dorfe, nicht, wie ſein Grabſtein ſagt, am 1. Aug. 1650, ſondern am 3. Aug. 1651, laut ſeines Taufſcheins, geboren. Sein Vater, Chriſtian Permoſer, und ſeine Mutter Anna, waren ſchlichte Landleute. Als Knabe mußte er das Vieh hüten, zeigte aber da ſchon eine entſchiedene Nigung für Bildnerei, indem er auf ſeinen Hirtenſtab oder ſonſt in Holz Figuren ſchnitzte. Der Vater war der ſich immer mehr entwickelnden Beſtimmung für Sculptur nicht entgegen und brachte daher den Sohn nach Salzburg, wo ihm Weißenkirchner in dieſer Kunſt Unterricht ertheilte. Während eines vierzehnjährigen Aufenthaltes in Italien vervollkommnete er ſich ungemein. In Florenz machte er ſich durch verſchiedene Arbeiten in Elfenbein, die er für den Großherzog fertigte, rühmlichſt bekannt. Nach Teutſchland zurückgekehrt ging er zuerſt nach Berlin, wo er ebenfalls Denkmäler ſeines Fleißes hinterließ, und von da, als Hofbildhauer des Königs von Polen und Kurfürſten von Sachſen, Auguſt II., nach Dresden.

Außer mehren Kunſtgebilden, die ſich von ihm in Florenz und in Berlin befinden, ſind dergleichen auch in Stuttgart, Bautzen, Oberlichtenau bei Pulsnitz und in Freiberg. Das in Oberlichtenau ſich befindende iſt eine große, aus Sandſtein gefertigte Gruppe, König Friedrich Auguſt den Starken oder den Zweiten, die Siegsgöttin, die Fama und einen Tatar vorſtellend. Von ihm iſt ferner im Dom zu Freiberg das Denkmal der Witwe des Kurfürſten Johann Georg III., Anna Sophie, Prinzeſſin von Dänemark, welche 1717 ſtarb und deren Schweſter, Wilhelmine Erneſtine, des Kurfürſten Karl von der Pfalz Gemahlin, welche 1706 ſtarb und 1811 hier beigeſetzt ward.

Permoſer's größtes Werk iſt das aus einem achtzig Centner ſchweren Marmorblocke verfertigte Standbild des Prinzen Eugen in Wien. Als er es arbeitete, war er ſchon 76 Jahre alt. Das grüne Gewölbe in Dresden bewahrt ſehenswerthe Producte ſeiner Geſchicklichkeit. Als ein ſolches iſt auch die Kanzel in der katholiſchen Hofkirche daſelbſt anzuführen, Wolken und Engel tragen ſie; auf ihrer Decke ſind die Werkzeuge des Leidens Chriſti angebracht. Unter den Marmorſtatuen, die vor dem ſiebenjährigen Kriege den großen Garten bei Dresden zierten, waren mehre von Permoſer gefertigt. Eine davon, ein Mohr aus ſchwarzem Marmor mit weißen Adern, wurde darunter als ein ganz vorzügliches Stück bewundert. Viele davon ließ Friedrich II. nach Berlin führen, wo ſie viel-

*) Der Sammler 1. Bd. 1835. S. 505.

Digitized by Google

leicht noch ſind. Einige zertrümmerte der Vandalismus der Kroaten, welches Schickſal auch noch 1813 zwei vortreffliche Statuen: Ceres und Merkur, durch Franzoſen hatten. Sein Grab auf dem katholiſchen Friedhofe in Dresden bezeichnet ein Kreuz, das er auch verfertigte.

Permoſer war ein frommer, menſchenfreundlicher und dabei fröhlicher Mann. In ſeinem Geburtsorte ſtiftete er im J. 1692 eine katholiſche Schule und ſendete dazu 1000 Gulden an die Hauptpfarre: „damit die Jugend auf ewige Zeiten ſowol im Leſen, Schreiben, Rechnen, auch andern guten Sitten und chriſtkatholiſchen Lehrſtücken durch taugliche Statthalter unterrichtet werden ſolle.“ Auf ſeine Kunſt ſtolz, zerſchlug er ein aus Elfenbein gefertigtes Bildniß einer hohen Dame, weil deren Mann ihm nicht die dafür bedungene Summe ganz bezahlen wollte. Den König Karl XII. von Schweden bewunderte er und ſprach gern von deſſen Thaten. Auf die Äußerung eines Gegners deſſelben: daß er doch das Standbild ſeines Helden meißeln möchte, antwortete Permoſer: „O ja, wenn er (der König) nur nicht ſo eigenſinnig wäre und mir ſtände.“ Als nun jener meinte: „daß Beide mit einander aufheben könnten,“ entgegnete Permoſer: „Allerdings, denn er iſt König und ich bin Künſtler.“

Gleich ſeinen Zeitgenoſſen trug Permoſer einen anſehnlichen Bart, und ſoll, zur Vertheidigung der Bärte, woran der Spott ſehr ſtark zupfte, eine kleine Schrift geſchrieben haben. Er ſtarb in Dresden am 20. Febr. 1752 81½ Jahre alt. Sein Vetter und Erbe, Michael Permoſer, auch Bildhauer, ließ mit folgenden Worten das Kreuz auf Permoſer's Grabe bezeichnen:

Dieſem Meiſter im Bildhauen
Kann nicht jeder ſich getrauen
Gleich zu kommen an Ähnlichkeit,
An Stellung, Stärke, Feinigkeit;
Er gab Alles, doch kein Leben,
Das kein Menſch, nur Gott kann geben.

(*Gottschalk.*)

PERNA, teutſch **Bergen**, ein zur fürſtlich Dietrichſteiniſchen Fideicommißherrſchaft Nickolsburg gehöriges Dorf im ſüdlichen Theile des brünner Kreiſes von Mähren, am Fuße des klentnitzer Hügels maleriſch zwiſchen Gärten gelegen, mit 193 Häuſern, 945 teutſchen Einwohnern, welche ſich von Wein- und Feldbaue ernähren, einer eigenen katholiſchen Pfarre (nickolsburger Dekanate des Biſthums Brünn), einer katholiſchen Kirche und Schule. (*G. F. Schreiner.*)

PERNA, ein zur Herrſchaft Weißenburg gehöriges Dorf im V. O. W. W. des Erzherzogthums Öſterreich unter der Ens, im Mittelgebirge an einem Seitenbache der Bielach gelegen, nicht weit von Laubenbach entfernt, mit einem ſogenannten Gauhammer, mit drei Hämmern und vier Feuern. Die Gegend ringsum iſt noch reich an Waldung. (*G. F. Schreiner.*)

PERNA (Petrus), einer der vielen Italiener, welche im 16. Jahrh. ihr Vaterland verließen, um frei ihrer religiöſen Geſinnung folgen zu können. Er war von Lucca gebürtig und ließ ſich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. zu Baſel nieder, wo er eine Buchdruckerei errichtete. Allein weder ſein Geburts- noch ſein Todesjahr werden angegeben. Thuanus, der 1579 zu Baſel war, beſuchte ſeine Druckerei und fand den greiſen Druckerherrn Perna noch ſo kräftig, daß er ſelbſt arbeitete. Von ſeinen Lebensſchickſalen iſt wenig bekannt. Nur in einem Briefe des berühmten Rechtsgelehrten Franziskus Hotomannus vom 25. Dec. 1580 an den zürcheriſchen Antiſtes Gwalter findet ſich eine Notiz über ihn. Hotomannus hielt ſich damals zu Baſel auf und führte eine lebhafte Correſpondenz mit Gwalter, welche die damaligen politiſchen und kirchlichen Verhältniſſe der Reformirten in Frankreich und der Schweiz betraf (*Francisci* et *Joannis Hotomannorum* Epistolae. Amstelaedami 1700. 4.). Er erſcheint darin als ſehr lebhafter Gegner ſowol freierer Anſichten über religiöſe Dinge, als der Umtriebe des basleriſchen Antiſtes Sulzer, der auf zweideutige Weiſe ſich heimlich den Lutheranern in der Lehre vom Abendmahl näherte, und nur aus Furcht nicht wagte, die Annahme der Concordienformel zu betreiben. Hotomannus ſagt nun (in der angeführten Sammlung S. 139): „Idem ille bonus Typographus Perna, qui toties a magistratu ob impios et execrandos libellos a se impressos in carceres detrusus fuit, detestanda opera omnia Machiavelli, ab eodem illo Stupano latine conversa, hic imprimit. Scis illa opera propter tam apertas in Mosem et Christum blasphemias ne in Italia quidem aut imprimi aut divendi licere.“ „— — Haec tamen blasphemia et verborum portenta Basileae cum Magnifici D. Rectoris (damals der Juriſt Baſil. Amerbach) privilegio et auctoritate promulgantur, latine conversa ab eo, qui biennio ante illam magnificam Rectoris personam gessit, diu mendiculus, pane pauperum et Senatus eleemosyna educatus, nunc nuper opulentae uxoris secundae maritus: qui mihi biennio ante rectoratu fungens coram D. Urstisio dicere ausus est, se nescire an missa papistica esset blasphemia; neque talia ad se pertinere.“ Dies betrifft Hotomann's Händel mit dem Arzt und Profeſſor Joh. Nicolaus Stupanus, der ſeiner Überſetzung des Principe von Macchiavelli eine Dedication an den Biſchof von Baſel beigefügt hatte, welche ſchon an ſich wegen der damaligen gefährlichen Verwickelungen der Stadt Baſel mit dem Biſchofe, theils wegen ihres Inhalts großen Unwillen erregte, ſodaß es Hotomannus wirklich dahin brachte, daß Stupanus durch einen Beſchluß des Rathes vom 31. Dec. 1580 ſuspendirt wurde. Erſt im Juli 1583 wurde dieſe Suspenſion wieder aufgehoben. In dieſe Sache war auch Perna, welcher die Schrift druckte, verwickelt. Der Bogen, welcher die Vorrede enthielt, mußte umgedruckt werden, allein Hotomann ſagt in einem andern Briefe an Gwalter vom 27. Sept. 1580, der erſte Abdruck werde doch in katholiſchen Gegenden verkauft. Ochs erwähnt in ſeiner Geſchichte von Baſel dieſe Ereigniſſe ſo wenig als die andern Vergehen von Perna, welche Hotomannus andeutet, obſchon man im ſechsten Band ſeiner Geſchichte von Baſel (S. 360) Verſchiedenes findet, was auf die Buchdruckerei Bezug hat, unter Anderm das Verbot, die Überſetzung des Alcoran, welche

Digitized by Google

Oporinus 1542 gedruckt hatte, zu Baſel zu verkaufen. Unter Anderm, was Perna gedruckt hat, verdienen Erwähnung: *P. Jovii* Elogia virorum literis et virtute bellica illustrium, *Petri Pernae*, Typographi Basil. opera ac studio. 1577. Fol., wozu er mit bedeutendem Aufwande eine Menge von Bildniſſen ſtechen ließ, und hierauf das Werk in einer ausführlichen Vorrede dem Herzog Julius von Braunſchweig und Lüneburg dedicirte. (*Escher.*)

Perna (Schiffsbau), ſ. Perm.

PERNA, Schinkenmuſchel, eine von Bruguières aufgeſtellte Muſchelgattung, welche allgemein zu der Familie der Schalmuſcheln (Malleacea) gerechnet wird. Sie zeichnet ſich von den verwandten Gattungen dadurch aus, daß ihr Schloß eine Reihe in gerader Linie parallel neben einander liegender, ſich gegenſeitig entſprechender Grübchen hat, in welcher ebenſo viele elaſtiſche Bänder feſtſitzen. Die Schalen ſind ungleichſeitig, unregelmäßig, flach und blätterig wie die der Auſtern. Unter dem Schloß befindet ſich ein Ausſchnitt zum Durchgange des Byſſus. Den Namen hat dieſe Gattung von der Ostrea perna *Lin.*; Linné rechnete nämlich alle hierher gehörigen Arten zu Ostrea. In neuerer Zeit hat man von Perna noch mehre Nebengattungen geſondert: Crenatula *Lam.*, Gervillia *Defr.*, Inoceramus *Sowerb.* und Catillus *Brongn.*, von denen die drei letztern nur foſſile Arten enthalten. Die Thiere ſämmtlicher Gattungen ſind unbekannt und nur von denen der Gattung Perna s. str. weiß man, daß ihre Mantellappen getrennt ſind, ohne hintere Röhren, daß der Mantel ſich nach Hinten fortſetzt; daß der Fuß koniſch iſt und dem der Schwalbenmuſchel (Avicula) ähnelt und daß ein dicker, grober Byſſus vorhanden iſt, mit dem ſie ſich an Felſen feſthalten.

Von Perna p. s. d. kennt man ungefähr zehn lebende und ſieben foſſile Arten. Jene finden ſich in den heißen Meeren; zwei ſind allgemein bekannt geworden, finden ſich in allen Cabineten, werden von Privatſammlern ſehr geſucht und theuer bezahlt. Es ſind:

P. Isogonum *auct.* = Ostrea Isogonum *Lin.*, von den Naturalienhändlern Winkelhaken oder Winkelmaß genannt, wird nur etwa zwei Zoll lang, aber fünf Zoll breit und hat ein ſehr verlängertes Ohr, wodurch die Geſtalt eines Winkelmaßes entſteht; außerhalb ſchwarz und violettbraun gefärbt, innerhalb perlmutterglänzend. Das Schloß bildet wol an zwanzig Furchen. Dieſe Art findet ſich im oſtindiſchen Ocean. Große und gut erhaltene Exemplare ſind früher mit 40 Gulden bezahlt worden. Abbildungen finden ſich in Martini's ſyſtematiſchem Conchyliencabinet, fortgeſetzt von Chemnitz. (Nürnberg 1768). 6. Bd. Taf. 59. Fig. 584. Rumph's amboiniſche Raritätenkammer. Taf. 47. Fig. 1 ꝛc.

P. Ephippium *auct.* = Ostrea Ephippium *Lin.*, teutſch die Huſarentaſche genannt, wird etwa vier Zoll groß, iſt nach Oben kreisrund, flach, mit ſcharfen Rändern; das Schloß ohne Ohren und nur mit einem Dutzend Kerben. Die Außenſeite der Schale iſt ſchwarz, braun oder roth, mehr oder weniger in's Violette ſpielend, die Innenſeite perlmutterartig. Dieſe Muſchel wird für ſehr ſelten angeſehen und daher ſehr theuer bezahlt. Sie findet ſich ebenfalls im oſtindiſchen Ocean — eine Varietät in den Meeren von Auſtralien — und kommt ſelten vollſtändig zu uns. Abbildungen: Martini, Chemnitz a. a. O. 7. Bd. Taf. 58. Fig. 576. Knorr, Vergnügen der Augen und des Gemüthes. 6. Bd. Taf. 21. Fig. 1 u. dgl. m.

Was Linné unter Ostrea perna verſtanden hat, iſt noch nicht recht ermittelt worden; wahrſcheinlich hat er mehre Arten verwechſelt. (*Streubel.*)

PERNACCIANO, Dorf in der päpſtlichen Delegation Urbino und Peſaro, am öſtlichen Abhange des Apenninus, in der Nähe einer der Quellen des Metauro gelegen. Das Gebirge beſteht hier aus engen und wilden Schluchten, die häufig von hohen, furchtbaren, nackten Felſen umſtanden werden. (*G. F. Schreiner.*)

PERNAGUÁ. 1) Ein See an der Südgrenze der braſiliſchen Provinz Piauhy, ſoll erſt ſeit der Zeit der Portugieſen durch den ihn abführenden Pirahim, welcher dem Rio Gurgea zufließt, gebildet worden ſein. In der trocknen Jahreszeit zwei Leguas lang und eine Legua breit, wird er in der Regenzeit vier Leguas lang und zwei Leguas breit. Die Tiefe des Sees ſoll beträchtlich und ſein Reichthum an Fiſchen bedeutend ſein. 2) Eine kleine Villa in der vorhergenannten Provinz und auf dem Oſtufer des ebenerwähnten Sees in einer Hochebene liegend. Sie beſitzt eine hübſche, aus Steinen aufgeführte Pfarrkirche zu U. L. Fr. der Befreiung, und ihre Bewohner, unter denen ſich einige europäiſche Familien befinden, beſchäftigen ſich mit Pferde- und Rindviehzucht, erbauen ihre Lebensmittel und ſoviel Zucker, als ſie zu Rum ꝛc. nöthig haben.
(*G. M. S. Fischer.*)

PERNALLA, Stadt in der vorderindiſchen Provinz Guzerat, liegt unter 20° 35′ nördl. Br. und 72° 53′ öſtl. L. und iſt 38 engl. Meilen in ſüdlicher Richtung von Surat entfernt. (*G. M. S. Fischer.*)

PERNAMBUCO, eigentlich PARANAMBUCO, ehemals eine Capitanie, jetzt Provinz von Braſilien, zwiſchen den Provinzen Piauhy, Alagoas, Bahia, Goyaz und Minas gelegen. Ihre Geſtalt iſt ſehr unregelmäßig und wird durch den Fluß S. Francisco beſtimmt, indem ſie eigentlich nur aus dem Thale deſſelben beſteht, welches bei einer Länge von mehr als 200 geogr. Meilen ſelten mehr als 15 geogr. Meilen in der Breite mißt. Gebirgsketten von geringer Höhe bilden die natürlichen Grenzen, und gehören ungeachtet ihrer ſehr wechſelnden Benennungen demſelben Syſteme an. Sie entſenden eine große Menge von Seitenzweigen, durch welche die Oberfläche des Landes ſehr hügelig wird. Der Hauptſtrom iſt der von Minas herabkommende San Francisco, der nur theilweiſe beſchifft werden kann, indem Felſen, Stromſchnellen und große Waſſerfälle, unter welchen der von Paulo Affonſo der berühmteſte iſt, ſeinen Lauf unterbrechen. Indeſſen ſind die Strecken, welche völlig freie Befahrung geſtatten, immer noch von anſehnlicher Länge; die Verbindung des Innern mit der Küſte iſt daher ziemlich lebhaft. Man bringt die Erzeugniſſe dieſer entlegenen Gegenden, die Unterbrechungen, wo Landtransport

Digitized by Google

nöthig wird, ungerechnet, auf einer 140 geogr. Meilen langen Waſſerſtraße nach der Küſte. Die zahlreichen Seitenflüſſe des S. Franciſco ſind nur für Kähne ſchiffbar. An der Küſte münden ſich eine große Menge Flüſſe aus, deren Lauf zwar ſehr kurz iſt, die aber meiſtens wie Seearme erſcheinen und den zahlreichen Zuckeepflanzungen jener niedrigen, oft überſchwemmten aber ſehr fruchtbaren Region von großem Nutzen ſind, indem ſie directen Verkehr mit den Häfen zulaſſen. . Der Boden der Provinz iſt von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit. An den Küſten wechſeln ſandige und unfruchtbare Flächen mit feuchten und daher fruchtbaren Niederungen, die theils die eigenthümliche Vegetation des braſiliſchen Küſtenwaldes deckt, theils in Pflanzungen von Zuckerrohr und Baumwolle umgewandelt worden ſind, und ein heißes, eben nicht geſundes Klima haben. Weiter im Innern breitet ſich das Hauptthal mit ſeinen zahlloſen Seitenzweigen aus, und bietet Raum zu den mannichfachſten Benutzungen. Theils iſt der Boden ſo fruchtbar, daß die Cultur der gewöhnlichen Nahrungspflanzen Braſiliens auf ihm mit Vortheil getrieben wird, theils decken ihn natürliche grasreiche Weiden, auf welchen zahlreiche Heerden ihre Nahrung finden, die im Innern von Pernambuco den Reichthum der Bewohner bilden und für den Handel und Wohlſtand der ganzen Provinz von größter Wichtigkeit ſind. An manchen Orten gehen dieſe Triften allerdings auch in Heiden über, auf welchen nur ſtachlige Gräſer und dürres Buſchwerk zu ſehen iſt, oder Felſen in unverbeſſerlicher Unfruchtbarkeit ſich erheben, allein da nur an wenigen Orten entſchiedener Waſſermangel herrſcht, ſo ſind ſolche Steppen nie ſo ausgedehnt oder ſo völlig unbewohnbar wie in den Provinzen Ceará, Riogrande do Norte und ſelbſt Piauhy. Die Gebirge ſind faſt ganz mit Urwäldern bedeckt, die ſich durch Reichthum an koſtbaren Nutz- und Farbehölzern auszeichnen. Stapelwaaren ſind Zucker (25,000 Kiſten jährlich) und Baumwolle (80,000 Ballen jährlich); außerdem Häute und für einheimiſchen Verbrauch getrocknetes Fleiſch, Salz, Mais ꝛc. Erzeugniſſe, die man theils nach Minas, theils in den von Sklaven erfüllten Küſtenprovinzen (Bahia, Maranham) mit Vortheil abſetzt. Die Flüſſe ſind reich an Fiſchen. Die Bewohner ſind der Mehrzahl nach Farbige; dieſe Claſſe der Bevölkerung wiegt in keinem Theile Braſiliens ſo vor wie in Pernambuco, wo am früheſten Zuckerpflanzungen angelegt und Neger in Menge eingeführt wurden. Geſteht man den Pernambucanern auch lebhaften Geiſt und ſchnelle Auffaſſung zu, und kann man nicht in Abrede ſtellen, daß ſie von jeher mehr ausgezeichnete Männer unter ſich gezählt als die Bewohner des übrigen Braſiliens, ſo trifft ſie doch auch der Vorwurf, ſehr unruhige Köpfe und ſchwer zu regierende Bürger zu ſein. Die Intriguen, welche den Kaiſer Don Pedro I. ſtürzten, gingen großentheils von Pernambuco aus; Aufſtände, Bürgerkriege und blutige Verfolgungen waren in jener Provinz von Alters her gewöhnlich, ſind aber ſeit 1820 ſich ſo raſch gefolgt, daß der Wohlſtand tief erſchüttert iſt. Die große Zahl von Negerſklaven macht dieſes Treiben zum doppelt gefährlichen, denn nur mittels vielen Blutvergießens iſt es in neueſten Zeiten gelungen, die Schwarzen wieder zu unterjochen, die mehrmals ſich die Anarchie zu Nutzen zu machen ſtrebten. Pernambuco iſt eine der älteſten Colonien Braſiliens und wuede durch Duarte Coelho Pereira (geſt. 1554) als Lehnsträger der Krone Portugal unter der Regierung Johann's III. im J. 1535 begründet. Die erſten Europäer ließen ſich an der Mündung des Rio Iguaraſſú nieder und legten den Hafenort Olinda an, welcher geraume Zeit die Hauptſtadt der Provinz blieb. Dem genannten Begründer folgte ſein Sohn, Jorge de Albuquerque Coelho, welchem es gelang, nach langem Kampfe die Cahetes und Tupinambazes, kriegeriſche Stämme von Eingeborenen, zu beſiegen, und die ſehr gefährdete Colonie zu retten. Bevölkerung und Wohlſtand hatten ſchnell zugenommen, als 1595 der engliſche Flibuſtier, John Lancaſter, erſchien, Olinda nahm, plünderte und verwüſtete, mit der Beute eilf Schiffe anfüllte und ſich entfernte. Die Holländer, welche früher eroberte Provinzen Braſiliens wieder verloren hatten, richteten nach einigen entſcheidenden Seeſiegen über die vereinten ſpaniſch-portugieſiſchen Flotten, von Neuem ihr Augenmerk auf die vielverſprechenden Küſtenlande des nördlichen Braſiliens. Eine Compagnie (ſ. d. Art. **Indische Handelscompagnien**) rüſtete den Admiral Hendrik Loncke aus, der in den erſten Monaten d. J. 1630 vor Olinda mit 56 Kriegsſchiffen erſchien, 3200 Mann an das Land ſetzte und nach drei Gefechten ſich der Stadt und ihrer Forts bemächtigte. Die Portugieſen machten zwar große Anſtrengungen, um die Holländer wieder zu vertreiben (Expedition unter Oquendo im J. 1631, unter Toledo 1632, unter Maſcarenhas 1639, de la Torre 1640); allein theils verfolgte ſie das Unglück, theils vermochten ſie nicht mit ihren Feinden ſich zur See zu meſſen, die zumal unter dem Befehle des Fürſten Moritz von Naſſau unbeſiegbar erſchienen. Spaltungen unter den Holländern und Ergreifung einer eigenthümlichen Art von Kriegführung ließen endlich die Portugieſen zur Macht gelangen. Nach ſiebenjährigem Kriege gelang es ihnen unter Menezes die ſchrittweis zurückgedrängten Holländer auf Olinda zu beſchränken, dieſes am 27. Jan. 1655 zu nehmen, und hierdurch ſich in ausſchließlichen Beſitz von Braſilien zu verſetzen, der ihnen endlich durch den Friedensſchluß von 1661 garantirt wurde. Außer einigen Negeraufſtänden und der von Pombal im J. 1759 mit Kraft unternommenen Wiedererrichtung einer i. J. 1721 bereits aufgehobenen Handelsgeſellſchaft bietet die fernere Geſchichte von Pernambuco bis 1824 nichts Bemerkenswerthes dar. In dem letztgenannten Jahre ſah ſich Don Pedro I. gezwungen, Gewalt gegen die Republikaner jener Provinz anzuwenden, die mit der Regierung unzufrieden, unter dem Namen der Conföderation des Äquatoes einen Freiſtaat errichtet hatten. Lord Cochrane erſchien am 23. Aug. vor Olinda, mit ihm Commodore Juell und General Lima. Nach einem heftigen Bombardement und zahlreichen Gefechten wurde zwar die Stadt genommen, doch ſind ſeitdem immerdar neue Unruhen dort ausgebrochen, die zu kleinen Feldzügen geführt haben. Die Hauptſtadt der Provinz iſt Pernambuco, welche aus den Nachbar-

Digitized by Google

ſtädten Olinda und Recife beſteht. Olinda liegt auf einer Landzunge, deren anderer Arm Recife trägt, und beſitzt einen durch Riffe geſchützten vortrefflichen Hafen. Die Zahl der Bewohner dieſer verſchiedenen Abtheilungen einer Stadt beläuft ſich auf 65,000 Seelen. Der Handel iſt bedeutend und hat ſeinen Sitz zumal in Recife, wo der Präſident der Provinz und die oberſten Behörden ſich aufhalten, ein Biſchof reſidirt und eine der beſten Schulen Braſiliens beſteht. Die Orte im Innern der Provinz ſind meiſtens Villas, deren Bewohner vom Ackerbau leben. (*E. Pöppig.*)

PERNAMBUK-BAUMWOLLE, die beſte Sorte der braſiliſchen Baumwolle und eine der vorzüglichſten Baumwollſorten überhaupt, welche in der Provinz Pernambucco gewonnen wird. Sie wird theils in langen eiförmigen, theils in länglich viereckigen Ballen von 100—220 Pf. verſandt, iſt gleichförmig gelblichweiß, matt glänzend, lang, zart, weich und feſt von Haar, ſelten mit unreifen (gelben) Theilen vermengt. (*Karmarsch.*)

Pernambukholz, ſ. Fernambukholz.

PERNARTITZ 1), ein der fürſtlich von Löwenſtein-Wertheim'ſchen Herrſchaft Hayd einverleibtes Dominium im ſüdlichen Theile des pilſener Kreiſes Böhmens, zu welchem 12 Dörfer gehören mit 373 Häuſern, 2270 Einwohnern; 2) das gleichnamige Dorf, am Fuße des Pfaffenberges gelegen, mit 70 Häuſern, 428 teutſchen Einwohnern (12 jüdiſchen Familien), einer eigenen katholiſchen Pfarre, einer ſehr ſchönen und großen im J. 1733 erneuerten katholiſchen Kirche, in der ſich die fürſtliche Gruft befindet. (*G. F. Schreiner.*)

PERNASIO *), ein hoch im Gebirge gelegenes Dorf, einſt eine kaiſerliche Lehensherrſchaft, in der Militairdiviſion von Nizza, der Provinz Oneglia und im Mandamento della Pieve del Tecco, das in geſchichtlicher Hinſicht ſehr merkwürdig iſt (ſ. d. Art. Pornasio). (*G. F. Schreiner.*)

PERNATA, Dorf der Inſel und des Bezirks von Cherſo, im quarneriſchen Meerbuſen, auf einem Gebirgsrücken gelegen, der terraſſenförmig bebaut iſt, aus Kalkſtein beſteht, und gegen Norden fortſtreichend das bedeutendſte nach dieſem Dorfe benannte Vorgebirge der Inſel, die Punta Pernata, nächſt Grabovizza bildet. Dieſes Dorf gehört, ſammt der ganzen Inſel zum iſtrianer Kreiſe des trieſter Gouvernements und erzeugt Olivenöl und Wein. Das Vorgebirge iſt nur $1^{8}/_{10}$ geogr. Meile von der Punta-Negra (dem ſchwarzen Vorgebirge) der Halbinſel Iſtrien und nicht ganz eine Meile von dem oſtwärts auf Cherſo ſelbſt gelegenen Vorgebirge (Punta) Covacini entfernt. Zwiſchen den beiden letzteren bildet das Meer ſüdwärts einen weiten Buſen, der den Namen Vallone di Cherſo führt. (*G. F. Schreiner.*)

PERNATE, ein Dorf, welches zur Provinz Novara der feſtländiſchen Staaten des Königs von Sardinien gehört, gegen 1200 Einwohner zählt, von der von Mailand nach Turin führenden Straße durchſchnitten wird, und eine eigene katholiſche Pfarre, Kirche und Schule hat. (*G. F. Schreiner.*)

PERNAU (Br. 58° 21′, L. 42° 16′), eine kleine, aber hübſch gebaute Kreisſtadt in der riga'ſchen Statthalterſchaft des europäiſchen Rußland (ruſſiſch P e r n o w), 70 Meilen von Petersburg und 30 von Riga. Sie ward in den Jahren 1255—1260 erbaut, liegt an der See und an einem Fluſſe gleiches Namens, der für kleine Schiffe nothdürftig zu einem Hafen dient (da größere Schiffe auf der Rhede, drei Werſte von der Stadt, ein- und ausgeladen werden), hat über 500 Wohnhäuſer, zwei evangeliſche und eine griechiſche Kirche, ein altes verfallenes Schloß, eine Kreisſchule mit fünf Lehrern, vier Elementarſchulen und über 3000, meiſtens teutſche Einwohner, welche See- und Durchgangshandel treiben, einige Gärbereien, Handwerke, eine Ziegelei und zehn Sägemühlen unterhalten, und alljährlich im Juli einen ſtark beſuchten Jahrmarkt haben. Die Zahl der jährlich ankommenden Schiffe beläuft ſich im Durchſchnitte auf 70—80 und der Werth der geſammten Ein- und Ausfuhr beträgt jährlich weit über 1½ Million Rubel. Pernau iſt eine Feſtung zweiten Ranges, hat eine große, von Ruſſen bewohnte, Vorſtadt, außerhalb der Wälle ein kleines Schiffswerft, welches ein reicher und patriotiſch geſinnter Kaufmann geſtiftet hat und mehre Wind- und Waſſermühlen. Der Pernauſtrom, welcher bei ſeiner Mündung in die Oſtſee über 1000 Schritte breit iſt, bringt der Stadt wichtige Vortheile, weil nicht nur vieles Holz auf demſelben dahin geflößt wird, ſondern auch Boote und Barken bis an den Wall gehen und nahe dabei ausgeladen werden. Seit dem Auguſt 1803 iſt eine vortreffliche neue ſteinerne Brücke über dieſen Strom gebaut, und auch eine an der Mündung deſſelben befindliche, die Schiffahrt nicht wenig ſtörende Sandbank hinweggeeäumt worden.

Pernau, als eine nicht unbedeutende Feſtung, vertheidigte ſich in dem großen nordiſchen Kriege, zu Anfang des 18. Jahrh., tapfer gegen die Ruſſen, ward aber doch endlich im J. 1710 von Peter I. erobert. In dem letzten ſchwediſchen Kriege 1789—1790 wurden die Feſtungswerke verbeſſert und erweitert. Vormals war Pernau der Sitz eines Biſchofs und beſtand noch am Ende des 16. Jahrh. aus zwei Städten, Alt- und Neupernau, welche der dazwiſchen fließende Strom trennte. Die Samogiten zerſtörten Altpernau 1268, wovon man die Ruinen noch in einem Steinhaufen, der jetzigen Stadt gegenüber, erblickt. Es wurde zwar wiedee aufgebaut, aber 1599 von den Schweden, vornehmlich aber von den Polen, auf's Neue verheert, ſeit welcher Zeit es ſich auch nicht wieder erholt hat. Es ſtehen jetzt blos noch einzelne Häuſer, Mühlen und ein Wirthshaus da. Das jetzige Pernau hat lauter Erdwälle und vier Thore, die gleich in die Hauptſtraßen der Stadt führen. Ein Bataillon Ruſſen, welches, ſowie die Feſtung, unter einem Commandanten ſteht, wacht für die Sicherheit der Stadt. An geſellſchaftlichen Vergnügungen, in Privatcirkeln ſowol, als an öffentlichen Orten, fehlt es nicht. Der Umgang,

*) Nach der Carta amministrativa d'Italia *Tornasio*, nach Rizzi Zannoni's Nuova carta della Lombardia *Fornasio*, und nach Zuccagni-Orlandini's Corographia dell' Italia: *Pornasio*, Caſſini dagegen *Parnasio*.

Digitized by Google

der Ton in den Geſellſchaften, die Geſelligkeit, die freundliche, herzliche und willige Aufnahme der Fremden, mit einem Worte die Tugend der Gaſtfreundſchaft iſt hier, wie in den übrigen Städten Liv- und Ehſtlands, charakteriſtiſch.

Der Magiſtrat hat volle Gerichtsbarkeit in Civil- und Criminalſachen, über die Stadt ſowol, als über die zu derſelben gehörigen Landgüter und Dörfer. Die Appellation von ſeinen Ausſprüchen geht nach Riga an den daſigen Gerichtshof. Die Einkünfte der Stadt betragen über 60,000 Rubel in Silber. Unter den Kirchen iſt die neueſte, ſchönſte und geſchmackvollſte die ruſſiſche auf dem neuen Markte. Sie wurde auf Koſten der Kaiſerin Katharina II. erbaut, bildet ein regelmäßiges Viereck, hat einen zierlichen Thurm mit einer Kuppel, welche vier kleinere Thürme einſchließen; auch das Innere iſt nett und ſauber eingerichtet. Die beiden Hauptfeſte der ruſſiſch-griechiſchen Kirche, die Jordanstaufe oder Waſſerweihe, am 6. Januar a. St. und die Feier der Auferſtehung Jeſu am erſten Oſtertage, werden auch hier, wie in allen Städten des ruſſiſchen Reichs, mit aller erſinnlichen Pracht begangen.

Der Pernau'ſche Kreis, ein Theil von Ehſtland (zwiſchen 57° 46′ — 58° 50′ nördl. Br. und 41° 46′ — 44° 31′ öſtl. L.) grenzt in Norden an Ehſtland, in Südoſt an Wenden, in Süden an Riga und in Weſten an den riga'ſchen Meerbuſen. Das Areal hält 70 □Meilen und die Bevölkerung 115,700 Köpfe, größtentheils Ehſten. Er begreift folgende 13 Kirchſpiele: Pernau, Audern, Teſtama, St. Michaelis, St. Jacobi, Fennern, Torgell, Paiſtell, Tarwaſt, Halliſt, Karkus, Helmet, Saara. Im Michaeliſchen Kirchſpiele liegt das große Gut Kokenkau, in deſſen Gebiete man die Ruinen von einer zerſtörten Stadt, oder einem weitläufigen Schloſſe findet. Die Bauern erzählen davon, daß es ſchon vor Ankunft der Teutſchen eine Stadt oder Feſtung der heidniſchen Ehſten geweſen ſei. Durch das torgelſche Kirchſpiel fließt der Pernauſtrom. An ſeinen Ufern findet man mehre größere und kleinere, tiefe Höhlen, von denen ſich die Bauern allerlei ſeltſame Geſchichten erzählen. Wegen ihrer Tiefe, Finſterniß und des von verfangenem Winde darin herrſchenden Brauſens nennen ſie ſelbige die Pforten der Hölle. Sie ſcheinen blos ein Werk der Natur und vielleicht früher vom Waſſer ausgehöhlt zu ſein. In Tarwaſt ſtand in den alten Zeiten am Fluſſe gleiches Namens ein dem Comthur von Fellin gehöriges, nun aber zerſtörtes Schloß. An Holz hat der Kreis zwar keinen Überfluß, jedoch aber auch keinen Mangel. Deſto mehr Moräſte ſind in demſelben, und außer dem Wiezjerw noch mehre Landſeen. Der Boden iſt im Allgemeinen mager, gering und dürftig, beſonders längs der Seeküſte, wo Sandſtrecken ſich hinziehen. Ackerbau und Viehzucht ſind daher wenig einträglich *). (*J. C. Petri.*)

*) Vergl. Hupel's topographiſche Nachrichten von Liv- und Ehſtland. Petri's Ehſtland und die Ehſten. Deſſelben neueſtes Gemälde von Liv- und Ehſtland. Snell, Beſchreibung der ruſſiſchen Provinzen an der Oſtſee.

PERNAU, ungar. Porno, Herrſchaft und Dorf im körmender Gerichtsſtuhle der eiſenburger Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Donau Niederungarns, am Pinkafluſſe, mit 87 Häuſern, 519 teutſchen katholiſchen Einwohnern, welche ſich von der Landwirthſchaft nähren, einer eigenen katholiſchen Pfarre, Kirche und Schule. (*G. F. Schreiner.*)

PERNAUER RECHNUNGSRUBEL, beſteht aus 10 Griwen oder 100 Kopeken; ſeine Würderung iſt 31,5 holländiſche As feines Gold, 4374 As feines Silber und 1 Thaler 4 Groſchen und 9 Pfennige im Conventions-Zwanzigguldenfuße. (*K. Pässler.*)

PERNAUER RECHNUNGSTHALER, enthält 64 Witten oder 80 Kopeken und ſeine Würderung iſt 25,2 holländiſche As feines Gold, 349 As feines Silber und 23 Groſchen im Conventions-Zwanzigguldenfuße. (*K. Pässler.*)

PERNE, eine kleine Inſel vor den Häfen von Miletos, welche von Plinius (N. H. II, 91) genannt wird. (*Krause.*)

PERNE (François L.), geboren zu Paris 1772, ein Zögling des pariſer Nationalinſtitutes der Muſik, des nachherigen Conſervatoriums der Muſik, vorzüglich ein Schüler Haudimont's, welcher um 1783 ſich durch ſechs concertirende Violinquartette und einige Violinduos bekannt machte, die unter dem Namen Meunier herauskamen; — wurde nach vollendeter Lehrzeit, die jedoch außer der Muſik auch zu wiſſenſchaftlicher Bildung benutzt worden war, für welche der junge Mann fortwährend lebhaftes Intereſſe behielt, als Contrebaſſiſt an der kaiſerlichen Oper angeſtellt. Dieſer Beruf, da er auf ſeinem Inſtrumente nicht Virtuoſenkünſte treiben wollte, die ſich auch am wenigſten für den großen Baß eignen, und einige Stunden, die er täglich dem Pianofortſpiele widmete, auch nicht in der Abſicht, um auf dieſem Inſtrumente zu glänzen, ließen ihm Zeit genug, ſich in dem Wiſſenſchaftlichen überhaupt und beſonders der Muſik weiter zu bilden, wie er ſeine Neigung mit ſich brachte. Seine namentlich unter den Franzoſen ausgezeichnete Bildung wurde erkannt; man ernannte ihn 1817 zum Profeſſor und Inſpector am Conſervatorium der Muſik in Paris. Von jetzt an wurde das Theoretiſche der Tonkunſt der praktiſchen Behandlung ſeiner Inſtrumente von ihm noch mehr vorgezogen. Er fühlte ſich, theils aus Vorliebe, theils um ſeinem Amte zu genügen, gedrungen, einige theoretiſch-praktiſche Schriften über Muſik zu verfaſſen und in zeitgemäßen Erörterungen wiſſenſchaftlicher Art einzugreifen. Gedruckt wurden von ihm folgende Schriften: Cours élémentaire d'Harmonie et d'Accompagnement, composé d'une suite de leçons graduées, présentées sous la forme de thêmes et d'exercices, au moyen desquels on peut apprendre la composition vocale et instrumentale. Ouvrage spécialement disposé pour les élèves et offert aux Professeurs pour faciliter l'enseignement. En 2 Parties. Paris 1822. Fol. Dieſes Werk blieb auch vorzüglich für ſeine Schüler und machte außerdem ſelbſt in Frankreich wenig Glück, noch weniger in Teutſchland. Auch die folgenden beiden Werke, obgleich

Digitized by Google

für ihre Zeit brauchbar, griffen doch nicht ſehr um ſich: Nouvelle Méthode de Pianoforte und Méthode courte et facile de Pianoforte, beide in Paris. Es waren dies auch nicht ſeine Hauptfächer, ebenſo wenig, wenn auch noch weit mehr, als die eigentliche Compoſition tondichtender Art, wovon nur einige Arbeiten bekannt gemacht wurden, als ein Domine salvum fac regem. Bei dieſer Gelegenheit wollen wir darauf aufmerkſam machen, daß Perne ohne und mit dem oben angeführten Vornamen, den das neue ſtuttgarder Lexikon der Tonkunſt nicht kennt, eine und dieſelbe Perſon iſt. Wir bemerken dies darum, weil neuere Literaturbücher einen Unterſchied zwiſchen einem Perne ohne Vornamen und einem Franc. L. Perne annehmen, wodurch ſie zu Unrichtigkeiten verleiten. Gewöhnlich wird auch nach beliebtem Gebrauche flüchtiger Abſchreibereien erzählt, Perne ſei in Teutſchland erſt 1828 durch ſeine Widerlegung der Driebergiſchen Schrift über die altgriechiſche Muſik, worin auch Chladni, unſer berühmter Akuſtiker, ſich als Gegner Drieberg's zeigte, bekannt geworden. Dem iſt nicht ſo. Unſere heutigen Literatoren über Gegenſtände der Tonkunſt (es verſteht ſich, dem großen Haufen nach; es gibt noch ſehr würdige) werden ſehr vergeßlich und erinnern ſich oft nicht einmal an mancherlei Leiſtungen ſolcher Werke, aus denen ſie doch ſo viele andere Artikel, natürlich ohne ihre Quelle zu nennen, abſchreiben, und zuweilen ſogar halb verſtanden. — Unſere leipziger allgemeine muſikaliſche Zeitung erwarb ſich ſchon 1821 das Verdienſt, den Mann durch folgende Abhandlung in Teutſchland einzuführen: Nachricht von der im Übungsſaale des königlichen Conſervatoriums der Muſik in Paris aufgeſtellten crescendo und decrescendo ſpielbaren Orgel (Orgue expressif), welche unter ſeinem Namen S. 133 in Nr. 9 und 10 des genannten Jahres zu leſen iſt. Es ſollte darin die Erfindung einer Orgel mit an- und abſchwellenden Tönen dem Franzoſen Grenié beigemeſſen werden. Gegen dieſe angebliche Erfindung, ſowie gegen mehre in Perne's Aufſatze vorkommende Unrichtigkeiten ſetzten ſich zwei im Fache des Orgelbaues gekannte und erfahrene Männer, Friedr. Wilke und Friedr. Kaufmann, deren erhärtete Widerſprüche 1823 S. 113 fg. in derſelben Zeitſchrift mitgetheilt wurden. Zeigte ſich nun auch Herr Perne in dieſem Aufſatze nicht als einen der Sache vollkommen kundigen Mann, ſo war er doch ganz gewiß dadurch in Teutſchland eingeführt und ſein Name war durch den Streit darüber, den auch andere Blätter, wie gewöhnlich, ſpäter aufnahmen, nur noch bekannter geworden. Perne's Erklärung gegen Fried. v. Drieberg's Werk: „Aufſchlüſſe über die Muſik der Griechen" iſt alſo die zweite kleine Schrift, durch welche ſich Perne in Teutſchland bekannt erhielt. Er hatte ſie nach Teutſchland geſandt, damit ſie in einer Überſetzung verbreitet werde. Unſer Chladni nahm es auf ſich und unſere Zeitung machte auch dieſen Aufſatz nicht erſt 1828, ſondern 1826 S. 762 den Teutſchen zugänglich. Man mag aus dem Bisherigen ſehen, wie wenig man ſich auch auf namhafte Bücher der neueſten Zeit in tonkunſtgeſchichtlichen Nachrichten, des überaus leichtfertigen Abſchreibens der erſten der beſten Notizen wegen, verlaſſen kann. Der Überſetzer der Perne'ſchen Gegenſchrift, Chladni, nannte Herrn Perne in ſeiner Einleitung einen ausgezeichneten Kenner der ältern und neuern Muſik, deſſen Privatbibliothek in Hinſicht auf die Geſchichte der Muſik noch reichhaltiger ſei, als die königliche Bibliothek. Seit der Zeit ſetzte ſich dieſes Urtheil über Perne in Teutſchland feſt. Wirklich war auch das Fach der Geſchichte der Muſik, namentlich der alten und der mittelalterlichen, was Perne immer mehr bethätigte, des Mannes Hauptfach. Manche von ſeinen Unterſuchungen, jedoch immer nur die wenigſten, ſind in verſchiedenen franzöſiſchen Zeitſchriften und einige einzeln im Drucke erſchienen. Unter dieſe gehört Nouvelle exposition de la seméiographie ou notation musicale des Grecs. (in einem franzöſiſchen Dictionnaire mitgetheilt). Auch Übertragungen alter Geſänge des Mittelalters in unſere Notenzeichen lieferte er, wenn auch nicht immer richtig, und gab nicht wenige ſehr lobenswerthe Beiträge in Fétis' Revue musicale. Mehre größere Werke geſchichtlicher Art über die Tonkunſt ſind Manuſcript geblieben. Unter Anderem arbeitete er ſehr eifrig an einem großen Geſchichtswerke der Tonkunſt, wozu er die vielen wichtigen Handſchriften und ſeltenen Druckwerke der reichen pariſer Bibliothek benutzte. Als Perne etwa 1838 ſeinen Tod herannahen fühlte, ſprach er gegen die Umſtehenden und ſeine Frau den Wunſch aus, man möge ſeine handſchriftlichen Arbeiten ſämmtlich der pariſer Bibliothek überantworten, daß ſie ihr einverleibt blieben. Man ſagte ihm das feſt zu; allein die öffentliche Bibliothek hat ſeine Handſchriften nicht erhalten. Aus Paris wurde uns gemeldet, es gehe die Sage, die namhafte Männer als Thatſache beſtätigt haben ſollen, Hr. F. J. Fétis, jetzt in Brüſſel, vormaliger Herausgeber der Revue music., habe alle Manuſcripte Perne's der Witwe abgekauft, mit dem Verſprechen, das Geeignete unter Perne's Namen herauszugeben, was bis jetzt freilich nicht erfolgt iſt. Hr. Fétis lebt und ſchreibt noch; er wird ſich ſchon vertheidigen, wenn die misliche Sache nicht wahr iſt. (*G. W. Fink.*)

PERNECK. 1) Ein zur fürſtlich Palffy'ſchen Herrſchaft Detrekeö gehöriges Dorf in dem jenſeit des Gebirges liegenden (transmontanen) Gerichtsſtuhle der presburger Geſpanſchaft im Kreiſe diesſeit der Donau Niederungarns, an einem Wildbache gelegen, mit 154 ſtrohgedeckten Häuſern, 1115 ſlowakiſchen Einwohnern (22 Juden, die übrigen Katholiken), einer eigenen ſehr alten katholiſchen Pfarre, einer katholiſchen Kirche und Schule. Zu dieſem Dorfe gehören ausgedehnte Waldungen. 2) P., auch Berneck genannt, kleiner Marktflecken und Hauptort einer gleichnamigen Religionsfonds-Herrſchaft im V. O. M. B. des Erzherzogthums Öſterreich unter der Ens, in hoher Lage zwiſchen dem Pulkau- und Mödringbache, nordweſtlich von Horn, mit 26 Häuſern, 178 Einwohnern, einem Schloſſe, in welchem bis zum J. 1783 ein im J. 1160 gegründetes Prämonſtratenſerſtift beſtanden hatte, das von alten und reichen Grafen dieſes Namens geſtiftet wurde. 3) Ein romantiſch im Thale ſüdöſtlich von Iſchl liegendes Dörfchen im Diſtrictscommiſſariate Iſchl des oberöſterreichiſchen Salzkammergutes

(Traunkreis), nach Iſchl (Bisthum Linz) eingepfarrt; es befinden ſich hier das im J. 1811 neu erbaute unterſte Berghaus, die Wohnung des dem iſchler Salzbergbaue vorſtehenden Bergmeiſters und in deſſen Nähe die Salzſtube in der Au, oberhalb welcher für Herrſchaften, bei Befahrungen des Salzberges, Tragſeſſel vorbereitet ſind, um die ſehr ermüdende Fußreiſe bis zum Einfahrtsſtollenmundloche zu erleichtern. (*G. F. Schreiner.*)

PERNEGG, PERNECK. Noch beſteht im Lande unter der Ens, wenigſtens den Gebäuden nach, die von den Grafen von Pernegg geſtiftete gleichnamige Abtei, während Pernegg an der Mur, das Stammhaus der ſteier'ſchen Freiherren von Pernegg und das ebenfalls der Steiermark angehörende Pernegg in der Elſenau, nach der heutigen Rechtſchreibung Bäreneck heißen. In dem V. U. M. B. des Landes unter der Ens, bei Horn, haben ſich einige Überbleibſel der vormaligen Burg Pernegg erhalten. Die davon benannten Grafen ſollen mütterlicher Seits von dem Markgrafen von Öſterreich, Leopold dem Schönen, abſtammen, mittels einer ungenannten [1]) Tochter, die ihrem Gemahl Ips, Perſenbeug und Pailſtein zugebracht hätte. Das in der Note angeführte Zeugniß wird aber kaum zureichen, um eine ſechste Tochter des Markgrafen zu begründen. Zudem iſt es bekannt, daß die vierte Tochter, Euphemia, die Grafſchaft Pailſtein ihrem Gemahl, einem bairiſchen Grafen, Konrad dem Rauhen zubrachte. Nicht viel glücklicher iſt die Annahme, eine ſechste Tochter des Markgrafen Leopold III., Richardis, die mit Ips und Perſenbeug abgefunden, ſei in ihrer Ehe mit dem Grafen Heinrich von Stephaning die Ahnfrau der Grafen von Pernegg geworden. Graf Heinrich von Stephaning ſcheint vielmehr, nachdem er ſeine erſte Gemahlin, die Gräfin Richardis von Vohburg, verloren, der Schwiegerſohn des Markgrafen Leopold IV. des Heiligen, geworden zu ſein. Wenn aber der Grafen von Pernegg Urſprung keineswegs zu ermitteln, ſo bezeugen hingegen alle Monumente der Vorzeit einſtimmig ihre Macht und ihr ausgedehntes Beſitzthum, ſo mit Droſendorf anhebend, durch das ganze V. O. M. B. ſich bis zur Donau hinabzog. Ekbert und Ulrich von Pernegg, Gebrüder, oder aber Vater und Sohn, kommen 1130—1160 in den Urkunden des Saalbuchs von Kloſter-Neuburg vor, ſtifteten auch, vor 1159, das der Stadt Horn nördlich, gegen die mähriſche Grenze gelegene Kloſter Geras, des Ordens von Prämonſtrat. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß jener Ekbert derſelbe ſein ſollte, deſſen eine Urkunde Herzog Heinrich's von Öſterreich 1171 gedenkt. Graf Ulrich hingegen iſt ohne Zweifel derjenige, von dem die Lebensbeſchreibung des ſel. Berthold [2]) handelt. Des frommen Berthold beredte und eindringende Vorſtellungen brachten den ſündhaften Grafen zur Erkenntniß, daß er eilf von ſeinen Beiſchläferinnen entließ, die zwölfte zur Frau nahm. Von dem wüſten Treiben zur Bahn geregelten Lebens zurückgeführt, empfand der Graf das Bedürfniß, die Sünden ſeiner Jugend zu büßen; er unternahm daher in der Wildniß, unweit ſeiner Stammburg, einen klöſterlichen Bau, den jedoch erſt ſein Sohn, Egnardus oder Egbert, beendigte, um 1160. Ulrich ſoll ſich noch in Urkunden von 1200 und 1308 finden; das iſt ein jüngerer Ulrich, der Vater des ungenannten Grafen von Pernegg, dem, als einem Blödſinnigen, ſein Eigenthum von dem Herzog von Öſterreich genommen wurde [3]). In dieſem, vielleicht nur angeblichen, Narren glaubt man den Grafen Gerhard von Pernegg zu erkennen, welcher, der väterlichen Beſitzungen beraubt, um 1226 nach Böhmen flüchtete, und von König Przemysl Ottokar zum Burggrafen von Znaym ernannt, weitläufige Güter in Mähren erwarb, auch dieſelben ſeinen Söhnen Boczek, Smil, Kuno und Nikul hinterließ. Boczek, der in der Hoffnung, das Erbe der Vorfahren einſtens wieder zu erlangen, Zeitlebens den Grafentitel von Pernegg beibehielt, kommt 1234 als des Königs von Böhmen Marſchalk, und von 1240—1255 als Burggraf in Znaym vor; gründete die herrliche Abtei Saar Ciſtercienſerordens, und verlieh 1255 dem Kloſter Geras, was ihm als Stiftung ſeiner Ahnen auch im fremden Lande werth geblieben war, den Jägerhof zu Gogitſch, V. O. M. B. Vom Bruder dieſes Boczek, Smil, ſtammt eine, durch den Beinamen Zagimaez ſich unterſcheidende, Linie des Hauſes Kunſtadt. Smil ſelbſt gab 1256 dem Stifte Pernegg den Hof zu Raistorf, deſſen als eines angeblichen Eigenthums, Graf Boczek ſich bemächtigt hatte, zurück, ſtiftete auch 1264 bei Wiſowitz hradiſcher Kreiſes, das Kloſter Smilheim, Ciſtercienſerordens. Vom dritten Sohne des vertriebenen Grafen von Pernegg, von Kuno, ſtammt das Haus Kunſtadt, mit dem königlichen und fürſtlichen Zweige der Podiebrade, von Nikul das Haus Drnowsky von Dirnowitz ab (vgl. die Art. Kunstadt, Podiebrad und Drnowsky). Nach Jahren nahm Graf Ulrich II. von Heumburg, als Gemahl der Markgräfin Agnes von Baden, die eine Tochter der Gertrudis, der Erbin von Öſterreich, war, unter anderen die Grafſchaft Pernegg, ſammt Droſendorf, in Anſpruch, wurde aber von König Ottokar gezwungen, dieſem Anſpruch zu entſagen, und rückſichtlich deſſelben von Kaiſer Rudolf, am 22. Oct. 1279, mittels einer Geldſumme abgefunden.

Das Kloſter Pernegg, die Stiftung des Grafen, beſtand, wie wir geſehen haben, bereits um 1160. Von dem Erbauer war es Chorherren Prämonſtratenſerordens

1) Sexta (filia Leopoldi) data est cuidam viro magnifico, cujus nomen nescitur, inque dotem oppidula dua Ipsa et Poesenbeuga, quemadmodum et comitatum, ſchreibt *Linck*, Annal. Zwetl. I, 88. 2) Bei *Pez* S. rer. austr. II, 116: „Vir quidam nobilis et dives, nomine Ulricus de Berneke, audiens hominem Dei esse apud Gotewicum, misit ad eum, ut ad se venire dignaretur. Qui licet infirmus esset aliquantulum, profectus est tamen, ne tantus vir sua spe frustraretur. Veniens ergo invenit in domo viri duodecim dominas, quarum singulas, quia coniux obierat, suo lecto ille vir pro libitu adesse semper praecipiebat.

3) Der Grav Ulreich des Graven Ekkprechtes Sun von Pernek der gewan einen Sun der waz ein Nar ond ein Tor vnd ist noch heut ein Nar. Der waz dez nicht wert daz er daz Aigen het vnd dez unterwant sich Herzog Leopold, so ist es herchomen, ſchreibt Ennenkl in ſeinem Fürſtenbuch S. 10.

Digitized by Google

zugedacht, es wurde jedoch auf Veranlaſſung Gottſchalk's, des erſten Abtes zu Seelau, mit Schweſtern deſſelben Ordens, die zeither das Kloſter Lunewick inne gehabt hatten, beſetzt. Der ihnen auf Anſuchen Egnard's von Pernegg von Abt Gottſchalk als Propſt vorgeſetzte Engelbert ſtarb den 2. März 1171, im allgemeinen Rufe der Heiligkeit. Im J. 1249 wurde das Kloſter von Konrad von Playen, dem Grafen von Hardeck, mit verſchiedenen Weingärten und einem Hofe zu Pulkau, dann 1281 von der Gräfin Kunigunde von Mörn mit einem ihrer Herrſchaft Burgſchleunitz dienſtbaren Hofe und mehren andern Grundſtücken beſchenkt. In demſelben J. 1281 findet ſich in einer Urkunde des Nonnenkloſters St. Bernhard ein Propſt Ulrich von Pernegg, und wiederum wird 1314 ein Propſt Konrad genannt; von andern Pröpſten iſt das Andenken erloſchen, oder es regierte ſtatt ihrer der Abt von Geras, deſſen Kloſter von Pernegg nur eine Meile entlegen. In einem 1327 für Pernegg ausgefertigten Beſtätigungsbriefe ſpricht jedoch Kaiſer Friedrich III. von einem daſigen Propſt, der vermuthlich Johannes hieß. Jedenfalls ſtarb, laut des Nekrologs, ein Propſt Johannes den 21. Sept. Deſſen Nachfolger, Wilhelm, behielt, obgleich 1348 in Geras zum Abt erwählt, die Propſtei noch mehre Jahre bei, bis er durch richterliches Erkenntniß dem Kloſter Pernegg die Pfarrei Höſting erſtritten. Da er hierauf dem Convent vergönnte, ſich einen unabhängigen Propſt zu erwählen, fiel die Wahl auf Tilmann, denſelben, der anſtatt der in unbequemer Entfernung gelegenen Güter die in Schirmannsreith eintauſchte. Der nächſte Propſt Hermann, der die zu Padendorf geſtifteten Grundholden verkaufte, ſtarb den 19. Oct. 1399, und fand in Johann von Ruſſin einen ungemein wirthſchaftlichen Nachfolger. Dieſer ſtarb den 30. Jan. 1405. Sein Nachfolger, der 1432 auch zum Abte von Geras erwählte Wilhelm, hat das Dorf Rödersdorf zum Stifte gebracht. Als Wilhelm der Propſtei, die er längere Zeit ſammt der Abtei beſeſſen hatte, entſagte, trat an ſeine Stelle Gerhard, der zwar die geſuchte Aufhebung des Filialverbandes zu Geras nicht erreichte, aber 1451 mit St. Johann von Capiſtran, dem für Teutſchland beſtellten Generalvicar des Franziskanerordens, Namens des Kloſters zu Egenburg, eine Fraternität, quoad suffragia pro defunctis, errichtete, und 1457 verſchied. Sein Nachfolger, Oswald, ſcheint, vor 1466, zur Regierung der Abtei Geras berufen worden zu ſein. Der Propſt Nicolaus, geſt. 6. Sept. 1482, erkaufte das landesfürſtliche Lehen in Rondorf. Lorenz, als Prieſter und als Ökonom gleich ausgezeichnet, ſtarb den 16. Oct. 1505, Chriſtoph, der Pingendorf und Mödring veräußerte, 1511, Chriſtian Zarnwolf den 23. Juli 1515, Johann Kolb den 16. März 1520, Thomas 1532. Gregor beſchäftigte ſich ernſtlich mit der Kloſterzucht, bemühte ſich, den zerrütteten Umſtänden des Hauſes wieder aufzuhelfen, und ſtarb 1545, ſein Nachfolger, Kollmann Radt, den 6. April 1551. Dieſer hat das Ausſterben der ſämmtlichen Kloſterfrauen erlebt, und wurde nach ſeinem Tode Pernegg als eine simpliciter, nach Geras gehörige Propſtei behandelt. Der erſte auf dieſen Fuß beſtellte Propſt, Johan Rüpl, wurde von und aus dem Capitel zu Geras erwählt, den 17. April 1551, und ſtarb den 23. Jan. 1558. Ihm folgten Urban Leſer, der 1563 nach Geras als Abt berufen wurde, Chriſtoph Weber, geſt. um 1570, Matthias Leſer, geſt. den 21. Dec. 1582. Bis dahin hatte der Propſt nur einige Conventualen, als Expoſiti, bei ſich gehabt. Georg Sumper, ein geprüfter Ökonom, brachte es dahin, daß in Pernegg ein förmlicher Convent, aus den von Geras dahin entſendeten Capitularen, gebildet werden konnte, 1584, und beſchaffte auch die Mittel, dieſen Convent zu ernähren. Er ſtarb den 12. Dec. 1586, ſein Nachfolger, German Ranzel, den 24. Juni 1591. Johann von Beyer, unglücklich in allen ſeinen Bemühungen um die Wiederaufnahme des häuslichen Wohlſtandes, ſah ſich genöthigt, die Mildthätigkeit des Ordinarius anzurufen; Biſchof Chriſtoph von Paſſau bewilligte eine auf den ganzen Umfang der Diöceſe auszudehnende Collecte, die, wie es ſcheint, reichlich ausfiel, zumal von da an für das Stift eine neue Ära des Wohlſtandes beginnt. Johann von Beyer wurde 1600 als Abt nach Geras gefodert, Sebaſtian Fuchs, der reſignirte Abt von Bruck, in Mähren, ließ ſich durch vieles Bitten überreden, das Regiment der Propſtei Pernegg zu übernehmen. In Bruck hatte er von den Akatholiken viel zu leiden gehabt, um ſo mehr befleißigte er ſich in ſeinem gegenwärtigen Wirkungskreiſe, den Fortſchritten der Reformation zu widerſtehen. Durch dieſen Eifer hat er für ſich und ſeine Nachfolger bei Papſt Paul V. den Gebrauch der Pontificalien erlangt. Er ſtarb den 15. Oct. 1618, im Beginn demnach der böhmiſchen Unruhen, die auch über Pernegg viele Leiden verhängten, ohne daß ſie den Propſt Valentin Sprinzel hätten verhindern können, in Gebäuden und Wohlſtand das Kloſter zu beſſern. Zwölf Jahre hindurch führte Valentin zugleich in Geras die Adminiſtration; er ſtarb den 2. Mai 1642. Norbert Bratig, Chorherr im Stifte Wildau, wurde nach Pernegg poſtulirt. Dem in dem 30jährigen Kriege verwüſteten Kloſter, und beſonders der Kirche, gab er die heutige Geſtalt. Kaum ſeiner Schöpfung in Pernegg froh, wurde er von dem verarmten und verſchuldeten St. Vincenzkloſter in Breslau zum Abt begehrt; auch da hat er nicht nur die von den Vorfahren hinterlaſſenen Schulden bezahlt, ſondern auch veräußerte Güter wiederum zum Stifte gebracht. Die Propſtei Pernegg, die er einige Jahre hindurch zugleich mit der Abtei beſeſſen, gab er den 27. Oct. 1653 auf; er iſt zu Breslau den 22. Jan. 1656 geſtorben. Nach einer Sedisvacanz von 18 Monaten wurde den Chorherren in Pernegg, die ſich über einen Nachfolger nicht zu einigen wußten, von dem Landesherrn ein Capitular des Stiftes Strahow, Lorenz Weigel, als Propſt vorgeſetzt, der ſchon am 7. Jan. 1657 ſtarb. An ſeine Stelle trat, durch Poſtulation, Nicolaus Maiſter, ebenfalls Capitular im Strahow, der durch mehre Jahre den Poſten eines landſchaftlichen Raithrathes bekleidete und am 4. April 1677 ſtarb. Franz Edler von Schöllinger, der erſte aus dem Mittel des Stiftes erwählte Propſt, war zugleich ſtändiſcher Verordneter des Prälatenſtandes und nachmals

Digitized by Google

deſſelben Standes beſtändiger Ausſchuß. Ein Mann von außerordentlichem Unternehmungsgeiſt, erlangte er bei dem Orden, daß ſeine Propſtei zu einer Abtei erhoben wurde; er baute, von Grund auf, die Abtswohnung, den Schüttkaſten und Keller; er bereicherte die Sacriſtei mit koſtbaren Ornaten und vielen heiligen Gefäßen. Was aber ſein Andenken dem Orden unſterblich machen muß, ſind ſeine erfolgreichen Bemühungen um die Wiedererlangung der entfremdeten ungariſchen Klöſter. Bekanntlich ſollte ein jeder Orden, um zum Wiederbeſitz der von den Türken vernichteten Häuſer zu gelangen, eine beſtimmte Summe, als den ihm zur Laſt fallenden Antheil der Kriegskoſten, erlegen, wie das in einer frühern Periode bereits in Anſehung der böhmiſchen und oberpfälziſchen Klöſter beobachtet worden war. Der hierauf geſtellte Antrag fand aber von Seiten des Prämonſtratenſerordens im Allgemeinen keineswegs die angemeſſene Aufnahme, und Franz Schöllinger, der Allen gemeinſamen Aufgabe ſich unterziehend, konnte für ein ſo wichtiges Geſchäft beinahe nur auf die Mittel des eigenen Hauſes rechnen. Allerdings hatte er ſich den Weg dazu durch ſeine patriotiſchen Leiſtungen gebahnt: Kaiſer Leopold rühmt von ihm 12. Juli 1697, daß er „durantibus his suscepti contra Otthomanicam potentiam belli temporibus, variis jam viribus, in promotionem servitii nostri et boni publici, reique christianae emolumentum, nervo belli, seu non contemnendis pecuniis, tum hactenus, tum de praesenti etiam, sive conjunctim, ultra 230,000 Florenorum importantibus, prompte et alacriter, sponte et benevole, ac opportune, liberaliter et laudabiliter benignaque cum placentia nostra succurrerit,“ allein die dem kleinen Stifte Pernegg zugemuthete Anſtrengung, deren Frucht die Extradition der Propſteien Cſorna, Jaſſo, Leleſz, St. Stephan zu Groß-Waradein, Horpács und Turie, befand ſich außer allem Verhältniſſe zu den Kräften der Communität. Der Abt ſelbſt ſah ſich noch genöthigt, Jaſſo, Leleſz und St. Stephan, den reichſten Theil ſeiner kühnen Speculation, an die Abtei Bruck zu überlaſſen, daß ihm einzig Cſorna, wovon er den Propſtentitel angenommen hatte, und Turie, ſammt dem aller Einkünfte entbehrenden Horpács verblieben. Er ſtarb den 19. Febr. 1707. Es folgte ihm ſein Bruderſohn, Ambroſius von Schöllinger, vornehmlich, wie es ſcheint, um die Laſt von den verunglückten Unternehmungen des Vorgängers zu tragen. Vor Allem mußte er die herrliche Propſtei Cſorna an die Abtei Hradiſch verkaufen (1710), indem aber der Erlös keineswegs zur Befriedigung der ſämmtlichen Gläubiger hinreichte, folgte jener Veräußerung eine Adminiſtration, die von dem Abte Michael Wallner von Geras geführt wurde. Dem Abte Ambroſius blieb allein das geiſtliche Regiment zuſammt einer Congrua von 400 Fl. jährlich; 200 Fl. wurden für jeden andern Chorherrn ausgeworfen. Ambroſius ſtarb den 27. Jan. 1735. In Folge Hofdecrets durfte, bis ſämmtliche Schulden, 73,951 Fl., getilgt ſein würden, keine Abtswahl vorgenommen werden; der Abt von Geras blieb daher noch weitere eilf Jahre in ſeinen, ſeit Ableben des Ambroſius ſich zugleich auf die geiſtlichen Beziehungen erſtreckenden Verrichtungen. Die Belaſtungen waren endlich 1746 abgeführt, und das Capitel konnte eine Abtswahl vornehmen. Peter Gröbner, zu deſſen Gunſten die Stimmen ſich vereinigten, verkaufte 1747 die Propſtei Turie, in der ſzalader Geſpanſchaft, erbaute zu Trabenreith eine Pfarrkirche, um hiermit den Inſaſſen der allzu weitläufigen Stiftspfarrei den Kirchenbeſuch im Winter zu erleichtern, erneuerte die verfallene Pfarrkirche auf dem St. Niclasberg, ſorgte für eine zweckmäßigere theologiſche Ausbildung der Novizen, und ſtarb den 7. März 1772. Sein Nachfolger, Leopold Silipp, beſchäftigte ſich eifrigſt mit der Kloſterzucht und mit wirthſchaftlichen Verbeſſerungen, als in Folge Hofdecrets vom 7. Sept. 1783 die Abtei Pernegg dem Schweſterkloſter Geras zur Adminiſtration einverleibt und der Abt mit einer anſtändigen Penſion verſorgt wurde, während die nicht als Seelſorger auf Localkaplaneien untergebrachten Capitularen dem Convent in Geras zugetheilt wurden.

Das Herrengeſchlecht derer von Pernegg (Bäreneck an der Mur), in der Steiermark, ſoll, nach Lazii Bericht, einen Grafen Bernhard von Steier, den Bruder des ſteieriſchen Markgrafen Ottokar IV. und des Waldgrafen Adalbero von Ens, zum Ahnherrn haben, wornach es mit denen von Hohenberg, Starhemberg und Loſenſtein gemeinſchaftlichen Herkommens ſein müßte. Es ſchreibt jedoch bereits Aq. Jul. Cäſar „Bernardum de Styra nonnisi dubie Ottocari IV. fratrem et satorem Perneggensium dici posse,“ und wird jene Abſtammung vollends verdächtig durch die Behauptung, daß Bernhard's Gemahlin, Leudgardis, eine Schweſter des Grafen Konrad von Würtemberg geweſen ſei. Aus der angeblichen Ehe kamen vier Söhne, Otto, der Herren von Hohenberg Stammvater, Gottfried, Herrand und Gundakar. Von Gundakar werden die Pernegge hergeleitet, und ſchreibt von ihm Lazius S. 178: „Gundoccarus comes de Styra et dominus de Bernech et Gracz, comitatum adhuc Styrae, Norici ripensis, possedit circa annos Salutis 1100.“ Als Söhne dieſes Gundakar betrachtet Lazius die in einer Urkunde von 1140 unter den Zeugen genannten Herren von Grätz, Ottokar und Ordulf, von denen dieſer zugleich Graf von Steyer und Herr von Perneck, auch Vater von vier Söhnen war, Ekbert, 1150 und 1186, Gundakar II., Ulrich, 1150—1208 und Dietmar, 1140—1170, dieſer war mit Hardwigis vermählt und Ahnherr jenes Otto von Pernegg, der 1260 in Gemeinſchaft mit ſeiner Schweſter Kunegundis, der Witwe des Otto von Lonsperg, an das Kloſter Göß den unter der Frauenburg belegenen Hof zu Hindersdorf vergabte. Gundakar II. Werner de Steyr, von welchem verſchiedene kaiſerliche, auch der Fürſten der Steiermark Urkunden 1170 und 1176 unterfertigt, wurde Vater Gundakar's III. Anno 1200 und Großvater des mit einer Liechtenſteinerin von Murau verheiratheten Gottfried. Gottfried's Sohn, Ordulf II., wird 1260 genannt, und iſt der Vater von Gundakar IV., von Otto von Pernegg, dem Schenken der Steiermark Anno 1319 und von Ozel, den drei Brüdern, die 1320 dem Stifte Rein

Digitized by Google

wohlthätig; „a quo (Gundacaro) barones Styriae, nominati a Berneckh, initia trahunt,“ ſchreibt Lazius, und pflichten wir darin willig ihm bei, wogegen die Herleitung dieſer ſpätern Pernegg von den alten Grafen von Steier uns ſchweren Bedenklichkeiten unterworfen zu ſein ſcheint. Aus Otto's Schenkenamt geht die Miniſterialität allzu deutlich hervor; wir dürfen daher wol annehmen, daß ein Miniſterialengeſchlecht, das etwa von dem Zeugen Ulricus de Pernegg abſtammte, der in der Urkunde des Markgrafen Ottokar IV. für Garſten 1112 vorkommt, nachdem es Nachfolger der Edelherren von Pernegg in dem Beſitze der Burg Pernegg geworden war, ſich zugleich deren Wappenſchild zugelegt habe. Wir kehren zu Gundakar IV. zurück, von deſſen Söhnen, Otto II., Johann, Konrad, Erasmus und Gundakar V., allein der mittlere, Konrad, die Hauptlinie fortſetzte. Einer von deſſen Söhnen, Friedrich von Pernegg, 1385 zum Domdechanten in Salzburg erwählt, wurde an die Stelle des am 10. Juni 1399 geſtorbenen Johannes von Neuberg zum Biſchof von Seckau ernannt, kam aber ſofort in Streit mit ſeinem Metropolitan. Ohne denſelben zu begrüßen, erlangte er von Papſt Bonifacius X., daß einige der ſalzburgiſchen Diöceſe entzogene Pfarreien dem ſeckau'ſchen Sprengel einverleibt wurden; der Erzbiſchof mußte dieſen Schritt als einen erſten Verſuch betrachten, um ſich der ſalzburgiſchen Hoheit zu entziehen. Es ergaben ſich Zerwürfniſſe von der ernſthafteſten Natur, welche auszugleichen Herzog Wilhelm der Liebreiche einen Tag nach Bruck 1402 ausſchrieb. Kaum konnte Biſchof Friedrich II. dahin gebracht werden, den Erzbiſchof von Salzburg als ſeinen gnädigen Herrn und Freund, welchem er zu gehorſamen ſchuldig ſei, anzuerkennen, aber von den ſeinem Stifte zugetheilten Pfarreien Radkersburg, Leibnitz, St. Georgen an der Stiffing, St. Ruprecht an der Raab und Frauenberg bei Weiz wollte er um keinen Preis ablaſſen; am Ende mußte der Metropolitan ſeiner Hartnäckigkeit weichen und beſtätigen, was nicht mehr zurückzunehmen war. Überhaupt muß Biſchof Friedrich ſich der beſondern Gunſt des Herzogs erfreut haben; 1399 verfügte Wilhelm der Liebreiche, daß in Streitigkeiten um ſeine Perſon oder Kirche der Biſchof vor keinem andern Richterſtuhle als vor dem Herzog, oder vor einem von dieſem eigens delegirten Richter belangt werden, auch, ſelbſt in landrichterlichen Sachen, durch einen Procurator eigner Wahl ſich vertreten laſſen könne. Der für die Erweiterung ſeines Sprengels und für die Erhöhung ſeines biſchöflichen Anſehens ſo thätige, von ſeinem Landesfürſten geachtete und begünſtigte Biſchof Friedrich II. ſtarb den 4. Sept. 1414. Ein Bruder von ihm mag geweſen ſein Eckard von Pernegg, Biſchof zu Chiemſee, durch Ernennung von 1390, geſtorben 1399. Ein Neffe vielleicht des Biſchofs Friedrich, Rudolf von Pernegg, hinterließ zwei Söhne, Wilhelm I. und Erasmus III. Wilhelm I., Landeshauptmann in der Steiermark 1427, iſt ohne Zweifel der unter den Begleitern des Herzogs Friedrich in die Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande, 1436, verzeichnete Wilhelm von Pernegg, Freiherr; deſſen einzige Tochter, Richardis, wurde an Johann Ungnad verheirathet. Johann IV., ebenfalls wol ein Neffe des Biſchofs Friedrich von Seckau, und ein Bruder Ordulf's III., der 1453 als Beſitzer von Luttenberg genannt wird, hinterließ fünf Söhne, von denen doch nur Wilhelm II. als Vater von Stephan und Matthäus, der Erwähnung werth iſt. Matthäus kommt noch 1494 und 1499 vor, gleichwie deſſen Sohn, der eheloſe Sebaſtian, 1519, genannt wird. Eliſabeth hingegen, des Matthäus Tochter, aus deſſen zweiter Ehe mit Hedwig von Zelking, hat als Frau des Wolf von Ödt und Haupterbin des Bruders nicht nur Schöneck, V. O. W. W., ſondern auch das pernegg'ſche Stammwappen an die von Ödt gebracht. Stephan von Pernegg 1440—1500, war Vater von ſechs Kindern; eine Tochter Magdalena freite ſich Chriſtoph von Racknitz, der einzige Sohn Wilhelm's III. von Pernegg, vermählt mit Maria von Guetenberg, geſt. 1532, und nachdem mit Wilhelm's einziger Tochter Maria, geſt. 1559, der uralte Herrenſtamm von Pernegg zu Grabe getragen worden war, verfiel das Stammhaus Pernegg an den von Racknitz, als den Sohn einer pernegg'ſchen Tochter. Die von Pernegg führten das ſteieriſche, feuerſpeiende Panther, ſchwarz, im goldenen Felde, während im grünen Schilde der Herzoge von Steiermark das Pantherthier ſilbern war. Als Beſitzungen des Geſchlechtes werden außer Pernegg, Negau, Leonrod, Greiſeneck, Waldſtein, Waaſen, Eppenſtein, Einöd, Schalleck, Dobreng und Luttenberg aufgeführt. Von der Herrſchaft Pernegg oder Bäreneck an der Mur, als dem Stammhauſe, Einiges zu berichten, möge genügen, daß dieſelbe ſich über 14 Gemeinden, mit einer Bevölkerung von 2813 Köpfen und einem Flächenraum von 26,894 Joch 1105 Klafter ausdehnt, an eigenen Gründen 34 Joch Ackerland, 38 Joch Wieſen, 535 Joch Waldungen beſitzt, und die Voigtei über die dem Schloſſe gegenüber belegene Kirche zu St. Maximilian in Kirchdorf, und die anſtoßende St. Katharinenkapelle, über U. L. Frauenkirche nächſt dem Schloſſe, über die Pfarrkirche St. Paul und die Filialkirche St. Jacob in der Breitenau, ſowie in einem bedeutenden Bezirke die Wildbahn und Reisjagd, in der Mur das Fiſchrecht übt. Als Beſitzer kommen, nach denen von Pernegg, die Racknitz, Caſſinedi, von 1681—1797 die Grafen von Leslie, und ſeit dem 13. Aug. 1805 Graf Johann (von Dukla) von Dietrichſtein vor. Es liegt dieſe Herrſchaft in dem brucker Kreiſe, der Kreisſtadt ſüdlich. Ein zweites Bäreneck, in dem grätzer Kreiſe der Steiermark, an der Grenze von Öſterreich und Ungarn, unterſcheidet ſich durch den Beinamen: in der Elſenau. Die davon abhängende Herrſchaft enthält in 20 Conſcriptionsgemeinden bei einem Flächeninhalte von 7539 Joch 977 Klafter eine Bevölkerung von 2870 Köpfen, und übt die Voigteigerechtſame in Anſehung der Kirche zu St. Peter und Paul in Schäffern. Von Bäreneck in der Elſenau entlehnten ohne Zweifel die Perner ihren Namen von welchen Heinrich Perner 1347, Konrad der Perner von Pernegg 1353 lebten. Heinrich's Sohn, Konrad, Pfleger zu Fürſtenfeld 1400, war mit Anna von Polheim verheirathet. Nicolaus Perner wurde 1530 in den Herrenſtand erhoben, und vermachte, als der letzte ſeines Stammes, die Herrſchaft Pernegg in der Elſenau ſeiner

Digitized by Google

Frau, Apollonia von Püchheim, ohne jedoch dieſe Diſpoſition gegen die Angriffe ſeiner Blutsverwandten ſicher ſtellen zu können, vielmehr gelangte Pernegg an Niclaſens Schweſter, an die mit Hans Rindsmaul verheirathete Dorothea Perner. Nicolaus ſtarb 1550, ſeine Witwe 1553; beide liegen zu Bäreneck begraben, die Herrſchaft aber iſt bis zum Schluſſe des 18. Jahrhunderts dem Geſchlechte Rindsmaul verblieben, wenngleich 1529 Maximilian Steinbeiß als Beſitzer vorkommt. Am 16. Febr. 1798 erkaufte ſie von dem Grafen von Rindsmaul D. Ignaz Holler. Von den Pernern zu Pernegg war eine Nebenlinie, die der Perner zum Schachen, ausgegangen. Dietrich Perner zum Schachen verſchenkt all ſein Gut an Johann von Neudeck, den Burggrafen zu Gluchſenſtein, 1429. Von Dietrichen Perner zum Schachen, ihrem Pfleger zu Neidau, ſchreibt Eliſabeth von Neuberg, die Erbin ihres großen Hauſes, als Witwe des Grafen Chriſtoph von St. Georgen und Pöſing [4]). Derſelbe Dietrich wird als einer der Sodalen von der Brüderſchaft St. Chriſtophen, und 1517 als Pfleger zu Fürſtenfeld genannt. Radegundis, Margaretha, Chriſtoph und Katharina Perner haben 1539 ihres Vaters Güter, die Weikarden von Polheim lehnrührig, an Bernhard von Teuſenbach zu Mayerhofen verkauft. Das Prädicat, zum Schachen, ſcheinen dieſe Perner von einem Burgſitze in dem heute der Herrſchaft Thalberg unterthänigen Dorfe Ehrenſchachen entlehnt zu haben, die jetzige Benennung des Dorfes Ehrenſchachen mag aus Pernerſchachen corrumpirt ſein. (*v. Stramberg.*)

PERNES. 1) P., lat. Pernae (Br. 50° 29′, L. 20° 6′), kleine Stadt im franz. Departement Pas de Calais, Canton Heuchin, Bezirksſtadt St. Pol, liegt von dieſer 3½ Lieues entfernt auf einem Hügel an der Clemance und hat eine Succurſalkirche, eine Pferdepoſt, 120 Häuſer und 708 Einwohner. 2) Eine kleine Stadt und Hauptort des gleichnamigen Cantons im Departement Vaucluſe (Comtat), Canton und Bezirk Carpentras, liegt eine Lieue von dieſer Stadt entfernt auf einer Anhöhe am linken Ufer der Nesque, iſt der Sitz eines Friedensgerichts und hat eine Pfarrkirche, mehre Succurſalkirchen und kleine Kapellen, 820 Häuſer und 4186 Einwohner, welche zwei Jahrmärkte unterhalten, Handel mit Safran und Oliven treiben und ſich mit Seidenwürmerzucht beſchäftigen. Pernes gehörte bis zur Revolution dem Papſte, auch iſt es der Geburtsort des berühmten Eſprit Flechier (geb. 1632, geſt. zu Montpellier 1710). Der Canton Pernes enthält in ſechs Gemeinden 7460 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

4) Hab ich ... nach Rath und in Beywesen Dietrichen Perners zum Schachen, zu dem ich dan nach meinem lieben Herren und Gemahl viel Vertrauens geſetzt ... und wann es Gott fügete, daß ich alſo mit Tode abſtürbe, ſo ſoll der bemelte Dietrich Perner der röm. Kayſerlichen Mayeſtet ſolch mein 2 Theil des Schloß und Herrſchaft Neidau umb ein Summa Geldts, benantlich 8000 Gulden anbieten, und ob die Kayſerlich Mayeſtet bemelt mein 2 Theil alſo umb dieſelbe Summa annehmen, und das Geldt alſo zu gedachten meines lieben Herrn und Gemahl, oft genant Dietrichen Perner für ſeine Treu, willig Dienſt ausrichten und bezahlen 500 Gulden Reiniſch. Anno 1503.

Pernes (Zool.), ſ. Pernis.

PERNETTI (Jacques), geboren in le Forez um 1696, trat in den geiſtlichen Stand und übernahm die Erziehung des M. de Boulogne, welcher Rath und Finanzverwalter wurde. Durch den Einfluß ſeiner Gönner erhielt er ein Kanonikat zweiter Claſſe an der Hauptkirche zu Lyon. Mit dieſer Stelle nahm der Abt Pernetti den Titel eines Ritters der Kirche zu Lyon an, welcher den Stiftsherren dieſer Claſſe zukam, wie der Grafentitel den Stiftsherren der erſten Claſſe. Sich nun in Lyon niederlaſſend, legte er ſich mit großem Eifer und gutem Erfolg auf das Studium der Wiſſenſchaften. Als er in die Akademie zu Lyon aufgenommen worden war, bewies er ſich überaus eifrig und hielt beſonders viele Vorträge über die Alterthümer dieſer Stadt. Dazu war er den Studien der Naturgeſchichte leidenſchaftlich ergeben und war kein Fremdling im Ausüben der Künſte; erreichte ein hohes Alter, geliebt wegen ſeiner Sanftmuth, Beſcheidenheit und anderer ſchönen Eigenſchaften. Er ſtarb zu Lyon am 6. Febr. 1777.

Ungeachtet der Lobeserhebungen, die einige Kritiker ſeinen Werken angedeihen ließen (z. B. Sabatier: Siècles de la littérature), ſind ſie doch in Vergeſſenheit gerathen. Die Titel ſeiner Schriften und einige Bemerkungen darüber ſind hier ebenſo nothwendig als hinreichend:

1) Les Abus de l'éducation sur la piété, la morale et l'étude. (Paris 1728. 12.) Dieſe Misbräuche der Erziehung in Hinſicht auf Frömmigkeit, Moral und Studium brachten Nutzen und ſind immer noch von geſchichtlicher Bedeutung.

2) Le Repos de Cyrus (Paris 1732), von G. F. Bährmann in's Teutſche überſetzt (Leipzig 1835). Dieſer Roman verſetzt ſeinen Helden vom 16. bis zum 40. Jahre in Ruhe, ohne Zweifel um ein Gegenſtück zu den Voyages de Cyrus von Ramſay, die damals viel Aufſehen erregten, zu liefern. Allein die Ruhe iſt nicht ſo ſtreng, daß ihn der Verfaſſer nicht nach Medien und ſogar in den Krieg gegen die Aſſyrier zu führen Gelegenheit nehmen ſollte. Überhaupt wirft man dem Verf. leichtfertige Situationen, einen hochtrabenden Styl und völlige Verrückung ſeines Planes im zweiten Theile vor. Die Liebhaber der Geſchichte der Romane finden eine beurtheilende Auseinanderſetzung dieſer Schrift in der Bibliothèque des Romans, Decembre 1775.

3) Les Conseils de l'amitié. (Francf. 1738. 12.)

4) Lettres philosophiques sur les physionomies. 1748. 3 part. 12. (Lyon 1760.) Dieſe Ausgabe iſt mit drei Briefen vermehrt. Von dieſem Buche führt Erſch in ſeinem literariſchen Frankreich (III, 38) eine teutſche Überſetzung an: Dresden 1785, 3 Bände. Man hat zwar behauptet, Pernetti habe die Handſchrift dieſes Werkes vom Pater Bougeant erhalten, welcher ſich gefürchtet habe, durch Veröffentlichung deſſelben unter ſeinem Namen die Ungnade ſeiner Vorgeſetzten auf's Neue ſich zuzuziehen. Namentlich berichtet dies Thiebault (im 5. Bande der Souvenirs de Berlin. p. 89), ſich auf das alleinige Zeugniß des Abbé Matte berufend. Da

Digitized by Google

aber das Werk erſt fünf Jahre nach dem Tode des Pater Bougeant herausgegeben wurde, ſo fiel der Grund der Verheimlichung des Namens weg, wenn Pernetti's Redlichkeit nicht gefährdet werden ſoll, wozu der Mann ſonſt nirgends eine Veranlaſſung gegeben hatte. Auch die Hinzufügung der drei neuen Briefe der zweiten Ausgabe widerlegt das unſichere Gerücht. Am meiſten aber iſt es die Sprache ſelbſt, welche die Erzählung widerlegt. Weder der Styl noch die Grundgedanken dieſer philoſophiſchen Briefe über die Phyſiognomien erinnern an das ſinnreiche Buch: **Amusement sur le language des Bêtes**, deſſen vorübergehender Erfolg der Neuheit des Gegenſtandes zugeſchrieben werden muß, welcher wenigſtens noch nicht in die Mode gekommen war, was erſt durch eine merkwürdige Behandlungsweiſe ſpäterer Schriftſteller dahin gebracht wurde. Es muß alſo die Anekdote, welche der Abt Matte erzählt, in die Reihe jener Geſchichtchen geſtellt werden, welche nacherzählt werden, ohne daß man weiß warum, die ſich aber ſogar auch in übrigens ſehr achtbare Werke verlaufen haben. Pernetti muß daher als Verfaſſer dieſer philoſophiſchen Briefe, die um Lavater willen nicht unbeachtet zu laſſen ſind, anerkannt werden.

5) **Histoire de Favoride (Genève 1750).** Ein ſehr mittelmäßiger Roman.

6) **Observations sur la vraie philosophie (Genève 1757. 12.).** Dieſe Bemerkungen ſind in einer Sammlung aufgenommen worden, welche den Titel führt: **Choix de Philosophie morale. (Avignon 1771. 12.)**

7) **Recherches pour servir à l'Histoire de Lyon, ou les Lyonnais dignes de mémoire. (Lyon 1757. 2 vol.)** Dieſes oberflächliche ungenaue Werk enthält doch einige wichtige Notizen und ſeltſame Geſchichtchen. Weil Pernetti unter andern auch Perſonen in ſein Buch aufgenommen hatte, die wenig oder gar nicht dazu geeignet waren, ſo machte ihn Pierre Lecat, ein Lyoner Chirurg, in einer kleinen Schrift von 60 Seiten: **Supplement aux Lyonnais dignes de mémoire (1757)**, deshalb lächerlich.

8) **Tableau de la ville de Lyon, 1760, 82 Seiten**, mit einem Grundriß. Dieſes vorgebliche Tableau enthält ziemlich oberflächliche Unterſuchungen über den Urſprung der erſten Anſiedelungen und Niederlaſſungen, über Einzüge der Könige, Unglücksfälle durch Feuer und Überſchwemmung ꝛc., endlich noch ein alphabetiſches Regiſter aller Stiftsherren (oder Grafen) von Lyon, ſeit 1020—1758.

9) **Essai sur les coeurs. (Amsterd. 1765. 12.)**

10) **Discours sur le travail. (Lyon 1766. 12.)** Jacq. Pernetti hinterließ mehre ungedruckte Werkchen, deren Titel und Inhalt uns Delandine aufbewahrt hat in ſeinem **Catalogue des Manuscrits de la Bibliothèque de Lyon.** (Nach **Biographie universelle; ancienne et moderne. T. XXXIII. p. 387.**) (*G. W. Fink.*)

PERNETY (Antoine Joseph), geb. d. 13. Febr. 1716 zu Roanne in le Forez, ein Vetter des Abtes Jacq. Pernetti. Beide Männer ſchrieben ihre Namen, wie hier angegeben ſteht, verſchieden. Nach zurückgelegten Schuljahren widmete er ſich dem Mönchsſtande und trat in die Congregation von Saint Maur, wo er ſich ſeinen Obern durch Fleiß und Anſtelligkeit bemerkbar machte. Man berief ihn deshalb in die Abtei Saint Germain, wo er alle nöthigen Hilfsmittel fand, ſeine Kenntniſſe zu vervollkommnen und neue hinzuzufügen. Mit einer ziemlich weitſchichtigen Gelehrſamkeit vereinigte ſich noch eine große Neigung zur Naturgeſchichte; er hatte ſogar zeichnen gelernt, um die Pflanzen, welche er bei ſeinen Spaziergängen in der Umgegend von Paris fand, nachzubilden. Als er hörte, daß Bougainville vom Könige die Erlaubniß erhalten hatte, auf den malouiniſchen Inſeln (Falklandsinſeln) eine Niederlaſſung zu ſtiften, wünſchte er ihn als Almoſenpfleger zu begleiten, überzeugt, daß dieſe Reiſe ihm zu nützlichen Beobachtungen Gelegenheit bieten werde. Nach ſeiner Zurückkunft in Frankreich am Ende des Jahres 1764 beeilte er ſich die Veröffentlichung ſeiner Reiſe zu vollenden. Da er aber unterdeſſen des klöſterlichen Joches bald überdrüſſig geworden war, gehörte er zu den vornehmſten der 28 Benedictinermönche, welche am 15. Juni 1765 die berüchtigte Bittſchrift, von ihrer Regel losgeſprochen zu werden, unterzeichneten. Er und ſeine übrigen Mitgenoſſen widerriefen zwar ſchon am 11. Juli deſſelben Jahres, ohne jedoch ihre Meinung über die Sache zu ändern. In dem Generalcapitel ſeiner Congregation, welches 1766 gehalten wurde, ernannte man ihn zu einem der Commiſſarien, die mit einer neuen Umarbeitung der Conſtitutionen beauftragt wurden. Hier gab er ſich nun alle erſinnliche Mühe, die Aufhebung der Regel durchzuſetzen. Da er aber ſah, daß die Angelegenheit gegen ſeinen Willen zu langſam vorwärts ſchritt, ſo verließ er das Capitel, legte ſein Ordenskleid nieder und begab ſich auf Einladung Friedrich's des Großen nach Preußen. Dieſer Monarch, der ſich erinnerte, in ſeiner Jugend die philoſophiſchen Briefe über die Phyſiognomien geleſen zu haben und den Almoſenpfleger Bougainville's für den Verfaſſer derſelben hielt, hatte ihm die Stelle eines Conſervateur der Bibliothek in Berlin mit dem Titel eines Akademikers und mit 1200 Reichsthalern (rixdalles) Gehalt antragen laſſen. Bei Pernety's Ankunft zu Potsdam wurde von Lecat eine Unterredung über phyſiognomiſche Wiſſenſchaft unternommen; ſie kamen überein, daß Lecat die Regeln, nach denen er für möglich hielt, den Charakter nach der Phyſiognomie der Menſchen beurtheilen zu können, angreifen, Pernety hingegen ſie möglichſt vertheidigen ſolle. Dieſer Streit brachte nun wol von beiden Seiten mehre Abhandlungen hervor, aber übrigens nicht das Geringſte, was der Wiſſenſchaft zu irgend einem Vortheile hätte gereichen können. Später hatte Pernety einen lebhaften Streit mit Pauw, welcher die Amerikaner für eine ausgeartete Menſchenrace ausgab. Bald darauf entſagte er jedoch aller Polemik, um von Neuem ſeine alchymiſtiſchen Experimente vorzunehmen und ſeine Anhänglichkeit an Schwedenborg beſſer zu befriedigen. So lange Pernety zu Gunſten der phyſiognomiſchen Wiſſenſchaft ſchrieb, behandelte ihn Friedrich der Große ſehr gut, erhielt auch auf einige Zeit die Abtei Bürgel in

Digitized by Google

Thüringen. Als er ſich aber mit den Schwedenborgianern einließ, hörte des Königs Neigung für ihn auf. Nachdem Pernety 1782 eine Reiſe gemacht hatte, um mit Einigen dieſer Sekte zu unterhandeln, empfand er es bei ſeiner Rückkehr nach Berlin ſehr übel, ſich von der Aufſicht über die königliche Bibliothek beinahe ganz ausgeſchloſſen zu ſehen; er verlangte ſeinen Abſchied, auf den ihn auch Friedrich nicht lange warten ließ. Hatte nun eine Überſetzung der Werke Schwedenborg's in das Franzöſiſche ſeine alchymiſtiſchen Experimente unterbrochen, ſo unterbrach nun die Abreiſe aus Preußen nach Paris 1783 ſeine ganze Thätigkeit, wenn auch nicht lange. Ob der Erzbiſchof von Paris ihn wirklich nöthigen wollte, ins Kloſter zurückzutreten, iſt ungewiß, blieb jedoch jedenfalls erfolglos. Pernety blieb in der Welt, lebte eine Zeit lang bei ſeinem Bruder in Valence und fand endlich in Avignon einen Zufluchtsort. Hier ſoll er eine Sekte gebildet haben, welche 1787 gegen 100 Mitglieder zählte; die Lehrſätze derſelben ſind nicht recht bekannt. Pernety hatte ſich damals mit einem Polen, Namens Grabianka, in Verbindung geſetzt, und man vermuthet, daß gegen ihre Geſellſchaft ein Decret des Dominikaners Pani, Maître du sacré palais, vom 2. Nov. 1791, gerichtet war, worin eines gewiſſen Octavio Capelli gedacht wird, welcher einer Art der Illuminiſten angehören ſollte.

Durch die Stürme der Revolution bewegte ſich Pernety, ſo gut er konnte; er miſchte ſich in nichts und zeigte ſich nicht einmal; dennoch wurde er feſtgeſetzt und erſt nach dem 9. Thermidor aus der Haft entlaſſen. Jetzt fing er von Neuem an, Unterſuchungen über den Stein der Weiſen fortzuſetzen, den er auch gefunden zu haben meinte. Er ſtarb 1801, vollkommen überzeugt, das Geheimniß zu beſitzen, ſein Leben viele Jahrhunderte verlängern zu können.

Thiebault, der mit ihm ſehr vertraut gelebt hatte, gibt in ſeinen Souvenirs de Berlin (T. V. p. 90) von ihm folgendes Bild: Dom Pernety war ein ſehr gelehrter Mann, allein ſeine Wiſſenſchaft war nur rudis indigestaque moles; in ſeinem Charakter lag ſoviel Gutmüthigkeit und Mäßigung, daß er ſich niemals mit irgend Einem veruneinigte, Verbindlichkeiten erzeigte, wo und wann er nur konnte, und in Geſellſchaft überaus gefällig war. Er glaubte an die Cabala, Hexen, Geſpenſter ꝛc., und ungeachtet dieſer Lächerlichkeiten hatten ihn doch alle lieb.

Pernety hat mit Brezillac Ch. Wolf's Cours de Mathématiques überſetzt; in Preußen Schwedenborg's les Merveilles du Ciel et de l'Enfer (im vollen Glauben daran); ſoll Antheil am achten Bande der Gallia christiana gehabt haben, welcher die Weihbiſchöfe (suffragants) von Paris enthält; Manuel bénédictin und mehre asketiſche Werke, welche ſich in Histoire littéraire de la Congregation de S. Maur verzeichnet finden. Man hat von ihm:

1) Dictionnaire portatif de peinture, sculpture et gravure, mit einer praktiſchen Abhandlung über die verſchiedenen Arten zu malen (Paris 1757). Ins Teutſche überſetzt: Berlin 1764. Der Verfaſſer der praktiſchen Abhandlung iſt d'Arelai de Montamy.

2) Les Fables égyptiennes et grecques, dévoilées et réduites au même principe, mit einer Erklärung der Hieroglyphen und des trojaniſchen Krieges. (Paris 1758. II vol. 8.; zweite Auflage 1786, 3 Theile 12.) In allen dieſen Fabeln ſieht Pernety nichts als Allegorien, unter deren Schleier die Alchimiſten ihre bewundernswerthen Entdeckungen verſteckt haben; und die Gedichte Homer's enthalten gleichfalls nichts, was nicht Bezug auf das große Werk hätte. Damit ſteht in Verbindung:

3) Dictionnaire mytho-hermétique. (Paris 1758.)

4) Lettre à l'abbé Villain sur l'histoire critique de *Nicolas Flamel* (Année littéraire 1762. T. 1.) Pernety macht hier dem Abt Villain Vorwürfe, daß er den Flamel der Würde eines hermetiſchen Philoſophen habe berauben wollen!

5) Histoire d'un voyage aux îles Malouines, fait en 1763 et 1764. Zweite umgearbeitete und mit naturgeſchichtlichen Bemerkungen vermehrte Ausgabe. (Paris 1770. Zwei Bände in 8. mit 16 Kupfertafeln in 4.) Dieſe Reiſe iſt in das Engliſche überſetzt worden, nach der erſten Auflage: London 1770 in 4.; nach der zweiten Auflage 1794. Der erſte Band enthält Betrachtungen über die Sitten der Einwohner und Bemerkungen über naturgeſchichtliche Gegenſtände der Inſel S. Katharina, Braſiliens, des Paraguay und der malouiniſchen Inſeln. Der zweite Theil enthält das nautiſche Journal, Beobachtungen über die Maghellanſtraße und die Patagonier, welche er zu Rieſen macht; ferner Briefe von Bougainville über die zweite Expedition nach den malouiniſchen Inſeln. Das Werk hat viel Anziehendes, obgleich weitläufig und weitſchweifig geſchrieben.

6) Dissertation sur l'Amérique et les Américains. (Berlin 1770. 12.) Der Verfaſſer hat dieſe Abhandlung der Akademie zu Berlin mitgetheilt; er will darin gegen Pauw's Ausſpruch beweiſen, daß Amerika von der Natur nicht ſtiefmütterlich, im Gegentheil ſo gut als die übrigen Welttheile behandelt worden iſt, und daß die Eingeborenen ebenſo tapfer, ebenſo geeignet ſind, Künſte und Wiſſenſchaften mit Glück zu betreiben, als die Europäer. Pauw antwortete in einem Schreiben: Défense des Recherches sur l'Amérique etc., worin man mehr Gelehrſamkeit und Logik des Styls, als in der Schrift des Benedictiners fand.

7) Examen des Recherches philosophiques sur l'Amérique et les Américains, et de la Défense de cet Ouvrage. (Berlin 1771. 12. II T.) Es iſt eine neue Ausgabe des vorigen Werkes mit einer Antwort auf die letzten Bemerkungen von Pauw, welcher es nicht nöthig fand, den Streit weiter fortzuführen.

8) La connaissance de l'homme moral par celle de l'homme physique. (Berlin 1776. III T. 2 vol.) Der erſte Theil enthält vier Vorleſungen über die Phyſiognomie, die Vortheile der phyſiognomiſchen Kenntniſſe, welche Pernety in der berliner Akademie gehalten hatte, in denen er die Meinung Lecat's widerlegt. Das Werk verkaufte ſich ſehr ſchnell, eine Thatſache, die nach Thie-

Digitized by Google

bault's Ausſpruche, nur dem glücklich und gut gewählten und pikanten Titel zuzuſchreiben iſt; dies ſei aber auch alles Gute an den drei Theilen. Pernety's letztes Werk: 9) Les vertus, le pouvoir, la clémence et la gloire de Marie, mère de Dieu. (Paris 1790.) Nach der Biographie universelle. (*G. W. Fink.*)

PERNETYA. So nannte Gaudichaud zu Ehren des Begleiters von Bougainville, des Geiſtlichen Dom A. J. Pernety, welcher die Falklands-Inſeln beſchrieben hat (Journal historique d'un voyage fait aux îles Malouines. Vol. I. & II. Paris 1770. 12.), eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der zehnten Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Arbuteen der natürlichen Familie der Ericeen. Char. Der Kelch fünftheilig, ausdauernd, an der Baſis fleiſchig; die Corolle kugelig oder eiförmig mit fünfſpaltigem, zurückgerolltem Saume; die Staubfäden eingeſchloſſen, oberhalb der Baſis verdickt; die Antheren zweifächerig, an der Spitze geſpalten: die Fetzen zweitheilig, von einander abſtehend; zehn dreilappige Drüſen wechſeln mit den Staubfäden ab; der Griffel kurz mit fünflappiger Narbe; die Beere fünffächerig, vielſamig. Die 14 bekannten Arten ſind ſehr äſtige kleine Sträucher mit kleinen, immergrünen, abwechſelnden, eiförmigen Blättern und achſelſtändigen, geſtielten, nickenden, mit Stützblättchen verſehenen weißen Blüthen. Sie wachſen in Südamerika, in Mexico (1 A.) und auf der Inſel Juan Fernandez (2 A.), z. B. P. empetrifolia *Gaudich.* (Annal. d. sc. nat. V. p. 102., *Freycinet* voy. aut. du mond. Bot. p. 454. t. 67., Bruyère à feuilles pointues *Pernety* voy. II. p. 64., Arbutus empetrifolia *L. fil.* suppl. p. 239., Andromeda empetrifolia *Willdenow* sp. pl. III. p. 619), auf den Falklands-Inſeln. — Pernetya *Scopoli* iſt dieſelbe Gattung, welche Linné Canaria und Juſſieu Canarina genannt haben. (*A. Sprengel.*)

PERNIGO, eine zur Gemeinde Badia Calavena oder Sprea gehörige Ortſchaft in der venetianiſchen Provinz Verona, hoch im Gebirge über dem Thale, in dem der Progno dahin fließt, gelegen, mit ungefähr 300 Einwohnern und dem merkwürdigen Berge Perniſe, der ſich über dem Dorfe erhebt und durch ſeine Steinbrüche bekannt iſt. Hier bricht nämlich ein opaliſirender und phosphoreſcirender Marmor (Marmo lumachella opalizzante fosforico). (*G. F. Schreiner.*)

PERNINGER, auch Päringer und Bärringer, ſlaw. Perning, lat. Paeringa, ein zur Herrſchaft des Großherzogs von Toscana Schlackenwerth gehöriges Schutzſtädtchen im nordöſtlichen Thale des ellbogner Kreiſes Böhmens, in einer überaus rauhen Gegend des Erzgebirges, am Bache Wiſtritz gelegen, mit 130 Häuſern, 940 teutſchen Einwohnern, welche wegen des für den Getreidebau zu rauhen Klima's und des höchſt undankbaren Bodens und da der ehemalige reiche Bergſegen an Zinn ſich bedeutend verringert hat, ſich genöthigt ſehen, ſich durch Spitzenklöppeln, Bergmuſik, Viehzucht und Abrichten von Gimpeln ihren Unterhalt kümmerlich zu ſichern, einer eigenen, im J. 1768 errichteten katholiſchen Pfarre von (1831) 1861 Seelen, welche zum joachimsthaler Vicariats-Diſtricte des prager Erzbisthums gehört und unter dem Patronate der Schutzherrſchaft ſteht, einer Schule, einem eigenen Stadtgerichte und Bergbaue auf Zinn, der zur Zeit Kaiſer Ferdinand's I. am ſtärkſten betrieben wurde, indem damals 72 Pochwerke und eine Roßmühle vorhanden waren und wahrſcheinlich dieſerhalb Perninger nebſt mehren andern Bergflecken auf Anſuchen der Landſtände im J. 1579 dem Königreiche Böhmen als Krongut einverleibt worden war [*]). (*G. F. Schreiner.*)

PERNIO, die Froſtbeule, eine durch die Einwirkung der Kälte hervorgerufene roſenartige, aber langwierige Hautentzündung (eine Art des Erythems), deren Entſtehung durch den genannten Einfluß am ſicherſten veranlaßt wird, wenn er mit dem der Wärme plötzlich wechſelt. Die Finger, Zehen, Ferſen, Ohren, die Naſe und die Backen ſind die von dieſer Entzündung am häufigſten ergriffenen Theile. Das Übel, jedes Mal zuerſt zur Winterszeit auftretend, kommt jedoch in verſchiedenen Graden vor, unter denen ſich vornehmlich drei unterſcheiden laſſen. Im niedrigſten Grade bildet die Froſtbeule eine mäßig rothe Geſchwulſt, die — zumal in der Bettwärme und bei Annäherung an das Feuer — eine juckende und brennende Empfindung erregt. Hat die Entzündung ihren zweiten Grad erreicht, ſo iſt ſie mit größerer Geſchwulſt verbunden, die Farbe des leidenden Theiles dunkler, oft bläulich, und das Gefühl der Hitze und des Brennens ſteigt bis zu einer ſchmerzhaften Empfindung, und ſteigert ſich das Übel bis zu ſeinem höchſten Grade, ſo entſtehen auf dem geſchwollenen leidenden Theile Blaſen, welche, nachdem ſie aufgeplatzt ſind, eine wunde, bald in ein langwieriges Hautgeſchwür übergehende Stelle zurücklaſſen. Auch können Froſtbeulen, welche dieſen höchſten Grad der Entzündung erreicht haben, ſchnell brandig werden, was indeſſen in unſeren Klimaten nur ſelten geſchieht. Übrigens pflegen die Zufälle der beiden erſten Grade der in Rede ſtehenden Entzündung dem Einfluſſe der wärmeren Jahreszeit regelmäßig zu weichen, um im nächſtfolgenden Winter zurückzukehren, und es kann dieſer Wechſel des Eintritts und Verſchwindens dieſes mindeſtens höchſt beſchwerlichen Übels ſich viele Jahre hindurch wiederholen.

Das jugendliche und vorzüglich das kindliche Alter, ſowie große Empfindlichkeit des Hautorgans macht in vorzüglichem Grade zu Froſtbeulen geneigt, ſowie außerdem die Entſtehung derſelben am häufigſten an Solchen beobachtet wird, welche wenig an den Einfluß der Kälte gewöhnt ſind, und ihn meiſtens ſorgfältig meiden, oder deren Geſchäft ſie nöthigt, die Hände oft, während ſie naß ſind, dem Wechſel von Wärme und Kälte auszuſetzen. Froſtbeulen der Zehen und der Füße überhaupt bilden ſich am öfterſten bei Perſonen aus, welche ſtark an den Füßen zu ſchwitzen pflegen, oder die Füße eng bekleidet zu tragen gewohnt ſind. Endlich gibt es gewiß noch manche bisher nicht hinlänglich bekannt gewordene Momente der Anlage zu dem fraglichen Erythem, indem z. B. die Er-

*) ſ. Jaros. Schaller's Topographie des Königreichs Böhmen (Prag 1785). 2. Th. S. 77.

fahrung zu lehren ſcheint, daß im Ganzen fette Perſonen häufiger an Froſtbeulen leiden, als magere.

Froſtbeulen, zumal die der höhern Grade, gründlich zu heilen, iſt oft ſehr ſchwierig; deſto wichtiger iſt es, ihre Entſtehung zu verhüten, und dieſen Zweck erreicht man am ſicherſten durch Abhärtung des Körpers gegen den Einfluß der Kälte und Vermeidung jedes öfteren bedeutenden Wechſels der Temprratur. Auch in Beziehung auf das in Rede ſtehende Übel ſind daher häufige kalte Bäder und tägliche Bewegung im Freien, auch im ſtrengſten Winter, nicht genug zu empfehlen. Wer die Beobachtung dieſer diätetiſchen Regrln nicht verſäumt, alſo namrntlich auch ſtark geheizte Zimmer vermeidet und die von Winterfroſt eeſtarrten Glieder nicht plötzlich einem ſtark geheizten Ofen nähert, auf Reiſen zur Winterszeit die Füße weniger durch Fußſäcke vor der Kälte zu ſchützen bemüht iſt, als den ganzen Körper dadurch, daß er ihn, wenigſtens von Zeit zu Zeit, durch Laufen erwärmt, hat Froſtbeulen wenig zu fürchten. Auch verdient als ein gutes Verbannungsmittel derſelben das öſtere ſtarke Reiben der Hautoberfläche, namentlich der Naſe, Ohren, Hände und Füße, mit Fett bei hohen Kältegraden empſohlen zu werden, und iſt doppelt empfehlenswerth für ſolche, die bei ſtrenger Kälte eine Reiſe anzutreten im Begriffe ſind.

Die Heilung bereits ausgebildeter Froſtbeulen fodert begreiflicherweiſe nach dem jedesmaligen Grade des Übels eine verſchirdenartige Behandlung; aber auch bei gleichen Graden iſt in verſchiedenen Fällen der Erfolg unſerer Heilbemühungen wenigſtens in ſofern ein ziemlich unſicherer zu nennen, als oſt genug ein Mittel, welches in einem oder mehren Fällen ſich auf's Vollkommenſte bewährte, nichtsdeſtoweniger in andern, wenn auch ganz ähnlich ſcheinenden, ſeine Dienſte verſagt, woraus ſich zugleich die ſehr groſe Zahl der gegen Froſtbeulen gerühmten Heilmittel erklärt. — Am öfterſten bewähren ſich beim erſten und zweiten Grade des Übels mehr oder weniger zuſammenziehende Mittel hilfreich: das täglich mehre Male wiederholte minutrnlange Eintauchen des erfrornen Theiles in eiskaltes Waſſer, das Reiben mit Schnee, Umſchläge von eiskaltem Waſſer, Goulard'ſches Waſſer, Theden's Schußwaſſer, Kamphergeiſt, Eſſigdämpfe und Eſſigumſchläge, eine Salmiakauflöſung, drr mit Waſſer verdünnte Vitriolgeiſt oder Salzgeiſt, Mindrrer's Geiſt, Bernſteintinctur, Steinöl, Urin, Terpentinöl, Wachsöl, das Auflegen von gebratenen Zwiebeln, eine Abkochung von Rüben mit Eſſig oder Alaun und Öl u. ſ. w. Immer aber iſt es beim Grbrauch eins oder das andere dieſer Mittel (unter welchen übrigens das Goulard'ſche Waſſer noch einen Vorzug vor den übrigen verdirnen möchtr) ſehr zweckmäßig, wenn der Kranke ein paar Mal täglich den erfrornen Theil ſtark mit Fett, namentlich Hirſchtalg, reibt, und beſonders, nachdem dies Abends geſchehen, ihn während der Nacht bekleidet erhält, alſo z. B während der Nacht Handſchuhe trägt, nachdem die Hände am Abende ſtark mit Frtt eingerieben geweſen ſind. Aber auch unter den genannten Mitteln behält man die ſtärker reizenden, zu denen auch noch einige Aufgüſſe aromatiſcher Kräuter, Myrrheneſſenz und ähnliche gezählt werden dürfen, ſolchen Fällen vor, in denen das Übel bereits längere Zeit gedauert hat und die entzündliche Spannung nicht bedeutend iſt, während im entgegengeſetzten Falle ſtatt der genannten mehr oder weniger ſtark reizenden Mittel oſt genug ausſchließlich erweichrnde und erſchlaffende in Anwendung kommen können, und ſelbſt das Srtzen von Blutegeln an den leidenden Theil nöthig wird. Bähungen von Flirderblumen und Chamillenblumen, ein Brei von faulen Äpfeln, gequetſchtem Hauslauch, weißen Rüben, Leinöl, Mandelöl u. dgl., täglich einige Mal friſch aufgelegt oder in die leidende Stelle gerieben, dienen bei ſehr ſchmerzhaften Froſtbeulen als Linderungsmittel, und man geht erſt, nachdem ſie ihre Dienſte geleiſtrt, allmälig zu den genannten reizrndern und zuſammenziehenden, über. — Eiternde Froſtbeulen müſſen zuvörderſt ſorgfältig vor der Luft geſchützt und der leidende Theil geſchont werden, das Geſchwür ſelbſt aber behandelt man mit austrocknenden Mitteln: dem Ceratum Saturni, der Zinkſalbe und ähnlichen, denen Kampher, Myrrhe u. dgl. zugeſetzt werden kann. Eeſchlaffende Salben und Umſchläge müſſen vermieden werden, weil bei ihrem Gebrauche zu leicht ſchwammiges Fleiſch ſich bildet. Auch Einwickelung des leidenden Theiles zeigt ſich zuweilen hilfreich. Die eben erwähnte ſchwammige Beſchaffenheit dieſer Geſchwüre aber erfodert die Anwendung einer aus dem rothen Präcipitat bereiteten Salbe, die Anwendung des Höllenſteins u. dgl.; auch kommen Fälle vor — ſie ſind jedoch verhältnißmäßig ſrhr ſelten — in denen vorhandene Froſtgeſchwüre mit einer allgemeinen Dyskraſie des Kranken, namentlich mit rheumatiſchen und gichtiſchen Leiden, in näherem Zuſammenhange ſtehen, und es iſt von ſelbſt einleuchtend, daß die fraglichen Geſchwüre in dieſen Fällen nur heilen können, wenn mit der äußern Anwendung der örtlichen Heilmittel ein innerer dem Allgemein-Lriden entſprechender Arzneigebrauch verbunden wird. Wo man die Heilung ſehr veralteter Froſtgeſchwüre unternimmt, iſt es rathſam, der Anwendung der genannten austrocknenden Mittel das Legen einer Fontanelle vorauszuſchicken. — Die Behandlurg des in den Brand übergegangenen fraglichen Erythems hat nichts Eigenthümliches.

Nach beendigter Heilung der Froſtbeulen müſſen nicht nur von Seiten des Kranken zur Verhütung der ſo ungemein häufig und leicht erfolgenden Rückfälle die oben angedeutrten diätrtiſchrn Regrln fortwährend auf's Genaueſte beobachtet, ſondern es müſſrn noch längere Zeit hindurch die genannten reizend zuſammenzirhenden Mittel: das Waſchen mit Branntwein, Kamphergeiſt u. ſ. w., in Anwendung gebracht werden, und es muß der Kranke auch, ſobald ſich wieder eine Spur jenes Erythems zeigen ſollte, ſofort zum Gebrauch der Mittel, welche die Heilung bewirkt hatten, zurückkehren. — Schließlich bemerken wir, daß ſich zur Bekleidung von Theilen, an denen ſich einmal Froſtbeulen gebildet hatten, Leder, Wachslrinwand, Wachstaffent u. dgl. in eben dem Grade vorzüglich eignet, in welchem warme Kleidungsſtücke, namentlich Pelzwerk, nachthrilig wirkt. (*C. L. Klose.*)

PERNIS oder **PERNES** iſt nach Ariſtoteles der griechiſche Name eines Raubvogels. Cuvier hat dieſen

Namen in die neuere Zoologie aufgenommen und damit eine Falkengattung, die Weſpenbuſſarde oder Weſpenfalken (franzöſiſch Bondrées), bezeichnet. Dieſe Gattung unterſcheidet ſich von ihren Verwandten durch folgende Kennzeichen:

Der Schnabel iſt ſehr ſchwach, wenig gekrümmt, ſtark zuſammengedrückt und völlig ungezähnt, dem der Gabelweihe (Milvus) ähnlich; die Naſenlöcher ritzförmig, dem Kieferrande parallel. Die Augenlider ohne Wimper; die Zügel ſind mit kurzen, dicht ſtehenden, eiförmig zugeſpitzten, ſteifen Federchen beſetzt; die Federn des Kopfes derb und ſcharf abgerundet, die des Hinterkopfes und des Nackens ausnehmend lang, aufſträubbar, bei einer Art (P. cristatus) eine ſehr deutliche, lange Haube bildend. Die Läufe ſind kurz, vorn bis zur Hälfte ſtark befiedert (Hoſen), an den nackten Theilen wie die Zehen rauhſchuppig; letztere ziemlich lang, die innere derſelben ebenſo lang und kaum ſtärker als die äußere; die Nägel ſämmtlich ſchwach, ſehr wenig gebogen, unterhalb jederſeits mit einer ſcharfen Kante. Die ſehr langen Flügel ſind zum Stoßen untaugliche Schwebeflügel, haben 24 (zuweilen nur 23) Schwungfedern, von denen die drei erſten eine tief unten beginnende Verſchmälerung der Fahne zeigen; die vierte Handſchwinge iſt in der Regel die längſte von allen, aber nur wenig länger als die dritte (manchmal iſt dieſe ſogar die längſte), die erſte ungefähr ſo lang wie die ſiebente und die zweite länger als die ſechste. Der lange, am Ende abgerundete, Schwanz überragt etwas die Flügel. Das Gefieder iſt ziemlich hart, dem Körper locker anliegend; die großen Schwingen und die Schwanzfedern ſehr zerbrechlich. Die Pteryloſe ſtimmt mit der der Buſſarde (Buteo) überein (vgl. Nitzſch, Syſtem der Pterylographie, herausgegeben von H. Burmeiſter S. 91, Taf. II. Fig. 4). Das Weibchen iſt merklich größer als das Männchen; auch ändert die Farbe des Gefieders, der Wachshaut und des Augenſterns in jedem Alter, wodurch früher verdienſtvolle Ornithologen zu der irrigen Anſicht verleitet wurden, daß mehre Arten Weſpenbuſſarde in Teutſchland vorkämen. — Die Weſpenfalken ſind unedle, langſame und feige Raubvögel, welche ſich gern von Eidechſen und Fröſchen nähren, oder auch Mäuſe fangen, Vogelneſter plündern, Käfer haſchen und zur Heckezeit ſogar Blüthenkätzchen, Heidelbeeren, Obſt, grünes Getreide u. dgl. m. freſſen, am liebſten aber ſtechende Kerſe verfolgen und Weſpen- und Hummelbrut aufſuchen. Da die einzige, bei den verwandten Falken verwundbare, Stelle an der Oberfläche des Leibes, nämlich die Augengegend, bei ihnen von den harten Zügelfedern geſchützt wird, ſo haben ſie die Stiche von den Immen nicht zu fürchten, und damit diele ihnen auch nicht in der Mundhöhle gefährlich werden können, beißen ſie den gefangenen, bevor ſie dieſelben verſchlucken, den ſtacheltragenden Hinterleib ab und werfen ihn fort. — In ganz Europa findet ſich nur eine Art dieſer Falkengattung, nämlich:

P. apivora *Cuv.* = Falco apivorus *Lin.* = Falco incertus *Lath.* = Falco poliorrhynchus *Bechst.* = Buteo apivorus *alior.* = Aquila variabilis *Koch.* (der europäiſche Weſpenfalk oder Weſpenbuſſard, an einigen Orten auch Honig-, Bienen-, Läuferfalk, Froſchgeier, Mäuſewächter ꝛc. genannt). Er iſt oben braun, unten braun und weißlich gewellt; der Schwanz mit drei dunklen Binden — deren letzte von der mittleren jedoch ſo weit abſteht, daß noch eine vierte dazwiſchen zu fehlen ſcheint — und weißer Spitze. Die ganze Körperlänge beträgt 23—25 Zoll, wovon der Schwanz allein 11 Zoll einnimmt; die ausgeſpannten Flügel klaftern 53—55 Zoll. Im erſten Jahre ſind die Schnabelwurzel, die Wachshaut und die Füße gelb, die Augenſterne braun, die Hauptfarbe beim Männchen braun, beim Weibchen gelbbraun, auf dem Hinterkopfe und dem Nacken gewöhnlich lichter gefleckt. Zuweilen iſt beſonders am Vorderkörper Weiß die herrſchende Farbe und das Braun zeigt ſich nur in Flecken, an dem Schwanze und den Schwingenſpitzen ſtark. Später wird der Augenſtern goldgelb, die Wachshaut ſchwarz wie der Schnabel, die Hauptfarbe des Gefieders bald einfach braun, an den Spitzen der Schwungfedern am dunkelſten, bald auf dem Oberleibe braun, auf dem untern braun und weiß gefleckt, bald auf der Unterſeite faſt ganz weiß. Das alte Männchen iſt auf dem Kopf ſtets graublau, wovon das Weibchen nur höchſt ſelten im hohen Alter eine Spur, beſonders an den Kopfſeiten zeigt. — Der europäiſche Weſpenbuſſard iſt bei uns ein gegen Kälte ſehr empfindlicher Zugvogel, welcher erſt im April bei uns ankommt, beſonders gern waldige Gebirgsgegenden bewohnt, nicht ungeſellig, aber ſcheu iſt, im Auguſt bereits herumſtreicht und um die Mitte des Octobers, gewöhnlich familienweiſe, von uns fortzieht. Er findet ſich faſt in ganz Europa und dem angrenzenden Theil von Aſien, iſt jedoch nirgends gemein, wol aber in manchen Gegenden, z. B. in Holland, ſehr ſelten. Er baut ſeinen Horſt erſt im Mai oder Juni hoch oder niedrig auf Waldbäume und belegt ihn mit grünen Laubzweigen. Seine zwei bis vier Eier ſind ſchmutzig weiß, ſehr dicht rothbraun marmorirt, ſodaß man oft die Grundfarbe nicht erkennt. Seine Stimme iſt gewöhnlich kick kick kick, beſonders zur Begattungszeit; doch läßt er auch dieſe Töne hören, wenn er von ſeinen Erbfeinden, den Krähen, hart verfolgt wird. Seine Jungen laſſen ſich ſehr leicht zähmen. Vgl. Naumann, Naturgeſchichte der Vögel Teutſchlands, zweite Auflage, I. Band, Seite 367, Taf. 35 und 36; Gloger, Handbuch der Naturgeſchichte der Vögel von Europa I. Band, S. 76—77, und Brehm, Handbuch der Naturgeſchichte aller europäiſchen Vögel, I. Band, S. 37 u. dgl. m.

Eine andere Art, welche Leſchenault von Java mitgebracht hat, der gehäubte Weſpenbuſſard, Pernis cristata *Cuv.*, iſt ganz braun; der Kopf aſchgrau wie beim unſrigen, aber der Schwanz ſchwarz mit einer weißen Querbinde in der Mitte und einem langen, braunen Federbuſche am Hinterhaupte. Abbildungen finden ſich in *Cuvier*, le règne animal, vol. I. pl. III. fig. 4, und *Temminck*, recueil de planches coloriées d'oiseaux pl. 44 (Buse ptilonorhynque).

Eine dritte, aber noch zweifelhafte Art, vielleicht mit der vorigen identiſch, hat Leſſon in Belanger's Reiſe un-

Digitized by Google

ter dem Namen Pernis maculosa aufgeſtellt. — Vgl. übrigens den Artikel Falco. (*Streubel.*)

PERNISSE, Dorf in der belgiſchen Provinz Südbrabant, welches eine Kirche, 140 Häuſer und 750 Einwohner zählt. (*G. M. S. Fischer.*)

PERNO, eine Pfarrei in der finniſchen Provinz Nyland, Län Kymenegard, $1\frac{1}{5}$ Meile weſtlich von der Stadt Loviſa und etwas über drei Meilen öſtlich von der Stadt Borgå, nebſt dazu gehöriger Kapelle Lilljedal und der Brukskirche (Kirche des Eiſenhüttenwerks) Forsby; Präbende des Biſchofs von Borgå, zu deſſen Stift die Pfarrei gehört. Neben der alten ſteinernen ſchwediſchen Mutterkirche liegt eine kleine hölzerne finniſche Kirche, in welcher nur zwei Mal jährlich gepredigt wird. Ein 48 Loth ſchwerer Kelch der Kirche zu Perno iſt aus dem Silber der jetzt öden Grube von Forſön, einer zu Perno belegenen Inſel, im 17. Jahrhunderte gefertigt worden, wie die Inſchrift des Oblatentellers: (dieſes Gold und Silber iſt aus der erſten Probe des Berges in Forsbyn, Kirchſpiels Perno, genommen worden) bezeuget. — In Perno wird viel Strömlingsfang getrieben; auch wird jährlich ein Mal Markt gehalten. Der Gerichtsbezirk (Perno, Mörskom und ein Theil von Lappträsk) hat hier ſein Tings- (Gerichts-) Haus.

An der ausgedehnten, durch einen langen Meeresarm in zwei Hälften getheilten, Südküſte des Paſtorats Perno, zu welchem auch eine Menge, meiſt kleine, Inſeln gehört und weiter weſtlich auf den Inſeln über Borgå's Küſte hinaus, wohnen Ehſten, die bei der nahen Verwandtſchaft der ehſtniſchen Sprache mit der finniſchen, von den finniſchen Geiſtlichen bedient werden, jedoch auch alſo, daß der finniſche Geiſtliche mit ihnen den ehſtniſchen Katechismus durchgeht; denn ſie verſtehen nicht nur ſelbſt das Finniſche, ſondern ihr Ehſtniſches wird auch von den Finnen verſtanden; für ſie wird der oben erwähnte finniſche Gottesdienſt in Perno gehalten. Die meiſten dieſer Ehſten ſind in Finnland geboren: ihre Vorfahren entflohen der Leibeigenſchaft und der Conſcription. Sie wohnen nur an den Küſten und meiſtens auf den Inſeln, ſind Fiſcher, und erlegen ihre Steuern in Fiſchen. So oft ſie dem finniſchen Gottesdienſt in den Kirchen nicht beiwohnen können, verſammeln ſie ſich z. B. auf Pörto, an der Küſte von Borgaås und Sibbo, zum Privatgottesdienſt bei einem Dorfvorſteher (Upsyningsman). (*v. Schubert.*)

PERNO, eine zu dem nach Monforte benannten Mandamento IX. gehörige Gemeinde, der Provinz von Alba, der Militairdiviſion von Cuneo der feſtländiſchen Staaten des Königs von Sardinien. Ein Syndicus mit einem Secretair leitet die Angelegenheiten der Gemeinde. Das Dorf gleiches Namens iſt der Hauptort dieſer Gemeinde, liegt auf einem ſteilen Hügel gegen fünf Miglien oſtwärts von Cherasco, hat eine eigne Seelſorge-Station, der ein Erzprieſter vorſteht; ſie gehört zur Diöceſe von Alba, und iſt ihr auch das benachbarte Caſtelletto einverleibt. Auf alten Karten heißt Perno Padernum, aber von dieſer Ortſchaft iſt keine Spur mehr übrig. (*G. F. Schreiner.*)

PERNO dell OZARI heißt ein Gebiet des Herzogthums Lucca, welches von dem Waldbache Ozari und dem Serchiofluſſe bewäſſert, zwiſchen dieſem und dem Lago di Bientino liegt. Einſt ſoll ſich hier, zwiſchen Piſa und Lucca, der Arno mit dem Serchio vereinigt haben, und dadurch alles Land in einen Sumpf verwandelt worden ſein, bis Herkules die Theilung des Fluſſes den Bewohnern von Lucca als leicht ausführbar angerathen hätte*). (*G. F. Schreiner.*)

PERNO (SOMMARIVA-), eine zu dem nach Corneliano benannten Mandamento V der Provinz Alba, der Militairdiviſion von Cuneo gehörige Gemeinde der feſtländiſchen Staaten des Königs von Sardinien. Der Hauptort dieſer Gemeinde liegt zwiſchen Carmagnola und Alba faſt in der Mitte, hat einen Syndicus mit einem Secretair, welcher die Angelegenheiten der Gemeinde leitet, zählt gegen 2000 Einwohner, welche ihrem überaus fruchtbaren Boden treffliches Getreide, Wein und andere Früchte abgewinnen und ſehr geſchätzte Seide erzeugen, hat eine eigene Pfarrpropſtei (dello Spirito Santo) und ſechs katholiſche Kirchen. Einige Überreſte ſehr hohen Alters erregten die Vermuthung, daß Perno's Urſprung in ſehr frühe Zeiten hinaufreichen müſſe. Die ſehr alten Mauern und Schloßthore wurden aber zerſtört und auf ihrer Stelle erhebt ſich jetzt an erhabener Stätte der herrliche Palaſt des Marcheſe Carone di S. Tommaſo mit ſchönen Gärten. (*G. F. Schreiner.*)

PERNOCARI und PERNOCARELLO, zwei dicht neben einander befindliche Ortſchaften in der neapolitaniſchen Provinz Calabria ulteriore II., auf einer Höhe oberhalb des rechten Ufers des Calopotamo, weſtwärts von der Stadt Mileto, deren jede eine Kirche mit einem Prieſter und über 550 Einwohner hat. Sie haben durch das furchtbare Erdbeben im Jahre 1783 ungemein viel gelitten, ja ſie ſind faſt ganz zerſtört worden. Waldige Berge ſtarren in der Nähe empor. (*G. F. Schreiner.*)

PERNSTEIN, auch Bernstein, ungariſch Borostyánkö, 1) eine gräflich battyaniſche große Herrſchaft im günſer Gerichtsſtuhle der eiſenburger Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Donau Niederungarns, in gebirgiger Gegend gelegen, von einem Theile der nach ihr benannten wald- und metallreichen Berge bedeckt, die viel Schwefelkies, aber auch Magneteiſenſtein, Vitriol, ſelbſt Queckſilber, einiges Kupfer und Cementwaſſer enthalten; es findet ſich auch Serpentin von dunkler und grüner Farbe vor; die ganze Herrſchaft liegt ſehr hoch, wird von der Donau, Güns und mehren kleinen Bächen bewäſſert und hat einen ſehr großen Waldſtand, beſonders ſind die längs des rechten Ufers der noch jugendlichen Güns ſich dahinziehenden Berge mit ausgedehnten Waldungen bedeckt, die auch ſehr reich an Wild ſind. Die Einwohner treiben ſtarken Hanf- und Flachsbau. 2) Ein Marktflecken und Hauptort der gleichnamigen Herrſchaft, ſehr hoch gelegen, mit weiter Umſicht, 129 Häuſern, unter denen ſich das große Gebäude einer ehemaligen, längſt

*) Relazioni d'alcuni viaggi fatti in diverse parti della Toscana. Dal D. *Giov. Targioni-Tozzetti.* (In Firenze 1754.) T. I, p. 422.

Digitized by Google

eingegangenen Tuch- und Bandfabrik befindet, 1060 meiſt teutſchen Einwohneen, (695 Lutheraner, 365 Katholiken), einer eigenen katholiſchen Pfarre des Bisthums Stein am Anger, einem evangeliſchen Paſtorate, einer katholiſchen Kirche, einem Lutheriſchen Bethauſe, Schule; einem alten ausgebeſſerten herrſchaftlichen Schloſſe, das ſich einer umfaſſenden Ausſicht erfreuet, einem Serpentinſteinbruche, einem flötzweiſe übereinanderliegenden blauen Schieferfelſen, der in ſenkrechter Erhebung aus der Tiefe des Thales bis zum erſten Stockwerke des Schloſſes emporſteigt und im Thale Kupfer, Vitriol und Schwefel enthält, auf die früher durch mehr als hundert Jahre gebauet wurde; dem Verwaltungsſitze der Herrſchaft, zu der noch 17 andere Ortſchaften gehören. Der Ort liegt 1291 Fuß über dem Meere [1]). 3) Eine große gräflich mittrowsky'ſche Herrſchaft im weſtnordweſtlichen Theile des brünner Kreiſes von Mähren, die außer der Burg gleiches Namens zwei Märkte und 47 Dörfer einſchließt, welche von 9346 Seelen (faſt ſämmtlich Slawen), bewohnt werden. Sie wird von der Schwarzawa und den Bächen Nedwiediczka und Lodunka bewäſſert und von zwei Handels- und einer Verbindungsſtraße durchſchnitten. Die Oberfläche der Herrſchaft iſt meiſt gebirgig, nur im Weſten entfaltet ſie ſich mehr in kleine, von ſanften Anhöhen unterbrochene Flächen. Die Berge erheben ſich bis zu einer abſoluten Höhe von 3600 wiener Fuß (der Czepinku-Wrch.) und beſtehen theils aus Urkalk und theils aus Glimmerſchiefer und Gneus; auch an trefflichen Kalk- und Bauſteinbrüchen iſt das Gebirge an mehren Orten reich. In dieſen Hauptgebirgsarten finden ſich nicht ſelten der Cöleſtin, Lepidolit, Wolfram, Andaluſit u. ſ. w. vor. Der tragbare Boden iſt faſt durchgehends ſandig. Die Hauptbeſchäftigung der Bewohner bildet die Landwirthſchaft; die Obſtbaumzucht iſt nicht von großer Bedeutung; an Schafen werden 1566 Stück gehalten. Zur Gewinnung und Verarbeitung des Eiſens ſind ein Schmelzofen, eine Schmelzhütte, 4 Eiſen- und 1 Zainhammer auf dem Gebiete der Herrſchaft im Betriebe. 4) Eine zur Herrſchaft gleiches Namens gehörige Gemeinde von 41 Häuſern, 251 Einwohnern und der berühmten Burg Pernſtein, Mährens größtem Ritterſchloſſe, unweit des rechten Ufers der Schwarzawa gelegen, noch immer in vollkommen bewohnbarem Stande erhalten [2]). 5) Ein Diſtrictscommiſſariat im Traunkreiſe des Erzherzogthums Öſterreich ob der Ens, unter einem eigenen Pfleger, umfaßt einen Markt (Kirchdorf) und fünf Dörfer mit 1075 Häuſern und 6459 Einwohnern, eine größere Herrſchaft, einen Freiſitz, ein Landgut, und acht kleinere Dominien. Seine Oberfläche iſt größtentheils gebirgig. Die Landſchaft iſt überaus anmuthig und der Boden ergiebig. 6) Neu-Pernſtein, eine dem Benedictinerſtifte Kremsmünſter gehörige, früher unter dem Namen Hampfelleiten bekannte größere Herrſchaft, mit dem nur eine halbe Viertelſtunde vom Kirchdorf entfernten, von dem Abte Anton Wolfradt im J. 1632 erbauten Schloſſe, in welchem der Amtsſitz ſich befindet. 7) Alt-Pernſtein, ein altes, zum Theil noch bewohnbares Schloß, auf ſchroffem Felſen, der Ruine Schellenſtein gegenüber gelegen, mit einer Wallfahrtskapelle, in welcher die Andacht ein Madonnenbild aus Titian's Schule aufgeſtellt hat. Dieſe Burg iſt wahrſcheinlich das Stammhaus der alten Herren von Pernſtein, die ſich im 11., 12. und 13. Jahrhunderte theils als Schirmvoigte und theils als Geſchenkgeber und Wohlthäter um das Stift Kremsmünſter verdient gemacht haben [3]). (*G. F. Schreiner.*)

PERNSTEIN, Bernstein, Borostyánkö, die in dem eiſenburger Comitat von Ungarn belegene Herrſchaft, iſt als eins der Stammhäuſer der großen Grafen von Pernſtein und Güſſing merkwürdig. Als Stammvater dieſer Grafen nennt Lazius (de gentium aliquot migrationibus) einen der Söhne des Grafen Engelbert von Sponheim und Lavant. Dieſes Sohn, Bernhard, Bruder des Grafen Siegfried von Liebenau in der Steiermark, und des von Heinrich von Murzthal, dem Herzoge von Kärnthen, an Kindes Statt angenommenen Heinrich, ſoll in den Zeiten der Kaiſer Heinrich V. und Lothar gelebt, und als ein Reichslehen den ganzen von den noriſchen Alpen und den Grenzen von Öſterreich und Steiermark in die pannoniſche Ebene ſich herabſenkenden Landesſtrich mit den Feſten Martersdorf, Stuben, Kirchſchlag, Güns, Rechnitz, Schleining, Güſſing, Lukenhauſen und Pernſtein empfangen haben. Gebhardi dagegen hält dieſe Abſtammung für unzuverläſſig, da Bernhard von Sponheim vielmehr als Ahnherr des Grafen von Ortenburg betrachtet werden müſſe. Dieſer Anſicht iſt gewiſſermaßen der Verf. des Art. Ortenburg beigetreten, indem er mit dem Ritter von Lang, Sponheim, auf dem Hundsrücken, für das Stammhaus der Grafen von Ortenburg hält, obgleich Huſchberg, der neueſte Geſchichtſchreiber dieſer Grafen, ſie von den alten Grafen des Rotach- und Kinzinggaues herleitet. Mir ſind gegen das hierdurch vorausgeſetzte ſehr hohe Alter der Grafen von Sponheim große Bedenklichkeiten aufgeſtoßen, die ich hier in einer Note [1]) mittheile. Lazius läßt auf den Gra-

1) Vergl. noch den Artikel Bernstein, wozu der gegenwärtige Artikel als Ergänzung dienen kann. Red. 2) Vergl. den zweiten genealogiſchen Artikel Pernstein.

3) B. Pillwein's Geſchichte, Geographie und Statiſtik des Erzherzogthums Öſterreich ob der Ens und des Herzogthums Salzburg (Linz 1828). 2. Th. S. 39. 394—408.

1) Zilleſius und Kremer, die Väter der ſponheimiſchen Geſchichte, gehen doch nur von einem ungenannten Grafen von Sponheim aus, deſſen Gemahlin Hedwig und Sohn Eberhard 1044 vorkommen; auch ich habe ihnen dieſe ſponheimiſchen Ahnen gläubig abgenommen, bis ich kürzlich zu der Entdeckung gelangte, daß Hedwig, eine der Töchter des Herzogs Hermann III. von Schwaben, nicht an einen Grafen von Sponheim, ſondern ſeit 1009 an den Grafen Eberhard I. von Nellenburg verheirathet geweſen iſt. Ihr Vater, ein Sohn Udo's, des großen Grafen in dem rheiniſchen Franken, beſaß einen reichlichen Antheil an den in Nah- und Wormsgau belegenen Stammbeſitzungen des ſaliſch-wormſiſchen Hauſes, darein theilten ſich die Töchter, nachdem ihr Bruder Herzog Hermann IV., ein Knabe noch, am 28. Juli 1012 geſtorben war. Der Gräfin von Nellenburg wurde ihre Erbportion in der reizenden Umgebung von Kreuznach angewieſen; dort zu Schwabenheim, an der Appel, erbaute ſie, mit Zuziehung ihres Sohnes, des Grafen Eberhard II. von Nellenburg, das ſpäterhin unter dem Namen Pfaffen-Schwabenheim bekannte Kloſter. Hedwig war aber ſchwerlich

Digitized by Google

ſen Bernhard die Brüder Bertram, Simon und Michael folgen (um 1218), „quos alii male ex Aragonia derivare conantur.“ In der That iſt die Anſicht, daß die Grafen von Pernſtein und Güſſing teutſchen Herkommens, und durch einen der auf jener Grenze ſo häufigen Wechſel unter ungariſche Hoheit gerathen ſind, glaubhafter, als die in Ungarn beliebte Verſion, daß zwei ſpaniſche Ritter, die Gebrüder Simon und Michael Bajot, die 1199 in dem Gefolge der aragoniſchen Prinzeſſin Conſtantia, Gemahlin des Königs Emerich, nach Ungarn gekommen ſein ſollen, die Stammväter eines Geſchlechtes hätten werden können, das in ſeinem erſten Auftreten durch Anſehen und Beſitzthum die mächtigſten der eingebornen Familien verdunkelt. Heinrich Graf von Güſſing oder Német-Ujvár, in dem eiſenburger Comitat, ſtand an der Spitze einer Verſchwörung, welche begünſtigt von Anna, der Schweſter des Königs Stephan IV., ſich der heiligen Krone und des Schatzes zu bemächtigen beabſichtigte, vielleicht hatte ſie auch noch den fernen Zweck, den Prinzen Bela, den jüngern von den Söhnen, welche Anna in ihrer Ehe mit dem Herzoge von Halicz und Bosnien, Roſtislav, geboren, auf den Thron König Stephan's zu erheben. Die unerwartet ſchnelle Rückkehr des Königs aus Polen vereitelte jene Abſichten, aber Anna und Heinrich von Güſſing entkamen nach Böhmen zu König Ottokar, worauf Anna ihm den ungariſchen Hausſchatz überlieferte, während der Graf von Güſſing ſeine Schlöſſer, namentlich Pernſtein, den Böhmen öffnete und ſie hierdurch in den Stand ſetzte, die anſtoßenden Geſpanſchaften zu verheeren. Um ſich zu rächen, fiel der König von Ungarn, noch im Winter 1269, in Steiermark ein, eine blutige, von den ſchrecklichſten Verheerungen begleitete, Fehde währte bis in das zweite Jahr. Ottokar, der auf der einen Seite bis an die Gran, auf der andern Seite, nach der Einnahme von Raab, bis an die Rabnitz vorgedrungen war, wurde einzig durch die künſtliche von dem Grafen Ivan von Güſſing veranſtaltete Überſchwemmung abgehalten, dieſen letzten Fluß zu überſchreiten. Nach einer der Beſtimmungen des prager Friedens, am 14. Jul. 1271, ſollten die ungariſchen Überläufer aus Ottokar's Gebieten verwieſen werden, ohne hierdurch Anſpruch auf Begnadigung von Seiten König Stephan's zu erlangen; wie es ſcheint fand jedoch dieſe Beſtimmung auf den Grafen Heinrich von Güſſing, als den größten aller ungariſchen Magnaten, keine Anwendung. Er blieb mit ſeinen, längs der Grenze von Öſterreich ſich hinziehenden Schlöſſern in Ottokar's Devotion, bis ein neuer Überläufer, der Magiſter Tavernicorum und Obergeſpan des presburger Comitats, Ägidius, durch den entſchieden ausgeſprochenen Entwurf, den unwürdigen König Ladislaus zu enthronen, die beſondere Aufmerkſamkeit und Gunſt des böhmiſchen Monarchen gewann. Es ſollte vermöge dieſes Entwurfs Roſtislaus' Sohn, Ottokar's Schwager, ebenderjenige Bela, dem bereits der Graf von Güſſing die Krone zugedacht hatte, den Ungarn zum Könige gegeben werden. Dem Grafen ſchien aber unleidlich, daß ein anderer auszuführen unternehme, was er zuerſt gedacht hätte; daneben verletzte ihn Ottokar's ungewöhnliche Freigebigkeit gegen

noch am Leben, als Graf Eberhard II., getreu der von der Mutter vorgezeichneten Bahn, 1044 auf dem Gauchsberg, unweit der Burg Sponheim, eine Kirche, die ſpäter ſo berühmt gewordene Abtei Sponheim, erbaute, und ſolche u. a. mit dem Zehnten des Dorfes Sponheim begiftete. Wenige Jahre ſpäter ſtiftete Graf Eberhard II. auf ſeinem ſchwäbiſchen Gebiete das herrliche Münſter zu Allerheiligen bei Schafhauſen; er iſt ohne Zweifel auch der, bisher für einen Grafen von Sponheim geltende, Everhardus comes, welchem Kaiſer Heinrich IV. am 22. Mai 1065 die Dörfer Hochfelden und Schweighauſen, ſammt dem heiligen oder Hagenauerforſt in dem Niederelſaß verlieh, als Tauſchobjecte für das nellenburgiſche Lehen *) im Nahgau, die der Kaiſer dem Hochſtifte Speier zugedacht hatte, auch am 30. Aug. 1065 ſammt der Villa Kreuznach an dieſes Hochſtift vergabte. Graf Eberhard II. ſtarb 1073, nachdem er ſich vorher hatte in die Zahl der Brüder von Allerheiligenmünſter aufnehmen laſſen; von ſeinen Söhnen fielen zwei, Eberhard III. und Heinrich, für den Kaiſer, in der Schlacht an der Unſtrut, 13. Juni 1075, der dritte, Udo, der Erzbiſchof von Trier, ſtarb im Lager vor Tübingen, 11. Nov. 1077, der vierte, Graf Burkhard von Nellenburg, hinterließ eine einzige Tochter Mechtild, welche die Güter im Nahgau, auch das Patronat der Kirchen auf dem Gauchsberg und zu Schwabenheim ihrem Gemahl, dem Grafen Meginhard, zutrug, während die Güter im Hegau, oder die Grafſchaft Nellenburg, vermöge einer alten Erbverbrüderung, an den Grafen Wolfrad III. von Vohringen fielen. Aus der Ehe der Mechtild mit Meginhard iſt das herrliche Geſchlecht der Grafen von Sponheim erwachſen. Denn wenn auch in einer Urkunde des Erzbiſchofs Udo von Trier, von 1075 und früher nirgends, unter den Zeugen Stephanus de Spainheim genannt wird, ſo darf man nicht überſehen, daß dieſer Stephan Vater des Grafen Meginhard war; er wird mit dem Grafen Burkhard von Nellenburg die Heirath der beiderſeitigen Kinder verabredet haben, ihm wird nach Sitte der Zeit die Braut als ein Kind, zuſammt einem Theile ihres künftigen Erbes, übergeben worden ſein, und von jenem Erbe wird er in der Urkunde von 1075 den Titel de Spainheim ohne das Prädicat comes führen. Indem aber Stephan dem großen, beinahe noch gänzlich unbeleuchteten, Stamme der Grafen von Vianden entſproſſen, iſt aus ſeinem Erbtheile die hintere Grafſchaft Sponheim erwachſen, gleichwie die Beſitzungen, die ſein Sohn mit der Erbin von Nellenburg erheirathete, ſich zu der vordern Grafſchaft ausbildeten: eine Verſchiedenheit des Urſprungs, die von Anbeginn her in dem Wappen ausgedrückt, indem das Schachbret der vordern ſaliſchen Grafſchaft von Silber und Roth, jenes der hintern Grafſchaft von Gold und Blau zuſammengeſetzt iſt. Dadurch aber, daß mit Graf Meginhard, deſſen und der Mechtild Sohn, Graf Gottfried von Sponheim, den Mönchen von Schafhauſen das ihnen von ſeinem Großvater, Graf Burkhard von Nellenburg, verliehene Gut Ilnau 1138 beſtätigte, die Stammreihe der Grafen von Sponheim anhebt, und erwieſen iſt, daß ſelbſt der angebliche Graf von Sponheim, de anno 1044, ein Nellenburger war, dadurch verſchwindet Alles, was man von frühern Grafen von Sponheim geträumt hat, insbeſondere auch die ihnen zugeſchriebene Vaterſchaft der Häuſer Ortenburg und Güſſing, man müßte denn unter jenen alten Grafen die Beſitzer der Burg Sponheim aus dem ſaliſch-wormſiſchen Geſchlechte verſtehen wollen, eine Annahme, die allerdings durch nichts widerlegt, aber ebenſo wenig durch irgend ein Zeugniß wahrſcheinlich gemacht wird.

*) In dem von Kremer gelieferten Abdruck der Urkunde vom 30. Aug. 1065 heißt es beneficium Eberhardi comitis de Newenburg, und glaubte der Herausgeber unter Newenburg das ſponheimiſche Naumburg an der Nahe verſtehen zu können. Darin konnten wir ihm nicht beiſtimmen; in Erwägung daß das 11. Jahrh. in ſolchem Falle Nuwenburg oder Nuimburg geſchrieben haben würde, nahmen wir keinen Anſtand, Newenburg in Nellinburg zu verbeſſern, eine Verbeſſerung, die nachmals durch die Anſicht der Originalurkunde beſtätigt worden. Da heißt es: beneficium comitis de Nellenburg.

den Magiſter Tavernicorum, mit dem er von jeher in Feindſchaft gelebt hatte. Unerwartet kehrte der Graf nach Ungarn zurück, wo er nicht nur Ottokar's feindliche Abſichten verkündigte, ſondern auch den Prinzen oder Herzog Bela von Bosnien anklagte, daß er dem königlichen Knaben die Krone zu entreißen trachte. Hierüber geriethen Herzog und Graf in Wortwechſel; jener wurde von dieſem auf der Haſen- oder Margaretheninſel bei Peſth erſtochen, 1272. In gerechtem Zorne gelobte König Ottokar den Mord ſeines Schwagers zu rächen; alsbald erfolgte der von Graf Güſſing ſehnlich gewünſchte Bruch mit Böhmen. Bereits im Febr. 1273 wurden die Feindſeligkeiten durch gegenſeitige Grenzverwüſtungen eröffnet. Presburg ward von den Ungarn wieder genommen, Öſterreich von den Cumanen verheert, misvergnügte Vaſallen des Königs von Böhmen fanden in Ungarn bereitwillige Aufnahme. Dafür ſtreiften öſterreichiſche Parteigänger bis Raab und Neutra, und Ottokar ließ in ſeinen Ländern ein allgemeines Aufgebot für S. Jacobs Tag verkündigen. Bevor das Aufgebot verſammelt war, überſchritt Heinrich von Güſſing mit 30,000 Mann die March, ſiegte in offener Feldſchlacht über den böhmiſchen Feldherrn Ulrich von Dürnholz, mußte ſich aber, als König Ottokar ſelbſt 60,000 Streiter herbeiführte, eiligſt über die March zurückziehen. Bis jenſeit der Waag verfolgt, blieb er ein unthätiger Zuſchauer des Falls von Presburg, St. Georgen und Ödenburg, ja er vermochte die Fortſchritte des Feindes nur dadurch zu hemmen, daß er das eigne Land zur Wüſte machte. Dieſe Kriegsmanier und noch mehr die Botſchaft von der am 1. Oct. 1273, ungeachtet der Einwürfe der böhmiſchen Abgeſandten, vorgenommenen Kaiſerwahl flößten dem König von Böhmen friedlichere Geſinnungen ein; die Fehde wurde daher im Laufe des Jahrs 1274 ausgeglichen. Doch blieb beiden Höfen mancherlei Stoff zur Zwietracht; die ungariſchen Barone ſchieden ſich in zwei feindliche Parteien, wovon die eine, an deren Spitze Joachim Pectari ſtand, zum Kaiſer hielt, die andere ſich für den König von Böhmen erklärte. Als der thätigſte unter deſſen Anhängern erwies ſich Graf Ivan von Güſſing, derſelbe, der einmal das ſiegende böhmiſche Heer beinahe in den Thälern von Walbach oder an der Rabnitz erſäuft hätte, indem er in dunkler Nacht auf den ringsumher gelegenen Höhen die Dämme der waſſerreichen Teiche und kleinen Seen durchſtechen ließ, während die Vorhut den böhmiſchen Spionen jegliche Kenntniß von dieſem Beginnen durch ungewöhnliche Bewegungen und kriegeriſches Getöſe zu benehmen ſuchte. Von dem hohen Anſehen, deſſen Ivan bei ſeinen Landsleuten genoß, zeugt der Umſtand, daß ihm der jüngſte von König Stephan's IV. Prinzen, Coloman, zur Erziehung übergeben wurde, nicht damit der Graf einen Ayo nach heutigem Zuſchnitte vorſtelle, ſondern damit er, der geprieſene Ritter, den Prinzen erziehe als ſeinen Sohn, in der Weiſe, wie ſie vordem in den ſchottiſchen Hochlanden beobachtet wurde, und noch heute bei den Tſcherkeſſen beobachtet wird. Der Prinz ſtarb aber in ſeiner Kindheit. In ſeinem Streite mit Pectari erlag Ivan, weil der Gegner die Perſon des Königs in Händen hatte, doch blieb dieſes Misgeſchick ohne Einfluß auf Ivan's Beziehungen zum Auslande. Während eine ungariſche Hilfsmacht bei Stillfried für Kaiſer Rudolf ſtritt, ſtreifte Ivan, belebt durch die vom wiener Bürger Paltram, einem eifrigen Anhänger Ottokar's, empfangenen Subſidien, in Öſterreich und Steiermark, um den Schwaben eine Diverſion zu machen; zugleich veranſtaltete er, daß König Ladislaus, als ein Gönner der heidniſchen Cumanen, bei dem Papſt verklagt wurde. Jedoch bei der Trauerbotſchaft von Stillfried fühlte Ivan ſein Unvermögen, der vereinigten Macht des römiſchen und ungariſchen Reichs zu widerſtehen; er bat den Kaiſer um Verzeihung, und erbot ſich, in deſſen Dienſte zu treten. Rudolf erwiederte, vermöge des Bundesvertrags könne er keinen, dem König von Ungarn Ungetreuen in ſeine Dienſte aufnehmen, theilte auch dieſe Antwort dem Könige Ladislaus mit, und überließ deſſen Weisheit die fernere Entſchließung über den Grafen von Güſſing; ſollte Ivan Verzeihung erhalten, ſo bedingte ſich Rudolf Erſatz für den von ihm in Öſterreich und Steiermark angerichteten Schaden; ſollte dagegen Ladislaus den Ivan für ſeine gegen Ungarn und gegen das Reich verübte Treuloſigkeit ſtrafen wollen, ſo erbot ſich Rudolf, hierzu als treuer Bundesgenoſſe des Königs wirken zu wollen. Graf Ivan ſtarb aber in demſelben Jahre 1278. Mithin wird der Graf Ivan von Güſſing, welcher 1280 den König Ladislaus gefangen hielt, ſein Sohn, oder wahrſcheinlicher ſein Neffe und ein Sohn Heinrich's geweſen ſein.

Die Gefangenſchaft hatte der König dadurch verſchuldet, daß er, abwechſelnd zu der ſchismatiſchen griechiſchen Kirche oder zu dem cumaniſchen Heidenthum ſich hinneigte, und als er deshalb vom päpſtlichen Legaten bedroht wurde, dieſen aufheben und den Cumanen zu beliebiger Mishandlung überantworten ließ. Gegen ſolche Verrücktheit erhoben ſich mit Recht die geiſtlichen und weltlichen Magnaten, und als ſie den thörichten König bei Graf Ivan wohl verwahrt wußten, bedeuteten ſie die Heiden, daß die Behandlung des Legaten weſentlichen Einfluß auf das Schickſal des Königs üben werde. Hierdurch wurde der Legat, dem man ſchon angekündigt hatte, daß er mit ſtumpfen Pfeilen erſchoſſen werden ſolle, vom Tode gerettet. So reuig Ladislaus, als er der Haft entlaſſen wurde, ſich bezeigte, ſo ernſte Maßregeln er gegen ſeine bisherigen Lieblinge, die Cumaner, ergriff, ſo wenig konnte er im Herzen demjenigen, deſſen Gefangener er geweſen, verzeihen. Als der König den günſtigen Augenblick herangekommen wähnte, erklärte er den Grafen Ivan aller ſeiner Güter verluſtig, und ſandte, im Einverſtändniſſe mit Albert von Öſterreich, ein ungariſch-cumaniſches Heer gegen die Burg Pernſtein aus (1284). Die Belagerer, namentlich die ſeit den letzten ſtrengen Verfügungen dem Könige tödtlich verfeindeten Cumaner, thaten jedoch ihre Schuldigkeit nur mit Widerwillen, am Ende zogen ſie unverrichteter Dinge ab. Ivan behandelte mit ſteigendem Übermuth nicht nur den König, ſondern auch das anſtoßende Öſterreich, welches er von nun an häufig verwüſtete. Als er auch gegen Steiermark einen Raubzug richtete, eilte der Abt Heinrich von Admont, zu Folge

des ihm vom Herzog gewordenen Auftrags, dem bedrohten Grenzgebiete zu Hilfe. Hundert Reiſige brachte er im Ensthal zuſammen; dieſe führte er kühn in die Nähe des von den Ungarn belagerten Radkersburg. Noch ſtand es in ſeiner Macht, ein Treffen zu vermeiden, und die Ankunft der zu ihrem Beiſtande herbeieilenden, von Aloth von Feiſtritz und von dem Seffner befehligten Grenzvölker abzuwarten; aber der ehrgeizige Prälat wollte mit Niemandem den in Ausſicht genommenen kriegeriſchen Ruhm theilen. Er ſprengte an die Ungarn heran, ſie wichen nach ſchwachem Widerſtande und lockten die unvorſichtigen Verfolger in einen Hinterhalt, dem allein der Abt mit wenigen Begleitern durch die ſchnellſte Flucht zu entkommen vermochte. Von der Verheerung der Grenzlande wurde Ivan durch die Nothwendigkeit abgerufen, den König ſeiner Wahl, Andreas den Venetianer, in Ungarn einzuführen. Ivan, ſein Bruder, der Biſchof Peter von Weſzprim, und Lodomerius, der Erzbiſchof von Gran, gingen dem Prinzen, der zu Zara gelandet war, entgegen, ließen ihn aber einſtweilen nur als Herzog von Slavonien ausrufen. Ladislaus entwickelte nämlich eine ungewohnte Thätigkeit in der Vertheidigung ſeines Throns, Andreas fand den Anhang nicht, auf den man gerechnet hatte, und endlich wurden die Güſſinger zur Vertheidigung des eignen Herds abgerufen. Lange ſchon beſchäftigte ſich der Herzog von Öſterreich mit der für die Niederlage des Abtes von Admont zu nehmenden Rache; als ſeine Rüſtungen beendigt waren, übergab er das mehrentheils aus Schwaben zuſammengeſetzte Heer den Befehlen Hermann's von Landenberg, eines berühmten ſchwäbiſchen Ritters, der in vielen Kriegen gleich viel Einſicht und Tapferkeit an den Tag gelegt hatte. Eben waren die Güſſinger mit der gräuelvollen Verheerung der Umgebung von Neuſtadt beſchäftigt, als ſie von den Schwaben ereilt wurden, 1286. Dem Landenberg war indeſſen die Kriegsmanier des Feindes, dem er hier begegnete, ganz fremd. Schwer gerüſtet, beritten auf mächtigen, ſchwerfälligen Roſſen, waren die Schwaben gewöhnt, ſich mit dem ungeheuren Schlachtſchwert in der Hand auf den Feind zu ſtürzen, durch die Kraft von Mann und Roß ſeine Ordnung zu brechen und dann die vereinzelten Gegner niederzuſäbeln. Ganz anders verhielt es ſich dagegen mit den Ungarn; leicht bewaffnet und beritten pflegten ſie von allen Seiten den unbehilflichen Feind zu umſchwärmen und mit einem Pfeilregen zu beläſtigen; einem ernſtlichen Angriff entzogen ſie ſich durch ſchnelle Flucht, dann machten ſie plötzlich wieder Halt und foderten den Feind zu neuen Angriffen heraus; auf dieſe Weiſe trugen ſie zuerſt Muthloſigkeit, Folge der immer vergeblichen Anſtrengung und Ermüdung in die feindlichen Reihen und gelangten endlich, faſt ohne Verluſt, zum Siege. Ein wohl abgerichtetes und mit ſolcher Liſt vertrautes Volk mag leicht ihrer ſpotten, und dazu hätte auch Landenberg gelangen mögen, wenn er den wohlgemeinten Rath der Grenzer, ſich vor den Pfeilen der fliehenden Ungarn zu hüten, beherzigt hätte; ihm aber ſchien es ſchon ſchimpflich, ſolchen Rath nur anhören zu müſſen. Unter dem Schwur, die ſeien alle feige Memmen, die ſich mit dem Schwerte nicht zu vertheidigen wüßten, wurde er der Feinde anſichtig, und ſogleich empfand er das Gewicht der treugemeinten Warnung. Von Ivan's Bogenſchützen eingeſchloſſen, ſehen, in Erſtaunen und Verzweiflung, die ſchweren gepanzerten Ritter alle ihre Turnierkünſte vor den beweglichen leichten Reitern zu Schanden werden. Nach einem großen Verluſte an Menſchen und Pferden wurde Landenberg genöthigt, ſich mit dem Reſte des Heeres zu ergeben [2]). Außer Stand, für jetzt ein zweites Heer aufzuſtellen, anch kaum innerhalb der Mauern von Neuſtadt ſich in Sicherheit wähnend, gab Albrecht dem Grafen Hugo von Taufers den Befehl, um jeden Preis mit Ivan Frieden zu ſchließen. In dem zu Heimburg verabredeten Vertrage verpflichtete ſich der Graf von Güſſing, alle Gefangenen freizugeben und für die Zukunft Herzog Albrecht treulich, jedes Mal mit 1000 Reiſigen, beizuſtehen, wogegen der Herzog ihm, als ſeinem Diener, ſeine Hilſe zuſagte, wider alle und jede, auch wider den König Ladislaus, nur das teutſche Reich ausgenommen. Es iſt in der That zu bewundern, daß Ivan und ſeine Brüder, Nicolaus, Heinrich und Peter, der Biſchof, welche ſämmtlich an den Ehren des Tages im Steinfeld Antheil genommen hatten, den Sieg mit ſo ungewöhnlicher Mäßigung benutzten, dem Magyarenvolke zumal ſchien dieſe Mäßigung unbegreiflich. Ein ſo großer Sieg, wie ein dergleichen ſeit ſehr langen Zeiten nicht über die Teutſchen erfochten worden war, hatte nämlich eine unglaubliche Gährung und Begeiſterung hervorgerufen, etwa derjenigen vergleichbar, welche ſich in Teutſchland äußerte, als nach dreißig Jahren Krieg und Sieg die Franzoſen bei der Conzerbrücke, 1675, die erſte Niederlage erlitten. Auf die Politik Ivan's mag der Umſtand viel gewirkt haben, daß der Träger aller ſeiner Hoffnungen, der Venetianer Andreas, um dieſelbe Zeit treuloſer Weiſe vom Grafen Arnold von Trau zum Gefangenen gemacht und dem Herzog von Öſterreich ausgeliefert wurde. Die Haft des Prinzen hinderte jedoch die Gebrüder von Güſſing keineswegs, ihre Oppoſition gegen König Ladislaus fortzuſetzen, vielmehr ſcheinen ſie bei Gelegenheit der neuerdings von Prälaten und Baronen bei'm Papſt Honorius IV. gegen den verächtlichen, heidniſchen König angebrachten Klagen ganz beſondere Thätigkeit entwickelt zu haben. Darum wurde auch nach Honorius' Ableben der Erzbiſchof von Gran von dem verſammelten Conclave angewieſen, in den gegen den ungläubigen ungehorſamen König anzuordnenden Zwangsmaßregeln ſich vorzüglich des Raths und der Einſichten der Gebrüder von Güſſing zu bedienen (3. April 1287). Der König wurde wenigſtens zu äußerlicher Bekehrung gebracht, Ivan vergaß in dem Hochgefühle des Sieges der gegen Öſterreich übernommenen Verpflichtungen, zumal Herzog Albert in Folge eines Rangſtreites aller früher dem ungariſchen Prinzen bezeigten Rückſichten vergaß, und ſeinen unglücklichen Gefangenen ſo tief ſinken

2) Da die Mere chamen Herzog Alberchten, darumb er ward ſwerlich betrübe; Doch tat er nyndert dengleichen alſ ain Manen, der ſich zu gewynn und zu verluſt mendleich kan ſtellen.

Digitized by Google

ließ, daß dieſer Lebensunterhalt und Hemden ſogar von der Barmherzigkeit eines Mönchs annnehmen mußte. Ivan's bewegliche Scharen bedrohten und verheerten abwechſelnd Öſterreich und Steiermark. Der Herzog beſchwerte ſich hierüber bei König Ladislaus, der ihm erwiederte, er ſei jetzt zu ſehr mit andern Rebellen beſchäftigt, als daß er die Güſſinger zu Gehorſam zu bringen vermöchte, habe aber nichts dagegen, wenn ſich ihre Feinde nach Belieben und Vermögen an ihnen rächen wollten. Eine ſolche Antwort fand Herzog Albrecht erwünſcht; ungewöhnliche Anſtrengungen wurden von den Vaſallen erzwungen; verſtärkt durch den Zuzug der Biſchöſe von Bamberg, Paſſau, Freiſing und Seckau führte Albert ein Heer von 15,000 Mann ins Feld (1289). Seine erſte Unternehmung galt Ivan's Vettern, den Grafen Simon und Michael, die in Mattersdorf, Nagy-Marton, belagert wurden. Ivan eilte zum Entſatze herbei, allein ſeine leichte Reiterei vermochte nichts gegen die Linien, von welchen das öſterreichiſche Heer umſchloſſen war; den vergeblichen Verſuch, ſie zu durchbrechen, büßte er mit Verluſt ſeines halben Heeres; die Vettern, froh, daß ihnen das Leben bewilligt wurde, öffneten den Siegern die Feſte. Hierauf galt es dem benachbarten, heute der Stadt Ödenburg zuſtändigen Agendorf; weder vermochte der hölzerne mit Fellen belegte Wall dem Feuer, noch der mächtige Thurm dem furor teutonicus zu widerſtehen; Weiber und Kinder wurden ausgewieſen, die Männer, ohne Unterſchied, verfielen als Straßenräuber dem Galgen oder Henkersbeil. St. Margarethen (Szent-Margita), ebenfalls ein ſehr gefürchtetes Raubneſt, kam demnächſt an die Reihe, und wurde vom Herzog Albrecht dem Heinrich von Kreußbach, als ſeinem Burggrafen, anvertraut, während Berthold von Emerberg die Hut von Kabersdorf, Mattersdorf und Agendorf, Ulrich von Stubenberg jene von Rechnitz, und Heinrich von Stubenberg jene der Schlöſſer von Schleining übernahm. Als auch Ungariſch-Altenburg mit Sturm genommen war, zogen die Landwehren von Öſterreich und Steiermark nach Hauſe, doch wurde der Abgang bald durch die nicht weiter zu der ſalzburgiſchen Fehde zu verwendenden Streiter erſetzt; Herzog Albert, angeſpornt durch die von ſeinem kaiſerlichen Vater empfangene Zuſage einer ſchleunigen Reichshilfe, legte ſich vor der Güſſinger Hauptfeſtung, vor die ſchon damals bedeutende Stadt Güns (Ende Sept. 1289). Öſterreicher, Steirer, Kärnthner, Tyroler, Schwaben fühlten ſich, unter den Augen des Fürſten, durch den gegenſeitigen Haß zu den kühnſten Anſtrengungen begeiſtert, aber auch Ivan bot die letzten Mittel auf, das Kleinod ſeines Hauſes zu retten. Im Voraus hatte er, um die Belagerung möglichſt zu erſchweren, die Umgebungen der Stadt verheert, auch die Bürger gezwungen, ihm als Bürgſchaft ihrer Treue ihr koſtbarſtes Eigenthum, ihre Kinder, auszuliefern; die Fortſchritte der Belagerer ſuchte er auf alle mögliche Weiſe durch Abſchneiden der Zufuhr, durch partielle Angriffe und Überfälle aufzuhalten. In einem auf ſolche Weiſe herbeigeführten Gefechte erlegte er gegen 500 Feinde, der übrige Haufen mußte ſich gefangen geben; es waren mehrentheils Krainer, denen Ivan Hände und Füße abhauen ließ, worauf er ſie als einen Gegenſtand des Schreckens den Belagerern zuſchickte. Doch war für Herzog Albert jede Schwierigkeit immer nur eine Auffoderung zu erhöhter Thatkraft; unbekümmert um alle Zwiſchenfälle vollendete er die Krone von Werken, welche die Stadt umſchließen ſollte, dann wurden am 11. Tage die Mauern mit Sturmleitern erſtiegen; die Vertheidiger flüchteten ſammt dem wehrloſen Volke in das Schloß. Die Öſterreicher, in ihren Hoffnungen auf Rache, Mord und Raub betrogen, warfen Feuer in die verlaſſenen Häuſer. Härtere Arbeit fanden ſie an dem Schloſſe. Sie zimmerten einen mächtigen Widder, der mit Eiſen reichlich beſchlagen wurde, und die Mauern erſchüttern ſollte; einer der Vertheidiger erfand, um die Stöße aufzufangen, eine Art Korb von doppeltem Flechtwerk, der an Stricken herabgelaſſen wurde; dieſer erwies ſich ſehr praktiſch, ehe die Öſterreicher zum Fuß der Mauern vorgedrungen waren; denn nun konnten die Belagerer mit an Lanzen gehefteten Sicheln die Stricke, woran der Korb geheftet war, abſchneiden. Ivan, der jetzt an der Wirkſamkeit ſeiner Waffen verzweifelte, ſuchte ſein Heil in Liſt und Beſtechung. Mehre von Albert's Räthen ließen ſich durch ſein Gold blenden, und ſuchten ihren Fürſten zu überreden, er möge nicht durch hartnäckiges Beſtehen in ſeinen Unternehmungen ganz Ungarn, wo der Haß alles Teutſchen noch immer ſo lebendig wäre, zu den Waffen rufen. Ja, der betraute Freund der Herzogs, Graf Hugo von Tauſers, ließ ſich unter dem Vorwand einer Krankheit nach Wien bringen, nicht zufrieden, ſolche Rathſchläge ertheilt zu haben. Beharrlich in ſeiner Anſicht, unermüdlich in ſeinen Anſtrengungen, ſchickte Albert, nachdem ein Stück Mauer gefällt, einen Trompeter vor die Breſche, um Allen, die ſofort den Ort verlaſſen würden, Leben und Sicherheit, den Hartnäckigen qualvollen Tod zu verheißen. Da ſank den Entſchloſſenſten der Muth, und Alle ohne Unterſchied beeilten ſich, den letztern Gnadenſchimmer zu benutzen; 800 Männer und 150 Frauen ſind am 1. Nov. 1289 abgezogen, die letztern waren beſonders dem Belagerungsheere ein Gegenſtand der Neugierde und Bewunderung, denn ſie hatten mit ſiedendem Waſſer, mit Feuerbränden, mit dem Ausſchütten von Bienenſtöcken den eigenen Herd zu vertheidigen gewußt. Berthold II. von Emmerberg wurde in Güns als Burggraf aufgeſtellt, ſorgte auch ſofort für die Wiederherſtellung der Feſtungswerke [3]). Der Biſchof von Weſzprim, Peter, unternahm es, ſeine Brüder zu rächen und das ihnen Entriſſene wieder zu gewinnen, wurde aber auf ſeiner Heerfahrt ermordet. So lange

3) Außer Güns nennt das Chron. Australe noch viele andere den Güſſingern entriſſene Orte, als Mattersdorf, Karlburg, Rohrbach, Baumgarten, Walbersdorf, Ungariſch-Probersdorf, Kremsdorf, St. Margarethen, Ödenburg, Neckenmark, Kabersdorf, Landſee, Trauersdorf, Steinberg, Pilgreimsdorf, Willemsdorf, Rechnitz, Pinkafeld, Neterſtaigen, Alberndorf, Steegreiſenbach, Oneiuze, Das Drin Warten, Se. Nicolaus, Schleining, Pötelsdorf, Rumpelsdorf, Neubaden, Weikersdorf, Brandorf, Wartenkirchen, Lukenhauſen, Zuganochſen, Altenburg, Eiſenburg. Wir ſchreiben dieſes groſentheils berichtigte Verzeichniß ab, damit man nach demſelben die Ausdehnung von den Beſitzungen der Güſſinger im ödenburger und eiſenburger Comitae, ſowie in dem benachbarten Öſterreich, beurtheile.

der König Ladislaus regierte, durfte die Familie kaum hoffen, zu dem verlornen Eigenthum wieder zu gelangen; als Ladislaus von den Cumanen in ſeinem Zelt ermordet wurde (den 10. Juli 1290), vereinigten ſich alle wahre Magyaren, um ihm den immer noch in Öſterreich feſtgehaltenen Prinzen Andreas zum Nachfolger zu geben. Andreas entkam in eine Mönchskutte verhüllt, wurde zu Stuhl-Weißenburg am 3. Aug. 1290 gekrönt, und hielt es für ſeine erſte Pflicht, die Güſſinger, denen er großentheils die Krone verdankte, gegen den Herzog von Öſterreich in Schutz zu nehmen; er hatte auch vor ſeiner Krönung der Familie verſprechen müſſen, daß er dieſes thun und ihr zu allen ihren Schlöſſern und Gütern wieder verhelfen wollte. Die zu jenem Zwecke eingeleiteten Unterhandlungen gingen jedoch in eine Fehde über, in deren Verlaufe die Umgebungen von Neuſtadt und Wien von den Ungarn verwüſtet, ja die Vorſtädte Wiens verbrannt wurden, bis Herzog Albert, durch Ableben ſeines Vaters ſeiner Hoffnungen auf eine Reichshilfe verluſtig, auch durch die Verſchwörungen ſeiner Barone beunruhigt, ſich zu einer Unterredung mit König Andreas bequemte und die vom Erzbiſchof von Gran aufgeſtellten Friedensbedingniſſe genehmigte. Vermöge derſelben wurden alle von den Öſterreichern beſetzten ungariſchen Schlöſſer in ihrem damaligen Stande zurückgegeben, mit Ausnahme einiger, den Grafen von Güſſing zuſtändigen Feſten, wie Karlburg, Wieſelburg, Altenburg, deren Thürme und Außenwerke gebrochen wurden, damit ſie nicht ferner als Räuberhöhlen dienen könnten. So vollſtändig wurden die Brüder von Güſſing mit dem Herzog verſöhnt, daß der eine, Graf Heinrich von Pernſtein, ſofort auch zu dem Beſitz der in Öſterreich belegenen Güter, wie namentlich Katzelsdorf, zugelaſſen wurde, auch daneben von dem Herzoge die Pfandſchaft Schwarzenbach empfing; die beiden andern Brüder aber, Nicolaus und Ivan, verziehen ihrem angeſtammten Könige nicht, daß er die Zerſtörung ihrer Raubſchlöſſer bewilligt hatte, und ſie traten daher in Verbindung mit dem päpſtlichen Legaten, der Karl Martell's Anſprüche auf die ungariſche Krone durchzuführen gekommen war. In die Hände des Legaten ſchwor Ivan den Eid, keinen König von Ungarn anzuerkennen, der nicht vom Papſte beſtätigt wäre; es gelang auch dem Grafen, ſich der Perſon des Königs zu bemächtigen[4]), 1292, und nur die angeſtrengten Bemühungen des Erzbiſchofs Lodomerius und des Propſtes Theodor konnten den König aus ſeiner engen Verwahrung befreien. Der Propſt gab ſeinen Bruder und drei Nepoten als Geiſel hin, um ſeinen König zu erlöſen. Sobald Andreas ſich frei fühlte, ließ er durch den Erzbiſchof Lodomerius über Ivan und Nicolaus von Güſſing den Bann ausſprechen; ſie wurden zugleich als Feinde des Reichs und der Krone geächtet, der König zog mit einem ſtarken Heere gegen ſie aus, bemächtigte ſich auch ihrer Beſitzungen. Die Ächter entflohen, zuſammt einem ihrer Spießgeſellen, dem Ugrin Poth von Ujlack, nach Italien, ſetzten auch, von dem neapolitaniſchen Hofe unterſtützt, alles in Bewegung, damit Papſt Bonifacius VIII. endlich in Karl Martell's Intereſſe einen entſcheidenden Schritt thue. Andreas entſandte den neu erwählten Erzbiſchof von Gran, Gregor, nach Rom, um dieſen Umtrieben entgegen zu arbeiten, auch ſeine Ausſöhnung zu bewirken; Gregor erwog aber, daß ihm für die neue Würde noch die päpſtliche Beſtätigung abgehe, und nahm, uneingedenk ſeines eigentlichen Auftrags, von dem päpſtlichen Hofe am 28. Jan. 1299 die Vollmacht als Legat für Ungarn an. Am 4. März 1299 wurde ihm hierauf von dem Papſt befohlen, den Grafen Ivan von Güſſing und die übrigen Exulanten von dem durch den vorigen Erzbiſchof von Gran verhängten Interdict freizuſprechen, wofern ihr Vergehen, wie ſie behaupteten, nur darin beſtehe, daß ſie dem Andreas, der ſich einen König von Ungarn nennt, Folgſamkeit und Achtung verweigert hätten, weil ihres Wiſſens der heil. Stuhl ſein Thronrecht weder anerkannt, noch gebilligt habe. Bald nach dieſer Verhandlung fuhr der Legat ſammt den Güſſingern nach Dalmatien, ein von dem Grafen von Bredir (dem Zriny) aufgebrachtes Heer ſetzte ſie in den Stand, dem König in Ungarn ſelbſt die Spitze zu bieten. Gregor, durch die Rathſchläge des Grafen von Güſſing geleitet, nahm in Weſzprim ſeinen Sitz, und foderte dahin alle Prälaten des Reichs, um über Andreas Gericht zu halten, mußte aber Anfangs Juli 1299 die Antwort vernehmen, daß die ungariſche Geiſtlichkeit, obgleich der Kirche treu ergeben, in keinem Falle in Weſzprim ſich einfinden könne, weil der Legat dort von Reichsverräthern umgeben ſei; von den Güſſingern, die nicht erſt jetzt, ſondern ſchon ſeit Bela IV., alſo unter der Regierung von vier Königen, als Störer der öffentlichen Ruhe und als Räuber berüchtigt, endlich gebrandmarkt und durch Urtheil und Recht des Reichs verwieſen worden ſeien. Daß der Legat ſie, ohne Zuziehung des ungariſchen Klerus, von dem aus den triſtigſten Gründen über ſie verhängten Interdict losgeſprochen habe, ſei allein ſchon ein Gegenſtand bitterer Beſchwerde. Statt einer Antwort bedrohte der Legat den Reichstag, von dem er ſolche Worte vernommen, den König und die Prälaten als Rebellen gegen den heil. Stuhl, mit dem Bann und mit weltlichen Strafen, und die Güſſinger bereiteten ſich, mit Heeresmacht den Reichstag anzufallen. Die Stände gingen aus einander, um ſich zu einer lebhaften Offenſive zu bereiten, und der Legat mußte, Angeſichts des königlichen Heeres, zuerſt nach Kreuz in Kroatien, dann nach dem Küſtenlande flüchten, es entriß auch der König, von ſeinem Schwiegervater, dem Herzoge von Öſterreich, unterſtützt, dem Grafen Ivan drei von ſeinen beſten Schlöſſern, 1299. Noch entſcheidender ſollte der nächſte Feldzug ausfallen, allein es wurde Andreas in ſeinen Operationen durch das unerwartete Ableben ſeiner Mutter Thomaſina, die an Gifte ſtarb, aufgehalten, dann traf ihn, unter denſelben Umſtänden, das gleiche Schickſal, den 14. Juni 1301. Der Sohn Karl Martell's, der aus Neapel herübergekommene Karl Robert, ſchien berufen, ohne Widerſpruch über Ungarn zu herrſchen. Die Güſſinger hatten ſich jedoch abermals zu einer Oppoſitionspartei geſtaltet. Noch bei Lebzeiten des Königs Andreas foderten Ivan und Heinrich, zu einigem Erſatze für die ihnen in Ungarn

4) Rex Ungarorum a comite Yvano dolose capitur.

Digitized by Google

entriſſenen Güter, den gerſenger Comitat, als Donation; da aber hierüber bereits von König Ladislaus III. zu Gunſten des Bisthums Agram verfügt worden war, ſtand es nicht in des Legaten Macht, das Geſuch zu gewähren, er mußte es vielmehr auch bei Karl Robert zu hintertreiben ſuchen. Darüber ergrimmt, zeigten ſich die Güſſinger nicht abgeneigt, der eigentlich patriotiſchen Partei, welche die Krone für Wenzel von Böhmen foderte, beizutreten. Die erſte Veränderung in Ivan's Geſinnungen gab ſich in dem Beiſtande zu erkennen, den er dem Marſchalk von Öſterreich, Hermann von Landenberg, bei der Eroberung von S. Martinsberg und der Löſung der Aufgabe, die verwitwete Königin, Albert's Tochter, aus Ofen zu entführen und in Sicherheit nach Wien zu geleiten, leiſtete. Die böhmiſche Partei, an ihrer Spitze den Erzbiſchof von Colocſa, Johann von Ilmurs, und den Palatin Matthäus von Trentſchin, ſöhnte ſich, um die weiteren Fortſchritte Karl Robert's zu hemmen, vollends mit Heinrich und Ivan von Güſſing aus; die beiden Brüder gingen öffentlich und feierlich zu Wenzel's Partei über, und Ivan reiſte ſelbſt nach Böhmen, um den König zur Annahme der ihm zugedachten Krone zu beſtimmen. Das glückte in ſoweit, daß der König zwar nicht für ſich, aber doch für ſeinen Prinzen Wenzel das ihm dargebotene Geſchenk annahm; während eine glänzende Geſandtſchaft, von Graf Heinrich von Pernſtein begleitet, am 5. Juli 1301 nach der Grenze aufbrach, um in Göding den zwölfjährigen Prinzen zu empfangen, eilte Graf Ivan, von dem Vater mit reichen Geſchenken entlaſſen, nach der Donau, um die neapolitaniſche Partei durch Waffengewalt zu erdrücken. So unwiderſtehlich ſtürmte er vorwärts, nachdem er einmal Stadt und Schloß Gran durch ſeine Waffen erobert hatte, daß Karl Robert nach Wien zu Herzog Rudolf III., der Legat aber nach Italien entfliehen mußte. Das Schloß von Gran überließ Ivan um Gold, den angeblichen Erſatz ſeiner Kriegskoſten, an König Wenzel, der daſelbſt böhmiſche Beſatzung einlegte, aber in dem übrigen Reiche maßte ſich im Namen des unmündigen Königs Ivan aller Gewalt an, und regierte um ſo unumſchränkter, da kurz hinter einander die beiden einflußreichſten Männer im Rathe, der Erzbiſchof von Colocſa und der Biſchof von Zipſen, geſtorben waren. Ivan's übermäßige Gewalt ſcheint indeſſen ihm ſogar in dem eignen Hauſe Neider und Gegner erweckt zu haben; es äußerten ſich in der böhmiſchen Partei ſo bedeutende Spaltungen, daß Karl Robert aus ſeinem Verſtecke hervorkam und in ganz Kroatien und dem ſüdweſtlichen Ungarn wiederum als König anerkannt wurde, ja ſelbſt die Belagerung von Ofen vornehmen konnte. Doch hatte in dem getheilten Reiche eigentlich keiner der beiden Könige zu gebieten; gleichwie in dem 16. und 17. Jahrhundert, erhoben ſich auf allen Punkten die mächtigen Barone als unabhängige Fürſten; ſie riſſen die Kroneinkünfte an ſich, befehdeten oder verbündeten ſich nach Maßgabe ihrer wandelbaren Intereſſen und Launen, und gehorchten nur in ſeltenen Fällen, wenn und ſofern ihnen gefällig war. Doch blieben die Güſſinger inmitten dieſer allgemeinen, landverderblichen Thätigkeit, der Partei ihres jugendlichen Königs zugethan, bis der alte Wenzel, der fortwährend von dem Papſte mit dem Banne, vom Kaiſer Albert aber mit einem neuen Kriege bedroht wurde, falls er nicht ſeine Anſprüche auf Ungarn aufgeben ſollte, und der ſeinem Sohne nur ein Scheinregiment vergönnenden Anarchie herzlich überdrüſſig war, zu Pfingſten 1304 mit einem Heere in Ungarn einbrach, um Ofen zu entſetzen und ſodann ſein Kind nach Hauſe zu führen. Von dem Lager von Parkany aus zwang er, unterſtützt durch die Operationen des Grafen Ivan, den graner Erzbiſchof, Michael, zur Flucht; das Schloß zu Gran wurde geſtürmt und geplündert, und ohne ferneres Hinderniß gelangte das vereinigte Heer nach Ofen. Hier mußte der König wol ſeine eigentlichen Abſichten den Güſſingern offenbaren: mit deren Zuſtimmung ließ er verkündigen, daß ſein Sohn im königlichen Ornat und mit der Krone auf dem Haupte durch die Straßen reiten werde, um ſich neuerdings dem Volke als König darzuſtellen; es wurde aber hiermit einzig bezweckt, den Prinzen ohne Aufſehen in das böhmiſche Lager vor Peſth zu ſchaffen. Sobald dies erreicht war, traten die beiden Könige, beladen mit den Reichskleinodien, den Rückmarſch von Mähren an, um ihre Erbſtaaten gegen die Angriffe des Herzogs Rudolf von Öſterreich zu vertheidigen. Trotz des entſchiedenen Übergewichtes, das hiermit die neapolitaniſche Partei erlangte, blieb Graf Ivan den bisherigen Verbindungen ergeben: er vertheidigte ſeine von mehren Seiten angefallenen Beſitzungen mit Muth und Glück, behauptete auch durch eine ihm gänzlich ergebene Beſatzung das Schloß von Gran. Er verzweifelte jedoch an der Möglichkeit, den allzu ungleichen Kampf in die Länge fortſetzen zu können, und erſah ſich daher in der Perſon des Herzogs Otto von Baiern einen neuen Thronbewerber, den er dem neapolitaniſchen Prinzen entgegenſtellen könnte. Otto wurde am 6. Dec. 1305 gekrönt, ließ ſich aber von dem Woiwoden von Siebenbürgen, Ladislaus von Dobrogoſt, verlocken, und mußte in deſſen Gefängniſſen bis zum Jahre 1308 ſchmachten.

Denn Graf Ivan war nicht mehr, hatte auch keinen Sohn hinterlaſſen, der die erledigte Stelle hätte ausfüllen können; noch bei ſeinen Lebzeiten war ihm der Erſtgeborne durch einen Blitzſtrahl getödtet worden, die überlebenden Güſſinger aber und der Graf von Pernſtein differirten in Meinung und Anſichten zu ſehr unter einander und mit ihrem treuen Verbündeten, Matthäus von Trentſchin, als daß für den gefangenen König Wirkſames hätte geſchehen mögen. Nach einer neuen Periode von ungezügelter Anarchie trat das jetzige Haupt der Familie, Graf Heinrich von Pernſtein und Güſſing, endlich zu Karl Robert's Partei, wozu er auch durch die ihm verliehene Würde eines Bans von Slavonien beſtimmt wurde (1308), und wohnte in dieſer Eigenſchaft, doch nur durch einen Stellvertreter, der am 15. Juni 1309 vollzogenen Krönung Karl Robert's bei. Seinen Todestag vermögen wir aber nicht anzugeben, ebenſo wenig die Namen ſeiner Kinder; nur finden wir, daß ſeine und ſeines Bruders Ivan Enkel den Herzogen von Öſterreich dienten, 1336, Karl Robert's Regierung zu beunruhigen. Als ſolche Enkel betrachten wir namentlich die Brüder Euſtach und Laurentius,

Digitized by Google

um 1330; Laurentius, der mit Margaretha, Johann's von Haslau Tochter, verheirathet war, beſaß Mattersdorf, Forchtenſtein und Güns: Euſtach, auf Eiſenburg, Rechnitz, Ödenburg, Schwarzenbach und Ankenſtein, in der Steiermark, geſeſſen, diente mehrentheils den ungariſchen Königen. Wie nahe die beiden verwandt dem Grafen Paul von Mattersdorf, der 1321 und 1341, in dem letzten Jahre als Conſiliarius des Königs Karl Robert, vorkommt, wiſſen wir nicht zu ermitteln; eine Schweſter oder Tochter Euſtach's könnte ſein die Gräfin Agnes von Forchtenſtein und Güſſing, die mit dem 1342 geſtorbenen Grafen Peter I. von St. Georgen und Pöſing verheirathet geweſen. Die Vettern Paul, Nicolaus und Johannes lebten um 1360; Paul, Judex curiae, war mit Eliſabeth von Pottendorf, Albero's Tochter, Nicolaus mit der Tochter eines Grafen von St. Georgen und Pöſing verheirathet; Johannes heißt gemeiniglich der Graf von Höflein, von ſeinem in dem ödenburger Comitat belegenen Sitze, wurde auch der Vater des Grafen Georg von Höflein. Peter, Graf von Antau, welchen Namen er ebenfalls von ſeinem Sitze empfing, trägt auch den Beinamen Ciscus, um 1350; ſein kinderloſer Sohn, Graf Kaspar, vermachte alles, was er an Gütern und Dörfern beſeſſen, ſeinem Vetter Paul. Ivan, Graf von Pernſtein und Mattersdorf, nennt in einem Revers vom Jahre 1390 die Frau des Grafen Johann von St. Georgen und Pöſing, Margaretha „amita nostra;“ er wurde in ſeiner Ehe mit Agnes der Vater eines gleichnamigen Sohnes, und einer Tochter Anna; dieſe heirathete 1370 Otto von Ehrenfels, dem und ſeinem Schwiegerſohne, Graf Ivan „von Pernſtein und Güſſing“ all ſein Recht und Genuß abtrat, „ſo er da hätt an dem Markt, Gericht und Mauth zu Neunkirchen“ wie er ſolche von den Herren von Öſterreich, Albrecht und Leopold, Gebrüdern, um 60 Pf. wiener Pfennige in Verſatz gehabt, eine Verhandlung, welche Herzog Albrecht 1378 beſtätigte. Ivan beſaß auch bis 1352 Kirchberg am Wechſel und Loipersdorf. Paul, Graf von Güſſing, „aus dem Geſchlechte der Grafen von Pernſtein, Hornſtein“ u. ſ. w., hatte zur Ehe die Tochter des um 1400 verſtorbenen Grafen Thomas II. von St. Georgen, Namens Anna; ihr verſchrieb er zum Witthum die in dem ödenburger Comitat belegenen Ortſchaften Schadendorf und Trauersdorf. Ob der ihm gleichzeitige Nicolaus ſein Bruder oder Vetter geweſen, laſſen wir unentſchieden; gewiß iſt nur, daß der von jüdiſchen Gläubigern hart gedrängte Graf Nicolaus durch die Dazwiſchenkunft des Nicolaus von Forchtenau aus ſeiner Noth errettet wurde. Vielleicht iſt dieſer Graf jener Nicolaus, Graf von Forchtenſtein, der 1409 ſich des Grafen Thomas II. von St. Georgen Tochter Katharina beilegte. Paul, Graf von Forchtenſtein, ward in ſeiner Ehe mit Anna von Pottendorf Vater von zwei Töchtern, Margaretha und Walpurgis, die ihr Recht auf Forchtenſtein etwa 1418 an Herzog Albert von Öſterreich überließen. Ein Ivan, Emmerich's Bruder, verbürgte ſich für Albert von Pottendorf um einige Tauſend ungariſche Gulden. Wilhelm verſetzte um 1445 Forchtenſtein, Kabersdorf und Landſee an die Herzoge von Öſterreich; ſeine Gemahlin Anna, die freigebige Wohlthäterin der Auguſtiner zu Wien, liegt in deren Kirche begraben. Der letzte Mann des geſammten Stammes ſoll Johann IV., Graf von Lukenhauſen und Kaniſa, geweſen ſein; von ihm erkaufte Kaiſer Maximilian I. nochmals den Forchtenſtein; ſeine einzige Tochter wurde an Thomas Nadasdy verheirathet. Übrigens gab es in dem ausgebreiteten Geſchlechte der Linien noch mehre, wie wir denn u. a. demſelben die Gräfin Eva von Cſorna, Gemahlin um 1487 eines Grafen Johann von St. Georgen, zutheilen. Wie unvollſtändig aber unſere Nachrichten überhaupt ſind, mag man daraus ermeſſen, daß wir auch nicht eine Spur von einer Verwandtſchaft mit dem großen Haus Gilethi auffinden können, obgleich, nach dem Wechſel der Beſitzungen zu urtheilen, zwiſchen den Pernſteinern und den Gilethis vielfältige Heirathen vorgekommen ſein müſſen. Das Siegel des Grafen Ivan von Pernſtein, von 1349, zeigt einen mit vier Pfauenfedern bedeckten Helm, doch ſcheint das nur ein Secret geweſen zu ſein, das eigentliche Wappen wird ſich in dem von den Grafen von Mattersdorf gebrauchten ſchwarzen Adler im ſilbernen Felde wiederfinden. Die Burg Pernſtein mit der Grafſchaft, die ſammt ſo vielen andern Grenzorten, an Öſterreich gekommen war, verlieh Kaiſer Friedrich IV., 1450, ſeinem Rathe, Walther von Zebringen, und deſſen Sohne Thomas. (*v. Stramberg.*)

PERNSTEIN. Umſchloſſen von einer dunkelbewaldeten Gebirgskette ſieht von einem ſteilen, aus Glimmerſchieſermaſſen aufgethürmten Berge die alterthümliche Burg Pernſtein in die ſchattigen Wieſenthäler herab, durch welche die Fluthen der Schwarzawa ſich ergießen, zugleich den freundlichen Markt Nedwieditz umſchlängelnd. Erkern gleich ſind die Fenſter der obern Stockwerke der Burg auf ungeheuren Kragſteinen herausgerückt; in einiger Entfernung ſieht das aus, als rage der obere Theil der Burg weit und drohend über die Grundlage hervor. Sie ſcheint, von der nämlichen Entfernung aus geſehen, einem umgekehrten Zuckerhut vergleichbar. Zwei ſtarke Ringmauern, zwiſchen denen ein tiefer Graben ſich hinabſenkt, umgeben das Schloß, zu dem man durch fünf, einſt von Zugbrücken begleitete, Thore gelangt. Durch den weiten Hofraum über eine Treppe von 68 Stufen und durch ein gothiſches, mit verſchiedenen Wappen geziertes Portal gelangt man in das Innere. Eigenthümlich und phantaſtiſch iſt der Anblick auf dieſem Punkte; planlos in ſeiner Anlage kündigt der Bau deutlich und grell die drei verſchiedenen Epochen der Bauherren an. Der nördliche, runde Theil ſcheint noch dem 11. Jahrh. anzugehören. Dieſem Äußeren entſpricht ganz das Innere der Burg. Ausgenommen den großen, hellen Ritterſaal, der 30 Fuß in die Länge mißt, und die neuerer Zeit aufgeführte Haupttreppe, beſteht ſie faſt durchgehends aus winkligen Gemächern, niedern dunkeln Gängen und engen Treppen, die ſich ordnungslos durchkreuzen. Von mehr als 100 Fenſtern werden die Gemächer erleuchtet, aber es finden ſich unter dieſen Fenſtern vielleicht nicht zwei, die einander in Form und Größe gleichen. Da eine Felſenklippe vom Gemäuer der Burg umbaut iſt, ſo erklärt es ſich leicht, wie im Innern Treppen aufwärts führen können zu den in Felſen gehauenen Kel-

lern und Verließen, von denen dieſe, vor nicht gar langen Jahren, noch mit Menſchenknochen angefüllt waren. Das ganze Schloß iſt reichlich mit weißem Marmor überkleidet. Zu dem düſtern, abgeſondert ſtehenden Wartthurme gelangt man nur durch eine hölzerne, hoch in der Luft ſchwimmende Brücke, die aus dem oberen Gaden des Schloſſes dahin führt. Rund um dieſe, noch immer in bewohnbarem Stande erhaltene, Burg lagern ſich die im neueren Styl aufgeführten Wohnungen der Wirthſchaftsbeamten und der Schloßdienerſchaft; ſie ſtehen in auffallendem Gegenſatze zu dem Hauptgebäude; noch greller ſtechen die auf dem felſichten Südabhange des Berges, trotz ſo mancher Hinderniſſe, durch ſeltenen Aufwand von Kraft und Beharrlichkeit von den letzten Gutsherren im Geſchmacke unſerer Zeit hingezauberten freundlichen Gartenanlagen ab. Hier wechſeln ſogenannte engliſche Baumgruppen mit den Sandpartien der alten Ziergärten ab; Baſſins und Eremitagen, Parapluies und grotekke Felſengeſtalten vereinigen ſich zu einem lieblichen Ganzen, das durch zwei ſteinerne Denkmale, von Schweigel, die den Manen des ehemaligen Herrſchaftsbeſitzers, Freiherrn von Schröfel, gewidmet ſind, ſeine Vollendung erhält.

Wie dieſe Burg ſich vor allen andern Mährens durch ihre koloſſalen Formen, durch Alter und hiſtoriſches Intereſſe auszeichnet, ſo entbehrt auch ihr Gebiet keineswegs der Merkwürdigkeiten. Der Blick aus ihren Fenſtern hinab in die dunkeln, zu beiden Seiten ſich verlängernden Bergwälder, deren melancholiſche Eintönigkeit lediglich durch kahle Felſenwände unterbrochen wird, trifft zwar keineswegs auf freundliche Anſichten, aber der feierliche dort waltende Ernſt beſchäftigt und erhebt ein denkendes Gemüth; vertieft ſich der Wanderer in die entferntern Thäler des Burggebiets, ſo ſieht er ſich mit jedem Schritte neue Naturſchönheiten entfalten. Die vielen Burgfeſten, Stammhäuſer untergegangener ritterlicher Geſchlechter, die mit Waldung bekleideten Spuren verödeter Dörfer, die verlaſſenen Stollen und Schachten zeigen, wie einſtmals in denſelben Thälern frohe Regſamkeit herrſchte, wo jetzt der Landmann dem unergiebigen ſteinigen Boden mit ſaurer Mühe ſpärliche Halmfrucht abgewinnt. Den reichen Bergwerken ihres Gebietes verdankten die Herren von Pernſtein zum Theil ihren fürſtlichen Reichthum, und noch zu Ende des 16. Jahrh. waren die hieſigen Gruben berühmt durch die häufig in ihnen brechenden Gold- und Silbererze. Späterhin gerieth dieſer Bergbau in Verfall, und was auch die Nachkommen verſuchten, um ihn wieder zu heben, blieb erfolglos; das war z. B. der Fall mit einem alten Kupferbergwerk, das, von einigen Theilnehmern unterſtützt, der Ober-Bergamts-Adminiſtrator Lauer 1716 auf's Neue belegte, doch ſchon nach drei Jahren, unangeſehen der bedeutenden Ausbeute, ins Freie verfallen laſſen mußte. Nur die Eiſengruben werden noch heute ſchwunghaft betrieben. Die ſtiepanauer Hüttenwerke wurden durch einen Pächter, den Engländer Baildon, eine Zeit lang in namhaften Schwung gebracht, beſonders durch die bei der Hütte angebrachten Cylindergebläſe, und ähnliche, der fernen Heimath entlehnte Verbeſſerungen. Überhaupt hat die Natur das pernſteiner Gebirge, wenn auch die fruchtbaren Thäler ihm abgehen, mit mannichfachen, nur noch nicht hinreichend gewürdigten Reichthümern ausgeſtattet. Eine reiche Fauna erwartet hier den Zoologen, ſeltene und heilſame Kräuter und Pflanzen findet zwiſchen Felſenritzen der Botaniker, die verſchiedenſten Geſteinarten laden den Mineralogen zu emſigen Forſchungen ein. Dieſem iſt eine Merkwürdigkeit von beſonderer Auszeichnung der Lepidolith, bisher ausſchließliches Eigenthum nicht nur der Provinz Mähren, ſondern auch der Herrſchaft Pernſtein. Er kommt auf dem bei Rozna gelegenen Berge Hradisko vor, geht durch alle Abſtufungen des Blaßrothen bis zum Dunkelvioletten und Olivengrünen fort, nimmt eine ſchöne Politur an, und wird zu Vaſen, Leuchtern ꝛc. verarbeitet. Die heutige Herrſchaft Pernſtein erſtreckte ſich über die Märkte Nedwieditz und Daubrawnik, die Dörfer Biſchowetz, Boor, Bukowa, Chliwsky, Ober- und Unterczepy, Czenwir, Czernowitz, Geſtrzeby, Hodonin, Hrdawes, Husle, Jablaniow, Klokocz, Kobilnitz, Korazna, Kowarzow, Kozlow, Krzeptow, Leſenowitz, Liskowetz, Litawa, Maniow, Milaſin, Piſchowetz, Piwonitz, Porowetz, Rakowa, Rotkow, Rozna, Schwaretz, mit der merkwürdigen Kapelle Seyrek, Skorolitz, Sladkow, Smrczek, Stiepanow, Srzitesch, Ugczow, Vierhöfen, Wieſchny, Wietierzitz, Woleſchniczka, das neuere Dominicaldorf Joſephsdorf mit dem Lehensantheil am Dorfe Maloſtowitz, war aber vermöge ihrer gebirgigen Lage nur zu $43^{76}/_{100}$ Lahne, mit 6670 Fl. 17 Kr. obrigkeitlicher Schätzung angeſchlagen. Sie zählte 1793 in 935 Häuſern 1316 Familien und 6984 Seelen. Gegenwärtig enthält ſie auf zwei □Meilen Flächenraum eine Bevölkerung von 9346 Köpfen. Bis gegen Ende des 16. Jahrh. gehörten auch die theils verödeten, theils veräußerten Ortſchaften Kleczan, Jamne, Jwowetz, Niwsko mit dem wüſten Schloſſe Zuberſtein, ferner die wüſten Schlöſſer Mitrow und Bickowetz, und die Dörfer Rogetin, Widonin, Radin, Blaßkow, Roſiczka, Rozinka, Meziborz, Janowitz, Habrzi, Neudorf-Riſowska mit dem Burgſtalle Riſow, Pawlowitz, Dworzisſtie und Janowiczky zur Herrſchaft.

Den Urſprung des Geſchlechtes Pernſtein leitet die Sage ab von dem Köhler Wienawa, der in heidniſchen Zeiten in der Gegend, wo nun auf hohen, waldigen Felſenzacken oberhalb des Dorfs Pcionin die Trümmer einer Feſte kühn über Abgründe hervorragen, ſein Gewerbe trieb. Einſtmals ſtürmte in toller Wuth gegen die Hütte des Mannes ein ungeheurer Auerochs heran; unerſchrocken trat Wienawa dem Unthier entgegen, faßte daſſelbe mit der einen Hand am Horn und zog ihm mit der andern eine Ruthe durch die Naſe. Meiſter der Beſtie, führte er ſie an des Königs Hof, indem er ſie, wegen ihrer ungewöhnlichen Größe, als ein des Monarchen würdiges Geſchenk betrachtete. Bewunderung erregte hier die Geſtalt des Ungethüms, noch mehr wurde Wienawa's Stärke bewundert, zumal er auf Geheiß und in Gegenwart des Königs und der Lopoten auf einen Hieb mit ſeinem Beile dem Thiere den Kopf abſchlug. Aufgefo-

Digitized by Google

dert, ſich eine Gnade zu erbitten, bat er, man möge ihn auch fortan nicht in ſeinem Gewerbe hindern; dieſe Beſcheidenheit gefiel dem König dermaßen, daß er die um Piwonitz ſich ausdehnenden Berge dem Köhler zu Eigenthum ſchenkte, auch ihm, der fortan ein Rittersmann ſein ſollte, auferlegte, im Schilde einen Büffelkopf mit einem Naſenringe zu führen. Darum ſah man noch in ſpäten Zeiten auf dem Thurm zu Pernſtein, auf den Schlöſſern Leutomiſchl, Landsberg, Pardubitz, Kunietitz, das Bild eines Starken, der einen beringten Auerochſen führet, und daneben die Inſchrift: Wilim wede zubra (Wilhelm führt den Auerochſen). In ſeine Berge zurückgekommen, erbaute Wienawa auf der Stelle der vormaligen Holzhütte ein geräumiges, feſtes Haus, das von ihm, zum Andenken an den beſiegten Auerochſen, Zubr, Zuberſtein, genannt und einſt unter die feſteſten Schlöſſer des Landes gezählt wurde, jetzt aber nur noch in einigen Ruinen bei dem Dorfe Piwonitz übrig iſt. Wienawa's Sohn, Perszten (Ring), gefiel ſich nicht in Zuberſtein, und erbaute ſich, nach dem Tode des Vaters, auf dem felſigen Berge unweit des Baches Nedwiediczka, eine andere Wohnung, die zwar nur von Holz, aber ſorgfältig befeſtigt, um die feindlichen Einfälle der Czechen abweiſen zu können. Nach dem Namen des Erbauers ward die Feſte Perszten, in der Folge Pernſtein, genannt. Derſelbe Perszten ſoll auch die Umgegend zuerſt urbar gemacht und die umliegenden Städtchen und Dörfer angelegt haben. Einer ſeiner Nachkommen, Dobeslaw, befand ſich, ſo erzählt man, unter den Geſandten, welche um 962 die Tochter des Herzogs Boleslaw des Gütigen von Böhmen, Dombrowka, ihrem Bräutigam, dem polniſchen Herzog Miecislaw, zuführten; ihm gefiel die Landesart von Hochpolen; er ließ ſich daſelbſt häuslich nieder, und wurde der Stammvater des großen Hauſes Leszczyński und anderer Geſchlechter Herbu Wienawa oder Perszten (mit dem Büffelkopf), wie z. B. der Bronisz, Dlugoß ꝛc. Zibrzid, vielleicht der Sohn dieſes Dobeslav, ward als Pole von Geburt, als Mährer von Abſtammung, dem Herzog Boleslaw von Polen beſonders wichtig in ſeinen Entwürfen für die Unterjochung von Böhmen und Mähren. Unter den polniſchen Staroſten, welchen der Herzog das ſeiner Meinung nach vollſtändig bezwungene Mähren anvertraute, nahm ſicherlich Zibrzid eine ausgezeichnete Stellung ein. Aber ſchwer laſtete auf dem unglücklichen Lande der Druck dieſer Staroſten, daß dem Volke zuletzt nur die Verzweiflung als Rathgeber blieb. An einem beſtimmten Tage erhoben ſich einmüthig Czechen und Mährer, erſchlugen viele von den unvorbereiteten Polen und verfolgten die andern bis weit in ihre Heimath hinein. Ein einziger Punkt wagte es, dem Geſammtwillen des mähriſchen Volkes zu widerſtehen: es war die Burg Pernſtein, wo, als auf ſeinem Erbgute, Zibrzid gebot. Mit unerſchütterlichem Muthe wies er die wiederholten Stürme der Belagerer ab, ſein Geiſt, ſein Zorn hatte ſich der ganzen Beſatzung mitgetheilt, und ſelbſt ſeine Töchter, zarte Jungfrauen, verrichteten Wunder der Tapferkeit. Durch die heldenmüthige Vertheidigung ſtutzig gemacht und eingedenk der ihnen mit dem Burgherren gemeinſamen Abſtammung, ſtellten die Belagerer die Feindſeligkeiten ein, um mit Zibrzid eine Unterhandlung zu eröffnen. Schon war ein Vertrag abgeſchloſſen, aber zu großer Unzufriedenheit der einen von den Töchtern des Burgherrn. Abrathend, zürnend äußerte ſie ſich gegen den Vater, während ſie zugleich ihre und ihres Häufleins Waffen gegen den Feind richtete. Zibrzid, ergrimmt über dieſen Ungehorſam, beſtrafte und ermordete in ihrem heißen Kampfe die eigene Tochter; ihren Namen hat die Sage nicht aufbewahrt, aber ihre vielfältigen Erſcheinungen haben Jahrhunderte lang die ſteilen Treppen, die winkligen Gänge, die düſtern Gemächer von Pernſtein nach dem Glauben der Zeitgenoſſen belebt. Wenn ſich das Fräulein zeigte, erwartete das Geſinde jedesmal einen ungewöhnlichen Vorfall im Schloſſe; ängſtlich fragte dann jeder, ob ihre Züge warnend ausgeſehen oder Freudiges verkündigt hätten. Im weißen Kleide, die goldenen Locken aufgelöſet, begegnete ſie Laien und Prieſtern; ſittige Anreden erwiederte ſie mit freundlichem, ſtummem Lächeln, freche Äußerungen beſtrafte ſie nicht ſelten mit ſchnellem Tode [1]).

Wir müſſen bekennen, daß die Herleitung des Ge-

---

1) So ſaßen einmal am ſpäten Abend des Jahres etwa 1601, die Knechte in der Burgherberge beim Trunke, und erzählten ſich um die Wette ſchauderhafte Mährchen von dem Burggeiſte. Der frevelhafteſte von den Knechten vermaß ſich mit einem Eide, er wolle bei der erſten Begegnung dem Fräulein einen Kuß rauben. Nach wenigen Tagen ſah er die Geſtalt auf ſich zuſchreiten. Eingedenk des Eides ſtürzte er wahnſinnig auf ſie zu. Der Kuß wurde dem Anſchein nach ihm nicht verwehrt, aber er ſank in demſelben Augenblicke todt zur Erde. Ein anderer Spuk begegnete dem Jeſuiten P. Johannes Drachowski aus dem wittingauer Collegium, welcher im Laufe ſeiner fruchtbaren Miſſionsreiſe durch Böhmen, 1626, auch das Schloß Pernſtein zu beſuchen hatte. Kaum angelangt, beſah er ſich alle Merkwürdigkeiten des Schloſſes, beſtieg die ſtolzen Thürme, durchlief das Labyrinth der Gemächer. Als er im höchſten Gaden der Burg angelangt war, trat ihm aus der nächſten Stube eine ſtattlich aufgeputzte Jungfrau, die einen Schlüſſelbund in der Hand hatte, entgegen. Der Pater nahm ſie für eine Zofe, redete ſie an; ſie blieb ſtehen, der Pater gab ſich ihr zu erkennen: ein Gaſt, ſei er gekommen, um die Unterthanen in dem katholiſchen Glauben zu unterrichten. Auch ihr trage er ſeine geiſtlichen Dienſte an. Die Jungfrau lächelte freundlich und beſcheiden, machte einen tiefen Knix und ging ihres Wegs. Einige Tage darauf, als der Pater an der abzuhaltenden Predigt ſtudirte, ſuchte er die einſamſten Gänge der Burg auf. Wiederum traf er auf die Jungfrau, die in einem Erker ſaß, das lang herabhängende Haar kämmte, doch als ſie den Pater ſah, ſogleich die Haare auf den Rücken warf und das Geſicht enthüllte. Dem Pater, „qui naturae severioris semper est habitus,“ misfiel die Beſchäftigung der eitlen Schönen. Er ſagt: am Sonntage iſt übertriebene Sorgfalt für den Putz zumalen unſchicklich. Viel nothwendiger wird es, durch frommes Gebet das Gemüth zu Anhörung des göttlichen Wortes vorzubereiten. Da verbarg die Jungfrau ſchnell den eben noch ſo geſchäftigen Kamm, legte den Finger auf den Mund, beugte das Haupt zum Boden und ging von dannen. Darauf ging der Pater hinunter zur Kirche, die ganz von weißem Marmor erbaut, und ſang die Meſſe; während der Predigt ſuchten ſeine Augen die wohlbekannte Zofe; da er ſie nirgends bemerkte, eilte er nach dem Schloſſe zurück, um dem Burggrafen zu verweiſen, daß die Perſonen des Hausgeſindes, von denen vorzüglich ein gutes Beiſpiel gegeben werden ſollte, den öffentlichen Andachtsübungen ſich entzögen. Verwundert ließ ſich der Burggraf die Jungfrau beſchreiben, auch den Ort bezeichnen, wo ſie der Pater zum erſten Mal geſehen; es ergab ſich, daß der ſeit un-

Digitized by Google

ſchlechtes Pernſtein von Wienawa und Perszten vornehmlich auf dem Zeugniſſe des Paprocki beruhet, der in der Materie ſo bewandert iſt, daß er die über einer Pforte angebrachte Inſchrift: 490 Wratislaw z Persſteina, zum Beweiſe anführt, wie das Schloß 490 erbaut worden ſei. Deswegen wollen wir nicht verſchweigen, daß eine andere Sage die Pernſteine von einem teutſchen Ritter herleitet, der von König Ottokar herbeigerufen und mit Ländereien beſchenkt, einſtmals auf der Jagd einen mächtigen Bären Niedzwiedz, erlegte, und darauf zum Andenken an den beſtandenen harten Strauß den Markt Nedwieditz (Bärenau) und ganz in deſſen Nähe, an dem Bache Nedwiediezka, die Burg Bärenſtein (Pernſtein) erbaut hätte. Wo jener teutſche Einwanderer hergekommen, ob aus Oberöſterreich, aus dem Thurgau, aus dem meißniſchen Erzgebirge, darüber ſind die Chroniken nicht einig, doch glauben wir die meißniſche Herkunft ſchon aus dem einzigen Grunde, weil die von Bärenſtein bei Altenberg einen aufgerichteten ſchwarzen Bären im Wappen führten, verwerfen zu müſſen, überhaupt ſcheint uns die Herkunft aus der Fremde mit dem großen Beſitzthum und dem langen Beſtand des pernſtein'ſchen Geſchlechtes gleich unvereinbar. Denn es iſt vielleicht das wichtigſte, wenn gleich bisher überſehene Ergebniß der Genealogie, daß eingewanderte Familien niemals das Alter der Autochthonen erreichen. Es bewähret ſich das in der Geſchichte der normänniſchen Eroberer von England, noch auffallender in den Beziehungen der Iren, oder der Urbewohner von Dacien, der Walachen, zu ſpätern Einwanderungen. Bereits im Anfange des 12. Jahrh. erſcheinen in mähriſchen Urkunden die Perſtayn. Ihnen wird auch Philipp der Fromme, Biſchof zu Poſen von 1196—1209, zugezählt, der 1172 das Auguſtiner-Eremitenkloſter in der mähriſchen Stadt Gewitſch ſtiftete. Ludomir und Jesko von Pernſtein ſollen, um 1200 in den väterlichen Nachlaß ſich getheilt, eine handfeſtliche Erbverbrüderung errichtet haben, vermöge welcher, bei dem Erlöſchen der männlichen Nachkommenſchaft des einen von ihnen, der ganze Nachlaß an die Abkömmlinge des andern Bruders fallen ſollte. Es fiel demnach mit Jesko's Ableben deſſen Erbportion, die Stadt Strazek mit der Burg an Ludomir, zurück. Seine Söhne Burian und Wraczek nehmen abermals eine Theilung in der Art vor, daß Burian die Burgen Pernſtein und Namieſt behielt, dem Wrazek aber Strazek zufiel. Dieſes Beſitzthum vertauſchte Wraczek 1231 an den König Wenzel, gegen die Burg Eichhorn, wo er bisher als königlicher Burggraf geboten hatte. Bald darauf trat Wraczek in den Tempelorden, dem er zugleich Eichhorn zuwandte; dagegen erhob ſich Burian, in Kraft jener von zwei andern pernſtein'ſchen Brüdern eingegangenen Erbverbrüderung. Sein Widerſpruch führte ihn zu einer langwierigen und blutigen Fehde mit dem Orden, zu deſſen Gunſten endlich König Przemisl entſchied. So berichtet die eichhorner Handſchrift, die nach Schwoy in dem Nachlaſſe eines berühmten gelehrten Mannes gefunden worden ſein ſoll, uns hingegen ſchon vor 36 Jahren eine unbegreifliche Unwiſſenheit in allen Zuſtänden des Mittelaltees zu verrathen ſchien, und deshalb ſchon damals für eine freche Betrügerei, und alles, was ſie von den Pernſteinen, von den Burggrafen von Eichhorn, von dem Tempelorden erzählt, für eitel Lug und Trug erklärt worden iſt; eine Erklärung, die wir hiermit wiederholen.

Die Brüder Stephan und Albert von Pernſtein, genannt von Medlau, begleiteten 1218 den Fürſten Theobald von Brünn in ſeinen Zug gegen die heidniſchen Preußen; Stephan ſtiftete, als er glücklich in die Heimath zurückgekehrt war, in Erfüllung eines Gelübdes, in dem, bereits 1208 von ſeinem Vater Gotthard von dem Biſchof Robert von Olmütz eingetauſchten Dorfe Daubrawnik, ein Nonnenkloſter, Auguſtinerordens, und in deſſen Kirche ſich und ſeinem Geſchlechte ein Erbbegräbniß. Vir nobilissimus wird Stephan 1233 von Biſchof Robert von Olmütz genannt. In dem Kloſter Daubrawnik waren die Brüder Stephan und Gallus von Pernſtein gegenwärtig, als der Biſchof von Olmütz Theodor 1285 den Nonnen die ihnen von Demetrius von Lukow gemachten Schenkungen beſtätigte. Drei andere Brüder de Pernsteyn. Phylippus camerarius Moravie (er kommt noch 1308 in dieſem Amte vor), Bohuzlaus camerarius Pacsouiensis provincie et Yngramns, erlaſſen, Brune in colloquio generali, proxima secunda feria post dominicam invocnvit 1293, dem Kloſter Saar den Zehnten und das Bergrecht, das es wegen eines Weinberges zu Medlau zu entrichten verpflichtet war. Indeſſen beginnt Balbin's Stammtafel keineswegs mit einem dieſer drei Brüder, ſondern mit einem Borniſſa, der mit einer Pogarell in erſter, mit einer Wrbna in anderer Ehe verheirathet, 1315 geſtorben ſein ſoll. Ihm legt Balbin drei Söhne, Philipp, Dobislaus und Bohuslaus, bei; in der That haben die Gebrüder Philipp und Robiß von Pernſtein, am 9. März 1326, dem Kloſter Saar einen halben Lahn in Heinrichsdorf zur Unterhaltung des Geleuchtes vergeben, ohne Zweifel in Betracht, daß ein dritter Bruder, Johann von Pernſtein, im beſagten Kloſter Saar das Ordenskleid empfangen hatte. Überhaupt traten damals mehre geiſtliche Perſonen in dem Hauſe auf, wie z. B. der pernſteiner Burgherr Ingram (wahrſcheinlich der 1349 urkundlich vorkommende Ingram von Pernſtein), welcher mit Bewilligung ſeiner Söhne, Stephan, Bohuslaw und Gerhard, mehre Dörfer und Zinſen an das Kloſter Daubrawnik verſchenkt hat, wo ſeine Tochter Blanka, ſeine Nichten Clara und Agnes, den Schleier genommen hatten. Johanna und Lucia von Pernſtein werden bei Balbin als Äbtiſſinnen von Daubrawnik genannt; ebendaſelbſt kommt Anna als Äbtiſſin von Oslawan vor, und werden hoffentlich dieſe drei Namen beſſer begründet ſein, als jene von Dobeslaw, Peter und Weneeslaw von Pernſtein, die Balbin als Äbte zu Saar aufführt, oder als ſeine Ludmilla von Pernſtein, Äbtiſſin zu Tiſchnowitz. Überhaupt ſcheinen die erſten ſieben Generationen der Balbinſchen Tafel mehrentheils nur auf Er-

vordenklichen Zeiten im Schloſſe einheimiſche Spuk den Jeſuiten geäfft habe, deſſen Unwille hierauf dem Gelächter weichen mußte.

dichtung, ſeltener auf Hypotheſen zu beruhen. Przemisl von Pernſtein mußte 1335 Eichhorn an den Markgrafen von Mähren, nachmaligen Kaiſer Karl IV., zurückgeben. Im J. 1358 beſaß Piſcholetz, das Bergſchloß in der pernſteiner Herrſchaft, durch Kauf von einem von Pernſtein, Markgraf Johann. Ingram von Pernſtein kommt 1371 vor. Wilhelm von Pernſtein, vielleicht der Enkel jenes Weneeslaus, den Balbin als Freiherrn bezeichnet, nachdem die frühern Pernſteine nur Ritterſtandes geweſen, Wilhelm erheirathete mit der Witwe des Albert von Sternberg-Swietlau, mit Agnes von Pottenſtein, Borſchitz, Feſte und Dorf, Luka, Spinek und Unyrow 1385, Güter, die er jedoch 1408 verkaufte, und ſpäter der Herrſchaft Oſtrau, hradiſcher Kreiſes, einverleibt worden ſind. Wilhelm mag zu dieſer Veräußerung durch das Verlangen, den Tod des Markgrafen Prokop zu rächen, veranlaßt worden ſein. König Siegmund hatte nämlich dieſen Fürſten, von dem Pernſtein als Lohn ausgezeichneter Tapferkeit das Lehen Lucziez empfangen, im Kerker zu Brünn morden laſſen. Um die Blutrache zu üben, erhob ſich zuvörderſt Johann von Sokol, und gleich ſchloſſen ſich dieſem viele von den bedeutendſten Burgherren Mährens an, wie Wilhelm von Pernſtein, Erhard Pußka von Kunſtadt, Hinko von Kunſtadt, der dürre Teufel, Haſſek von Waldſtein, Heinrich von Waldſtein mit der eiſernen Taſche, Heinrich von Krawarz. Die Blutrache artete ſchnell in unbezähmte Raubgier und Mordluſt aus; die ſich einander bekämpfenden Parteien erlaubten ſich jede Art von Greueln. Die Kaufleute aus Brünn, Olmütz und Neuhaus wurden, wenn ſie die Märkte zu beziehen wagten, ihrer Waaren beraubt und ausgeplündert, der Biſchof von Leutomiſchl wurde auf ſeiner Reiſe durch Mähren mishandelt, einem Prieſter wurde bei Budwitz die Zunge ausgeſchnitten, Iglau, Pohrlitz, Eibenſchitz und andere feſte Punkte wurden befehdet und förmlich belagert, die Juden zu Trebitſch geplündert und mishandelt, überhaupt alle Ruchloſigkeiten verübt, welche Willkür im Bewußtſein ihrer Unverletzbarkeit erſinnen mag. Der von den Geſellen des Pernſteiner zuſammengebrachte Raub an Pferden, Gewürz, Schnittwaaren, Kleinodien und baarem Gelde wurde abwechſelnd nach den Burgen Pernſtein, Jaiſpitz und Goldenſtein geſchleppt, und daſelbſt unter die Bundesverwandten vertheilt.

In ſolcher Weiſe laſtete auf dem Lande eine unvertilgbare Geißel, bis die ſchrecklichen Zeiten des Huſſitenkrieges den unruhigen Geiſtern eine andere, noch verderblichere, Richtung gaben. Füe dieſen hat in Mähren wenigſtens die Religion die Rollen nicht vertheilt, die Parteien blieben, wie ſie in den unmittelbar vorher gegangenen Unruhen einander gegenüber geſtanden hatten, nur der Vorwand für Gewaltthat, Raub und Mord war ein anderer geworden. Deshalb finden wir das ganze pernſtein'ſche Geſchlecht auf Seite der Huſſiten, den Oberſtkämmerer bei dem olmützer Landrecht (1417), den Wilhelm von Pernſtein, der vielleicht eine Perſon mit dem oben genannten Wilhelm, den Johann, der als Beſitzer von Medlau 1417, Johann von Medlow genannt wird; den Johann von Pernſtein, der von 1421—1430 als Beſitzer von Biſtrzitz, von dem Schloſſe Zuberſtein und dem Dorfe Piſcholetz vorkommt, den Landeshauptmann Peter von Pernſtein, der nach Balbin zwei Frauen gehabt hat, eine Boskowicz und eine Ludaniez. Aber dieſer Peter, entſchieden in ſeinen Richtungen, war nicht, wie andere Männer ſeiner Partei, von blindem Haſſe gegen die Teutſchen erfüllt, ein reifes Urtheil ließ ihn bei Zeiten den Abgrund erblicken, der ſein Vaterland zu verſchlingen drohte; er vereinigte ſich mit dem Biſchof von Olmütz, Johann dem Eiſernen, um bei Zeiten die Rotte zu vernichten, die vor allen andern die öffentliche Ruhe gefährdete, jene Taboriten nämlich, die, gleich einer Setſcha, von der befeſtigten Marchinſel, bei Straznitz aus, die ganze Landſchaft beherrſchten. Biſchof und Landeshauptmann trafen mit ihren Söldnern unfern der Burg Buchlau zuſammen, und zogen, nach gehaltener Berathung in verſchiedenen Richtungen der untern March zu. Von drei Seiten beſtürmt, wurde die Inſel genommen, die grimmige Rotte verſprengt, und zuletzt in ihren Überbleibſeln bis nach Böhmen verfolgt (1421). Den Ausbrüchen der Zwietracht war hiermit nur kurze Zeit gewehrt, die Urſachen des Grolls blieben dieſelben. Um ſie zu heben, wurde für die Stände der Schweſterlande, Böhmen and Mähren, eine Unterredung in Czaslaw beliebt. Daſelbſt erſchienen, außer den böhmiſchen Deputirten, Abgeordnete des Königs Siegmund, und von Seiten der Mährer ſieben der mächtigſten Landherren, den Landeshauptmann an der Spitze; ein bedeutendes Reſultat wurde aber nicht erreicht. Denn die vier prager Artikel, die noch dazu bald darauf als ketzeriſch von dem Landtage zu Brünn verworfen wurden, ließ ſich wol Peter von Pernſtein gefallen, aber einen fünften Artikel, der die Abſetzung Siegmund's und die Wahl eines neuen Königs verfügte, misbilligte und beſtritt er in der entſchiedenſten Weiſe. Die Nachkommenſchaft dieſes Peter ſtellt Balbin in folgender Weiſe dar:

Peter von Pernſtein. Gem. 1. Ludmilla von Boskowicz. 2. Margaretha v. Ludaniez.

Hinko. — Johann V. Gem. Margaretha v. Lippa.

Jaroslaus I., Gem. 1. Martha v. Sternberg. 2. Ludmilla v. Lomnitz. — Magdalena, Gem. Einer v. Krawarz.

Eliſabeth, Gem. Einer v. Lomnitz. — Johann VII., Landeshauptmann in Mähren 1515. Gem. 1. Bohunka v. Boskowitz. 2. Magdalena Kragirz v. Krageik.

Wilhelm IV., Oberſthofmeiſter, geſt. 1521. Gem. Urſula v. Berka. — Bohunka, Gem. Heinrich's V. von Lippa.

Urſula v. Pernſtein, Gem. Einer v. Schellenberg. — Katharina, an einen von Ludanicz verheirathet.

Digitized by Google

Johann VII. kommt 1516 nicht nur als Landeshauptmann, ſondern zugleich als Oberſtkämmerer bei dem brünner Landrecht vor; er wurde in dem Kloſter Smilheim, hradiſcher Kreiſes, beerdigt 1521. Seinem Sohne, Wilhelm IV., deſſen Todesjahr 1521 wol nur auf einer Verwechslung beruht, wurde von Berchtold von der Lippa 1480 um 2200 Schock Groſchen und 800 ungariſche Gulden die Stadt Eybenſchitz verpfändet, und dazu, von dem Gebiete der Herrſchaft Kromau, der Markt Rauchowan, die Dörfer Leipertitz, Herzmanitz, Kutkowitz, Czuczitz und Rapotitz, ferner die Teiche bei den zum Burgſtall Rapſtein gehörigen Dörfern, und der Zehnte zu Seitz, Kobily und Pawlowitz, Güter, welche zwar derſelbe Wilhelm 1496 an den Gemahl ſeiner Tochter (nicht aber Schweſter) Bohunka, an Heinrich V. von der Lippa auf Kromau abtrat. Bohunka beſaß noch 1539 die Burg Sadek, znaymer Kreiſes, mit Schamnikowitz, Laukowitz und Milotitz. Dieſe Güter waren ihr von dem Vater zum Genuſſe angewieſen, der ſie 1491 ſammt dem Flecken und der Pfarre Starz, den Dörfern Czaslawitz und Slawitz und dem Hofe Przibislawitz gekauft hatte. Nicht minder irrt Balbin, wenn er dieſem Wilhelm IV. das Oberſthofmeiſteramt beilegt; der Oberſthofmeiſter gehört vielmehr einer Linie an, die Balbin von Peter's Bruder, von Wilhelm I., ableitet, und die in ihrer Feindſchaft gegen den alten Glauben und den Landeßherrn noch auffallender hervortritt, als die Nachkommenſchaft Peter's. Wilhelm I. werden vier Kinder beigelegt, Anna, die Äbtiſſin von Oslawan, Johann IV., Hinko und Bawor. Hinko ſoll in der Ehe mit Anna Zagimacz von Kunſtadt Vater von zwei Töchtern geworden ſein, von denen nach Balbin's Verſicherung Eliſabeth den Herzog Victorin von Münſterberg, Barbara den Zdenko Lew von Rozmital heirathete. Aber die Herzogin von Münſterberg iſt wieder nur eine erdichtete Perſon. Bawor, der vertraute Freund und Anhänger Boczek des ältern von Podiebrad, verheerte mit dieſem 1422 die Beſitnngen des Biſchofs von Olmütz, belagerte auch Kremſier, das der Biſchof noch glücklich entſetzte. Um ſich für den hierbei erlittenen Verluſt zu entſchädigen, nahm Bawor Beſitz von den ſämmtlichen Gütern des Kloſters Daubrawnik, dem ſchon vorher der Burggraf auf Pernſtein, Waniek, das Dorf Kleczan entriſſen hatte. Bevor noch die Äbtiſſin Elißka die geſuchte Abhilſe für das ihr angethane Unrecht erhalten konnte, durchbrach ein Huſſitenhaufen das anſtoßende Gebirge, erſtürmte das wohl bewehrte und tapfer vertheidigte Kloſter, und verwandelte daſſelbe durch eingeworfene Pechkränze in einen ungeheuren Scheiterhaufen, der die Leichname der wehrloſen Nonnen, wie der entſchloſſenen, in ihrer Vertheidigung gefallenen Krieger verzehrte. Der katholiſchen Kirche war aber ein Vertheidiger geblieben, der Biſchof von Olmütz, der, unerſchütterlich in den dringendſten Gefahren und beharrlich, mit Recht den Beinamen der Eiſerne trägt. Noch im Lanſe des J. 1424 triumphirte Biſchof Johann XIII. über die meiſten ſeiner Feinde; durch ſein Waffenglück ſand ſich beinahe die ganze Provinz beruhigt, keines Bleibens war hier länger für die Huſſitiſchen Horden, nur Bawor von Pernſtein und Boczek von Podiebrad ſetzten noch in ihren Burgen Pernſtein und Kunſtadt den Widerſtand fort, behaupteten ſich auch gegen die wiederholten Anſtrengungen des Biſchofs, der ſich zuletzt begnügen mußte, ſie durch die in die Feſten Czernahora, Lettowitz, Lukow, Lomnitz- und Tollſtein vertheilten Beſatzungen im Zaum zu halten. Der Biſchof vermochte jedoch nicht, den Pernſteinen und Podiebraden allen Verkehr mit alten Freunden abzuſchneiden; es bildete ſich von 1426 an ein neues und engeres Bündniß Huſſitiſch geſinnter Familien, der Boskowieze, Pernſteine, Krawarze und Cymburge zuvörderſt. Das von ihnen aufgebrachte gewaltige Heer durchſtreifte Ungarn und Öſterreich, und bezeichnete überall durch Brandſtätten und Blut ſeine Bahn; von weiterm Vordringen konnte es nur durch die Meldung abgehalten werden, daß ein unzählbares teutſches Kreuzheer in Böhmen eingefallen ſei.

Im J. 1412 hatte Elska von Sternberg-Swietlau, Gemahlin des Wok von Krawarz, den Jaroſch von Sternberg-Swietlau und den Stephan von Pernſtein in die Gemeinſchaft der Burg Swietlau, hradiſcher Kreiſes, und der jetzt zur Herrſchaft Luhaczowitz gehörigen Dörfer Rzechow, Prowodow, Poplowitz, Zillin und halb Uſtie aufgenommen. Der Johann von Pernſtein, der 1432 die Bergſchlöſſer Piſcholetz und Zuberſtein, und kraft markgräflicher Verleihung die Herrſchaft Biſtrzitz inne hatte, in ſolchem Beſitze aber von Johann von Lomnicz angefochten wurde, iſt ohne Zweifel der Johann IV. Balbin's, demnach der Vater von Wilhelm II., der mit ſeinem, dem Jeſuiten Balbin unbekannten Bruder Adalbert, ſich um die Mitte des 15. Jahrh. mit dem Landeshauptmann Johann von Cymburg verbündete, um dem von manchen Großen mit Selbſthilfe und Wegelagerung getriebenen Unfuge durch gewaltſame Einnahme und Zerſtörung der Raubſchlöſſer ein Ende zu machen. Ein Bruder Wilhelm's und Adalbert's, Johann VI., der in erſter Ehe mit Agnes von Wartenberg, in anderer Ehe mit Katharina von Sowinecz oder Eulenberg verheirathet war, kaufte 1453 von Machna von Lomnicz und Meſericz und ihrem Gemahl, Wock von Sowinecz, den Frau Machnen zuſtehenden Antheil an Schloß und Städtchen Krzizanau und an dem Städtchen Bobrowa um 600 Schock Groſchen, 1463 aber von Agnes von Lomnicz und Meſericz, und ihrem Gemahl, Smil Oſſowsky von Dubrawitz, um 480 Schock Groſchen den ihr znſtehenden Antheil an beſagtem Schloſſe und den beiden Städtchen, wie auch einige Dörfer. Im J. 1454 hatte König Ladislaw ihm die Burg und das Dorf Wiczkow, mit dem benachbarten Drahonin, verliehen, 1452 erkaufte derſelbe Johann um 25 Schock Groſchen zu Pernſtein die Dörfer Strziteſch und Luczka, mit dem Hof in Pawlowitz, dann 1462 den Flecken Ingrowitz mit den Dörfern Jaworek, Ubuſſin, Sulkowitz, Ruczin und Antheilen an Pawlowitz und Piczulin von Johann von Cymburg. Im J. 1470 verpfändete ihm König Georg gegen ein Darlehen von 3000 ungariſchen Gulden den halben Ertrag der tiſchnowitzer Kloſtergüter. Einer ungleich wichtigern Erwerbung, der Herrſchaft Groß-Meſeritſch, in welcher Johann 1469 er-

Digitized by Google

ſcheint, wurde er, der vielleicht nur Pfandinhaber geweſen, von Bohuſch von Lomnitz entſetzt. Zu ſeinen vielfältigen Erwerbungen ſoll Johann die Mittel vornehmlich in dem ſchwunghaft betriebenen Bergbau der Stammherrſchaft gefunden haben. Aber nicht nur um den häuslichen Kreis hat er ſich ausgezeichnetes Verdienſt erworben. Als Georg von Podiebrad zu dem erledigten Throne aufſtieg, ſpalteten ſich neuerdings die böhmiſchen Kronlande in Parteien; die Verwirrung, welche hiervon die Folge, ſchien die Zeiten der kaum vorübergegangenen Huſſitenkriege wieder herbeiführen zu wollen. Die Pernſteine, getreu der einmal verfolgten Partei, erklärten ſich ſammt den Kunſtadten, Krawarzen, Sternbergen und Kragirzen mit Schrift und Schwert für den kühnen Thronbewerber, unterſtützten alle ſeine Unternehmungen eifrigſt, und wagten Gut und Blut, um ſeine Abſichten durchſetzen zu helfen. Vorzüglich hat Johann ſeinen Einfluß für den Triumph einer Sache verwandt, die unter den waltenden Umſtänden nicht nur jene der Ordnung und des Friedens, ſondern ſogar jene der Nationalexiſtenz geworden war. Wiederum, als ſich die Könige Georg und Matthias um das ſchlugen, was genau genommen, keinem von beiden gehörte, wurde Johann als erſehnter Friedensbote thätig, das Königreich verdankte ſeinen Vorſtellungen den 1470 auf dem Königsfelde bei Brünn errichteten Friedensvertrag. Daß aber Johann noch derſelbe Johann von Pernſtein ſein ſollte, der 1480, wie abermals das Fauſtrecht waltete, in Geſellſchaft des Hinko von Wrbna das nördliche Mähren von den Räuberhorden befreite, die Edlen gleich den Knechten beſtrafte, und die unzugänglichen Felſenhorſte der Räuber ſchleifte, müſſen wir billig bezweifeln, da bereits 1475 Johann's Söhne, Wilhelm und Wratislaw, ſelbſtändig handeln, wir auch außer Balbin's Johann VII. noch einen andern, dem Jeſuiten unbekannt gebliebenen, Johann von Pernſtein gefunden haben, welcher mit ſeinen Brüdern Siegmund und Wilhelm 1465 Dörf und Feſte Oberleſonitz von Wenzel von Roſitz um 500 ungariſche Gulden erkaufte. Johann's VI. Söhne, Wilhelm und Wratislaw, erſcheinen gemeinſchaftlich in verſchiedenen Verhandlungen, z. B. 1482, wo ſie von dem Kloſter Saar das halbe Städtchen Krzizanau mit dem Hofe, und Antheile an den Dörfern Jwowy, Pikaretz und Medlow, gegen Hingabe des Fleckens Oberbobrowa eintauſchten, 1483, wo ſie von der malteſer Comthurei zu Brünn das Patronatrecht der Pfarrei Krzizanau ſammt dem Zehnten erwarben, auch 1486. Wratislaw wird 1480 als Beſitzer des Gutes Mitrow genannt; es verlieh ihm auch König Wladislaw 1488 das Gut Medlanko. Mit Ludmilla, der Tochter Heralt's von Kunſtadt, erheirathete er die Herrſchaft Plumenau, olmützer Kreiſes, von welcher er kaum Beſitz genommen hatte, 1490, als ihm König Wladislaw noch dazu die Dörfer Czechlowitz, Moskowitz, Lutotein, Drozdowitz, Groß- und Kleinlatein als Lehen, ferner den Antheil des Kloſters St. Jacob zu Olmütz an Charwat, den dem olmützer St. Katharinenkloſter zuſtändigen Antheil an Olſchan, und den Antheil des Domcapitels an Chrozim verlieh. Wratislaw vergrößerte die Herrſchaft aber noch ferner, indem er 1490 den Ritterſitz und das Dorf Selitek, dann um 200 Schock Groſchen die Dörfer Scheſuwky, Slaup und Wawrzinecz, darauf 1512 die Feſte und das Dorf Czech, die Dörfer Starzechowitz, mit dem Ritterſitze Sluſin und Wiczow mit dem Ritterſitze, Antheile an Chrozim, Leſchau und Stinau, und das wüſte Dorf Skihrow, zuſammen um 4300 Schock Groſchen, erkaufte. Da er keine Kinder hatte, ſo folgte ihm in ſeinem Beſitzthume, namentlich auch in der Herrſchaft Plumenau, ſein Bruder Wilhelm. Übrigens könnte auch dieſem Wratislaw die Burg Pernſtein ihre heutige Geſtalt verdanken, wenn anders der bereits beſprochene Pokal mit der Jahrzahl 490 ihm angehört, und nicht vielmehr einem Vetter, den Balbin als den Sohn Wilhelm's II. darſtellt.

Dieſer andere Wratislaw kommt 1480, 1490 und wiederum 1492 in dem Amte eines Oberſtkämmerers bei dem brünner Landrecht vor, wurde daneben 1495 zum Landeshauptmann erwählt, und machte ſich in dieſem wichtigen Amte vorzüglich verdient durch ſeine Bemühungen um die Aufrechthaltung des neuerdings und von vielen Seiten her angefochtenen Landfriedens. Verfügend über die Kräfte der Provinz und über eine bedeutende Hausmacht, nahm und brach er die Burgen der Friedensſtörer; Herren wie Knechte mußten ſeiner unwandelbaren Gerechtigkeitspflege mit dem Strange büßen. Dieſer heilſamen Thätigkeit wurde Wratislaw durch den Tod entriſſen, 1496. In erſter Ehe mit Ludmilla von Miczan, in anderer Ehe mit Johanna von Lomniez verheirathet, hinterließ er einen einzigen Sohn, Johann IX., der 1527 als Landeshauptmann genannt wird, und in zwei Ehen mit Anna von Sowinecz und Ludmilla von Kragirz, ohne Kinder blieb.

Wir kehren zu Johann's VI. älterem Sohne, zu jenem für die Haus- und Landesgeſchichte ſo beſonders bedeutenden Wilhelm III., zurück. Eine endloſe Reihe von Erwerbungen führen wir zunächſt von ihm in der Note auf [2]). Über die Mittel und Wege, auf welchen er zu

2) Bereits 1471 verlieh ihm König Wladislaw die Güter des Kloſters Oslawan zu Genuß, vermuthlich unter der Verbindlichkeit, die noch vorhandenen Nonnen zu unterhalten; die Verleihung wurde 1490 auf Wilhelm's Söhne ausgedehnt, 1509 beſtätigt, und 1512 vervollſtändigt, indem der König ſogar ſeine landesherrliche Gerechtſame auf dieſes Stift an die Pernſteine überließ. Im J. 1475 kaufte Wilhelm von Albert oder von Zbenko Koſtka von Poſtupicz die Herrſchaft Helfenſtein oder Leipnik, prerauer Kreiſes, zugleich überließ ihm derſelbe Koſtka, ſein Pfandrecht auf das mit Leipnik grenzende Weißkiech und auf die Herrſchaft Prerau; in dem nämlichen J. 1475 erkaufte Wilhelm noch die vorlängſt zu der Herrſchaft Holeſchau gehörigen Dörfer Mißkowitz und Janaſchowitz, ſowie 1476 um 6500 ungariſche Gulden die Stadt Drahotuſch, prerauer Kreiſes, mit den dazu gehörigen Ortſchaften. Im J. 1480 vergrößerte er die Herrſchaft Weißkirch durch Ankauf von Halbendorf; 1482 ertheilte König Wladislaw ihm und ſeinen Söhnen, Johann und Wilhelm von Pernſtein, die Befugniß, das verpfändete Kloſtergut Großniemſchitz einzulöſen; auch überließ das Kloſter Welehrad, als Eigenthümer, beſagtes Dorf den drei Herren auf ihre Lebtage, unter dem Vorbehalte, daſſelbe nach ihrem Abſterben um 1000 Gulden einlöſen zu können. Im J. 1485 kaufte Wilhelm um 2000 ungariſche Gulden einen Ritterſitz zu Ruſlau mit einigen dazu gehörigen Unterthanen, vier Lahnen und dem Hofe zu Schabſchitz, und dem ſeitdem eingegangenen Dorfe Zielitz, wozu er 1486 durch

Digitized by Google

ſo ungemeſſenen, ſelbſt über die Roſenberge ihn erhebenden Erwerbungen gelangte, können wir uns kaum Vermuthungen erlauben; die Kloſtergüter mag er ſehr wohlfeilen Kaufs gehabt haben, der Bergbau, den er mächtig unterſtützte, mag ihm mit reichen Ausbeuten gelohnt haben, doch genügt das alles nicht, um in der geldarmen, jeder Art von Circulation entbehrenden Zeit, in einem durch die Folgen der Huſſitenkriege ſo ſchrecklich zerrütteten Lande jenes Phänomen zu erklären. Wir finden uns daher beinahe genöthigt, anzunehmen, daß Wilhelm den von ſo vielen Chroniken und in ſo fabelhafter Weiſe beſprochenen, doch keineswegs fabelhaften Schatz des Kloſters Opatowitz entdeckte und zu ſeinem Gebrauche verwendete. Opatowitz, von dem einſt das fürſtliche Stift Grüſſau eine Propſtei geweſen, das auch noch Propſteien in Neumark, Wahlſtadt und Hohenelbe gehabt hat, war mit der Herrſchaft Pardubicz, gleich den vielen mähriſchen Klöſtern Oslawan, Tiſchnowitz, Daleſchitz, znaymer Kreiſes, Trebitſch, St. Jacob zu Olmütz, Proſtnitz, gleich den vielen einzelnen Kloſtergütern, an den Freiherrn von Pernſtein gekommen. Ihn ſcheint nicht der Wahn des Volkes von Kloſtergut gekümmert zu haben, ebenſo wenig die uralte Fabel von dem Adler, der die Kohlen von dem Opferaltar raubte und ſein Neſt in Brand ſteckte. Wilhelm hat auch, als hätte er an den eigenen Werken nicht genug zu tragen, keinen Anſtand genommen, ſeine beiden Söhne an die allerdings ſehr reichen Erbtöchter des Johann Koſtka von Poſtupicz zu verheirathen, und hiermit für ſeine Nachkommenſchaft die geſammte Schuld der Koſtka, dieſer Erzpicarditen, in Blut und Kirchenraub übernommen. Denn noch war Stanislaus Koſtka, der ſarmatiſche Heilige, nicht geboren, der für den Frevel der

---

Kauf von Heinrich von Lippa und um einen Preis von 5000 ungariſchen Gulden den übrigen Theil des Marktes Ruslau mit den Lahnen im Dorfe Nikoltſchitz fügte. Im J. 1485 kaufte er um 600 Gulden das ſpäter dem Gute Weſſeliczko unterthänige Dorf Groß- oder Oberaugezd, und 1487 wurde ihm von den Königen Matthias und Wladislaw ſeine Herrſchaft Prerau zu Erdrecht verliehen, zu welcher er 1488 noch die Brücke und Mauth, und 1505 den Hof des Procop von Zamoſti ankaufte. Im J. 1489 erkaufte er von Dobrſch und Beneſch von Boskowitz Gebrüdern das Dorf Kleintavax, auch um 100 Gulden von Victorin Friezek von Weitzinsdorf einen daſelbſt belegenen Hof. Im J. 1491 wurde die Abtei Hradiſch veranlaßt, ihm die von dem von Schaltny eingelöſeten, dann wieder um 2000 Gulden an Albrecht Koſtka von Poſtupicz verpfändeten Güter vollſtändig abzutreten. Im J. 1491 erkaufte Wilhelm auch um 100 Schock Groſchen das jetzt zu Mitrow gehörige Pawlowitz, und von König Wladislaw um 15,500 ungariſche Dukaten das Kloſter Trebitſch, ſammt der Stadt und den noch übrigen Kloſtergütern, Welein und Stubnitz mit einbegriffen. Einige andere Kloſtergüter, wie Radoſtin und Meſericzko, hatte Wilhelm ſchon vorher von dem Convent pfandweiſe erhalten, und indem ihm von dem König zugleich die Befugniß ertheilt wurde, die anderweitig verpfändeten Güter des Kloſters einzulöſen, finden wir ihn häufig beſchäftigt, von dieſer Befugniß Gebrauch zu machen, wie er denn z. B. die Eliſka von Slaupna zwang, ihm das Pfandgut Kochanow abzutreten. In demſelben Jahre, 1491, erkaufte Wilhelm das Gut Weſſeliczko, wo die Oder entſpringt; dann erlangte er von der Abtei Hradiſch, daß ſie ihm ihre Rechte auf die Stadt Weißkirch, ſammt dem Gebiete erbeigenthümlich abtrat. Im J. 1492 erkaufte er, zu Handen der Herrſchaft Pernſtein, das aus vielen Ortſchaften beſtehende Gut Litawa, ſammt dem Dorfe und öden Schloſſe Wiczkow, dem Dorfe Rzikonin, dem verfallenen Bergſchloſſe Riſow und Neudorf-Riſowa. Im J. 1495 erkaufte er um 75 Schock Groſchen das jetzt zu Gurein gehörige Lazanko, 1496 aber um 1000 Schock Groſchen das Bergſchloß Luka, mit dem darunter gelegenen Dorfe, den Marktflecken Ölſen und das Dorf Czebin, und in demſelben Jahre um 2000 ungariſche Gulden das Städtchen Neuſtadtl, mit den Dörfern Mnichow, Wlachowitz, Prochow, Petrowitz und dem damals ſchon wüſten Dorfe Wrziſt, endlich auch um 1130 ungariſche Gulden das nachmals an die Herrſchaft Pirnitz gekommene Dorf Chliſtow. Im J. 1497 erkaufte er das in unſern Tagen dem Gute Reketnitz unterthänige Buk, 1498 das Dorf Eidis ſammt Antheil Krepitz, 1501 das ſpäter zu Seelowitz gezogene Dorf Woykowitz und den Antheil des St. Jacobsklosters zu Olmütz in Klopotowitz; ferner bald nach 1502, in welchem Jahre er Hradisko an die Abtei Hradiſch überließ, die Stadt Kojetein, ſodann 1503 Rozinka, bei Biſtrzitz, Kralitz, die er in der Folge mit Tobitſchau vereinigte, das Biſthumslehen Ladetitz, das ſeitdem und bis 1710 der Herrſchaft Tobitſchau verblieb, und endlich um 24,000 Schock Groſchen die große Herrſchaft Tobitſchau, für welche er 1518 auch das Dorf Czertoreg erwarb. Im J. 1507 übernahm Wilhelm von Beneſch von Boskowicz die Dörfer Sakolnicz, Telnicz und Woykowicz, und 1508 erkaufte er Markt und Schloß Seelowitz, mit dem Patronatrechte, den Markt Lautſchitz mit der Pfarre, das Dorf Hunkowitz mit der Pfarre, das damals ſchon öde Dorf Kowalow um 15,400 Schock Groſchen, und indem er dieſen Gütern ſeine frühern Erwerbungen Ruslau, Eydis und Woykowicz hinzufügte, ſowie das ihm 1514 von König Wladislaw zu Erbe verliehene Städtchen Pohrlitz, bildete er die heutige Herrſchaft Seelowitz. Im J. 1511 erkaufte Wilhelm, in Gemeinſchaft mit ſeinem Sohne Johann, von Herolt von Kunſtadt um 9000 ungariſche Gulden das Gut Oberboſanowitz bei Auſpitz; König Wladislaw verlieh ihm 1512 die Herrſchaft Göding, mit dem Rechte, in derſelben Bergwerke zu bauen, und in demſelben Jahre überließ ihm und ſeinen Söhnen der König alle landesherrlichen und Stifterrechte an das Kloſter Tiſchnowitz, auch das Eigenthum an den ſämmtlichen Kloſtergütern, deren Adminiſtration ſammt den klöſterlichen Patronatrechten ihm bereits 1486 überlaſſen worden war. Ebenſo übertrug ihm Wladislaw 1512 das Eigenthum an den ſämmtlichen noch übrigen Gütern des St. Jacobkloſters zu Olmütz, ſammt dem Patronatrechte auf das Kloſter ſelbſt, dann hat er in demſelben Jahre um 130 Schock Groſchen ſechs Unterthanen, das Burgrecht und das Patronatrecht der Pfarre zu Dudan, und zu beſſerer Arrondirung der ihm von dem Bruder angefallenen Herrſchaft Plumenau einen Hof in Bilowitz erkauft. Im J. 1517 erkaufte Wilhelm in Gemeinſchaft mit ſeinem Sohn Johann, Ober- und Unterdorzitz mit Bohuniow, und 1520, Samstag nach Chriſti Himmelfahrt, um 15,500 Schock Groſchen die Herrſchaft Kunſtadt. Aber nicht auf Mähren ſich beſchränkend, hat er weit über deſſen Grenzen hinaus nach Böhmen ſeine Herrſchaft getragen. Dort in dem königgrätzer Kreiſe beſaß er bereits 1490 die Herrſchaft Koſtelecz am Adlerfluſſe, und in demſelben Jahre erwarb er das benachbarte Pottenſtein, deſſen uraltes und berühmtes Bergſchloß er neuerdings befeſtigte, dann die Güter Daubleb und Zileny. Im J. 1491 erſcheint er zum erſten Male als Beſitzer der im chrudimer Kreiſe belegenen, Herrſchaft Pardubicz (von 12 □ Meilen Flächeninhalt), und 1492 wird er als Beſitzer der großen, im königgrätzer Kreiſe belegenen Herrſchaften Neuſtadt, Senftenberg mit Liticz und Reichenau genannt; Neuſtadt, das er von den Czeruczizky von Kaczow ererbt haben mag, zählt 30, Reichenau 72, Senftenberg, wo er 1492 die Bürgerſchaft begnadigte, 24 Ortſchaften. Im J. 1507 erkaufte Wilhelm um 2500 Schock Groſchen das Gut Holicz mit Chwogno, Rzedicz und Woſtrzelin, das er ſofort, gleichwie das 1511 angekaufte Gut Daſchitz, mit Heczan, Peachowicz, Platenicz, Morawan und Koztieticz, der Herrſchaft Pardubicz einverleibte. Endlich erſcheint er 1516 auch als Beſitzer der Herrſchaft Brandeis am Adlerfluſſe. Bereits 1490 hatte König Wladislaw ihm die Herrſchaft Frauenberg, in dem heutigen budweiſer Kreiſe, gegen ein Darlehn von 24,000 ungariſchen Gulden pfandweiſe verſchrieben

Digitized by Google

böhmiſchen Vettern Genugthuung geben ſollte, wie ſein Ordensbruder, der heil. Franziskus von Borgia, für die Verbrechen von Alexander und Cäſar Borgia. Überhaupt iſt es ein eignes Schauſpiel mit dieſen Huſſiten, dieſen Pernſteinern, die ſich einem Meteor gleich erheben und verſchwinden, nachdem ſie die Glorie von drei ihnen angeheiratheten Heiligen aus dem Jeſuitenorden, Aloys von Gonzaga, Franziskus Borgia, Stanislaus Koſtka geſehen. Um auf Wilhelm von Pernſtein zurückzukommen, ſo hat er ſelbſt noch die Huſſitiſche Lehre abgeſchworen, in das aus ſeinen Ruinen wieder erhobene Kloſter zu Daubrawnik Minoriten eingeführt, auch zu deren Unterhalt anſehnliche Ländereien ausgeſetzt, 1519 und 1516 andern Minoriten die St. Bartholomäikirche in Pardubicz, ſammt dem von den Kreuzherren de poenitentia beatorum Martyrum verlaſſenen Kloſter übergeben. Er erneuerte 1509 das Schloß zu Kunieticz auf der Herrſchaft Pardubirz, empfing und bewirthete zu Pardubicz 1497 den König Wladislaw, der dagegen des gaſtfreien Wirthes Söhnen, Johann und Adalbert, in dem prachtvollen Ritterſaale am 22. Juli den Ritterſchlag ertheilte. Im J. 1491 verlieh Wilhelm den Einwohnern von Bodanecz, pardubiczer Herrſchaft, denen er bereits bei König Wladislaw einen Jahrmarkt erbeten hatte, das Recht, frei zu teſtiren. Im J. 1507 ließ er die Stadt Pardubicz mit Mauern und Gräben umſchließen, auch die beiden Thore mit den noch vorhandenen Thürmen aufführen; in demſelben Jahre entſagte er im Namen ſeiner beiden Schwiegertöchter dem bisher in der Stadt Landskron von der Herrſchaft geübten Heimfallsrechte. Im J. 1509 ertheilte er den Einwohnern von Pardubicz das Recht, über ihr ſämmtliches bewegliches und unbewegliches Eigenthum frei zu ſchalten, auch wöchentlich Markt zu halten; 1510 ſchenkte er ihnen das von ihm auf fünf Pfründner geſtiftete St. Johannisſpital, und 1512 den der Stadt benachbarten, längs der Elbe ſich hinziehenden Wald. Zugleich verlieh er der Gemeinde den freien Weinſchank im Schloſſe, die Robotfreiheit gegen einen Jahreszins von 2½ weißen Groſchen für jeden Grund, und das Recht der eigenen Waiſenrechnung- und Grundbuchsführung. Dann widmete er der daſigen Pfarrkirche den Zehnten von den Kirchen in Roſſicz und Kleinpardubicz. In demſelben Jahre ertheilte er der Stadt Leipnik einen Freiheitsbrief, gleichwie er 1513 den Bürgern von Daſchitz, pardubiczer Herrſchaft, das Recht zuſprach, über ihr Vermögen bei Lebzeiten und durch letzten Willen frei zu ſchalten, und 1514 an die Stadtgemeinde Bodanecz das Dorf Gilowka verkaufte. Um endlich von ſeiner amtlichen Wirkſamkeit zu ſprechen, müſſen wir noch anmerken, daß er 1483 und 1484 als Kämmerer der Czuda von Brünn, und zugleich als Marſchall des Königreichs Böhmen erſcheint, nachdem der von Lippa dieſes Amt durch ſeinen Abfall von König Matthias verwirkt hatte. Im J. 1500 wurde Wilhelm zum Oberſthofmeiſter des Königreichs beſtellt; er bekleidete dieſes Amt 18 Jahre lang, entſagte demſelben um ſeiner Leibesſchwachheit willen, und ſtarb den 8. April 1521. Aus ſeiner Ehe mit Beatrix von Lippa hinterließ er zwei Söhne, Johann VIII. und Adalbert (böhm. Wogtiech oder Woitech).

Adalbert, der weder mit Johanna von Wartenberg, noch auch, nach Andern, mit Hedwig von Schellenberg, ſondern mit Margaretha Koſtka verheirathet war, gilt den Neuern, gegen Balbin's Anſicht, als der ältere Sohn, obgleich der Umſtand, daß Johann VIII. in verſchiedenen Kaufbriefen mit dem Vater zugleich handelnd erſcheint, ihm den Rang als Erſtgeborner zuſichern dürfte. Adalbert erſcheint bereits 1511 als Beſitzer der eigentlich ſeiner Gemahlin zuſtändigen ſehr großen Herrſchaft Landskron und Landsberg, chrudimer Kreiſes, erbte auch von dem Vater unter andern Pardubicz und Kunſtadt. Jedoch iſt er nicht nur in Anſehung der Güter theilweiſe Nachfolger des Vaters geworden, er folgte demſelben auch in dem Amte eines Oberſthofmeiſters des Königreichs, wurde deſſelben zwar 1523 entſetzt, doch aber wieder 1525 darin eingeführt, ſodaß er 1526 ausdrücklich als supremus Capitaneus et regni Praefectus bezeichnet wird. Im J. 1518 ſetzte er das jährliche Schoßgeld der Stadt Landskron auf acht Schock böhmiſch herab, 1526 verlieh er dem Städtchen Böhmiſch-Tribau die Braugerechtigkeit, und 1531 der Stadt Pardubicz die Befugniß eigener Fleiſchbänke und den Brauurbar auf acht herrſchaftliche Dörfer, während er zugleich die ſeitdem in Vorſtädte umgewandelten Dörfer Bukowina und Lhotka an die Stadtgemeinde vergabte. Um das J. 1533 erwarb er durch Kauf oder Erbſchaft die Herrſchaft Nachod (106 Ortſchaften), eine Erwerbung, die er jedoch nur kurze Zeit überlebte [3]). Da er keine Kinder hinterließ, ſo wurde er von ſeinem Bruder beerbt; der nun mit Recht, indem er mit dem reichen Erbe der Koſtka alle von Wilhelm III. gemachten Erwerbungen, mit Ausnahme der einzigen, gleich im J. 1522 an Johann von Lippa, zugleich mit Czeikowitz, Pawlowitz, Kobily und Oberbojanowitz veräußerten Herrſchaft Göding, vereinigte, Johann der Reiche heißt. Johann hat aber dieſen Reichthum nicht nur bewahrt, ſondern noch viel höher getrieben [4]). Am Tage Marien Geburt 1537 überließ ihm König Ferdinand I.

---

3) Auf dem ſchönen, ihm in der pardubiczer Dechantkirche, vor dem Hochaltar geſetzten Monumente heißt es nämlich: Tuto lezy tielo Pana Pana Wogtiecha z Pernsteina, ktery byl negwissim hofmistrem Kralowstwy Czeskeho, a umrel Leta. M.CV.XXXIII co Autery na den S. Katerziny. Wie führen die Inſchrift an, weil des Freiherrn Todestag allerwärts unrichtig angegeben. 4) Bereits 1517 hatte er um 116 Schock von dem unter Pohrlitz gelegen geweſenen, damals wüſten Dorfe Niemczicky ſieben Lahne und eine Mühle von dem Kloſter S. Michael zu Brünn, neun Lahne ebendaſelbſt von dem Kloſter Kanitz, das wüſte, zwiſchen Pohrlitz und Eybis gelegen geweſene Dorf Narnitz von dem böhmiſchen Kloſter Willemow, und gegen einen Jahreszins von 18 Schock von dem St. petersberger Capitel das ebenfalls wüſte Dorf Borowsko erworben, und alles zuſammen der Herrſchaft Seelowitz zugelegt. Im J. 1522 beſaß er durch Kauf den Markt Mohelno, der ſeitdem ein Beſtandtheil der Herrſchaft Namieſt geworden iſt. Die Herrſchaft Groſmeſeritſch erwarb er 1528 und 1529 theils durch Kauf, theils tauſchweiſe gegen Hingabe der im znaymer Kreiſe belegenen Herrſchaften Frain und Jamnitz. Das Gut Pratſch mit Teſtitz und Teswitz an der Wieſe erwarb er 1531 vom Auguſtinerkloſter St. Thomas zu Brünn, gegen einen jährlichen Zins von 350 Thalern mähriſch. Die Herrſchaften Wſetin und Walachiſch-Meſeritſch, dieſe in dem prerauer, jene in dem hradiſcher Kreiſe, er-

Digitized by Google

pfandweiſe, mit allen Hoheitsrechten die Grafſchaft Glatz, 1538 erkaufte er die Burg und Herrſchaft Eichhorn von einem von Lubanicz und das im prerauer Kreiſe belegene Gut Paskau, 1540 das ihm ſchon vorher um 700 Schock verpfändete Dorf Radkow (heutzutage des Gutes Morawetz). Am Sonntag nach Chriſti Himmelfahrt 1545 verpfändete ihm ſein Schwiegerſohn, Herzog Wenzel Adam von Teſchen, um 12,000 ungariſche Gulden, die durch die Oſtrawieza von Mähren geſchiedene ſchleſiſche Minderherrſchaft Friedeck; der Herzog ſicherte auch zugleich für den Fall, daß er ohne männliche Nachkommenſchaft abgehen ſollte, dem von Pernſtein die Nachfolge in dem geſammten Herzogthum Teſchen zu. Im J. 1547 erkaufte Johann die der Stadt Königgrätz wegen ihrer Widerſetzlichkeit zur Zeit des ſchmalkaldiſchen Krieges entzogenen Güter, Stößer, Libczan, Nedeliſcht, Prim, Popowitz und Rosnitz. Hierdurch wird die Angabe, daß ſeine den Widerſachern des ſächſiſchen Kriegs bezeigte Sympathie mit der Einziehung ſeiner Heerſchaft Neuſtadt beſtraft worden ſei, wenigſtens zweifelhaft. Jodann's letzte Erwerbung möchte wol die von Auertſchitz, Leſitz, Narnitz und Eywan oder Eydis geweſen ſein; dieſe Güter, die er der Herrſchaft Seelowitz hinzufügte, wurden ihm von der Hofkammer zu Lehen verkauft, auch hat von ihm der Markt Auertſchitz 1548 einen Begabnißbrief empfangen. Überhaupt haben die Städte und Märkte ſeines weiten Gebietes ihm Großes zu verdanken, denn er half dem Gewerbe durch verliehene Vortheile und Freiheiten auf, ſorgte für die Verbeſſerung des innern und äußern Wohlſtandes der Gemeinden, unterſtützte die Schulen und bewährte ſich als Gönner und Beſchützer der Wiſſenſchaften; unter ihm kam vornehmlich in Mähren der Meiſtergeſang in Aufnahme, zu deſſen Betried ſich mit ſeinem Zuthun in einigen der Städte ſeines Gebiets, wie zu Trebitſch und Großmeſeritſch, Genoſſenſchaften bildeten, die auch durch manche Begünſtigungen von ihm unterſtützt wurden. Es haben von Johann Freiheitsbriefe erhalten die Städte Weißkirch, 1517, 1536, 1538, 1540, und Leipnik 1519, 1536, 1540, 1541; er erließ 1538 für ewige Zeiten den Bürgern von Pardubicz den wegen des Dorfes Prerow ſchuldigen Zins, 1539 aber den Bürgern von Prelautſch die Robot und eine Zinſung. Dieſen geſtattete er zugleich den Ankauf gewiſſer Grundſtücke im Dorfe Lhota, und er gab ihnen das Recht, über ihr Vermögen frei zu ſchalten und zu walten, mit dem Zuſatze, daß wenn ein Eigenthümer ab intestato und ohne Anverwandte ſterben würde, alsdann ſein Nachlaß zur Hälfte an die Gemeinde, und zur Hälfte an das Hoſpital fallen ſolle. Im J. 1536 beſtätigte er der Stadt Landskron den Beſitz ihres Waldes und erlaudte zugleich, daß die Gemeinde darin jährlich zweimal, bei der Rathserneuerung und am Faſtnachtdinstag, auf Haſen und Rehe jage; die Herrſchaft Landskron hatte ihm ſein Bruder Adalbert noch bei Lebzeiten abgetreten. Johann nennt ſich darum in einer Urkunde von 1527: „Pán a Drzitel panstwj Lansskronskeho,“ Herr und Beſitzer der Herrſchaft Landskron. Im J. 1543 ſprach Johann für alle Zukunft die Bürger von Sezemicz, pardubiczer Herrſchaft, von der Entrichtung des Rathhauszinſes frei, eine Gunſt, die er bereits 1539 den Bürgern von Daſchitz erwieſen hatte. Nach dem großen Brande vom 18. März 1538, welcher die Stadt Pardubitz bis auf fünf Häuſer verzehrte, ließ er, wie die noch unter dem Chor der St. Bartholomäuskirche vorhandene böhmiſche Inſchrift beſagt, nicht nur die Kirche, ſondern auch die Stadt auf ſeine Koſten wieder aufbauen. Er vergrößerte auch die Burg Kunietitz, wogegen er 1539 das auf ſeiner Herrſchaft Wallachiſch-Meſeritſch belegene und von einer Räuberbande eingenommene Felſenſchloß Hradisko, ob Rozna, nach Überwältigung der Bande, zerſtörte. Im J. 1540 begann er auf den Ruinen der alten Kloſterkirche zu Daubrawnik die heutige Pfarrkirche aufzuführen; bei dieſer Gelegenheit fand man Grabſteine alter Herren von Pernſtein aus den Jahren 1422, 1440 und 1475. Johann hat ſich aber nicht nur um ſeine böhmiſchen und mähriſchen Heerſchaften verdient gemacht, auch von ſeiner Verwaltung der Grafſchaft Glatz wird viel Rühmliches erzählt, wenn er gleich die Landgüter ſchätzen ließ, auch eine außerordentliche Steuer von 1 p. c. einfoderte. In ſeiner Eigenſchaft als Graf von Glatz hat er Dukaten, Thaler, Gulden und Groſchen münzen laſſen[5]). Als Johann's Landeshauptmann zu Glatz wird 1542 Hans von Prag genannt. Von Johann's öffentlichem Leben iſt nicht viel zu berichten, ein ſo großer und mächtiger Baron konnte mit dem ohnmächtigen Staate nur ſelten in Berührung kommen, mußte vielmehr ſeine eigne Bahn verfolgen, über die uns nur ein Schriftſteller belehren könnte, wie ihn die Roſenberge an Brzezan gefunden haben; auch eine ſolche pernſtein'ſche Hausgeſchichte, ſollte ſie auch irgendwo begraben liegen, haben wir wenigſtens nicht benutzen können. Einmal, zur Zeit des ſchmalkaldiſchen Krieges, erhob ſich Johann mit Lebhaftigkeit zur Vertheidigung der bedrohten Freiheiten des Vaterlandes. In einer weitläufigen Rede ſuchte er die Gründe des oberſten Burggrafen, der die verſammelten Stände zu ſchleuniger Unterwerfung ermahnt hatte, zu widerlegen, und die Nothwendigkeit, bei dem ſtändiſchen Bündniſſe

kaufte er 1534 um 14,000 Schock, doch hat er ſelbſt noch 1548 Wſetin veräußert, den Bürgern von Meſeritſch und Krasno hingegen 1546 ein Privilegium über die Schenkgerechtigkeit verliehen. Friſchau, die kleine Herrſchaft, mit dem öden Dorfe Libitz und einigen Weingärten bei Znaym, erkaufte er 1536 um 2526 Schock von der Abtei Wellebrad, doch hatte er den Zehnten zu Friſchau, ſammt dem Patronatrecht, 1539 an die Abtei Bruck überlaſſen.

5) Auf den Dukaten heißt es: Av.: Johan. baro. a Bernstein in Helff. Von den zwei zwiſchen Laubwerk zuſammengeſetzten Wappenſchilden iſt das eine der pernſtein'ſche Büffelkopf, das andere zeigt drei Schrägbalken, wegen Glatz. Rev. Mone. Aure. Comitatus Glacen. 1546. Der böhmiſche gekrönte Löwe. Auf einem Thaler, dergleichen es auch von 1540 und 1542 gibt, heißt es: Johan. baro. a. Bernstein. in Helff. Das pernſtein'ſche und glatz'ſche Wappen, nebeneinandergeſtellt und mit Blumenwerk geziert. Rev. Mone. no. comitatus Glacensis. 1541. Der gekrönte böhmiſche Löwe. Das Guldenſtück hat im Av. das pernſtein'ſche und glatz'ſche Wappen, wie oben, dann die Umſchrift: Johan. baro. a. Bernstein. in Helff. Rev. Der gekrönte böhmiſche Löwe. Mone. no. Comitatus Glacens. 1541.

Digitized by Google

zu verharren, einleuchtend zu machen. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ihm dieſe Schilderhebung die Ungnade des Hofes zuzog, und wenn dieſe Ungnade auch ſeiner, als des größten Unterthanen im Königreiche, verſchonte, ſo empfand er doch bitter genug die auf Böhmen überhaupt ruhende Ungunſt, indem Bohuslaus Koſtka von Poſtupicz die Herrſchaft Leutomiſchl, das künftige Erbe der pernſtein'ſchen Kinder, verwirkte. Wenn aber von Hormayr, in ſeinem Taſchenbuch für 1821, erzählt: „Nach dem Tode Johann Kuna's von Kunſtadt (1524) wurde er (Johann von Pernſtein) zum mähriſchen Landeshauptmann erwählt, und wußte durch ſein würdiges Verfahren das Vertrauen der Stände ſo zu gewinnen, daß ihn dieſe nach dem unglücklichen Tode König Ludwig's, in der Schlacht bei Mohacz, auf einem am 22. Sept. 1526 zu Brünn abgehaltenen Landtage einmüthig in ſeiner Würde beſtätigten und zum einſtweiligen Gubernator des Landes erkoren," ſo müſſen wir, ohne jedoch die Frage entſcheiden zu wollen, dagegen erinnern, daß Balbin in einer andern Linie, in dem Sohn Wratislaw's I. und dem Enkel Wilhelm's II. in Johann IX. von Pernſtein den mähriſchen Landeshauptmann geſucht hat. Wenn Hormayr fernern Bericht von Johann VIII. gibt: „ſein rühmliches Leben ſchloß ein rühmlicher Tod. Er blieb nämlich, einen Trupp mähriſcher Reiter anführend, im J. 1554 bei Raab in Ungarn gegen die feindlichen Türken," müſſen wir ebenſo, wie der Verſicherung Balbin's, daß Johann VIII. im J. 1535 geſtorben ſei, auf das Bündigſte widerſprechen; er iſt vielmehr 1548 geſtorben. Nicht beſſer iſt Balbin über Johann's Verheirathung unterrichtet. Er legt ihm zwei Frauen bei, die Katharina von Rozmital und die Urſula von Lubanicz, fügt aber ſogleich verbeſſernd hinzu: „certum est Joannem habuisse uxorem Catharinam Kostkinnam, cum qua accepit Litomisslium. alii faciunt Hedwigem, Jaroslai Ssellenbergii filiam." In einer ſpätern lobkowitz'ſchen Ahnentafel ſtraft er den Cruger, daß er eine Helena von Sſellenberg als Mutter Wratislaw's II. von Pernſtein nenne; er nennt gradezu die von Koſtka als die Mutter von Johann's VIII. Kindern. Dieſes Letzte iſt eine ungezweifelte Thatſache, aber Balbin kennt wiederum nur drei Söhne, Wratislaw II., Jaroslaus und Adalbert, nicht aber die an den Herzog Wenzel Adam von Teſchen verheirathete Tochter, Maria.

Noch weniger findet der böhmiſche Plinius Veranlaſſung, der Zeichen des Rückgangs und Verfalls, die unmittelbar nach dem Tode Johann's VIII. ſichtbar werden, zu gedenken. Gleich 1548 verkauften die Brüder an Wenzel von Haugwitz die Herrſchaft Weißkirch ſammt dem Gute Drahotuſch und den bis dahin Helfenſteinſchen Dörfern Auſty, Czernotin, Hleis und Opatowitz. Im nächſten Jahre verſetzten ſie die Grafſchaft Glatz um 140,000 Gulden an den bairiſchen Prinzen Ernſt, niemals haben ſie dieſe Pfandſchaft zu löſen verſucht. Sie verkauften auch das Gut Libczan, königgrätzer Kreiſes, ferner 1550, um 1200 Schock Groſchen, das Städtchen Taſow mit der Pfarre, das Dorf Oslawa und einen Antheil Kamen, mit dem daſigen wüſten Schloſſe, ſowie das Gut Paskau und den Flecken Bochdalow, der ſeitdem dem Gute Teutſch-Rudoletz einverleibt worden iſt, item 1552 die Herrſchaft Eichhorn, auch Sokolnitz und Weßeliczko. Dieſe ſo frühzeitig eingetretenen Veräußerungen berechtigen wol zu der Annahme, daß der Hof, zu ohnmächtig, an Johann VIII. ſeine Rache zu üben, dieſelbe den Söhnen aufſparte und ſie durch unmäßige Geldſtrafen zu Grunde richtete. Später nahmen die drei Brüder eine Gütertheilung vor, deren Beſtimmungen uns jedoch unbekannt ſind. Nur finden wir, daß Jaroslaus 1550 Neuorzechau und Kadoletz um 1500 Schock Groſchen an Johann Przepicky von Richenburg verkaufte, und demſelben im folgenden Jahre auch noch die Dörfer Chliſtow und Kiiow um 151 Schock überließ. Im J. 1552 wurde demſelben Jaroslaus von dem Kaiſer die Herrſchaft Leutomiſchl um 60,000 Schock meißniſch verpfändet, die er jedoch 1556 gegen die gleiche Summe an Wenzel von Haugwitz überließ. Im J. 1554 verkaufte er, in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder Wratislaw, die Herrſchaft Leipnik an Putha von Lubanicz, und 1555 beſtätigte er den Bürgern von Senftenberg die ihnen von ſeinem Vater und Großvater 1547 und 1492 verliehenen Freiheiten. Am 16. Oct. 1556 verkaufte er das Gut Pottenſtein und die Herrſchaft Koſtelecz an den Prinzen Ernſt von Baiern, dem er 1557 auch die Herrſchaft Senftenberg überließ; Nachod war bereits ſeit 1555 veräußert, und von all dem unermeßlichen Beſitze im königgrätzer Kreiſe demnach nichts mehr übrig, als das einzige Brandeis; das ſcheint eine daſelbſt, in der Wohnung des Amtsdirectors angebrachte Glasſcheibe, mit dem pernſtein'ſchen Wappen und der Jahrzahl 1573 anzudeuten. Im J. 1560 verkaufte endlich Jaroslaw, der noch 1554 die Zahl der Pfründen bei dem Johannisſpital zu Pardubicz von fünf auf zwölf erhöht hatte, die ganze Herrſchaft Pardubicz und 200,000 Schock an die böhmiſche Hofkammer. „Jaroslaw fiel," ſo verſichert v. Hormayr, „nach mehren glänzenden Kriegsthaten, gleich ſeinem Vater, im Kampfgewühle gegen die Türken." Er war unbeweibt geblieben.

Adalbert oder Wogtiech, der Jüngere zubenannt, zum Unterſchied von ſeinem gleichnamigen, auch als Geſchichtſchreiber des Huſſitenkriegs bekannten Oheim, trat ein Jüngling noch, 1558 gegen die Sekte der Picarditen als Schriftſteller auf, und veranlaßte die Theologen dieſer Glaubensmeinung zu einer ebenfalls im Drucke erſchienenen Vertheidigungsſchrift, worin unter Anerkennung der gründlichen Kenntniſſe des Gegners, das Streben ſichtbar wird, ihn durch den ihm gemachten Vorwurf ſeines jugendlichen Alters zu beſchämen. Vermählt mit Sophia Thurzo, aus dem großen ungariſchen Hauſe, hielt Adalbert ungleich beſſer Haus, als ſeine beiden Brüder; er hinterließ, da aus ſeiner Ehe nur eine Tochter Hedwig gekommen war, bei ſeinem Tode 1561 ſein Erbtheil, das in den Herrſchaften Pernſtein, Plumenau, Landskron und Landsberg beſtand, in dem Zuſtande, wie er es empfangen hatte, ſeinem Bruder Wratislaw II.

Dieſer, der älteſte von Johann's VIII. Söhnen, war zu Großmeſeriez den 9. Juli 1530 (nicht 1520)

Digitized by Google

geboren. Er ſtudirte auf den Hochſchulen zu Prag und Wien, wohnte einigen Feldzügen bei, trat als Rath und Kämmerer in König Ferdinand's Dienſte, bekleidete das Oberſtallmeiſteramt und wurde nach Joachim's von Neuhaus traurigem Ende zum Oberſtkanzler des Königreichs Böhmen ernannt. Im J. 1573 ging er mit Wilhelm von Roſenberg als Abgeordneter der Stände nach Polen, um daſelbſt, bei der bevorſtehenden Königswahl, für den Kaiſer oder einen von deſſen Prinzen zu wirken. „Wenn es dem Allmächtigen gefallen ſollte," dieſes gaben die Geſandten den Polen zu bedenken, „die beiden Königreiche, Böhmen und Polen, nebſt noch andern Ländern, unter einem Oberhaupte zu vereinigen, ſo würde dieſes gewiß zum Ruhme und zur Ausbreitung der ſlawiſchen Sprache und Nation gereichen." Unangeſehen ſeiner Verbindungen mit dem Hofe, vertheidigte Wratislaw muthvoll die Gerechtſame und Freiheiten ſeines Vaterlandes; das verſichert von Hormayr, aber wir fürchten, er hat den Sohn mit dem Vater verwechſelt. Denn Wratislaw, eifrig der katholiſchen Kirche ergeben, mußte wol ihrer Vertheidigung jede andere Rückſicht opfern, und ebendarum ſich ſtreng und unbedingt dem Syſtem des Hofs ergeben, ſobald dieſer nur katholiſch war, und nicht ſelten mochte zu Maximilian's II. Zeiten Wratislaw für einen Ultra-Katholiken gelten. Als in Böhmen die Wahl und Krönung des Erzherzogs Rudolf zur Verhandlung kam, befürchtete Papſt Gregor XIII., die mehrentheils der neuen Lehre zugethanen böhmiſchen Magnaten möchten die Gelegenheit benutzen, um ſich freie Religionsübung zu ſtipuliren [6]). In Olmütz ſtiftete Wratislaw ein Seminarium; er trug das Meiſte dazu bei, daß der Landesfürſt die Aufnahme der Jeſuiten in Olmütz bewilligte, worüber ihm Gregor XIII. ſogleich ſeine Dankbarkeit bezeigte. Der Papſt ſtiftete und dotirte bei den prager Jeſuiten zwölf Freiſtellen für Alumnen [7]). Maffei [8]) rühmt noch von Wratislaw, daß er, gleichwie Kaiſer Rudolf II., ſtets bereit geweſen, des Papſtes Bemühungen um die Wiederherſtellung der katholiſchen Religion zu unterſtützen. Wratislaw hatte indeſſen die Zahl ſeiner Beſitzungen bereits ſehr vermindert, ſeiner Prachtliebe faſt ſein ſämmtliches, auch theilweiſe das von ſeinem Bruder Adalbert ererbte Vermögen geopfert. Die wichtige Herrſchaft Trebitſch verkaufte er vor 1550, 1552 das nicht minder bedeutende Großmeſeritſch. Um dieſelbe Zeit verkaufte er auch die anmuthige, nach 1516 an das pernſtein'ſche Haus gekommene Herrſchaft Grußbach, 1556 Wolein, 1559 die Herrſchaft Walachiſch-Meſeritſch, 1560 das unſchätzbare Seelowitz, um 1567 die nicht minder werthvolle Herrſchaft Tobitſchau, nachdem er vorher die daſige, ſchöne, von ihm ſelbſt mit den koſtbarſten Werken bereicherte Geſchlechtsbibliothek an die neu geſtiftete Univerſität zu Olmütz überlaſſen hatte. Die Herrſchaft ſelbſt übernahm ſein Schwager, der k. k. Hofkriegsrath und Oberſt Johann Manrique de Lara. Es blieben dem von Pernſtein, nachdem er 1570 auch Kralitz verkauft hatte, die Herrſchaften Landskron und Landsberg, Pernſtein, Neuſtadtl, Plumenau, Kojetein, wo er noch 1565 als Beſitzer vorkommt, Prerau, Witſchap, das er wenigſtens 1557 inne hatte; es gelang ihm auch, das wichtigſte Beſitzthum der mütterlichen Ahnen, die ungeheure Herrſchaft Leutomiſchl, wieder an ſich zu bringen, in der Eigenſchaft einer von Wenzel von Haugwitz übernommenen Pfandſchaft, 1567; doch wird er ohne Zweifel das Geheimniß gefunden haben, auf dieſe Beſitzung, ſowie auf des Bruders Erbe, noch eine Maſſe von Schulden zu häufen. Denn der Aufwand im Hauſe blieb fortwährend, ungeachtet aller Veräußerungen, derſelbe, die Verſchönerung des Schloſſes Pernſtein, der Schloßbau in Leutomiſchl von 1568—1573 durch den Italiener Battiſta, in einer in Böhmen kaum noch vorgekommenen Pracht ausgeführt, die demſelben beigefügten Gartenanlagen, die Gemäldeſammlung, verſchlangen ungeheure Summen; der Kanzler unterſtützte auch, mit nicht geringen Aufopferungen, die Gelehrten, wie er ſich in keiner Periode ſeines Lebens gegen Wiſſenſchaft und Kunſt unthätig zeigte. Sein Bemühen, den Wohlſtand der Unterthanen zu erhöhen, während der eigene Wohlſtand mehr und mehr im Sinken begriffen war, bekunden eine Menge für die Städte und Märkte ſeines Gebiets ausgefertigte Privilegien. So erlaubte er den Bürgern von Landskron, zu jeder Zeit im Jahre ihre Jagdgerechtigkeit auszuüben. Um der daſigen Gemeinde beim Bau des Rathhauſes behilflich zu ſein, trat er an ſie den obrigkeitlichen Salzhandel ab; auch nöthigte er die ſämmtlichen herrſchaftlichen Unterthanen, ihren Salzbedarf in der hierzu beſtimmten ſtädtiſchen Niederlage zu kaufen. Die Vorſtadtbewohner befreite er 1567 von aller und jeder Dienſtbarkeit, mit Ausnahme der Reinigung des Mühlgrabens und des Beſäens der zum landskroner Meierhofe gehörigen Felder. In demſelben Jahre verlieh er den Bürgern von Wildenſchwert den Bierverlag auf mehre Dörfer. Den Bürgern von Neuſtadtl gab er 1580 eignes, freies Braurecht, und dazu den Bierverlag in 18 obrigkeitlichen Dörfern, ferner freie Weinſchenkgerechtigkeit im Städchen, Befreiung von der Leibeigenſchaft, und ein freies, eigenes, über mehre Ortſchaften ſich erſtreckendes Gericht. Die Stadt Proſtnitz, indem ſie verſchiedene picarditiſche

6) Er ſchrieb daher 1575 an den Nuntius Delfino: Cho a si grave inconveniente si opponesse con ogni suo maggiore studio e forza, valendosi dell' ajuto de' Cattolici; e per tal' effetto gli mandó Brevi particolari per Antonio Arcivescovo di Praga, per Guglielmo Orsino Barone di Rossemberg, per Ladislao Pople Barone di Lobcoviz, e per Uratislao Prenestano, e Sbinco Berca, l'uno Maggiordomo, l'altro Cameriero maggiore del re di Boemia, e per alcuni altri principalissimi Signori di quel regno. I quali tutti come per loro medesimi erano molto bene inclinati, cosi vedendosi onorati dall' esortazioni immediate del sommo Pontefice, pigliarono incredibile vigore ed ardore. 7) Lasciando la cura di eleggere soggetti di nobil sangue e di buona speranza, la metà al Barone di Rossembergh, e l'altra al Prenestano, il quale ad imitazione di Gregorio già ne sostentava esso ancora ventiquattro sotto la disciplina de' Gesuiti medesimi nelle scuole di Olmuc. 8) In tutte queste azioni concorreva Cesare con molta prontezza, o ad imitazione di lui il Baron Prenestano, con dare pieno arbitrio e gagliardo ajuto al vescovo di Olmuc di bandire dagli Stati, che il detto Prenestano teneva in Moravia, la feccia, che vi era quasi tutta di Piccardi, o Ussiti (1582).

Schriftſteller, auch die ihnen zugehörige Buchdruckerei, aufgenommen und fortwährend zu beſchützen ſuchte, hatte in hohem Grade des Kaiſers Unwillen herausgefodert, gleichwol erwirkte ihr Wratislaw wider alles Erwarten die Beſtätigung ſämmtlicher Privilegien (1564), deren 27 an der Zahl. Die Angabe aber, daß er zu Glatz Münzen aller Art habe prägen laſſen, beruht lediglich auf einer Verwechſelung mit ſeinem Vater. Er ſtarb ſehr verſchuldet den 20. Oct. 1587 als Ritter des goldenen Vließes, k. k. Geheimrath, Oberſtkämmerer, wie auch oberſter Kanzler des Königreichs Böhmen „non senza gran sentimento del Papa“ und wurde in der pernſtein'ſchen, jetzt Kinsky'ſchen Kapelle des Doms zu Prag beigeſetzt[9]. Er war vermählt mit Maria Manrique, der Tochter von Garcias Manrique[10], dem Gouverneur von Piacenza, vertrat mit ihr bei dem am 13. Nov. 1559 geborenen Erzherzog Albert, dem nachmaligen Beherrſcher der Niederlande, Pathenſtelle. Er wurde durch ſie Vater von acht Kindern, als Johanna, Eliſabeth, Hedwig, Agnes, Johann X., Polyxena, Bibiana und Maximilian.

Johanna heirathete nicht, wie Balbin annahm, den Grafen von Fürſtenberg, ſondern den ſechſten Herzog von Villahermoſa, Don Ferdinand de Aragon und Guerrea; ſie wurde Mutter von einer einzigen Tochter, welche die großen Güter ihres Hauſes, inſonderheit Villahermoſa in dem Königreiche Valencia, und die weitläufige Grafſchaft Ribagorza, die Wiege des Königreichs Aragon, ihrem Gemahle, dem Enkel des heil. Franziskus, dem Don Carlos de Borgia, Grafen von Ficallo, zutrug. Johanna von Pernſtein iſt demnach die Ahnfrau des neuern Hauſes Villahermoſa geworden. Ihre Schweſter Eliſabeth wurde die Gemahlin des Grafen Albrecht I. von Fürſtenberg-Kinzigerthal; Kaiſer Rudolf gab den Brautleuten zu Ehren auf dem altſtädter Ringe zu Prag ein Turnier, das drei Tage währte (vom 31. Aug. 1578 ab), und mit verſchiedenen andern Schauſpielen abwechſelte. Hunderttauſend Schock Groſchen koſtete dem Kaiſer dieſe Feier. Eliſabeth hat den väterlichen Namen Wratislaw in das Haus Fürſtenberg getragen.

Polyxena von Pernſtein wurde 1587 an Wilhelm von Roſenberg verheirathet. Unter den Hochzeitgäſten befand ſich Kaiſer Rudolf ſelbſt mit einem großen Gefolge von Reichsfürſten und Magnaten aus allen ſeinen Gebieten; die Vermählung wurde auch von verſchiedenen vaterländiſchen Dichtern beſungen[11]. Polyxena blieb aber, gleich Wilhelm's von Roſenberg drei andern Frauen, kinderlos; ſie ging, als Witwe den 31. Aug. 1592, eine zweite Ehe ein mit Zdenko Adalbert von Lobkowitz, dem böhmiſchen Oberſtkanzler. In dem roſenberg'ſchen Hauſe war Polyxena durch das Gewicht der Verhältniſſe erdrückt; in dem lobkowitz'ſchen Hauſe erſcheint ſie in dem Glanze einer ſouverainen Gebieterin, zu welcher Stellung zu gelangen, der von ihrem erſten Manne ererbte Reichthum ihr beſondern Vorſchub geleiſtet haben mag. Aus dem Teſtament ihres Schwagers, des Peter Wok von Roſenberg, wiſſen wir z. B., daß ihr dieſer u. a. vermuthlich in Folge der Ehepacten, die große und einträgliche Herrſchaft, das heutige Herzogthum Raudnicz, dann das nachmals der lobkowitz'ſchen Herrſchaft Chlumecz einverleibte Gut Sedlczany zu Eigenthum abtreten mußte. Wir erſehen ferner, wie ſie über ihre Erbrechte mit ihrem Bruder die genaueſte Rechnung hielt, und dieſer genöthigt wurde, ihr die ganze Herrſchaft Leutomiſchl abzutreten, ſicherlich ein unverhältnißmäßiges Erbtheil, in Betracht des ſo ſehr verkürzten Stammgutes. Polyxena fand auch Mittel, dieſen, nach den Regeln der ſtrengſten Ökonomie geordneten Reichthum zu erhöhen, indem ſie eine Menge der confiscirten und feil gebotenen Güter böhmiſcher Rebellen meiſt um ſehr billige Preiſe erſtand[12]. In dem tragiſchen Ereigniſſe, das für 30 ſchreckliche Jahre Prolog und Loſung werden ſollte, hat Polyxena ihren Namen in unauslöſchlichen Zügen eingeſchrieben, zugleich ihre Unterthanentreue zu bewähren und das Prädicat einer Maitreſſe-Femme zu rechtfertigen gewußt. Die ganze Stadt Prag war Zeuge von dem am 23. Mai 1618 an den getreuen Dienern des Kaiſers, an Martinitz und Slawata, verübten Frevel. Viele Tauſende

9) Seine Ruheſtätte iſt durch einen großartigen Sarkophag von rothem Marmor bezeichnet, auf dem ſein Marmorbild in Lebensgröße, auf einem Löwen ruhend, angebracht iſt. 10) Garcias war der fünfte Sohn von Honorat Mendoza, folglich der Bruder des erſten Marques von Cañete. Den Namen Manrique, den er auf die meiſten ſeiner Kinder vererbte, hatte er von ſeiner Großmutter, Agnes Manrique, der Tochter des achten Herrn von Amusco, entlehnt. Indem er, ohne ein Manrique zu ſein, ihren Namen führte, hat er zu vielen Irrthümern über die Herkunft der Frau von Pernſtein Anlaß gegeben. Gualdo Privrato z. B. verwechſelte ſie mit einer andern Maria Manrique, Tochter des zweiten Herzogs von Najera, welche der Kaiſerin Maria, Gemahlin Maximilian's II., Camarera mayor geweſen iſt, widerlegt ſich aber ſogleich ſelbſt, indem er die von Pernſtein Maria Manrique de Lara e Mendoza nennt. Nach Hormayr wäre unſerer Maria Vater „der berühmte kaiſerliche Feldherr und ſpaniſche Grande Don Juan Manriquez de Lara“ geweſen. Wo mag unſer ſehr geehrter und verdienter Mitarbeiter das gefunden haben? Auch Wolny (5. Bd. S. 765) iſt über dieſen Gegenſtand in wunderliche Verwickelung und Verwirrung gerathen, wie er denn Johann X. und Maximilian von Pernſtein nicht für Wratislaw's, ſondern für ſeines Bruders Adalbert Söhne hält. Von den Brüdern der Frau von Pernſtein ward der älteſte, Peter Gonſalez Manrique, Graf von Bignasco, während der dritte, Johann Manrique, als Gobernador die Markgrafſchaft Finale regierte, nachmals aber ließ er ſich, vielleicht in Folge ſeiner Ehe mit Dorothea von Fels, in Öſterreich nieder und übernahm die mähriſche Herrſchaft Tobitſchau von ſeinem Schwager.

11) Ein ſolches Carmen führt den folgenden Titel: Epithalamium in nuptias Guil. de Rosenberg cum Polyxena, Wratislai a Pernstein, regni Bohemiae Cancellarii etc. filia, a Jacobo Chimarchaeo, 1587. 12) So kaufte ſie im eigenen, nicht in ihres Mannes Namen, Unter-Berſchkowitz, die Herrſchaft, rakonitzer Kreiſes, um 76,000 Schock, die Herrſchaft Obrziſtwy, kaurzimer Kreiſes, um 106,000 Gulden, Berolin, taborer Kreiſes, um 17,000 Gulden, Brozan, zur Hälfte und Prieſen, leutmeritzer Kreiſes, um 19,500 Schock, Czachorzitz, um 6000 Gulden, Czelakowa Lhota, taborer Kreiſes, um 450 Gulden, Domausnitz, bunzlauer Kreiſes, um 46,862 Schock, Arnau, die Herrſchaft, im bidſchower Kreiſe, antheilweiſe um 6000 Gulden, Luczowan um 71,494 Schock, Mezdrzicz, taborer Kreiſes, um 7000 Gulden, Nebrahowitz um 1600 Gulden, Skaupy um 11,000 Gulden, Swatkowitz, taborer Kreiſes, um 5000 Gulden, Weſcze, ebendaſelbſt, um 4000 Gulden, Wlaſeniez, ebendaſelbſt, um 4514 Schock, Kameik, berauner Kreiſes, um 28,000 Gulden, Wodolin-Woda und Drinow, kaurzimer Kreiſes, um 9000 Gulden.

Digitized by Google

Katholiken ſahen und verabſcheuten die That, aber nicht ein Arm bewaffnete ſich gegen die Mörder, nicht eine Hand verſuchte die Schlachtopfer des wildeſten Fanatismus dem unverdienten Tode zu entziehen, bis Polyxena (ihr Herr war nach Wien gefahren) aus einem Fenſter ihres Hauſes eine Leiter in den Schloßgraben legen ließ. Mittels derſelben ſtieg zuerſt der Kanonikus ecclesiae Pragensis, Ctiborius Kottwa von Freyenſeld, in die Tiefe, um ſeinem Beichtkinde, dem von Martinitz, in der äußerſten Noth beizuſpringen, dann, als ſich noch einige getreue Diener der Frau von Lobkowitz, „obwohlen nicht ohne zimlicher Forcht, wegen des ſtetten Schüſſens," bei ihm eingefunden hatten, unternahm er es, zuerſt den von Martinitz, dann den bedeutend verletzten Slawata, in das Haus der Frau von Lobkowitz zu ſchaffen. Das gelang nach großer Anſtrengung, aber kaum war den ſo wunderbarlich Erhaltenen die erſte Erleichterung verſchafft, ſo „iſt eine Truppe von Standes Perſonen sub utraque ſamt ihren Dienern zu Roß, vor das Haus der Frauen Obriſt-Kanzlerin gekommen, aus denen der Herr Graf von Thurn, und andere vornehmbſte Stifter dieſes Werks gerade hinauf in das Zimmer der Frauen gegangen, derſelben wegen deren beyden Herren zugeredet, wo ſolche wären, ſtarck nachgefragt und begehrt, wenn ſie in ihrem Hauſe ſeynt, daß ſie dieſelbe herausgeben ſolle, welche fromme Frau mit ihrer beherzten und vernünſtigen Antwort alle von ſich ganz glimpſlich abgewieſen hat." Namentlich erinnerte ſie den Grafen von Thurn, wie es eben eilf Jahre her ſei, daß ſie, in demſelben Hauſe, ihn vor des Erzherzogs Leopold Zorn verborgen gehalten und die Hoffnungen der ihn zu greifen ausgeſendeten Häſcher getäuſcht habe. Alle ihre Erwerbungen hat Polyxena ihrem einzigen Sohne, dem Fürſten Wenzel Euſebius von Lobkowitz, hinterlaſſen, nur daß ſie, vielleicht eine früher begangene Härte bereuend, durch letztwillige Verordnung von 1627 Leutomiſchl ihrem Brudersſohn, Wratislaw III. von Pernſtein, verſchrieb.

Ihre Schweſter Bibiana heirathele den Prinzen Franziskus von Gonzaga, Marcheſe von Caſtiglione, den Bruder des heil. Aloyſius, aus dieſer Ehe ſtammten zwei Prinzen.

Maximilian von Pernſtein erwählte ſich den geiſtlichen Stand, und erſcheint als Domherr zu Olmütz, während der ältere Bruder, Johann X., einſam und allein den Kampf gegen die finſtern Geſchicke des Hauſes beſtand. Wiederum mußte das traurige Hilfsmittel der Veräußerungen angewandt werden. Noch im J. 1587 wurde Neuſtadtl verkauft, dem folgte etwa 1588 das Gut Ingrowitz; 1595 ſah ſich Johann gemüſſigt, der Stadt Prerau die Freiheit ſammt der nach ihr benannten Herrſchaft, um 52,000 Thlr. mähr., 1596 endlich die ganze verſchuldete Herrſchaft Pernſtein ſelbſt, um 44,000 Thlr. zu verkaufen. Es blieb ihm Plumenau, auch gelangte er wiederum zum Beſitze von Tobitſchau, indem er, unter päpſtlicher Dispens, um 1591, ſich mit der einzigen Tochter ſeines mütterlichen Oheims, Anna Manrique de Lara, verheiralhete. Allein ſelbſt dieſe Erwerbung ſcheint ihn beläſtigt zu haben, er verpfändete ſie an einen Zierotin, wozu er vielleicht ebenſo ſehr durch die ererbten Schulden, als durch die Ausgaben für ſeine beſtändigen Kriegszüge gezwungen wurde. Denn Johann lebte allein für den Krieg, den er praktiſch, unter Farneſe, in den Niederlanden erlernte. Bereits 1591 hatte er ſich ſo berühmt gemacht, daß er im September dieſes Jahres zugleich mit Salentin von Iſenburg und dem Grafen Simon von der Lippe von dem Kaiſer auserſehen wurde, um ein Abkommen der empörten Niederländer mit ihrem König zu vermitteln. Die Geſandten verkehrten mit dem Herzog von Parma in Brüſſel, mit den Demagogen im Haag. Pernſtein, ergrimmt über die Erfolgloſigkeit ſeiner Bemühungen, that, wie jener römiſche Geſandte zu Cluſium den Galliern gethan hat. Das Sagum anlegend, nahm er nochmals Dienſte bei dem ſpaniſchen Heere; wir treffen ihn beſonders im Zug des Mansfelders nach der Oiſe, Februar 1593, fortwährend in den vorderſten Reihen. Ihm wurde, namentlich auf den Antrag des ligiſtiſchen Gubernators von Laon, der Auftrag, das angeblich die Sicherheit von Soiſſons und Laon gefährdende Schloß Neuville zu nehmen. Mit ſeinem und des Oberſten Kurz teutſchen Regiment, mit zwei päpſtlichen Schwadronen und zwei Kanonen begab er ſich auf den Weg; der Beſitzer der Feſte, der bisher eine gewiſſe Neutratität beobachtet hatte, ſchien im Anfang über die Annäherung des fremden Volkes wenig bekümmert. Noch weniger wollte er aber von der ihm zugemutheten Übergabe wiſſen. Pernſtein, dem man verſichert hatte, er dürfe, um Einlaß zu finden, ſich nur vor Neuville zeigen, ſah ſich genöthigt Gewalt zu brauchen, obgleich ihm nicht eine Kanonenkugel zu Gebote ſtand. In einem verwegenen Angriffe büßte er mehre Leute ein; ein Volontair, Pegello Pagelli aus Vicenza, wurde ſchwer verwundet. Pernſtein wartete das Eintreffen ſeiner Munitionskarren ab, und ließ alsdann regelmäßig Breſche ſchießen. Vier Compagnien rückten zum Sturme, die Belagerten warfen ſich, nach härtnäckiger Vertheidigung in den Hauptthurm, ergaben ſich aber in der folgenden Nacht auf Gnade. Mit gleicher Auszeichnung diente Pernſtein in den beiden nächſten Feldzügen, ſodaß der proviſoriſche Generalgubernator der Niederlande, der mannhafte Graf von Fuentes, als er ſein Volk zum Hauptſturme gegen die vor Cambray gelegte Breſche führte, ſich ihn zum Begleiter, zum Nebenmanne erkieſete (Oct. 1595). Wir können daher nicht glauben, daß der mähriſche Freihert in demſelben Jahre eine ungariſche Feſtung, Kochern, den Türken hätte entreißen, oder dem Fürſten Karl von Mansfeld beim Siege von Gran (4. Aug. 1595 helfen können. Wol aber diente er in dem Feldzuge von 1596. Pernſtein war im Heere des Erzherzogs Maximilian als Feldzeugmeiſter; es war demnach ſeines Amtes, für die Schlacht von Kereſztes [13]), 26. Oct. 1596, die Geſchütze aufzuſtellen. In dieſem Geſchäfte entwickelte er

13) Kereſztes liegt in der Nähe von Erlau, lat. Agria. v. Hormayr macht aus Agria Agram, will auch daß erſt nach der Schlacht Agram in die Hände der Türken gefallen ſei.

Digitized by Google

die größte Einſicht [14]). Gewonnen war auch die Schlacht, als die Ungeduld der Sieger, das von den Türken verlaſſene Lager zu plündern, ſie aller Ehren und Früchte des Tages beraubte. In wilder Flucht zerſtäubte das Heer, eine Menge der vornehmſten Anführer wurde erſchlagen [15]). So erzählt Iſthuanffi; nach andern Berichten hat ſich Pernſtein nach verlorner Schlacht mit dem Markgrafen von Burgau und mit Palffy in das Lager geworfen, und noch in der Nacht einen Kriegsrath über die Frage, ob irgend ein Mittel vorhanden ſei, um den Reſt des Heeres und das Geſchütz zu retten, gehalten. Es ſei aber unmöglich befunden worden, die ſchweren Stücke zu bewegen, darum habe man ſie, ſammt den Zelten, ihrem Schickſale überlaſſen müſſen. Darauf ſei der Befehl gegeben worden, die Bagage zu verbrennen, und es habe das noch übrige Heer in der ſtillen Nacht den fernern Rückzug angetreten. In dem Feldzuge von 1597 bekleidete Pernſtein abermals das Feldzeugmeiſteramt. Er hatte aus den Niederlanden das Geheimniß der Petarde mitgebracht; mittels einer ſolchen ſprengte er das Thor der von den Türken ſtark beſetzten Feſte Dotis. Es gelang ihm, nach mäßiger Gegenwehr, zuerſt das Städtchen zu überwältigen, dann auch den Hauptthurm, bei deſſen Erſteigung er der erſte auf der Leiter geweſen (19. Mai). Der Paſcha und deſſen ſämmtliche Angehörige wurden ſeine Gefangene. In dankbarem Gedächtniſſe an dieſe Begebenheit hieß lange Zeit die Petarde bei den kaiſerlichen Heeren die Pernſtein'ſche Maſchine. Nach der Einnahme von Papa wurde im chriſtlichen Lager viel über die ferneren Operationen verhandelt. Pernſtein und Aldobrandini ſtimmten für die Belagerung von Raab, als der für die Sicherheit der Erbſtaaten und insbeſondere von Wien unentbehrlichen Feſtung. Die Meinung des im Belagerungskriege beſonders erfahrenen Feldherrn gab in dem Kriegsrathe den Ausſchlag. Die Belagerung von Raab, welcher Pernſtein durch die Wegnahme von St. Martinsberg präludirte, wurde ſofort vorgenommen und ungeachtet mancher Hinderniſſe bedeutend gefördert. Am 29. Sept. 1597 wollte Pernſtein, wie es ſein täglicher Brauch war, die Arbeiten und Geſchütze in Augenſchein nehmen, zögerte aber über die Gebühr, ſein Pferd zu beſteigen; die Aufmerkſamkeit und die Geſchoſſe der Feinde wandten ſich dem Punkte zu, eine 30pfündige eiſerne Kugel riß dem Feldzeugmeiſter Kopf und Schulter weg [16]). Dieſes Ereigniß verbreitete im Lager ſolche Beſtürzung, daß ſofort das Unternehmen aufgegeben und der Rückzug angetreten werden mußte. Die Leiche wurde, nach Balbin, der trauernden Witwe überliefert, und zu Leutomiſchl in der Ahnen Gruft beigeſetzt, v. Hormayr hingegen verſichert, ſie ſei mit großer Feierlichkeit zu Brünn, in der Kirche des Jeſuitencollegiums, beſtattet worden, und man ſehe daſelbſt noch die Ruheſtätte des großen Feldherrn. Von den Schickſalen der Witwe wird nichts berichtet, nur weiß man, daß ſie ſich genöthigt ſah, die wichtige, aber ſchwer verſchuldete, Herrſchaft Plumenau an das liechtenſteinſche Haus, ſowie ihr perſönlich, zwar bereits von dem Eheherrn in Pfand gegebenes Eigenthum, die Herrſchaft Tobitſchau, an den Grafen Stephan Illiásházy zu verkaufen. Mit den letzten Trümmern vormaligen Reichthums ſcheint ſie die Herrſchaft Solnicz, königgrätzer Kreiſes, erkauft zu haben. Die von dem Gemahl geſammelte ſchöne Bibliothek ſchenkte ſie 1600 dem Clementiniſchen Collegium zu Prag. Daß ſie eine treue und glückliche Mutter geweſen, läßt ſich nach der ihren beiden Kindern gegebenen Erziehung kaum bezweifeln. Ihr Sohn, Johann Wratislaw III. Euſebius, kann zur Zeit von des Vaters Ableben höchſtens fünf Jahre alt geweſen ſein. In der großen Rebellion zeigte er ſich unverbrüchlich dem Kaiſerhauſe ergeben; er befand ſich in Ferdinand's II. Gefolge, als derſelbe, um die Kaiſerkrone zu empfangen, am 28. Juli 1619 in Frankfurt einzog. Von demſelben Kaiſer wurde ihm die Pfandſchaft Leutomiſchl in Erbe verwandelt. Am 24. Juli 1629 ſchloß er mit der Stadtgemeinde von Leutomiſchl den noch beſtehenden Vertrag, worin die Stadt auf die Braugerechtigkeit verzichtete, dagegen das Recht Branntwein zu brennen und denſelben im ganzen Umfange der Herrſchaft abzuſetzen, den freien Weinſchank und einige andere Begünſtigungen empfing. In demſelben Jahre 1629 treffen wir den Freiherrn als Oberſten eines k. k. Cuiraſſierregiments, vor Magdeburg; vier Cornetten ſeines Regiments, von dem Oberſtwachtmeiſter, Grafen von Portia, geführt, beſtanden am 8. September ein ſehr unglückliches Gefecht mit der magdeburgſchen Reiterei. Wiederum nach den magdeburger Grenzen führten den Pernſteiner die Ereigniſſe des Feldzugs von 1631. Tilly, deſſen Heere ſein Regiment zugetheilt war, eilte aus Thüringen herbei, dem Pappenheimer gegen die einbrechende Macht der Schweden hilfreiche Hand zu bieten, und traf den 17. Juli in Wolmirſtädt an der Ohre ein. Sein ermüdetes Fußvolk vertheilte er in die Stadt und die nächſten Dorfſchaften, die Reiterei bezog, dem Gebrauche nach, die entferntern, am meiſten ausgeſetzten, Quartiere. Indem der König von Schweden auf eine ſolche Anordnung rechnete, zog er ſofort ſeine Reiterei und Dragoner in Arneburg, unterhalb Tangermünde, zuſammen, nahm dann ſeinen Weg ſüdweſtwärts und ſchickte von Bellingen aus den Major von dem ortenburgiſchen Regiment auf Recognoscirung [17]).

14) Adeo ut nulli ictus absque certa et cruenta confertissimorum strage emitti viderentur. 15) Joannes Perstinscius, relictis omnibus tormentis et apparatu bellico, cui praefuerat, se in tutum recepit. 16) Magno cum exercitus Christiani dolore, sed aeterna apud omnes, praesertim Ungaros, a quibus summe amabatur, relicta memoria.

17) Als nun derſelbe mit fünf Gefangenen den 17. Juli des Abends wiederkommen, und Nachricht gebracht, daß nur zwei Meilen von da, nämlich zu Borgſtall und Angern, des Montecuculi und Holckens Regimenter ſich einquartirt gehabt, iſt der König auffgebrochen, und mit einfallendem Abend ein halbe Meil für Borgſtall ankommen, daſelbſten er ſein bei ſich habendes Volk in drey Hauffen vertheilet, den einen auf Borgſtall, den andern auf Angern commandiret, mit dem übrigen aber zwiſchen benannte zwey Dörfer eingangen, da er über Verhoffen, für den Dorff Wendorff das Bernſteiniſche Regiment, welches den zu Borgſtall geſchehenen Einfall ſchon vernommen, in Schlachtordnung angetroffen, und iſt ſolcher Ein- und überfall ſolchergeſtalt abgelauffen. Zu Borgſtall, als

Der letzte Freiherr von Pernſtein ſtarb unverehelicht, ſeine Erbſchaft gelangte daher, namentlich die ihm von der Fürſtin von Lobkowitz zurückgegebene Herrſchaft Leutomiſchl, an ſeine Schweſter Frebonia oder Febronia Helena Euſebia. Febronia hat ihr Leben einzig in Gebet und frommen Werken zugebracht. Namentlich hat ſie in Leutomiſchl die prachtvolle Kirche, unter dem Titel der Mutter der Gnaden, gegründet, auch bei derſelben am 8. Sept. 1640 das Collegium der Piariſten mit dem ſpäter ſehr blühend gewordenen Gymnaſium geſtiftet. Es war das die erſte, in Böhmen dem Orden der frommen Schulen gewidmete Stiftung, daher iſt das Bildniß der Stifterin bis auf den heutigen Tag im Speiſeſaal des Collegiums aufgeſtellt. Später beſtimmte Febronia, daß jährlich 58½ Strich Korn zu 4368 Laib Brod verbacken, und dieſe Brode wöchentlich unter die ſtudirenden armen Knaben vertheilt werden, wogegen die Knaben, nach der jedesmaligen Austheilung, dreimal das Gebet des Herrn und den engliſchen Gruß beten ſollten. Febronia ſtarb den 5. Februar 1646 und wurde in der Kirche der unbeſchuhten Karmeliten auf der Kleinſeite zu Prag beigeſetzt. Dieſe Karmeliten, von der Reform der heiligen Thereſia, waren damals und hundert Jahre länger, die Lieblinge der vornehmen Welt. Darum hat auch Febronia ihre Herrſchaft Solnicz dem Kloſter hinterlaſſen. Die Herrſchaft Leutomiſchl betreffend, ſetzte ſie in ihrem Teſtament vom 28. Nov. 1645 ihren Vetter, den Fürſten Wenzel von Lobkowitz, zum lebenslänglichen Nutznießer ein, nach deſſen Tode ſollte ihm als Erbe der Herrſchaft der Graf Maximilian von Trautmannsdorf folgen. Jedoch durch Vertrag vom 4. Aug. 1649 übernahm Trautmannsdorf noch bei Lebzeiten des Fürſten die ganze Herrſchaft, den Lobkowitzen iſt von der Pernſtein'ſchen Erbſchaft nichts geblieben, als der noch heute in ihrem zuſammengeſetzten Wappenſchilde vorkommende ſchwarze Büffelskopf im goldenen Felde.

Die Herrſchaft Pernſtein, die 1596 an Paul Katharin von Kathar auf Ingrowitz verkauft worden, überließen deſſen Erben, doch ohne Mitrow und Rozinka, 1602 um 31,000 Thlr. an Johann Rageczky von Mirow, dem von 1613—1617, Adam Lew Liczek von Rieſenburg folgte. Deſſen Witwe und Erbin, Eſther von Seidlitz-Schönfeld, trug 1625 die Herrſchaft ihrem zweiten Gemahl, dem Grafen Chriſtoph Paul von Liechtenſtein-Caſtelcorn, zu. Die Liechtenſteiner belegten Pernſtein mit einem Fideicommiß, und ſetzten mittels deſſen ihren Beſitz bis zum Jahre 1712 fort. Nachdem ihnen aber 1694 die ungleich wichtigere Herrſchaft Teltſch erblich zugefallen, wurde auf ſolche das Fideicomniß übertragen, und Pernſtein 1712 von dem Grafen Franz Anton von Liechtenſtein um 110,000 Fl. an Franz von Stockhammern verkauft. Dieſer überließ die Herrſchaft 1721 um 216,000 Fl. an Franz Paul von Stockhammern, von deſſen in den Grafenſtand erhobenen Nachkommen ſie 1798 um 300,000 Fl. an den Freiherrn von Schröſl, dann, mit der Hand einer Erbtochter, an den Grafen Wilhelm Mittrowsky von Nemiſchl gedieh. In den erſten Zeiten der liechtenſteinſchen Herrſchaft diente die Burg bald als Zufluchtsort den Bedrängten, bald gab ſie einen Schauplatz kriegeriſcher Ereigniſſe ab. In der Rebellion von 1619 flüchtete dahin mit ihrem Convent die Äbtiſſin von Tiſchnowitz Kunegundis Scheigebein von Komorzan, und ſtarb daſelbſt den 14. Febr. 1624. Am 4. Mai 1645, an demſelben Tage, da Torſtenſohn die Belagerung von Brünn eröffnete, legte ſich eine ſtarke Abtheilung des feindlichen Heeres vor Pernſtein und verſuchte zuerſt durch Drohungen, dann durch eine regelmäßige Belagerung, die Eröffnung der Burg zu erzwingen. Der benachbarte Adel, eine Menge Geiſtliche und Bürger hatten ſich dahin geflüchtet. Am dritten Tage wurden die Belagerer durch einige Tauſend Mann, denen auch Geſchütz beigegeben war, verſtärkt; ſie errichteten auf den benachbarten Bergen Batterien, beſchoſſen auch das Schloß und die hölzernen Außenwerke ununterbrochen mit Achtzehn-, Zwölf- und Sechspfündern. Eine muthvolle Vertheidigung und mehre glückliche Ausfälle zwangen indeſſen die Schweden, am 21. Mai die Belagerung aufzuheben und ſich nach der Gegend von Brünn zurückzuziehen. Kaum waren die Schweden abgezogen, als die Beſatzung des Pernſtein's mitten durch das feindliche Lager einen bedeutenden Succurs in das geängſtigte Brünn brachte. Überdies that ſie durch Streifparteien dem feindlichen Heere bedeutenden Abbruch, ſodaß nicht weniger als 1300 gefangene Schweden in die Burg eingebracht und in zwei lange, enge und dunkele Gewölbe, die noch vorhanden ſind, zuſammengeſperrt wurden. Auch die vielen, im Holzwerk und in dem Gemäuer ſteckenden Kugeln erinnern noch heute an dieſe drangvollen, aber glorreichen Tage der Burg, die bis zu Ende des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges immer als eine Landesfeſtung betrachtet, im Vertheidigungsſtande erhalten und von Zeit zu Zeit von einem Ingenieurofficier revidirt wurde.

---

dem nächſten Quartier, iſt deß von Montecuculi *) Regiment unverſehens zuerſt überfallen, was nicht mit der Flucht davon kommen, niedergehauen, gantz aber getrennet und ruiniret, und alle Bagage geplündert worden. Als indeſſen der König auf das Bernſteiniſche Quartier gerathen, daſſelbe aber (ſechs Compagnien ſtark) in voller Schlachtordnung für dem Dorff angetroffen, hat ſich daſſelbe in zwo Truppen getheilet. Derwegen der König ein Trupp von Schwediſchen Reutern auf ſie commandiret. Wie die Bernſteiniſche ſolches geſehen, haben ſie von weitem ihre Piſtolen gelöſet, und damit ein Caracol gemacht. Weil aber die Schwediſchen in ſie geſetzet, und noch zwo andere Schwediſche Truppen dieſelbe ſecundiret: als ſind die Bernſteiniſchen in vollem Spornſtreich davon, hinter dem Dorff weg nach dem Paß gangen, was nun ſobald nicht entkommen können, iſt von den Pferden gefallen, und hat ſelbige neben der Pagage im Stich gelaſſen, welche zwar guten Theils geplündert, aber Ihre Maj. haben, Unordnung zu verhüten, das Dorff müſſen anzünden laſſen, und iſt neben andern bei dieſem Treffen ein junger Herr von Colobrat und der Obriſte Bernſtein geblieben. Die Schwediſchen ſind den Flüchtigen zwar in den Eiſen geweſen, aber wegen Finſtere der Nacht ſie nicht ferner verfolgen können.

*) Nicht der große Raymund Montecuculi, der damals erſt eine Compagnie Cuiraſſiere erhielt, ſondern deſſen Vetter, Ernſt Montecuculi, dem Pernſtein aber keineswegs im Commando untergeordnet.

Digitized by Google

Daß die Marklowski von Pernſtein, in dem Teſchenſchen, von einem Johann von Pernſtein abſtammen, welcher 1528 des Herzogs Wenzel von Teſchen Adminiſtrator geweſen ſein ſoll, iſt ein Mährlein. Höchſtens könnten dieſe Marklowski auf Pernſtein Burgmänner geweſen ſein. (*v. Stramberg.*)

PERNUMIA, Gemeindedorf des nach Battaglia benannten Diſtrictes VII. der venetianiſchen Delegation Padua, vom Canale di Bagnarolo berührt, der mitunter auch nach dieſem Orte benannt wird, mit einer katholiſchen Pfarre, Kirche, vier Oratorien, Schule, eigenem Gemeindevorſtande. Der Ort iſt ſehr alt und hat zwei beſonders benannte Abtheilungen (Contrade), nämlich Granze und Meſeralino. Die ganze umliegende Landſchaft gleicht einem Walde, da die Felder mit hochſtämmigen Bäumen beſetzt ſind, an denen ſich die Reben emporranken. Die nahen Berge ſind in geognoſtiſcher Hinſicht höchſt merkwürdig. (*G. F. Schreiner.*)

PERNYAVOR, ein in der kroatiſchen Militairgrenze üblicher Ausdruck für einen Hof mit einigen zum Regimente conſcribirten Knechten. Einen ſolchen beſitzt z. B. auch das Grenz-Kalugyer-Kloſter zu Lepawina im kreutzer Regimentsbezirke des agramer Generalats *).

(*G. F. Schreiner.*)

PERNZELL (die), auch Bärenzell, iſt eine Landſchaft, welche zum Diſtricts-Commiſſariate Leonſtein gehört, im Traunkreiſe des Erzherzogthums Öſterreich ob der Ens und ganz in der Pfarre (Biſthums Linz) Grünburg liegt. Im Hauptpunkt der ſo genannten Gegend, die von Bergen und Hügeln durchzogen, vom Heindelbache und mehren anderen kleineren Gewäſſern bewäſſert wird, iſt der Landsberg. Hier wird ſtarke Obſtbaumzucht getrieben, überall ſind daher die Raine der Felder und Wieſen ſorgſam mit Äpfel- und Birnbäumen beſetzt; auch Zwetſchenbäume häufig. Die Ortſchaft gleiches Namens, welche nach Grünburg (Dekanat Steyer) eingepfarrt iſt, zählt über 92 zerſtreut liegende Häuſer mit mehr als 552 Einwohnern †). (*G. F. Schreiner.*)

PERO (*Πηρώ, οῦς*, f.). 1) Tochter der Chloris und des Neleus. Die Homeriſche Fabel iſt folgende: Chloris, die Tochter des Jaſiden Amphion (und der Perſephone), Königs von Orchomenos [1]), herrſchte zu Pylos [2]) und gebar dem Neleus außer den Söhnen Neſtor, Chromios und Periklymenos auch eine Tochter von wunderbarer Schönheit, Pero. Um dieſe warben alle Nachbarn; aber Neleus wollte ſie nur dem zur Frau geben, welcher ihm die Rinderheerden des Iphiklos verſchaffte. Dieſe Heerden hatten urſprünglich der Tyro, der Mutter des Neleus, gehört, und ſchon Deïon, der Oheim der Tyro, bei dem dieſe ſich nach dem Tode des Salmoneus aufgehalten hatte, hatte ihr dieſelben vorenthalten und auf ſeinen Enkel Iphiklos, König von Phylake am Othrys in Theſſalien, vererbt [3]). Melampus, der berühmte Argiviſche Seher, ein Enkel der Tyro, und alſo der Vetter der Pero (Tyro von Poſeidon, Neleus, Pero; Tyro von Kretheus, Amythaon, Melampus und Bias) war der Einzige, welcher für ſeinen Bruder Bias das Wagniß unternahm. Ein ungünſtiges Geſchick verhinderte den glücklichen Ausgang des Unternehmens; ein Jahr lang ward Melampus in Feſſeln gehalten von den Wächtern der Heerden im Hauſe des Iphiklos, und erſt nachdem das ſchwere Leid, welches ihm die furchtbare Erinnys geſendet hatte, abgebüßt war, wurde der Rathſchluß des Zeus vollendet *ἄτης τε βαρείης, τήν οἱ ἐπὶ φρεσὶ θῆκε θεὰ δασπλῆτις Ἐρινύς. Hom.* Odyss. XV, 234. — *Χαλεπὴ δὲ θεοῦ κατὰ μοῖρ' ἐπέδησε — Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή* Od. XI, 291 u. 296). Neleus hatte dieſes Jahr über die Schätze des Melampus innebehalten und bei ſeiner Rückkehr rächte Melampus dieſen (?) Frevel (Od. XV, 237 cll. 230 und Schol. 236), und gab die Pero ſeinem Bruder zum Weibe. Die Homeriſche Erzählung ſetzt überall Dinge als bekannt voraus, die in gäng und gäben Liedern von Melampus, von Neleus und Neſtor u. ſ. w. enthalten ſein mochten. Ausführlich ſcheint die nur unvollſtändig überlieferte Fabel in den großen Eöen des Heſiod behandelt geweſen zu ſein. (In Pylos wurde nach dem Pauſanias die Grotte gezeigt, in welcher Neleus die Heerden gehalten hatte [IV, 36, 3]. Vergl. Schol. *Apoll. Rhod.* Argon. I, 118, und die Ergänzungen aus *Pherecyd.* bei *Eustath.* Od. p. 1685. Schol. Od. ll. cc. *Pherecyd.* ed. *Sturz.* p. 118 sq. Ed. II. Schol. *Theocrit.* III, 44. Das Fragment aus der Melampodie (*Athenaeus* XI. p. 498) iſt wahrſcheinlich ein Stück der Beſchreibung des Opfers, welches Melampus im Hauſe des Iphiklos vornahm, und nicht der feierlichen Übergabe der Heerden, wie Heyne und Nitzſch meinen; unſere Annahme wird durch den Singular *βοὸς* und durch den Befehl des Phylakos an die Diener unterſtützt *Apollod.* I, 9, 12. Manches Zuſammenhangloſe und Unklare, welches in der obigen Darſtellung bezeichnet worden iſt, läßt auch C. Eckermann in dem Buche Melampus und ſein Geſchlecht (Göttingen, 1840) unerklärt). Pero erhält überall das Prädicat der Schönen (*θαῦμα βροτοῖσι — χαρίεσσα* — formosa); auch war ſie in der Delphiſchen Leſche neben den Töchtern Lykaon's, Kalliſto und Nomia, dargeſtellt (*Paus.* X, 31, 9). Nicht ohne einigen Zwang nennt Properz den Melampus als Beiſpiel eines um der Liebe willen ſchwer Duldenden (quem non lucra, magis Pero formosa coegit, Mox Amythaonia nupta futura domo. II, 4, 9. *Lachm.*); ſowie *Theocrit.* (III, 43 sq.) die durch die Heerden des Iphiklos gewonnene Pero in unklarem Zuſammenhange mit der Atalantà auf-

*) ſ. C. B. Ritter von Hietzinger's Statiſtik der Militairgrenze des öſterreichiſchen Kaiſerthums. (Wien 1823.) 2. Th. 2. Abth. S. 472.

†) Geſchichte, Geographie und Statiſtik des Erzherzogthums Öſterreich ob der Ens, von B. Pillwein. (Linz 1828.) 2. Th. S. 97. 143. 146. 372.

1) Spätere machen ſie zur Tochter des thebaniſchen Amphion, z. B. Diodor (IV. 68). ſ. Müller, Orchom. S. 231. 2) *Hom.* Od. XI. 284. *Ἡ δὲ Πύλου βασίλευε*; an dieſem ἡ δὲ hat man mit Unrecht Anſtoß genommen: daß Chloris Königin von Pylos heiße, kann im Katalog der Heroinen um ſo weniger auffallen, wenn man ſich erinnert, daß die Äoliſchen Frauen in vielen Mythen als die herrſchenden erſcheinen. Vergl. d. Art. Peleus.

3) *Eustath.* Od. p. 1685. 5.

Digitized by Google

führt. Die Kinder der Pero und des Bias werden ſehr verſchieden angegeben. Theokrit nennt die Tochter Alpheſiböa; Söhne ſind Talaus, Areïus und Laodokos nach Argon. Orph. 146, welche in dieſer Stelle Abantiaden genannt werden, ein Name, der auch, durch die Annahme, daß er als nomen gentile ſtehe, nicht erklärt ſcheint; Pherekydes Perialkes, Areïus und Alpheſiböa; Apollodor blos den Talaus und als Tochter des Bias, doch wol von der Pero, Anaribia (Vergl. *Sturz Pherecyd.* p. 123. *Heyne Apoll.* p. 67). Tzetzes (Chil. IV, 137) nennt Prote, des Neleus Tochter, als Mutter des Phaethon und der Heliaden. Außer der genealogiſchen Bedeutung, die dieſer Fabel zukommt, liegt auch die geſchichtliche Andeutung eines früheren Zuſammenhanges des Theſſaliſchen Landes um den Othrys mit dem minyeïſchen Orchomenos und Triphylien in ihr ausgeſprochen (Vergl. Müller, Orchomenos S. 371. *Buttmann* Mythol. II. p. 213 sq.). Dagegen iſt es unzuläſſig, der durch den Raub der Heerden des Iphiklos bewerkſtelligten Heirath des Bias und der Pero eine ſymboliſche Bedeutung auf Sonne, Mond und Sterne unterzulegen (Uſchold, Vorhalle zur gr. Mythologie I. p. 474.), zumal da die Heerden als das Erdtheil der Pero erſcheinen und daher auch „Rinder der Pero" genannt werden (*Phavorin* v. *Melampus*), auf die ja auch Bias, als Enkel der Tyro, gegründete Anſprüche machen konnte. Übrigens vermuthet Welcker, nach Böckh's Vorgange, aus Schol. *Soph.* O. C. 793 und *Pollux* X, 39, daß Sophokles dieſen Mythus zum Gegenſtand einer Tragödie „Iphikles" gemacht habe (vergl. Welcker die griech. Tragödie I. S. 430.). Und zu tragiſcher Behandlung mochte dieſer Stoff um ſo mehr geeignet ſein, als, wie man aus einiger Andeutung im Homer erkennt, der Verlauf der Begebenheit in ſeinen hauptſächlichſten Scenen und Situationen durch das Walten der Moira und der Erinnys bedingt war.

2) Eine bloße Namenverwechſelung ſcheint es zu ſein, wenn geſagt wird, daß Elegeïs die Tochter des Neleus, welche die Joniſche Colonie nach Karien führte (vergl. *Tzetzes* ad *Lycophr.* 1385), eigentlich Pero oder Peiro geheißen habe. Etym. M. v. *Ἐλεγεῖς*.

3) Eine Pero wird von Apollodor (III, 12, 6, 5) als Mutter des Aſopus genannt. (Vergl. jedoch *Paus.* II, 12, 5). (*Krahner.*)

PERO. 1) Eine Ortſchaft im Herzogthume Savoyen, nördlich von La Roche (La Rocca) gelegen, von hohen Gebirgen umgeben, die durch ihre höchſt romantiſche Geſtaltung die Landſchaft ringsum ſehr anziehend machen. Er gehört zum ſogenannten Genevois, das mit Faucigny, Chablais und dem oberen Theile von Chambery, worin Rumilly liegt, vom wiener Congreſſe für ewige Zeiten für neutral erklärt worden iſt. — 2) Ein Flecken (borgo) der Inſel und des franzöſiſchen Departements Corſica, und zwar des Diſtricts von Baſtia, auf der ebenen Anhöhe eines felſigen Hügels gelegen, von dem ein raſcher Gebirgsbach von Felſen zu Felſen ſich hinabſtürzt, nach Tavagna eingepfarrt, mit ungefähr 100 Häuſern, von denen man ſagen kann, daß ſie ein ſtädliſches Anſehen haben, ungefähr 800 Einwohnern, die größtentheils Grundeigenthümer ſind, ſehr großen und ſchönen Gärten, die faſt durch neun Monate im friſcheſten Grün prangen, und ſehr ſtarker Bienenzucht. Die Gegend iſt reich an Quellen, unter denen ſich einige Mineralwäſſer befinden. Die Ausſicht auf das nahe Mittelmeer, die vielen ſtämmigen Kaſtanienbäume und die Üppigkeit der ganzen Vegetation machen den Aufenthalt in dieſer Gegend zu einem der angenehmſten der ganzen Inſel. Pero iſt der Hauptort des Cantons gleiches Namens. Hier wurde auch der Kanonikus von Aleria, Franc. Renucci, ein ſehr geachteter Schriftſteller, geboren. — 3) Cassina del Pero, ein bedeutendes Gemeindedorf im Diſtricte III. der lombardiſchen Provinz Mailand gelegen, mit einer eigenen katholiſchen Pfarre, einer Kirche, einem Verwaltungsausſchuſſe und einer Verſammlung (Convocato) der Grundeigenthümer, welche die Gemeindeverwaltung beſorgen. — 4) Villa — P., ein zur Gemeinde Breda gehöriges Dorf im Diſtricte I. der venet. Provinz Treviſo, in ebener, an Getreide, Wein und Maulbeerbäumen reichen Gegend, mit ungefähr 600 Einw., einer kathol. Pfarre, Kirche und einem Oratorium. Der Boden iſt auch hier ſtark mit Gerölle erfüllt, aber doch mit einer genug tiefen und fruchtbaren lehmigen Erdſchicht bedeckt. (*G. F. Schreiner.*)

Peroa *Pers.*, ſ. Leucopogon.

PERODICTICUS, eine von Bennett in dem Philosophical Magazine by Taylor X. (1831) p. 389 für den von Bosman beſchriebenen Potto (Nycticebus Potto *Geoffr.* = Lemur Potto *Lin.* = Galago guineensis *Desm.*) aufgeſtellte Affengattung, welche folgende Kennzeichen hat: Der Kopf iſt rundlich mit vorſpringender Schnauze; die Augen klein, die Ohren mäßig und ſchwach behaart; die Zunge ziemlich groß, rauh von kleinen Warzen; Vorderzähne im Oberkiefer vier, im Unterkiefer ſechs dünne und liegende, wie bei den echten Maki; Eckzähne vorhanden; zwei einfache Lückenzähne und zwei dreiſpitzige Backzähne, im Unterkiefer ein Backenzahn weniger*). Alle Nägel flach, mit Ausnahme des krummen und aufrechten auf dem hinteren Zeigefinger; der vordere Zeigefinger ſehr kurz und faſt ganz verwachſen. Der Schwanz iſt bedeutend kürzer als der Leib, aber doch viel länger als bei Stenops. — P. guineensis, der Potto oder Buſchhund, iſt mit rothem, wolligem Haar bedeckt, findet ſich in Guinea, lebt ſehr zurückgezogen, iſt träge und zeigt ſich ſelten, außer bei Nacht, wo es Pflanzen frißt. Vergl. Oken's Iſis, Jahrgang 1834. Seite 836 und die Artikel Prosimiae und Stenops. (*Streubel.*)

PEROE, *Πεϱόη*, Tochter des Aſopus. Weſſeling wollte dieſen Namen aus *Paus.* IX, 4, 3 auch bei *Herod.* IX, 51 herſtellen; doch zeigen die Handſchriften an beiden Stellen den Namen *Ὠεϱόη*. Schol. Il. II, 517 wird *Πϱονόη*, die Tochter des Aſopus, als Mutter des Phonus genannt. Vergl. über die Töchter des Aſopus *Hagen*, De Asopi liberis (Regiomont. 1833). *Unger*, Paradoxa Theb. I. p. 365 sq. (*Krahner.*)

*) Es iſt jedoch zu bemerken, daß der Gattungscharakter künftig wahrſcheinlich etwas geändert werden muß, da das einzige Thier, nach welchem die Gattung aufgeſtellt worden, jung war und wol nicht alle Zähne hatte.

Digitized by Google

PERÖCSÉNY (ſlaw. Perowćany), ein zur fürſtl. Eſzterházy'ſchen Herrſch. Ipoly-Páſzto gehör. Dorf im ipolyſágher Gerichtsſtuhle der honther Geſpanſch., im Kr. diesſeit der Donau Niederungarns, im Gebirge gelegen, mit 96 Häuſ., 850 meiſt magyar. Einw., welche bis auf 42 Katholiken ſämmtlich Calviniſten ſind, einer eigenen Pfarre und Kirche der evangeliſch-helvetiſchen Confeſſion, einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

PEROGNOLA (Canale di), ein Canal, der ſich in den nordweſtlich von Chioggia (einer Stadt und Inſel der Provinz Venedig) liegenden Lagunen bildet, die Gewäſſer einiger anderen Canäle und des Lago delle Streghe ſammelt, ſich hierauf zwiſchen dem Caſtello Coromano und jenem von San Felice in das Meer ausmündet, und hierdurch den ſogenannten Porto di Chioggia bildet. Dieſer Canal iſt, da er eine Breite von nahe an 30 Schritte und eine Tiefe von 25 Fuß hat, groß genug, um auch Seehandelsſchiffe aufzunehmen. Er endet mit dem Canale di Pelle di Bò in den Lagunen *). (*G. F. Schreiner.*)

Perojoa *Cav.*, ſ. Leucopogon.

PEROLA oder **PERROLA**, ein Fluß in der neapolitaniſchen Provinz Baſilicata, welcher aus zwei kleinen Seen, deren jeder nur einen Umfang einer halben Meile hat, und die zwiſchen Tricarico und S. Chieri liegen, entſpringt, längs der Berge des erſteren Ortes von S. W. nach N. O. dahinfließt und ſich in den Biloſo, der ein Nebenfluß des Bradano iſt, ergießt. (*G. F. Schreiner.*)

PEROLLA, ein Dorf im Großherzogthume Toscana im Compartimento (Provinz) von Groſſetto, auf einem Hügel über dem Garzathale (Val di Prata) gelegen, auf dem man aber ob der nahen Maremmem dennoch keine geſunde Luft athmet. Tiefer hinab liegen die Ruinen der darum verlaſſenen alten Wöhnungen, mit ungefähr 200 Einw., einem alten Schloſſe, das einſt der Republik von Maſſa maritima gehörte [1]). Als aber Maſſa im J. 1330 der Stadt Siena, die eben mit den Grafen von S. Fiora im Kriege begriffen war, den Gehorſam aufkündigte, und jene Stadt, ſich mit den Grafen raſch vergleichend, ein gewaltiges Heer gegen Maſſa abſandte, da war Perolla auch unter denjenigen Schlöſſern, die von Maſſa abfielen und Siena den Eid der Treue leiſteten [2]). Die Umgegend bis Pontedera und darüber hinaus iſt in alten Zeiten von der Republik Piſa immer als eine Art Schutzwehr gegen das Florentiniſche angeſehen worden, nämlich: Travalda et aliae terrae circumstantes, als: Appiani, Leiani, Peroli, Gelli, Poſſani und Schettoccoli, daher ſchon im 13. Jahrh. befohlen wurde, ut Capitaneus teneatur non pati aliqua Casalina (zerſtörte Häuſer) in ipso castro posita laborari [3]). (*G. F. Schreiner.*)

PEROLS, Etang im franzöſiſchen Departement Hérault und in der Nähe von Montpellier. Zwiſchen ihm und dem Etang Mauguio liegt das 600 Einwohner zählende Dorf Peroles oder Perols, welches durch eine mephitiſche Quelle bekannt iſt, welche durch ihre Ausdünſtung bis zwei Fuß über ihren Waſſerſpiegel jedes in ihren Bereich gerathende Thier erſtickt, ſodaß ſich hier die Erſcheinungen der Hundsgrotte bei Neapel wiederholen. (*G. M. S. Fischer.*)

PEROMELES (πηρομελής, mit verſtümmelten Gliedern), eine von Wagler aufgeſtellte Eidechſengattung aus der Familie Scincoidea. Der Leib iſt ſehr dünn und lang; die Gliedmaßen vorhanden, aber klein und nur mit drei Zehen verſehen; kein ſichtbares Trommelfell. Typus dieſes Gattung iſt P. decresiensis *Wagl.* Tridactylus decresiensis *Pér.* Vgl. Scincoidea und Wagler's natürliches Syſtem der Amphibien S. 106. (*Streubel.*)

Peromnion *Schwägr.* iſt Bryum.

PÉRON, Gemeindedorf im franzöſiſchen Aindepartement (pays de Gex), Canton Collogne, Bezirk Gex, liegt 5¼ Lieues von dieſer Stadt entfernt und hat eine Succurſalkirche, 140 Feuerſtellen und 1188 Einw. (Nach Expilly und Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PERON (El-), iſt zwar nur ein einzelnes großes Wirthshaus auf dem fürchterlichſten Punkte der Gegend zwiſchen dem hübſchen Dorfe Sedigo und Candaten im Diſtricte und Kreiſe (Provinz) von Belluno des venetianiſchen Königreichs, aber dennoch einer der merkwürdigſten Orte der ganzen umliegenden Landſchaft, denn es liegt in einem entſetzlichen Trümmerhaufen von Granit, Gneis, Porphyr, Marmor und anderen Gebirgsarten, der durch den Einſturz eines einſt ſehr großen Berges, woher der jetzige Spizzo di Vedana der zurückgebliebene Theil iſt, entſtanden, noch immer das Bild der ſchrecklichſten Zerſtörung darbietet. Nach der Volksſage ſoll hier einſt eine große Stadt, Cornia, geſtanden und durch ein Erdbeben, bei welchem die benachbarten Berge einſtürzten, untergegangen ſein. Der Spizzo, der ſich ſteil zwiſchen den engen Thalſchluchten des Miß und des Cardevolo erhebt, der vom Agordo herabkommt, und an El Peron vorbeibrauſet, bietet nach der offenen Gegend faſt ſenkrechte, nackte Felſen und Steingerölle ohne Vegetation dar, das Thal aber iſt in ſeiner ganzen Breite von zwei italieniſchen Meilen und auf eine Länge von drei Meilen mit wild durch einander geworfenen Felſenblöcken, wovon einige die größten Häuſer weit übertreffen und mit Steinſchutt bedeckt *). (*G. F. Schreiner.*)

PÉRON (Franz), Correſpondent des franzöſiſchen Nationalinſtituts, Mitglied der mediciniſchen und philomathiſchen Geſellſchaft zu Paris u. a. m., einer der berühmteſten franzöſiſchen reiſenden Naturforſcher, wurde den 22. Aug. 1775 zu Cerilly, einer kleinen Stadt in der ehemaligen Provinz Bourbonnais, jetzt zum Departement des Allier gehörig, geboren. Er verlor ſehr früh ſeinen Vater und wurde dadurch in Dürftigkeit verſetzt, weshalb ihn ſeine Verwandten zur Erlernung eines Handwerks beſtimmten. Er zeigte jedoch eine viel größere

*) ſ. die Corografia dell' Italia di *G. B. Rampoldi.* (Milano 1835.) Vol. I. p. 411 und Vol. III. p. 158.

1) ſ. *Malavolti* Historia dei Sanesi. (Venezia 1599. 4.) P. II. p. 92. 2) Rilazioni d'alcuni viaggi fatti in diverse parti della Toscana etc. Dal D. *Giov. Targioni Tozzetti.* (In Firenze 1751.) Vol. III. p. 73. 92. 104 et 117. 3) Relazioni etc. T. I. p. 68.

*) ſ. Reiſe nach Venedig von G. v. Martens. (Ulm 1824.) 2. Th. S. 255.

Digitized by Google

Neigung zu einer wiſſenſchaftlichen Carriere und vermochte endlich ſoviel über ſeine Mutter, daß ſie ihn aufs Gymnaſium von Cerilly ſchickte, wo er vorzüglich die Claſſiker ſtudirte. Der Director der Anſtalt, welcher bald das Talent des jungen Peron erkannte, widmete dem Unterrichte deſſelben eine beſondere Sorgfalt. Nach Beendigung ſeiner Studien auf dieſer Schule wollte Peron, einem ihm gegebenen Rathe zufolge, ſich dem geiſtlichen Stande widmen und ſich deshalb vom Stadtpfarrer in der Philoſophie und Theologie unterrichten laſſen. Zu derſelben Zeit brach jedoch die Revolution aus. Begeiſtert durch die vielen Beiſpiele von heroiſchem Patriotismus und uneigennütziger Freiheitsliebe, mit denen ihn ſeine eben beendigten Studien der alten Geſchichte bekannt gemacht hatten, und fortgeriſſen von ſeinem Jünglingsfeuer, entſchloß ſich Peron ſchnell zum Kriegerſtande überzutreten und ließ ſich alsbald (gegen das Ende des Jahres 1792) beim Allier'ſchen Bataillon anwerben. Er wurde nach der Rheinarmee geſchickt und dann nach dem damals belagerten Landau, deſſen Garniſon ſich aufs Heldenmüthigſte vertheidigte. Bald wurde er wieder zum Moſelheere beordert, welches unter Hoche's vortrefflicher Führung zwar bei Weißenburg glücklich kämpfte, aber bei Kaiſerslautern einen herben Unfall erlitt. In der letzteren Schlacht wurde Peron verwundet, gefangen genommen und zuerſt nach Weſel, dann nach Magdeburg geführt. Die wenigen Stunden, welche ihm bisher der Dienſt übriggelaſſen, hatte er ſtets auf Lectüre verwandt. Jetzt vollkommen unbeſchäftigt, ſchaffte er ſich für ſeine Baarſchaft, welche ihm nicht abgenommen worden war, Bücher an und las beſonders Hiſtoriker und Reiſewerke, wobei er ſo glücklich war, von mehren Perſonen, welche ſeinen Eifer bewunderten und ihm größere Werke liehen, auf das Kräftigſte unterſtützt zu werden. Zu Ende des Jahres 1794 wurde er ausgewechſelt und, da er in Folge ſeiner Verwundung ein Auge verloren hatte, als invalid vom Heere entlaſſen. Darauf kehrte er nach ſeinem Geburtsorte zurück, um ſeine Mutter und ſeine Schweſtern auf einige Monate zu beſuchen, entſchloß ſich dann die wiſſenſchaftliche Carriere einzuſchlagen und bezog, jetzt erſt 20 Jahre alt, auf Verwendung des Miniſters des Innern die medicíniſche Schule zu Paris. Nachdem er binnen drei Jahren mit dem angeſtrengteſten Fleiße den Curſus daſelbſt vollendet und am Muſeum der Naturgeſchichte Zoologie und vergleichende Anatomie ſtudirt hatte, promovirte er, bekam aber plötzlich in Folge einer unglücklichen Liebe eine unüberwindliche Reiſeluſt. Zu derſelben Zeit war von der franzöſiſchen Regierung eine Expedition unter der Leitung des Schiffscapitain Baudin nach dem Südmeere angeordnet. Peron wünſchte dieſe mitzumachen; da jedoch die Zahl der dazu gehörigen Gelehrten ſchon vollſtändig war, ſo wurde er anfänglich zurückgewieſen. Deſſenungeachtet wandte er ſich an den berühmten Botaniker Bernhard von Juſſieu, welcher zu der Commiſſion gehörte, die mit der Wahl der Naturforſcher für dieſe Expedition beauftragt war. Juſſieu rieth ihm, ſein Geſuch ſchriftlich bei dem Nationalinſtitute (den vereinigten fünf königlichen Akademien von Paris) einzureichen, und brachte es mit Lacepède dahin, daß die Commiſſion ihm geſtattete, der Akademie der Wiſſenſchaften eine Abhandlung vorzuleſen über die Vortheile, welche entſtehen würden, wenn man den für die Expedition beſtimmten Gelehrten noch einen naturforſchenden Arzt zugeſellte, der eigens beauftragt wäre, ſich mit der naturhiſtoriſchen Anthropologie beſonders in Bezug auf Menſchenracen zu beſchäftigen. Peron erhielt dafür alle Stimmen und wurde darauf als Zoolog vom Miniſter der Expedition beigegeben, wodurch er die nähere Bekanntſchaft mit drei ausgezeichneten Naturforſchern machte, welche für ihn von der größten Bedeutung geworden iſt: Freycinet, der als Marineofficier die Reiſe mitmachte und ſpäter durch die Reiſe auf der von ihm befehligten Urania ſo berühmt wurde; der Botaniker Leſchenault und Leſueur, mit welchem Letzteren er bald in ein engeres freundſchaftliches Verhältniß trat. Den 19. Oct. 1800 verließen die beiden für dieſe Expedition ausgerüſteten Fregatten, le Naturaliste und le Géographe, den Havre. Von demſelben Tage der Ausſchiffung ſtellte Peron freiwillig am Bord des Geograph meteorologiſche Beobachtungen an, welche er regelmäßig täglich viermal wiederholte — um ſechs Uhr Morgens, zu Mittag, um ſechs Uhr Abends und um Mitternacht — und auf ſeiner ganzen Reiſe, ſelbſt unter den drückendſten Verhältniſſen im Port Jackſon und auf der Inſel King nicht ein Mal unterbrach, wodurch er das merkwürdige Reſultat erhielt, daß das Waſſer an der Oberfläche des Meeres durchſchnittlich eine etwas höhere Temperatur als die nächſt darüber liegende Luftſchicht habe und Mittags am kälteſten und um Mitternacht am wärmſten ſei. Auch beſtätigte er die von Forſter, Irving und v. Humboldt unter anderen Breitegraden angeſtellten Beobachtungen, indem er fand, daß das Meerwaſſer in der Tiefe kälter iſt als an der Oberfläche, und daß die Temperatur deſſelben in der Nähe von Küſten und Klippen ſtets höher iſt als mitten im Weltmeer. Auch entdeckte er im atlantiſchen Ocean gegen den Äquator hin die merkwürdigen gallertartigen Thiere, welche bei Nacht lebhaft leuchten, von ihm den Namen Pyroſoma erhielten und ſpäter als zuſammengeſetzte Thiere erkannt wurden. Nach einer fünfmonatlichen Fahrt langten die Reiſenden auf Isle de France an, landeten dann an mehren Punkten der Weſtküſte von Neuholland und begaben ſich darauf nach der bis dahin den Naturforſchern noch ziemlich unbekannten Inſel Timor, wo Peron ſeine Hauptentdeckungen über die nackten Gallertthiere (Akalephen, von deren Naturgeſchichte man vor ihm faſt keinen Begriff hatte, Aktinien, Holothurien und ſchalenloſe Mollusken) zu machen Gelegenheit hatte und wobei er ſich unſäglichen Beſchwerden und Gefahren ausſetzte. Das Meer iſt hier wenig tief und die große Sonnenhitze vermehrt darin bis ins Unendliche die niederen Seethiere und ziert ſie mit den ſchönſten Farben, obgleich ſie ſchon durch ihre faſt fabelhafte Geſtalten merkwürdig genug ſind; weshalb es leicht erklärlich iſt, daß Peron bei ihrem Anblick, durch ſeine unaufhörliche Wißbegierde angeregt, ſich beſonders die Naturgeſchichte dieſer Thiere zum Vorwurf machte. Deſſenungeachtet verſäumte er nicht ſich auch in das Innere des Landes zu begeben, um

Digitized by Google

die natürlichen Beſchaffenheiten deſſelben und die des dortigen Menſchenſchlages näher kennen zu lernen. Obgleich er nicht die Sprache der Malaien kannte, ſo wußte er dennoch ſich denſelben durch Mienen und Geberden vollkommen verſtändlich zu machen, während er ſeinerſeits keine Ausdauer ſcheute, die Sprache und die Zeichen der Eingebornen verſtehen zu lernen, und war darin hier ebenſo glücklich wie bei den Wilden Neuhollands und von Van Diemensland, bei denen er daſſelbe Verfahren beobachtete. Durch den Einfluß des für Fremde höchſt ſchädlichen Klima's erkrankten auf dieſer Inſel faſt alle ſeine Gefährten; er allein hielt ſich, wie die Einwohner, durch den Gebrauch des Betel. Von Timor ging es grade nach dem Südcap von Van Diemensland. Man unterſuchte die Oſtküſte, fuhr dann durch die Baſſesſtraße, folgte der Südküſte von Neuholland und umſchiffte dieſes ganz. Bei der Ankunft im Jackſonhafen war Alles krank und nicht mehr als vier Menſchen waren noch im Stande Dienſte zu thun, angeblich Alles Folgen der Nachläſſigkeit und Rohheit Baudin's. Peron zeigte hierbei einen unglaublichen Muth und eine unbegreifliche Thätigkeit, und machte ſich mit dem Zuſtande der Colonie bekannt. Als man die Inſel beim weſtlichen Eingange der Baßenge unterſuchte und man den Küſten von Neuholland folgte, um in den Buſen von Carpentaria zu kommen, drohte überall Gefahr in ſo unbekannten Meeren. In den heftigſten Stürmen mußte Peron ſogar gemeine Matroſenarbeit verrichten helfen; deſſen ungeachtet ſetzte er dabei ſeine Beobachtungen ſo ruhig fort, als wenn er ſich am Ufer befunden hätte. Er ſtieg dann zu wiederholten Malen ans Land, wagte ſich unter die treuloſen, unmenſchlichen und meineidigen Wilden, ſammelte eine Menge Thiere aus allen Claſſen, beobachtete ihre Lebensweiſe und ſuchte beſonders auszumitteln, welche Arten auf dieſen unfruchtbaren Inſeln und Küſten Reiſenden zur Nahrung dienen, welche zum Handel und welche als Hausthiere gezogen werden könnten. Von den fünf von der Regierung für dieſe Expedition beſtimmten Zoologen waren zwei auf Isle de France geblieben und zwei geſtorben. Auf ihm allein ruhte demnach die ganze Arbeit für die Naturgeſchichte und er genügte ihr ſo vollkommen, daß keine Seereiſe ſoviel für dies Fach geliefert, als die ſeinige. Als ihm kurze Zeit nach der Abreiſe von Timor ſogar von dem Schiffscapitain der Branntwein zu der Aufbewahrung der von ihm geſammelten Thiere verſagt worden war, entzog er ſich während der ganzen Reiſe ſeine Trinkportion Arak und gewann durch dieſes der Wiſſenſchaft gebrachte große Opfer mehre Freunde, welche freiwillig ihm zu Liebe ſich ebenfalls ihre Trinkportionen abſparten und ihn dadurch in Stand ſetzten, noch ferner mit demſelben Eifer zu ſammeln. Als er mit Bailly, Leſueur, Leſchenault und Guichenault auf der Inſel King abgeſtiegen war, verſchlug ein plötzlicher Sturmwind das Schiff auf die hohe See, und obgleich ſie es während voller vierzehn Tage nicht wieder zu Geſicht bekamen, arbeiteten ſie ruhig fort, als wenn ihnen nichts bevorſtände. Ohne Obdach, unter beſtändigem Regen und in fürchterlichem Winde ſammelte Peron an der Küſte 180 niedere Seethiere und beobachtete die Robben, beſonders die rieſenhaften Rüſſelrobben (Phoca leonina *Lin.*), deſſen Naturgeſchichte er zuerſt aufgeklärt hat. Auf Timor zurückgekommen, jagte er mit Leſueur allein ein Krokodil, deſſen Skelet im pariſer Muſeum aufgeſtellt iſt. Nach dem kurzen zweiten Aufenthalte auf dieſer Inſel wollte man ſich nach Neu-Guinea und dem Meerbuſen von Carpentaria begeben; jedoch es trat ein ſehr ungünſtiger Wind ein und man kam nach Isle de France zurück, wo man fünf Monate verweilte. Peron benutzte dieſe Zeit, um die dortigen Fiſche und Rumpfthiere zu ſtudiren, und entdeckte viele neue Arten. Nachher ankerte man noch einmal am Vorgebirge der guten Hoffnung, welche Gelegenheit er nicht vorbeigehen ließ, um ſich mit dem merkwürdigen Körperbau der Buſchmannhottentottinnen genau bekannt zu machen. Endlich, nach einer viertehalbjährigen Abweſenheit, landete man zu Lorient am 7. April 1804. Peron begab ſich von da nach Paris, wo er ſeine Sammlungen ordnete, die Kataloge dazu verfertigte und ſeine Schätze dem Muſeum der Naturgeſchichte übergab. G. Cuvier, welcher an der Spitze der Commiſſion ſtand, die dem Nationalinſtitute über dieſe Reiſe Bericht abzuſtatten hatte, bezeugte in ſeiner Rede, daß Peron mehr als 100,000 Thiere geſammelt habe, darunter über 2500 neue Arten und viele aus bis dahin ganz unbekannten Gattungen, und daß er mit Leſueur mehr Thiere kennen gelehrt habe, als alle Naturforſcher der damaligen Zeit zuſammen. Darauf erhielt Peron den Auftrag, den Reiſebericht mit Freycinet, die Beſchreibung der naturhiſtoriſchen Gegenſtände mit ſeinem intimen Freunde Leſueur zu bearbeiten. Von nun an war Peron's Ruhm entſchieden und die Akademie der Wiſſenſchaften beeiferte ſich, Peron in ihre Mitte aufzunehmen. Er gab nur den erſten Theil ſeiner Reiſe (1807. 4. mit prächtigen Kupfern) heraus. Seine Geſundheit war durch die unerhörten Anſtrengungen untergraben; ein gefährliches Bruſtübel, das ihn befallen hatte, machte furchtbare Fortſchritte. Bald fühlte er, daß ſeine Krankheit unheilbar ſei; doch befolgte er den ihm vom Arzte ertheilten Rath und begab ſich mit Leſueur füe den Winter nach Nizza. Die Reiſe bekam ihm wohl und die Milde des Klima's ſchien ihn herzuſtellen. Er gab ſich jedoch mit dem größten Eifer neuen Arbeiten hin und brachte mit ſeinem Freunde noch eine koſtbare Sammlung zu Stande. Kaum waren ſie nach Paris zurückgekehrt, ſo ſtellte ſich ſeine Bruſtkrankheit wieder ein und wurde noch viel heftiger als vor der Abreiſe. Als alle Hoffnung ſchwand, beſchloß er das Ende ſeines Lebens an ſeinem Geburtsorte bei ſeinen beiden Schweſtern, welche er zärtlich liebte, zu erwarten. Dieſe und Leſueur pflegten ihn mit der größten Sorgfalt im Viehſtall. Er verſchied in ihren Armen am 14. Dec. 1810. Man hat von ihm folgende Schriften: Observations sur l'anthropologie. (Paris) an VIII. Voyage de découvertes aux Terres-Australes pendant les années 1800—1804. 3 voll. gr. 4. suivi d'un atlas in fol. Von dieſem Werke war, als Peron ſtarb, erſt der zweite Band zur Hälfte gedruckt. Viele Hinderniſſe verzögerten lange Zeit ſeine

Digitized by Google

Beendigung, welche man, wie auch den ganzen dritten Band, der den nautiſchen Theil der Reiſe behandelt und die Anfertigung des Atlanten dazu, Herrn Freycinet verdankt. Peron hat von dieſem allgemeinen Werke mehre Abhandlungen, welche ſich mehr über ſpecielle Gegenſtände ausbreiten, getrennt und in der Akademie der Wiſſenſchaften, in der mediciniſchen Geſellſchaft u. a. m. vorgeleſen. Sie ſind theils ſeinem Reiſewerke angehängt, theils in den Annales du Muséum abgedruckt. Darunter ſind folgende bemerkenswerth: **Notice sur l'habitation des animaux marins (Annales du Muséum tome XV.). — Mémoire sur le nouveau genre Pyrosoma. — Observations sur la dysenterie des pays chauds et sur l'usage du bétel. — Précis d'un mémoire sur la température de la mer, soit à sa surface, soit à diverses profondeurs** (ein Auszug daraus in Gilbert's Annalen, 19. Bd. S. 410 und fg.). Auch hat er es zuerſt unternommen, eine vollſtändige Naturgeſchichte der Quallen zu bearbeiten, weil er über dieſelben die meiſten Unterſuchungen gemacht und eine große Anzahl neuer Arten geſammelt hatte. In Verbindung mit Leſueur publicirte er zwei Abhandlungen: **Histoire générale et particulière des Méduses** und **Mémoire sur les Méduses du genre Equorée (Aequorea)**, welche dem genannten größeren Werke vorangehen ſollten. Außerdem hat er ſich viel mit einer philoſophiſchen Geſchichte verſchiedener Völker in Rückſicht auf ihre phyſiſchen und moraliſchen Eigenheiten beſchäftigt und gedachte ſpäter eine ausführliche Naturgeſchichte des Menſchengeſchlechts zu geben; doch wünſchte er noch vorher drei Reiſen zu machen: eine nach dem Norden von Europa und Aſien, eine andere nach Indien, die dritte nach Afrika. Er hatte auf ſeiner Reiſe zu dieſem Zwecke viele Notizen geſammelt und ein Bruchſtück (in Manuſcript), welches die Naturgeſchichte der Bewohner von Timor behandelt und wozu die Abbildungen von Leſueur an Ort und Stelle gefertigt worden, war beinahe beendigt. Unter ſeinen Manuſcripten befanden ſich auch noch die genauen Beſchreibungen aller Thiere, welche er geſehen hatte und zu denen über tauſend, nach dem Leben gemachte Zeichnungen von Leſueur gehören. Seine ſämmtlichen Schriften zeichnen ſich durch genaue, naturgetreue Darſtellung, allſeitige Behandlung und ein Streben nach allgemeinen Reſultaten aus. Es wäre zu wünſchen, daß er mit derſelben Sorgfalt, wie er das Thierreich ſtudirt hat, auch die Geſammtſchilderung der Vegetation der verſchiedenen von ihm beſuchten Länder gegeben hätte. Auch hat man ihm vorgeworfen, daß ſein Styl zuweilen mit Schmuck überladen ſei und nicht recht für eine einfache, klare Darſtellung paſſe. Der Verfaſſer des Artikels Peron im Brockhaus'ſchen Converſations-Lexikon fügt zu der von ihm gegebenen Biographie noch folgende Bemerkung: „Die Engländer beklagen ſich, daß die Franzoſen viele Entdeckungen für die ihrigen erklärt haben, die Flinders vor ihnen gemacht hat, daß ſie dieſen auf Isle de France gefangen gehalten, und dadurch ſeinen Tod befördert haben, obſchon die Franzoſen in Neuholland von den Engländern alle mögliche Unterſtützung empfangen hatten, was Peron ſelbſt nicht genug loben konnte." Sollte auch dieſe Anklage gegründet ſein, ſo iſt es doch gewiß, daß Peron ſeine Entdeckungen nicht Andern verdankte, ſondern ſie alle ſelbſtändig gemacht hat. Seinen Nekrolog hat Deleuze verfaßt und ihn mit Alard 1811 publicirt. Einen Auszug davon hat Eyries in der **Biographie universelle ancienne et moderne, tome XXXIII. p. 391. (Paris, 1823)** gegeben. Viele der ausgezeichnetſten Naturforſcher haben ſich beeifert, Peron's Andenken der Wiſſenſchaft zu bewahren, indem ſie eine Pflanzengattung und eine große Menge Thierarten nach ihm genannt haben. In der letzten Zeit endlich haben die franzöſiſchen Naturforſcher auf Veranlaſſung ſeines noch lebenden Freundes Leſueur ihm auf ſein Grab ein ſeiner würdiges Denkmal von Stein geſetzt, damit ſein Andenken auch bei denjenigen ſeiner Landsleute, welche keine Naturforſcher ſind, recht lange erhalten werde. (*Streubel.*)

Perona *Pers.* iſt Helotium.

PERONAEA. Der berühmte Anatom Poli hatte das Thier einer Art der Gattung Tellina *Lin.* und einer anderen aus dem Geſchlechte Donax *Lin.* anatomiſch unterſucht, beide in ihrem Körperbau ähnlich gefunden und zu einem Genus Peronae vereinigt, deſſen Charakter nach ihm folgender ſein ſoll: zwei ſehr lange Athemröhren, welche in eine Mantelfalte zurückgezogen werden können; die Mantelränder mit Ranken beſetzt und am Grunde der Mantelröhren durch ein ſehr dichtes Muskelband vereinigt; Kiemen offen, nur an dem hinteren Ende verwachſen; Fuß ſehr ſtark. Die beiden von Poli angeführten Arten ſind: P. cristata *Poli.* = Tellina planata *Lin.* und P. ramosa *Poli.* = Donax trunculus *Lin.* — Man hat jedoch die Gattung Peronaea nicht beibehalten können. Vergl. übrigens Donax und Tellina. (*Streubel.*)

PERONAEA ARTERIA s. A. fibularis, Wadenbeinſchlagader, geht beim Menſchen unter einem ſpitzen Winkel von der Arteria tibialis postica ab, läuft etwas geſchlängelt an der hinteren Fläche des Wadenbeins und des Ligamentum interosseum herab, gibt zahlreiche Äſte an die benachbarten Muskeln und ſpaltet ſich oberhalb des äußern Knöchels in zwei Endäſte, die Arteria peronaea anterior und A. peronaea posterior, welche das Rete malleolare externum und calcaneae bilden helfen. Die Vena peronaea entſteht aus denſelben Netzen in zwei Äſten, und geht endlich in die Vena poplitaea über, wobei ſie mit ihren Zweigen denſelben Verlauf aufwärts wie die Arteria peronaea abwärts macht.

(*J. Rosenbaum.*)

PERONAEI MUSCULI, Wadenbeinmuskeln, gibt es drei an jedem Unterſchenkel des menſchlichen Körpers. 1) M. peronaeus longus s. primus, der lange Wadenbeinmuskel entſpringt vom Kopf, dem vorderen und äußeren Winkel und der äußeren Fläche der fibula, bis zu ihrem unteren Drittheil hinab; ſeine ſtarke, plattrunde Sehne tritt hinter den äußeren Knöchel in deſſen Rinne nach Vorn, läuft am äußeren Rande des Fußes an der äußeren Fläche des Ferſenbeins zur Fußſohle, geht ſchräg nach Vorn gegen den inneren Fußrand hin und ſpaltet ſich in mehre Zipfel, welche ſich an die Fußwurzelknochen, der ſtärkſte namentlich an die Baſis des Os metatarsi der

Digitized by Google

großen Zehe heften. Er ſtreckt den Fuß, hebt den äußeren Fußrand in die Höhe, den inneren Fußrand und die Fußſpitze wendet er nach Unten. — 2) M. peronaeus brevis, s. secundus, der kurze Wadenbeinmuskel, entſpringt von der unteren Hälfte der äußeren Fläche und des vorderen Winkels der fibula bis nahe oberhalb des äußeren Knöchels; ſeine Sehne nimmt denſelben Verlauf wie die des langen W. und ſetzt ſich am äußeren Fußrande an das Os metatarsi der kleinen Zehe; er wirkt ähnlich wie der vorige, nur ſchwächer. — 3) M. peronaeus tertius, iſt eigentlich nur ein Zweig des gemeinſchaftlichen langen Zehenſtreckers, aus deſſen unterem Muskelbauch er abgeht und eine beſondere dünne Sehne, welche aber auch zuweilen fehlt, heftet ihn an die kleine Zehe, wodurch er den Fuß beugen und heben hilft. (*J. Rosenbaum.*)

PERONAEUS NERVUS, Wadenbeinnerv, bildet beim Menſchen mit dem Nervus tibialis die Fortſetzung des Hüftbeinnerven (N. ischiadicus), welcher ſich gewöhnlich in der Mitte des Oberſchenkels ſpaltet, worauf die beiden Zweige dann bis zur Kniekehle neben einander herablaufen, am oberen Ende derſelben aber auseinandergehen. Der Wadenbeinnerv ſteigt nun durch den äußeren Theil der Kniekehle herab bis hinter den Kopf des Wadenbeins, gibt auf dieſem Laufe Zweige zum kurzen Kopf des M. biceps, zur Kapſel des Kniegelenks und zwei N. cutanei cruris posteriores, den medius und externus ab, welche in der Kniekehle die fascia durchbohren und ſich in der Haut der Wade bis zum Anfang der Achillesſehne abwärts vertheilen; alsdann ſpaltet ſich der Stamm hinter dem Kopf der fibula in den N. peronaeus superficialis und profundus, welche beide um den Hals der fibula nach Vorn ſich wenden. Der N. peronaeus superficialis, s. cutaneus dorsi pedis communis, der oberflächliche Wadenbeinnerv, tritt zwiſchen den langen und kurzen M. peronaeus, denen er Zweige abgibt, hindurch, durchbohrt die fascia cruris oberhalb des äußeren Knöchels und läuft in zwei Äſte geſpalten über die Vorderfläche des Fußgelenks zum Fußrücken hin. Hier verbindet ſich der innere Aſt (N. cutaneus dorsi pedis internus) mit dem Ende des N. saphenus und einem Aſte des N. peronaeus profundus, der äußere Aſt (N. cutaneus dorsi pedis medius, mit dem N. suralis, beide geben Zweige an die Haut des Fußrückens und ſpalten ſich gabelförmig zu den Zehenrückennerven (N. digitales dorsales digitorum pedis interni und externi). Der N. peronaeus profundus s. N. tibialis anterior, der tiefere Wadenbeinnerv läuft an der vorderen Fläche des Ligamentum interosseum und an der äußeren Seite der Arteria tibialis anterior herab, gibt an die nebenliegenden Muskeln Zweige und ſpaltet ſich auf dem Fußrücken in einen äußeren und inneren Aſt; der äußere geht zu dem M. extensor brevis hallucis und extensor digitorum brevis, der innere geht zum Interstitium interosseum metatarsi, verbindet ſich mit dem inneren Hautaſt des superficialis und ſpaltet ſich abermals in zwei N. dorsales, externus hallucis und internus digiti secundi.

(*J. Rosenbaum.*)

PERONIA hat v. Blainville dem reiſenden Naturforſcher Peron zu Ehren die Schneckengattung Onchidium *Buchan. Cuv.* umgetauft; doch iſt dieſe Namensänderung aus folgenden drei Gründen nicht zu billigen: 1) hat der Name Onchidium die Alterspriorität; 2) ſollen in der Zoologie die Gattungsnamen nicht nach Perſonen gebildet werden, und 3) gibt es ſchon einen Gattungsnamen Peronia in der Botanik und zwei andere ähnlich klingende, Perona in der Botanik und Peronaea in der Zoologie. Übrigens hat auch in Teutſchland der Name Peronia anſtatt Onchidium wenig Eingang gefunden; gebräuchlicher iſt er in Frankreich. Vergl. Onchidium.

(*Streubel.*)

Peronia *Cand.*, ſ. Thalia.

PÉRONNE (lat. Peronna), (Br. 49° 55′ 30″, L. 20° 35′ 40″ oder nach dem pariſer Meridian, öſtliche Länge 0° 35′ 44″), Stadt in dem franzöſiſchen Sommedepartement (Picardie), Feſtung vierter Claſſe und Hauptort des dritten Bezirks und eines Cantons gleiches Namens, liegt 12 Lieues von Amiens, 8 Lieues von St. Quentin, 10 Lieues von Cambray und 33½ Lieues von Paris entfernt, in einer ſumpfigen, aber fruchtbaren Gegend auf dem rechten Ufer der Somme, iſt mit guten Feſtungswerken umgeben und hat auf den Wällen hübſche, mit Bäumen beſetzte Spaziergänge. Sie iſt der Sitz einer Unterpräfectur, eines Friedensgerichts, eines Tribunals erſter Inſtanz, eines Einregiſtrirungsamtes, einer Hypothekenconſervation, einer Direction der indirecten Steuern, eines beſondern Finanzeinnehmers, einer Forſtconſervation, ſowie einer Gendarmeriebrigade unter einem Lieutenant, und hat eine Brief- und eine Pferdepoſt, eine Pfarre und mehre Succurſalkirchen, einen großen Marktplatz [1]), 946 Häuſer und mit ihren ſechs Vorſtädten 3777 Einw., welche eine neuntägige Meſſe und 12 eintägige Jahrmärkte und Linon-, Batiſt-, Peckal- und Parchentfabriken, ſowie Lohgärbereien unterhalten. In alten Zeiten ſcheinen die Grafen von Vermandois hier ihren Sitz gehabt zu haben. Nach einigen alten Legendenbüchern erbaute ein gewiſſer Hercenard um das J. 655 unter Chlodowig's II. Regierung hier die Kirche des heil. Furcy (Fursaeus); nach Fredegar's Bericht war Peronne 889 bereits ein feſter Ort, in welchen ſich die Bewohner der Umgegend flüchteten, als Pipin mit ſeinem Heere heran-

1) Mitten auf dem Marktplatze lag ſonſt und liegt vielleicht noch jetzt vier oder fünf Zoll über das Pflaſter erhöht ein vier Fuß langer und zwei Fuß breiter Sandſtein, welcher ein Lehn war. So oft der König in Péronne ſeinen Einzug halten wollte, mußte der mit dieſem Steine Belehnte auf demſelben ein Pferd oder einen Zelter mit vier ſilbernen Hufeiſen beſchlagen laſſen und es dem Könige zuführen. Dafür gehörte ihm 1) der Abhub und das Tiſchgeräthe des erſten Mahles, welches der König in Péronne hielt, 2) bekam er einen Zins von ſämmtlichem Biere, welches in der Stadt getrunken wurde, 3) konnte er ſich während der Jahrmärkte aus den Buden derjenigen, welche mit ſchneidenden Inſtrumenten handelten, irgend ein Stück, welches ihm gefiel, ohne Bezahlung für ſich ausſuchen, und man nannte daſſelbe le premier taillant; die übrigen Kaufleute gaben ihm eine Entſchädigungsſumme, 4) durfte einer, der verhaftet werden ſollte, nicht von dem Steine herabgezogen werden, wenn es ihm gelang, ſich darauf zu flüchten.

Digitized by Google

zog und 898 eroberte Balduin die Feſte [2]). Im J. 914 nahm der Graf von Vermandois, Herbert, den König Ludwig den Einfältigen hier gefangen und hielt ihn bis an ſeinen den 7. Oct. 929 erfolgten Tod in Gewahrſam. Ein ähnliches Schickſal erlitt König Ludwig XI. durch den Herzog Karl den Kühnen von Burgund, der ihn hier drei Tage gefangen hielt, bis er ihm Alles, was er zu ſeiner Reiſe nach Lüttich bedurfte, bewilligt hatte. Im J. 1209 ertheilte König Philipp Auguſt dem Orte das Stadtrecht mit mehren Privilegien, und König Karl V. erneuerte beides 1368. Im J. 1536 vertheidigten ſich die Bewohner der Stadt, unterſtützt und ermuthigt durch das Beiſpiel und den Rath der Herren von Deſtourmel, Seſſeval und Cercus ſo tapfer gegen den Grafen, Heinrich von Naſſau, daß dieſer ſich genöthigt ſah, die Belagerung aufzuheben. Franz I. bewilligte ihnen zur Belohnung ihrer Tapferkeit außer andern Vorrechten als Wappen ein gekröntes P mitten zwiſchen drei goldenen Lilien. Péronne iſt der Geburtsort des Benedictinermönchs Michael Germain. Er wurde 1645 geboren, war ein treuer Studiengefährte des Paters Mabillon und ſtarb 1694 in der Abtei St. Germain des Prés. Auch der gelehrte Orientaliſt Langlès iſt hier geboren. Der Bezirk Péronne enthält auf 21,16 Quadrat-M. in den acht Cantonen: Albert, Bray, Chaulnes, Combles, Ham, Nesle, Péronne und Roiſel 182 Gemeinden und 103,243 Einw. Der Canton Péronne zählt in 22 Gemeinden 15,434 Einw. (*G. M. S. Fischer.*)

PERONNE (Pferdew.), eine kleine, hinten am oberen Theile der Lendenknochen des Pferdes ſich abwärts neigende Knochenſpitze. (*William Loebe.*)

PERONS-HALBINSEL, P.-Berge und P.-Cap, nach dem verdienten Reiſenden dieſes Namens (ſ. d. Art.) benannt, gehören der Weſtküſte des Feſtlandes Auſtralien an. Die Perons-Halbinſel erſtreckt ſich innerhalb der Haienbai (die fälſchlich auch Seehundsbai genannt wird nach der fehlerhaften teutſchen Überſetzung des Franzöſiſchen: Baie de chiens marins) in einer Länge von 12 Meilen und einer Breite von 1 bis 3 Meilen in nordweſtlicher Richtung von 26° 21′ S. B. und 131° 48′ O. L. bis 25° 30′ S. B. und 131° O. L., und theilt jene Bai in die Häfen Hamelin öſtlich und Freycinet weſtlich. Mit dem feſten Lande hängt ſie durch den Iſthmus Tailleſer zuſammen. Ihre nördlichſte Spitze iſt das Cap des hautsfonds, neben welchem weſtlich ſich die Dampierbai hineinbiegt, der beſte Ankerplatz in der Haienbai. Auf der Oſtküſte der Halbinſel iſt die Bai Lharidon und die Bai de l'attaque zu bemerken, erſtere der in dem Hafen Hamelin liegenden Inſel Faure gegenüber. Die Küſten der Halbinſel ſind überall ſteile, hohe Dünen, das Innere eine wellige, dürre Ebene mit ſandigem, ſalzhaltigem Boden, einer kümmerlichen, meiſt aus einzelnen Geſträuchen beſtehenden Vegetation, ohne Trinkwaſſer, aber mit großen ſalzigen Teichen. — Peron- und Leſueur-Berge iſt der Name einer nur aus der Ferne geſehenen Bergkette, die ſich unter dem 30° S. B., etwa zwei Meilen von der Küſte entfernt, hinzieht. — Das Perons-Cap, noch weiter ſüdlich und ſchon zur engliſchen Colonie Weſtauſtralien gehörig, liegt unter 32° 18′ S. B. und 133° 24′ O. L. Es ſchließt ſüdlich den Cockburnſund und iſt ganz von Riffen und Felſen umgeben. (*A. Keber.*)

PERONSINSEL. Man hat zwei Inſeln dieſes Namens. Die erſtere gehört zu der Gruppe der Louiſiaden, bei welchem Art. man das Nähere über ſie zu ſuchen hat, die zweite, welche von den Franzoſen im Anfange dieſes Jahrhunderts entdeckt und nach dem Naturforſcher Franz Péron (ſ. d. Art.) benannt wurde, liegt in dem zum Van Diemens-Lande gehörigen Joſeph-Buonapartebuſen, zeichnet ſich durch einen auf ihrer Nordſeite emporragenden Spitzberg aus, iſt unbewohnt und wenig durchforſcht. (*G. M. S. Fischer.*)

PEROPHORA, eine Molluskengattung aus der Ordnung Perigymna aggregata. Vergl. Burmeiſter's Handbuch der Naturgeſchichte 2. Bd. S. 476. (*Streubel.*)

PEROPODA, s. **Peropodes**, Schlinger, Stummelfüßer, eine zu den giftloſen Schlangen gehörige Familie, welche ſich dadurch auszeichnet, daß ſie die größten Schlangen enthält und daß bei den meiſten nach Außen hervortretende Rudimente der hinteren Extremität vorhanden ſind (Afterſporen). Der Kopf iſt gegen den Rumpf mehr oder weniger deutlich abgeſetzt; oberhalb ganz oder nur auf ſeinem hinteren Theile mit Schuppen bekleidet; die Pupille iſt länglich; Rinnenſchilde fehlen; die mehr oder weniger ſichtliche Kinnfurche iſt von Schuppen eingefaßt; Bauchſchilde ſchmal; Schwanz kurz. Dieſe Familie zerfällt in zwei Rotten:

a) Rollſchlangen (Acrochordea): Kopf nicht abgeſetzt; Mund eng; Bauchſchilde klein, ſechseckig; Schwanz ſehr kurz, ſtumpf. Gattungen Acrochordus *Hornst.* und Eryx *Daud.*

b) Rieſenſchlangen (Boina): Kopf deutlich abgeſetzt, verlängert eiförmig; Mund weit; Leib mehr oder minder zuſammengedrückt; am Bauche Halbringe; ein kurzer Greifſchwanz. Hierher die Gattungen Boa *Laur.* und Python *Daud.* Dieſe Familie iſt von allen neueren Herpetologen bis auf die letzte Zeit beibehalten worden. Schlegel nennt ſie jedoch in ſeinem vortrefflichen Werke: Physionomies des serpens „Les Boas“ und trennt von ihr die Gattung Eryx. Vergl. Eryx und Python. (*Streubel.*)

PEROPTERA, eine von Dümeril in der Zoologie analytique aufgeſtellte Familie der Knochenfiſche aus ſeiner Abtheilung Holobranchii. Er charakteriſirt ſie durch den Mangel der Bauchfloſſen und einiger anderer Floſſen, und rechnet hierher die Gattungen Aperichtus, Ophisurus, Notoptera, Leptocephalus, Trichiurus, Gymnonotus, Monopterus, Apteronotus u. a. m. Goldfuß hat nach dieſer Gruppe ſeine Ordnung Peropterygii gebildet. Vergl. Peropterygii und Pisces. (*Streubel.*)

2) Trotz dieſer Eroberung führt Péronne doch den Zunamen la Pucelle (die Jungfrau), und es ſcheint, daß man auf ſie keine Rückſicht genommen und die Stadt erſt ſeit ihrer Befeſtigung durch den Chevalier de Ville als Feſtung betrachtet habe, wo ihr dann freilich das Prädicat mit Recht zukommt.

Digitized by Google

PEROPTERYGII, Kahlbäuche, hat man eine Fiſchgruppe genannt, der man folgenden Charakter beilegt: Skelett knöchern, mit Rippen; Athmungsorgane wie gewöhnlich; Bauchfloſſen fehlen immer; Haut meiſt nackt, zuweilen mit kleinen Schuppen bedeckt. Die Arten leben von Raub und ſind in ihren typiſchen Formen aalähnlich. Goldfuß, welcher dieſe Ordnung adoptirt hat, rechnet zu ihr die Gattungen **Leptocephalus, Ammodytes, Rhynchobdella, Ophidium, Gymnothorax, Symbranchus, Sphagebranchus, Muraena, Gymnomuraena, Apterichthys, Anguilla, Ophisurus, Trichiurus, Gymnonotus, Carapus, Sternarchus, Gnathobolus, Gymnogaster, Pomatias, Rhombus, Stromateus, Sternoptyx** und **Anarrhichas**. Die vier erſten Genera bilden ſeine Familie **Ophioides**, die zehn folgenden die zweite Familie **Enchelyoides**, die übrigen mit Ausnahme von **Anarrhichas** (von **Gnathobolus** an) ſeine dritte Familie **Xiphonoti**; die vierte Familie **Macrorhynchi** endlich enthält die Gattung **Anarrhichas** allein. Die Ordnung **Peropterygii** hat ſich ebenſo wenig erhalten können, wie die Gruppe **Peroptera** *Dumér*. Vergl. d. Art. **Pisces**.
(*Streubel*.)

Peroratio, ſ. Rede.

PERORSI werden von Plinius (N. H. V, 1. VI, 35), von Ptolemäos (IV, 6) und von Stephanos Byz. (s. v.) als ein großer libyſcher Volksſtamm angegeben. Plinius nennt ſie **Aethiopes Perorsos** und ſetzt ſie nächſt dem Fluß Palſum an. Hinter ihnen (a tergo) kennt er die Pharuſii. In der zweiten Stelle führt er ſie an der Grenze von Mauretanien auf. Ptolemäus erwähnt ſie unter den großen Völkern der Wüſte, öſtlich von den Darabi und kennt verſchiedene Zweige derſelben. Zwiſchen den Perorſi und den Leukäthiopes zog ſich die große Ebene (*Πυῤῥὸν πεδίον*, **regio exusta, Pyrrhus campus**) hin, welche der Daras (gegenw. Senegal) in Senegambia durchſtrömt. Vergl. Mannert X. 2. S. 560. Über den Lauf des genannten Fluſſes ſ. C. Ritter, Erdkunde I. S. 296 ff.
(*Krause*.)

PEROSA. 1) Das Thal von P. nach der Gemeinde gleiches Namens benannt, franz. **Perouse** geheißen, iſt faſt ganz mit Bergen bedeckt und von dem Chiſone (Cluſon) bewäſſert, einem kleinen Fluſſe, mit welchem ſich der Germanaſco vereinigt, der es ſeiner ganzen 13 Meilen betragenden Länge nach durchſtrömt. Es liegt zwiſchen Pinerolo und Feneſtrelles. Zahlreiche Ortſchaften, als Pomaretto, Porte, Pramolo, Villar de Peroſa, Inverſo-Porte, Pinaſca Peroſa (ſ. die Art.) und andere mehre bevölkern dieſes Thal, aus dem man bei Becco-Delſino in das Thal von Pragelato (ſ. d. Art.) kommt. In dem ſüdlichen Theile deſſelben wächſt wenig Wein, hingegen iſt daſelbſt Überfluß an anderen Früchten, und beſonders iſt dieſer Theil reich an Viehweide. Die Nordſeite des Fluſſes Cluſone iſt dagegen reicher an Wein. Dieſes Thal wird von mehr als 4000 Waldenſern bewohnt, die hier endlich nach vielfältigen Verfolgungen eine ſichere Zufluchtsſtätte gefunden haben. Das Thal von Peroſa gehörte einſt zur ſogenannten Landſchaft Pinerolo (ſ. d. Art.), Pignerol, und war eins der ſogenannten piemonteſiſchen Thäler, welche man bisweilen auch kurzweg die Thäler nannte. 2) Ein Bezirk (**Mandamento XI.**), der zur Militair Diviſion von Turin gehör. Prov. Pinerolo, welcher die Gemeinden Peroſa, Villar-Peroſa, Pinaſca, Inverſo-Pinaſca, Pomaretto und einige andere Communen umfaßt, von dem Chiſone und dem Germanaſco durchfloſſen wird und einen **Giudice del Mandamento** an der Spitze ſeiner Gerechtigkeitspflege hat. Seine Oberfläche iſt faſt durchaus gebirgig und enthält nur wenig flaches Land, wenige Hügel, dagegen viele hohe Berge, beſonders im Norden. Unter den Bewohnern dieſes Bezirkes befanden ſich im J. 1836, 1230 (608 Männer, 618 Weiber und 4 Soldaten) Waldenſer, die als ſehr ehrliche, friedliche und tugendhafte Leute geſchildert werden. Die Einwohner ſind ſehr arbeitſam, die den Ackerbau, trotz der ungünſtigen Bodenverhältniſſe, zur höchſten Vollkommenheit gebracht und ſogar an vielen Orten den Felſen mit Erde bedeckt und in fruchtbare Saaten verwandelt haben. Große Waldungen, die reich an mancherlei Wild ſind, bedecken das höhere Gebirge, während die Vorberge und Hügel mit allerlei Obſtbäumen, Reben und Maulbeerbäumen bepflanzt ſind[1]). 3) Ein Diſtrict, dem ein Mareſciallo d'Allogio der königlichen Carabinieri, wie jetzt die Gensdarmerie genannt wird, vorſteht, der ſeinen Sitz zu Peroſa hat, und deſſen Sorge die niedere Sicherheitspolizei überlaſſen iſt. 4) Eine Gemeinde (**Commune**), zu der mehre der benachbarten Ortſchaften gehören. 5) Ein Flecken, der zugleich Hauptort des Mandamento und der Gemeinde gleiches Namens, der Sitz eines Mareſciallo d'Allogio der königlichen Carabinieri, eines Bezirksrichters und eines Einnehmers der königlichen Abgaben iſt. An der Spitze der Gemeindeverwaltung ſteht ein Syndicus mit einem Secretair. Der Ort liegt am linken Ufer des Cluſonfluſſes, in einem freundlichen Alpenthale auf einem Hügel, und enthält gegenwärtig ein in Trümmern liegendes Schloß, welches auf einer Anhöhe über dem Orte ſich zeigend einſt die Zugänge der Thäler S. Marſino und Pragola vertheidigte; eine pfarrliche Propſtei, die von den Königen von Frankreich geſtiftet, zum Bisthume Pinerolo gehört, eine dem h. Sineſius geweihte Kirche, ein zur Zeit der Peſt in Folge eines Gelübdes erbautes Oratorium (**di S. Roco**); eine Brüderſchaft zur Unterſtützung der Armen und eine fromme Stiftung (**opera pia**) des Hauſes Pico. Der Ort war einſt ſtark befeſtigt und viel bedeutender als jetzt. Es geht die Sage, daß einſt im Thale des Cluſon ein ſehr großer, Argentina benannter, Ort beſtanden und ſich bis Pomaretto erſtreckt, deſſen Bewohner aber der Fluß, durch ſeine immer wiederkehrenden Überſchwemmungen gezwungen habe, auf jene Höhe ſich zurückzuziehen, worauf der Flecken jetzt ſich zeigt, der auch wirklich heutzutage mit dem Namen la Ridotta belegt

---

1) ſ. Joſeph Maria Galanti, Geographie der ſämmtlichen Staaten des Königs von Sardinien. Aus dem Italieniſchen überſetzt und vermehrt von C. J. Jagemann. (Leipzig 1795.) S. 144. 150 fg. **Corografia dell' Italia di** ***Attilio Zuccagni-Orlandini.*** **Italia superiore o settentrionale. (Firenze 1835—1841.) T. IV. p. 742 sq.**

wird. Der Hügel, welcher die längs des Fluſſes ſich dahinziehende Straße überragt, ſchien ganz zur Vertheidigung des Paſſes geeignet. Die Fürſten von Acaja waren daher auch darauf bedacht, ihn zu befeſtigen und das Schloß durch eine ſtarke Beſatzung zu vertheidigen. Der Ort iſt auch geſchichtlich merkwürdig, denn ſeine Bewohner, vereinigt mit jenen der vier benachbarten Thäler von Angrona, Lucerna, Sammartino und Pragelato nahmen die Meinungen der Waldenſer an, weswegen Peroſa, welches den Mittelpunkt der ganzen zu jenen Lehren ſich hinneigenden Bevölkerung bildete, im 17. Jahrhunderte viel zu dulden hatte, ob der Hartnäckigkeit, womit ſie dieſe Lehren feſthielt. Auch durch das Erdbeben, deſſen Mittelpunkt Pinerolo war, litt dieſer Flecken im J. 1808 viel. Peroſa iſt der Geburtsort des Giov. Leggeri, des gelehrten Verfaſſers der Geſchichte der evangeliſchen Kirche in den piemonteſiſchen Thälern [2]). (*G. F. Schreiner.*)

PEROSA (Villar-), eine zur Gemeinde und zum Mandamento Peroſa gehörige Ortſchaft der Provinz Pinerolo, welche aus zerſtreuten Häuſern beſteht, worunter ſich durch ihre edle Architektur ein Landhaus der Marquiſe von Priero beſonders auszeichnet, die einen Platz umgeben, deſſen Mitte die vereinzelt liegende Pfarrkirche S. Pietro in vincoli einnimmt und die hoch über dem linken Ufer des Cluſonefluſſes, vier Miglien nordweſtlich von Pinerolo entfernt, an dem von Feneſtrelle herabführenden Alpenwege liegt. (*G. F. Schreiner.*)

PEROSAJA, eine bedeutende Ortſchaft in der päpſtlichen Delegation Macerata am Zuſammenfluſſe des Seſano- und Gianofluſſes an der von Jeſi nach Fabriano führenden Straße gelegen. Die Landſchaft ringsum iſt ausgezeichnet ſchön, voll ſanft anſchwellender Berge, deren zahlreiche Bäche ein ſeltenes Leben in die üppige Vegetation bringen. (*G. F. Schreiner.*)

PEROS BANKOS, kleine Inſelreihe, welche unter 5° 30′ S. Br. und 72° 10′ O. L. von Greenwich im oſtindiſchen Meere liegt. (*G. M. S. Fiſcher.*)

PEROTE, Villa im mexicaniſchen Staate Veracruz, liegt 7060 Fuß über dem Meeresſpiegel in einer vulkaniſchen, mit Bimsſtein bedeckten und mit Wald beſtandenen Gebirgsgegend, beſitzt, außer den kirchlichen Gebäuden, ein Kloſter und zählt gegen 1000 Einwohner. In der Nähe liegen der 12,534 Fuß hohe Coffre de Perote, ſowie das Fort St. Carlos de Perote. (*G. M. S. Fiſcher.*)

PEROTINUS, mit dem Zunamen Magnus. Unter dieſem Namen ſchreibt Gerber, dem faſt alle ſpätere Biographen, ohne es zu ſagen, es nachgeſchrieben haben: Perotinus Magnus war ein franzöſiſcher Contrapunktiſt und vortrefflicher Descanter (Singmeiſter) aus dem Mittelalter, welcher die durch den Leoninus vor ſeiner Zeit verfertigten Gradual- und Antiphonenbücher für die Orgel verbeſſerte, abkürzte, den Canto Fermo umarbeitete und verſchiedene vortreffliche Quadrupeln und Tripeln dazuſetzte, welche Bücher man dann auch in dem Chore der großen Kirche B. Virg. zu Paris bis zu den Zeiten des Robert de Sabilone zum beſtändigen Gebrauche beibehalten hat. Seine Werke machten ſechs Bände aus und enthielten Alles, was in jenen Zeiten in der Muſik nur Schönes und Kunſtreiches zu erfinden war. So lautet es von dieſem Perotinus in einem der Tractate des Cotton Ms., deſſen Alter man in das Jahr 1326 ſetzt, wovon Hawkins im zweiten Bande ſeiner Geſchichte weitere Auskunft gibt. Dieſes ehrenvolle Andenken wünſcht nun Hawkins einem ſeiner Landsleute zuzuwenden. Ohne alſo darauf zu merken, daß hier von einem Franzoſen, vielleicht des 12. Jahrhunderts, die Rede iſt, glaubt er, es ſei Robert Perrot, ein Doctor der Muſik und Organiſt am Magdalenen-Collegium zu Oxford, geboren zu Haroldſton in der Grafſchaft Pembroke, welcher zu verſchiedenen Hymnen die Muſik gemacht und 1550 geſtorben iſt, damit gemeint. S. *Hawkins* Vol. II. p. 197. Allerdings muß der Mann genannt werden, nicht damit man Alles, was ihm nachgerühmt wird, buchſtäblich glaube, ſondern daß man ſich Mühe gebe, vielleicht von ſeinen Arbeiten etwas zu Geſicht zu bekommen, was uns im Zeitraume beinahe eines Jahres nicht gelungen iſt. So lange uns aber nicht ein Augenzeuge genauere Nachricht von der Art ſeiner Wirkſamkeit gibt, ſind wir ganz ungläubig, weil wir namentlich von italieniſchen, franzöſiſchen und engliſchen Lobrednern ihrer noch weit geehrteren Landeskinder zu oft getäuſcht worden ſind, und zwar auf eine Weiſe, die alle Erwartung ſogar bei allem Unglauben überſteigt. Man macht ſich von den Übertreibungen, die nicht ſelten vorkommen, immer noch keinen rechten Begriff, wenn man ihn nicht bis aufs Höchſte treibt. Die Liebe zum Vaterlande und die Freundſchaft thun unglaubliche Dinge ſonſt und jetzt. — Aber ſolche Unterſuchungen, die wir auch über dieſen Mann fortſetzen werden, helfen der Geſchichte oft bedeutend auf. (*G. W. Fink.*)

PEROTIS. Eine von Aiton aufgeſtellte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der dritten Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Saccharinen der natürlichen Familie der Gräſer. Char. Die Blüthen ährenförmig; der Kelch zweiſpelzig, mit ſehr langen Grannen; die Corolle zweiſpelzig, ſehr klein, unbewehrt; zwei Schüppchen unter dem Fruchtknoten; die Karyopſe walzenförmig, vom Kelche umſchloſſen. Es ſind drei Arten bekannt, von denen die erſte durch die bei einem Graſe ungewöhnlich breiten Blätter ſich auszeichnet. 1) P. latifolia *Ait.* (Hort. Rew. I. p. 85. *Palisot de Beauvois* agrost. t. IV. f. 9., Anthoxanthum indicum, Saccharum spicatum und Agrostis spicaeformis *L.*) in Oſtindien und auf den canariſchen Inſeln. 2) P. rara *R. Brown* (Prodr. fl. nov. holl., Xystidium maritimum *Trinius* fund. agrost. t. I. f. 2) in Neuholland und auf den philippiniſchen Inſeln. 3) P. hordeiformis *Nees* (Illustr. p. 139) im ſüdlichen Afrika bei Port Natal und auf dem Himalaya. — P. latifolia *Thunberg* iſt Imperata Thunbergii *Nees* (Saccharum) und P. polystachya *Willdenow.* = Pollinia polystachys *Spr.* (*A. Sprengel.*)

PEROTRICHE. Dieſe von Caſſini (Bull. de la soc. philom. 1818. Mai p. 75) geſtiftete, mit Stoebe

2) Corografia dell' Italia di *G. P. Rampoldi.* (Milano 1835.) T. III. p. 158. Art. *Perosa.*

Digitized by Google

und Seriphium ſehr nahe verwandte Pflanzengattung gehört zu der erſten Ordnung der 19. Linné'ſchen Claſſe und zu der Gruppe der Eupatorinen (Senecionideae Gnaphalieae Seriphieae *Candolle*) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinſchaftliche Kelch beſteht aus wenigen Reihen ablanger, ſtachlicht-ſtumpfer, angedrückter Schuppen; der Fruchtboden iſt nackt und trägt ein einziges Zwitterblümchen mit fünfzähnigem Saume; das Achenium iſt glatt, walzenförmig, ohne Stiel, Schnabel und Krone. Die einzige Art, P. tortilis *Cassin*. (Dict. des sc. nat. 38. p. 526., Gymnachaena bruniades *Reichenbach* in *Sieber* herb. cap. n. 23) iſt am Vorgebirge der guten Hoffnung in der Nähe der Capſtadt einheimiſch, als ein kleiner Strauch mit zuſammengedrängten, ſteifen, ſpiralförmig gedrehten, linienförmigen, langzugeſpitzten, innen filzigen Blättern und zu einem erbſengroßen Knäuel zuſammengehäuften gelben Blüthenknöpfen. (*A. Sprengel.*)

PEROTTI (Giov. Domenico), geboren in Vercelli, machte ſich bekannt durch die Oper „Zemira e Gandarte," welche 1788 zu Aleſſandria aufgeführt wurde. Ein Jahr darauf ſah man von ſeiner Arbeit in Rom die Oper „Agesilao." Allein ſein Stern verließ ihn und ſeines Namens wird nicht mehr gedacht. Ein Baritoniſt Perotti war am Ende des vorigen und in den erſten Decennien dieſes Jahrhunderts in Dresden unter den italieniſchen Theaterſängern angeſtellt, war aber nur in der Opera buffa an ſeiner Stelle. Der wichtigſte dieſes Namens iſt Giannagoſtino Perotti di Vercelli, ein Sohn des Erſtgenannten (von dem Sänger iſt nicht einmal der Vorname bekannt); er war als erſter Kapellmeiſter an S. Marco in Venedig angeſtellt, hatte als Italiener recht gute, wenn auch nicht tiefe Kenntniſſe, die er mehr in Schriften als in Compoſitionen an den Tag legte. Beſonders war es eine gekrönte Preisſchrift, die ihm nicht nur in Italien, ſondern auch anderwärts Ehre machte. Es iſt folgende: Dissertazione di *G. Perotti* di Vercelli, Accademico filarmonico di Bologna —, coronata della Società Italiana di scienze, lettere et arti di 24 Giugno 1811. (Venezia 1812) p. 120. Eine auszügliche Überſetzung mit Weglaſſung des Jedermann Bekannten und Unerheblichen dieſer Preisſchrift über den Zuſtand der Muſik in Italien lieferte die Leipziger allgemeine muſikaliſche Zeitung 1813 in Nr. 1, 2 und 3. Übrigens iſt auch von dieſem Manne nichts Wichtiges weiter zu berichten. (*G. W. Fink.*)

PEROTTI (Niccolo), latein. Perottus, war zu Saſſoferrato geboren 1430 [1]). Es gibt mehre irrige Nachrichten über ſeinen Geburtsort: ſo die, er ſei in Cavelli bei Capua geboren; dann die, worin die beiden Orte Sentino und Saſſoferrato unterſchieden werden [2]). Perotti ſelbſt nennt ſeinen Geburtsort lateiniſch: Saxumferratum, und bemerkt, dieſer Ort ſei das alte Sentinum, an dem gleichnamigen Fluſſe, der dieſen Namen noch damals hatte. Er erzählt ferner ſelbſt, daß ihn auch einige Fanensis nennen; als Grund gibt er dafür an, daß ſeine Ältern in Fano vor und nach ſeiner Geburt ſich aufgehalten hätten. So iſt es erklärbar, daß er in beiden Orten erzogen und Bürger ſein konnte, wie er ſelbſt berichtet [3]); doch war der Hauptſitz des Geſchlechts der Perotti in Saſſoferrato. Aus der Lage des Ortes, der rings von Waſſer umfloſſen iſt, und deshalb: Isola Centipera genannt wurde, leitet Perotti ſelbſt den Geſchlechtsnamen ab, den das Volk Pira oder Pera nannte [4]). Was ſein Vater Francisco Perotti urſprünglich war, iſt unbekannt; ſpäterhin erſcheint er als Kriegsmann in päpſtlichem Dienſt, indem der Papſt Nicolaus V. denſelben in einer Bulle vom 16. April 1449 [5]) mit: Dilecto filio nobili viro Francisco Perotto de Saxoferrato, Militi Apostolico, et Lateranensis Palatii Comiti, Salutem et Apostolicam benedictionem. Familiae tuae nobilitas etc. anredet. Papſt Calixtus III. nennt ihn in einer Bulle vom 12. Juni 1454 [6]) [1455?] einen: Familiare, und: Nobile. Ebenſo geehrt erſcheint der Vater unſeres Perotti durch den Kaiſer Friedrich III. Derſelbe zeichnete ihn in einem Diplom, in Wien 1460 am 23. Juni unterzeichnet, aus als: Nobile Milite, d. h. Ritter, als: Conte dell' Isola Centipera, und ernennt ihn zu ſeinem: Ambasciadore in Roma, mit der Erlaubniß, auch unter den Waffen den kaiſerlichen Adler tragen zu dürfen. Eine andere kaiſerliche Zuſchrift vom 26. Juni beweiſt ebenfalls das große Zutrauen, welches der Kaiſer in dieſen Mann ſetzte. Die Mutter unſers Niccolo Perotti ſtammte aus dem angeſehenen Geſchlecht Lanci in Fano [7]). Daraus erklärt ſich ſehr natürlich der längere und wiederholte Aufenthalt der Familie Perotti zu Fano; zugleich ſieht man aus dieſen, auf Urkunden gegründeten, Nachrichten, wie unwahr es iſt, wenn dieſe Familie eine herabgeſunkene genannt wird. Sie mag freilich nicht grade ſehr reich geweſen ſein, aber weder würden der Kaiſer noch auch zwei Päpſte einen Mann ſo ausgezeichnet haben, deſſen bürgerliche Verhältniſſe ſolchen Ehren nicht entſprachen; ja auch das widerſpricht jener Angabe, daß er durch eine Urkunde von 1458, 26. Januar das Bürgerrecht in Venedig erhielt [8]). Dieſen Irrthum hat Paul Jovius durch eine Stelle ſeines Elogiums auf Perotti veranlaßt, und verbreitet haben denſelben Moreri [9]), Bayle [10]), Niceron [11]) u. A., ohne die Sache zu prüfen. Jovius iſt nicht durchaus zuverläſſig, ſobald man ſeine Angaben ohne Weiteres annimmt, und dies iſt namentlich durch die franzöſiſchen Biographen ohne Ausnahme geſchehen, ohne daß ſie eine ernſte Widerlegung bis jetzt gefunden hätten.

So wie Jovius das Urtheil über Perotti's Vermögensumſtände irregeleitet hat, ebenſo über ſeine Studien. Er ſpricht von dem Unterricht, den derſelbe mit

1) Die Zeit ſeiner Geburt iſt im Nachfolgenden genauer nachgewieſen. 2) *Toppi*, Bibl. Napoletana. p. 223. Vergl. *Niceron*, Mémoires. T. IX. p. 374.

3) Cornucop. ed. Ald. 1513. col. 32. 278. 4) *Perotti*, Cornucop. col. 947. 5) *Torrigio*, Grott. Vat. p. 226. 6) Obgleich Zeno dieſe Bulle mit 1454 ausdrücklich dem Papſte-Calixtus III. zuſchreibe, ſo iſt es doch unmöglich, weil damals Nicolaus V. noch Papſt war. 7) *Apostolo Zeno*, Dissertazioni Vossiane. p. 258. 8) *Doria* l. c. p. 278. 9) *L. Moreri*, Le grand Dictionnaire historique et critique de l'Histoire sacrée et profane. (Paris 1759. Fol.) 10 Voll. 10) Dictionnaire histor. crit. 5e éd. T. III. p. 679. 11) l. c. p. 375.

Digitized by Google

groſſem Beifall in ſeiner Jugend im Lateiniſchen ertheilt habe, während er die darauf verwendete Zeit durch Nachtwachen ſeinen Studien erſetzte, und ſeine Kräfte nur durch bürgerliche Mäßigkeit bei guter Körperconſtitution im beſten Verhältniß erhielt, aber er ſpricht davon ohne Zeitangabe und überhaupt ſo unbeſtimmt, daß man keineswegs daraus ſieht, ob es von dem Aufenthalt Perotti's in Bologna gilt oder nicht, und dennoch kann dies alles nur auf den dortigen Aufenthalt bezogen werden. Darauf ſagt Jovius weiter, Perotti habe ſich dann zu Rom ſehr ernſthaft mit dem Studium der griechiſchen Sprache beſchäftigt, unterſtützt durch die Gunſt ſeines hohen Gönners Beſſarion, und zwar mit ſo glücklichem Erfolg, daß er Polybios überſetzen konnte. Dieſe Erzählung haben die franzöſiſchen Biographen Perotti's ohne weiteres aufgenommen, und durch Zuſätze, die ebenſo falſch als unnatürlich in dem Ganzen ſind, gleichwie durch willkürliche Verbindungen noch mehr verunſtaltet. In jeder Beziehung verdienen die italieniſchen Biographen den Vorzug, weil ſie ſorgfältig prüfend ihren Gegenſtand behandeln. Sie ſind jedoch unbenutzt geblieben, weil man dieſelben nicht zu benutzen virſtanden hat, indem ſich mit den Ergebniſſen ihrer Unterſuchungen die hergebrachten Angaben nicht vereinigen ließen; vielleicht auch zog man dieſe letztern vor, weil Armuth und unermüdliche Anſtrengungen der Jugend eines ſpäter ſich auszeichnenden und beglückten Gelehrten einen poetiſchen Reiz verleihen, und weil man dieſen nicht aufgeben mochte. Dieſe Rückſicht, oder welche es ſonſt ſei, vermag es nicht, eine Verletzung der hiſtoriſchen Wahrheit aufzuwiegen. Indem ich mich bemüht habe, die Quelle jener Irrthümer nachzuweiſen, um für die Zukunft vor deren Misbrauch zu warnen, erkläre ich mich auch gegen die daraus abgeleiteten. Wir haben es allerdings nur mit einer Perſon und nicht mit einem großen, weltgeſchichtlichen Ereigniß zu thun, aber das Leben dieſes Mannes hat in der Zeit, wo er lebte, mehr als eine blos perſönliche Bedeutung, um ihm die größte Aufmerkſamkeit zu widmen, wenn es nicht an ſich ſchon die Wahrheit foderte.

Jovius bezeichnet durch jene beiden bezeichneten Angaben gewiß nur den Aufenthalt Perotti's auf der Univerſität in Bologna, und nachher zu Rom in päpſtlichem Dienſt. Dies hat man wunderbarerweiſe nicht eingeſehen. Perotti machte ſeine Studien zu Bologna, wo er bald einen ſolchen Ruf gewann, daß er an der dortigen Univerſität die Profeſſur der Rhetorik und Poeſie erhielt, die er von 1451 bis ungefähr 1456 bekleidete. Die Angabe, er ſei bis 1458 in Bologna als Profeſſor geblieben[12]), wird deshalb wol mit Recht bezweifelt, weil er ſchon in einem Breve des Papſtes Calixtus III., vom Jahre 1456, 8. Juli, Graf des Palaſtes des heiligen Lateran und apoſtoliſcher Secretair mit der Beſtimmung zu wichtigen Sendungen genannt wird. Wenn aber Zeno ſagt[13]), Niccolo Perotti ſei ſchon unter dem Papſt Nicolaus V. päpſtlicher Secretair geweſen, ſo ſcheint dies ein Irrthum zu ſein, weil dann Perotti ja ſchon vor 1456 nicht mehr in Rom ſein konnte. In der Zeit ſeines Aufenthalts zu Bologna begründete er ſeine nachherige Stellung und ſeinen anerkannten Ruf. Die erſte öffentliche Auszeichnung wurde ihm zu Theil, als er im Auftrage der Stadt 1452 den zu ſeiner Krönung nach Rom gehenden Kaiſer Friedrich III. bei ſeiner Ankunft in Bologna mit einer lateiniſchen Rede begrüßte. Dem Kaiſer gefiel dieſelbe aus dem Munde eines ſo jungen und beredten Mannes ſo vorzüglich, daß er denſelben zum Dichter krönte und zum kaiſerlichen Hofrath mit andern Auszeichnungen ernannte[14]). In demſelben Jahre vollendete und ſendete er auch die lateiniſche Überſetzung des erſten Buchs von Polybios dem Papſt Nicolaus V., der dem Verfaſſer dafür in einem Briefe vom 28. Aug. deſſelben Jahres dankte und ihn zur Fortſetzung der Arbeit, die ihm gefallen, aufmunterte. Das dritte Buch vollendete Perotti ſchon im J. 1453 zu Bologna. Auch dieſen Theil ſeiner Arbeit brachte er durch Giovanni Tortelli in die Hände des auf ihn aufmerkſamen Papſtes. Das Wohlgefallen, welches der Papſt an dieſer Fortſetzung gefunden, beweiſt derſelbe dem Verfaſſer in einem Briefe vom 3. Jan. 1454[15]). Später, und zwar unter dem nach Calixtus III. folgenden Papſt Pius II., fügte er noch die beiden folgenden Bücher hinzu. Das erſte Werk, welches er jenem Papſt überreichen ließ, war Polybios nicht, wie wir nachher ſehen werden.

Dieſe Ausbildung ſeiner glücklichen Naturgaben verdankte Perotti dem Profeſſor Niccolo Volpe, der an der Univerſität zu Bologna von 1440 bis 1460 Rhetorik, Grammatik und Poetik lehrte. Dieſes Schuldbekenntniß legte Perotti ſelbſt in einer Elegie auf ſeinen Lehrer nieder[16]).

Als hiſtoriſches Moment im Leben Perotti's betrachtet, beweiſet die Überſetzung des Polybios genügend, wie ſinnlos und durchaus unbegründet die Angabe des Jovius iſt, Perotti habe ſich erſt zu Rom mit ausdauerndem Eifer dem Studium der griechiſchen Sprache gewidmet, und zwar erſt, wie er noch hinzufügt, vermöge der Gunſt Beſſarion's. Eine ſolche willkürliche Verunglimpfung der

12) Dies ſagt auch Zeno (l. c. p. 262), obwol er p. 261 nachweiſt, daß er ſchon 1456 zum päpſtlichen Secretair gemacht worden ſei. *Durante Dorio*, Cronache di Gualdo, p. 263. 13) l. c. p. 261. Nicolaus war bis 1455 Papſt, und Niccolo Perotti wurde erſt 1456 Secretair. Tiraboſchi (Storia della Letteratura ital. T. VI. P. II. p. 356) führt richtig die betreffende Stelle aus dem vom Papſt Calixtus III. ausgefertigten Ernennungsbreve von 1456, nach Buonamici (De Claris Pontif. Epist. Script. p. 179) an, wonach man den Irrthum Zeno's einſieht. Dieſe Stelle heißt: Cum necesse sit Nos interdum pro nostris, et Romanae Ecclesiae negotiis mittere ad diversas mundi partes dilectum filium Nobilem virum Nicolaum Perottum Poetam Laureatum, Secretarium Nostrum, et Nostri Sacri Lateranensis Palatii Comitem etc. Wäre Perotti ſchon vor 1456 päpſtlicher Secretair geweſen, ſo hätte er auch damals ſchon nicht mehr in Bologna ſein können.

14) *Zeno* l. c. p. 262. *Tiraboschi* l. c. p. 356 sq. 15) Zeno (l. c. p. 262) entlehnt dieſe Angaben aus *Georgii* Vita Nicolai. V. p. 183 sq. 206 sq. 16) Miscell. Lazzaron. T. VIII. p. 183. *Alidosi* Dott. Forest. di Medic p. 56. Alidoſi berichtet, Perotti habe bis 1458 zuerſt Rhetorik und Poetik, darauf Philoſophie und Medicin gelehrt, über Medicin ſogar bis 1462 Vorleſungen gehalten, eine Angabe, die ſehr unwahrſcheinlich iſt.

Wahrheit läßt ſich nur aus kecker Unwiſſenheit und gewiſſenloſem Leichtſinn erklären. Griechiſch verſtand Perotti wenigſtens ſoviel, daß er die Überſetzung der erſten Bücher des Polybios machen konnte, ſchon in Bologna. In Rom beſchäftigte er ſich zwar ebenfalls mit griechiſchen Schriftwerken, wie die Überſetzungen derſelben beweiſen, aber vorzugsweiſe widmete er, wie ſeine übrigen Werke zeigen, ſich hier lateiniſchen Dichtern, ſowie überhaupt dem römiſchen Sprachſtudium. Ein eigenthümlicher Zug ſeiner nimmer raſtenden Wißbegierde war der, daß wenn er irgendwo etwas ihm Unbekanntes gehört hatte, er weder etwas anderes thun, noch auch ſchlafen konnte, bis er das Unbekannte erforſcht hatte[17]).

Der Papſt Pius II. erhob Perotti durch ein Breve 1458, 17. Oct., zum Erzbiſchof von Siponto oder Manfredonia[18]), beſtätigte ihn aber nach zwei Tagen 1458, 19. Oct., durch ein anderes Breve auch in ſeiner Stelle als päpſtlichen Secretair[19]). Nicht minder wurde Perotti unter den folgenden Päpſten durch Ehrenſtellen ausgezeichnet. So ſehen wir ihn im Jahre 1465 als: Governatore dell' Umbria[20]), 1471 in derſelben Eigenſchaft zu Spoleto, und 1474 wieder zu Perugia[21]). Er ſtarb ſchon 1480, nachdem er 22 Jahre Erzbiſchof geweſen war, bei Saſſoferrato auf ſeiner ſchönen und reizend im Wieſengrün und an friſchen Bächen gelegenen Villa, die er ſich: Fugicura genannt hatte[22]). Dieſer Ort ſcheint ganz ſeiner poetiſch geſtimmten Geiſtesrichtung, die ſich auch in der vorzugsweiſen Beſchäftigung mit den römiſchen Dichtern kund gab, entſprochen zu haben; denn hierher ging er, wenn er frei von amtlichen Geſchäften war, um der Muße leben zu können. Wenn er dieſen Ort liebte, ſo iſt dies bei ſeiner Liebe für die Studien ſehr natürlich, weil nur in der Gunſt der Muße es ihm möglich ſein konnte, ſo viele Werke abzufaſſen, durch welche er der Bildung ſeiner Zeit ſehr viel nützte, und deren Werth ſogar ſeine Zeit überdauert. Einige derſelben ſind zwar ungedruckt, aber ſchon die gedruckten beweiſen genügend, daß Perotti zu den vorzüglichſten der claſſiſchgebildeten Männer ſeiner Zeit, der es nicht leicht wurde, ihren Ruhm in der Geſchichte der Bildung zu erringen, gehörte.

Im Beginn ſeines Aufenthalts zu Rom ſcheint er Vorleſungen daſelbſt über Martialis gehalten, und dadurch ſich Domenico Calderino, Nebenbuhler bei gleichem Gegenſtande gelehrter Beſchäftigung, verfeindet zu haben[23]); eine Nebenbuhlerſchaft, die in öffentlichen Haß und Federkrieg ausartete. Calderino bezeichnet Perotti in ſeinen Schriften mit dem Namen: Fidentius, während er ſeinen anderen Gegner, Angelo Sabino, den Perotti unterſtützte, Brotheus nennt. Tiraboſchi bezweifelt zwar, daß Perotti zu Rom Vorleſungen gehalten habe, weil er Erzbiſchof geweſen ſei; indeſſen dies wurde er erſt 1458, und in Rom war er ſchon 1456, wie man als ſicher annehmen darf, weil eine Urkunde Zeugniß dafür gibt. Damals alſo kann Perotti wol jene Vorleſungen über Martialis gehalten haben, wie auch Apoſtolo Zeno, nach dem Bericht des Aliſſandro d'Aleſſandro, ohne Anſtoß daran zu nehmen, dieſe Angelegenheit erzählt. Corteſe berichtet ebenfalls von dieſer literariſchen Feindſchaft, jedoch ſo, daß Domenico's oder Domizio's Calderino's Neid und Scheelſucht in Perotti einen Nebenbuhler gefunden zu haben, nicht aber Perotti die Veranlaſſung dazu geweſen zu ſein ſcheint.

In frühere Zeit, als dieſer Zwiſt, gehört Perotti's Kampf mit dem greiſen Poggio. Perotti gerieth mit Poggio nur als Vertheidiger Valla's zuſammen. Perotti war damals, wie er in ſeiner Schrift gegen Poggio: In Poggium Florentinum, ſelbſt ſagt: adhuc pene adolescens, et vix quartum et vigesimum aetatis annum ingressus, noch Jüngling, und erkannte ſein Verhältniß unter den greiſen Männern. Die Zeit dieſes Kampfes, bei dem auch Perotti's hochverdienter Lehrer, dem er ſeine innigſte Verehrung zollte, in ſofern mit betheiligt erſcheint, als Poggio an denſelben einen Brief, unterzeichnet: Florentiae die XV. Julii M. CCCCL. IIII., ſchrieb, in welchem er mit ſtolzem Übermuth Perotti, als Freund und Vertheidiger Valla's, herausfodert. Als Perotti ſeine Schrift verfaßte, war Franzeſco Barbaro vor Kurzem geſtorben, wie Perotti klagt: quem doleo nuper immatura morte nobis indignissime raptum[24]).

Dieſe Zeugniſſe enthalten allein den Nachweis von der Geburtszeit Perotti's, und laſſen uns außerdem einen Blick in das ſonſt faſt unbekannte äußere Leben deſſelben thun. Ein gewiſſer, ihm durch die Geburt vererbter, ritterlicher Sinn ſcheint ihn zum Feinde jeder übermüthigen Verunglimpfung, wie ſie Valla von Poggio erfuhr, gemacht zu haben; dazu ſeine volle Jugendkraft, geläutert durch edle, mit wahrer Liebe gepflegte Studien, ſo mochte ihm jene täppiſche Anmaßung wol verhaßt ſein. Dieſes Urtheil über ſeine Geſinnung beſtätigt auch Perottis Gegenſchrift gegen Georgio's von Trapezunt, dem er damit wegen ſeiner anmaßenden und dummen Be-

17) *Raph. Volaterran.* Anthropol. Lib. 21: Nicolaus Perottus diligentissimus vocabulorum perscrutator: si quod undecunque incognitum audisset, neque dormitare, neque rerum aliquid gerere solebat, priusquam id investigasset. 18) *Ughell.* Ital. sacr. T. VII. col. 1168. 19) *Dorio* l. c. p. 48. 20) *Ammanati* epist. p. 212. 21) *Pellini*, Istor. di Perug. T. II. p. 743. 745. 22) *Jovii* elog. 18: Excessit e vita senex apud Sentinum in villa viridariis et fontibus peramoena, quam a pingui ocio Fugicuram appellavit. 23) Zeno (l. c. p. 264) ſagt auch: Ciò fu in tempo, che il Perotti, e il Calderino leggerano in Roma pubblicamente, e spiegavano Marziale a' loro uditori. L'emulazione letteraria degenerò in odio, per cui a vicenda si è altrove osservato, assai commune a quel secolo, e ciò che è peggio, familiare anche al nostro. Als Zeugen führt Zeno den Alexander ab Alexandro (Dierum genial. lib. IV. c. 21) an. Von dieſer Feindſchaft ſpricht auch Paolo Corteſe (Dialog. de hominibus doct. p. 39 sq.): Is (Sipontinus) adversarium et obtrectatorem suae laudis habuit Domitium Calderinum, qui quum esset ingenio peracri, et flagranti studio, neminem secum instituendi ac scribendi gloria conferendum putabat; exagitabatque omnes, in quibus aliqua maxime apparerent doctrinarum signa. Vergl. *Gyraldi* Dialog. de poetis suorum temporum, in deſſen Opera (Lugd. Bat. 1696). p. 552.

24) *Zeno* l. c. p. 264. Miscell. Lazzaron. T. VIII.

Digitized by Google

hauptung: Turcas omnibus Imperatoribus praestantiores esse, entgegentrat [25]).

Nach dem Tode des Papſtes Paul II. nahm der Cardinal Beſſarion den Erzbiſchof Perotti zu ſeinem Conclaviſten, und wie man erzählt, verſcherzte derſelbe in dieſem Conclave durch ſeine Unklugheit Beſſarion das Papſtthum und ſich, wie ihm derſelbe deshalb bedeutete, den Cardinalshut [26]). Wäre dieſe Anekdote, wie ſie erzählt wird, wahr, ſo müßte man Perotti für ſehr unklug oder gar für einen ſehr verſchmitzten Intriguanten halten; denn ſonſt hätte er den drei bedeutendſten Cardinälen, welche Beſſarion in ſeinem Gemach, der eben arbeitete, ſprechen wollten, um demſelben ihre Abſicht auf ihn, als künftigen Papſt, anzuzeigen, den Eintritt nicht verweigern können. Vielleicht möchte Jemand noch ſagen, Perotti habe die Studien, in denen er Beſſarion nicht ſtören wollte, überhaupt höher geſchätzt, als jene kirchlichen Ehrenſtellen; aber auch dies läßt ſich nicht erweiſen.

Soviel wiſſen wir von Perotti's äußern Lebensverhältniſſen. Sie waren nicht bewegt, aber auch keineswegs einförmig. Ein Mann wie Perotti, von der regſten Liebe zu den damals noch nicht zu lange erwachten claſſiſchen Studien beſeelt, fand darin ſeine volle Befriedigung. Dies beweiſen ſeine zahlreichen Schriften, durch die er ſich in der Geſchichte der Entwickelung jener Studien ſeit ihrem Wiedererwachen einen bedeutenden Platz erworben hat. Selbſt abgeſehen von ſeiner anerkannten lateiniſchen Überſetzung einiger Bücher des Polybios haben in der neueſten Zeit ſeine Phädriſchen Fabeln ſein Andenken erneut und die Aufmerkſamkeit auf ihn gelenkt; denn durch das Auffinden einer Handſchrift in der Vatican-Bibliothek hat man den Streit über die Echtheit oder Unechtheit der zu Neapel in einem andern Codex Perottinus aufgefundenen Fabeln, die D'Orville zuerſt entdeckt und die Nachricht davon Burmann für deſſen Ausgabe von *Phädri* fabulae 1727 mitgetheilt hatte, dahin entſchieden, daß Perotti Verfaſſer dieſer Fabeln iſt. Der jetzige Cardinal Angelo Mai hat dieſelben, als er Bibliothekar der Vatican-Bibliothek war, im verbeſſerten Text bekannt gemacht [27]). Perotti indeſſen ſagt ſelbſt in dem der Fabelſammlung vorgeſetzten Prologus an ſeinen Neffen ausdrücklich: Non sunt hi mei, quos putas, versiculi; Sed Aesopi sunt, Avieni, et Phaedri: Quos collegi ut essent, Pyrrhe, utiles tibi, Tuaque causa legeret posteritas, Quas edidissent viri docti, fabulas. Honori et meritis dicavi illos tuis, Saepe versiculos interponens meos, Quasdam tuis quasi insidias auribus. Den entlehnten Fabeln fügte er eigene Verſe ein. Es ſind deren 32, bekannt unter dem Titel: Fabulae novae sub Phaedri nomine editae. Das Zeugniß aus Perotti's Munde widerſpricht alſo jener Anſicht über den Verfaſſer der Fabeln, und dieſes Zeugniß iſt um ſo entſcheidender, als Perotti ausdrücklich bemerkt, er habe eigene Verſe eingeſchoben. Perotti hat dieſelben, wie der Titel beweiſt, ſeinem Neffen Franceſco gewidmet, auf den er ſeine vorzügliche Sorge gewendet zu haben ſcheint, indem er für denſelben auch die: Rudimenta Grammatices im J. 1468 zu Viterbo abfaßte. Wegen einer Fabel, die in ſeinen Cornucopiae ſich befindet, hat man Perotti des Plagiats aus Avienus angeklagt, aber gewiß mit Unrecht: denn er fand dieſe Fabel in einem alten Codex mit dem Namen des Avienus und fügte ſie ſeinen Cornucopiae ein.

Der Zeit nach ſcheint eine lateiniſche Überſetzung von: Simplicius in Politica Aristotelis, Perotti's erſte, wenigſtens größere, literariſche Arbeit geweſen zu ſein; denn nach einem Briefe an Giovanni Tortelli vom 31. Dec. 1451 hatte er dieſelbe damals ſchon fertig, um ſie dem Papſt Nicolaus V. zu übergeben [28]). Dies Werk Perotti's liegt noch ungedruckt in der Vatican-Bibliothek. Nach dieſer Arbeit beſchäftigte ihn wol vorzugsweiſe Polybios, wodurch er die Aufmerkſamkeit des Papſtes auf ſich zog, und betrachten wir dieſe Überſetzung in ihrer beſchränkten und genügſameren Zeit, ſo verdient ſie ohne Zweifel das Lob, welches ihr Zeitgenoſſen zollten. Sabellico zählt Perotti deshalb zu denen, welche die lateiniſche Sprache wieder erweckt hätten, und zieht ihm nur Valla vor [29]). Auch Papſt Pius II., dem Perotti die beiden letzten Bücher zugeſendet hatte, erkannte den Werth der Arbeit an. Strenger mit höheren Anſprüchen beurtheilte eine gründlicher gebildetere Zeit dieſes Werk Perotti's, dem er ſeinen Ruf verdankte. Der gediegene Caſaubonus ſpricht dieſer Überſetzung in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe des Polybios [30]) die Treue ab, indem er dieſe zugleich mit Recht als die nothwendigſte Eigenſchaft einer Überſetzung bezeichnet; außerdem rügt er Perotti's Unwiſſenheit in den Dingen, welche Taktik und Krieg betreffen, worauf aber bei Polybios in ſeinen Beſchreibungen von Schlachten ſo viel ankomme. So habe Perotti aus Unkunde des Sachlichen grade die vorzüglichſten Eigenthümlichkeiten des Polybios ſeiner Überſetzung nicht einverleibt, und dabei die größten Fehler verſchuldet. Voſſius (de hist. lat.)

25) *Zeno* l. c. p. 269. 26) *Jovii* Elogia, c. XXIV. *Varillas*, Anecdotes de Florence. p. 174 sq. 27) In Classicorum Auctorum e Vaticanis codd. editorum. Tom. III. p. 278. Die Ausgaben aus der neapeler Handſchrift, ſowie der Streit darüber werden in dem Artikel Phädrus verzeichnet werden.

28) *Zeno* l. c. p. 266. 29) *Marcant. Sabellico*, Dialog. de Lat. ling. reparatione: Nicolaus Perottus, Sipontinus Antistes, post Laurentium Vallam, quem velut Homericum illum Achillem semper excipiendum duxi, omnium, quos diximus, latinae elegantiae longe studiosissimus merito habetur. Nihil ipsius Polybio candidius, nihil minus elaboratum, quum elaboratissima alioqui omnia appareant. Philelphus nennt Perotti in einem Briefe an Alb. Zanconi im J. 1455 disertissimum, indem er ſchreibt: Accepi literas tuas ad me, et cum his eas binas, quas duo disertissimi Nicolai, et Perottus et Vulpes, ad te dederunt. Die Überſetzung Perotti's von Polybios machte ein ſolches Aufſehen, daß man dieſelbe für ein altes Werk hielt, das ſich Perotti angemaßt, und mit ſeinem Namen herausgegeben hätte. Sie erſchien zuerſt: Rom. impr. *Conrad. Sweynheim, Arnoldus Pannartzque* MCCCCLXXIII. fol.; Brixiae per *Jacob. Britannicum* MCCCCLXXXXVIII u. ö. 30) Caſaubonus' Urtheil iſt unverkürzt aufgenommen in *Huetii* liber de claris interpretibus (Hag. Com. 1683). p. 220 sq.

Digitized by Google

verſtärkt den Tadel des Caſaubonus noch durch den Vorwurf, Perotti habe oft da, wo er Polybios nicht verſtanden, Livius ausgeſchrieben, obwol beide ſich widerſprachen. Dennoch erkennt Caſaubonus in Perotti diejenigen Vorzüge an, welche ihn in ſeiner Zeit auszeichnen: nämlich eine vorzügliche Kenntniß und Übung im Lateiniſchen, wofür auch ſein Commentar über Martialis in ſeinen Cornucopiae, ſowie auch eine Kenntniß des Griechiſchen, in der ihn damals in Italien Niemand übertraf und wenige nur gleichkamen. Dieſe Vorzüglichkeit beneideten ihm einige ſo arg, daß ſie jede Gelegenheit zu neidiſchen Angriffen auf ihn benutzten, namentlich Calderino, dem ein ſolcher Nebenbuhler unerträglich war.

Die erwähnte: Oratio pro seren. Regis Romanorum Frederici jucunda receptione ex parte Communitatis Bononiensis wurde zuerſt gedruckt in der Sammlung des Albert von Eyb. Rom 1475. fol. p. 280. Das nächſtfolgende Werk ſcheint die Überſetzung von: *Tatiani* oratio ad Graecos geweſen zu ſein. Dieſelbe iſt nicht gedruckt; ebenſo wenig die Überſetzung von: *Plutarchi* libellus de Fortuna Romanorum, ſowie von: *Epicteti Philosophi* Enchiridion, ad Nicolaum V. P. M., mit einer Vorrede; ferner: Monodiae Aristidis, Libanii, et Bessarionis; dann: Oraculum quoddam de Isthmo perfodiendo Apollinis, versibus latine redditum; Cardinalis Bessarionis vita, das man blos für eine Überſetzung der von Beſſarion griechiſch verfaßten Autobiographie hält[31]). Gedruckt ſind die lateiniſchen Überſetzungen von der: Oratio D. *Basilii* de Invidia e Greco in Latinum versa, in Phil. Beroaldo's Ausgabe von: *Censorinus* de Die natali, o. J. u. O. 4. (um 1500); *Aristotelis* libellus de Virtutibus et Vitiis. Impr. Fani XV. Kal. Sept. 1504, 4., dem Herzoge von Urbino Federigo gewidmet; *Hippocratis* Jusjurandum, auch in: Alex. Benedicti Paeantii Veronens. phys. Anatomice s. historia corporis hum. Venet. Bern. Guerrald. 1502. 4; Paris. *H. Steph.* 1514. 1519. 4.

Zu ſeinen bedeutendſten und gewiß einflußreichſten Werken in den claſſiſchen Studien gehören: Cornucopiae s. linguae lat. commentarii; eiusdem Sypontini libellus, quo Plinii epistola ad Titum Vespasianum corrigitur; Cornelii Vitellii in eum ipsum libellum Sypontini Annotationes. Venet. Aldus. 1499. fol.; Aldus Manutius ſagt in ſeiner Vorrede über dies Werk Perotti's: Morte praeventus recognoscere non potuit has suas perdoctas et laboriosas lucubrationes. Wieder gedruckt ib. 1513. 1517. 1527. f.; 1522. 4. apud Benacum per Alex. Paganinium; Lugd. 1501; Venet. 1501. 1504; Argent. 1506. fol. u. ö. Pyrrhus Perottus hat dies von ſeinem Oheim zurückgelaſſene Werk herausgegeben. Die erſte Ausgabe geſchah 1470, wie Dufresne in der Vorrede zu ſeinem Glossarium lat. ſagt; dies iſt jedoch unmöglich, weil das Werk erſt nach Perotti's Tode herausgegeben wurde, vielmehr machte dieſelbe Paganini de' Paganini Bresciano 1489 zu Venezia; darauf folgte eine andere Ausgabe ib. Anton. Moretum 1492. fol. Gesner (Bibl. univ. p. 522) nennt dies Werk: Opus insigne. Martin. Martinius im Lexicon philol. v. *Sarcina* ſpricht die harte Beſchuldigung aus: Perottus qui sine mentione Auctorum exscribere solet aliena. Ambr. Calepino übertrug dagegen wieder einen guten Theil von Perotti's Cornucopiae in ſein Dictionarium 1502, ohne ſeine Quelle zu nennen. Darüber ward er von Fr. Flor. Sabinus (Apologia in ling. lat. calumnitat. p. III.) angeklagt. Indeſſen fand Perotti's Werk einen ſtrengen Richter in Jo. Parrhaſius (De rebus per epist. quaesit. Sylloge IV. ep. XXXVII.); er zeigt die Fehler nicht nur im einzelnen, ſondern nennt ſogar Perotti verächtlich: in vertendo Polybio infantissimum. Indeſſen hat dieſes unwahre Urtheil nicht in dem Erkenntniß der Werthloſigkeit jener Überſetzung ſeine Urſache, ſondern in einer patriotiſchen Rache des Parrhaſius gegen Perotti, weil derſelbe bilinguis in Rückſicht auf Ennius und die Calabrier anders gedeutet, als es Parrhaſius, ſelbſt ein Calabrier, aus Coſenza, gern ſah.

Sowol mit dem Werk: Cornucopiae, als auch beſonders erſchien das: In C. Plinii Sec. prooemium commentariolus. In der Vorrede klagt Perotti über den Misbrauch der Buchdruckerkunſt, ſowie über die Freiheit die Alten zu verbeſſern oder vielmehr zu ändern. Die beſondere Ausgabe iſt: *Nic. Perotti* commentar. in C. Plinii Sec. prooeminm c. obss. *Cornelii Vitellii*. o. J. u. O. 4. 10 Bll.

Das was Perotti eigentlich war, nämlich Sprachgelehrter, das zeigte er in zwei andern Werken, zuerſt in den: Rudimenta Grammatices, ebenfalls: ad Pyrrhum Perottum, nepotem ex fratre suavissimum, geſchrieben. Erasmus ſpricht anerkennend von dieſem Werk, und ſo auch Andere. Es erſchien zuerſt: Conradus suueynheym: Arnoldus pannartzque magistri Rome impresserunt talia multa simul. M. CCCC. LXXIII. fol.; alma urbe Roma in domo nobilis viri Petri de Maximis MCCCCLXXIII. fol. u. ö. Colon. 1522. 4; Paris. *Rob. Stephan.* 1531; *Sebast. Gryph.* 1541. 8. Die große Menge der Ausgaben dieſer lateiniſchen Grammatik beweiſt hinreichend, wie groß deren Geltung im Unterricht war. Auch das Zeugniß Marcant. Sabellico's (Dialog. de Lat. ling. reparatione): Ars grammatica, quam in communem usum edidit Perottus (quod paucis ejus generis solet accidere) vulgo ut video, probatur.

Eine für jene Zeit bedeutende Erſcheinung ſind die beiden Schriften: De generibus metrorum, und: De Horatii Flacci, ac Severini Boetii metris. Beide erſchienen mit dem: Jusjurandum Hippocratis in einer Ausgabe o. J. u. O. 4., dann: per Joan. Tacuinum de Trino 1497. 4; und mit Diomedes und andern la-

31) *Sarnelli*, Cronologia degli Arciv. Sipont. p. 305. Die Oratio habita in funere Rev. Graeci Bessarionis, welche Zeno (l. c. p. 267) als Werk Perotti's erwähnt, iſt nicht von demſelben. Als Werke Perotti's, die nicht erſchienen ſind, erwähnt Zeno (p. 272): In *P. Papinii Statii* Sylvas expositio, und p. 274: De puerorum eruditione.

Digitized by Google

teiniſchen Grammatikern: Venet. 1522. fol. Die Schrift: de Horatii Fl. metris fügte Aldus auch einigen ſeiner Ausgaben des Horaz bei. Dieſelben erſchienen auch in: *Fr. Maturantii Perusin.* de componendis carminibus opusculum; *Nic. Perottus* de generibus metrorum. *Eiusdem* de Horatii Fl. et Severin. Boethii metris. *Omniboli Vic.* de arte metrica libellus. *Servi Mauri Honorati* Centimetrum. Venet. 1484. 4; ib. per Maximum de Butricis Pap. 1491. 4; ib. per Damianum de Mediolano 1493. 4; ib. per Jo. Tacuinum 1497. 4. u. ö. — Wenn Erasmus in dem erwähnten Briefe ſchreibt: Nec Sulpitii Perottique doctrinam contemno, quibus in eis libris, quos Grammaticos ipsi vocant, haud Rhetoricos facultatis hujus (de conscribendis Epistolis) degustamenta quaedam praebere, consilium erat, ſo meint er damit wahrſcheinlich kein beſonderes Werk, was Perotti über das Briefſchreiben verfaßt hätte, ſondern wol nur einen Abſchnitt in deſſen Grammatik. — Einige italieniſche Verſe Perotti's befinden ſich in der Ausgabe der Gedichte Ant. Bruni's.

Torquato Perotti, ein Nachkomme unſeres Perotti, Haus-Prälat des Papſtes Urban VIII., ließ ſeinem berühmten Vorfahren im J. 1624 in der Kirche zu Saſſoferrato ein Grabdenkmal mit einer Inſchrift ſetzen, in der alle ſeine Verdienſte gerühmt werden, aber auch irrigerweiſe geſagt wird, derſelbe habe als Secretair des Papſtes Eugenius IV. den Concilien zu Ferrara und Florenz beigewohnt. Dieſe Angabe iſt durchaus irrig; denn jener Papſt ſtarb ſchon 1447, in der Zeit alſo, wo Perotti vielleicht erſt ſeine Studien zu Bologna begann.

Ob die Briefe Perotti's, deren Zahl nicht unbedeutend zu ſein ſcheint, da ſie ſämmtlich in der handſchriftlichen Sammlung in die beiden Theile: Romanae, und: Perusinae getheilt ſind, wie Pirro Perotti in der Vorrede zu den Cornucopiae berichtet, viel für das Leben Perotti's bieten, läßt ſich ohne Einſicht derſelben nicht entſcheiden. Angelo Mai hat einen Brief Perotti's, wenigſtens einen mit deſſen Namen, bekannt gemacht, der aber keineswegs jener großen Sammlung entnommen iſt, ſondern, wie Mai ſagt, ſich einzeln in drei Vaticanhandſchriften findet. Indeſſen muß ich meinen Verdacht, daß derſelbe weder in Form noch Inhalt echt zu ſein ſcheint, offen bekennen. Die Gründe dieſes Verdachts liegen für den, der die Lebensverhältniſſe Perotti's näher betrachtet hat, offen in dieſem Machwerk des Ungeſchicks. Sogleich das Beginnen, an einen Fanenſer zu ſchreiben, um demſelben: quae ratio sit studiorum meorum, ad te scribam, mitzutheilen, und außerdem demſelben vorzuerzählen, daß er vom Vater für die Wiſſenſchaften beſtimmt geweſen ſei, er aber dem Spiel und Vergnügen mehr Zeit als jenen gewidmet habe, erregt Verdacht gegen die Echtheit, denn Perotti ſelbſt ſagt in ſeinen Cornucopiae über Fanum und Sentinum: Mihi quidem utriusque oppidi jucundissima cogitatio est. In altero conceptus, in altero natus, in utroque educatus, utriusque Civis sum, utrumque est mihi solum, propter quod non immerito me alii Fanensem, alii Sentinatem. Par mihi ergo utrorumque caritas est, par benevolentia. Ein Fanenſer kannte alſo gewiß Perotti's Lebensweiſe ſehr gut. Aber noch ſonderbarer wird die Erzählung in dem Briefe, wo es heißt, er habe in einem dem Jünglingsalter gewöhnlichen Wahn, er wiſſe ſchon etwas, die Studien aufgegeben, dagegen darnach geſtrebt, wie er ſich und für ſeine Familie Ehren und Reichthum erwerben könne. Dies ſei ihm auch dadurch geglückt, daß er die Gunſt eines Fürſten, der jedoch ſonderbarerweiſe nicht genannt wird, gewann, der, ſelbſt gelehrt, jeden Gelehrten liebte. So ſei er gezwungen geweſen, die Studien niemals ganz aufzugeben; aber in ſeinem 25. Jahr, das er eben begonnen, ſei er erſt durch Nachdenken zu der Überzeugung gelangt, daß die Wiſſenſchaften das Vorzüglichſte ſeien in der Welt. Dies belegt er durch viele theologiſche Fragen, die einen großen Theil des Briefes ausmachen; endlich heißt es: jam enim senex mihi videor quintum et vigesimum aetatis annum ingressus. Nam quantulum est quod superesse potest, etiam si diutissime vixero? Schon dieſe wiederholte Angabe des Alters reizt zum Verdacht, der ſich zur Gewißheit erhebt, wenn man ſogleich lieſt: Volui tamen ante quam te consulerem, hanc vivendi rationem experiri. Itaque quintum iam mensem ita in studiis versor, ut vix tantum a libris secedam, quantum exiguum in principem meum servitium, et curandi corporis necessitas cogit; et tamen ita valeo, ut non solum quod verebar non obesse mihi otium intelligam, sed incredibilem etiam ad valetudinem corporis percipere fructum videar; sive natura mea talis sit, sive jucunditas ipsa mentis tantum ad salutem corporis conferat. Sed video te flagitare quid hoc tempore egerim: multa lectitavi, multa didici, nonnulla memoriae commendavi, aliqua scripsi. *Illorum rationem* mittam ad te alias, id est cum tu iudicium tuum ad me rescripseris. Dieſe letzten Worte widerſprechen jenen erſten, worin als Zweck dieſes Briefes die Mittheilung der Studienweiſe ausgeſprochen wird. Wenn man ſich aber außerdem aus dem gegebenen documentirten Abriß des Lebens Perotti's erinnert, daß derſelbe 1451 ſchon 21 Jahre alt, und Profeſſor in Bologna war, er auch 1453 die Überſetzung der drei erſten Bücher des Polybios vollendet, ſogar 1451 ſchon eine Schrift des Simplicius überſetzt hatte, ſo leuchtet die Unmöglichkeit ein, daß Perotti im 25. Jahr erſt fünf Monate ernſthaft ſich mit den Wiſſenſchaften beſchäftigt haben konnte. In dieſem Briefe heißt es nun ſogleich weiter: Nunc quae scripserim intellige. Polybii libros tres; de metris librum unum; de ratione carminum, quibus Horatius Flaccus ac Severinus Boethius usi sunt, librum unum; praeterea juramentum Hippocratis; epistolas item plurimas; interdum etiam versiculos; et nuper iussu principis nostri epigramma Ptolemaei latinum feci, quod ille in eius geographia, quam nuper omnium quas unquam viderim et pulcherrimam et pretiotissimam fecit, supra Ptolemaei imaginem jussit inscribi. Haec omnia ad te mitto. Die Angabe von den

Digitized by Google

Schriften Perotti's iſt offenbar nach der erwähnten alten Ausgabe der drei letzteren Schriften gemacht, und von Polybios ſind trügeriſch nur die erſten drei Bücher erwähnt. Erwägt man alle Momente der offenbaren Unechtheit dieſes Briefes genau, ſo erſcheint derſelbe ein rhetoriſches Übungsſtück eines Schülers zu ſein, dem gewiſſe Angaben dafür gemacht waren. Perotti's Name und Leben wurde gewählt, weil es große Geltung hatte. Dies darzulegen, war hier unabweisliche Pflicht, weil Mai's Anſehen leicht einen mit dem Gegenſtande minder Vertrauten irre leiten kann. Für die Kenntniß des Lebens Perotti's bietet dieſer Brief alſo nichts[32]). (*W. Hoffmann.*)

PEROTTO (Lago di), ein ziemlich ausgedehnter See bei dem Orte Beltrame (daher er auch in älteren Urkunden „Lacus de Porta Beltrame" genannt wird, ſowie auch Lago di Pierotta), auf dem Gebiete von Montignoſo, im Vicariato von Pietraſanta des Compartimento von Florenz im Großherzogthume Toscana, der ſehr fiſchreich iſt, an der Grenze des Herzogthums Lucca liegt und in früheren Zeiten ein Gegenſtand des Streites zwiſchen jenen von Pietraſanta, Montignoſo und dem Hoſpital de' Poveri in Lucca, in Hinſicht des Fiſchfanges war, worüber Vergleiche von den Jahren 1472, 1473 und 1486 vorliegen*). (*G. F. Schreiner.*)

PEROUGES, kleine Stadt im franzöſiſchen Aindeparlement (Breſſe), Canton Merimieux, Bezirksſtadt Trevoux, liegt 10 Lieues von dieſer entfernt und hat eine Succurſalkirche, 120 Häuſer und 873 Einwohner, welche einen Jahrmarkt unterhalten. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

PEROUSE. 1) P., Pfarrdorf, welches von vertriebenen Waldenſern, deren Nachkommen es jetzt noch größtentheils bewohnen, im würtembergiſchen Neckarkreiſe bei Leonberg angelegt und zu Ehren des heimathlichen Perouſe (ſ. Peroſa) benannt wurde. Die Geſammtzahl der Einwohner wird auf 400 angegeben. 2) P., Bergkette im franzöſiſchen Loiredepartement. (ſ. d. A.). 3) P., heißen zwei kleine Dörfer im Elſaß, la Perouſe zwei andere in der ehemaligen Franche-Comté. (*G. M. S. Fischer.*)

32) Eine ſehr oberflächliche Arbeit über Perotti enthält die Biogr. univ. Vol. XXXIII. Nicht mehr Werth haben die biographiſchen Nachrichten in Niceron's Mém. (T. IX. p. 374 sq.), ſowie in Bayle's Dictionnaire (l. c.). Auch Adr. Baillet (Jugemens des Savans. nouv. éd. T. II. P. III. p. 291 sq.), ſowie Thomas Pope Blount (Censura celebriorum authorum. p. 477 sq.) bieten nichts als eine flüchtige Zuſammenſtellung einiger fremden Urtheile über Perotti ohne eignes Urtheil. Zeno gewährt zwar reichliches Material, aber in der Anlage des Werkes liegt auch deſſen fehlerhafte Beſchränkung, und Tiraboſchi gibt auch nichts Neues und was er hat, ohne ſelbſtändiges Urtheil. So fehlt bis jetzt eine durchgreiſende Verarbeitung des vorhandenen Materials über einen Mann, deſſen Verdienſte um Bildung und Wiſſenſchaft ſeine Zeit überlebt hat. Möge dieſer Verſuch einigen Erſatz dieſes Mangels zu leiſten vermögen, bis Genügenderes die Wünſche befriedigt. Es fehlte uns zwar der Stoff nicht zu einer umfaſſenderen Arbeit, aber der Zweck der Arbeit begrenzt dieſelbe.

*) Relazioni d'alcuni viaggi fatti in diverse Parti della Toscana etc. Dal D. *Giovanni Targioni Tozzetti.* (In Firenze 1752.) Tom. IV. p. 224 sq.

Perouse (Graf de la), Perouse-Strasse, vgl. Peyrouse.

PEROXYD wird diejenige Verbindung eines Metalles mit Sauerſtoff genannt, welche bei der größten Menge Sauerſtoff noch baſiſcher Natur iſt; dieſe Benennung kann daher nur bei ſolchen Metalloryden in Anwendung kommen, wo dieſe mehre baſiſche Oryde bilden, wie z. B. beim Eiſen, Cerer u. ſ. w. (*Döbereiner.*)

Perozamad, ein Arſacide, ſ. d. A.

Perozes, ſ. Persische Geschichte.

PERPENAGARDE, wofür Stein Perperengerde hat. Stadt in der vorderindiſchen, zur Präſidentſchaft Bombai gehörigen Provinz Calicut, welche 20 engliſche Meilen von der Stadt dieſes Namens in ſüdlicher Richtung entfernt liegt. (*G. M. S. Fischer.*)

Perpendiculär, Perpendicular-Linie, ſ. Perpendikel.

Perpendicularschrift, ſ. Schrift.

PERPENDIKEL, in rein geometriſcher Bedeutung, iſt urſprünglich und eigentlich eine gerade Linie, die mit einer anderen geraden rechte Winkel macht, und von der man dann ſagt, ſie ſei perpendiculär auf dieſe andere, ſowie umgekehrt dieſe auf jene. Teutſche Geometer gebrauchen für Perpendikel auch zuweilen das Wort Loth, ſowie ſtatt perpendiculär die Wörter lothrecht, ſenkrecht, beſſer winkelrecht. — Eine gerade Linie iſt ein Perpendikel auf eine Ebene*), wenn ſie die Ebene trifft und mit allen durch den Treffpunkt (Fußpunkt des Perpendikels) in gedachter Ebene gezogenen Geraden rechte Winkel macht. Eine Ebene iſt auf eine Ebene perpendiculär, wenn die auf den gemeinſchaftlichen Durchſchnitt beider Ebenen in der einen von ihnen perpendiculär gezogenen Geraden Perpendikel auf die andere Ebene ſind. Die Aufgaben: „An eine gegebene Gerade von einem in ihr oder außer ihr gegebenen Punkte einen Perpendikel zu ziehen" löſt Euklid Elem. B. 1. Satz 11 und 12, wenn der gegebene Punkt außer der gegebenen Geraden iſt unter der Vorausſetzung, daß ſich letztere willkürlich verlängern laſſe. Die Aufgabe: „Durch einen gegebenen Punkt an eine gegebene Ebene eine perpendiculäre Gerade zu ziehen" wird Elem. Bch. 11 Satz 11 und 12 gelöſt, wenn der gegebene Punkt außer der gegebenen Ebene iſt, unter der Vorausſetzung, daß ſich letztere willkürlich erweitern laſſe. Die Auflöſung der Aufgabe: „Durch eine gegebene gerade Linie eine Ebene zu legen, die auf eine gegebene Ebene perpendiculär ſei," läßt ſich leicht aus Elem. Buch 11 Satz 18 herleiten. Durch Löſung der erwähnten Aufgaben werden die in obigen Nominal-Definitionen ausgeſprochenen Bedingungen der Perpendicularität als erfüllbar erkannt, die Definitionen ſelbſt alſo ſo gut als Real-Definitionen. — Auf eine krumme Linie perpendiculär nennt man eine Gerade dann, wenn ſie auf eine Berührungslinie

*) Es ſcheint mir beſſer, zu ſagen „Perpendikel auf eine Ebene, auf eine Gerade" als „auf einer Ebene, auf einer Geraden," weil dies dem griechiſchen πρὸς ἐπίπεδον ὀρθή entſprechender iſt und nicht ſo leicht mit „auf der Ebene liegend" verwechſelt werden kann.

Digitized by Google

der Curve im Berührungspunkte ſenkrecht iſt. Man bedient ſich aber hier ſtatt des Wortes Perpendikel gewöhnlicher des Wortes **Normale** (ſ. Normale). Übrigens erklärt ſich hieraus, warum man ſagen könne, alle Halbmeſſer eines Kreiſes ſeien Perpendikel auf die Peripherie deſſelben.

Ein ſphäriſches Perpendikel iſt ein Bogen eines größten Kugelkreiſes, der auf einen andern Kugelkreis ſenkrecht iſt, welcher Bogen alſo letztgedachten Kugelkreis trifft, und, genugſam verlängert, durch deſſen Pole geht (ſ. Kugel und Kugelkreiſe). (*Gartz.*)

PERPENDIKEL. Derſelbe iſt die einzig denkbare gerade Linie, der Radius, während alle Horizontallinien einer Peripherie angehörig und gekrümmt ſind. Ein mechaniſcher Gegenbeweis iſt unmöglich, weil wir eine ſichtbar mit dem Lineale gezeichnete gerade Linie ſogar mit unſeren engen Inſtrumenten dergeſtalt in einen Kreis bringen können, daß ſie ſinnlich in allen Punkten mit demſelben zuſammenfällt. Eine reale Horizontallinie kann nicht mathematiſch gerade ſein, weil ſie nur an der Fläche der Planetenkugel denkbar iſt, und wenn ſie mathematiſch gerade wäre, zu einem gewiſſen Maße verlängert, aufhören würde, horizontal zu ſein. Aus dieſem Umſtande, und dem, daß die Perpendikel, mathematiſch betrachtet, nie parallel ſein können, ſondern alle divergiren, dieſe Divergenz aber in ihren geringeren Graden nicht ſinnlich wahrnehmbar iſt, läßt ſich mit großer Beſtimmtheit eine Norm für Begrenzung landſchaftlicher Süjets abſtrahiren. Alle gegebenen Cautelen, als: die Landſchaft nicht breiter zu machen, als man ohne veränderte Richtung des Rumpfes und Kopfes durch Drehung der Augäpfel nach beiden Seiten ſehen könne ꝛc., ſind nicht hinlänglich, um eine Norm und Regel zu geben, innerhalb welcher die Licenz des Künſtlers ſich frei bewegen kann. Allerdings noch nicht ganz einer ſubjectiven Unbeſtimmtheit entledigt, aber doch viel beſtimmter, als die anderen, iſt die Regel, die Breite der Landſchaft nicht bis zu den Punkten auszudehnen, wo am weiteſt ſichtbarem Horizonte die Perpendikel ſichtlich divergiren, und die Horizontallinie ſichtlich gekrümmt wird. Hieraus ergibt ſich ſogleich, weshalb bei ſehr hohem Vordergrunde und ſehr fernem Horizonte die Landſchaft ſchmaler gehalten werden muß, als bei flachem Standpunkte und engerer Begrenzung des Geſichtskreiſes. Z. B. die oben angegebene Meſſung durch Drehung der Augen wird in allen Fällen, ſei der Horizont nahe oder fern, eine gleiche Breite beſtimmen, was doch nach den gegebenen Erörterungen als unzuläſſig erſcheint, indem der überſehbare Bogen der Erdoberfläche mit der Ferne wächſt. In der Natur iſt es nicht wohl möglich, eine Divergenz der Perpendikel wahrzunehmen, weil wir nicht Gegenſtände von ſo eminenter Höhe bei geringer Flächenausdehnung haben, daß ſie aus bedeutender Ferne noch ihre Richtung wol zeigen können; leicht iſt es aber, bei ſchnellem Umblicken die Krümmung der Horizontalgrenze wahrzunehmen.

Es iſt nur die Schwere, das **Streben des Körpers**, welche alle nicht perpendiculären Linien ſich um das Centrum, wenn auch nur annähernd, krümmen läßt, und die perpendiculäre Linie zu einer unwandelbar geraden ſpannt.

Man findet ſich ſehr unangenehm berührt, wenn eine Linie, welche perpendiculär ſein ſoll, es nicht iſt; während in einer flüchtigen Skizze die ſichere ſorglos vollbrachte perpendiculäre Richtung einen ſehr angenehmen Eindruck macht, und gewiſſermaßen eine Befriedigung bringt.

Dieſe Vergegenwärtigung des Perpendikels ſcheint es zu ſein, welche Architektonik, beſonders Thürme, auch Maſtbäume, Pappeln u. dgl. wirkſam und einen eigenthümlichen Reiz verleihend, in den mehr kugelichten Landſchaftspartien auftreten läßt. In demſelben Sinne liebt man, wo die Baumſtämme einer Waldſtrecke unter den Gipfeln mit ihrer Wurzelanheſtung ſichtbar werden, perpendiculäre Stellung derſelben, wenn nicht ungemeine Stärke die Richtung verdunkelt.

Wo der Perpendikel nicht wirklich ſichtbar gemacht werden kann, muß er gefühlt werden durch die Thürmung der Maſſen (vgl. d. Art. **Schwerpunkt**), ſonſt iſt die Landſchaft oder Gruppe, oder Geſtalt haltlos, ſchwankend, bilderartig. Es zeigt ſich die beſondere Kunſt des Malers, wenn er in flüchtigen Baum-, Menſchengeſtalten ꝛc. dieſe Sicherheit der Stellung, dieſe Nothwendigkeit der Geſtalt verſinnlicht.

In den Organismen kommen perpendiculäre Richtungen kaum vor. Die Pflanzenſtengel haben in den meiſten oder allen Fällen eine ſchiefe Richtung. Das Thier, der Menſch würde durch einen Perpendikel in zwei an Maſſe und Gehalt ſehr ungleiche Hälften getheilt werden. Aber durch beſondere Formverhältniſſe zeigt der Organismus in Ruhe, wie in Bewegung eine vorherrſchend ſenkrechte Stellung, von deren Auffälligkeit wir eben geſprochen haben.

Es iſt bemerkenswerth, daß das Auge ſo ſehr empfindlich für Wahrnehmung des Senkrechten iſt, und darf uns eine ſubjective Überzeugung von der Bedeutſamkeit dieſer Richtung der Geſtalt geben.

Deutlich perpendiculäre Richtung vergegenwärtigt die Gravitation in ſolchem Maße, daß es z. B. unmöglich iſt, eine ſchwebende Geſtalt in ſolcher Richtung darzuſtellen; das Auge müßte beſorgen, ſie falle augenblicklich herunter, oder ſei irgendwo heimlich aufgehängt. Es iſt auch in der That noch keinem Maler eingefallen, ſich der fraglichen Richtung in ſolchem Falle zu bedienen. Man laſſe nur die gefiederten ſtab- oder keulenförmigen Samen irgend einer großen Species aus der Familie der Syngeneſiſten in der Luft fliegen, und belauſche den ſonderbaren Zuſtand des Auges, welches ſich gar nicht überzeugen will, daß der perpendiculär herabhängende Stab ſchwebe, ſondern immer glaubt, denſelben wie an einem Baldachin aufgehängt zu ſehen.

Dieſe höchſt lebhafte Vergegenwärtigung der Gravitation, der unſichtbaren, dunkeln Tiefe, des Strebens und Dringens in dieſelbe hat wol im Sinne des Volkes mit zu Erweckung der Idee vom ſideriſchen Pendel (vgl. d. Art.), wie ihn Kieſer nennt, beigetragen.

In plaſtiſchen Kunſtwerken, welche ihrer ganzen Er-

Digitized by Google

ſcheinung nach die Schwere oft mehr, als es dem Künſtler lieb iſt, vergegenwärtigen, hat man nicht danach geſtrebt, den Perpendikel vor Augen zu führen, ſondern vielmehr denſelben zu verhehlen geſucht. Es exiſtirt aber in der dresdener Sammlung ein antiker Amor, welcher in faſt ganz perpendiculärer Richtung emporſchweben wollend gebildet iſt. Der Ausdruck dieſes Hebens iſt im Rumpfe wunderbar deutlich. Dieſe kleine Statue würde, wenn die Mittel, durch welche ſie erreicht iſt, und nicht ſo viele Thatſachen ſprächen, leicht vermögend ſein, die gegebene Theorie abzuweiſen. Wir können aber nur ſehen, daß das Genie des Künſtlers keine Schranken und Regeln zu achten braucht, welche nur um das Gewöhnliche liegen.

Der Perpendikel macht ſeinen Einfluß noch weiter geltend. Ein Glied, welches ſich ganz perpendiculär ausſtreckt, erſcheint gelähmt, wenn es herabhängt, wie ein Arm; erſtarrt, wenn es ſich aufſtützt, wie ein Fuß.

Mit der erkannten Bedeutung des Perpendikels ſcheint es zuſammenzuhängen, daß man die Säulen in ihren obern Durchmeſſern verjüngte, und eine Zwiſchenform des Cylinders und Kegels manchfach aufzuſtellen bemüht war.

Man iſt auch in der geſammten Baukunſt wenig geneigt, den Perpendikel frei heraustreten zu laſſen, man unterbricht und verhüllt ihn vielmehr möglichſt, als wollte man dadurch, daß man die Perpendikel auf intermediäre Flächen fallen, oder hängen läßt, das Auge oben und in den mittleren Räumen feſthalten.

Der Perpendikel aus unterer Fläche ragend, iſt endlich den alten Völkern das Symbol des Phallus (vgl. d. Art.). Er fällt hier zuſammen mit der Pyramide, dem Symbol des Feuers. Dieſe Symbole können uns vielleicht darauf hinweiſen, warum das Freie perpendiculär geſehen zum Falle zu dringen ſcheint, die erwähnte ſtehende Statue aber ſich vor den Augen emporheben will. In der That läßt der Perpendikel immer das Streben zu einer Bewegung ahnen, dasjenige aber, welches ſchon den Erdboden berührt, kann ſich nicht anders bewegen, als aufwärts, und ſo wäre es vielleicht eine Art bewußtloſer Reflexion, die uns z. B. in dem angeführten concreten Falle den Willen des Künſtlers ſo beſtimmt erkennen läßt. Wie der Sinn eigentlich nie mit der bloßen Wahrnehmung zufrieden iſt, ſo ſieht er denn auch in dem aus dem Boden ragenden Perpendikel ein der Erde Angehöriges und aus ihr Strebendes, wie er im Hängenden das Hinabſtreben zu bemerken gewohnt iſt. Auf dieſe Art laſſen ſich alle ſcheinbar ſo verſchiedenen äſthetiſchen und weiteren Bedeutungen des Perpendikels, wie ſie von der concreten Erſcheinung abhängen, wohl vereinigen.

(D. *G. O. Piper.*)

Perpenna, ſ. Perperna und Gallus Trebonianus.

Perpensum *Burm.*, ſ. Gunnera.

Perpera, ſ. Pepero (Numism).

PERPERENA (*Περπερήνα*), eine Stadt in Myſien, ſüdöſtlich von Adramytteion, mit einem Kupferbergwerke in der Nähe (*Strab.* XIII, 1, 607 *Cas.*). Plinius (N. H. V, 32) bezeichnet Perperene als civitas, Strabon zählt ſie zu den *κατοικίαι*. Man hat dieſen Ort für die ſpätere Stadt Theodoſiupolis gehalten (Hierokles p. 661. Weſſel.). Auch wurde hier ein ſehr gerühmter Wein gewonnen (Galen *περὶ εὐχυμίας* p. 358. Mannert. Th. VI. 3. S. 426).

(*Krause.*)

PERPERNA. PERPENNA. Man findet beide Namensformen nicht nur bei lateiniſchen [1]) und griechiſchen [2]) Schriftſtellern und zwar öfters von demſelben Individuum, durch handſchriftliche Auctorität hinreichend beglaubigt, ſondern auch auf Inſchriften und Münzen zahlreich Perperna's wie Perpenna's mit ihren beiderſeitigen Derivatis. So z. B. gibt allein der Scaliger'ſche Index zum Gruter'ſchen Corp. Inscr. (p. 233) mehre Perpenna Argyrus, P. Charico, P. Eutychus, P. Favor, P. Firmius, P. Lura, P. Philo und Perpennianus, neben nicht wenigen Perperna Argyrus, Perperna Fructus, Perperna Magnus, P. Omphale (?), P. Statutus, P. Tertius und zahlreichen Pervernia's, Perpernianus, Perpernius [3]). Mithin haben beide Formen gleiche äußere Beglaubigung; daher wäre es unangemeſſen, die eine von beiden, wie mehre Gelehrte früher gethan haben, ganz zu verwerfen, vielmehr müſſen wir die eine für eine mildere, die andre für eine härtere erklären, wovon die Schriftſteller der eine dieſe, der andre die andre, ja ein und derſelbe Schriftſteller bald dieſe, bald jene vorgezogen haben mag [4]). Was es mit dieſem Namen für eine Bewandniß hat, iſt ſchwer zu ſagen; einer römiſchen Gens gehörte er gewiß nicht an; daß es eigentlich ein Sabiniſcher Familienname war, hat man, ich weiß nicht, aus welchen Gründen, vermuthet. — Ich erinnere hier nur an folgende bekanntere Perſonen dieſes Namens. 1) Ein M. Perperna wurde während des Kriegs gegen den macedoniſchen König Perſeus, mit L. Petillius von den Römern als Geſandter an den illyriſchen König Gentius geſchickt, von dieſem Fürſten mit ſeinem Collegen ins Gefängniß geworfen, aus dem ſie erſt der Sieg des Prätor Anicius befreite; Anicius entſandte Perperna nach Rom, um die Nachricht von der vollſtändigen Vernichtung und Gefangennehmung des Gentius dahin zu bringen [5]).

2) M. Perperna, der Beſieger des Ariſtonicus. Nach Valerius Maximus (III, 4, 5) iſt, nachdem ſein Leben triumphirt hatte, ſein Tod durch das Papiſche Geſetz verurtheilt worden; denn ſeinen Vater habe man, weil er ſich unbefugt die Rechte eines römiſchen Bürgers angemaßt hätte,

1) Man vergl. die Ausleger zu *Nep.* Cat. I., [wo alle Manuſcripte, die Van Staveren verglichen hat, Perpenna haben; daſſelbe ſcheine der Fall zu ſein bei Jul. Obſeq. (de prodig. 113)] Arntzenius (zu *Vict.* Epitom. c. 30), Sigonius und Drakenborch (zu *Liv.* XLIV, 27, desgl. zu *Liv.* epitom. LIX), Burmann (zu *Vellej. Paterc.* II, 4), Ausleg. (zu *Justin.* XXXVI, 4), Ducker (zu *Flor.* II, 20, 6. III, 22, 9). Grävius (zu *Cic.* pro Rosc. Com. I) behauptet: Nullos Romani norunt Perpennas sed Perpernas. 2) Bei Appian findet ſich überall, ebenſo bei Plutarch (Sertor. 15, 25. Pompej. 10, 17. 8, 20) ein *Περπέννας*, dagegen bei Strabo (XIV, 646) *Περπέρνας*. 3) *Rasche*, Lexic. III, 954. 4) Vergl. *Heinrich* in *Cic.* Oratt. pro Scaur. Tull. Flacc. etc. p. 10. *Zumpt* in *Cic.* Verr. I, 55: Sermo communis *Perpennam* voluit, sed servavimus tamen (Perpernam), quia et h. l. tres Lagom. habent et V, 58, qui optimi existimantur, et sic in fastis Capitolinis est. 5) *Liv.* XLIV, 27. 32. *Appian.* Maced. XVI, 1.

Digitized by Google

und deshalb durch die Anklage eines Sabeller gerichtlich belangt worden wäre, in ſeine Heimath zurückzukehren gezwungen. Iſt in dieſer Anekdote der Name lex Papia richtig, ſo müßte dieſes jedenfalls eine andre, als die im J. d. St. 688, v. Chr. 65 vom Volkstribun C. Papius gegebene ſein, durch welche, mit Ausnahme eines gewiſſen Glaucippus, alle Peregrinen, die nicht geborne Italiener waren, aus Rom entfernt wurden[6]); denn da Perperna bereits 129 v. Chr. geſtorben iſt, ſo hat doch ſein Vater unmöglich durch ein 64 Jahre ſpäter gegebenes Geſetz verurtheilt werden können; überdies ſoll ja dieſer von einem Sabeller zurück verlangt worden ſein, alſo müßte er mindeſtens Italiener mithin gegen die Wirkung jener lex geſchützt geweſen ſein; wie hätte auch damals der Sohn eines Nicht-Italieners es nur ſoweit in Ehrenſtellen bringen können, als unſer M. Perperna? Ich vermuthe daher, daß es lange vor der lex Papia vom J. 65 eine andere lex dieſes Namens gegeben hat, welche entweder die italieniſchen Städte, diejenigen ihrer Mitbürger, die ſich in Rom niedergelaſſen hatten, ohne in ihrer Heimath ihre Familie zurückzulaſſen, zurückzufodern berechtigte, oder, eine Vorgängerin der lex Licinia Mucia de civibus regundis vom J. 659 d. St., 95 v. Chr., die socii, welche ſich als römiſche Bürger gerirten, jeden in ſeine Heimath zurückſchickte. — Genug, der Sohn von dieſem Perperna wurde im J. 624 d. St., 130 v. Chr., mit C. Claudius Pulcher zum Conſulat erhoben, und zum Nachfolger von P. Licinius Craſſus Mucianus im aſiatiſchen Kriege gegen Ariſtonicus beſtimmt. Auf die Nachricht vom Tode dieſes ſeines Amtsvorgängers und der Vernichtung von deſſen Armee eilte er nach Aſien, überraſchte den Feind, der mit großer Sorgloſigkeit auf ſeinen Lorbeern ausruhte, vernichtete ihn gleich beim erſten Zuſammentreffen, ſodaß er ſeine Truppen im Stich ließ und faſt allein nach Stratonicea floh; auch hierher verfolgte er ihn, belagerte die Stadt und zwang ihn, ſich ihm auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Perperna ließ nun die Pergameniſchen Schätze einpacken und ſchickte ſie ſammt dem gefangenen Ariſtonicus nach Rom, wo er unzweifelhaſt die Ehre des Triumphs erhalten hätte, wenn er nicht vorher auf ſeiner Rückreiſe in der Nähe von Pergamum plötzlich erkrankt und geſtorben wäre[7]) Ich zweifle nicht, daß dieſer Perperna eine Perſon mit dem Perperna iſt, welcher den durch die Umtriebe eines ſyriſchen Sklaven, Namens Eunus, in Sicilien aufgeregten furchtbaren Sklavenaufſtand, deſſen ein Manilius, ein Lentulus, ein Prätor C. Piſo, ein Proprätor L. Plautius Hypſäus nicht Meiſter werden konnte, beendigte, eine Begebenheit, die wahrſcheinlich ins J. 621 d. St. gehört; Perperna beſiegte die Sklaven in einer Schlacht, und als ſie darauf nach der Stadt Enna flohen, belagerte er ſie hier und zwang ſie durch Aushungern, ſich ihm zu ergeben; ſie wurden auf ſeinen Befehl gefeſſelt und erlitten den ſchimpflichen Tod am Kreuze; Perperna, um nicht die Würde des Triumphs durch Sklavennamen zu entweihen, begnügte ſich mit der Ovation. Der Name Perperna's beruht hier freilich, meines Wiſſens, ganz allein auf dem Zeugniß von Florus (III, 19); dennoch kann ich ebenſo wenig als Ducker mich davon überzeugen, daß zwei Mal bei Florus, blos durch die Schuld der Abſchreiber, dieſer Name für P. Rupilius geſetzt ſei. Es laſſen ſich auch ſehr wohl die Leiſtungen beider Männer, des Rupilius und Perperna, in dieſem Sklavenkriege unterſcheiden. Überdies hat es große Wahrſcheinlichkeit, daß Perperna eben ſeiner im ſiciliſchen Sklavenkriege erworbenen Verdienſte wegen, das Conſulat und das Commando im aſiatiſchen Sklavenkriege erhalten habe; denn das war ja der Krieg gegen Ariſtonicus. Sicherlich iſt er auch der Perperna, welcher dem Dianen-Tempel von Hierocäſarea Aſylie bewilligte[8]).

3) M. Perperna Vento, ein Menſch von geringen Fähigkeiten, bei ungemeſſener Eitelkeit, bei grenzenloſem Dünkel und Ehrgeiz, der auf ſeinen Reichthum und ſeine adlige Geburt ſich nicht wenig zu Gute that. In dem Bürgerkriege zwiſchen Marius und Sulla ſchloß er ſich an die Marianiſche Partei an; ihre Unterſtützung war es vermuthlich, durch die er zur Prätur gelangte[9]); als dieſe Partei in Italien vernichtet ward, behauptete er ſich einige Zeit in Sicilien mit Allem, was ſich von der beſiegten Partei dahin geflüchtet hatte. Sulla ſchickte den jungen Pompejus mit einer bedeutenden Truppenmacht gegen ihn, wodurch er ſich ſehr bald veranlaßt ſah, Sicilien zu räumen. Es ſcheint, daß ſich Perperna damals noch länger in Sicilien hätte behaupten können und aus freundlichen Rückſichten für Pompejus die Inſel früher verlaſſen habe; denn mehre erklärten das ſpätere Benehmen des letztern gegen den erſtern für ein undankbares Vergeſſen des in Sicilien Geſchehenen[10]). Als ſich ſpäter, nach Sulla's Tode, der damalige Conſul M. Ämilius Lepidus im J. d. St. 676, v. Chr. 78 anſchickte, die vormalige Marianiſche Partei um ſich zu ſammeln, Sulla's Einrichtungen umzuſtoßen, und die Senats- oder Sullaniſche Partei zu ſtürzen, endlich das Jahr darauf von ſeiner Provinz Gallien aus mit einer Armee in Italien einrückte, und durch ein glänzendes Manifeſt alle Freunde der Freiheit auffoderte, ſich mit ihm zu vereinen: ſchloß ſich auch Perperna ihm an und übernahm ein Commando unter ihm. Lepidus wurde indeſſen vor den Thoren Roms von Catulus geſchlagen, ſeine Anhänger zerſtreuten ſich, er ſelbſt floh nach Sardinien, wo er bald darauf ſtarb. Was ſich aber von ſeinem Heer noch gerettet hatte und der vom Senat verkündigten Amneſtie mistraute, wurde von Perperna nach Spanien geführt, wo damals ein Mann von ausgezeichnetem Talente für Kriegführung und Civiladminiſtration, mit einem Wort der eines beſſern Schickſals würdige Sertorius mit glänzendem Erfolge die Intereſſen der Marianiſchen Partei vertrat, die an ihm den begabteſten und ritterlichſten Chef hatte[11]). Perperna hatte bei ſeinem Einmarſch in Spanien die Abſicht, gegen

6) *Dio Cass.* XXXVII, 9 fin. *Cic.* c. Rull. I, 4. de offic. III, 11. pro Arch. 5. pro Balb. 23 und vielleicht auch ad Attic. IV, 16. p. 66 b. 7) Vergl. *Strab.* l. c. und den Artikel Pergamenisches Reich. III, 16. S. 419.

8) *Tac.* Ann. III, 62. 9) *Vellej.* II, 30. M. Perperna *praetorius*, gentis clarioris quam animi. 10) *Plut.* Pompej. 10 et 20. 11) *Appian.* b. c. I, 107.

den Feldherrn des Senats, Q. Metellus Pius, den Kampf für ſich allein zu beſtehen; die Schätze, die er bei ſich führte, die Armee, die unter ihm ſtand, flößten ihm mit dem Vertrauen, keines Andern Hilfe zu bedürfen, den Wunſch ein, die ſeiner wartenden Lorbeern mit Niemand zu theilen. Seinen Truppen aber war das gar nicht recht; und wie ſehr auch Perperna von ſolchen Reden ſchmerzlich berührt wurde, ſprachen ſie doch laut von der Nothwendigkeit einer Vereinigung mit Sertorius. Als indeſſen die Nachricht einging, daß Pompejus, dem der Senat eine außerordentliche proconſulariſche Gewalt, die ihm Metellus gleichſtellen ſollte, eingeräumt hatte[12]), die Pyrenäen überſchritten habe, ließen die Truppen ſich nicht länger halten, ergriffen die Waffen und ſchrieen Perperna zu, er möge ſie zu Sertorius führen, widrigenfalls würden ſie ihn im Stich laſſen und ſelbſt ſich unter den Befehl des Mannes ſtellen, der allein im Stande ſei, ſie und ſich zu erhalten. Dieſe Drohung verfehlte ihre Wirkung nicht; Perperna führte nunmehr ſeine Armee, 53 Manipeln ſtark, Sertorius zu. Einige Jahre mag Perperna ſich als einen zwar nicht beſonders geſchickten und glücklichen, aber doch wenigſtens nicht treuloſen Unterfeldherrn gezeigt haben; in den Schlachten bei Sucro, bei Sagunt (75 v. Chr., 679 d. St.) war Perperna ebenſo unglücklich gegen Metellus, als Sertorius glücklich gegen Pompejus; in der letztern verlor Perperna nicht weniger als 5000 Mann, die auf dem Platze blieben[13]); eine Schlacht, in der Sertorius und Perperna mit zwei Armeen von Metellus geſchlagen worden wären, erwähnt Livius[14]); der Ordnung nach, in der bei ihm die Begebenheiten auf einander folgen, muß auch ſie ins Jahr 679 fallen, in welchem Verhältniß ſie aber zu den von Appian erwähnten Schlachten ſteht, iſt ſchwer zu ſagen, wie denn überhaupt die Geſchichte dieſes Kriegs gegen Sertorius kaum im Zuſammenhange herzuſtellen iſt. Früher ſchon mag Pompejus ihn und Herennius bei Valencia beſiegt haben, bei welcher Gelegenheit über 10,000 Mann auf dem Schlachtfelde blieben[15]). Zwiſchen Sertorius und den vornehmen Römern, die ſich, wie Perperna, ihm angeſchloſſen hatten, herrſchte geringes Einverſtändniß; das beiderſeitige Misvergnügen wurde ebenſo wol durch glückliche, als durch unglückliche Ereigniſſe geſteigert; jene gaben einer unverſtändigen und lächerlichen Eiferſucht Nahrung, die nur dann ſchwieg, wenn Furcht nöthigte, auf Sertorius als Rettungsanker zu blicken; das Unglück aber machte ihn ſelbſt argwöhniſch und grauſam; ſein Argwohn richtete ſich, als viele Römer von ihm zum Feinde übergingen, beſonders gegen die vornehmen Römer in ſeinem Lager; dieſes Mistrauen beleidigte wieder um ſo mehr, als er nun ſein Vertrauen den Barbaren ſchenkte und ſich überall einer aus Celtiberern gebildeten Leibwache bediente; viele ſeiner Proſcriptions-Genoſſen und ehemaligen Freunde wurden auf ſeinen Befehl als Verräther getödtet. Beſonders war es Perperna, der das Feuer im Geheimen ſchürte und ſchlimme Reden führte. „Welcher böſe Dämon," ſagte er, „hat uns nur verführt, das Schlimme mit noch Schlimmerem zu vertauſchen? Wir, die wir die Heimath verlaſſen, den Genuß des Ranges, des Vermögens, den ſie uns bot, aufgegeben haben, um nur nicht unter Sulla's Befehl zu ſtehen, der doch über den Erdkreis gebot, die wir hierher gekommen ſind, blos um als Freie zu leben, dienen jetzt einem Sertorius, einem Verbannten, als Knechte, wir, aus denen ſich Sertorius das Geſpött eines Senats gebildet hat, müſſen uns Beleidigungen gefallen und nicht geringere Mühen auferlegen laſſen, als man Iberern und Luſitanern zumuthet[16])." Dieſe vornehmen Herren wagten indeſſen, ſo lange ſie Furcht im Zaume hielt, noch nicht, ſich öffentlich von Sertorius zu trennen; nur unter der Hand verdarben ſie ihm ſeine Angelegenheiten, indem ſie, als geſchähe es auf ſeinen Befehl, die Barbaren grauſam behandelten und ihnen Tribut auferlegten, ein Benehmen, das die Städte zu Abfall und Aufruhr trieb. Sertorius wurde dadurch immer jähzorniger, argwöhniſcher, grauſamer. Perperna ſtellte ſich an die Spitze einer Verſchwörung, an der noch zehn andere vornehme Römer Theil nahmen, worunter uns ein Manius Antonius, ein Gräcinus, ein Aufidius genannt werden; ſie war direct gegen Sertorius' Leben gerichtet; die Ausführung des Vorhabens wurde durch theilweiſe Entdeckung deſſelben beſchleunigt. Die Verſchwornen ließen Sertorius einen erdichteten Bericht eines ſeiner Unterfeldherren über einen von ihm erlangten Sieg und dem Feinde beigebrachte bedeutende Niederlage durch einen betrügeriſchen Boten einhändigen; da Sertorius hierüber ſehr erfreut war, lud ihn Perperna zu einem Mahl ein, was er ihm und einigen Freunden, (es waren dies lauter Theilnehmer an der Verſchwörung), um ſich über die frohe Botſchaft zu freuen, geben wolle. Sertorius ließ ſich durch viele Bitten endlich bewegen, die Einladung anzunehmen. Wir wiſſen aus einem Fragment Salluſt's, wie das Triclinium bei dieſer Gelegenheit geordnet war; auf dem mittlern Sopha lag Sertorius, über ihm ein proſcribirter Senator, L. Fabius Hiſpanienſis; auf dem oberſten Antonius, unter ihm ein Secretair von Sertorius, Namens Verſius; auf dem unterſten lag ein andrer ſeiner Secretaire, Mäcenas, in der Mitte zwiſchen Tarquitius und Perperna. Über Tiſch ſuchten die Verſchworenen Sertorius dadurch zu reizen, daß ſie ſich vor ihm, der unanſtändige Späße und lautes Reden nicht vertrug und nicht duldete, indem ſie ſich betrunken ſtellten, allerlei unzüchtige Scherze und unanſtändige Gebärden erlaubten; Sertorius wandte ſich unwillig zur Seite; da foderte Perperna für ſich einen Becher reinen, nicht mit Waſſer gemiſchten, Weins, und ließ, während er trank, ihn aus den Händen fallen; das dadurch hervorgebrachte Geräuſch war das verabredete Signal, worauf der neben Sertorius liegende Antonius ſeinen Dolch zog, ihn verwundete und ſo lange feſthielt, bis er von den Stichen der andern Verſchwornen getödtet wurde. Sertorius wurde ermordet im J. 682 d. St., 72 v. Chr., nachdem er über ſieben Jahre, nämlich vom J. 80 v. Chr. an, den Befehl in Spanien und Portugal geführt, neun Jahre nachdem ihn Sulla's Proſcription genöthigt hatte,

12) *Val. Max.* VIII, 15, 8. *Cic.* pro Manil. 21. *Liv.* epit. XCI. *Plut.* Pomp. 17. Sert. 25. 13) *Appian.* c. 110. 14) *Liv.* Epit. XCII. 15) *Plut.* Pomp. 18.

16) *Plut.* Sert. 25.

hierher ſeine Zuflucht zu nehmen [17]). Der Schauplatz der Gräuelthat war die Stadt Oſca [18]). Zu gleicher Zeit wurde ſeine Leibwache, die ihn überall hin begleitete, auf Geheiß der Geſchworenen getödtet [19]). Nach dieſem Mord gerirte Perperna ſich als Sertorius' Nachfolger im Obercommando; es zeigte ſich aber bald, daß er ebenſo wenig zu befehlen, als zu gehorchen verſtünde. In ſeiner Armee, ſelbſt unter den Römern, herrſchte, als die That ruchbar wurde, der allgemeinſte Unwille gegen die Mörder, das tiefſte Mitleiden gegen den Ermordeten; der Tod hatte, wie immer, ſo auch hier ſeine verſöhnende Kraft ausgeübt; man vergaß, was von Sertorius Kränkendes, Beleidigendes ausgegangen war, und erinnerte ſich nur an die Vorzüge, die ihn ausgezeichnet hatten; als ſich aber bei Eröffnung ſeines Teſtaments fand, daß er Perperna zu einem ſeiner Erben ernannt hätte, wuchs der Unwille gegen den Letzteren zur Empörung; man ſah, daß er nicht allein gegen ſeinen Chef und General, ſondern auch gegen ſeinen Wohlthäter und Freund eine ſo abſcheuliche That verübt hätte. Die meiſten der bei der Armee anweſenden Iberer verließen augenblicklich Perperna, ſchickten Abgeordnete an Metellus und Pompejus, und ergaben ſich dieſen auf leidliche Bedingungen; die zurückbleibenden Truppen ſuchte Perperna die einen durch Geſchenke oder Verſprechungen zu gewinnen, die andern durch Drohungen in Schrecken zu ſetzen; einige tödtete er zum abſchreckenden Beiſpiel für die Übrigen. Dann ſuchte er die Städte dadurch für ſich zu gewinnen, daß er diejenigen ihrer Bürger, die auf Sertorius' Befehl gefangen gehalten wurden, aus dem Gefängniß entließ und auch die von den Spaniern geſtellten Geiſeln zurückgab. So erlangte er allerdings, daß man ihm als Feldherrn gehorchte, denn er war einmal im Range der nächſte nach Sertorius; aber es fehlte darum nicht an Unzufriedenheit, um ſo weniger, da Perperna, ſowie er Vertrauen zu ſeiner Lage gefaßt hatte, ſich auch höchſt grauſam zeigte und ſelbſt drei der Vornehmſten, die mit ihm aus Rom geflohen waren, dazu ſeinen leiblichen Vetter (ἀδελφιδοῦν), tödtete. Metellus fand es für unnöthig, gegen einen ſolchen Gegner zwei Feldherren und zwei Armeen aufzuſtellen. Er überließ Pompejus allein die Beſiegung Perperna's, er ſelbſt übernahm die Beruhigung des übrigen Spaniens. Einige Tage lang kam es nur zu kleinen leichten Gefechten zwiſchen Perperna und Pompejus, man wollte ſich erſt gegenſeitig kennen lernen; am zehnten Tage kam es zur Entſcheidung; Pompejus hatte ſeinen Gegner zu ſehr verachten gelernt, um dieſe länger hinauszuſchieben, Perperna aber glaubte, ſo lange die Truppen ihm noch gehorchten, das Glück der Waffen verſuchen zu müſſen. Der Sieg über ihn war leicht: es fehlte ihm ebenſo an Feldherrntalent als ſeinen Truppen an Eifer für ihn und Bereitwilligkeit. Pompejus ſchickte zehn Manipeln gegen ihn, denen er den Befehl gab, ſich zum Schein zu zerſtreuen; Perperna ging in die Falle und ließ ſich dadurch zu unbeſonnener Verfolgung verlocken; worauf Pompejus plötzlich mit der ganzen Armee hervorbrach und ihm die vollſtändigſte Niederlage beibrachte; der größte Theil von Perperna's Unterfeldherren blieb in der Schlacht; er ſelbſt verſteckte ſich im Gebüſch; er fürchtete ſich vor ſeinen eignen Soldaten noch mehr als vor dem Feinde; hier fanden ihn einige feindliche Reiter, die ihn hervorzogen, und unter den Verwünſchungen ſeiner eignen Leute, von welchen er laut Mörder des Sertorius genannt wurde, zu Pompejus führten. Perperna war jetzt ehrlos genug, um von einer neuen Infamie ſeine Rettung zu hoffen; er hatte ſich in den Beſitz von Sertorius' Papieren geſetzt; darunter befanden ſich auch mehre eigenhändige Schreiben von verſchiedenen hochgeſtellten Perſonen in Rom, ſelbſt einigen Conſularen, die mit der Gegenwart unzufrieden, Sertorius darin einluden, nach Italien zu kommen und ihm ſchrieben, wie die Sehnſucht nach einem Umſturze der Dinge und einer neuen Revolution weit verbreitet ſei. Dieſe Papiere bot er Pompejus an. Pompejus erkannte augenblicklich die Gefahr, die das Bekanntwerden einer ſolchen Correſpondenz für den Staat haben konnte: er ließ alle Papiere, die man in Sertorius' Nachlaß gefunden hatte, herbeibringen, und ohne ſich oder einem Andern die Einſicht derſelben zu geſtatten, alsbald verbrennen und in aller Eile Perperna hinrichten. Obgleich manche perſönliche Rückſicht für ihn zu ſprechen ſchien, ſo überwog doch das hohe Staatsintereſſe [20]). Nach Appian hat Pompeius ſeine Hinrichtung angeordnet, ohne ihn nur vor ſich zu laſſen, um ſich ſelbſt vor der Möglichkeit einer perſönlichen Mittheilung gefährlicher Geheimniſſe zu ſchützen [21]). Alsbald nach Perperna's Hinrichtung begab ſich der größte Theil ſeiner Truppen unter Pompejus' Schutz und wurde von ihm zu Gnaden aufgenommen [22]).

4) M. Perperna iſt am meiſten dadurch bekannt, daß er ein Alter von 98 Jahren erreichte; daher er unter den Beiſpielen von bemerkenswerth hohem Alter aufgeführt wird. Da er im J. 705 d. St., 49 v. Chr., geſtorben iſt [23]), ſo muß er, wenn es mit der Angabe des Plinius [24]) von den 98 Jahren ſeine Richtigkeit hat, im Jahre 607 geboren ſein; er war mithin im J. 662 d. St., 92 v. Chr., in welchem er das Conſulat mit C. Claudius Pulcher bekleidete, 54, und im J. 668 d. St., 86 v. Chr., in welchem er mit L. Marcius Philippus die Cenſur verwaltete, 60 Jahre alt. Er überlebte alle Senatoren, welche zu der Zeit ſeines Conſulats Mitglieder dieſes Raths waren, und bei ſeinem Tode lebten nur noch ſieben von allen Senatoren, die er als Cenſor bei

17) *Liv.* Epitom. XLVI. Sertorius a M' Antonio et M. Perperna et aliis conjuratis in convivio interfectus est octavo ducatus sui anno, magnus dux et adversus duos imperatores Pompejum et Metellum saepe par, vel frequentius victor, ad ultimum desertus et proditus. *Plut.* Sert. 26. Pompej. 20. *Eutrop.* VI, 1. *Oros.* V, 23. 18) Es wird nämlich bei Vellejus (II, 30) ſtatt M. Perperna — Sertorium inter cenam *Etoscae* interemit und bei Strabo (III. p. 160) ſtatt *ἐτελεύτα δὲ νόσῳ* dort *Oscae*, hier *δ' ἐν Ὄσκῃ* verbeſſert. 19) *Appian.* c. 113 fin.

20) *Liv.* Epit. XCVI. Imperium partium ad Marcum translatum est, quem Cn. Pompeius victum captumque interfecit. *Plut.* Sert. 27. Pomp. 20. 21) *Appian.* c. 115. 22) *Cic.* Verr. V, 58. 23) *Dio Cass.* XLI, 14. 24) *Plin.* N. H. VII, 48.

Digitized by Google

Bildung der Senatsliſte in den Senat gewählt hatte; denn hier gebe ich auf das übereinſtimmende Zeugniß von Plinius und Valerius[25]) mehr als auf die abweichende Nachricht von Dio Caſſius, daß er auch alle die, welche unter ſeiner Cenſur im Senat geweſen waren, überlebt habe. Übrigens iſt wenig von ihm zu erzählen. In ſeinem Conſulate ereigneten ſich viele außerordentliche Naturerſcheinungen und Mirakel, weshalb die Conſuln eine große Luſtration und Supplication halten ließen[26]). Im italieniſchen oder Bundesgenoſſenkriege 664 d. St., 90 v. Chr., ernannte ihn der Senat mit noch vier andern Altconſuln zum Legaten des Conſul P. Rutilius[27]) mit proconſulariſcher Gewalt. Von ihm und ſeinem Collegen in der Cenſur wurde das 67. Luſtrum gehalten, 463,000 Bürger gaben ihre Namen im Cenſus an; die neuen Bürger, welche in Folge des Bundesgenoſſenkrieges das Bürgerrecht erlangt halten, und um den Rechten der alten Bürger keinen Abbruch zu thun, in eine Anzahl für ſie neu errichteter Tribus vertheilt worden waren, wurden von dieſen Cenſoren unter die alten Tribus vertheilt, L. Valerius Flaccus als Princeps senatus verkündigt. An der Ausführung von manchen Bauten hat Marcius vielleicht größern Antheil gehabt, als Perperna; auf ihre desfallſige Thätigkeit und Verpachtung der Staatsgefälle bezieht ſich Cicero[28]). Als Cenſorius wird Perperna auch bezeichnet von Nepos[29]). Er war einer der neun Conſularen, die für M. Scaurus ein günſtiges Zeugniß ablegten, als dieſer wegen ſeiner Verwaltung von Sardinien und Corſica eine Anklage repetundarum im J. d. St. 700, vor Chr. 54, zu beſtehen hatte[30]); Perperna war damals 93 Jahre alt. — Ob er der M Perperna iſt, welcher in einem Proceß zwiſchen Aculeo und Gratidianus, bei dem Craſſus der Advocat des Erſtern, L. Helvius Lamia der Anwalt des Letzteren war, das Richteramt verwaltete[31]), wage ich ebenſo wenig zu entſcheiden, als wer der M. Perperna iſt, der in der Rede Cicero's für den Schauſpieler Roſcius c. 1. erwähnt wird. (*Meier.*)

PERPET, ſoviel wie wollener Raſch (ein geköperter Zeuch aus Kammwollgeſpinnſt). (*Karmarsch.*)

Perpetua Brasil., ſ. Gomphrena (officinalis).

PERPETUAN oder Perpetuel, ein geköperter oder gemuſterter wollener Zeuch (aus Kammgarn gewebt), eine Art der Serge. (*Karmarsch.*)

Perpetuel, ſ. Perpetuan.

PERPETUUM MOBILE. Im Allgemeinen verſteht man unter einem perpetuum mobile eine Vorrichtung, welche ſich ſtets bewegt; es laſſen ſich aber dieſe Vorrichtungen in zwei Claſſen theilen: 1) in ſolche, welche man ein perpetuum mobile physicum, und 2) in ſolche, welche man ein perpetuum mobile mechanicum nennen könnte. Die erſten ſind diejenigen, bei denen eine in der Natur vorhandene und ſich ändernde (bald wachſende, bald abnehmende, oder ihre Richtung ändernde) Kraft fortwährende Bewegungen erzeugt. In dieſem Sinne gehört dann das Barometer, deſſen Schwankungen durch den Einfluß der Wärme und der dadurch erzeugten Luftſtrömungen nie aufhören, und die Magnetnadel, welche durch uns noch unbekannte Veränderungen bald mehr nach Oſten, bald mehr nach Weſten vom Meridian abweicht, und in fortwährender Schwingung ſich befindet, zu den perpetuis mobilibus. — Gewöhnlich verſteht man indeſſen, wenn man von einem perpetuum mobile redet, nur die zweite Claſſe, diejenigen Vorrichtungen nämlich, welche ihre Bewegungen immer beibehalten und ſtets erneuern, ohne daß eine äußere Kraft zur Hilfe kommt, oder bei welchen ein gleicher Grad von Bewegung von einem Theile zum folgenden im Kreiſe herum (oder in einer andern in ſich zurückkehrenden krummen Linie) ſo übertragen wird, daß dieſelbe Bewegung zum erſten Theile zurückkehrt, ohne eine Verminderung in ihrer Stärke erlitten zu haben.

Die erſte Veranlaſſung zur Idee eines perpetuum mobile in dieſem letzten Sinne gab wol die Bemühung, die oft ſo theuren bewegenden Kräfte durch eine einfache und keine Unterhaltungskoſten erfodernde Vorrichtung zu erſetzen. Die Beſchäftigung mit dieſer Aufgabe iſt keineswegs neu, ſchon ſeit den älteſten Zeiten verſuchte man ihre Löſung; und je ſchwieriger dieſe ſich zeigte, deſto mehr wurde der menſchliche Scharfſinn angetrieben, die entgegenſtehenden Hinderniſſe zu überwinden. Nicht blos Gelehrte, welche mit den Geſetzen der Natur und der Bewegung wohl vertraut waren, richteten ihre Beſtrebungen auf dieſes Ziel, ſondern hauptſächlich ſolche, welche bei beſchränkter Kenntniß dieſer Geſetze die eigentlichen Schwierigkeiten der Aufgabe nicht einſahen, glaubten ſich zu ihrer Löſung berufen, und wurden oft, indem ſie mehr Zeit und Koſten, als ihren äußern Verhältniſſen angemeſſen war, auf eine Reihe von erfolgloſen Verſuchen und Conſtructionen verwandten, arm und unglücklich. Während in den frühern Zeiten die Meiſten die Erfindung eines ſolchen perpetuum mobile für möglich hielten, fehlte es jedoch auch nicht an Andern, welche diejenigen verſpottelen, die ſich damit beſchäftigten. — Kaspar Schottus theilt verſchiedene Vorſchläge zu ſolchen Maſchinen mit Technica curiosa lib. X. Part. 1. p. 732. (Lips. 1664); noch mehr findet man bei Franziskus de Lanis in ſeinem magisterium naturae et artis Tom. I. lib. 8. c. 2 und 3; in dem Journ. des Savans 1678 p. 165; 1686. p. 9. 29. 95, 104; 1700 p 245; 1726 p. 590; 1745 p. 29 werden ebenfalls Vorſchläge zu Maſchinen mitgetheilt, welche ſich ſelbſt in Bewegung ſetzen und erhalten ſollen. Papinus ſcheint die Möglichkeit eines perpetuum mobile nicht zu bezweifeln (Phil. Trans. XV. 1240; XVI. 138. 267; Acta Erud. 1688. p. 335; 1689 p. 322), und ebenſo wenig Deſaguliers (Phil. Trans. XXXI. 234). Aber C. L. Sturm (in Math. Part. II. p. 366), Bojanutus Lorini (vom Feſtungsbau lib. V. c. 19), Simon Stevinus (in Element. Static. lib. I. prop. 19), Parent (in Mém. de l'Acad. Par. 1700. p. 159), und beſonders La Hire in (Mém.

25) *Valer. Max.* VIII, 13, 4. 26) *Jul. Obseq.* de prodig. 118. 27) *Appian.* b. c. I, 40, wo freilich *Γάϊον Περπένναν* ſteht. 28) *Cic.* Verr. I, 55. Qui de L. Marcio M. Perperna censoribus, socium ne admittito neve partem dato neve redimito. 29) *Nep.* Cat. 1. M. Perperna censorius narrare solitus est. 30) *Ascon.* Comment. in *Cic.* pro Scaur. p. 10. *Heinr.* 31) *Cic.* Orat. II, 65.

de l'Acad. X, 426) erklärten ſich beſtimmt dagegen, was auch ſchon früher in Beziehung auf die angebliche Erfindung des Corn. Drebbel von Peireſc in den Briefen an ſeinen Freund Cambden (*G. Cambdeni* epistolae. Londini 1691. p. 333 und 387), und von Kepler (epistol. 1718. p. 393) geſchehen war. Chr. Wolff leugnet in ſeinem Math. Lexic. Leipzig 1716, S. 1041 die Möglichkeit eines perpetuum mobile nicht, ja er hat ſelbſt ein Zeugniß über das von Orffyreus conſtruirte (ſ. nachher) mit unterſchrieben. Diez bewies in einer Diſſertation 1722 die Unrichtigkeit und Unausführbarkeit der früher gemachten Vorſchläge (Perpetui Mobilis mechanici impossibilitas methodo mathematica demonstrata). — Die Akademie zu Paris beſchloß im Jahre 1775 gar keinen Vorſchlag zur Conſtruction einer ſolchen Maſchine mehr anzunehmen, und erklärte ſich hiermit gegen die Möglichkeit derſelben. Daſſelbe geſchah in den letzten Zeiten unter andern auch von Carnot (Principes fondamentaux de l'équilibre et du mouvement. Par. 1803. §. 281), von Zach im Reichsanzeiger 1796 vom 6. Juni und 17. Nov) und von Thomas Young (Lectures on nat. Phil. T. I. p. 91). — Wenn auch unter denjenigen, welche hinlängliche Kenntniſſe in der Mechanik beſitzen, längſt jeder Gedanke an die Möglichkeit des perpetuum mobile verſchwunden iſt, ſo finden ſich doch ſelbſt in unſern Tagen unter den halbgebildeten Leuten, namentlich wenn ſie eine gewiſſe Geſchicklichkeit in Metallarbeiten beſitzen, immer noch viele, die, getrieben von der Hoffnung auf großen Gewinn, den Gedanken an die Herſtellung eines ſolchen zu lieb gewonnen haben, als daß ſie ihm nicht in der Stille einen Theil ihrer Zeit widmen ſollten.

Am meiſten Aufſehen erregte im Jahre 1712 ein gewiſſer Orffyreus (eigentlich Beßler) in Sachſen (zu Gera), welcher vorgab, nach zehnjährigem Bemühen endlich ein perpetuum mobile zu Stande gebracht zu haben. Er zeigte es öffentlich, und ließ ſich ein Atteſtat darüber ausſtellen. Die Maſchine hob einige Pfunde. Er zog dann nach Draſchwitz (einem Dorfe bei Weißenfels), und verfertigte im Jahre 1713 eine größere Maſchine, welche ſich binnen einer Minute 50 Mal umdrehte und eine Laſt von 40 Pfund einige Klafter hoch hob. Später begab er ſich nach Merſeburg und ſtellte dort (im grünen Hofe vor dem Sixtthore) eine noch größere Maſchine auf; ſie beſtand aus einem Rade, ſechs leipziger Ellen hoch und 1 Schuh dick, das ſich an einer Welle befand, deren Zapfen in Bretern aufgehängt waren. Die Axe verlängerte ſich auf beiden Seiten in zwei Kurbeln, welche mit einem Perpendikel auf jeder Seite verbunden waren, um einen gleichmäßigen Gang zu erzeugen. An der Welle befanden ſich auf der einen Seite des Rades acht Arme, um vier Stampfen bei jedem Umlaufe zwei Mal zu heben, und auf der andern Seite ein Seil, das zum Fenſter hinausgeleitet war, und eine Laſt trug. Die Maſchine konnte nach dem Zeugniß einer Commiſſion (zu der als fürſtlich ſächſiſcher Commiſſarius Jul. Bernh. von Rohr geſandt war, zu der aber unter andern auch der ſächſiſche Geheimrath Leidenfroſt, der Hofrath und Profeſſor Wolff aus Halle, Fr. Hoffmann u. m. A. gehörten), durch zwei Finger ohne die geringſte Kraft in Bewegung geſetzt werden; ſobald nur ein einziges von den im Kunſtrade verborgenen Gewichten zu fallen anfing, bewegte ſie ſich gleichmäßig fort, konnte nur mit großer Kraft aufgehalten werden, hob eine Laſt von 70 Pfd. mehre Male vom Hofe bis ans Dach u. ſ. w. Gegen die Erfindung des Orffyreus ſprachen beſonders der Mechanikus Gärtner in Dresden und Borlach, und erklärten ſie für Betrug. — Der Landgraf Karl von Heſſen-Caſſel rief jedoch den berühmten Künſtler nach ſeiner Reſidenz, und derſelbe baute auf dem Schloſſe Weißenſtein ein neues perpetuum mobile. Der Landgraf ließ zur Prüfung das Zimmer, nachdem die Maſchine in Gang geſetzt war, verſchließen und verſiegeln, und mit Wachen umſtellen; bei einer Beſichtigung nach acht Wochen fand er die Maſchine noch in demſelben guten Gange, und ſtellte dem Orffyreus hierüber ein Zeugniß aus. (Die angeführten Zeugniſſe ſammt Zeichnungen der Maſchine in: Triumphans perpetuum mobile Orffyreanum u. ſ. w. von Orffyreus Caſſel 1719). — Der Mechanikus Gärtner in Dresden verfertigte dann im Auftrage des Königs Auguſt II. von Polen ähnliche Maſchinen mit verſtecktem Mechanismus; bei zweien derſelben ſchienen Kugeln ein Rad zu bewegen und dann durch daſſelbe auf einer gewundenen geneigten Ebene wieder gehoben zu werden. Das eigentliche Triebwerk war in dem Kaſten verborgen, auf dem die Maſchine ſtand, und wurde durch ein verſtecktes Schlüſſelloch aufgezogen. — Bekannt iſt noch beſonders geworden das von dem Uhrmacher Geiſer aus Chaur de Fond verfertigte Rad, das durch Umlegen gegenſeitig balancirter Cylinder ſich ſelbſt zu drehen und noch eine Uhr in Bewegung zu ſetzen ſchien; es war außerordentlich künſtlich gearbeitet, und die treibenden Federn und Räder waren in dünnen Stangen verborgen; erſt nach Wegnahme des Sekundenzeigers konnte das Räderwerk aufgezogen werden. Die Täuſchung war um ſo ſtärker, da die Maſchine ſehr lange im Gange blieb. — Die durch zwei trockene Zamboniſche Säulen bewegten Pendel ſind keine perpetua mobilia, da nach allen darüber angeſtellten Verſuchen die Säulen nach mehren Monaten ihre Kraft verlieren und das Pendel zur Ruhe kommt (ſ. unter Säule, elektriſche, trockene).

Keiner von denjenigen, welche ſich mit der Erfindung eines perpetuum mobile beſchäftigten, ſcheint es ſich zur Aufgabe geſtellt zu haben, eine Maſchine herzuſtellen, die ohne alle äußere Kraft ihre Bewegung anfinge, was nach dem Geſetze der Trägheit auch nicht möglich geweſen wäre, indem die Materie die Urſache zur Ruhe und zur Bewegung nicht in ſich ſelbſt hat; ſondern jeder nahm eine anfängliche, wenn auch geringe Kraft von Außen an, um die Maſchine in Bewegung zu ſetzen. Bleiben wir bei dieſem letztern ſtehen, ſo iſt allerdings ein perpetuum mobile in der Theorie möglich, wenn wir nämlich alle Reibung, allen Widerſtand eines Mittels, worin die Körper ſich bewegen, gänzlich hinweg denken; dann iſt ein Rad, das durch einen kleinen Stoß in Umdrehung verſetzt wird, oder ein Wagebalken, oder ein Pendel, die in

Digitized by Google

Schwingung gebracht ſind, ein perpetuum mobile; die Bewegung dieſer Körper kann nach dem Geſetze der Trägheit nicht aufhören. In der Wirklichkeit aber kommen alle dieſe Vorrichtungen durch die Reibung und den Widerſtand des Mittels in längerer oder kürzerer Zeit zur Ruhe.

Auf ſo einfache Weiſe verſuchte man abee auch gar nicht, ein perpetuum mobile herzuſtellen, vielmehr von der Zuſammenſtellung einer Menge von Theilen hoffte man den glücklichſten Erfolg. Was die Menſchen dabei täuſchte, war nichts anderes als Misverſtändniß der Geſetze des Hebels und der ſchiefen Ebene, auf welche alle übrigen, noch ſo kunſtreichen Combinationen zurückkommen. Ein kleineres Gewicht vermag, an einem längeren Hebelarm wirkend, allerdings ein größeres Gewicht zu heben, wenn nämlich letzteres an einem kürzern Hebelarm wirkt; aber wahrer Gewinn iſt nicht dabei; denn das kleinere Gewicht muß einen viel größern Raum zurücklegen, als der iſt, um welchen das größere gehoben wird. Ein größeres Gewicht kann freilich von einem kleinern freifallenden auf einer geneigten Ebene aufwärts gezogen werden, aber wenn letzteres um die ganze Höhe der ſchiefen Ebene geſunken iſt, hat das erſtere nur ein ebenſo großes Stück, noch nicht aber die ganze ſchiefe Ebene durchlaufen. Läßt man nun ein Gewicht auf einen Hebelarm wirken, oder freifallen, ſo iſt die dadurch erzeugte Kraft allerdings hinreichend, um einen Widerſtand zu überwinden und doch noch ein ebenſo großes zweites Gewicht an einem kürzern Hebelarm oder auf einer ſchiefen Ebene zu bewegen. Aber dies zweite Gewicht kann dann nicht um ebenſo viel gehoben werden, als das erſte gefallen iſt; ein drittes Gewicht, das durch den Fall des zweiten in Bewegung geſetzt wird, und nebenbei noch einen Widerſtand (und ſei es auch nur die Reibung) zu überwinden hat, wird wieder weniger gehoben werden u. ſ. w. Haben auf dieſe Weiſe die verſchiedenen Gewichte gewirkt, ſo kann das letzte das erſte nicht wieder zur urſprünglichen Höhe heben; die Kraft wird immer fort abnehmen, und zuletzt ganz aufhören. Gewöhnlich glaubte man zum Ziele zu gelangen, indem man an der Peripherie eines Rades Gewichte anbrachte, und dieſe durch Drehung von Armen, an denen ſie hingen, bald dem Mittelpunkte des Rades näher, bald vom Mittelpunkte entfernter wirken ließ. Sind auf der einen Seite des vertical ſtehenden Rades alle oder auch nur eins der Gewichte entfernter vom Mittelpunkte, als auf der andern, ſo muß freilich dieſe Seite des Rades mit einer beſtimmten Kraft ſinken; aber dieſe Kraft iſt auch grade wieder nöthig, um die dem Mittelpunkte näheren Gewichte wieder in die weitere Entfernung zu heben, ſodaß alſo zur Bewegung anderer Laſten nichts übrig bleibt; die Reibung und der Widerſtand des Mittels, welche als zu überwindende Laſt ſtets entgegenſtreben, werden immerfort Abnahme dee Bewegung und zuletzt Stillſtand erzeugen. Zeichnungen ſolcher Maſchinen finden ſich z. B. in der ſchon erwähnten Diſſertation von Diez; ebenſo auch ein Plan zur Erfindung derjenigen Maſchine, welche in der Mechanik das perpetuum mobile genannt wird, von Neumann (Lübeck 1767). — Die meiſten der durch Zeichnungen bekannt gewordenen Vorſchläge zu dieſen Maſchinen ſind wol nie ausgeführt; viele ausgeführte Vorrichtungen aber, eben weil ſie nicht das Gehoffte leiſteten, nie bekannt geworden. (*Hankel.*)

PERPEZAC. 1) P. le Blanc, Flecken im franzöſiſchen Corrèzedepartement (Limouſin), Canton Ayen, Bezirk Brives, liegt 6¼ Lieues von dieſer Stadt entfernt und hat eine Succurſalkirche, 195 Häuſer und 857 Einwohner. 2) P. le Noir, Gemeindedorf in demſelben Departement und Bezirke, Canton Vigeois, iſt von Brives 5¼ Lieues entfernt und hat eine Succurſalkirche und 1331 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PERPEZAT, Flecken im franzöſiſchen Departement des Puy de Dome (Auvergne), Canton Rochefort, Bezirksſtadt Clermont, liegt von dieſer 7⅓ Lieues entfernt und hat eine Succurſalkirche und 1279 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PERPIGNAN, lat. Perpiniacum (Br. 42° 41′ 59″, L. 20° 33′ 35″), Hauptſtadt des franzöſiſchen Departements der Oſtpyrenäen und Hauptort des erſten Bezirks und zweier Cantone gleiches Namens, liegt acht Lieues von Céret und Port Vendre, eilf Lieues von Prades, 15 Lieues von Narbonne, 31 Lieues von Foix und 235 Lieues von Paris entfernt, am Fuße und Abhange eines Hügels, bei welchem die Tet und Baiſe ſich wieder vereinigen, iſt, vorzüglich in den inneren Theilen der Stadt, ziemlich gut gebaut und hat herrliche, mit großen Ölbaumgärten und Orangenhainen bedeckte Umgebungen, die auch vortreffliche Weine erzeugen, unter denen ſich beſonders die von Grenache und Malvoiſie auszeichnen. Ehemals Hauptort des Rouſſillon, iſt Perpignan jetzt der Sitz des Präfecten, eines Unterpräfecten, zweier Friedensgerichte, eines Wahlbezirks, eines Aſſiſenhofes, eines Tribunals erſter Inſtanz, eines Handelsgerichts, eines Biſchofs, eines großen Seminars, einer Münze, deren Zeichen der Buchſtabe Q iſt, eines Sicherheitsamtes für Gold-, und Silbergeräthe, eines Ackerbau-, Kunſt- und Handelsvereins, eines Communalcollegiums, eines Generalingenieurs der Brücken und Straßen, einer Einregiſtrirungs- und Domainendirection dritter Claſſe, eines Unterinſpectors der Forſten, einer Douanen- und Steuerdirection, eines Generalfinanzeinnehmers, ſowie zweier Gendarmeriebrigaden unter einem Hauptmanne und einem Lieutenant und hat ein Etappenamt, eine Brief- und eine Pferdepoſt, eine Zeichnen- und eine Bauſchule, ein naturgeſchichtliches und phyſikaliſches Cabinet, eine öffentliche Bibliothek von 13,000 Bänden, eine Kathedrale und vier Pfarrkirchen, zwei Hoſpitäler, 2000 Häuſer und 15,377 Einwohner, welche drei Jahrmärkte, Tuch-, Spitzen-, Korkholzfabriken, auch Lohgärbereien unterhalten und Handel mit Riveſaltweinen, Branntweinen, Öl, feiner Wolle, Seide und Korkſtöpſeln treiben. Zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt, in welcher der berühmte Arzt Carrère, der Maler Rigaud (ſtarb 1743) und der General Dugommier (ſtarb 1794) geboren wurden, gehören der Königs- und der Waffenplatz, letzterer mit ſchönen Caſernen, das Stadthaus, dee Juſtizpalaſt, die Kathedrale, ſowie die ſchönen vom Herrn de la Milice auf den Wällen angelegten Promenaden mit der zwiſchen der Stadt und Citadelle befind-

Digitized by Google

lichen Esplanade, welche 5—6000 Soldaten, in Schlachtordnung geſtellt, zu faſſen vermag. Über den Namen und das Alter von Perpignan ſind die Anſichten verſchieden. Nach von *Marca's* Hispaniae lib. I. p. 20 ſteht die Stadt an der Stelle des römiſchen Municipiums Flavium Eburosum, und er fand ſie bereits auf zwei Landkarten verzeichnet, deren erſte in das dreißigſte Regierungsjahr Karl's des Einfältigen, die andere in das fünfte Regierungsjahr Lothar's gehörte und welche zu ſeiner Zeit ſich bei den Urkunden der Kirche zu Elne befanden. Die Ableitung des Namens von Perre (Pierre) Pigna, welcher das erſte Haus in der Stadt erbaut haben ſoll, verwirft dagegen Marca gänzlich. Im J. 813 wurde die alte Kirche zu St. Johann erbaut und 1324 legte Sancho, König von Majorca, den Grundſtein zu der neuen Kirche St. Johann, welche 1493 vollendet wurde, und ſeitdem Papſt Clemens VIII. im Jahre 1604 die Verlegung des Bisthums von Elne nach Perpignan geſtattete, als Kathedrale dient. Im J. 1349 errichtete Peter III. König von Aragonien hier eine Univerſität; 1408 hielt der Gegenpapſt Benedict XIII. ein Concil in Perpignan. Die Wichtigkeit, welche die Stadt ihrer Lage verdankt, indem ſie die von Rouſſillon nach Catalonien führende Straße beherrſcht, trug ſchon früh zu ihrer ſtarken Befeſtigung bei. Im J. 1475 wurde ſie von Ludwig XI. nach einer achtmonatlichen Belagerung eingenommen. Bei derſelben zeichnete ſich der Patricier*) Johann Blanc vorzüglich aus. Die Franzoſen hatten ſeinen einzigen Sohn gefangen genommen und boten deſſen Befreiung für die Übergabe der Stadt an, drohten aber auch zugleich, ihn, wenn dieſe verweigert würde, zu tödten. Blanc blieb unerſchütterlich, und obgleich ihm ſein König, Johann II. von Aragonien, erlaubt hatte, die Stadt zu übergeben, ſo vertheidigte er ſie doch acht Monate lang und übergab ſie erſt, als Hunde, Katzen, Ratten, ja alles Leder verzehrt war. Er verlor ſeinen Sohn, erwarb aber dafür ſeiner Vaterſtadt den Namen der ſehr getreuen und ſich die Unſterblichkeit in der Geſchichte derſelben. Eine zweite Belagerung erlitt Perpignan 1542 durch König Franz I. und dies bewog den Kaiſer Karl V., auf einem die Stadt beherrſchenden Hügel eine Citadelle anzulegen, welche 1577 unter ſeinem Sohne Philipp II. vollendet wurde. Noch zeigt man die Stelle, wo Karl bei einer nächtlichen Ronde eine ſchlafende Schildwacht fand, dieſe in den Wallgraben ſtürzte und ſo lange ihre Stelle vertrat, bis er abgelöſt wurde. Dieſe Citadelle enthält ein kleines aus acht Thürmchen beſtehendes, quadratförmiges Kaſtell, welches in alten Zeiten den Grafen von Rouſſillon zur Wohnung gedient haben ſoll. Im J. 1642 eroberte Ludwig XIII. die Stadt, Ludwig XIV. ließ ihre Befeſtigungswerke durch den berühmten Vauban vermehren und verſtärken, und 1823 ſind ſie faſt ganz erneuert worden. Seit 1819 befindet ſich in der Nähe der Stadt eine königliche Schäferei von Tibetziegen, welche gut fortkommen. Der Bezirk Perpignan enthält auf 25,35 □M. die ſieben Cantone: Latour, Millas, Oſt- und Weſtperpignan, Riveſaltes, St. Paul de Fenouillet und Thuir mit 85 Gemeinden und 68,982 Einwohnern. Die vereinigten Cantone Perpignans enthalten 21 Gemeinden mit 13,360 und 12,624 Einwohnern. (Nach Expilly und Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PERPINIANUS (Petrus Joannes) (franz. P. J. de Perpignan), war in der Stadt Elche im Königreich Valencia in Spanien geboren um 1530. Frühzeitig ſchon zeigte er eine entſchiedene Naturanlage zur Beredſamkeit, durch die er ſich ſpäter ſo glänzend auszeichnete und die Anerkennung der vorzüglichſten Zeitgenoſſen erwarb. Schon in ſeinem 21. Jahre trat er in die Geſellſchaft Jeſu, die damals in Spanien erſt feſte Wurzel geſchlagen und ſich große Theilnahme bei Hohen und Niedrigen erwarb. In dieſe wichtige Zeit des Aufblühens der kaum ins Leben getretenen religiöſen Geſellſchaft, die zu allen Zeiten nur von der Natur Reichbegabte als Glieder aufnahm, fällt die Aufnahme Perpinian's, und ſehen wir von dem Geiſt jener durch eigenthümliches Gelübde und wohlberechnete Geſetze verketteten Geſellſchaft ab, ſo hat ſie unbeſtreitbar das große Verdienſt, daß ſie in dem damals verfallenen kirchlichen Leben der katholiſchen Kirche ein neues Leben erregte, und ſo derſelben dem erſtandenen Proteſtantismus gegenüber in ſich eine neue ſichere Stütze gründete, indem ſie nicht blos durch Predigt für den Katholicismus im Volke wirkte, ſondern auch durch entſprechenden Unterricht die eigenen Glieder für ihre keineswegs leichte Beſtimmung zu befähigen wußte. Perpinian begann, den Einrichtungen der Geſellſchaft gemäß, ſeine jeſuitiſche Laufbahn zu Coimbra in Portugal mit vorzüglichem Erfolg vermöge ſeiner ausgezeichneten Beredſamkeit, und nicht minder als Knabenlehrer am dortigen jeſuitiſchen Gymnaſium, wie er ſelbſt ſagt in dem nachher zu erwähnenden Briefe an Adornus. Zeugniß ſeiner Thätigkeit hier ſind fünf Reden; eine: **De Societatis Jesu gymnasiis et de ejus docendi ratione habita Kalend. Octob. 1555**; die zweite: **Laudatio funebris Ludovici Principis Joannis III., Lusitaniae regis, m. Decembri a. 1555**; die drei folgenden bilden drei Bücher, je eine eins, der: **Laudatio in B. Elisabetham, Lusitaniae reginam, a. 1556, 1557, 1558.** Von hier aus ward er nach Italien geſandt, wo er ſich in Rom als Lehrer und Redner ebenſo auszeichnete, und den Beifall und die Bewunderung eines Paolo Manuzzi, Ant. Muret und Q. Marius Corradus [1]) erwarb, wie die Urtheile dieſer Männer über ihn, und die mit demſelben gewechſelten Briefe beweiſen. Die erſte in Rom, im Gymnaſium der Geſellſchaft Jeſu, gehaltene Rede iſt: **De Rhetorica discenda, hab. cum scholæ Rhetoricae praepositus, ad explicandos M. Tullii de Oratore libros aggrederetur, pridie non. Nov. 1561.** Darauf hielt er verſchiedene Reden vor den Car-

*) Die Bürgermeiſter von Perpignan hatten ſeit den älteſten Zeiten das Recht, jedes Jahr am 16. Juni mehre Bürger zu adeln, indeſſen wurde im J. 1691 die zu adelnde Zahl auf zwei feſtgeſetzt. Die Rechte, welche die ſogenannten Bourgeois-nobles erhielten, waren bedeutend und erbten fort. Sie berechtigten ſogar zur Erlangung der Malteſerritterwürden.

1) *Pauli Manutii* epist. ad Zerbinum Ritium. Lib. VII. epp. *Ant. Mureti* Variarum lectt. XV, 1. Die Urtheile des Corradus befinden ſich in deſſen Briefen an Perpinian.

Digitized by Google

dinälen, und wiederholt vor dem Papſt Pius IV. Die letzte in Rom VIII. idus Nov. 1564 gehaltene Rede iſt vorzugsweiſe der Jugend gewidmet, als er die Rhetorik des Ariſtoteles zu erklären begann, und handelt: De avita dicendi laude recuperanda. Aus Italien ward er nach Frankreich geſandt, um dort für die Wahrheit des alten Glaubens mit der ſchon anerkannten Kraft ſeiner eindringenden Rede zu ſtreiten; denn damals ſtürmte hier der Kampf des neuen Glaubens mit dem alten, die Lehre Calvin's und Luther's mit dem Katholicismus, gewaltig, indem auch die Sorbonne, die Schützerin der alten Lehr- und Glaubensſatzungen, nicht unthätig blieb, wie wir in dem Leben Perion's ſahen. Daher ſehen wir Perpinian in Lyon eine Rede: De retinenda veteri religione et falsa recentium haereticorum doctrina rejicienda, die V. non. Oct. a. 1565 halten, worin er unter anderem über die neue Lehre ſagt: Quae cum ita sint, vos Lugdunenses, tanti beneficii memores, quantum accepistis, Deo Opt. Max. dum vixeritis, gratias ingentes agere par est, et novam istam recentemque disciplinam (tametsi quomodo ista disciplina quae fatuos et sceleratos reddit, quorum in animos semel intravit?) sed tamen recentem istam pestem, quae tot jam hominum mentes pervasit, ne vobis aliquando nocere possit, vos fugere par est, omnique animo ac voluntate repudiare. Als eine den Geiſt verderbende „pestis" bezeichnet Perpinian die neue Lehre, die aus Teutſchland gekommen, wiederholt, und empfiehlt den Lyonern am Schluß das Gymnaſium der Jeſuiten 2) in der Stadt: et quoniam intelligitis, quanti referat, a quibus liberi vestri erudiantur, gaudete habere vos in hoc nostro gymnasio magistros, quibus eos tuto committere possitis, ne corrumpantur a paedagogis illis, quos isti callidi venatores, tanquam canes ad hominum mentes capiendas emittunt in omnes partes diligenter vobis providendum est. Dies iſt die zwölfte der 18 gedruckten Reden Perpinian's, welche er alle lateiniſch ſchrieb und ſprach. In dem 21. Briefe vom III. Non. Nov. M. D. LXV. berichtet er über ſeine Ankunft in Lyon ſelbſt: Ut igitur Lugdunum veni 14. Cal. Oct. paululum ex illo morbo recreatus, qui me Camberiaci valde afflixerat et debilitarat, dedi valetudini duos, aut tres dies: cum interdum tamen quid mihi dicendum et agendum esset cogitarem. Mit der dreizehnten trat er über daſſelbe Thema in Paris die III. non. Junii a. 1566 unter großem Zulauf auf. Wiederholt, obgleich nicht ohne Widerrede der Anhänger der neuen Lehre, ſprach er über daſſelbe Thema. Im Anfange der ſechszehnten Rede klagt er, daß ihn Krankheit verhindert habe, früher aufzutreten. Die letzte der gedruckten Reden handelt: De divina et humana philosophia disciplina, m. Octobri a. 1566. Alle Reden zeigen eine genaue Kenntniß des claſſiſchen Alterthums, vorzüglich aber deſſen literariſchen Nachlaſſes. Der Gebrauch, den Perpinian davon machte, ergibt ſich aus dem Zweck und dem Geiſt des Jeſuitismus, dem er angehörte. Welche große Anſprüche er an ſich ſelbſt machte, ſagt er ſelbſt in einem Briefe: Scis quantum contendere soleam, ne orationem inanem videar afferre. Tum vero accedebant multa, quae mihi permolesta erant, valetudinis infirmitas, temporis exiguitas, ignoti civitatis mores, ad quos nisi apta esset oratio, et ad hominum sensus accommodata, frustra me laboraturum intelligebam, und wieder: saepe mihi displicui in docendo. Ebenſo intereſſant als die Reden ſind die durch den Druck bekannt gewordenen Briefe Perpinian's. In einigen, an Corradus gerichtet, behandelt er deſſen acht dialektiſche Fragen, in Beziehung auf die alten Philoſophen und Rhetoriker Ariſtoteles, Cicero, Plato, Quintilian, wie überhaupt auch die übrigen Briefe an Corradus dialektiſchen Inhalts ſind. Von großem Intereſſe iſt die in Briefform an Franz Adornus abgefaßte Schrift: De tota liberorum Latinis Graecisque literis instituendorum ratione, die er: Romae XIII. Cal. Febr. M. D. LXV. unterzeichnet hat. Sie iſt zwar kurz, und die discurſive, beweiſende Entwickelung vermeidend, aber durch und durch praktiſch, weil ſie die aus der eigenen Erfahrung und Anſchauung hervorgegangene Wahrheiten enthält, wie man es von einem Jeſuiten erwarten muß, der in dem Wiſſen nur die Kunſt der Mittel ſucht, die ſeinem Zweck dient, und nichts auf die Wiſſenſchaft an ſich bezieht. Daher viele die ganze Beſchäftigung mit den claſſiſchen Schriften des Alterthums in keiner anderen Abſicht betrieben, als die Kunſt der Rede an den beſten Muſtern zu erlernen. Dies beweiſt der Geiſt dieſes kleinen pädagogiſchen Leitfadens, im Allgemeinen, wie in den einzelnen Sätzen. Der erſte Abſchnitt handelt: De magistro; der zweite: De arte grammatica; der dritte: De grammatica tradenda; der vierte: De Graecis literis; der fünfte: De rhetorica; der ſechste: De auctoribus, nämlich die, welche man leſen ſoll (derſelbe beginnt: Scriptores novi et recentes omnino rejiciantur. Antiqui tantum, ac ne hi quidem omnes, sed optimi quique pueris exponantur); der ſiebente: De explicandi et audiendi ratione; der achte: De exercitatione; der neunte: De studio puerorum excitando. Perpinian beſorgte auch (Venet. 1564) eine neue verbeſſerte Ausgabe von: *Cypriani Soarii* Institutiones rhetoricae, die vorher zu Coimbra erſchienen war. Dieſe Rhetorik erklärt Perpinian für die beſte ſeiner Zeit, weil Soarius auf eine ſehr verſtändige Weiſe nur aus Ariſtoteles, Cicero und Quintilian, faſt mit deren Worten, die Regeln entnommen habe. Sein Körper ſcheint nicht der geſündeſte geweſen zu ſein; denn er ſchreibt ſchon in dem eben erwähnten Briefe an Adornus: Nihil de valetudine dico, qua sic fui Novembri mense conflictatus, ut nunquam antea gravius. Er ſtarb in Paris, nachdem er

2) Das Gymnaſium: Gymnasium Trinitatis genannt, beſchreibt Perpinian in dem 20. Briefe der erwähnten Briefſammlung, der: Lugduni VIII. Cal. Decem. M.D.LXV. unterzeichnet iſt. In den wenigen Monaten, welche Perpinian an dem jeſuitiſchen Gymnaſium thätig war, hob ſich die Frequenz ſehr bedeutend und fortwährend, wie eine Stelle ſeines Briefes an Paulus Manutius, der 26. in der angeführten Sammlung, beweiſt. Seine Stellung war in dieſer Stadt um ſo ſchwieriger, als hier vor ungefähr zwanzig Jahren, wie er ſagt, die Häreſie entſtanden und ausgebildet ſei.

dort nur wenige Monate gewirkt hat, im Collegium von Clermont, Calend. Novembri anno 1566 nur 36 Jahre alt, nachdem er 15 Jahre als Jeſuit gewirkt hatte [3]). Das Bedauern über das ſo frühe Dahinſcheiden eines ſo reichbegabten Mannes war allgemein.

Die Ausgaben ſind: Orationes XVIII. access. orationes V. Presbyterorum Soc. Jesu Romae dictae. (Romae 1589. Monast. 1602. Colon. Agrip. 1623. 12.) *P. Jo. Perpiniani* orationes duodeviginti, nunc pr. in Germania in lucem editae. (Ingolst. 1595). Beſonders: De vita et moribus B. Elisabethae etc. (Colon. Agr. 1609.) Andere Reden auch in Sammlungen. Die Briefe erſchienen: *P. Jo. Perpiniani* Aliquot Epistolae, ed. *Fr. Vavassore*. (Paris. 1683) mit einer Vorrede von Joan. Lucas. Die Ausgaben der Reden enthalten Vorreden in Briefform von Franc. Bencius und Horat. Tuſellinus, und die des letzteren namentlich die Urtheile der Zeitgnoſſen über Perpinian. Eine Geſammtausgabe ſeiner Schriften iſt: *Perpiniani* Opera. (Romae 1749). 4 Bde. mit Perpinian's Portrait, von Pet. Lazer beſorgt. Der 4. Bd. enthält: *P. Lazeri* De vita et scr. Perpiniani diatriba. Indeſſen fehlen dieſer Ausgabe die fünf Briefe in Zachariä excursus liter. (I. p. 283 sq.) (*W. Hoffmann.*)

PERPOLI, ein Marktflecken im Bezirke von Borgo a Mozzano des Herzogthums Lucca, zur Commune Gallicano gehörig, im höchſten und nördlichſten Theile des Herzogthums. Die Viehzucht und der große Reichthum an verſchiedenem Marmor und anderen Steinarten geben der Umgegend ein beſonderes Intereſſe. (*G. F. Schreiner.*)

PERPRESSA. Bei Plinius (Hist. nat. XXI, 77; XXVI, 55) ein mit Bacchar (*βάκχαρις Diosc.* mat. med. 3, 44), welches wahrſcheinlich unſere Conyza squarrosa iſt, ſynonymer Pflanzenname. (*A. Sprengel.*)

Per Procura, ſ. Procura.

PERQUAIM, kleine Inſel in dem zur ſüdengliſchen Grafſchaft Dorſetſhire gehörigen Poolehaff, in welches bei Wareham an der Weſtſpitze der From mündet. Sie wird auch Pelham genannt. (*G. M. S. Fischer.*)

PERQUIMANS, PERQUIMINS, PERQUMANS. 1) P., Fluß im nordamerikaniſchen Staate Nord-Carolina, welcher ſich unter 36° 5′ nördl. Br. und 76° 32′ weſtl. L. von Greenwich in das atlantiſche Meer ergießt. 2) P., Grafſchaft des ebengenannten Staates, grenzt nördl. und öſtl. an Pasquotank, ſüdl. an Albemarle, weſtl. an Chowan und nordweſtl. an Gates. Im Norden, wo eine Strecke des Diſmalſwamp in das an Reis reiche Land tritt, bildet der Perquimins, an welchem auch der Hauptort Hertford liegt, den Grenzfluß.

(*G. M. S. Fischer.*)

PERRACHE (Michel), Bildhauer, geboren zu Lyon, den 12. Juli 1685. Mit ſechszehn Jahren ging er auf Reiſen, und beſuchte behufs ſeiner Studien verſchiedene Akademien in Italien, ſodann auch Antwerpen. Zu dieſer Zeit wurde ihm die Decoration der Kirche von Mecheln übertragen; ſeine Arbeit erwarb ihm, als Beweis großen Beifalls, das Bürgerrecht der Stadt. Im J. 1717 ließ er ſich in Lyon nieder. Seine Werke befinden ſich hier in vielen Kirchen und Gärten, doch ſind ſie noch keiner gründlichen Beurtheilung unterworfen worden, weil Perrache keine Epoche in der Kunſt gemacht hat. Er ſtarb am 21. Dec. 1750. Der Sohn des Michel Perrache war ebenfalls Bildhauer, hat jedoch nichts Bemerkenswerthes geleiſtet, und wird hier nur deshalb genannt, weil ein Damm bei Lyon ſeinen Namen trägt. Perrache machte nämlich im Jahre 1765 Vorſchläge, die Stadt Lyon nach Süden auszudehnen; man ging darauf ein und legte zu dem Zwecke den genannten Damm an. Die weiteren Vorarbeiten wurden zu verſchiedenen Zeiten begonnen, aber immer wieder unterbrochen, bis man zuletzt das Ganze für unzweckmäßig hielt und liegen ließ. Die öffentliche Bibliothek zu Lyon beſitzt von dieſem letzteren Perrache mehre Manuſcripte. Er ſtarb 1779. (*Piper.*)

PERRAINDA. 1) P., Diſtrict der vorderindiſchen Provinz Aurungabad, welcher im Nordweſten an Ahmednuggur, im Nordoſten und Oſten an den Staat des Nizam, im Süden an Solapoor, im Südoſt an Bejapoor und im Weſten an Jooneer grenzt. An der dieſen Diſtrict bewäſſernden Seena liegt unter 18° 18′ nördl. Br. und 63° 18′ öſtl. L. 2) P., Diſtrictsſtadt mit einem großen, doch dem Verfall nahen Fort. (*G. M. S. Fischer.*)

PERRAULT (Charles), ein Sohn des Parlamentsadvocaten Peter Perrault aus Tours, war zu Paris 1628, den 12. Januar, oder nach einer anderen und der gewöhnlichen Angabe um 1626 geboren [1]). Von der Natur mit vorzüglichen Fähigkeiten begadt, ergab er ſich der Rechtswiſſenſchaft, um die Laufbahn des Vaters zu betreten, widmete ſich aber aus Vorliebe dem Studium der ſchönen Wiſſenſchaften. Wir ſehen ihn zuerſt auf der

3) Dieſe Angaben ſind der Bibliotheca scriptorum Soc. Jesu opus incept. a *Petro Ribadeneira* contin. a *Phil. Alegambe* (Romae 1676. Fol.) p. 677 entlehnt. Falſch iſt die Angabe in *Teissier*, Les Eloges des hommes sçavans (Utrecht 1696). P. I. p. 307: Il mourut dans le Collége de Clermont, à peine âgé de quarante ans, au grand regret de ceux qui aimoient les Lettres, et fut enterré à St. Benoit.

1) Die unmittelbaren Quellen einer Biographie Perrault's ſind die Schriften der Zeitgenoſſen, die mit ihm näher verkehrten; ferner ſeine eigenen: Mémoires, contenant beaucoup de particularités et d'anecdotes intéressantes du Ministére de Colbert (publiés par *Patte*.) Avignon [Paris] 1759. 12. Sie umfaſſen den wichtigen Zeitraum ſeines Lebens vom J. 1662—1683, die Zeit des Staatsdienſtes, ſind zunächſt nur für ſeine Kinder geſchrieben, in einer Weiſe, welche die Vortrefflichkeit ſeines unbeſcholtenen Charakters beweiſt. Es ſcheint, als habe er Zeugniß über ſeine öffentliche Thätigkeit ablegen wollen. Ein beſonderer Zeuge iſt de Laboureur in der Epistre dédicatoire vor dem von ihm beſorgten Recueil de divers ouvrages, der jedoch nicht unbefangen war. Ferner bietet Mehres Adr. Baillet (in ſeinen Jugemens des Savans, nouv. éd. par *de la Monnoye*. T. IV. P. II. p. 592 sqq.), Moreri (Dictionnaire. T. VII), Biographie univers. (T. XXXIII), worin die Biographie troß ihrer Unvollſtändigkeit und Flüchtigkeit zu den beſſeren gehört. Niceron (Mém. T. XXXIII. p. 268 sq.) iſt ſehr oberflächlich, und brauchbar beinahe nur in den bibliographiſchen Angaben. Gar nichts mehr gibt Rotermund in der Fortſetzung von Jöcher's Werk. d'Alembert's Eloge auf Perrault befindet ſich in der Histoire de l'Acad. franc. T. I, auch im zweiten Bande ſeiner Oeuvres philosophiques, histoir. et litér. (Paris 1821.)

Schulbank im Collège zu Beauvais, wo er ſchon durch ſeine ſcholaſtiſche Diſputirweiſe die Aufmerkſamkeit auf ſich zog, und das verrieth, wodurch er ſich ſpäter auszeichnete. Kaum hatte er ſeine Studien vollendet, als er von einem Freunde veranlaßt mit zweien ſeiner Brüder, dem Arzt und Architekten, nebſt dem Doctor der Sorbonne, die Überſetzung des ſechsten Buches von Virgil's Äneide in Scarron's Weiſe unternahm. Dieſe Arbeit blieb zwar ungedruckt, aber nicht unbekannt. Voltaire und Marmontel bezeichnen darin als die beſſeren Verſe:

J'aperçus l'ombre d'un cocher,
Qui, tenant l'ombre d'une brosse,
Nettoyait l'ombre d'un carrosse.

welche dem letztgenannten Bruder angehören. Auf dieſe Arbeit folgte eine andere poetiſche: Murs de Troie ou de l'origine du burlesque, die ebenfalls, wie eine Nachricht ſagt, von den drei Brüdern, oder nach einer anderen von Charles und Claude Perrault im Verein mit ihrem Freunde Beaurain, verfaßt wurde. Davon erſchien nur der erſte Geſang im J. 1653. Zu Gunſten des Bruders Pierre entſagte Charles der mit Glück begonnenen Laufbahn im Rechtsweſen und beſchäftigte ſich ausſchließlich mit den ſchönen Wiſſenſchaften. Sein Portrait d'Iris erregte Aufſehen, obwol es Boileau lächerlich machte; ſein Dialogue de l'amour et de l'amitié gefiel Fouquet ſo außerordentlich, daß er denſelben auf Velinpapier ſchreiben und mit ſchönen Miniaturgemälden verzieren ließ. Zwei Oden, auf den Frieden in den Pyrenäen, ſowie auf die Heirath des Königs gewannen ihm Colbert's Aufmerkſamkeit, durch den er einen ſeiner Neigung und ſeinen Fähigkeiten entſprechenden Wirkungskreis erhielt. Colbert machte ihn im J. 1664 zum Premier Commis des Batiments du Roi, während er ſelbſt Surintendant war. Nachdem Colbert Perrault's Fähigkeiten für deſſen Stellung und ſeine Abſichten näher kennen gelernt hatte, erhob er denſelben zum Controleur Général. Dadurch öffnete ſich für Perrault ein Feld, wo er ſich heimiſch fühlte und mit der vollſten Thätigkeit wirkte. Seine in den damaligen Verhältniſſen bedeutungsvolle Stellung gab ihm einen großen Einfluß; er benutzte denſelben aber nur zu edlen Zwecken, und hat ſich durch dieſe Wirkſamkeit ein nie zu vernichtendes Zeugniß über ſeinen würdigen Charakter und ſein höheres Streben gegründet. Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften galt ihm als höchſte Angelegenheit; deshalb fanden alle Künſtler und Gelehrte in ihm einen Gönner. Aus dieſem Verkehr erwuchs ihm aber auch wieder der Vortheil, alle und unter dieſen die vorzüglichſten kennen zu lernen, welche die Auszeichnung verdienten. So erreichte er ſeinen Zweck, mitzuwirken, daß die Künſte und Wiſſenſchaften zu der eigenthümlichen Blüthe gediehen, wodurch ſich Ludwig's XIV. Zeit auszeichnet; ſo entſprach er dem Vertrauen, welches Colbert in ihn geſetzt hatte. Eine anerkannte Thatſache iſt es zwar, daß die Kunſtbildungen jener Zeit weit entfernt ſind von der antiken Einfachheit und deren Anmuth, aber auch von einem ſinnloſen Putz, dagegen erſcheinen ſie als ein plaſtiſch und bildlich verkörperter Ausdruck des damaligen Zeitgeiſtes, der Glanz liebte und foderte, worin man eine gewiſſe Würde und Einheit nicht vermißt, wie ſie als Bedingung der Exiſtenz galt. In dieſem Sinne wirkte auch Perrault, ganz als ein Mann ſeiner Zeit mit nicht geringen Fähigkeiten. So iſt ſein Verdienſt die Gründung der Académie de peinture, de sculpture et d'architecture; denn nach ſeinen Entwürfen und Eingaben wurde dieſelbe ins Leben gerufen. Es ſcheint, als habe man dieſelbe nicht als eine Schule für Künſtler gegründet, ſondern um dem erwachten Sinn für Kunſt für die Zukunft eine Stätte zu ſichern, damit er ſicher in ſeiner Eigenthümlichkeit fortlebe und ſich entwickele. Erweitert wurde jene Idee der Kunſtpflege, als Colbert in Perrault, Chapelain, Caſſagne und dem Abbé Burzeis ein Comité de devises et médailles bildete, aus dem darauf die Académie des Inscriptions et Belles-Lettres hervorging, die man zwar anfänglich nur La petite Académie nannte, die ſich aber bald zu einer großen Bedeutung hob. Die Beſtimmung jenes Comité's gehörte ganz den Zwecken der Gegenwart in den großartigen Bauunternehmungen auf königliche Koſten, ſowie in der römiſchen Sitte, durch Medaillen und Inſchriften das Andenken an die Ereigniſſe der königlichen Herrſchaft zu verewigen; dem gemäß hatte er auch die Sammlung von Materialien zu einer Geſchichte des Königs zur Aufgabe. Ehe Perrault noch Mitglied der neugegründeten Acad. des Inscr. et Belles-Lettres war, hatte er ſchon die Ehre des Zutritts, ſogar wurde ihm der Auftrag, die Geſchäfte des Secretairs zu übernehmen. Einige Zeit ſpäter, im J. 1671, den 23. Nov., trat er in die Académie Française mit einer Rede als Mitglied in die Stelle von de Leon und darauf auch in die ſogenannte Petite Académie, wo er den Abbé Caſſagne erſetzte.

Den ſicherſten Aufſchluß über den Geiſt, in welchem man damals für Künſte und Wiſſenſchaften ſo eifrig wirkte, gibt Perrault ſelbſt in dem Gedicht: Le Siècle de Louis le Grand, Poëme. Avec l'Histoire poétique de la guerre nouvellement déclarée entre les Anciens et les Modernes, par *M. de Callières* (Paris 1688. 12.). Man ſtrebte, der höheren Bildung einen eigenen volksthümlichen Gehalt und Geltung zu verſchaffen, dadurch daß ſie unabhängig von dem claſſiſchen Alterthum werden ſollte. Dieſe Abſicht wäre allerdings untadelig geweſen, wenn nur jene Unabhängigkeit jetzt ſchon aus tiefem Verſtändniß des claſſiſchen Alterthums ſich hätte entwickeln können; aber grade dieſe Bedingung beachtete man nicht, weil man die volle Bedeutung des Alterthums noch nicht erkannte. Eine Eitelkeit der damaligen äſthetiſchen Oberflächlichkeit war es, ſo ernſt gemeint ſie auch an ſich ſein mochte, eine Unabhängigkeit unter den beabſichtigten Bedingungen zu wollen; denn je genauer man ſpäter mit dem Weſen des Antiken bekannt geworden iſt, deſto williger hat man aus wahrer Überzeugung deſſen unübertreffliche Meiſterſchaft anerkannt. Nirgend erſcheint Idealität im Leben wie in der Kunſt ſo rein, als im claſſiſchen Alterthum, obſchon jede Zeit ihre beſonderen Anfoderungen an die Menſchheit macht. Daher artete jenes in Rückſicht auf das unerkannte Weſen

Digitized by Google

des Antiken misverſtandene Streben in einen Modegeſchmack aus, der jene Zeit charakteriſirt, und vergeſſen ward. Keineswegs auch blieb Perrault's jetzt unumwunden ausgeſprochene Anſicht über das Alterthum, der er im Staatsdienſt längſt thatſächliche Geltung in der Begünſtigung der Künſte und Wiſſenſchaften zu verſchaffen bemüht geweſen war, unangefochten. Die bedeutendſten Stimmen bekämpften ſie, aber gewiß auch nur um eine ererbte Anſicht, die allein im Gefühl wurzelte, das der Eigenliebe ſchmeichelte, nicht eine geprüfte Überzeugung zu vertheidigen, und einen Mann zu beſtreiten, der in der Gunſt der Welt nach Colbert's Tode geſunken war. Anfänglich betrachtete man jenes von Perrault ausdrücklich über das Weſen des von ihm im Staatsdienſt beförderten Strebens öffentlich ausgeſprochene Zeugniß nur als eine Schmeichelei gegen den Hof, wie dies Racine ausſprach; indeſſen heuchelte Perrault keineswegs, ſondern was er in jenem Gedicht, welches er in der Académie Française mit Beifall vorgetragen hatte, ausgeſprochen, war ſeine perſönliche feſte Überzeugung. Um jene geringſchätzige Meinung zu widerlegen und ſeine Anſicht ausführlich darzulegen, ſchrieb er: Parallèle des Anciens et des Modernes en ce qui regarde les Arts et les Sciences. Dialogues, avec le Poëme du siècle de Louis le Grand, et une Epître en vers sur le Genie. (Paris 1688. 12. sec. éd. ib. 1692. 12.); Parallèle des Anciens et des Modernes en ce qui regarde l'Eloquence, Tome 2. (Paris 1690. 12. sec. éd. ib. 1693. 12.); Parallèle des Anciens et des Modernes en ce qui regarde la Poësie, Tome 3. (Paris 1692. 12. nouv. éd. augm. de quelques dialogues ib. 1693. 12.); Parallèle des Anciens et des Modernes, où il est traité de l'Astronomie, de la Géographie, de la Navigation, de la Guerre, de la Philosophie, de la Musique, de la Médecine etc. Tome 4. (Paris 1696. 12.) Dieſe vier Bände enthalten in Dialogform Perrault's Anſicht über das Verhältniß des claſſiſchen Alterthums zu der Gegenwart auf den verſchiedenen Gebieten der Wiſſenſchaft und Kunſt ausführlich dargelegt. Sobald ſein Gedicht: Le siècle de Louis le Grand in der Académie Française vorgeleſen, und darauf 1687 beſonders durch den Druck weiter verbreitet war, erhob ſich, wie ſchon geſagt, beinahe die ganze literariſche Welt gegen ihn [2]).

Despreaux, ſein unverſöhnlicher Feind, richtete folgendes Epigramm gegen ihn:

Clio vint l'autre jour se plaindre au Dieu des Vers,
Qu'en certain lieu de l'Univers,
On traitoit d'Auteurs froids, de Poëtes stériles,
  Les Homères, et les Virgiles.
Cela ne sçauroit être, on s'est moqué de vous,
  Reprit Apollon en courroux,
Où peut-on avoir dit une telle infamie?
Est-ce chez les Hurons, chez les Topinamboux?
C'est à Paris. C'est donc dans l'Hôpital des fous?
  Non, c'est au Louvre en pleine Académie.

Auch Menage verfaßte ein gegen Perrault gerichtetes Epigramm:

Cui Saecli titulum dedit, Sabelle,
Paraltus tuus edidit Poëma;
Quo vir non malus asserit putatque
Nostris cedere Bruniis Appellem,
Nostris cedere Tullium Patronis,
Nostris cedere Vatibus Maronem.
O saeclum insipiens et inficetum.

Beiweitem ernſthafter war der Angriff de Longepierre's in ſeinem Discours sur les Anciens et les Modernes (Paris 1687. 12.); eine recht gute Schrift. Auch Huet ſchrieb 1692 im October eine Abhandlung gegen Perrault's Parallèles in Form eines Briefes. Auf das Epigramm von Menage antwortete Perrault in einem Briefe, den er dem dritten Bande ſeiner Parallèles beifügte. La Fontaine enthüllte viele Misgriffe Perrault's in einem Briefe; aber der ungeſtümſte Gegner war Boileau mit ſeiner Satyre. Er ſchrieb den Discours sur l'Ode, ſowie die Reflexions sur Longin. jedoch verblendete ihn nicht ſelten ſeine maßloſe Heftigkeit gegen die Wahrheit; häufig misdeutet er ſogar Perrault's Worte, um einen ihm paſſenden Sinn darin zu finden. Dadurch gab er ſich Blößen, die ihn endlich geneigt machten, ſich mit Perrault durch die Vermittelung Arnauld's auszuſöhnen. Indeſſen hatte Perrault deſſen Angriffe nicht unerwiedert gelaſſen. Seine Reponse aux Réflexions crit. de *Nic. Boileau* befindet ſich in der Mélange curieux de pièces attribuees à *Ch. de St. Denis de St. Evremont* (Amst. 1726). T. I. p. 471 sq. Gegen Boileau's zehnte Satyre antwortete Perrault in der Vorrede zu ſeiner anonym erſchienenen Apologie des femmes (Paris 1694. 12. 33 S.), jedoch nicht mit der Mäßigung, die ihm ſonſt eigen war. Damals ſchrieb Arnauld an Perrault einen Brief, worin er den nicht ohne Erfolg beſtürmten Satyriker ſo vertheidigt, daß dieſer ſich geſchmeichelt fühlte, und willig die Hand zur Verſöhnung bot. Dieſe erfolgte 1694 im Auguſt. Zum Zeichen der Sühne wechſelten beide ihre Schriften ſich zum Geſchenk, wobei Boileau bemerkte: Nous agissons comme les héros d'Homère, qui terminaient leurs combats en se comblant de présents [3]). Man vermuthet nicht mit Unrecht, daß Boileau dadurch mit

2) Nach einer Anzeige der Histoire poëtique de la guerre, nouv. déclarée entre les Anciens et les Modernes (Paris 1688. 12.), im Journal des Sçavans 1688, Janv. p. 203 sq., erſchien dieſelbe beſonders, und war auch deren Verfaſſer nicht Perrault; denn der Verfaſſer der Histoire lobt den Verfaſſer des Poëme du Siècle de *Louis le Grand* deshalb, daß er behauptet hat, die Neueren hätten durch viele Entdeckungen in der Mathematik, Phyſik und Medicin den Sieg über die Alten davon getragen, und ermahnt die beiden lebenden Dichter, welche die Geſchichte des Königs ſchreiben ſollten, alle Kräfte aufzubieten, um der Größe des Gegenſtandes nicht zu unterliegen. Übrigens bemerkt der Referent: L'instruction que donne cette guerre feinte n'est peut-estre gueres moins utile que celle que donneroit une histoire sérieuse.... On y voit un juste parallèle des Anciens et des Modernes. On y apprend à admirer les premiers sans mépriser les seconds, et à discerner ce qu'il y a d'excellent, de mediocre, et de vicieux dans les productions des uns et des autres.

3) Die Literatur dieſes heftigen Streites ſ. in *Artigny* Mémoires. T. II. p. 256. Catalogus bibl. Bunav. T. I. Vol. I. p. 453. Vol. II. p. 1330. Catalogue de la bibl. de la *Vallière*. T. VI. p. 346.

Digitized by Google

einem nicht redlichen Blick auf die Waffen des Diomedes und des Glaukos deutete. In dem Briefe, wodurch die Ausſöhnung abgeſchloſſen wurde, erwähnt Boileau mehre poetiſche Erzeugniſſe Perrault's, z. B. das Poème sur la peinture, ferner: Epître à la Quintinye (in Instruction pour les Jardins de M. de la Quintinye. (Paris 1690. 4. u. ö.), mit anerkannter Auszeichnung, obgleich ſich vordem über andere, namentlich über das Gedicht: St. Paulin, Evêque de Nole, avec une Epître Chrétienne sur la pénitence, et une Ode aux nouveaux convertis (Paris 1686), ſeine Geringſchätzung in heftigen Sarkasmen ergoſſen hatte[4]). Perrault mochte endlich ſelbſt den Frieden nach einem langen und harten Kampfe, den er in der literariſchen Welt erregt hatte, wünſchen, wie er ſelbſt im vierten Bande der Parallèle offen bekennt; er ſcheint ſogar mehre ſeiner früheren Anſichten geopfert zu haben, um eine Sühne zu bewirken. Sogar im Auslande ließ man Perrault's Unternehmen gegen das claſſiſche Alterthum nicht unbeachtet. Franz und Kortholt traten gegen ihn in die Schranken; ebenſo Koch mit *Car. Peralti* comparatio Logicae priscae et novellae, c. animadv. *Corn. Diet. Koch.* (Helmst. 1721. 4.) Dieſe Schrift, welche lange nach dem Beginn des in Frankreichs Hauptſtadt entbrannten Kampfs erſchien, beweiſt genügend, daß Perrault einen Brand auf das Gebiet der claſſiſchen Studien geſchleudert hat, deſſen Feuer ſeitdem niemals gelöſcht werden konnte, und noch fortbrennt. Damals war es freilich der Geiſt der franzöſiſchen Romantik, welche durch die glücklichen politiſchen Erfolge der Regierung Ludwig's XIV. genährt, ſich ſelbſt fühlte, und deshalb mit einem gewiſſen ariſtokratiſchen Hochgefühl gegen das claſſiſche Alterthum erhob, weil ihm ſowol jede Abhängigkeit die angewöhnte Würde zu beeinträchtigen ſchien, als auch eine neue Geſchmackstheorie ſich eigene Kreiſe öffnen wollte; anders dagegen ſucht jetzt in Teutſchland ein misverſtandener religiöſer Eifer und der Materialismus des Vortheils daſſelbe aus den Angeln zu heben und niederzuwerfen, um die vermeintliche hemmende Schranke zu vernichten. Ohne Zweifel wird es, wenn auch hart angefochten, unerſchüttert in ſeinen Grundfeſten und unverſehrt im Kampf ſtehen bleiben. Das Antike und das Chriſtenthum ſind die beiden einzigen Pfeiler eines humanen Lebens, denn ihr Weſen iſt mehr als eine bloße Form; ſie ſind geiſtige Potenzen, deren Werth durch nichts herabgeſetzt werden kann. So hat Perrault, ſo unbedeutend und oberflächlich an ſich ſein Werk auch erſcheinen mag, durch ſeinen offenbar ſehr kühnen und gewagten Schritt, eine ſeltene Genialität bewieſen, und dadurch ſich in der Geſchichte der höheren Bildung und der claſſiſchen Studien eine viel größere Bedeutung geſichert, als ſelbſt die beſten Köpfe, die ihn beſtritten, ahnen konnten. Er trat offen mit ſeiner Anſicht hervor, obgleich es damals zum guten Ton gehörte, die Werke des claſſiſchen Alterthums zu kennen und dafür eingenommen zu ſein, oder vielmehr nur eine Liebe für dieſelben zu affectiren; denn man verſtand ſie nicht, wie es hätte ſein müſſen, wenn jener Eifer aus bewußtem Verſtändniß entſprungen wäre. Darum wirkte ſein Unternehmen ſo verletzend, weil er damit das Modeſpiel berührte, und der tändelnden Mode ein beliebtes Spielzeug entwerthete. Offenbar erhob ſich Perrault durch ſeine Würdigung des Alterthums weit über die Zeitgenoſſen, die ihn daher auch nicht begriffen, wol aber befeindeten und höhnten, weil ſie ſich verletzt fühlten. Ernſte Folgen hatte Perrault's Unternehmen für die Zukunft der claſſiſchen Studien insbeſondere.

Perrault zeigte ſich in ſeiner Würdigung des Alterthums und der Neuzeit in einer Selbſtändigkeit, die ihm darum Ehre macht, weil ſie aus dem edeln Streben hervorging, nichts ohne eigene Prüfung in ſich aufzunehmen, und den betäubenden Weihrauchdunſt zu zerſtreuen, in den eingehüllt, das claſſiſche Alterthum nicht zur klaren Anſchauung kommen konnte. Mag er auf der Schulbank ſchon, wie berichtet wird, ſcholaſtiſch disputirt haben, er that dies wol keineswegs aus einer eiteln Rechthaberei, die ſich auch des Gebrauchs der Spitzfindigkeiten nicht ſchämt, ſondern in ihm regle ſich gewiß ſchon damals der Geiſt, welcher keine Gründe unverſucht läßt, um zu einer ſicheren und vorurtheilsfreien Überzeugung zu gelangen. Wäre nun bei dieſer Perrault eigenen Stimmung für die Wahrheit, die ſpäter noch durch ein hochherziges und edles Selbſtgefühl erhöht worden war, ſein ſpäteres Streben auf gediegenere und umfaſſende Kenntniſſe vom Alterthum gegründet geweſen, ſo würde er einen hohen Zweck wahrſcheinlich ohne Anfechtung erreicht haben, weil er, frei von der Furcht vor Autorität, wenn dieſelbe auch durch Jahrtauſende geheiligt ſchien, ſeine Zeit durch die Gewalt gewichtiger Gründe zum Stillſchweigen genöthigt haben würde; ſo aber litt er ſelbſt durch den Geiſt der damaligen Oberflächlichkeit, die ſich in dem äußeren Glanze befriedigt fühlte, in den er durch die eigenen Lebensverhältniſſe eingeweiht war. Die Erziehung gewährte damals viel zu wenig Kenntniß des Alterthums, als daß Perrault in den ſpäteren Jahren in den Geſchäften ſeines Berufs hätte durch ſeine Studien alles nachholen können, was ihm für ſein großes Unternehmen die nothwendige Bildung gewährte. Er beſaß nur eine oberflächliche Kenntniß des Alterthums, wenn dieſelbe auch mehr, als damals gewöhnlich war, umfaßte; das Streben allein nach Wahrheit, welches ihn beſeelte, die Leiſtungen ſeiner Zeit von der Zurückſetzung gegen das Antike zu befreien und ihnen Anerkennung und Selbſtändigkeit zu verſchaffen, genügte nicht, etwas Haltbares zu ſchaffen. Aber grade darin zeigte ſich Perrault durchaus als einen tüchtigen Mann, und ſo frei von Vorurtheilen, als möglich, daß er ſein Wiſſen

4) Baillet (l. c p. 595 sq.) ſagt dagegen über dieſes Werk: Mais le plus important de tous les Ouvrages Poëtiques de Mr. Perrault est le Poëme de saint Paulin, divisé en six chants, touchant la charité qu'eut ce Saint Evêque d'engager sa liberté pour racheter celle d'un de ses Diocésains, si nous en croyons Saint Gregoire le Grand dans ses Dialogues. Les Critiques trouvent dans ce Poëme beaucoup de noblesse, d'elévation, et de feu; et ce qui est plus considérable encore, une grande connoissance de l'Art Poëtique qu'il a réduite en une pratique exacte: enfin on ajoute que le corps de l'Académie dont l'Auteur est Membre, a jugé que ce Poëme est une Pièce achevée.

Digitized by Google

und ſeine Anſicht für das Leben anwendete, und nicht als todtes Capital, wäre es auch ein noch größerer Schatz von Wiſſen und Kenntniſſen geweſen, in ſich verſchloß. So verbaud er mit dem Wiſſen die That. Freilich wurde ſein Werk, das er eigentlich nur für ſeine Zeit ſchrieb, wenig geleſen, aber noch weniger überhaupt verſtanden und bald vergeſſen, jedoch der Einfluß deſſelben währte fort, und dies iſt der eigentliche Segen, der auf die Zukunft fortgewirkt hat. Die Achtung vor dem claſſiſchen Alterthum blieb ſeitdem nicht mehr ein angelernter oder modiſcher Autoritätsglaube, vor deſſen Verletzung man ſich wegen der herrſchenden Mode fürchtete, ſondern der furchtloſe Widerſpruch weckte die Prüfung deſſelben, wodurch es an Geltung nur gewinnen konnte. So öffneten ſich durch Perrault's bedeutungvolles Bemühen, die Bildung der Gegenwart zur Selbſtſtändigkeit zu erheben und ſie durch Vergleichung mit den Leiſtungen des claſſiſchen Alterthums in unmittelbare Berührung damit zu bringen, den claſſiſchen Studien neue Ausſichten, und neue Wege wurden ſeitdem angebahnt, die für allgemeine Bildung nicht ohne Einfluß blieben. Und in ſofern iſt Perrault's Unternehmen und Werk, wäre es auch in ſeinem ſachlichen Gehalt noch mangelhafter und in der philoſophiſchen Behandlung der Gegenſtände noch oberflächlicher und von Irrthümern und Unwahrheiten noch weniger rein, keineswegs gleichgültig; es bezeichnet hiſtoriſch betrachtet eine Epoche in der auf den claſſiſchen Studien beruhenden höheren Bildung, ſowie insbeſondere in der Behandlung des claſſiſchen Alterthums. Es iſt das Mal eines erſten Schrittes, von dem aus ſich eine fortlaufende Spur des immer mehr ins Bewußtſein dringenden Studiums des claſſiſchen Alterthums in ſeinem ganzen Umfange entwickelt hat. Der Schlag, den Perrault gegen das claſſiſche Alterthum übte, ſchien hart, ungerecht, und auf Vernichtung zielend; er bewirkte jedoch grade das Gegentheil, er zertheilte den Nebel, der es verbarg, und reizte zu Fortſchritten. Das Alterthum hoch zu halten, dazu reichte nun eine ſchale Tändelei in ſchönen Worten und Floskeln nicht mehr aus; die ſcharfe Waffe der Kritik hatte die äffiſche Nachbeterei tödtlich verwundet. Nur der Schamloſe konnte ſeitdem noch es wagen, wie ein leichtgeflügelter Schmetterling dem Alterthum zu nahen; der Ernſte und Sinnige fand mehr darin, als Befriedigung eines romantiſchen Sinnreizes. Man erforſchte es ſeitdem emſiger, gründlicher und allſeitiger. So zeugt die Geſchichte der claſſiſchen Studien. Mögen alſo Perrault immerhin die Zeitgenoſſen mit der ganzen Schärfe ihres Witzes und ihrer Satyre arg angegriffen haben, ſie bewieſen dadurch nichts weiter, als daß ſie die Bedeutung ſeines Werkes nicht begriffen und unverſtändig für ein ſelbſtgeſchaffenes Phantom kämpften.

Als Perrault's Hauptwerk ſind ohne Zweifel die Parallèles zu betrachten. Er ſchrieb dieſelben erſt nach ſeinem Rücktritt aus dem Staatsdienſt, wo er mit Lebenserfahrungen bereichert, zurückgezogen in der Vorſtadt Saint-Jacques allein der Erziehung ſeiner beiden Söhne und ſeinen Studien lebte. Beurtheilt man dies Werk mit den Anſprüchen der heutigen Forſchung, ſo findet man darin wenig; ſelbſt die Anſicht von dem Verhältniß des Alterthums zu der Neuzeit und ihren Leiſtungen zeigt ſich bei einer näheren Prüfung als bodenlos. Perrault iſt nämlich weit davon entfernt, jedem Zeitalter ſein Recht zu verſchaffen durch eine ſachlich wahre und allſeitige Entwickelung des gegenſeitigen Verhältniſſes. Sowie er das dem Alterthum eigenthümliche Weſen nicht begriffen hatte, ſo vermochte er auch nicht deſſen Vorzüge zu erkennen, am allerwenigſten aber die Neuzeit damit in eine wahre Vergleichung zu ſtellen. Indeſſen gelang ihm auch dieſer erſte und an ſich freilich ſehr ſchwere Wurf nicht, einen Vorwurf wird ihm darüber Niemand machen, ſobald man ihn in ſeiner Zeit ſtehend betrachtet. Streitet man doch heute noch mit nicht geringerer Unſicherheit über die Anerkennung der Vorzüge des claſſiſchen Alterthums und über ſeinen Werth für die Bildung der Gegenwart, nachdem man ſich ſeit Perrault länger als anderthalbhundert Jahre mit deſſen Erforſchung eifrig beſchäftigt und deſſen Eigenthümlichkeiten kennen gelernt hat. Nicht mit Gründen, ſondern mit der Gewalt der Vorurtheile verſucht man unwahren Behauptungen Geltung zu erzwingen, und ſehr häufig in der verletzendſten Weiſe wider die Wahrheit, für die allein Perrault ſein Unternehmen wagte; denn daß er irrte, das mindert den moraliſchen Werth ſeines Unternehmens als individuelle That nicht im mindeſten. Aus dem Irrthum, iſt deſſen Quelle in der Geſinnung nur lauter, und die Abſicht, welche ihn zur That zeitigt, edel, dann fördert er die Wahrheit.

So lange Perrault im Staatsdienſte thätig war, wirkte er vorzüglich unmittelbar praktiſch neben der Erfüllung der ihm obliegenden Pflicht für die Geſchichte des Königs. In dieſer Rückſicht ſchrieb er ebenfalls mehres, z. B.: Course de Testes et de Bague faites par le Roi, et par les Princes et Seigneurs de sa Cour en 1662 décrites, avec figures (Paris 1670 Fol.), und was der Recueil de divers ouvrages en prose et en vers (Paris 1675. 4.) enthält. Die Stücke dieſer Sammlung hatte Perrault handſchriftlich in die Bibliothek zu Verſailles niedergelegt, de Laboureur, ein Verehrer Perrault's, beförderte ſie zum Druck [5]). Die

5) Laboureur urtheilt (a. a. O.) unter anderem über Perrault: Mr. Perrault a tout-à-fait bien parlé des victoires de Louis le Grand, et on ne sauroit exprimer avec plus de génie et de succès le caractère de ses vertus royales. Tout ce qu'écrit ce poète sur les grandes actions de ce prince ne plait pas moins qu'il persuade. On y trouve la vérité jointe avec la variété; le bon sens en soutient tous les ornemens, et ses expressions conviennent parfaitement aux sujets qu'il traite. Daſſelbe gilt von ſeinen übrigen Schriften; er ſagt davon: il (Perrault) instruit et recrée en même tems, il va heureusement à ses fins partout et ne prend jamais sur sa route que ce qui peut servir à son dessein. Rien n'est plus juste ni plus châtié que sa prose, rien n'est plus poëtique ni plus fleuri que ses vers. Als eine Eigenthümlichkeit bezeichnet er: que tous ses écrits ont une certaine nouveauté qui les lui a fait regarder comme autant d'originaux chacun en son genre. En effet ils ont toute la hardiesse, tout l'air de la beauté, et toutes les grâces des originaux, qui ne se trouvent pas même dans les imitations les plus parfaites des ouvrages des Anciens. Schon Baillet bezweifelt die Wahrheit dieſes Urtheils, begründet jedoch ſeinen Zweifel nicht weiter als

Digitized by Google

hauptſächlichſten derſelben ſind der in Proſa verfaßte und zuerſt anonym (Paris 1660. 12.) erſchienene Dialogue de l'Amour et de l'Amitié, der wegen ſeiner Vorzüglichkeit in verſchiedene Sammlungen aufgenommen wurde; ferner Le Miroir ou la Metamorphose d'Orante, in Proſa und Verſen, gleichwie La Chambre de Justice de l'Amour; dann Discours sur l'acquisition de Dunkerque par le Roi, en l'année 1663; Le Parnasse poussé à bout, worin er die Schwierigkeit, die Eroberung der Franche-Comté zu beſchreiben, in Proſa darlegt; Traduction d'une épître du Chancelier de l'Hopital au Cardinal de Lorraine, sur le Sacre de François II. et sur la manière dont il doit gouverner son Royaume, in Verſen; La Peinture, poëme; Remerciment à Messieurs de l'Académie Françoise, prononcé le 23. Nov. 1671; Compliment de l'Académie Françoise fait à Madame la Chancelière, en quittant l'Hôtel Seguier, où elle s'assembloit, pour aller tenir ses conférences au Louvre en Mai 1672; Compliment de l'Académie Françoise fait au Roi à son retour de la Campagne d'Hollande le 13. Août 1672 [6]); Le Labirinte de Versailles, eine Beſchreibung des Labyrinths mit Verſen über jede Fabel Äſop's, die darin dargeſtellt iſt [7]); Critique de l'Opéra, ou Examen de la Tragédie intitulée Alceste, ou le Triomphe d'Alcide. Dialogue (auch beſonders [Paris 1674. 12.] und mit Unrecht dem älteren Bruder Pierre zuweilen zugeſchrieben); endlich: Réponse à un poëme de M. Quinault, où Apollon se plaint que le Mecenas des gens de Lettres refuse d'être loué. Im erſten Bande der Parallèles befindet ſich auch ein poetiſcher Brief an Fontenelle: Le Génie. Ferner ſchrieb er: La Chasse, epître en vers (Paris 1692. 12.); darauf: Griselidis, Nouvelle. Avec le Conte de Peau-d'Asne, et celui des souhaits ridicules. Sec. édit. (Paris 1694. 12.); iſt ein poetiſches Erzeugniß. Darauf erſchienen: Adam ou la création de l'homme, sa chute et sa reparation. Poëme chrétien (Paris 1697. 12.); Ode de M. l'Abbé Boutard sur Marly, traduite en François. (Paris 1697. 4.) Alle dieſe poetiſche Schriften entbehren der wahren Poeſie; denn Perrault beſaß dieſe Naturgabe nicht. Indem ihm die poetiſche Schwungkraft und Wärme mangelt, welche auch auf den Leſer erhebend wirkt, ſcheinen ihm ausführliche Beſchreibungen, worin er aber auch wieder ſich oft einer widrigen Nachläſſigkeit überläßt und in eine zu niedrige Weitſchweifigkeit verliert, in der er die beabſichtigte anſchauliche, maleriſche Einfachheit verfehlt, für poetiſche Darſtellungen gegolten zu haben. Wohl fehlt ihm ein gewiſſer Geiſt nicht, er gibt ſich jedoch überall mehr in einem guten Unterhaltungton kund, dem die romantiſche Stimmung und Gewandtheit Reiz verleiht. Daher ſind heute die meiſten ſeiner als poetiſch erſchienenen Schriften ohne Reiz und vergeſſen. Boileau's Wort:

Il n'est point de degré du mediocre au pire.

betrachtet man daher heute als nicht begründet, bezieht es aber auf ſeinen in jeder Beziehung als höchſt achtungswerth geſchilderten Charakter. Ant. Léonard Thomas (1732 zu Clermont in der Auvergne geboren, anfänglich Profeſſor am Collège zu Beauvais, dann Mitglied mehrer gelehrten Akademien und auch der des Inscr. et B. L., ſtarb 1785 den 17. Sept.) ſpricht in einem Eloge [8]) über Perrault's Weſen und Thätigkeit folgendes, wie es ſcheint, unbefangene Urtheil: Au-dessus de l'envie, au-dessus de la haine, au dessus de tous les petits intérêts, il ne fut jamais qu' utile: il produisit les talents comme d'autres les eussent écartés; ses connaissances étaient beaucoup plus étendues que celles d'un homme de lettres ordinaire. Il avait embrassé une partie des sciences abstractes, saisi plusieurs branches de la physique, et jeté sur la nature en général ce coup-d'oeil d'un philosophe qui cherche à étendre la carrière des arts, et à y transporter, par de nouvelles imitations, de nouvelles beautés; mais il se distingua surtout dans cette partie de l'esprit philosophique, utile lors même qu'il se trompe, qui analyse les principes du goût, n'admire rien sur parole, et, avant d'adopter une opinion, même de 2000 ans, cherche toujours à s'en rendre compte [9]).

Überſchaut man Perrault's bewegtes Leben, ſo bemerken wir, wie auch ihn das menſchliche Loos des Wechſels traf. Trotz der vielfachen Verdienſte, die er ſich um ſeine Zeit und ſelbſt um die Nachwelt erworben hat, trotz dem, daß er lange geſucht wurde, um ſeine vielgeltende Gönnerſchaft zu erwerben, und unbeſcholtene Rechtlichkeit,

---

durch die Bemerkung, daß einſichtsvolle Kritiker ihn eines Andern belehrt hätten. Man ſieht, daß das übertriebene Lob der Freunde Perrault mehr ſchadete, als nützen konnte. Baillet bemerkt über dieſe Sammlung: Il paroît quelques pièces de galanterie dans ce recueil qui demandent des lecteurs aussi honnêtes gens que leur auteur, afin qu'ils puissent au moins les lire avec un oeil aussi simple qu'a été, dit-on, le coeur de celui qui les a composées.

6) Dieſe drei akademiſchen Reden nebſt einer vierten an den König: Compliment fait au Roi sur ses conquêtes, au nom de l'Acad. franc., zuerſt im Mercure Galant. 1678. Avril, befinden ſich auch in dem Recueil des harangues prononcées par Messieurs de l'Académie françoise. (Amst. 1709.) Tom. I. 7) Baillet erzählt (l. c. p. 595), daß Perrault ſämmtliche franzöſiſche Inſchriften (40 Epigramme) für Verſailles nebſt den Fabeln des Äſop in einer einzigen Nacht gearbeitet habe. Iſt dies gegründet, ſo erklärte ſich leicht die ihm vorgeworfene Nachläſſigkeit in ſeiner Darſtellung; man ſähe aber außerdem, daß ihm alles, vermöge eines glücklichen Talentes, leicht wurde.

8) Wiedergedruckt in *Ant. Léon. Thomas*, Oeuvres. (Paris 1825. 6 Bde.) 2. Bd. 9) Das Urtheil der Madame Dacier über Perrault verdient daneben eine Stelle. Sie hat daſſelbe in der Vorrede zur Überſetzung der Odyſſee eingefügt. Sie ſagt: C'étoit un homme d'esprit et d'une conversation agréable, et qui a fait quelques jolis petits ouvrages, qui ont plû avec raison. Il avoit d'ailleurs toutes les qualités qui forment l'honnête homme et l'homme de bien; il étoit plein de piété, de probité, de vertu, poli, modeste, officieux, fidele à tous les devoirs, qu'exigent les liaisons naturelles et acquises; et dans un poste considerable, auprès d'un des plus grands Ministres que la France ait eus, et qui l'honoroit de sa confiance, il ne s'est jamais servi de sa faveur pour sa fortune particulière; et il l'a toujours employée pour ses amis.

Digitized by Google

verbunden mit ungeheuchelter Beſcheidenheit ihm alle gültigen Zeugen zuſprechen, ſo erfuhr er doch die Unbeſtändigkeit der Gunſt der Welt. Mit Colbert war er zerfallen, und ließ ſich nicht wieder bewegen, in den Staatsdienſt zurückzutreten, ſo ſehr auch Colbert, der Perrault vermißte, es wünſchte. Nach Colbert's Tode, 1683 den 6. Sept. erhoben ſich ſeine Feinde ungeſcheut, und ſogar diejenigen, denen er einſt genützt hatte, verfolgten ihn; ja dieſe Ungunſt ging ſo weit, daß ſchon diejenigen als ſeine Freunde galten, welche ihn nicht gradezu vernachläſſigten; Colbert's Nachfolger, Louvois, ſtieß ſogar Perrault aus der Académie petite, die er erſt hatte gründen helfen, ſo feindſelig behandelte derſelbe die Günſtlinge ſeines Vorgängers. Die Nachwelt aber hat Perrault noch nicht vergeſſen. Seine Feenmährchen ſind ſeit ihrem erſten Erſcheinen 1697 als: Contes de ma mère l'Oye, ou histoire du temps passé, par *Perrault d'Armancour*, fils de l'auteur, in unzähligen Ausgaben, bald vollſtändig, bald in Auswahl, bis auf den heutigen Tag wiederholt worden, als: Contes des fées, en prose et vers. Dieſe Mährchen ſind: le Chaperon rouge, les Fées, la Barbe bleue, la Belle au bois dormant, le Chat botté, Cendrillon, Riquet à la houppe, le Petit Poucet, l'Adroite Princesse, Grieselidis, Peau d'âne, les Souhaits ridicules. Sie feſſeln noch jetzt die Aufmerkſamkeit ſo ſehr, daß ſogar Gelehrte und Akademiker ſich mit Unterſuchungen über deren Echtheit beſchäftigt haben. Anonym ſchrieb nämlich der bekannte gelehrte Akademiker Walckenaer darüber: Lettres sur les contes des Fées, attribués à Perrault, et sur l'origine de la Féerie. (Paris 1826. 12.) Unter anderem hat es derſelbe verſucht zu erweiſen, daß die proſaiſche Erzählung Peau d'âne nicht ein Werk Perrault's iſt, deswegen weil dieſelbe lange nach deſſen Tode erſchien; indeſſen kann dieſer Grund nicht als beweiſend gelten, weil dann noch vielmehr die Erzählung: Adroite Princesse, als unecht gelten müßte, indem dieſelbe erſt in der Ausgabe der Mährchen von 1743 erſchien. Von allen Ausgaben dieſer Contes des Fées bemerke ich außer (à la Haye 1745. 12. mit KK. von Fock e, Paris 1781. 12., und ib. 1784. 12. 4 Bde. (beide mit KK.) nur noch diejenigen, welche auch biographiſche Nachrichten enthalten. Dies ſind Contes etc., avec notice historique sur la vie et les ouvrages de l'auteur par M. *Dufresnoy* (Paris 1816. 1824. 18.); ferner Contes etc. éd. augm. d'une Notice sur la vie et les contes de cet auteur. par M. *Cousin-d'Avalon*. (Paris 1833. 12.) Teutſch überſetzt findet man dieſe Mährchen in der blauen Bibliothek, ſowie auch in verſchiedenen beſonders erſchienenen Überſetzungen. Einige andere kleinere Schriften, die bis jetzt noch nicht genannt ſind, werden in der Nachricht von den geſammelten Werken erwähnt werden. Er überſetzte auch die Fabeln des Faernus: Les Fables de Faërne trad. en vers franç. (Paris 1689. 12.; Amst. 1718. 12.).

Zwei Werke zeigen Perrault auf einem andern Gebiet; nämlich: Le Cabinet des beaux Arts, ou Recueil d'estampes gravées d'après les tableaux d'un plafond, où les beaux Arts sont représentés avec l'explication de ces mêmes tableaux en vers et en prose, par M. *Perrault*. (Paris 1690. fol. oblong.; ferner: Les Hommes illustres qui ont paru en France pendant ce siècle, avec leurs portraits au naturel. (Paris 1696. fol.; Tome deuxième, ib. 1700). Die Jeſuiten misbilligten die Aufnahme von Arnauld und Pascal, und ſie wußten es dahin zu bringen, daß die Cenſur beide in den meiſten Exemplaren der erſten Ausgabe unterdrückte; indeſſen wurde die Aufnahme bald wieder geſtattet, um das Aufſehen zu vermeiden. Daher wurden die Erſatzartikel Thomaſſin und Ducange in der zweiten Ausgabe wieder unterdrückt. Eine Ausgabe (à Paris 1698. 12.), die aber nur den Text und den erſten Theil der erſten Ausgabe umfaßt, enthält Arnauld und Pascal; die Ausgabe à la Haye 1698. 12. hat Arnauld, nicht aber Pascal. Alle vier Biographien befinden ſich in der Ausgabe à la Haye 1736. 12. 2 Bde. Die neue Ausgabe (Paris 1805) wird nicht ſehr geſucht. Perrault ſchrieb dieſe kurzen, aber gut gehaltenen Biographien damals Verſtorbener auf den Wunſch eines Verwandten Colbert's. Es befinden ſich darin unter anderen Sirmond, Petau, de Thou, de Peiresc, Descartes, Gaſſendi, du Fresne, Claude Perrault. Merkwürdig iſt es, daß ſich Perrault wegen dieſes Unternehmens in der Vorrede entſchuldigt.

Seine Schriften erſchienen in einer Auswahl: Oeuvres choisies, avec les Mémoires de l'auteur et des recherches sur les contes des fées. Par M. *Collin de Plancy*. Edit. ornée d'un portrait. (Paris 1826.) Außer den Memoiren nebſt den Zugaben des Herausgebers enthält dieſe Sammlung folgende Mährchen: Le Corbeau guéri par la cigogne, ou l'Ingrat puni. und l'Esprit fort, beide in Verſen; Sept fables trad. de Faërne; dann unter dem beſondern Titel: Oeuvres diverses. Apologie des femmes (contre la Satire de Boileau). Poëme sur la peinture; Le siècle de Louis-le-Grand; une Idée sommaire du Parallèle des anciens et des modernes; le Génie, épître à Fontenelle; le Portrait de la voix d'Iris; le Cabinet des beaux-arts; Apollon et les neuf Muses, l'Amour, l'Amitié; la Beauté et la Bonté, allégorie (en prose); Sujet du poëme de Saint-Paulin. en six chants. Dieſe Oeuvres div. veröffentlichte ſchon Lefort de la Morinière mit dem Titel: Passe-Temps poétiques, historiques et critiques. (Paris 1757. 12. 2 Bde.) Dieſe Sammlung enthält außerdem: L'esprit de Malherbe, le Porte-feuille posthume de *Bruzen de la Martinière*.

Alle vier Brüder Perrault zeichneten ſich durch eine eigenthümliche geiſtige Begabtheit aus, beſonders aber griffen Charles und Claude in die Bildung ihrer Zeit ein. Pierre war der älteſte und lebte im Staatsdienſt, anfänglich in der Nähe Colbert's in einer niederen Stelle; ſpäter wurde er Receveur Général des Finances de la Généralité de Paris, und war Advocat honoraire. Er ſchrieb: De l'origine des fontaines (Paris 1674. 12.); wiederholt in den Oeuvres diverses de Physique et de Mecanique des MM. *Cl.* et *P. Perrault* (Leyde 1721. 4., Amst. 1727. 4. 2 Bde.) Aus dem

Digitized by Google

Italieniſchen überſetzte er Taſſoni's Gedicht: La Secchia rapita, le Sceau enlevé (Paris 1678. 12.) in Proſa. Obwol dem Bruder Claude ein beſonderer Artikel im Folgenden gewidmet iſt, ſo darf er doch auch hier, in dieſer umfaſſenden Überſicht ſämmtlicher Glieder dieſer wahrhaft genialen Familie nicht unerwähnt bleiben; ich unterlaſſe nur deſſen Schriften aufzuführen, weil dieſelben der erwähnte nachfolgende ausführliche Artikel enthält, dem ich Einiges hinzugefügt habe. Claude war um d. J. 1613 geboren, und erſcheint als Genie; denn als Fachſtudium wählte er ſich die Heilkunde, übte dieſelbe jedoch nur in ſeiner Familie, bei Freunden und an Armen, während er ſich vorzugsweiſe mit Architektur, Mechanik, Phyſik und Muſik, worin er Autodidakt war, beſchäftigte und darin auszeichnete. Seine Zeichnung zu der Façade des Louvre gewann den Vorzug vor denen der berühmteſten Architekten Frankreichs (dem Architekten Leveau und dem Maler Lebrun) und Italiens (Bernini) von Fach. Danach wurde der Bau auch ausgeführt, wie ſich aus den über dieſes Unternehmen gepflogenen Berathungen ergibt, welche Charles Perrault niedergeſchrieben hat. Ebenſo ſind das Obſervatorium und der Triumphbogen ſeine Werke, obwol Despreaux, deſſen unverſöhnlicher Feind P. Perrault war, dies leugnet. So verſchieden auch dieſe Bauwerke Perrault's beurtheilt worden ſind, einen beſonnenen Vertheidiger haben ſie in Quatremère de Quincy jüngſt gefunden. Durch dieſe Werke hatte er ſich als tüchtigen Mann bewieſen; daher übertrug ihm Colbert eine Überſetzung des großen Werkes von Vitruvius nebſt einer Erklärung deſſelben durch Anmerkungen. Daß er dazu damals der geeignetſte war, zeigt ſeine Arbeit ſelbſt, die auch die öffentliche Anerkennung fand. Er beſaß die tüchtigſten ſachlichen Kenntniſſe, und verſtand außerdem auch die Sprache des Originals; dabei kam ihm ſeine ausgezeichnete Geſchicklichkeit im Zeichnen und Modelliren zu ſtatten. Allerdings leidet ſeine Überſetzung an einer Ungleichheit; denn ſehr viel überſetzte er frei, wie es der Geiſt der franzöſiſchen Sprache foderte, wo aber Vitruvius ſchwierige Gegenſtände behandelt, da überſetzte er wieder wörtlich, und bildete dabei an tauſend neue Wörter, welche die Zuſtimmung der Akademie erhielten, die in ſolchen Dingen entſchied [10]). Bei der Gründung der Académie des sciences war er eins ihrer erſten Mitglieder für die Claſſe der Phyſik. Auch als Arzt ſtrebte er über das Gewöhnliche hinaus, indem er eifrig mit den phyſiſchen und anatomiſchen Unterſuchungen und Beobachtungen ſich beſchäftigte. Dieſes Zeugniß für ihn legen nicht nur ſeine Schriften ab, die für die damalige Zeit viel Neues enthalten und auf Unbekanntes aufmerkſam machen, ſondern auch die Auszeichnung, daß die Faculté de Paris nach ſeinem Tode ſein Bild von den Erben ſich erbat und daſſelbe neben denen von Fernel, Akakia, de Riolan u. A. in den öffentlichen Schulen aufſtellte. Boileau's Ausſpruch über Claude Perrault de méchant médecin devient bon architecte enthält ſicher volle Wahrheit nicht, weil er ſich dadurch an Perrault zu rächen ſuchte. So viel iſt ſicher, daß Perrault ſich durch großartiges Streben auszeichnete und einen bleibenden Namen durch ſeine mannichfachen Leiſtungen erworben hat. Dieſer Claude Perrault iſt ohne Zweifel derſelbe franzöſiſche Künſtler, welcher im Ritratto di Venezia als Meiſter eines Monuments des franzöſiſchen Geſandten Renat de Voyer in der St. Job-Kirche zu Venedig erwähnt wird. Er ſtarb 1688 den 9. Oct., 75 Jahre alt [11]), angeſteckt, wie man ſagt, durch die Section eines an der Peſt geſtorbenen Kamels. — Von Nicolas Perrault wiſſen wir nur, daß er 1652 Doctor der Sorbonne wurde, aber mit anderen ſiebzig ſpäter wieder ausgeſchloſſen, wahrſcheinlich, weil er ſich dem Janſenismus ergeben hatte. Er ſtarb 1661. Seine Schrift iſt: La Morale des Jésuites, extraite fidèlement de leurs livres, imprimés avec l'Approbation et Permission des supérieurs de leur Compagnie; par un Docteur de Sorbonne (par *Nic. Perrault*, avec une préface par *Alexandre Varet*. Mons 1667. 4.; 1669. 16. 3 Bde.). Drei Briefe gegen die Autorität des Papſtes ſchrieb er an den Doctor Haslé. Zu dieſer Familie gehörte ohne Zweifel auch der Blumenmaler Perrault, der um 1740 mit Boucher und Pierre im königlichen Cabinet zu Fontainebleau arbeitete.

(*W. Hoffmann.*)

PERRAULT (Claude), Architekt und Naturforſcher, geboren zu Paris im J. 1613. Sein Vater, Parlamentsadvocat, ließ ihn Mathematik und Medicin ſtudiren; er erhielt den Doctortitel bei der Facultät zu Paris. Perrault übte Anfangs ausſchließlich die ärztliche Kunſt aus, ſetzte daſſelbe auch für ſeine Familie, Freunde und Arme bis an ſein Lebensende fort, und zwar, wie man ſagt, mit Erfolg; außerdem führte er zahlreiche naturwiſſenſchaftliche Unterſuchungen. Aus den vorhandenen Nachrichten geht nicht mit Beſtimmtheit hervor, auf welche Veranlaſſung Perrault ſich der Baukunſt zuwendete. Colbert trug ihm auf, den Vitruv zu überſetzen; die Studien, welche er zu dieſem Zwecke machen mußte, ſollen in ihm einen lebhaften Eifer für die Baukunſt erweckt und ſeine großen Anlagen für dieſelbe entwickelt haben. Obwol das Letztere ganz begründet ſein mag, ſo geht doch aus dem kurzen Berichte des Niceron hervor, daß Perrault bereits Theilnahme für die Baukunſt hegte, als ihm der fragliche Auftrag ertheilt wurde. Es wäre auch ſchwerlich einzuſehen, wie man ihn, ohne bereits er-

10) Vergl. die ſehr beifällige Kritik der Überſetzung im Journal de Sçavans. 1674. 17. Dec. *Baillet* l. c. T. II. P. III. p. 547 sq.; er irrt aber darin, daß er dieſen Überſetzer Charles Perrault nennt, während er wieder Charles als Médecin bezeichnet.

11) Sein Eloge ſ. im Journal des Sçavans. 1689. 28. Fevr. und in der Histoire des ouvrages des Sçavans 1688. Nov., und im Dictionnaire par *Moreri*. T. VII. *Niceron*, Mémoires. T. XXXIII. p. 258 sq. Biogr. univers. T. XXXIII. *Quatremère de Quincy*, Histoire de la vie et des ouvrages des plus célèbres architectes etc. (Paris 1830. 4. Zwei Bände), ſowie deſſen Dictionnaire hist. d'Architecture (Paris 1833. 4. Zwei Bände). G. K. Nagler's Künſtlerlexikon. 9. Bd. S. 117 fg. Die von Charles Perrault über den Bau des Louvre niedergeſchriebenen Verhandlungen ſind handſchriftlich in der Architecture française par *Blondel* T. IV. benutzt. Vergl. auch v. Wiebeking's bürgerliche Baukunde. 3. Th.

Digitized by Google

klärte Neigung für die Kunſt zu einem dem Anſcheine nach ſo fremdartigen, und mit der bereits erwählten Wirkſamkeit unvereinbaren Geſchäfte hätte auffodern mögen. Die Überſetzung des Vitruv erſchien erſt im Jahre 1673. Unterdeſſen war Perrault bereits als eins der erſten Mitglieder in die Akademie der Wiſſenſchaften aufgenommen, und mit den phyſikaliſchen Arbeiten beauftragt worden. Bisher war noch nichts von Perrault in Druck erſchienen, und man weiß daher nicht, auf welche ſeiner Leiſtungen das Vertrauen begründet war, welches durch den Erfolg völlig gerechtfertigt worden iſt. Im J. 1666 wurde die Akademie aufgefodert, Plane zur Erbauung des Obſervatoriums zu liefern, und bei dieſer Gelegenheit trat Perrault zuerſt als Baumeiſter auf, indem er eine Zeichnung einlieferte, welche den übrigen vorgezogen und in Ausführung gebracht wurde. Dennoch wollte man an dieſem Gebäude, ſeit es fertig war, nichts finden, woraus ſich ein Schluß hätte ziehen laſſen auf das ſpäter kund werdende große Talent des Perrault. Das Obſervatorium ſoll in ſchwerfälligem Styl erbauet ſein und ſeinen Zweck nur unvollkommen erfüllen. Seitdem zumal die umgebenden Häuſer weggefallen ſind, daß die Anſicht von allen Seiten offen iſt, ſind die Fehler Jedem augenfällig geweſen. Indeſſen geſteht man wiederum ein, daß das Gebäude einen eigenthümlichen und neuen Charakter hat. Auch iſt das Dach in Plateform ſo gut gewölbt, daß man in der Conſtruction weder Holz noch Eiſen verwendet hat, und die inneren Gewölbe und Treppen ſollen Muſter der Bauart ſein. Wenn man dieſe Eigenſchaften des erſten Gebäudes, welches in Perrault's Sinne ausgeführt wurde, zuſammennimmt, ſo möchte doch wol das herrſchende Urtheil, daß man daraus ſein Talent noch nicht habe vorausſehen können, einige Beſchränkung erleiden. Kurz nachher wurde Colbert Miniſter, und fand den Louvre, an welchem ſeit einiger Zeit gebauet wurde (hierüber u. fg. vergl. den Art. Louvre), ſeiner Beſtimmung nicht würdig, weshalb er einen Aufruf an alle Architekten erließ. Auch hier ſandte Perrault eine Zeichnung ein, welche ſoviel vorzüglicher war, als alle übrigen, daß ſie ohne Streit den Vorzug erhielt. Nun wird erzählt, daß man dennoch vor der Ausführung die Ideen der beſten italieniſchen Künſtler habe kennen lernen wollen, und daher Bernini nach Frankreich eingeladen worden ſei; auch habe Bernini ſämmtliche bereits vorliegende Bauplane geprüſt, und dem des Perrault den Vorzug gegeben und ein ſehr unparteiiſches und großmüthiges Lob ertheilt. Dagegen verſichert die Biographie universelle (vergl. d. Art. Bernini), daß dieſe Erzählung irrthümlich ſei, und Bernini die Zeichnung des Perrault gar nicht geſehen habe. Er habe vielmehr ſelbſt einen Plan entworfen, darin aber den bereits beſtehenden Bau nicht aufnehmen, ſondern demoliren wollen, und das ſei der Grund, daß man Bernini's Vorſchläge nicht berückſichtigt, und nach ſeiner Abreiſe die Zeichnung des Perrault dem Könige vorgelegt habe. Auf jede Weiſe hatte man alſo Perrault den Vorzug gegeben, und indem die Überlegenheit und Großartigkeit ſeines Entwurfes nicht beſtritten werden konnte, erhob man laute Zweifel gegen die Ausführbarkeit. Dieſe Äußerungen der Misgunſt hatten wenigſtens den Erfolg, daß ſich ein allgemeines Mistrauen erhob und eine ſorgfältige Prüfung des Planes für nöthig gehalten wurde. Zu dieſem Zwecke wurde unter dem Präſidium Colbert's ein Comité gebildet aus dem erſten Architekten, Lebrun und Perrault, wobei des Letzteren Bruder Secretair war; wöchentlich fanden zwei Sitzungen ſtatt. Um alle Einwürfe zu entfernen, machte man ein kleines Modell des Periſtyl mit ebenſo vielen Werkſtücken, wie im Großen zu Anwendung kommen mußten, und befeſtigte daſſelbe mit angemeſſenen eiſernen Klammern. Die Ausführung dieſes Modelles ließ alle Schwierigkeiten augenſcheinlich verſchwinden. Man iſt ſogar nach Ausführung des Louvre übereingekommen, daß eine gewöhnliche Art der Befeſtigung dem kühnen Baue nicht genügt haben würde, und grade die anfänglich Befremden erregende Anordnung eine große Sicherheit und Feſtigkeit gewähren mußte. Außerdem bemerkt man in der Säulenſtellung eine Neuerung, für welche kein bekanntes Denkmal des Alterthums ein Muſter abgeben konnte; das ſind gekuppelte korinthiſche Säulen, wie man erſt ſpäter bei Entdeckung der Ruinen von Palmyra aufgefunden hat. Einige haben gemeint, daß Perrault durch gewiſſe Stellen des Vitruv auf dieſe Idee gekommen ſei. Einer großen Schwierigkeit unterlag die Anordnung des inneren Hofes, wo die ſtehende und bereits mit Hinzufügungen fernerer Baumeiſter geförderte Arbeit dem neuen Plane untergeordnet werden mußte. Auch das bewerkſtelligte Perrault mit Eleganz, ohne etwas von der Zerſtörung zu verſuchen, welche Bernini für unumgänglich gehalten hatte. Man findet den Louvre nicht fehlerfrei, aber betrachtet denſelben als das ſchönſte Gebäude von Paris, und als ein Meiſterwerk franzöſiſcher Baukunſt. Zumal rühmt man den Geſammteindruck des Gebäudes, und findet den Styl durchaus edel und einfach.

Nach der Eroberung von Flandern und Franche-Comté verlangte Colbert Plane zu einem Triumphbogen; und Perrault erlangte abermals vor ſeinen Mitbewerbern (Lebrun und Leveau) den Vorzug. Der Grund zu dem Triumphbogen wurde 1670 gelegt, und Perrault wendete dabei eine antike Procedur an, indem er die Steinbänke mit Sandkitt und Waſſer an einander reiben ließ, um ſie ohne Mörtel zu verbinden. Die Maſchinen, welche er erfand, um zwölf Fuß lange Steine in ſolcher Weiſe zu behandeln, ſind in der Überſetzung des Vitruv abgebildet. Perrault hat noch mehre Bauwerke hinterlaſſen, welche allein hingereicht hätten, ihm den Namen eines großen Baumeiſters zu verſchaffen. Dieſelben ſind 1) die Kapelle des Schloſſes Sceaux, 2) die von Notredame de Navonne, der Kirche Petits-Pères, 3) die Allée d'eau in Verſailles. Die meiſten Zeichnungen zu den Bronze- und Marmorvaſen in dem verſailler Garten (eine Sammlung dieſer Zeichnungen befindet ſich als werthvolles Manuſcript in der Bibliothek des Miniſteriums des königlichen Hauſes) ſind von ſeiner Hand.

Perrault ſoll eine ungemeine Geſchicklichkeit im Zeichnen und Modelliren beſeſſen haben, ſodaß ſeine Handzeichnungen von Kennern wegen ihrer Präciſion und Sicher-

Digitized by Google

heit viel höher geſtellt werden, als die ſehr gerühmten Platten, welche danach geſtochen wurden.

Die Anerkennung, welche Perrault fand, trachtete man vielfach zu ſchmälern. So ſchrieb man die Zeichnung der Façade des Louvre dem erſten königlichen Architekten Leveau zu, welche Behauptung jedoch bei den Einſichtigern keinen Glauben fand, und auch nicht verdient, weil ſie von dem auf Perrault neidiſchen und ihm deshalb feindſelig geſinnten Kunſtgenoſſen d'Orbay ausging. Auch zwei Satyriker erhoben ihre Stimme gegen Perrault; Despréaux, deſſen unmäßige Satyre Perrault hart gemisbilligt hatte, und Boileau, der den Perrault mit ſeinem Bruder Charles verwechſelte. Über beide Angriffe beklagte ſich Perrault mit dem Erfolge, daß dieſelben auf noch härtere Weiſe erneuert wurden.

Wenn einzelne Lebensumſtände des Perrault weniger aufgeklärt werden konnten, ſo hat er doch von ſeiner Thätigkeit ein ſo gültiges Zeugniß abgelegt, daß die Nachwelt kein Bedenken dagegen erheben kann. Daſſelbe iſt außer den Bauwerken, die vor Aller Augen ſtehen, aus ſeinem literariſchen Nachlaſſe folgendermaßen zu entnehmen. Bei der Überſetzung des Vitruv erkennt man Perrault's Bemühungen um die Herſtellung des mishandelten Textes, und findet dieſelben faſt immer glücklich; auch zeigen die Noten von Perrault's Gelehrſamkeit und gutem Geſchmack. Doch will man in der Überſetzung einige Veränderungen tadeln, welche, obwol wenig zahlreich, das Ganze beeinträchtigen. Man iſt verwundert über dieſe Änderungen, und glaubt, dieſelben nur der Paradoxie zuſchreiben zu können, welche als ein Charakterzug der ganzen Familie angeſehen wird. Hierbei iſt aber zu bedenken, daß dieſe vermeintlich willkürlichen Abänderungen einzig in einem Misverſtändniſſe des Textes ihren Grund haben können; denn es exiſtiren mehre Beiſpiele, daß Perrault die Texte der Alten nicht immer richtig verſtanden, ſondern einen ganz fern liegenden Sinn dem nächſten und einfachſten vorgezogen hat. Unter anderen interpretirt Perrault die Stelle des Cicero (im **I.** Bch. **de natura deorum**, wo die Erzählung des Herodot von dem Ibis repetirt wird) „**angues — — interficiunt et consumunt, ex quo fit, ut illae nec morsu vivae noceant, nec odore mortuae;**“ dahin, daß nach dem Zeugniſſe des Cicero der Ibis im Tode keinen üblen Geruch verbreite. Aber dieſe Unfähigkeit, in den Sinn fremder Gedanken einzugehen, ſcheint nicht einem Mangel an Scharfſinn zugeſchrieben werden zu dürfen, ſondern vielmehr jener Entfernung von dem gewöhnlichen Ideengange, welche zu originellen Naturauffaſſungen und Kunſtproductionen befähigt; denn Perrault hatte nicht nur ſeine Kunſt, ſondern auch die Natur verſtanden. Das wird bezeugt durch die originellen Abhandlungen über die Mechanik der Thiere. Der franzöſiſche Biograph ſagt, es ſeien ſonderliche Beobachtungen über den Gebrauch der Organe, und man entdecke den Keim des Stahl'ſchen Syſtems. Es liegt darin kein beſonderes Lob, auch die Vergleichung mit Stahl iſt unfruchtbar, und dieſe Arbeiten verdienen in der That eine andere Anerkennung. Zuvörderſt iſt es bemerkenswerth, daß Perrault die äußere thieriſche Geſtalt mit dem Bedürfniß und der Fähigkeit, zugleich aber mit den Tendenzen des inneren Baues verglich. Er begründete damit eine natürliche Teleologie, indem er pragmatiſch die Lehre entwickelte, daß jedes Thier weſentlich ſich ſelbſt zum Zwecke hat. Dieſe grundnatürliche Anſicht entfernte ſich weit von der Teleologie derſelben und ſpäterer Zeiten, welche einem Nützlichkeitsprincipe oder anderen eingebildeten Geſetzen die Unendlichkeit der Naturerſcheinung unterordnen wollten. Aus dieſen Vergleichungen ging noch eine bedeutſame Lehre hervor, das iſt die Einordnung der phyſikaliſchen Kräfte in den Kreis des thieriſchen Lebens. Indem Perrault darſtellt, auf welche Weiſe, unter welchen Bedingungen und mit welchem Erfolge die allgemeinen Eigenſchaften der Materie in die Wirkungen des lebendigen Weſens eingehen, hat er den Anfang gemacht, das große Band zu entwickeln, welches die Glieder der Naturerſcheinung verkettet, und wie ein ewiger Wegweiſer durch die dunkelen Gänge des irdiſchen Weltbaues gezogen iſt. Es iſt der neueſten Zeit vorbehalten geweſen, auf dieſen Weg zurückzukommen. Eine verwandte Arbeit lieferte Perrault in den Denkſchriften zur Geſchichte der Thiere. Man ſagt von denſelben, daß ſie viel Neues und Intereſſantes enthalten, und viele Vermuthungen der Alten widerlegen. Außerdem meint Condorcet, die anatomiſchen Beſchreibungen ſeien der vergleichenden Anatomie nicht dienlich. In Deutſchland, wo die Zootomie ſehr bedeutende Förderung gefunden hat, iſt man nicht dergleichen Meinung, und vergißt nicht, Claude Perrault unter denen namhaft zu machen, welche ſich Verdienſte um die vergleichende Anatomie erworben haben.

Es kommen bei Perrault mehre falſche Nachrichten und Beobachtungen vor, doch kann dadurch ſein *weſentliches* Verdienſt um die Naturkunde im Allgemeinen nicht geſchmälert werden. So glaubt Perrault, daß der Elephant und das Flußpferd nicht geſchickt ſeien zu ſchwimmen, während im Gegentheil dieſe Thiere ſehr geſchickt ſchwimmen. Wie ſolche Behauptung ſich von ſelbſt entſchuldigt durch den Mangel beſſerer Nachrichten, ſo wird eine andere entſchuldigt durch die damalige Schwierigkeit und Seltenheit gewiſſer Beobachtungen. So berichtet Perrault, daß er eine eigenthümliche Bildung (**pecten plicatus**) in dem Auge der **ardea virgo** nicht gefunden habe, was nach Rudolphi daraus erklärlich wird, daß in dem Auge dieſer Vogelgattung die Glasfeuchtigkeit ungemein früh getrübt wird, und daher gedachte Bildung für eine minder feine Unterſuchung gänzlich verhüllt.

Um ſolche Verſehen in rechtem Lichte zu betrachten, muß man in Erwägung ziehen, daß Perrault bei ſeinen mechaniſchen und architektoniſchen Zurüſtungen ſich niemals in ſeinen Berechnungen getäuſcht und keine Übereilung zugelaſſen hat, weil er hier Herr des Vorhandenen war, und es ſich nur um völlige und gründliche Benutzung der bekannten Verhältniſſe handelte. So iſt es gekommen, daß Perrault ſehr glücklich in Erfindung von Maſchinen geweſen iſt. Seine Betrachtung des organiſchen Lebens ſteht hiermit in engem Zuſammenhange; auch im lebendigen Weſen iſt es hauptſächlich die gründliche und ſcharfſinnige Auffaſſung des Unverborgenen, was die

Digitized by Google

Richtung ſeiner eigenthümlichen Forſchungen beſtimmt. Wie nun in Perrault's Bauwerken ein origineller Geiſt aufſteht, und die Ausführung des Gedankens durch gründliche Mechanik bewerkſtelligt wird, ſo werden ſeine eigenthümlichen phyſiologiſchen Gedanken offenbar begründet durch die ernſtliche Betrachtung der Geſtalten und Bewegungen. Bei ſolcher Wirkſamkeit kann man dem Perrault Erfindung zuſchreiben, aber Entdeckung iſt ſeine Sache nicht geweſen.

Perrault ſtarb am 9. Dec. 1688 zu Paris, in Folge der Section eines Kameeles, das an einer contagiöſen Krankheit geſtorben war *). (*Piper.*)

*) Er hat folgende Schriften hinterlaſſen: 1) Les dix livres d'architecture de Vitruve, corrigés et traduits nouvellement en français; avec des notes et des figures. (Paris 1673. Fol.) IIe édition revue, corrigée, augmentée. (ib. 1684. Fol.) 2) Abregé des dix livres de Vitruve. (ib. 1674. 12.) 3) Ordonnance des cinq espèces de colonnes, selon la méthode des anciens. (ib. 1683. Fol.) 4) Mémoires pour servir à l'histoire naturelle des animaux. (ib. 1676. Fol., 1733. 4., IIIme partie éd. 1734. 4.) 5) Essais de physique. (ib. 1680—88. 12. 4 Vol.) 1. De la pésanteur, du ressort et de la dureté des corps. 2. Du bruit. 3. De la musique des anciens. 4. De la mécanique des animaux. 5. De la régénération des parties etc. 6. De la transparence et de la réflexion. 7. De l'endurcissement de la chaux. 8. Sur la congélation. 9. De la transfusion du sang etc. 6) Recueil de plusieurs machines de nouvelle invention. Ouvrage posthume. (ib. 1700. 4.) 7) Lettre à Mr. Maricotte, touchant une nouvelle découverte sur la vue etc. acad. des sciences. (ib. 1680.) 8) Observations sur des fruits, dont la forme et la production avoient quelque chose de fort extraordinaire. Journ. des Sçav. (ib. 1675.) 9) Rapport à l'académie roy. sur deux choses remarquables touchant les vers qui s'engendrent dans les intestins. Journ. des Sçav. (ib. 1675.) 10) Quelques observations touchant deux choses remarquables qui ont été trouvées dans les oeufs. (ib. 1676.) 11) Lettres à sujet des vers qui se trouvent dans le foye de quelques animaux. Journ. d. Sçav. (ib. 1668.) 12) Trois lettres à Mr. Huygens sur deux nouvelles machines. (ib. 1721.) (*Piper.*)

Das Werk Nr. 3. Ordonnance bildet eigentlich ein Supplement zu der Überſetzung des Vitruvius und wurde Paris 1733, 1734. 4. wiederholt. Das Werk Nr. 4 erſchien 1671, eine Fortſetzung Paris 1676 Fol. Man findet Exemplare, denen dieſer zweite Theil fehlt, ſie ſind dann aber unvollſtändig und ohne Werth. Die Kupfer ſind von Seb. le Clerc. Eine neue Ausgabe (ib. 1688. Fol.) enthält vier neue Kupfer mehr, aber von dem Text wurden nur 118 Seiten gedruckt. Dieſe unvollendete Ausgabe wurde mit einem neuen Titel 1702, aber blos mit 12 Kupfern und 118 Seiten in Umlauf geſetzt. Die Ausgabe (ib. 1733 sq. 4. drei Theile in einem Bande) bildet zugleich den dritten Band der Mém. de l'Acad. des sciences. Dies Werk umfaßt eine anatomiſche Unterſuchung von 50 Thieren. Der Inhalt der Sammlung Nr. 5 iſt Bd. I. De la pésanteur des corps, de leur ressort, et de leur dureté. Du mouvement peristaltique; De la circulation de la sève des plantes; Nouvelle insertion du canal thoracique; Description d'un nouveau conduit de la bile. Bd. II. Du bruit, de la musique des anciens. Bd. III. De la mécanique des animaux. Bd. IV. De la génération des parties qui reviennent à quelques animaux, après avoir été coupées; Des sens extérieurs en général et en particulier; Du mouvement des yeux; De la transparence des corps; De la réflexion des corps; De l'endurcissement de la chaux; Expériences sur la congelation; Expériences faites pour examiner la bonté des eaux; De la transfusion du sang. Die Nr. 7—12 ſind wiedergedruckt in der Sammlung Oeuvres diverses de physique et de mécanique de MM. *Cl.* et *P. Perrault.* (Leyde 1721. Amst. 1727. 4. Zwei Bände.) Aber außer den erwähnten Stücken noch bei Nr. 9: Avertissement pour observer les différens périodes de la Marée. Über die beſondern Aufſätze des Claude Perrault ſehe man *Reuss*, Repertorium commentat. T. VII, wo ſie alle nachgewieſen ſind. Übrigens bemerke ich, daß der Triumphbogen nicht zur Ausführung kam, obwol das Fundament dazu gelegt und das Monument ſelbſt, als Modell, aus Gyps an Ort und Stelle aufgeführt worden war. Das Modell, ſowie das Fundament wurden zerſtört, und ſo iſt keine Spur mehr davon vorhanden, ausgenommen die Abbildung deſſelben in dem von S. le Clerc gearbeiteten Kupferſtich. Die Façade des Louvre hat F. Blondel auf vier Blättern geſtochen; eine kleinere Anſicht gibt Quatremère de Quincy in dem Leben der berühmteſten Architekten. Bd. 2. Vermag auch die geſchickteſte Vertheidigung nicht die architektoniſchen Fehler in dem, was Cl. Perrault am Louvre baute, zu beſtreiten, ſo kann man doch das Imposante darin nicht leugnen, und anerkannt (ſ. v. Wiebeking's bürgerliche Baukunde. 3. Th. S. 91) hat ſich Perrault das ſehr große Verdienſt erworben, zuerſt in Frankreich iſolirte Säulen und eine reinprofilirte Bekrönung derſelben eingeführt zu haben. Nicht zur Ausführung kamen Perrault's Entwürfe zum Theil ſehr ſonderbarer und kleinlicher Conſtructionen zur Verbindung des Louvre und der Tuilerien, wie ſie in Blondel's Architecture franç. (T. IV.) mitgetheilt worden ſind. (*W. Hoffmann.*)

PERRE, eine Stadt im kappadokiſchen Melitene, 24 Mill. nördlich von Samoſata (*Hierokles* p. 713. *Wess.* Tab. *Peuting.* T. X, ſ. Ind. p. 58. ed. *Mannert.*). Dieſe Stadt hatte in der ſpäteren Zeit einen Biſchof, deſſen Name in den Unterſchriften der Concilien vorkommt. *Hierokles* l. c. Mannert. 6. Thl. 1. S. 493. (*Krause.*)

PERRECIOT (Claude Joseph), zu Roulans bei Beaume 1728 geboren, ſtudirte auf der Univerſität zu Beſançon mit Erfolg, und wurde darauf Parlamentsadvocat. Der emſigſten Thätigkeit ergeben, pflegte er ſeine Pflichten gegen die Clienten mit allem Eifer, widmete ſich aber daneben dem Studium der Sprachen, der Diplomatik und Geſchichte. Da ihn ſehr häufig ſeine Geſchäfte nach Beaume führten, gab er endlich den Bitten ſeiner Ältern nach, ſich dort niederzulaſſen. Durch ſeine Kenntniſſe, ſein Geſchick, ſeine rechtliche Geſinnung im Rechtsweſen zog er bald die Aufmerkſamkeit des Staats auf ſich; man machte ihn zum Procureur du roi près de la maitrise. Er blieb jedoch nur ſo lange in dieſer Stelle, als bis er die Misbräuche in der Forſtpolizei beſeitigt hatte, und zog ſich in die Stille ſeiner Studirſtube zurück. Im J. 1768 wurde er zum Maire in Beaume gewählt, weil er ſich als Rechtskenner und Rechtsfreund die allgemeine Achtung erworben hatte. In dieſer Stelle erhielt er Zutritt zu den Archiven der Stadt und der alten Abtei. Indem er dieſelben durchſuchte, entdeckte er eine bedeutende Menge wichtiger Documente. Dadurch wurde er zu einer Unterſuchung des Urſprungs und des Wachsthums der Stadt geführt. Die Ergebniſſe derſelben legte er in einem Mémoire sur l'origine et les accroissemens de la ville de Beaume nieder, das 1769 den Preis der Akademie von Beſançon gewann. Dieſer glückliche Erfolg ſeiner Bemühungen beſtimmte ihn, ſeine antiquariſch-hiſtoriſchen Forſchungen über ein größeres Gebiet auszudehnen; ſein Gegenſtand ward die Grafſchaft von Bourgogne, um das, was dunkel und noch unbekannt, aber wiſſenswürdig war, aufzuhellen und aufzudecken. Sein erſter Verſuch, ſowie

ſeine fortgeſetzten Arbeiten hatten ihm bei der Akademie von Beſançon einen guten Namen gemacht. Dieſelbe, welche ihn durch Ehrengeſchenke ausgezeichnet hatte, drang in ihn, nach Beſançon ſich überzuſiedeln, damit ſie ſich ſelbſt bei ſeinen Unterſuchungen betheiligen könnte. Perreciot widerſtand jedoch dieſem Anſinnen, bis endlich der Miniſter Bertin dadurch entſcheidend eingriff, daß er Perreciot die Stelle des Tréſorier im Finanz-Bureau zu Beſançon gab. Dadurch wurden alle Gegenreden Perreciot's beſeitigt und die dringenden Wünſche der Akademie erfüllt, die denſelben mit allen nöthigen Hilfsmitteln für ſein großes Unternehmen unterſtützen wollte.

Ungeachtet Perreciot ſehr beſcheiden und zurückhaltend war, wie es nicht eben gewöhnlich iſt, ſo verbreitete ſich ſein Ruf doch in die Ferne, und man verſuchte ſogar, ihn nach Paris zu ziehen durch das Verſprechen, ihm unbeſtritten in der Académie des Inscr. eine Stelle zu geben, ſobald eine erledigt ſein würde; aber er ließ ſich nicht bewegen, ſeine heimiſche Gegend zu verlaſſen und blieb, zufrieden mit dem, was er hatte, unter ſeinen Büchern und Freunden ungeſtört. Dieſe Ruhe zertrümmerte jedoch die Revolution durch ihre Stürme und Schrecken, die kein beſtehendes Verhältniß unberührt ließen, nach Außen hin; er ſelbſt blieb ruhig, weil er ſelbſt die Hebung der unverkennbaren Misbräuche durch Verbeſſerung der verderbten Zuſtände wünſchte, wie er es offen ausſprach. Wegen dieſer ruhigen und beſonnenen Theilnahme, die er für die Revolution hegte, übertrug man ihm die Redaction der: Cahiers de doléance du bailliage de Besançon, und wählte ihn im J. 1790 zum Mitgliede des Conseil-général du département du Doubs. Indeſſen der reißenden Heftigkeit, in welcher die Ereigniſſe damals ſich drängten, war ſeine phyſiſche Kraft nicht gewachſen. Angeſtrengte Studien und die ſtrengſte Erfüllung ſeiner Pflichten, ſowie die ſchon ſchwere Zahl der Lebensjahre, hatten den beſten Theil ſeiner Lebenskräfte verzehrt. Seine Kraft brach der Sturm der Zeit. Um noch ſeiner Familie und ſeinen Studien zu leben, zog er ſich in die Einſamkeit ſeines Geburtsortes zurück. Jedoch rief ihn der einſtimmige Wunſch der Bewohner im Jahre 1792 wieder auf den ſtürmiſch bewegten Schauplatz, wo er leider, ungeachtet des ſo allgemeinen Zutrauens, heftigen Verfolgungen nicht entging. Dieſes Ungemach vergrößerte ſich ihm in einem Anfall von Apoplexie, und dadurch, daß er noch krank, 1793 im Juni ins Gefängniß geſchleppt wurde, das ſich ihm erſt nach dem 9. Thermidor öffnete. Er eilte zwar in ſeine Einſamkeit zurück, aber er erholte ſich von ſeiner Krankheit nicht wieder und ſtarb 1798 den 12. Febr. durch einen wiederholten apoplektiſchen Anfall. Begabt mit einem vorzüglichen Herzen, einem beinahe ungeheuern Gedächtniß und einem geſunden Urtheil, verwendete er auch dieſe Naturgaben zum Beſten der Menſchheit im edlen Sinn, indem er überall durch unermüdliche Geduld und Arbeit ſeinen vielſeitigen Pflichten zu genügen wußte, und auch in dem weiten Kreiſe der Gelehrtenwelt ſich Anerkennung erwarb. Seine Schriften ſind, außer der ſchon erwähnten Preisſchrift: De l'état civil des personnes et de la condition des terres dans les Gaules, depuis les temps celtiques jusqu'à la rédaction des coutumes, en Suisse (Besançon 1786. 4. 2 Bde.; Londres 1790. 12. 5 Bde.). Dies Werk iſt die Frucht zwanzigjähriger Unterſuchungen, und beſteht aus acht Büchern. Unter anderen behandelt er im vierten Buche die Letten und lettiſchen Lande, deren Benennung er von dem teutſchen Wort lethig oder ledig ableitet. Werthvoll ſind beſonders die Karten im zweiten Bande. Einige Exemplare haben auch den Titel: Histoire des conditions et de l'état des personnes en France et dans la plus grande partie de l'Europe. (Londres 1790 etc.). Observations sur la Dissertation de l'abbé Gourcy sur cette question: Quel fut l'état des personnes en France sous la première et la seconde race de nos rois? (Besançon 1786. 4.). Auch dem vorigen Werk beigefügt. Dissertation sur l'étendue des deux provinces appelées, sous les Romains, Germanie supérieure et Germanie inférieure; et sur la formation de celles qu'on nomma ensuite Germanie première, Germanie seconde et province Séquanoise. Dann Dissertation sur l'origine des Francs, sur l'établissement de la monarchie franç. dans les Gaules, et sur l'Alsace Thuringienne. Dieſe beiden Abhandlungen befinden ſich in der Histoire eccles., milit., civ. et litt. de la province d'Alsace, par *Ph. André Grandidier*. T. I. (Strasb. 1787. 4.) Description historique d'une partie des doyennés d'Ajoye, de Granges et de Rougemont, extraite d'une Diss. sur le comté d'Elsgau, im Almanach de Franche-Comté. 1788. Perreciot arbeitete auch an einer neuen Ausgabe der Notice des Gaules *d'Adr. Valois*, die er mit vielen wichtigen Verbeſſerungen und beſonders mit wichtigen Karten ausſtatten wollte. Außerdem hinterließ er handſchriftlich gegen hundert Abhandlungen: Sur la Séquanie et les pays adjacents, ſowie bedeutende Materialien für eine Geſchichte des Mittelalters in Frankreich. Alles dieſes wird in der Bibliothek zu Beſançon aufbewahrt.

(*W. Hoffmann.*)

PERRECY LES FORGES, Gemeindedorf im franzöſiſchen Departement der Saone und Loire (Bourgogne), Canton Toulon ſur Arroux, Bezirksſtadt Charolles, liegt 5¼ Lieues von dieſer und 86 Lieues von Paris entfernt an der Oudrache und hat ein Briefpoſtamt und 1734 Einwohner, welche acht Jahrmärkte unterhalten. In der Nähe befinden ſich Eiſengruben, Schmelzöfen, Hammerſchmieden und Eiſenhämmer. (Nach Expilly und Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PERRÉE (Johann Baptist Emanuel), geboren am 19. Dec. 1761 zu Saint-Valeri an der Somme, widmete ſich Perrée von ſeinem 12. Jahre an dem Seehandel und brachte es allmälig bis zum Schiffscapitain. Als im Jahre 1793 mehre Officiere von Handelsſchiffen auf Kriegsſchiffe verſetzt wurden, erhielt Perrée als Schiffslieutenant das Commando auf der Fregatte Proſerpina. Hier nahm er während eines einzigen Kreuzzugs 63 Schiffe, darunter auch eine holländiſche Fregatte von 32 Kanonen, die ihm kräftigen Widerſtand leiſtete. Zur Be-

Digitized by Google

lohnung für dieſe ruhmvolle Thätigkeit wurde Perrée bereits im nächſten Jahre zum Marinecapitain ernannt und erhielt das Commando auf der Minerva. Mit dieſer und noch vier Fregatten und zwei Corvetten wurde er an die afrikaniſchen Küſten geſendet, um daſelbſt die engliſchen Niederlaſſungen zu zerſtören. Dieſen Auftrag vollzog er mit ſoviel Klugheit und Thätigkeit, daß Nichts der Zerſtörung entging und es ihm außerdem gelang, 54 reich beladene Schiffe zu nehmen. Gleich glücklich war er im J. 1795, denn in dieſem Jahre nahm er den Engländern eine Fregatte und zwei Corvetten wieder ab, welche ſie den Franzoſen entriſſen hatten und führte dieſelben in den Hafen von Toulon, aus welchem er wenige Tage vorher ausgelaufen war. Während der Ägyptiſchen Expedition im Mai 1798 gehörte Perrée als Diviſionschef zur Flotte des Admirals Brueys und erhielt nach dem Unglück bei Abukir vom Oberbefehlshaber der Landtruppen den Befehl in den Nil einzulaufen, um die Unternehmungen des Heeres zu unterſtützen und den Bewegungen deſſelben zu folgen. Perrée bewaffnete eine große Anzahl leichter und nicht tief gehender Schiffe und leiſtete große Dienſte, indem er theils Geſchütz und Munition an Orte brachte, wohin man zu Lande nicht gelangen konnte, theils der Armee Lebensmittel zuführte. Mehrmals hatte er dabei mit türkiſchen Kriegsſchiffen zu kämpfen, von denen er mehre zerſtörte; er erhielt von dem General en Chef zur Belohnung einen prächtigen Säbel, auf deſſen Klinge der Name der Schlacht von Chébreis eingegraben war. Im Juni 1799 ſegelte er mit einer Diviſion von Fregatten und Corvetten ab, welche er nach Toulon führen ſollte, wurde aber unterwegs von einer überlegenen Flotte angegriffen, in einem blutigen Treffen überwunden und nach England geführt. Kurze Zeit darauf wurde er ausgewechſelt und in Paris, wohin er ſich begeben hatte, zum Contre-Admiral ernannt. Als ſolcher erhielt er im November 1799 den Auftrag, in Toulon den Oberbefehl über eine Diviſion zu übernehmen, welche Malta von Neuem verproviantiren ſollte. Perrée pflanzte ſeine Flagge auf dem Généreux auf und verließ am 10. Febr. mit einer Fregatte, zwei Corvetten und einer Flûte, welche mit 3000 Mann beſetzt waren und vielen Proviant trugen, den Hafen. Widrige Winde verzögerten ſeine Fahrt, ſodaß er erſt am 18. Febr. auf der Höhe von Malta ankam, indeſſen hoffte er noch an demſelben Tage in den Hafen einzulaufen. Doch dies ſollte ihm nicht gelingen, denn bald ſah er ſich von vier engliſchen Kriegsſchiffen und mehren Fregatten angegriffen, und hatte kaum ſoviel Zeit, den Schiffen ſeiner Diviſion das Zeichen zu geben, daß ſie wenden und die Flucht ergreifen ſollten. Er ſelbſt ſuchte dem Feinde zu entgehen; allein bald ſah er ſich zum Kampfe gezwungen und ſo ergriff er die Initiative und richtete ſein Geſchütz gegen den Foudroyant, auf welchem ſich Nelſon befand. Die drei anderen engliſchen Schiffe eilten dem genannten zu Hilfe; jetzt wurde der Kampf ungleich. Perrée wurde gleich im Anfange der Schlacht am linken Auge verwundet, verließ aber deshalb die Bank der Quartierwache keineswegs, nach einer Stunde verlor er das rechte Bein. Der ganz entmaſtete und ruderloſe Généreux mußte ſich ergeben, doch erlebte Perrée ſeine Niederlage nicht, indem er kurz vor derſelben ſtarb. Sein Körper fand in Syrakus in der Kirche der heiligen Lucia am 21. Febr. 1800 eine Ruheſtätte *). (*G. M. S. Fischer.*)

PERRENOT DE GRANVELLE. Die Schriftſteller des 16. und 17. Jahrh. haben vielfältig und in verſchiedener Weiſe über das Herkommen dieſes Geſchlechtes gehandelt. Den Einen iſt der Vater von Nicolaus Perrenot ein Hufſchmied, den Andern ein Edelmann. Dieſe ſtützen ſich auf eine Grabſchrift, worin Peter Perrenot, Ritter und Herr auf Cromarty genannt wird, dann auf die Ahnenprobe, welche Peter's Enkel, der Cardinal von Granvelle, im April und Mai 1540, vor dem Domcapitel von Lüttich beſtand. Dieſe Ahnenprobe iſt aber mündlich, zur Zeit, als der Recipient in höchſter Gunſt ſtand, gehalten worden; Zeugen und Richter werden ſchwerlich dem Einfluſſe ſolcher Gunſt haben widerſtehen können. Was zum andern die Grabſchrift des Großvaters anbelangt, ſo iſt es eine ausgemachte Sache, daß das Monument, dem ſie eingegraben, viele Jahre nach Peter's Ableben errichtet wurde. Hingegen iſt nicht weniger ausgemacht, daß dieſer Peter einer der alten bürgerlichen Familien entſproſſen iſt, in deren Händen ſich die Municipal- und Jurisdictionalämter ihres Wohnortes, nach der allgemeinen Sitte der Provinz, zu befinden pflegten, und daß dieſe Familie, indem ſie mit einem anſtändigen Beſitzthum einen ehr- und achtbaren Wandel verband, bereits eines ſolchen Anſehens genoß, daß der kleine Adel der Nachbarſchaft es nicht verſchmähete, in dieſelbe ſeine Töchter zu verheirathen. Johann Perrenot, Juge-châtelain zu Ornans, war mit Wilhelmina Groſpain verheirathet, errichtete am 15. Sept. 1482 ſein Teſtament, ohne darin von fern ein adeliges Prädicat anzunehmen, und hinterließ zwei Söhne, Wilhelm und Johann II. Der ältere, Wilhelm, Bürger und Notarius zu Beſançon, war mit Wilhelmina Paraudier verheirathet; Johann II., laut Eheberedung, d. d. Ornans, 6. Jun. 1472, mit Johanna Bidal, Tochter des Edelknechtes Jacob Bidal auf Meiche, die zwar als Witwe eine zweite Ehe einging mit Wilhelm Brenot auf Provenchère. Ihr Sohn erſter Ehe, Peter Perrenot, Juge-châtelain zu Ornans, und ſpäter Lieutenant des Pardessus des sauneries zu Salins, wurde d. d. Valladolid, Aug. 1524 von Kaiſer Karl V. geadelt, und erkaufte 1528 die nördlich von Beſançon, an dem Dugnon, gelegene Herrſchaft Cromary. Er ſtarb den 22. März 1537; ſeine Witwe, Stephanie Philibert, den 19. März 1540. Jahre darnach wurde den beiden Eheleuten in der Pfarrkirche zu Ornans jenes Monument geſetzt, in welchem Peter das Prädicat „Chevalier“ empfängt, ſeine Frau Stephanie war aus einem ungezweifelt adeligen Geſchlechte, die Tochter des Edelknechtes Peter Philibert, aus Ornans, und der Johanna von Champagney; die mütterliche Herrſchaft Champagney,

*) Vergl. Biogr. univ. T. XXXIII. p. 419 sq.

Digitized by Google

zwiſchen Beſançon und dem Dugnon, hat Stephanie auf ihre Söhne, Nicolaus, Adrian, Claudius Perrenot, vererbt. Davon ſtarb Adrian, Pfarrer in Montmartin, bei Beſoul, in dem Alter von 30 Jahren, den 4. Dec. 1519. Claudius, von dem Bruder nach den Niederlanden berufen, um daſelbſt, als Geiſtlicher, eine angemeſſene Verſorgung zu finden, ſtarb, in dem Alter von 22 Jahren, den 20. Dec. 1525.

Nicolaus* Perrenot, Herr zu Granvelle, Chantonnay, Aspremont, Cromary, Champagney und Cantecroy, Rittee des goldenen Sporns, Comthur von Salamea, erſter Staatsrath und Siegelbewahrer Kaiſer Karl's V., älteſter Sohn von Peter, war zu Ornans 1486 geboren. Ein Jüngling von ausgezeichneten Gaben, fand er in ſeinen Studien auf der Univerſität zu Dôle, an Mercurin von Arborio einen Lehrer, der dieſe Gaben zu würdigen und auch zu heben verſtand. Von der Hochſchule entlaſſen, wurde Nicolaus als Avocat du roi bei dem Amte Ornans angeſtellt, und gleichzeitig von der Erzherzogin Margarethe, der Gräfin von Burgund, „par usu fruit," und Generalſtatthalterin der Niederlande, zu ihrem Geheimſchreiber angenommen. Durch ſeine Hände gingen die wichtigſten Angelegenheiten der Erzherzogin. Margarethe zeigte ſich nicht unerkenntlich für ſeine treuen umſichtigen Dienſte, ſie übernahm das Patronat des aufſtrebenden jungen Mannes, der abee auch an ſeinem vormaligen Profeſſor, an Mercurin von Arborio, dem Kanzler und Grafen von Gatinara, einen mächtigen Gönnee gefunden hatte. Am 12. Dec. 1518 verlieh die Erzherzogin ihrem Geheimſchreiber eine Rathsſtelle bei dem Parlamente von Dôle, und am 18. Sept. 1519 ernannte ſie ihn zum Maltre-des-requêtes de son hôtel. In dieſer letzten Eigenſchaft erhielt Nicolaus 1521 den Auftrag, die Zwiſtigkeiten des Erzbiſchofs und der Stadtgemeinde von Beſançon zu führen. Gegen Ende deſſelben Jahres wohnte Nicolaus, Namens der Erzherzogin, den Unterhandlungen bei, die unter engliſcher Vermittlung zu Calais Gatinara mit Duprat, dem Kanzler von Frankreich, pflog. 1522 wurde durch Perrenot's Bemühung dee Neutralitätsvertrag für Grafſchaft und Herzogthum Burgund erneuert, eine Verrichtung, für welche ihm im Laufe des Jahres die Stelle eines Maltre-des-requêtes bei dem königlichen Rathe in den Niederlanden zu Theil wurde. Im J. 1523 empfing er die Anwartſchaft auf die erſte Rathsſtelle, welche in dem kaiſerlichen geheimen Rathscollegium erledigt ſein würde, und ſollte er dieſelbe ohne ferneres Patent antreten dürfen. Eine ſolche Vacanz ergab ſich durch den Tod von Anton Sucquet, am 31. Aug. 1524; von da an war Perrenot unzertrennlich von dem kaiſerlichen Hoflager; aller Deten mußte er dem Monarchen folgen, nach Spanien, Afrika, Italien, in alle Kriegszüge, zu allen Reichstagen. Einzig geſandtſchaftliche Verrichtungen konnten ihn von ſeiner fixen Stellung am Hofe entbinden. Eine ſolche Geſandtſchaft führte ihn nach Paris, um daſelbſt die Erfüllung des Vertrags von Madrid, deſſen Stipulationen theilweiſe ſein Werk waren, zu fördern. König Franz, wenig bekümmert um Wort und Vertrag, ordnete vielmehr neue Kriegszüge; in gerechtem Unwillen ließ der Kaiſer den franzöſiſchen Geſandten, den Biſchof von Tarbes, feſtnehmen; ein gleiches Schickſal traf den Geſandten Karl's V. Nachdem hierauf der Biſchof von Tarbes ſeiner Haft entlaſſen worden war, erhielt Maiſtre Perrenot ſeine Abſchiedsaudienz, 28. März 1527. In herkömmlicher Weiſe ſprach König Franz von ſeinen Beziehungen zu Karl V., ſodann ließ er dem Geſandten ein Schreiben zuſtellen, um es Niemandem anders als dem Kaiſer zuzuſtellen. Perrenot verweigerte die Annahme des Schreibens, da durch die ihm zugekommene ſchriftliche Abberufung ſeine Vollmacht erloſchen ſei. Da ließ der König das Schreiben vorleſen, eine Herausfoderung zu Zweikampf, gerichtet an den verhaßten Nebenbuhler, welchee Franz noch viele zornige Worte hinzufügte; darauf entließ er den Geſandten in Gnaden und Leutſeligkeit. Granvelle, ſo heißt Nicolaus, ſeitdem er am 8. Jan. 1527 Herrſchaft und Kirchdorf Granvelle, links der Straße von Beſançon nach Veſoul, vier Stunden von Veſoul, gegen Südweſten, erkauft, Granvelle eilte nach Spanien, erhielt hier Titel und Rang eines erſten kaiſerlichen Raths, 1530 folgte er dem Kanzler von Gatinara in dem Amte eines Siegelbewahrers dee beiden Sicilien, neben welchem er noch die clergiers, grefferies et libellances du bailliage d'Aval, in Hochburgund, die Stelle eines Pardessus bei dem Salzwerke von Salins und das Richteramt in der Reichsſtadt Beſançon bekleidete. Fernee wurde ihm die Comthurei Salamanca, des Ordens von Alcantara, auch der Orden des güldenen Sporns, der angeblich von Karl von Anjou bei Gelegenheit der Eroberung des Königreichs Neapel geſtiftet war, und von Kaiſer Karl, blos um die Verdienſte ſeines Miniſters zu belohnen, erneuert wurde; ſein Gehalt wurde allmälig bis zu dee Summe von 3000 Goldgulden erhöht. Ein nicht übermäßiges Einkommen: Kaiſer Maximilian's Rath, der am 26. April 1512 zu Trier, während des Reichstags verſtorbene D. Doppeler, hatte jährlich 2500 Goldgulden bezogen. Wie viel bedeutender war aber Granvelle's Stellung, da ihm nicht nur die auswärtigen Angelegenheiten, ſondern auch dereits ein weſentlicher Theil der Reichsgeſchäfte anvertraut worden war; die mit dem Kurfürſten von Sachſen 1531 gepflogenen Unterhandlungen, die Conferenzen von Schmalkalden und Schweinfurt, die zu dem nürnbergee Religionsfrieden führten, beruhten meiſt auf ihm; ihn traf darum vornehmlich der Tadel Aleander's und der übrigen päpſtlichen Nuntien. Ebenſo führte Granvelle zu Bologna, 1533, die Unterhandlung, welche die Vermählung der Nichte des Papſtes Clemens VII., der Katharina von Medici, mit dem Herzog von Mailand bezweckte, jedoch an des eiteln Clemens Vorliebe für eine Verbindung mit dem franzöſiſchen Königshauſe ſcheiterte. Begleiter des Kaiſers auf deſſen Siegeszuge nach Tunis, unterfertigte Granvelle den mit Muley Haſſan errichteten Vertrag, und ſofort nach Abſterben des Herzogs von Mailand entwarf er die merkwürdige Abhandlung übee die dem erledigten Herzogthume zu gebende Beſtimmung; eine Abhandlung, die, höchſt belehrend für des Schreibers politiſche Anſichten,

Digitized by Google

vor vielen andern verdiente, in die Papiers d'état du cardinal de Granvelle aufgenommen zu werden, (t. 2. p. 395—410). Eine nicht minder bedeutende Denkſchrift, über die Frage eines Kriegs oder Friedens mit Frankreich, hat er im April 1536 an den Kaiſer gerichtet (ib. p. 445—450). Im Dec. 1537 handelte Granvelle, zugleich mit Franz de los Cobos, als Bevollmächtigter des Kaiſers auf dem Friedenscongreſſe zu Leucate: nur ein Stillſtand der Waffen, bis zum 1. Juli 1538, wurde erreicht, aber an denſelben knüpften ſich neue Unterhandlungen, deren Reſultat ein zu Nizza, am 11. Juli 1538, auf die Dauer von zehn Jahren abgeſchloſſener Stillſtand, unſtreitig, in Betracht der vorher zu überwindenden Schwierigkeiten, eins von Granvelle's Meiſterwerken. Der Kaiſer ſchickte ihn 1539 nach Loches, um die Reiſe des Monarchen durch Frankreich zu beſprechen, und er wußte in gewandter Weiſe den Foderungen einer Partei auszuweichen, welche von Karl V. für den Gebrauch der Landſtraße größere Opfer zu erzwingen gedachte, als diejenigen, zu denen, beſiegt und gefangen, in dem Vertrage von Madrid Franz I. ſich verpflichtet hatte; von Granvelle wenigſtens empfing dieſe Partei, der Völker- und Naturrecht gleich fremde Begriffe geweſen ſein müſſen, auch nicht die fernſte Zuſage. In den Niederlanden wurde Karl durch den Beſuch ſeines Bruders, des römiſchen Königs, erfreut. Nicht ermittelt ſind die Gegenſtände, welche von den beiden Brüdern in dieſer Zuſammenkunft verhandelt wurden, nur läßt ſich aus den nächſten Ereigniſſen, auch aus der bekannten Sinnesart Ferdinand's, die durchaus friedliche Richtung der damals gefaßten Beſchlüſſe erkennen. Der Reichsvicekanzler, Dr. Matthias Held, der noch eben erſt ſo emſig die katholiſchen Reichsſtände zu dem nürnberger Bunde zu vereinigen geſucht hatte, fiel, bei dieſer Stimmung des Hofs, in Ungnade, und Granvelle, bisher meiſt auf die Verhandlungen mit auswärtigen Mächten beſchränkt, auch in der teutſchen Sprache wenig bewandert, übernahm von dem an die Leitung der Reichsgeſchäfte, wie Held ſie geführt hatte. Die teutſche Nation von ſeines Herrn und von ſeiner eigenen Friedensliebe zu überzeugen, war ſein erſtes Beſtreben. Zu dem Ende ſollten die Grafen Dietrich von Manderſcheid und Wilhelm von Neuenar, beide Reichsgrafen, aber beide vielfältig bei den Angelegenheiten der Niederlande betheiligt, den Bundestag zu Schmalkalden, angeblich nur in Granvelle's Namen, beſuchen. Der v. Manderſcheid erkrankte auf der Reiſe, Neuenar aber ſprach zu den verſammelten Bundesſtänden, zuerſt betheuernd, wie Granvelle von Anbeginn ſtets dem Kaiſer gerathen habe, nicht mit Gewalt, ſondern durch Gründe und nach Vernunft die religiöſen Streitigkeiten zu beruhigen. Bei dieſer Anſicht, fügte er hinzu, werde Granvelle unverrückt beſtehen. Nur glaube man kaum an dem kaiſerlichen Hofe, daß es den Bundesverwandten eben um die Religion oder um die Erhaltung des Friedens zu thun ſei, im Gegentheil ſchienen ſie die Einziehung des Kirchenguts zu bezwecken. Nicht minder habe der Kaiſer Kenntniß von der ihm ungeneigten Geſinnung der Bundesverwandten, die vielmehr ſeinen offenen Feinden zuhielten. Dieſe Communication führte zu dem am 25. Juni 1540 in Hagenau eröffneten, ſpäter nach Worms übergetragenen Religionsgeſpräch. In Hagenau präſidirte König Ferdinand, bis er durch die Ereigniſſe in Ungarn nach den Erbſtaaten zurückgerufen worden, worauf an deſſen Stelle, auf des Kaiſers Geheiß, in Worms Granvelle treten mußte. Nicht gar vortheilhaft wirkte auf einen der vornehmſten dort verſammelten Lehrer der Proteſtanten, auf Melanchthon, eine vorläufige, dem Miniſter entſchlüpfte Äußerung. Melanchthon dachte nicht ſowol über das Kirchenregiment und über die Gewalt der Biſchöfe, als über die Gerechtigkeit des Glaubens, über das Gebet, über die Wohlthat des Evangeliums und die Zufluchtsſtätte des menſchlichen Herzens Beſtimmungen durchzuſetzen. Alles das, ſo ließ ſich Granvelle vernehmen, ſei bloßer Wortſtreit, und könne, wie bei den Juden das Oſterlamm, ſtehend abgethan werden. In anſtändigerer Weiſe, in wohlgeſetzten Worten, ſprach der Miniſter am 25. Nov. 1540 zu den verſammelten Theologen, er führte zuerſt die Urſachen an, welche den Kaiſer und König in der Entfernung hielten. Dann gedachte er der zärtlichen Neigung und wahrhaft väterlichen Geſinnung des Kaiſers zu dem Reiche, und ſeines eifrigen Wunſches, einmal die langwierigen, für Kirche und Staat gleich verderblichen Streitigkeiten gehoben zu ſehen. Wie es des Bürgers Pflicht und Schuldigkeit, dem Brande zu wehren, alſo ſei es der Stände Pflicht, die Mittel zu Herſtellung von Frieden und Einigkeit aufzuſuchen. Aus jenen Zwiſtigkeiten „kommt ſo viel Mord und Blutvergießen, in ihnen iſt die Religion zu Grunde gegangen, und, was das Schlimmſte, die Liebe ausgerottet, und der alte Schmuck der katholiſchen Kirche zerriſſen worden. Keiner iſt dazu hinreichend beredt, um alle hieraus entſpringende Übel aufzählen zu können. Das vormals um ſeiner Frömmigkeit und Tugend wegen geprieſene Teutſchland muß jetzt die Kränkung erleiden, daß ſeinem Schooße die Geburt dieſer Übel zugeſchrieben wird. Aber noch reicher als die Gegenwart dürfte die Zukunft an ſolchen Übeln werden. Darum bitte ich Euch, bei der Barmherzigkeit und dem Leiden des Herrn, nähet wieder zuſammen den zerriſſenen Rock Chriſti; gedenket des in der Taufe empfangenen Chriſtennamens; gedenket an die teutſche Nation, deren Glieder ihr ſeid. Das gegenwärtige Geſpräch hat der Kaiſer veranſtaltet zu Erforſchung der Wahrheit und zu Beförderung der Ehren Gottes, darum mögen fern bleiben die hochmüthigen und habgierigen Herzens ſind, und diejenigen allein hinzutreten, die in demüthigem und friedlichem Geiſte Chriſtum vor Augen halten. Hierzu beruft Chriſtus ſelbſt alle und jede mit ausgebreiteten Armen. Die Übel, welche jetzt und in der Zukunft über Euch und Euer Volk kommen werden, wenn beharrliche Verſtockung in den vorgefaßten Meinungen jegliche Einigung unmöglich macht, alle dieſe Übel werden auf Euch, als deren Urheber, zurückfallen.“ So ergriffen fühlte ſich der Redner vom Sinn ſeiner Worte, daß bei einer Stelle ſein Vortrag durch Thränen unterbrochen wurde. Gleichwol und unangeſehen der nachdrücklichen Erinnerung

Digitized by Google

brauchte es noch viele Zeit, bis das eigentliche Religionsgeſpräch nur eröffnet werden konnte. Als allmälig die ſtets ſich erneuernden Hinderniſſe beſeitigt waren, handelten am 14—17. Jan. 1541 D. Eck im Namen der Katholiken, Melanchthon in dem der Gegner, abwechſelnd von der Erbſünde, hauptſächlich von deren Begriffe und von der Frage, ob die nach derſelben zurückbleibende böſe Luſt Sünde ſei. „Wie es dem Granvelle und den übrigen Präſidenten, die ſich gewiß in ihrem Leben wenig mögen bedacht haben, ob die Erbſünde ein bloßer Mangel oder etwas Poſitives ſei; ob die böſe Luſt, die nach der Taufe bleibt, blos materialiter, wie ſich Eck ausdrückte, oder auch formaliter, wie es die Proteſtanten zu behaupten ſchienen, eine Sünde ſei, dabei zu Muthe geweſen, kann man ſich leicht vorſtellen," ſo ſchreibt Mich. Ignaz Schmidt, weil. des Biſchofs zu Würzburg geiſtlicher Rath.

In denſelben Tagen kam aber der Kaiſer ſeinem Miniſter zu Hilfe durch den Befehl, das Religionsgeſpräch nach Regensburg auf den Reichstag zu übertragen, wohin Karl bereits die Reiſe angetreten hatte. Dort konnte gegen Ende Aprils der Faden wieder aufgefaßt werden, das Geſchäft der Religionsvereinigung ſchien ſogar einigen Fortgang zu gewinnen. Der Punkt der Rechtfertigung wurde verglichen; größern Schwierigkeiten unterlag die Lehre von dem Abendmahl und der Gegenwart Chriſti in demſelben. Als der Kurfürſt von Brandenburg merkte, daß ſich die Theologen hierüber nicht zu einigen vermöchten, fiel er auf ein abſonderliches Mittel der Güte. Zu einem feſtlichen Gaſtgebot vereinigte er den Landgrafen von Heſſen, den Pfalzgrafen Friedrich, den Miniſter Granvelle, die kurſächſiſchen Räthe, und während die Sinne durch die ſorgfältigſte und reichſte Bewirthung gefeſſelt wurden, ließen ſich wie zufällig Worte der Einigung und des Vergleichs vernehmen. Die günſtige Stimmung, auf welche ſie trafen, führte von beiden Seiten Zugeſtändniſſe herbei. Granvelle zeigte ſich bereit, das Wort Transſubſtantiation aufzugeben, als nur den Gelehrten, nicht aber dem Volke angemeſſen; dagegen ſollten die Proteſtanten ſich deutlicher über die Gegenwart Chriſti erklären, und jener des Brodes nicht erwähnen. In dem Rauſch dachte keiner der Herren an ſeine Theologen, noch an die Unmöglichkeit, ihnen das hier Beſprochene annehmlich zu machen; als der Rauſch verſchlafen war, erhob ſich die Meinungsverſchiedenheit ſchroffer als vorher, und der Reichstag verlief, ohne für eine Religionsvereinigung das Geringſte gewirkt zu haben. Wol aber hatte, während des vergeblichen Ringens der Theologen, Granvelle Mittel gefunden, auf den Landgrafen von Heſſen zu wirken. In einem vertraulichen Augenblicke offenbarte er dem Fürſten des Kaiſers Entſchluß, zu Gunſten von Heſſen den katzenellenbogenſchen Erbfolgeſtreit zu entſcheiden, auch in dem bevorſtehenden franzöſiſchen Kriege die Anwerbung und den Oberbefehl der einen der kaiſerlichen Armeen, ihm, dem Landgrafen, zu übertragen. Gewonnen durch die lockenden Ausſichten machte Philipp ſich verbindlich, in keiner Weiſe den Abſichten des Kaiſers entgegen ſein, noch weniger deſſen Neidern und Feinden, wie namentlich dem Herzog von Cleve, Hilfe leiſten zu wollen. Dieſe Verabredung, von dem Landgrafen ſorgfältig der Kenntniß ſeiner Verbündeten entzogen, trug für geraume Zeit Verlegenheit und Unſicherheit in alle Schritte des Bundes, und hatte insbeſondere die Folge, daß in dem Kampfe um Geldern der Herzog von Cleve einzig von Sachſen eine ſpärliche Hilfe empfing.

Von Regensburg erhob ſich der Kaiſer ſofort nach Italien, wo eine Angelegenheit von Bedeutung durch Granvelle ihre Erledigung finden ſollte. Die fortwährende Neigung der Bürger von Siena, ſich den Umtrieben franzöſiſcher Emiſſarien hinzugeben, glaubte der Kaiſer durch eine gänzliche Umwandlung der Regimentsverfaſſung meiſtern zu können. Zu dieſem Zwecke bevollmächtigt und von Cosmus von Medici's teutſcher Leibwache begleitet, verfügte ſich Granvelle an Ort und Stelle. Er übergab die oberſte Leitung des Staats einer Balia von 40 Perſonen; 8 davon benannte er ſelbſt, die andern 32 wurden von den verſchiedenen Monti oder Claſſen der Bürgerſchaft erwählt. Die Präſidentſchaft des oberſten Gerichtshofs ſollte ein kaiſerlicher Unterthan bekleiden, und dieſelbe von drei zu drei Jahren abwechſelnd von den Senaten zu Mailand und Neapel vergeben werden. Die bedeutendſten Anhänger Frankreichs wurden verbannt. Granvelle zog ſich aber mit der Wiedergeburt des Staats von Siena, wie durch die zu Lucca mit dem Papſte gepflogenen Conferenzen, den Unwillen des Königs von Frankreich in hohem Grade zu; als er daher, um dem Kaiſer zu folgen, in See ging, machten franzöſiſche Galeeren auf ihn Jagd, wiewol eine Kriegserklärung noch nicht erfolgt war. Den Reichstag zu Nürnberg, 1542, beſuchte Granvelle in Geſellſchaft ſeines Sohnes, des Biſchofs von Arras; die Stelle des Kaiſers wurde durch den Pfalzgrafen Friedrich, den Biſchof von Augsburg und den Johann Naves vertreten, aber die Arcana und die geheimſten Inſtructionen trug Granvelle in ſeinen Händen, gleichwie er auch vornehmlich den Reichstag von Speier, 1544, leitete. Von Speier erhob ſich Karl V. nach Metz, um jenen denkwürdigen, in den Ebenen von Brie beſchloſſenen Feldzug zu eröffnen. Granvelle befand ſich in dem Heere; durch ſeine Liſt wurde der Fall von St. Dizier beſchleunigt. Ein Zufall überlieferte ihm die Chiffre, in welcher der Commandant mit dem Herzoge von Guiſe correſpondirte; er ſchob ein Schreiben unter, worin Guiſe dem Commandanten, Grafen von Sancerre, eröffnete, der König, unterrichtet, daß es der Beſatzung an Kriegs- und Mundvorrath fehle, wünſche ſie durch eine angemeſſene Capitulation gerettet zu ſehen, denn zum Entſatz habe er nicht die entfernteſte Hoffnung. Dieſes, mit Vorſicht in die Feſtung eingeſchwärzte, Schreiben beſtimmte den Commandanten zur Übergabe. Im Laufe der Belagerung wurden Friedensvorſchläge zwiſchen Granvelle und dem Dominikanermönch Gabriel von Guzmann gewechſelt, der, von Geburt ein Spanier, das Ordenshaus zu Chalons-ſur-Marne bewohnte. Die vorläufigen Eröffnungen führten zu den Unterhandlungen in la Chauſſée, zwiſchen Chalons und Vitry, in welchen Ferdinand von Gonzaga und Granvelle als kaiſerliche

Digitized by Google

Bevollmächtigte erſcheinen, dann zu dem Friedensſchluſſe von Creſpy, 24. Sept. 1544.

Man fand dieſen Frieden ſo unangemeſſen den Erfolgen der kaiſerlichen Waffen und der ganzen Lage der Dinge, daß die Granvelle, Vater und Sohn, um ſeinetwillen, vornehmlich in den Niederlanden, die härteſten Vorwürfe hinnehmen mußten. Selbſt uns, die wir zugeben, was das 16. Jahrh. nicht von weitem ahnte, kaum das 19. zu errathen beginnt, jenes grenzenloſe Misverhältniß der ſtreitenden Mächte, und daß es für den König von Spanien, mit den zerſtückelten Gebieten, ohne regelmäßiges Einkommen, dringendes Bedürfniß war, ſich ſobald als möglich dem ungleichen Kampfe zu entziehen, ohne hierbei zufällige Vortheile, die ſich einzig auf die Wahl und das Gepräge ſeiner Feldherren und Räthe ſtützten, in Anſchlag zu bringen, ſelbſt uns will ein Friede, wie der von Creſpy, bei Karl's ſiegreicher Haltung vor den Thoren von Paris, als etwas Unglaubliches vorkommen. Wenn ſich Karl in ſeiner Siegesbahn das aufzugeben entſchloß, was der Zweck ſeines Lebens geweſen war, die Lombardei, oder ſtatt deren das reichſte Juwel ſeiner Krone, die Niederlande, und zwar an einem niedergeworfenen Feind — als ſolchen bekennt ſich der König von Frankreich, zumal durch ſeine Unthätigkeit während des ſchmalkaldiſchen Krieges — ſo kann hierzu nur eine, von ungetreuen Rathgebern ausgehende, Faſcination gewirkt haben. Granvelle war durch Geld zu blenden, und Geld muß er von Frankreich empfangen haben, um auf ſolche ehrloſe Bedingungen ſich einzulaſſen. Gleichwol blieb er unverrückt in der Gunſt des Kaiſers und der betrauteſte von deſſen Räthen. Die Unterhandlungen mit den proteſtantiſchen Reichsſtänden auf dem Reichstage zu Worms, 1545, wurden beinahe allein durch ihn geführt, nur daß in dem merkwürdigſten aller Ergebniſſe dieſes Reichstags, in der Unterredung mit dem proteſtantiſchen Ausſchuſſe, Naves ihm zur Seite ſtand, auch das Geſpräch mit dem Geſuche einleitete, es möchten die Gegner Vorſchläge vernehmen laſſen, wie die Punkte Friedens und Rechtens zu ordnen; der Kaiſer ſei zu allem Möglichen, was mit ſeiner Ehre verträglich wäre, bereit und entſchloſſen. Unabänderlich verharrte der Ausſchuß bei der frühern Erklärung, daß, und warum ſeine Mandanten ſich auf ein Concilium nicht einlaſſen könnten, weshalb auch der ihnen zugeſagte Friede nicht an das Concilium gebunden ſein dürfe. „Das Concilium," entgegneten die kaiſerlichen Räthe, „das der Kaiſer ſelbſt, dem vielfältig geäußerten Verlangen der Nation willfahrend, herbeigeführt habe, könne er jetzt nicht hintertreiben, zumal die übrigen Monarchen zu demſelben ihre Zuſtimmung bereits gegeben hätten. Sie würden hinreichend wiſſen, welchen Tadel, wie viele Verweiſe von andern Nationen ſich der Kaiſer und auch Granvelle durch ihr zeitheriges Verfahren gegen die Proteſtanten, zugezogen haben. Gegen Granvelle insbeſondere ſei die Beſchuldigung erhoben worden, daß er vor andern vielfältig der Lutheriſchen Angelegenheiten fördere. Keineswegs würden die kaiſerlichen Räthe das Begehren des Papſtes defendiren, aber man habe es ihm überlaſſen müſſen, das Concilium auszuſchreiben; hätte der Kaiſer ſich ſolchem unterzogen, ſo würde keine der andern Nationen erſchienen ſein. Nun müſſe man den Gang des Conciliums abwarten und nicht Unmöglichkeiten von dem Kaiſer fodern." Hingegen meinten die vom Ausſchuſſe, „was ſie begehrten, wäre wol dem Kaiſer möglich, indem ſie nichts anderes verlangten, als Sicherheit vor Krieg und Überzug. Manche von dem Gegentheil gäben klar zu verſtehen, daß der Friedensſtand durch den Schluß des Conciliums aufgehoben werden ſolle. Wenn auch der Kaiſer dem Papſte Einhalt thue, ſo könnten ſie doch kein Vertrauen zu dem Concilium faſſen, indem alle die, welche es beſuchten, dem Papſte ſchwören müßten." „Sollen wir denn Euch unſere Sache befehlen?" erwiederte Granvelle. Entgegnen jene, man ſolle von beiden Theilen einige gutherzige fromme Leute wählen. „Aber," hebt wiederum Granvelle an, „Eure Prädicanten ſind ſelbſt nicht einig; etliche ſind Wiedertäufer, etliche Sacramentirer, andere Davidici." Von ſolchen Spaltungen wüßten ſie in ihren Gebieten nichts, im Gegentheile, wenn ihre Prädicanten nicht dermaßen gegen die Wiedertäufer gepredigt hätten, würde dieſe Sekte allenthalben noch beſchwerlicher eingeriſſen ſein. Dieſe Entgegnung führte zu Betrachtungen über wechſelſeitige Duldung: die Proteſtanten rügten die ihnen zum Nachtheil in den Niederlanden von dem Kaiſer erlaſſenen Verordnungen. Granvelle beklagte das Schickſal der unter proteſtantiſcher Obrigkeit lebenden Katholiken. Dem päpſtlichen Nepoten, dem Cardinal Farneſe, habe der Herzog von Würtemberg das Geleite verſagt, unter dem Vorgeben, daß er, wenn er auch für ſeine Perſon das Geleite bewilligte, doch ſeiner Unterthanen nicht mächtig wäre. Katholiſche Unterthanen würden von proteſtantiſchen Obrigkeiten geſtraft: der Baumgärtner habe kürzlich mit 30 Gulden den Augsburgern büßen müſſen, daß er ein Kind nach der alten Ordnung habe taufen laſſen. Kaiſerliche Unterthanen würden nicht der Religion wegen angefochten, ſondern weil ſie den Mandaten nicht parirten. Werde einer der Religion wegen angegeben, ſo verweiſe ihn der Kaiſer an die Biſchöfe; vor dem Schluſſe des Conciliums wolle der Monarch in den kirchlichen Angelegenheiten ſeiner Lande nichts geändert wiſſen. Hingegen rühmten die Andern, daß man ihrerſeits die Bekenner einer andern Religion wenigſtens nicht verbrenne. Worauf Granvelle ſagte: „majus et minus non faciunt diversas species, die Katholiken ſtrafen härter, die Proteſtanten leidentlicher, wird doch beiderſeits geſtraft." Er ſchloß mit der Verſicherung, daß der Kaiſer geneigt wäre, den ſpeier'ſchen Abſchied zu beſtätigen, ihrerſeits ſollten ſie, vorausgeſetzt, daß ihnen das Beſprochene unzureichend erſcheine, fernere Mittel bedenken und anmelden. Die einzigen Zeugen von der merkwürdigen Unterredung des Kaiſers mit dem Landgrafen von Heſſen, Speier, März 1546, waren Granvelle und der Vicekanzler Naves, und mußte jener, zumal des Kaiſers Beredſamkeit ſich als unzureichend zeigte, dieſelbe Materie nochmals in einem Geſpräche mit dem Landgrafen, mit dem Kurfürſten von der Pfalz und mit den würtemberg'ſchen Geſandten verhandeln (29. März).

Digitized by Google

Der Landgraf beſtand auf den zu Speier gegebenen Reichsabſchied und auf ein Nationalconcilium. Dergleichen Concilien, äußerte Granvelle, könnten nur gemeine Gebrechen (der Kirchenzucht), nicht aber Glaubensartikel vornehmen. Über dieſe dürfe nur mit Zuziehung des ganzen Körpers der Chriſtenheit, Spanien, Italien, Frankreich ꝛc., beſchloſſen werden; mit jenen (den proteſtantiſchen Theologen) ſei nichts auszurichten; ſeltſame Leute wären ſie unter ſich irrig, ſchrieben dazu lange Dinge. Man ſolle vielmehr Kurfürſten, Fürſten, auch andere Perſonen heranziehen und Mittelartikel entwerfen. Durch hohe Perſonen Mittelartikel aufſetzen zu laſſen, entgegnete der Landgraf, ſei wol gut, wenn man treffen könnte, was dem göttlichen Worte gemäß wäre, er beſorge aber, daß ſich das ſchwerlich ohne Prediger und Theologen beſchaffen laſſe. Denn wenn ſolches geſchähe, würden die Theologen ſagen, es wäre wider Gott, ſie würden dagegen ſchreiben und den Handel böſer machen als vorher. In ähnlicher Weiſe von dem Kurfürſten von der Pfalz beſchieden, ſuchte Granvelle wenigſtens den Kurfürſten und den Landgrafen zu perſönlichem Beſuche des bevorſtehenden Reichstags zu beſtimmen. „Der Kaiſer," verſicherte er, „begehre nichts mehr, als Vereinigung in der Religion; unterbliebe dieſe, ſo wäre das Äußerſte zu beſorgen. Nicht Heller, noch Pfennig habe der Kaiſer vom Reich, da es ſich aber darum handele, Frieden und Ruhe zu pflanzen, ſehe er die Ungelegenheit ſeiner Perſon nicht an, und komme herausgezogen ohne Rückſicht auf ſeine Leibesſchwachheit, ungeachtet er weder mit Frankreich noch mit ſonſt Jemandem zu ſchaffen habe. Er ſei auch nicht gekommen, um einige Hilfe von den Ständen zu begehren. Beide Könige von Frankreich und von England verſammelten viel Volkes, deſſen er Aufſehens haben ſollte, er aber ſetze das zurück. Auch ſei die Frau ſeines Sohnes geſtorben, wovon, wie von andern Sachen, er in Spanien zu ſchaffen hätte; deſſenungeachtet begebe er ſich zum Reichstag. Käme er nun da allein an, fände er die Fürſten nicht vor, ſo könnte er auch nichts ausrichten, und wäre nichts, denn daß man ſchrie: Hilf, Hilf! und wollte doch keiner die Hand mit anlegen." Vergebliche Worte! Den Reichstag beſchickten die ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten einzig durch ihre Räthe und unvermerkt verwandelte er ſich in den ſchmalkaldiſchen Krieg.

Eine reiche Ernte wußte Granvelle in dieſem Kriege zu finden. Er war es, welcher dem Kurfürſten von der Pfalz den Rath ertheilte, in Schwäbiſch-Hall des Kaiſers Verzeihung zu ſuchen, er war es, welcher den Sühnvertrag des Herzogs von Würtemberg zu Stande brachte, nachdem er für ſich und ſeinen Gehilfen Naves ein Geſchenk von 20,000 Gulden und für den Biſchof von Arras 1000 Kronen ſtipulirt hatte. Was mag er nicht von minder mächtigen Reichsſtänden, inſonderheit von den Städten bezogen haben? Dieſe Erpreſſungen betrieb er ſo offenkundig, daß ihn einmal der römiſche König öffentlich mahnte, er ſolle ſich durch Geſchenke nicht allzu ſehr blenden laſſen, er, der König, begehre nur ſein Recht, oder gar nichts. Es handelte ſich nämlich um die in dem Begnadigungsinſtrument vorbehaltenen Anſprüche Ferdinand's an das Herzogthum Würtemberg, die Granvelle nach allen ſeinen Kräften beſtritt, und ſelbſt nach jenem beſchämenden Auftritte zu beſtreiten fortfuhr. Unter anderm gab er den Rath, daß der Herzog zu Gunſten ſeines Erbprinzen Chriſtoph der Regierung entſage; hiermit hoffte er alle Anfoderungen des römiſchen Königs zu beſeitigen.

Den Ertrag des ſchmalkaldiſchen Kriegs wird Granvelle ohne Zweifel zu neuen Erwerbungen im Vaterlande verwandt haben. Am 23. Mai 1547 erkaufte er von den Gebrüdern von Orſans das Erbmarſchallamt des Erzſtiftes Beſançon, wozu der Kaiſer am 30. Juni 1548 ſeine Beſtätigung ertheilte. Der Handel ſelbſt wurde von Granvelle in Beſançon abgeſchloſſen; dahin war er gekommen, um ſeiner zerrütteten Geſundheit zu pflegen, vielleicht auch, um den Ausgang ſeines Streites mit dem kaiſerlichen Beichtvater, mit dem P. Peter de Soto, abzuwarten. Viel länger, als er ſich vorgeſetzt haben mag, verweilte er in der Heimath, ohne zwar ernſtliche Beſorgniß über ſeine Stellung zu dem Hofe zu empfinden, indem ſein Sohn, im Vollgenuſſe von des Kaiſers Vertrauen, ihn allerwärts zu erſetzen mächtig. Ein Anſchein von Beſſerung, verbunden mit der endlichen Niederlage des P. Soto, erlaubte dem alten Manne, die Reiſe nach Teutſchland anzutreten. Es bildete ſich aber auf ſolcher die Waſſerſucht vollſtändiger aus, der Patient erreichte Augsburg, wo eben, Juli 1550, der Kaiſer einen Reichstag abhielt, und ſtarb in der Nacht vom 27—28. Aug. 1550. Groß war des Monarchen Schmerz, ungewöhnlich in ſeiner Form das Leichenbegängniß. Auf Karl's Geheiß führte der Herzog von Alba, bekleidet mit dem langen Trauermantel, die Trauer der hinterlaſſenen Kinder; dem Zuge folgte der ganze kaiſerliche Hofſtaat, gekleidet in Wollenzeuch, woran kein Faden Seide ſichtbar war. Die geſammten Stände des Reichs waren zu dem Traueramte gebeten. Noch im erſten Schmerze ſchrieb Karl an ſeinen Sohn: „ich bin unendlich gerührt durch den Tod Granvelle's. Wir beide verlieren an ihm ein bequemes Ruhebett." Umſtändlicher hat ſich Karl über ſeinen Miniſter in einer eigenhändigen, geheimen Inſtruction ausgeſprochen, die er, als er, um ſeinen Krieg mit Franz I. zu verfolgen, Spanien verließ, dem Prinzen hinterließ: „Ich bin überzeugt, daß Niemand genauer als Granvelle die Intereſſen meiner Reiche überhaupt, und inſonderheit jene von Teutſchland, den Niederlanden und den beiden Burgunden kennt, gleichwie die Art und Weiſe, mit den Königen von Frankreich und England zu verhandeln. Hierin hat er mir nützlich gedient und dient mir fortwährend in gleicher Weiſe. Es beherrſchen ihn verſchiedene Leidenſchaften, namentlich ein unmäßiges Streben, ſeine Familie und was mit ihr in Verbindung ſteht, zu bereichern. Ich habe ihn merken laſſen, daß ich ſolches weiß, und keineswegs gut heiße, dieſer Fehler wird aber durch ausgezeichnete Eigenſchaften und ſeltene Talente ausgeglichen, ich bin darum der Meinung, daß Ihr dieſen Mann beibehalten, ihn bei dem Rath von Flandern anſtellen, und ſeiner Rathſchläge bei den auswärtigen Angelegenheiten Euch bedienen ſollt. Nächſt ihm kenne ich, als zu fol-

Digitized by Google

chen Verrichtungen gleich brauchbar, einzig ſeinen Schwager, den Abt von St. Vincent, Franz Bonvalot. Gleichwie Granvelle betreibt Bonvalot, jetzt mein Geſandter in Frankreich, die Erhöhung ſeiner Familie: in Fähigkeit, Erfahrung und Würde bleibt er wenig hinter dem Schwager zurück. Ich weiß auch, daß Granvelle für die Ausbildung ſeines Sohnes, des Biſchofs von Arras, nichts verſäumt hat, und rechne ich darauf, daß die dem jungen Manne gewidmete Sorgfalt dem Vater reichliche Früchte tragen werde." Anders urtheilte man in Teutſchland, wenngleich Einzelne der ſeltenen Geſchicklichkeit und der politiſchen Mäßigung des hingeſchiedenen Miniſters Gerechtigkeit widerfahren ließen. Dort haßte man den Ausländer, der daneben verdächtig war, daß er dem Kaiſer ganz andere Grundſätze einſlöße, als diejenigen, welche der teutſchen Verfaſſung angemeſſen wären [1]). Nur an Granvelle pflegte Karl jeden Bericht, jeden Vortrag mitzutheilen: jegliche Information, alle Unterhandlungen mit den fremden Geſandten wurden ihm zugeſchickt, und er hatte hergebracht, dem Kaiſer alle Abende ein Billet mit ſeinem Gutachten um die Geſchäfte des folgenden Tags zuzuſenden. Ihn fanden die Botſchafter immer bis auf die einzelnen von ihnen geäußerten Worte unterrichtet. Die Leiche des mächtigen Mannes wurde von Augsburg nach Beſançon übertragen, und in einer Kapelle des daſigen Karmelitenkloſters, die er ſeiner Familie zu einem Erbbegräbniß erbaut hatte, beigeſetzt. In dem Todtengewölbe wurde die folgende, in der Note angeführte, angeblich von dem Geſchichtſchreiber de Thou herrührende, Grabſchrift angebracht [2]).

Granvelle hatte ein ehrwürdiges, majeſtätiſches Anſehen. Die ihm eigenthümliche, in ſpätern Zeiten ſo ſelten gewordene Gravität ſpiegelt ſich beſonders in ſeinem von Titian gemalten, bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Beſançon, und ſeitdem in Paris aufbewahrten Bilde; ein anderes Bild für des Miniſters Kapelle bei den Karmeliten, von Bronzin gemalt, iſt während der Revolution verſchwunden. In dieſem Bilde, was zum Altarblatt diente, war Granvelle als Joſeph von Arimathia vorgeſtellt; eine Statue des heil. Antonius, in der nämlichen Kapelle, trug ebenfalls ſeine Züge. Der Mann, der ſich in ſolcher Geſtalt abbilden ließ, muß in ſeinem Innerſten an den Gebräuchen der katholiſchen Kirche gehangen haben; es ſcheint demnach der religiöſe Indifferentismus, der ihm mit ſo vielen ſeiner Zeitgenoſſen gemein war, auch bei ihm nur durch Unwiſſenheit in Glaubensſachen hervorgerufen zu ſein. Ob dieſe Unwiſſenheit auf ſeine Fehden mit den kaiſerlichen Beichtvätern, mit Soto und Johann de Figueroa, eingewirkt hat, vermögen wir nicht zu ermitteln. Die heftigſten Angriffe hatte Granvelle ſtets von Seiten der Camarilla zu beſtehen; hier regierten mit großer Gewalt die beiden Brüder Joachim und Gerhard de Rye, jener als primer Sumiller de corps (Oberkammerherr), und die hochgebornen, hochgeſtellten Burgunder haßten von ganzem Herzen den Plebejer, ihren Landsmann. Ein leidenſchaftlicher Verehrer der ſchönen Künſte hat der Miniſter den Palaſt von Granvelle zu Beſançon erbaut und bis zum Jahr 1536 vollführt, auch in demſelben eine Sammlung von Gemälden und Statuen angelegt, wie man ſeitdem in der Franche-comté nicht mehr geſehen hat. Er hat nicht minder die ſchönen Häuſer zu Ornans und zu Dôle, die Schlöſſer zu Chantonnay, ſüdweſtlich von Gray, zu Fresne, zwiſchen Gray und Veſoul, zu Scey-en-Varaix, zu Vaux, unweit Beſançon, zu Meiche gebaut, ſämmtlich Denkmäler ſeiner geſchmackvollen Prachtliebe und Zeugen ſeiner ausgedehnten Erwerbungen in der Heimath. Von ſeinen Beſitzungen vermögen wir noch zu nennen Cromary, Champagney, Aſpremont, Granvelle; in Flandern das Städtchen Ronſe oder Renaix, und in Brabant die Herrſchaft Cantecroy, welche er am 28. Mai 1549 von den Geſchwiſtern von Pontaillier erkaufte [3]). S. Mauritiencolle-

1) Das Urtheil der Franzoſen hat Marillac, der Erzbiſchof von Vienne, ausgeſprochen, der zu der Zeit von Granvelle's Abſterben bei dem kaiſerlichen Hoflager accreditirte Geſandte. In einer an ſeinen König gerichteten Depeſche, 28. Aug. 1550, ſchreibt er: „Le seigneur de Granvella est decédé cette nuit d'hydropisie et de vieillesse. L'empereur a perdu au grand besoin de ses affaires un si prudent et si avisé serviteur, que les Allemands demeurent d'autant plus joyeux, qu'ils estiment qu'à peine recouvrera-t-il un ministre si propre à inventer dextrement les moyens qui pourroient tourner à la diminution de leur liberté." In einem zweiten Schreiben vom 2. Sept. fügt der Geſandte hinzu: „Au reste, encore que ce deuil par la qualité du personnage ait été grand, si est-ce qu'on n'en a point jetté tant de larmes, que les Allemands en ont bu de vin pour se rejouir, alléguant publiquement l'avarice et rapacité du défunt, et en parlant comme du plus mercenaire et corrompu ministre, que l'empereur ait jamais eu. Les électeurs s'en sont plaints les premiers... Je ne vois pas un seul seigneur étranger qui le regrette. Le roi des romains le haissoit." Hingegen ſchreibt Franciſco Lopez de Gomara in ſeinen Nachrichten von dem Leben Karl's V. Murio Nicolas Perrenot Señor de Granvelle, que hizo muy grande amistad con el Emperador. Envióle Embaxador, empleólo como Secretario y Consejero; fue mucho tiempo en todos los negocios, especialmente con Franceses y Alemanes. Era hombre callado, negociador y grave, para no ser de linage. Enriquecióse mucho, no sé si bien. Vengóse disimuladamente de sus enemigos e invidiosos, como fueron el confesor frai Pedro de Soto, y el Padre Juan de Figueroa. Dexo muchos hijos, y todos bien puestos, mayormente el Secretario Antonio Perrenot, Obispo de Arras, que sin duda es principal en negocios, consejo y lenguas, y aun letras." Vom grenzenloſen Vertrauen des Kaiſers zu Granvelle erzählt beſonders Cavallo: „Si serve l'imperatore del' consiglio suolo de Mons. Granvella. La cosa si risolve tutta fra l'imperatore et Mons. Granvella. Rare volte, anzi dico rarissime sono discrepanti fra loro d'opinione o conclusione. Non solo nelli negotii di stato: ma in qual altra cosa posse occorreré a lui come d'andare, stare, far venire, licentiare et risolvere tutte le cose."

2) Nicolao Perenotto, Equiti Ordinis de Alcantara, Commendatori Salamene, Domino a Granvella, Chantonai, Reuans, Cantecroix; pacis ac publicae tranquillitatis studiosissimo; Caesaris Cancellario et intimi Consilii Praefecto; qui post innumeros pro republica Christiana labores susceptos, gestisque saepe negotiis pro illius incolumitate; cum in Germania et aliis provinciis Caesaris vices ageret, tandem Augustae Vindelicorum maximo reipublicae Christianae et sui relicto desiderio, pium animum superis reddidit. Uxor pientissima ac liberi moesti tristesque, posuerunt. Obiit VI. cal. Sept. Anno MDL aetatis suae LXIV. Requiescat in pace. 3) Irrig ſchreibt Butkens dem Cardinal von Granvelle den Ankauf von Cantecroy zu.

Digitized by Google

gium zu Beſançon hat er 1545 geſtiftet, um das Studium der Theologie und der Humaniora zu befördern. Es iſt begreiflich, daß zu ſo vielen Erwerbungen und Schöpfungen der Gehalt beiweitem nicht hinreichen konnte.

Granvelle's Frau, Nicoletta, Tochter von Jacob Bonvalot auf Aurigny, war ihm ein treuer Beiſtand in allen ſeinen Entwürfen für die Größe des Hauſes; mit ihm vermählt 1513 hat ſie ihn um eine ganze Reihe von Jahren überlebt. Sie hatte eilf Kinder: Anton, Thomas, Hieronymus, Karl, Friedrich, Margaretha, Stephanie, Henriette, Margaretha II., Anna und Laurentia. Margaretha heirathete als Witwe Leonhard's von Grammont den Johann von Achey, Baron von Thoraiſe. Stephanie heirathete den Lieutenant von der Saline zu Salins, den Guyon Mouchet auf Château-Rouillaud. Henriette ſtarb vor dem Vater, ſie war an Claudius le Blanc auf Ollans, den Forſtmeiſter der Grafſchaft Burgund, und zugleich Gardehauptmann der Herzogin Chriſtina von Lothringen verheirathet, gleichwie Margaretha II. in erſter Ehe die Frau von Chriſtoph de l'Aubepin, Baron von l'Aigle und l'Isle, in anderer Ehe von Ferdinand von Lannoy, Herzog von Bojano, geworden iſt. Anna heirathete den Marcus de Beaujeu auf Montot, Laurentia den Claudius von Chalans, Baron von Verjon, und nachmals als Witwe den Peter von Monluet, Baron von Châteaufort[4]).

Anton Perrenot, als Cardinal von Granvelle welthiſtoriſch, war zu Ornans oder Beſançon den 15. oder 20. Aug. oder 1. Sept. 1517 geboren. Als der älteſte Sohn hieß er von Jugend auf der Herr von Granvelle. Seine Erziehung war dem Vater ein Gegenſtand vorzüglicher Sorgfalt, und einen reichen Schatz von Kenntniſſen hatte der Jüngling geſammelt, bevor er die Univerſität Padua bezog. Seine Fähigkeiten, ſeine Fortſchritte erregten die Bewunderung des berühmten Bembo, ſeine Geſundheit aber erlag den heftigen Anſtrengungen, die er ſich behufs ſeiner Studien auferlegte. Der Vater ſah ſich genöthigt, ihn zurückzurufen, um über ſeine fernere Ausbildung unmittelbar wachen zu können. Anton hat demnach auf der Univerſität Löwen Philoſophie und Theologie abſolvirt, auch daſelbſt die akademiſchen Würden empfangen. Unabhängig von dem nach den Begriffen der Zeit unentbehrlichen Wiſſen beſaß er ſieben verſchiedene Sprachen; mit ſeltenem Scharfſinne und unermüdlichem Fleiße verband er alle Vortheile einer äußerlichen Bildung, und leicht mochte er durch die Feinheit und Anmuth ſeines Benehmens diejenigen gewinnen, die ſich dem Strome ſeiner jetzt einſchmeichelnden und verlockenden, dann wieder hinreißenden und ſtürmiſchen Rede unzugänglich gezeigt hatten. Wie er die Redekunſt anzuwenden habe, um die Zuhörer zu gewinnen und zu berücken, wie zumal mit auswärtigen Mächten zu verhandeln ſei, das lehrte ihn der Vater. Es hätte ihm auch des Vaters Laufbahn offen geſtanden, und zwar auf ganz andere Bedingungen als diejenigen, denen Nicolaus einſt begegnete, allein den jungen Mann drückte die plebejiſche Herkunft; um ſie in den Hintergrund zu drängen, ergab er ſich dem Stande, der allein den Proletarier dem Fürſten gleich erhebt. Er wählte ſich die Kirche, zuvörderſt als Kanonikus zu Gent; ſeine nächſte Pfründe war ein Archidiakonat an dem Dom zu Beſançon, dann erhielt er 1538 das Bisthum Arras. Hiermit war ſeine Stellung zu den Großen des Hofs geordnet; von da an wurde die Politik der einzige Gegenſtand ſeiner Bemühungen und ſeines Ehrgeizes. Er unterſtützte den Vater in dem Religionsgeſpräch zu Worms und auf dem Reichstage zu Regensburg, 1541, und erkaufte, um größern Einfluß auf die Angelegenheiten des teutſchen Reichs zu gewinnen, in demſelben Jahre von dem mit ſchweren Schulden belaſteten Kurfürſten Albrecht von Mainz, um einige tauſend Gulden das Reichsſiegel, und hiermit die Leitung der Reichskanzlei. Im Januar 1543 hielt der Biſchof von Arras zu Trident, wohin er den Vater begleitet hatte, Angeſichts der päpſtlichen Legaten und einer zahlreichen und glänzenden Verſammlung einen ungemein durchdachten und lebhaften, jedoch dem Könige von Frankreich durchaus feindlichen Vortrag, der gleichſam als der Prolog des Conciliums betrachtet werden kann; dann übernahm er verſchiedene Geſandtſchaften, wie z. B. die 1544 in das Feldlager des Königs von England vor Boulogne. In demſelben Jahre wurde er als ordentliches Mitglied in den Staatsrath eingeführt. Selbſtändig handelnd finden wir ihn zum erſten Male bei dem Falle des Landgrafen von Heſſen. Philipp ergab ſich auf Gnade und Ungnade an den Kaiſer, wurde aber nicht zu Gnaden, ſondern zu Gefangenſchaft aufgenommen. Längſt widerlegt iſt der Vorwurf, daß der Kaiſer ſich hierin einer unwürdigen Liſt bedient habe; auf dem Biſchof von Arras wird ein ſolcher Vorwurf gleich wenig haften dürfen. In ſeiner Bedrängniß rief der Landgraf die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg an, indem er auf

4) „Niclaas Perenot liet achter den Heer van Chantenay, den Heer van Champaigney, etlyke doghters, eene derwelke den Graaf van Rochepot in Boergonje, Landvooghdt van Arthois, en voor een wyle van Hollandt, troude," ſchreibt Hooft (Nederlandsche Historien), Leo hat (Niederländiſche Geſchichte, II, 331) die Stelle abdrucken laſſen, vermuthlich in der Meinung, hiermit eine vollſtändige Auskunft von der Familie Perrenot zu geben. Ganz verſchieden hiervon iſt unſere Abſicht. Wir laſſen den Hooft ſprechen, damit ſich jeder überzeuge, wie unzuverläſſig, unwiſſend und liederlich die niederländiſchen Geſchichtſchreiber ſind, ſobald ſie von den Perrenot oder von den auf ſie bezüglichen Wirren handeln. Granvelle hatte keine Tochter, die an den Grafen von la Rochepot verheirathet, und der Graf von la Rochepot konnte nicht Statthalter in Artois oder Holland ſein, denn das in dem Herzogthum Burgund belegene la Rochepot, das der Connétable Anna von Montmorency von ſeiner Mutter, Anna Pot, erbte, überließen deſſen Söhne durch Vertrag an Anton von Silly, deſſen Mutter die Schweſter des Connétable geweſen iſt. Silly ließ hierauf la Rochepot zu einer Grafſchaft erheben, begleitete den Herzog von Alençon in den wahnſinnigen Raubzug nach den Niederlanden. Jener Graf von la Rochepot war es, der einige Tage vor der Franzoſen verrätheriſchem Unternehmen auf Antwerpen, 17. Jan. 1583, eine Runde hielt von Goldſchmied zu Goldſchmied. Unter dem Vorwand, für den Herzog von Alençon Diamanten einkaufen zu wollen, beſah er ſich die Schätze jeder Bude, damit er bei der bevorſtehenden Plünderung allerwärts das Beſte davon trage. Wahrſcheinlich war der erſte Ehemann von Margaretha Perrenot, Leonhard von Grammont, Herr von la Roche St. Hippolyte in Hochburgund, und werden die Flamänder la Roche St. Hippolyte in la Rochepot corrumpirt haben.

Digitized by Google

ihre Bürgſchaft, daß kein Gefängniß für ihn zu fürchten ſei, ſich auf Gnade und Ungnade ergeben habe. Die beiden Kurfürſten ſagen ſelbſt in ihrem zu Augsburg herausgegebenen Manifeſt: „ſie müßten bekennen, daß ſie dem Kaiſer in dieſer Sache weder vorher noch jetzt etwas zur Laſt legen, oder ihn beſchuldigen könnten, daß bei ihm an der Vollziehung der abgeredeten Capitulation einiger Mangel geweſen. Allein es wären allerhand Bei- und Nebenhändel vorgefallen, indem ſie Anfangs mit dem Kaiſer, ehe er ſein Lager vor Wittenberg verlaſſen, und mit dem römiſchen König, hernach mit etlichen wenigen kaiſerlichen Räthen verſchiedene Unterhandlungen gepflogen, die ganz geheim und eng geſchehen. Da könnte es ſich nun wol zugetragen haben, daß aus Mangel und Unverſtand der Sprachen mit den kaiſerlichen Räthen allerlei Misverſtand vorgefallen ſein möchte, worüber ſie ſich jetzt in eine Disputation nicht einlaſſen wollten.“ Der Biſchof von Arras, von kaiſerlicher Seite der eigentliche Unterhändler, verſtand nämlich, ſeinen ſieben Sprachen unbeſchadet, wenig oder gar kein Teutſch, und die beiden Kurfürſten verſtanden wenig oder gar kein Franzöſiſch oder Spaniſch. Wie leicht konnte zwiſchen ſolchen Unterhändlern der Irrthum ſich ergeben, der zu dem böſen Leumund für den Biſchof Anlaß gab. Wäre aber der Irrthum, oder gar Betrug in irgend einem ſchriftlichen teutſchen Aufſatz eingeſchlichen, wäre, nach der veralterten Sage, die einige in ewige Gefangenſchaft umgeſchaffen worden, wie konnten die Kurfürſten, die doch ohne Zweifel des Teutſchen mächtig geweſen ſind, klagen, daß der Mangel und Misverſtand der Sprache ſie irre geführt habe. Wie kommen die beiden Fürſten zu dem demüthigen Ton dieſer Klage, der ſo ſehr von ihrer gewöhnlichen, dem Kaiſer gegenüber beobachteten, Redeform abſticht, wenn ſie ſich von jenem Mangel und Misverſtand frei wußten? Wie kommt es ferner, daß ſie ſich niemals auf einen ſchriftlichen Aufſatz berufen, der ſich doch, wenn anders etwas geſchrieben worden, in ihren oder der kaiſerlichen Räthe Händen befinden mußte. Wahrlich, de Thou's Vorwurf, Perrenot habe ſich gegen den Landgrafen einer vafra cavillatio bedient, ſo vielfältig er auch wiederholt worden, beruht allein auf blindem Haſſe gegen Öſterreich und die Vertheidiger des alten Glaubens, und wir wollen, ehe er nicht durch gewichtigere Zeugniſſe beſtätigt wird, als das die Gerüchte eines heſſiſchen Landſtädtchens buchenden Gerichtsſchreibers abgeben kann, nicht einmal Gewicht darauf legen, daß der Biſchof in der erſten, die Verhaftung begleitenden, Verwirrung dem Landgrafen freigab, hinzureiten, wo er hergekommen ſei, d. h. den ganzen Vertrag aufzuheben, eine Bewilligung, von welcher der Landgraf keinen Gebrauch zu machen vorzog. Die Reiſe des Vaters Granvelle nach der Heimath verwickelte den Sohn noch tiefer in die Geſchäfte, die Lage der Dinge ließ ihn hierbei nicht viel anderes als Haß und Feindſchaft gewinnen, zumal der junge Mann noch nicht gelernt hatte, herbe Maßregeln in verbindliche Formen einzukleiden, auch ungleich entſchiedener, als der Vater, ſeine Abneigung für Glaubensneuerungen äußerte. Er leitete das harte Verfahren gegen die Stadt Conſtanz, er verjagte die lutheriſchen Prediger aus Augsburg, und zwar in einer ſeiner Stellung als Biſchof und als Miniſter gleich unangemeſſenen Weiſe. Namentlich fragte er die in ſeinem Quartier verſammelten Prediger, mit wilder Gebärde und in ungeſtümen Worten, ob ſie etwa bezweifelten, „daß es dem Kaiſer freiſtehe, in der Religion ebenſo wol, als in dem bürgerlichen und öffentlichen Leben Geſetze zu geben und eine Formel der Lehre vorzuſchreiben?“ Wie nun in aller Namen der Senior erwiederte, hier ſei nicht die Frage, ob dergleichen dem Kaiſer zukomme oder nicht, ſondern ſie müßten darauf beſtehen, daß ſie dieſe Formel nicht annehmen, noch weniger billigen könnten, da ſoll der Biſchof bis zu den Worten: „Hinaus mit der Beſtie,“ ſich vergeſſen haben [5]). In der gleichen Rückſichtloſigkeit verfuhr er gegen die nach Augsburg berufenen Kirchen- und Schullehrer aus Memmingen. Als dieſen bedeutet wurde, ſie könnten nicht nach der Heimath zurückkehren, ſondern müßten ſich andere Wohnſitze wählen, bat einer um die Vergünſtigung, vorher noch einmal ſeine hochſchwangere Frau ſehen zu dürfen; hierauf ſoll der Biſchof, gegen die Seinen ſich wendend, im Tone der tiefſten Verachtung geſagt haben: Uxorem vocat, quae scortum est.

Als Anton förmlich zu der Nachfolge in den Ämtern und Würden des Vaters gelangte, ließ ſich durch ganz Teutſchland ein Schrei des Unwillens vernehmen. Den Vater hatten die Teutſchen nicht geliebt, den Sohn haßten ſie ärger als Türk und Tatar, wie Zaſius in ſeinem Berichte an König Ferdinand ſich ausdrückt. In der That, wenn der Kaiſer manches, unbegreiflich Scheinende, vornahm, ſo kann als das Unbegreiflichſte vielleicht gelten, daß er in ſeinen alten Tagen die wichtigſten Geſchäfte einem Miniſter anvertraute, der nicht ſo viele Lebensjahre als er ſelbſt Regierungsjahre zählte. Ein vorzügliches Talent war dem Biſchof von Arras nicht abzuſprechen, aber von der einem Miniſter unentbehrlichen Menſchen-, Länder- und Völkerkenntniß beſaß er wenig. Geiſtreich und witzig von Hauſe aus, gebildet durch das Studium der Claſſiker und durch den Verkehr mit den neuern romaniſchen Literaturen, erſchienen ihm das plumpe Weſen, die pedantiſchen Juriſten und Theologen der Teutſchen, als gleich widerwärtige und verächtliche Gegenſtände; er glaubte und hatte das kein Hehl, daß er ein ſolches Volk von Dummköpfen nicht nur überſehe, ſondern auch nach Belieben überliſten könne, durch ſeine welſche Praktiken, wie man in Teutſchland dergleichen Künſte nannte. So unrichtig Granvelle die Männer beurtheilte, ſo wenig kannte er die teutſchen Frauen. Ein großer Verehrer des ſchönen Geſchlechtes kam er auf dem Reichstag zu Augsburg, 1550, zur Bekanntſchaft mit einigen Frauen dieſer Stadt, und ſetzte, von den Niederlanden aus, dieſe Bekanntſchaft durch Schreiben fort. Bald wurden ſeine Briefe allenthalben veröffentlicht. Mögen ſie noch ſo unſchuldig geweſen ſein, ſie waren dem damals noch beſonders zu Ernſthaftigkeit geneigten und über den Religionszwiſtigkeiten immer mehr zu Ernſt ſich ſtimmen-

5) Der Franzmann muſte nothwendig das Wort Beste gebrauchen, was aber, wie Jedermann weiß, nicht mit Bestie, ſondern mit Dummkopf zu überſetzen.

Digitized by Google

den Volke ein Greuel, und kein Teutſcher konnte ohne Abſcheu vernehmen, daß in ſeinem Vaterlande ein Biſchof, der erſte Miniſter des ſo ungemein ernſthaften Kaiſers, Liebesverſtändniſſe unterhalte, während von einem zum andern Ende Teutſchland durch Mord und Brand geängſtigt ward. Von dieſem Abſcheu wendete ſich, nicht ohne allen Grund, ein guter Theil dem Kaiſer zu. Karl liebte freilich in dem Biſchof nicht ſowol ſeinen Miniſter, als einen Schüler, deſſen vollſtändige Ausbildung er geneigt, als eine ihm perſönlich geſetzte Aufgabe zu betrachten. Allein auch große Männer nehmen in dem fortgeſetzten Umgange von den Geſinnungen ihrer nächſten Umgebungen mehr an, als ihnen ſelbſt glaublich und bewußt iſt, zumal wenn die Lieblinge in größerer Lebhaftigkeit und Zuverſicht auftreten, wie der durch die Laſt der Jahre oder Erfahrungen gebeugte Patron. Der Haß, welchen Karl ſich ſeines Miniſters wegen auflud, erleichterte gar ſehr des Kurfürſten Moritz Beginnen; wie groß aber der den Miniſter verfolgende Haß war, ſpricht der Markgraf Albrecht von Brandenburg in ſeinem Kriegsmanifeſt aus: „ſoweit ſei es gekommen, daß faſt alle Entſchließungen abhängig von der Willkür einer einzigen Perſon, die weder von Adel noch ein Teutſcher von Geburt; durch Praktiken ſei das Reichsſiegel in die Hände von Fremdlingen gekommen, die ſich deſſen nach ihrem Gefallen, dem teutſchen Vaterlande zu Nachtheil und Schaden, bedienten. Hierüber dürfe man ſich nicht beſchweren, indem man ſonſt Gefahr laufe, ſich die ärgſte Feindſchaft zuzuziehen; die Geſchäfte von Teutſchland blieben liegen, oder würden wenigſtens verzögert, und ſoweit ſei es beinahe gekommen, daß die Teutſchen fremde Sprachen erlernen müßten, um in der Kürze und mit Vortheil ihre Geſchäfte auszurichten." Gleichwie aber der Biſchof von Arras nicht frei zu ſprechen iſt von dem Vorwurfe, daß er den allgemeinen Haß dem Kaiſer zu erwecken weſentlich beitrug, ſo wird er auch von Einigen beſchuldigt, daß er vornehmlich, befangen in einer irrigen Anſicht, den Kaiſer in der ſcheinbar unbegreiflichen Sicherheit über des Kurfürſten Moritz Abſichten und Anſtalten erhalten habe. Sie ahnten nicht, dieſe Ankläger, daß Ohnmacht allein den Kaiſer verdammte, ein unthätiger Zuſchauer bei jenen Anſtalten zu bleiben, daß er, wie ein Herzog von Guiſe, unmittelbar vor der Todesſtunde, mit der Betrachtung, „ils n'oseront pas," ſich zu beruhigen ſuchte. Die nämlichen Schriftſteller berichten auch, auf die Gewähr von Jacob Melvil, der die Sache aus des Kurfürſten von der Pfalz Munde vernahm, der Biſchof von Arras habe die bedeutendſten von den Räthen des Kurfürſten Moritz, Chriſtoph von Carlowitz und D. Ulrich Mordeiſen, im Solde gehabt, und durch ſie alle Geheimniſſe ihres Herrn erfahren. Das für ihn wichtigſte konnte ihm demnach unmöglich ein Geheimniß geblieben ſein. Als Karl am Abend des 20. Mai 1552 Innsbruck verließ, um den unangeſehen des Waffenſtillſtandes heranrückenden Conföderirten zu entgehen, ſoll ſich Granvelle, geharniſcht, mit eingelegter Lanze, auf einem leichten Renner beritten, zu des Kaiſers Sänfte gehalten haben; Courchelet findet dieſen kriegeriſchen Aufzug nicht unwahrſcheinlich, vielmehr der Sinnesart ſeines Helden angemeſſen. Nach einer andern Verſion hätte Granvelle, um nur von der Stelle zu kommen, ſich auf den erſten ledigen Gaul, der ohne Sattel und ohne Zaum ihm aufgeſtoßen, geworfen. Beide Erzählungen ſind gleich verwerflich: vielmehr begab ſich der Biſchof von Arras, begleitet von einigen Räthen, nach Aufbruch des Kaiſers und des römiſchen Königs, in die Wohnung des vormaligen Kurfürſten von Sachſen, auf dem Markt zu Innsbruck, und entband daſelbſt den Fürſten der bisherigen Haft, gegen ein, durch Handſchlag bekräftigtes, Verſprechen, daß Johann Friedrich freiwillig bis auf weitere Erklärung dem kaiſerlichen Hoflager folgen wolle. Genugſam ergibt ſich aus dieſer Ceremonie, daß der Abzug nicht ſo übereilt geweſen ſein kann, wie anderwärts zu leſen, und bei einer Vergleichung der Daten wird ſich das vollends beſtätigen. Denn die beiden Majeſtäten gingen am 20. Mai von Innsbruck ab, und erſt am 23. iſt Moritz daſelbſt eingetroffen. Ebenſo wenig iſt es erweislich, oder auch nur wahrſcheinlich, daß der Biſchof beſondern Einfluß auf den paſſauer Vertrag geübt, oder mittels deſſelben Teutſchland gerettet haben ſollte. Als Abgeſandter des Kaiſers konnte er nicht nach Paſſau gehen, indem Kurfürſt Moritz eben noch gegen den römiſchen König geäußert hatte, es ſei nicht der Kaiſer, den er bekriege, ſondern einzig gegen den Herzog von Alba, gegen den Biſchof von Arras und gegen die übrigen kaiſerlichen Räthe führe er die Waffen: dieſe Räthe ſeien diejenigen, die er als ſeine Feinde betrachten müſſe. Der Friedensvertrag ſelbſt zeigt deutliche Spuren, daß er ohne Zuthun, ja gegen die Anſicht des Biſchofs entworfen worden. Weit entfernt mit dem unzuverläſſigen Moritz unterhandeln zu wollen, wollte vielmehr Granvelle den unglücklichen Johann Friedrich in ſeine Gebiete wieder einführen, und alſo demjenigen, der durch die Gunſt des Kaiſers groß geworden war und die unverdiente Gunſt ſo ſchlecht erwiederte, den gefährlichſten Nebenbuhler entgegenſtellen. Auf ſeinen Rath war der Fürſt in Innsbruck freigegeben worden, aber ein Syſtem weiter zu verfolgen, das kaum trügen konnte, dazu beſaß der Kaiſer, gealtert vor der Zeit, nicht mehr die erfoderliche Kühnheit und Stärke. Des Biſchofs von Arras gewaltiger Gedanke verfiel demnach zu bloßen Intriguen, verhandelt theils mit Johann Friedrich, theils und beſonders mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, in welchem der Biſchof dem Kurfürſten Moritz einen neuen und furchtbaren Feind zu erwecken wußte, ohne daß doch jemals der Markgraf ſeinen gegen Granvelle, oder, wie er ihn nannte, gegen den Ketzer Arius (von Arras) gefaßten Vorurtheilen vollſtändig entſagt hätte. Das den Völkern Albrecht's, kurz vor dem Treffen bei Sievershauſen ausgetheilte Geld ſoll durchaus niederländiſchen Gepräges geweſen ſein, auch ſoll Granvelle zu Brüſſel ſeine Freude über des Kurfürſten Moritz Kataſtrophe durch Bankette und andere Luſtbarkeiten gefeiert haben — eine Freude, die uns natürlicher ſcheint, als Karl's angeblicher Ausruf, als er den Fall des böſen Feindes vernahm: „Abſalon, mein Sohn!" Als gleich nach der Schlacht von Sievershauſen, der ſäch-

Digitized by Google

ſiſche Prinz Johann Wilhelm nach Brüſſel kam, um die Wiedereinſetzung ſeines Vaters in den vorigen Stand zu betreiben, ſoll vornehmlich Granvelle die dem Prinzen erwieſenen Ehrenbezeigungen, wie ſie noch nie ein teutſcher Fürſt empfangen hatte, veranſtaltet, auch dem hohen Gaſte Zuſagen gegeben haben, die freilich, bei der Unſchlüſſigkeit des Kaiſers, auf welche der römiſche König und Kurfürſt Auguſt zu wirken nicht verfehlten, unerfüllt blieben.

Dagegen ergab ſich in andern Angelegenheiten der Einfluß des Biſchofs mehr und mehr als unwiderſtehlich; Gonzaga, gleich groß als Feldherr und als Staatsmann und gleich angefeindet, hatte aller Anſchwärzung, aller Feindſchaft der Spanier, allen Klagen der Lombarden widerſtanden, als ſich aber Granvelle durch Johann de Luna, den Caſtellan von Mailand, von dem Gehalte der gegen Gonzaga vorgebrachten Klagen hatte überzeugen laſſen, war deſſen Fall unvermeidlich. Der Gehaßte wurde von ſeinem Poſten in der Lombardei abgerufen. Für die Heirath des Infanten Philipp wirkte Granvelle in beſonders erſprießlicher Weiſe, hauptſächlich durch Vermittelung von einer der Creaturen ſeines Vaters, von Simon Renard, aus Veſoul, der zu dem Geſandtſchaftspoſten in England befördert wurde. In den Conferenzen von Mare, zwiſchen Gravelines und Ardres, wo unter engliſcher Vermittelung an dem Frieden mit Frankreich gearbeitet werden ſollte, befand ſich Granvelle in der Zahl der kaiſerlichen Deputirten (23. Mai bis 1. Juni 1555). Dieſes mag die letzte Angelegenheit der Art geweſen ſein, in welcher er im Namen des Kaiſers handelte. Denn am 25. Oct. entſagte Karl der Regierung der Niederlande, gleichwie am 16. Jan. 1556 der Krone von Spanien. Scheidend aus dem Weltgetümmel empfahl er dem Sohne den Biſchof von Arras, und dieſer empfing ſofort von dem neuen Herrſcher ein beſonderes Zeichen der Huld und des Vertrauens. In Philipp's Namen mußte Granvelle die Rede beantworten, in welcher der Kaiſer den Ständen der Niederlande ſeinen Verzicht eröffnete; ſelbſt zu antworten, vermochte Philipp nicht, als der Flamändiſch gar nicht, Franzöſiſch wenig ſprach. Im Übrigen iſt während der beiden erſten Jahre der neuen Regierung, die beinahe ganz durch kriegeriſche Begebenheiten ausgefüllt wurden, von dem Biſchofe von Arras ſelten die Rede; um ſo folgenreicher ſollte er auf das Friedensgeſchäft einwirken. Chriſtina, die verwitwete Herzogin von Lothringen, wünſchte mit ihrem Sohne, dem fortwährend in Frankreich zurückgehaltenen Herzog Karl, eine Zuſammenkunft zu haben; es wurde ihr behufs dieſer Zuſammenkunft von dem franzöſiſchen Hofe die Stadt Peronne angewieſen. Den Herzog begleiteten dahin ſeine Vettern, der Cardinal von Lothringen und der Herzog von Guiſe, in Chriſtine'ns Gefolge reiſete der Biſchof von Arras. Dieſer benutzte eine, in den Conferenzen von Mare mit dem Cardinal von Lothringen angeknüpfte Bekanntſchaft, zu Worten des Friedens. Geheime Zuſammenkünfte folgten dieſen einleitenden Eröffnungen: der Biſchof ſprach zu dem Cardinal von dem Widerwillen, mit welchem ſein König einen durch nichtigen Ehrgeiz veranlaßten Krieg fortſetze, ſo lange, dieſes ſcheine man zu begehren, bis der Sieger ſelbſt unter der Laſt ſeiner Erfolge erliege. Eine mit jedem Tage zunehmende Feindſchaft verzehre die beſten Kräfte von zweien Völkern, die vielmehr berufen wären, gegen den gemeinſchaftlichen und gegen des chriſtlichen Namens Feind, gegen den Türken, in Gemeinſchaft zu wirken; das unterließen ſie, Angeſichts der ſcheinbaren Entfernung der Gefahr. Einen andern, ungleich gefährlichern, Feind, die Ketzerei, nährten die beiden Völker unter ihrem Herzen; begünſtigt von dem Zwiſt der Könige, verbreite dieſe Peſt nach allen Seiten hin ihr Gift, verderbe die Gemüther, indem ſie die Religion untergrabe. Von ihr ſeien Niederland und der größte Theil von Frankreich erfüllt, ohne daß man in den Wirren und Stürmen des Kriegs ſolchem Übel wehren könne. Einzig unter dem Schirm eines aufrichtigen und feſten Friedens würde es möglich ſein, das Ungeheuer zu erſticken; im Gegentheil ſtände zu befürchten, daß fortgeſetzte Zwietracht auf beide Königreiche ein Verderben herabrufen würde, für welches ſelbſt der glänzendſte Erfolg nach Außen hin kein Erſatz wäre. Der Cardinal könne ſich den Dank und die Verehrung aller Guten verdienen, wenn er ſeinen König zum Frieden ſtimme und die beiden mächtigen Herrſcher in den Stand ſetze, durch Vereinigung ihrer Kräfte einen dauerhaften Frieden in dem Hauſe Gottes herzuſtellen. Der Biſchof unterließ nicht, durch Hindeutung auf perſönliche Rückſichten den Eindruck ſeiner Worte zu verſtärken. „König Philipp verhehle ſich keins der Hinderniſſe, auf welche ſein Vorſchlag treffen könnte. Darum müſſe das Geſchäft mit der äußerſten Vorſicht und in der Aufrichtigkeit eines gläubigen Herzens eingeleitet werden. Darum habe er," der Biſchof „ſich nicht entſchließen können, einem Franzoſen ſich anzuvertrauen, einzig die Perſönlichkeit des Cardinals laſſe ihn den Muth finden, um die bisherige Unſchlüſſigkeit zu beſiegen. Frankreichs Schutzengel habe, inmitten der auf dieſem ſchönen Reiche laſtenden Unfälle, den Cardinal und ſeinen Bruder, den Herzog von Guiſe, für ein Werk aufbewahrt, das ihrem König vortheilhaft, dem durch religiöſe Streitigkeiten beunruhigten Königreiche nützlich, für die Ehre Gottes ſo wichtig wäre. In Ausführung deſſen würde der Ruhm des Hauſes Guiſe den höchſten Gipfel erreichen und dieſem erlauchten Hauſe die unvergängliche Verehrung des Volkes gewonnen werden: denn es ſei dies Vorhaben dem Volke angenehm, während hinwiederum ein mächtiges Intereſſe dem Hauſe Guiſe auferlege, ſich der Zuneigung des Volkes zu verſichern, um mit deſſen Beiſtand künftigen Umwälzungen wehren zu können." Der Cardinal lauſchte mit ſichtbarem Wohlgefallen den ſchmeichelhaften und zugleich überzeugenden Worten, und der Redner verfolgte ſeinen Text: „Die Vorſehung, indem ſie den heilſamen Gedanken in meines Herrn Bruſt erweckt, bietet Euch die Gelegenheit zu deſſen Ausführung. Der Connetable von Montmorency und der Mann ſeines Vertrauens, Coligny, der Admiral, liegen in Banden, ſie, die Feinde von Eures erlauchten Hauſes Ruhm, Euere Nebenbuhler, in einem Worte. Als ſolche kennt ſie ein jeder, jeder weiß, daß die Coligny die Stütze aller Sek-

Digitized by Google

tirer in Frankreich ſind, und daß Montmorency vielleicht ohne die Irrthümer ſeiner Neffen zu theilen, mit einer Innigkeit an ihnen hängt, die ihn wol ſeine Perſon ſelbſt wagen ließe, um das Beſitzthum und den Ruhm der Lieblinge zu vertheidigen. Der eine, d'Andelot, den wir ſo ungeſchickt aus ſeiner Haft entwiſchen ließen, hegt über die Religion die ruchloſeſten, an jedem, der nur ein Chriſt heißen will, unanſtändigen Meinungen; damit ſteckt er die Kriegsleute an, und die rohen Gemüther werden vollends durch ſein böſes Beiſpiel verdorben, wie wir täglich wahrnehmen. Wol ſollten wir nach Kriegsbrauch uns ſolcher Übel erfreuen: wir beklagen ſie aber vielmehr, bieten Euch auch ein Heilmittel, das unfehlbar in ſchneller Wirkſamkeit für uns ſelbſt nicht weniger heilſam ſein wird. Denn es hat die Peſt, von welcher Frankreich ergriffen, zugleich Niederland heimgeſucht. Für ſie kann ſich allein in dem feſten Frieden jener Könige, die gleich mächtig und gleich eifrig ſind in ihrem Glauben, ein Heilmittel finden. An dem Gelingen ſeines großen Vorhabens verzweifelt mein Herr nicht, wenn anders Ihr darin ihm beiſtehen, mit Eurem Rathe ihn unterſtützen wollet: deshalb begehrt er Eure Freundſchaft, indem er hiermit die ſeinige Euch anbieten läßt, zuſammt ſeinem Worte, daß er ſtets Euer und Eueres erlauchten Hauſes Beſchützer ſein wolle. Indem aber eine Angelegenheit von ſo außerordentlicher Wichtigkeit das größte Geheimniß erfodert, verpflichte ich mich, jene Vorkehrungen zu treffen, unter deren Schutze wir, ohne einigen Verdacht zu erwecken, gemeinſchaftlich handeln können; ich werde zu dem Ende vertraute Perſonen ermitteln, welche den Schein, wie wenn ſie allein unter ſich zu verhandeln hätten, annehmen ſollen." Die ganze Bedeutung dieſer Rede wurde von dem Cardinal aufgefaßt und mit freundlichem Danke ergriffen, die Geſellſchaft aber trennte ſich zur Stunde, Peronne wurde einſam und ſtill wie je vorher. „Auf dieſer Grundlage," fügt de Thou hinzu, „beruht der lothringiſchen Prinzen Freundſchaft mit Spanien, und mit dem Tage beginnen ihre Complote." Dem mag ſo ſein, möglich auch, daß Winke von geheimen Verhandlungen über gewaltſame Maßregeln, von den Königen von Frankreich und Spanien mit geſammter Hand gegen die Ketzer auszuführen, dem Prinzen von Oranien bei Gelegenheit ſeiner Geſandtſchaft in Paris zukamen, und ihn beſtimmten, den Ausbruch der niederländiſchen Rebellion zu beſchleunigen; gewiß hingegen bleibt es, daß Granvelle's entſchiedenes und offenherziges Verfahren gegen den Cardinal von Lothringen, indem er zugleich den Guiſen das Geheimniß ihrer Wichtigkeit und ihrer Sendung offenbarte, den alten Glauben in Frankreich rettete. Daß aber der Biſchof von Arras, hinausgehend über jegliche hergebrachte Form, ſich in ſolcher Weiſe ausſprach, wird dadurch begreiflich, weil er Gelegenheit hatte, den Umfang des Übels wie keiner zu ergründen: findet ſich doch in ſeiner Sammlung von Staatsſchriften die Inſtruction, die Königs Franz I. dritter Sohn, der Herzog von Orleans, ſeinem Secretaire und Varlet de Chambre am 8. Sept. 1543 ertheilte, als er denſelben an den Kurfürſten von Sachſen, den Landgrafen von Heſſen, und andere Fürſten, die ſich in Frankfurt verſammeln ſollten, abfertigte. Da wird unter andern der Varlet beauftragt, den Fürſten zu ſagen, wie ſehnlich der Herzog wünſche, daß das h. Evangelium (die reformirte Lehre) durch ganz Frankreich verkündigt werde. Nur wage er es nicht, in der Furcht des Königs und des Dauphins, das reine Wort Gottes in ſeinem Herzogthume Orleans predigen zu laſſen, aber das in ſeinem (momentan von den Franzoſen eingenommenen) Herzogthum Luxemburg zu thun, daran ſolle keine Macht auf Erden ihn verhindern. Deshalb bitte er um Aufnahme in das Bündniß der Fürſten, nicht daß er Hilfe gegen einen beſtimmten Feind verlange, ſondern nur wegen der Religion.

Als erſte Frucht der Zuſammenkunft in Peronne ergaben ſich die Friedensverhandlungen zu Cercamp, in welchen Granvelle als einer der königlichen Abgeordneten wirkte, und welche mit dem Friedensſchluſſe von Catteau-Cambréſis (nicht Château-Cambréſis) ausgingen. Des Friedens ſicher, beeilte ſich König Philipp, nach dem eigentlichen Sitze ſeiner Herrſchaft zurückzukehren. Vorher mußten aber die innern Angelegenheiten der Niederlande geordnet werden. Philipp bediente ſich dazu vornehmlich des Rathes des Biſchofs von Arras, wenngleich auch dieſer die allgemeine, in dem neuen Regierungsſyſtem Burgunder und Flamänder betreffende, Ungunſt theilen mußte. In den letzten Zeiten des Kaiſers war er Präſident des höchſten Rathes, der zur Leitung der geſammten Monarchie eingeſetzt und durch die Repräſentanten der einzelnen Provinzen gebildet war. Philipp II. wollte nur Caſtilianer in dieſem Rathe, und ſelbſt Granvelle, der That nach aus ſeinem bisherigen Poſten verdrängt, wurde nur noch in einzelnen Fällen, wo man ſeiner unumgänglich bedurfte, in dieſen Kabinetsrath gezogen [6]). Unſtreitig war die Geſtaltung des Regiments der Niederlande als einer jener dringenden Fälle zu betrachten. Das ſchöne Land wurde der oberſten Leitung einer Statthalterin anvertraut, dieſe Statthalterin an den Rath erprobter Männer, Granvelle, Viglius, Berlaymont, gewieſen. Zu der Statthalterſchaft zu gelangen, ſchmeichelte ſich Chriſtina, die verwitwete Herzogin von Lothringen; ſie wurde in ihren Bewerbungen von dem, dem lothringen'ſchen Hauſe ſehr nahe verwandten, Lamoral von Egmond, und von dem Prinzen von Oranien, dem von Chriſtinen erwählten Schwiegerſohne, unterſtützt. Aber Granvelle durchſchaute den künſtlichen Entwurf, mittels deſſen Egmond und Oranien ſich der höchſten Gewalt zu bemeiſtern gedachten, und nicht Chriſtina, ſondern Margaretha von Öſterreich, des Königs natürliche Schweſter, wurde mit dieſer Gewalt bekleidet. Niemals haben die beiden hochſtrebenden Großen dem Prälaten vergeben, daß er in ſolcher Weiſe ihre Hoffnungen vereitelte, obgleich Oranien wenigſtens viele Gründe gehabt hätte, um ſeinen Unwillen zu bemeiſtern. Denn

6) Mons. d'Arras, se bene éstato adoperato tanto dall' imperatore nelle cose grandi, et se ben resti con quel suo grado col re, peró non va nel consiglio, et non vien chiamato, se non s'ha da trattar cosa, che habbi difficoltà, o che non si possa nascondere."

Großes verdankte er einer Affenliebe, die Granvelle für ihn hegte, und die bedeutend auf Karl V. eingewirkt hat. Nur um ſich ſeinem Miniſter gefällig zu erzeigen, war Karl ſo angelegentlich bemüht, dem Hauſe Naſſau den Beſitz des Fürſtenthums Oranien zu erſtreiten, die Vermählung Wilhelm's von Naſſau mit der Erbin von Buuren, gegen die erſten Regeln der Staatsklugheit durchzuſetzen. Man pflegt dieſe Affenliebe Granvelle's als ein beſonderes Zeugniß für des Prinzen von Oranien hohe Vollkommenheit anzuführen. Die, welche das verſuchen, kennen die Heimath Granvelle's nicht. Gleichwie in den meiſten Ländern der Prophet nichts gilt, weil er im Lande geboren, ſo gibt es hinwiederum Landſchaften, in welchen das mäßigſte oder zufälligſte Verdienſt, wenn es nur eingeboren iſt, hinreicht, um Bewunderer und Lobpreiſer ohne Zahl und ohne Maß und Ziel zu begeiſtern. Dergleichen Länder, die in dieſer Eigenthümlichkeit nur die Spuren einer gegenwärtigen oder vormaligen Iſolirung verrathen, ſind, ganz in unſerer Nähe, das vormalige Erzſtift Cöln, das Herzogthum Berg, Weſtfalen überhaupt, ein dergleichen Land iſt ebenfalls bis auf den heutigen Tag, Hochburgund, das dem übrigen Frankreich als der Sitz der Dummheit verſchriene Gebiet, geblieben. Um ſich davon zu überzeugen, durchblättere man nur des geiſtreichſten Hochburgunders, des Charles Nodier Schilderungen eines Pichegru oder Oudet, geſchwätzigen Andenkens. Der Art Heroen waren freilich den Hochburgundern des 16. Jahrh. fremd, aber ihnen diente, als Gegenſtand der innigſten Verehrung, nächſt Gott und den Herren von Öſterreich, das Haus Chalon, unter den eingeborenen Geſchlechtern zugleich das mächtigſte und das berühmteſte. Der letzte Chalon, Philibert, fiel in Karl's V. Kriege mit Florenz; der Erbe ſeines Reichthums und der althergebrachten Verehrung war Wilhelm von Naſſau. In dem Verſchwiegenen liebte der Biſchof von Arras, gleichwie jeder andere Burgunder, das Haus Chalon, und er hat dieſe Liebe bewahrt, bis ſie mit den Pflichten des Miniſters unverträglich wurde, auch niemals ſie gänzlich vertilgen können aus ſeinem Herzen. Selbſt in dem revolutionären Sturm, mishandelt in ſeiner Perſönlichkeit, in ſeinem religiöſen und politiſchen Glauben, ſuchte noch der Biſchof in mehren, ſpätern Schreiben ſich und andere zu überreden, daß Oranien doch nicht der eigentliche Urheber von allen dieſen Verbrechen und Drangſalen ſein könne. Gebrochen hatte Granvelle mit den beiden einflußreichſten Großen des Landes, von allen Anhängern der neuen Lehre wurde er als der gefährlichſte Feind gefürchtet, die Errichtung der neuen Biſthümer erweckte ihm eine Unzahl von Gegnern unter den Katholiken ſelbſt, welche ihre perſönlichen Intereſſen, die Freiheiten der Kirche und des Vaterlandes, durch die von der Regierung ausgehenden kirchlichen Veränderungen gefährdet glaubten, welche auch mit Unwillen eine große Zahl von religiöſen Inſtituten, Gegenſtände der Verehrung für Jahrhunderte, dem Bedürfniſſe, die neuen Biſthümer zu dotiren, geopfert ſahen. Es ſcheint nicht, daß Granvelle bei jenen kirchlichen Reformen zu Rathe gezogen wurde, die in ihren Folgen den Angriffen Joſeph's II. auf die belgiſche Geiſtlichkeit ſo ähnlich waren. Grappin hat die Paſſivität des Biſchofs in dieſer Hinſicht durch ſeine eigenen Briefe erwieſen, die ohnehin nach ſeiner damaligen, allerdings wichtigen, doch dem frühern Einfluſſe auf Hof und Staat keineswegs vergleichbaren Stellung, wahrſcheinlich. Nichtsdeſtoweniger übernahm Granvelle das Gehäſſige der ganzen Anordnung, indem er ſich mit dem neu errichteten Erzbisthume Mecheln bekleiden ließ (28. Mai 1560), und dafür die Kirche von Arras aufgab. Seine Beſitznahme in Mecheln wurde am 21. Dec. 1561 mit großer Pracht vollzogen. Bereits hatte ſich unter dem Adel der Niederlande eine Coalition gegen den verhaßten Fremdling gebildet, der mit dem Primat von Belgien den römiſchen Purpur verbinden ſollte, zumal ihm am 26. Febr. 1561 von Pius IV. die Cardinalswürde, tit. San Bartolomeo in Iſola (dann von San Silveſtro, ferner von Santa Priſca, Santa Anaſtaſia, S. Pietro in Vincola) verliehen worden war. Eng verbunden mit ſeinem Freunde Viglius beherrſchte er gewiſſermaßen den niederländiſchen Staatsrath; nun ward er das Haupt einer Geiſtlichkeit, die in den Geſetzen, ſobald ſie nur gehandhabt wurden, eine ſtarke Waffe gegen alle ihre Gegner finden konnte; alle Macht der Verwaltung, der Gerichtshöfe, kam dem Erzbiſchofe zu Gute, befand ſich in ſeinen Händen; der Purpur ſchien ihn über jeden Angriff zu erheben. Je größer das ihm beſchiedene Glück war, um ſo hartnäckiger und feindlicher mußte ſich der Widerſtand geſtalten, zu welchem ſolches Glück ſeine Gegner herausfoderte. Eine Coalition hatte ſich, wie geſagt, gebildet, furchtbar in der Zahl, furchtbar in der Bedeutung der Mitglieder [7]. Dieſe Coalition verſuchte ſich in den heftigen Debatten über die Abführung des wenigen ſpaniſchen Volkes, das die alleinige Stütze der Regierung war. Granvelle widerſtand lange, und einzig der Rückblick auf die Zuſammenſetzung des Staatsrathes, in welchem Verräther den Feigen geboten, konnte ihn bewegen, einer dem königlichen Anſehen verderblichen Maßregel ſeine Zuſtimmung zu ertheilen. Die nächſten Schritte der Coalition waren unmittelbar gegen ihn ſelbſt gerichtet, kindiſch in ihrem Gang, aber richtig berechnet, um denjenigen, den man verderben wollte, lächerlich zu machen. Ein in dem Hauſe des Großſchatzmeiſters Grobbendonk veranſtaltetes Bankett vereinigte beinahe den ſämmtlichen, in Brüſſel anweſenden Adel; dieſer Adel konnte es, abgeſehen von den Einflüſſen der zu jedem Bunde gehörenden Demagogen, nicht verzeihen, daß ſich Granvelle mit einer Pracht umgab, wie ſie wol einem Kirchenfürſten ziemte, der berufen war, den Anſprüchen hochfahrender Ariſtokra-

7) Si strinsero insieme il principe d'Oranges, li conti d'Egmont et Horn, il marchese di Berges morto, Monsignor di Montigni e il conte di Mega, conseguiti di molti altri Grandi per l'autorità et dipendentie grandissime che havevano quelli signori, et conclusero una lega contra cardinal á difesa commune contra chi volessero offendere alcun di loro, la qual confortarono con solennissimo giuramento; ne si curarono, che se non li particolari fossero secreti per allhora: ma publicarono questa loro unione et questa unione fatta contra il cardinale, ſchreibt Tiepolo.

ten zu wehren. Beſonders aufgereizt fühlte ſich die Geſellſchaft durch die Neuigkeit, daß der Erzbiſchof von dem König ermächtigt worden wäre, den Cardinalshut anzunehmen. Der Luxus des Cardinals, ſeine zahlreiche Dienerſchaft, prächtige Livreen, wurden der Gegenſtand bittern Hohns; nachdem man ſich daran erſättigt, beſprach man die Frage, ob nicht der Adel ſuchen ſolle, im Gegenſatze zu ſolcher Üppigkeit, durch Einfachheit Aufſehen zu erregen. Es gefiel der Vorſchlag und Egmond wurde von der Geſellſchaft beauftragt, ein Beiſpiel und Muſter von dieſer Einfachheit aufzuſtellen. Darauf ließ der Spötter für ſeine geſammte Dienerſchaft violettbraune Kleidung, wie ſie für beſtimmte Zeiten den Cardinälen vorgeſchrieben iſt, verfertigen, deren einzige Verzierung Köpfe mit rothen Mützen, oder rothe Köpfe, in Stickerei auf den herabhängenden Ärmeln angebracht, um des Cardinals geiſtliche Würde zu verhöhnen. Das hiermit gegebene Beiſpiel wurde, mit wenigen Ausnahmen, von dem geſammten Adel befolgt, daß die Schneider kaum den vielen Beſtellungen zu genügen wußten, und nicht nur das Volk überließ ſich ſeinem Jubel über die läppiſche Mummerei, ſondern ſelbſt die Statthalterin lachte, bis Granvelle ernſtlich zürnte. Denn endlich wurde die unanſtändige Verbrämung unterſagt, und ein perſönlich nicht verletzendes, aber bedrohlicheres Zeichen an ihre Stelle geſetzt, der Pfeilbündel mit dem Wahlſpruche: **concordia res parvae crescunt**. Während Egmond ſeinen Muthwillen an dem eigentlichen Repräſentanten der königlichen Gewalt übte, wirkte Oranien in anderer Weiſe durch ſeine zahlreichen Freunde und Creaturen, einſtweilen vornehmlich in Verbreitung beunruhigender Gerüchte. Man erzählt, Granvelle habe verſichert, es ſei keine Ruhe in den Provinzen zu hoffen, bis einige Köpfe gefallen — der König möge die Niederlande immerhin beſuchen, ſolle aber ja nicht verabſäumen, ſich von einem ſtarken Heere begleiten zu laſſen, auch ſich waffnen mit dem unwandelbaren Entſchluſſe, dem trotzigen Volke mit Gewalt den Nacken zu beugen. Man wollte wiſſen, Granvelle trachte alles Ernſtes dem Prinzen von Oranien nach dem Leben, wünſche ſehnlich, einen Bruch mit England herbeizuführen, um den Handel und mit ihm die Kraft der Niederlande zu erſticken. Auf Oranien's Betrieb vornehmlich wurden jene Maſſen von Schmähſchriften fabricirt, deren Zweck die Verhöhnung des Cardinals, die Verführung des Volks war, und weil der Dienſt der Pasquille nicht lebhaft und förderlich genug ſchien, wurden zur Aushilfe Schandgemälde erdacht, die auf ganze Scharen von Zuſchauern zugleich wirken konnten. Noch iſt ein ſolches Gemälde, das aus der Werkſtätte eines ausgezeichneten Künſtlers hervorgegangen iſt, vorhanden: der Teufel ſpricht dem Cardinal in das Ohr, und dieſer theilt in der gleichen Weiſe die von dem hölliſchen Souffleur empfangenen Rathſchläge der Statthalterin mit. Dem Munde der Fürſtin entſtrömen Befehle und Ordonnanzen, Todesurtheile, Ächtungen ꝛc. Man vergeſſe dabei nicht, daß erſt nach Entfernung des Cardinals aus den Niederlanden die von den Rebellen reichlich verſchuldeten Straferkenntniſſe eintraten.

Tief gekränkt durch das Treiben ſeiner Gegner verfolgte der Cardinal gleichwol in ſtandhaftem Muthe und in würdiger Haltung, den von Pflicht und Gewiſſen ihm vorgezeichneten Weg; ſchwerlich mögen die Gegner ſelbſt ſich einiger Bewunderung erwehrt haben, Angeſichts der ruhigen Faſſung, in welcher der einzelne Mann, verlaſſen von der Statthalterin und von dem Staatsrathe, entbehrend aller wahrhaften Zwangsmittel den ſtürmiſchen Leidenſchaften eines ganzen Volkes widerſtand. Aber es geſellte ſich den Meuterern ein Beamter, der in den Geſchäften ergraut, ihre Anſtrengungen zu einem mehr geſetzlichen und darum wirkſamern Angriffsſyſtem zu vereinigen wußte. Dieſer Mann, Simon Renard, der dem alten Granvelle ſeine Erhebung verdankte, hatte nicht minder in dem Sohne einen thätigen Beförderer und Beſchützer gefunden. Der als ein hochmüthiger Thor beſchriebene Cardinal unterzeichnet alle ſeine Briefe an Renard mit den Worten: **vôtre confrère et bon ami**, bezahlte auch **1551** aus ſeiner Taſche die Schulden, welche Renard in ſeiner geſandtſchaftlichen Stellung zu Paris hatte machen müſſen. Renard überſchritt aber in dem Waffenſtillſtande von Vaucelles durch unvernünftige den Franzoſen bewilligte Zugeſtändniſſe ſeine Vollmachten, und mußte darum von Granvelle in eigenem und des Königs Namen die verdiente Misbilligung vernehmen. Den Tadel verzieh Renard nicht; ſobald die Unruhen einige Conſiſtenz zu gewinnen ſchienen, eilte er, ſich dem den Cardinal bedrohenden Bündniſſe anzuſchließen. Aus ſeiner Feder iſt die giftigſte Schmähſchrift hervorgegangen, auf ſeinen Betrieb vereinigten ſich Oranien, Hoorn und Egmond zu der berühmten Eingabe vom **11.** März **1562**, die anhebt mit der Verwahrung, „daß ſie mit ihrem Schreiben Se. Maj. beläſtigend, die dringendſte aller Pflichten erfüllen. Denn in dem Punkt ſeien alle Edle des Landes einig, daß Granvelle's Verwaltung den Niederlanden zum höchſten Schaden gereiche. Dieſen Mann, der alles nach ſeinen perſönlichen Anſichten beſtimme, möge der König entfernen; hierin beſtehe das einzige noch übrige Rettungsmittel. Am wenigſten könne des Cardinals längeres Verweilen dazu dienen, um das allerwärts der Ketzerei ergebene Volk zu einer der Kirche günſtigen Geſinnung zurückzuführen." In dem entgegengeſetzten Sinne berichteten Renard und ſeine Vertraute an den König, der Cardinal, den man ſich als einen blutdürſtigen Ketzerrichter zu verſchreien bemühe, befördere durch unſelige Schwäche die Fortſchritte der Ketzerei. Der Statthalterin vertraute Renard, um den Frieden im Lande herzuſtellen, bleibe ihr ein einziges Mittel: ſie müſſe die Abberufung des Gehaßten bewirken. Indem die Regierung den traurigen Kampf mit der immerfort wachſenden Misſtimmung des Volks beſtand, war von ſelbſt die Herzogin zu dem Wunſche, den Cardinal entfernt zu ſehen, gelangt. Sie, die man ſtets lobte und ehrte, wähnte ſich einzig durch deſſen Perſönlichkeit in den Streit verwickelt. Sie bedachte nicht, wie viel ſchwieriger ihre Lage werden müſſe, ſobald der Ableiter für alle der Regierung feindliche Geſinnung entfernt wäre, und wollte nicht begreifen, daß ſie mit verarmten und darum nach neuen Dingen verlangenden, ehrgeizigen, herrſchſüchtigen und pflichtvergeſſenen Großen,

Digitized by Google

und mit einem zu Revolution erzogenen und herangereiften Volke zu thun habe, mit Gegnern, Angeſichts deren einer jeden Regierung einzig zwei Wege übrigbleiben. Entweder muß ſie die Thoren bekämpfen und vernichten, oder aber ſie völlig und ungehindert walten laſſen, damit ſie in dem Übermaße ihres egoiſtiſchen Getreibes von ſelbſt die wohlverdiente Strafe finden. Gleichwie der Cardinal ſeinen Verdruß über den häufigen Widerſpruch der Statthalterin nicht geheim gehalten haben mag, ſo wird hinwiederum Margaretha, indem ſie mehr die Unbequemlichkeit, als das Bedürfniß eines Mentors empfand, mit ſteigender Ungeduld deſſen Entfernung gewünſcht haben. Die Edelleute hatten ſich mehrentheils von den Sitzungen des Staatsraths zurückgezogen, das Triumvirat erklärte unumwunden, einem Collegium, in welchem Granvelle ſitze, nicht weiter angehören zu wollen. Da ſchickte die Herzogin ihren vertrauten Geheimſchreiber, Thomas de Armenteros, verſehen mit ausführlichen Inſtructionen und den nöthigen Belegen, an das königliche Hoflager. Philipp hörte den Vortrag des Abgeſandten mit der ihm eigenthümlichen Aufmerkſamkeit, ohne ſich vor der Hand zu erklären, und empfing nach wie vor die ſchriftlichen Mittheilungen des Cardinals über den Zuſtand der niederländiſchen Provinzen. Dieſen Zuſtand muß Granvelle ſelbſt als unheilbar beurtheilt haben, wenigſtens für einen Mann ſeines Standes, der aller Mittel, Gehorſam zu erzwingen, entbehre; dieſe troſtloſe Anſicht ſcheint endlich den König zu einem Entſchluſſe geführt zu haben. Eines Tags erſchien der Cardinal, in der heiterſten Stimmung, vor der Statthalterin, um ihr den ihm von dem König für einige Monate bewilligten Urlaub anzuzeigen, und ihr das darum ausgefertigte königliche Schreiben vorzulegen; er gedenke, fügte er hinzu, die Stunden der Muße ſeiner betagten, ſiechenden Mutter in Beſançon zu widmen. Eine allgemeine Freude verbreitete ſich auf dieſe Nachricht durch Stadt und Land, zumal Armenteros bei ſeiner Rückkehr von ſeiner Sendung die volle Beſtätigung brachte. Auch er hatte zwar ebenfalls nur von einer einſtweiligen, wenigſtens ſcheinbar freiwilligen, Entfernung des Cardinals gehört, das Volk zweifelte aber im mindeſten nicht, daß der Gehaßte für immer ſcheiden müſſe. Zu einer etwa möglichen Rückkehr ihm alle Luſt zu benehmen, bereitete der Adel ihm einen Abſchied, der unvergeßlich bleiben mußte. War vorher die Verhöhnung arg geweſen, ſo ſteigerte ſie ſich jetzt in Maskenaufzügen, Satyren, Schmähſchriften zu der ungezogenſten und unglaublichſten Frechheit, bis der Cardinal, begleitet von ſeinem Bruder Chantonnay, am **10. März 1564**, die Reiſe nach Beſançon antrat [8]).

Der Cardinal hatte ſich einer Stelle in dem Staatsrathe zu Madrid verſehen, aber die Herzogin von Parma gab dem König zu bedenken, er würde, wenn er den Cardinal an ſeinen Hof beriefe, nothwendig bei den misvergnügten Niederländern den Verdacht erwecken, daß dieſer noch nach wie vor ihre Angelegenheiten lenke. So groß war Philipp's Achtung vor der öffentlichen Meinung, daß er ſich bequemte, für eine Reihe von Jahren auf die Dienſte eines dem allgemeinen Dafürhalten nach ihm unentbehrlich gewordenen Mannes zu verzichten. In ſeiner Heimath angelangt und von ſeinen Mitbürgern empfangen (**Mai 1564**), wie wenn er ſich in dem Vollgenuſſe der höchſten Gewalt befinde, ſuchte der Cardinal, nach ſo lange fortgeſetzten, ſtürmiſchen Anſtrengungen, Erholung bei den Wiſſenſchaften. Ihm waren nach Beſançon ſein Secretair Juſt. Lipſius und ſein Bibliothekar, der Helleniſt Suffried Petri, gefolgt. Allen Gelehrten, allen Künſtleen ſtand ſein Palaſt geöffnet, und in ihrer Geſellſchaft verlebte er, wenige Unterbrechungen abgerechnet, fünf Jahre, die glücklichſten ſeines Lebens, wie er ſelbſt bezeugt hat. In Beſançon feierte er auch den höchſten Triumph, der einem gekränkten Bewußtſein beſchieden ſein kann. Die Herzogin Margaretha, als ſie nur zu ſpät den Fehler erkannte, der ſie des treuſten und umſichtigſten Beiſtandes beraubte, erſuchte ihn, zuerſt durch Vermittlung des Königs, um ſeine baldige Rückkehr an ihren Hof, und daß er den verlaſſenen Poſten wieder antreten möge. Sie bekennt, **que le Roi aurait dû lui faire trancher la tête, pour avoir renvoyé un ministre aussi fidèle**; nichtsdeſtoweniger blieb Granvelle unerbittlich, ob er gleich von dem an wiederum fleißiger ſchriftlichen Rath der Fürſtin zukommen ließ. Hingegen hatte er nicht umhin gekonnt, vermöge Anordnung des Papſtes Pius IV. das Protectorat des Jeſuitenordens zu übernehmen. Nach Ableben dieſes Papſtes, **1565**, reiſete er, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, zu dem Conclave; er ſcheint dieſe Gelegenheit benutzt zu haben, um ſich um das erledigte Erzbisthum Sevilla zu bewerben, ein Bemühen, welches indeſſen von dem ihm feindlichen, ſeine Gegenwart in Spanien ſcheuenden Miniſterium vereitelt wurde. Vier Jahre verliefen, ohne daß der Cardinal irgend ein ferneres Zeichen des Vertrauens von dem Könige empfangen hätte, bis die wachſende Türkengefahr gebieteriſch die engſte Vereinigung der ſpaniſchen Monarchie und der unter ſich ſelbſt uneinigen Staaten von Italien foderte. Solche Aufgabe zu löſen, ſchien allein der Cardinal befähigt, und er wurde demnach zu dem Geſandtſchaftspoſten in Rom ernannt, **1570**. In ſeiner Eigenſchaft als Plenipotenz ſchloß er am **25. Mai 1571** das in ſeinen Folgen ſo wich-

8) Il était, ſo lautet des Van der Vynkt Nachruf, il était orgueilleux et procurait graces, charges, bénéfices à ses parents et ses amis: il protégeait quelquefois sans autre intérêt et sans autre vue, que de croiser la prétention ou la recommendation d'un autre protecteur. Non content de posséder la confiance de son maître, il en fit une vaine parade, qui choqua la cour et la ville. Rarement ou jamais, il ne faisait la cour à la duchesse. Il était en voyage avec elle, ou logé dans le même palais sans la voir. On savait pourtant qu'ils s'écrivaient des billets presqu'à toute heure; le cardinal se servait quelquefois du style impérieux, et il n'était pas faché que cette correspondance fut connue. Ein ungleich bündigeres, ehrendes Zeugniß hat hingegen Graf Nenny, der Mentor Joſeph's II., der Verwaltung des Cardinals, bezüglich der Niederlande, ausgeſtellt: Les Pays-Bas ne doivent jamais oublier ce qu'ils doivent aux Perrenots; leur ministère est une époque dorée pour ces provinces. Wie verſchwinden vor ſolcher Äußerung des Mannes, der Belgien am genaueſten kannte, die Beſchuldigung gewiſſenloſer Feinde, ſammt den Äußerungen eines leeren Schwägers, dergleichen Van der Vynkt.

Digitized by Google

tige Bündniß mit Venedig und dem päpſtlichen Stuhle, wodurch die Inſel Cypern gegen die Angriffe der Türken vertheidigt werden ſollte. In einem öffentlichen Conſiſtorium, was über dieſe Angelegenheit verſammelt wurde, ſprach Granvelle mit außerordentlicher Gewalt von der Wichtigkeit von Cypern, von den Nachtheilen, welche der Verluſt eines ſolchen Obſervationspoſtens der ganzen Chriſtenheit bringen müſſe; dieſe Nachtheile abzuwenden, nehme Spanien an der Fehde Antheil, denn die Venetianer an ſich ſelbſt ſeien alles Mitleidens unwerth, ſtets fremden Misgeſchicks ruhige Zuſchauer hätten ſie neulich erſt allen ihren Einfluß in Conſtantinopel aufgeboten, um bie Türken zu einem entſcheidenden Unternehmen gegen die Küſten von Granada, zu einer großartigen Unterſtützung ber empörten Morisken zu bewegen. Gegen dieſe Äußerung erhob ſich in gleicher Lebhaftigkeit Commendone, indem er die von den Venetianern dem heil. Stuhle erwieſenen Dienſte bis zu ben Wolken erhob. Aus dieſer Zänkerei ber beiden Prälaten erklärt ſich wol ber Groll, welchen der Verfaſſer der Relatione della corte di Roma nel tempo di Gregorio XIII. vom 20. Febr. 1574 gegen Granvelle hegt. Er, der Venetianer, findet, daß Granvelle ſeinen Ruf nicht verdiene. Dem Vergnügen hänge er nach, gelte für geizig; in Sachen der Liga habe er es beinahe bis zum Bruche zwiſchen Papſt und König gebracht, Commendone hingegen „ha la virtù, la bontà, l'esperienza con ſinfinito giudicio." Es iſt das Zeugniß dieſes Venetianers nicht bas einzige, was von der lockern Lebensart exiſtirt, die ſich der Cardinal noch im höhern Alter erlaubte. Nach dem Verluſt von Tunis und la Goletta, 1574, fand man zu Rom die folgenben Reime angeheftet:

Del Duque de Sessa la gota,
De Don Juan la pelota,
Del Cardenal la bragueta,
Han perdido Tunez y la Goleta.

Noch beſchäftigte ſich Granvelle in der Hauptſtadt der chriſtlichen Welt mit den Angelegenheiten der Liga, als die Nachricht von ſeiner Ernennung zum Vicekönig von Neapel eintraf. Am 20. April 1571 hielt er ſeinen Einzug in Napoli, ohne jedoch vor der Hand der Lage des Königreichs ſonderliche Aufmerkſamkeit zuwenden zu können, denn es blieb fortwährend ſeine ganze Thätigkeit der großen Sache der Chriſtenheit zugewendet. Aus ſeinen Händen empfing, am 8. oder 13. Aug. 1571, in der Kirche von Santa Chiara zu Neapel, der jugendliche Held, Don Juan, den von dem Papſte dem oberſten Heerführer der Chriſtenheit beſtimmten Commandoſtab, jenen Scepter, der Wunder wirken ſollte vor Lepanto. In dieſer feierlichen Handlung trat Granvelle als Legat des heil. Pius auf; nach wenigen Monaten wurde er Zeuge von den letzten Augenblicken dieſes frommen Papſtes, hierauf wirkte er im Conclave als Oberhaupt der ſpaniſchen Partei. Ohne von dem verhaßten Mittel der Excluſion Gebrauch zu machen, wußte er dem ſeiner Krone unangenehmen Cardinal Farneſe ſeine Bewerbung um die höchſte Würde zu verleiden; nachdem er auch den Cardinal Aleſſandrino, den Nepoten des vorigen Papſtes, und die demſelben anhängenben Creaturen bes heil. Pius gewonnen, war die Wahl von Gregorius XIII. von einem den Intereſſen Spaniens, oder, was damals daſſelbe war, den Intereſſen der katholiſchen Kirche ergebenen Papſte durchgeſetzt. Das Conclave war am 12. Mai 1572 zuſammengetreten, am 19. Mai traf Granvelle zu Napoli wieder ein, um ſich von da an ungeſtört den Angelegenheiten des Königreichs zu widmen.

Schwierig war ſeine Stellung ſchon allein daburch, daß er der Nachfolger eines wegen der Gelindigkeit ſeines Regiments angebeteten Statthalters, des Herzogs von Alcala de los Gazules, wurde. Ungleich ernſtere Schwierigkeiten bereiteten ihm die äußern Verhältniſſe, die Bedürfniſſe der einzelnen Provinzen. Vor allem ſchien es dringlich, die ausgedehnten Küſten gegen bie Anfälle ber Seeräuber ſicher zu ſtellen; der Vicekönig verwendete barum auf die Wiederherſtellung der gänzlich verfallenen Seemacht die lobenswertheſte Sorgfalt, während es ihm gelang, zu dem gleichen Zwecke in den wehrloſen Ptovinzen eine trefflich organiſirte, exercirte und ausgerüſtete Landmiliz aufzuſtellen. In ihrem Beſtande von 25—30,000 Mann wurde dieſe Landmiliz ihm zugleich ein Werkzeug, die innere Ruhe zu handhaben, der Gewaltthätigkeit einzelner Großen zu ſteuern, und die Glaubensneuerer in Calabrien vollends zu unterdrücken. Stark durch das Verdienſt, das er ſich dadurch um den heil. Stuhl erwarb, unterließ er niemals, die althergebrachten Vorrechte der Könige von Neapel in kirchlicher Beziehung gegen die Angriffe der römiſchen Curie zu handhaben. Auf ſeinen Rath unterſagte der König in dem Lande diesſeit des Pharus die Veröffentlichung der Bulle in Coena Domini, ſo ſehr auch die Geiſtlichkeit gewünſcht hätte, in Entrichtung der Decimen einzig von dem Papſte abzuhängen, ſo ſehnſüchtig das Volk der von der Bulle verheißenen Erleichterungen begehrte, und beſonders das Verbot, ohne Genehmigung des heiligen Stuhls, keine neuen Abgaben einführen zu dürfen, als Grundgeſetz anerkannt wünſchte. In verſchiedenen Jurisdictions-Conflicten mit dem Erzbiſchofe von Neapel entwickelte Granvelle eine bis dahin beiſpielloſe Unabhängigkeit und Feſtigkeit, und in den vielen von ihm erlaſſenen Geſetzen und Verordnungen verräth er ein legislatives Talent von ungewöhnlicher Bedeutſamkeit. Von ſeinen 40 Pragmaticas eifern einige gegen Spiel und Wucher, andere unterſagen das Tragen heimlicher Waffen, den ſchimpflichen Handel mit Kirchenpfründen. Das Aſylrecht der Kirchen beſchränkte der Vicekönig auf das Äußerſte, er duldete nicht länger den Andrang geiſtlicher Perſonen zu weltlichen Ämtern, er beaufſichtigte auf das Strengſte die Gerichtshöfe, wie die einzelnen Gerichtsperſonen, er ſuchte die Preiſe der Lebensmittel feſtzuſetzen, ein an ſich vergebliches Bemühen, in welchem ihn aber die Natur durch eine Folge reicher Ärnten unterſtützte; auch kam der unter dem Schutze der neugeſchaffenen Seemacht wieder aufblühende Küſtenhandel ſeiner guten Abſicht zu Hilfe. Obgleich er in dem Laufe ſeiner vierjährigen Verwaltung nicht weniger als 2,300,000 Dukaten nach Spanien ſchickte, kann ihr gleichwol Giannone ein günſtiges Zeugniß nicht verſagen. „Wir

müſſen," ſchreibt der neapolitaniſche Geſchichtſchreiber, „ihm die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er in ſeinem Regimente alle ſeine Talente, ſeine ganze Klugheit und Feſtigkeit aufbot, um die Rechte der Krone zu handhaben, in ſofern ſolches einem Manne ſeines Standes, unter den waltenden Umſtänden möglich war." Und ferner: „wir können nicht genug die Feſtigkeit und Treue des Vicekönigs Granvelle preiſen; Cardinal, hat er gleichwol die Rechte ſeines Gebieters unerſchrocken vertheidigt... Nachdem er in ſo ausgezeichneter Weiſe alle Pflichten eines Regenten erfüllt, nachdem durch die behagliche Ruhe, zu welcher endlich das Königreich gelangt war, uns die Ausſicht auf den Genuß der großen, durch ſeine Rechtlichkeit und durch ſeine große Sachkenntniß uns verheißenen Vortheile eröffnet war, mußten wir zu unſerm Unglücke ihn verlieren. Er wurde nach Spanien abgerufen, zu höhern Ehren, und um als Staatsrath die Präſidentſchaft des oberſten Raths von Italien zu übernehmen." Abberufen von ſeinem Poſten in Neapel 1575 ſcheint das eigentlich in Folge einer Ungnade geſchehen zu ſein, denn der Cardinal ging zunächſt nach Rom und verlebte dort einige Jahre; 1577 treffen wir ihn daſelbſt als Mitglied der von dem Papſte zu Beilegung der Unruhen in den Niederlanden beſtellten Congregation; er hatte auch in ſeinem Sommeraufenthalte zu Gaeta, 1575, den aus Rom entflohenen Prinzen Ernſt von Baiern empfangen und bewirthet. Mittlerweile reiſte in Spanien die große miniſterielle Revolution, die, ein Werk abſoluter Nothwendigkeit, den Händen Granvelle's die Leitung des Staatsruders übergab, und das neue Miniſterium, in welchem neben dem Cardinal Idiaquez und Moura hervortraten, begründete.

Als Präſident des Raths von Caſtilien traf Granvelle am 28. Juli 1579 in Madrid ein; er gelangte nun wiederum zu einer Wirkſamkeit, von welcher zwar nie viel die Rede geweſen, die niemals beleuchtet worden, wie ſeine negative Stellung in den Niederlanden, die aber ohne Zweifel die bedeutendſte und folgenreichſte Wirkſamkeit war, welche ihm jemals zu Theil geworden iſt. In den erſten 20 Jahren ſeiner Regierung richtete Philipp II. alle ſeine Bemühungen auf den Frieden, und auf die Erhaltung der beſtehenden Verhältniſſe. Mit Widerwillen nur und mit halben Maßregeln bekämpfte er die niederländiſche Rebellion; hier war ihm der Krieg das einzige Mittel, ſeine Gewalt und die katholiſche Religion zu erhalten. Hingegen hegte Philipp keine weitausſehenden Entwürfe, er ſäete niemals Unruhen in fremde Länder, wie doch von den Nachbarn unaufhörlich ihm geſchah, er dachte am wenigſten und zu keiner Zeit ſeines Lebens an eine Univerſalmonarchie, denn buchſtäblich befand er ſich, wie Ruy Gomez de Silva unverhohlen gegen Soriana bekennt, „senza prattica, senza soldati, senza danari." Von Anfang her vermißte man in ihm den Ehrgeiz und das kühne Streben ſeines Vaters. Dieſes rügte beſonders als unwürdig der Ahnen, der unglückliche Don Carlos. Lobenswerth finden es im Gegentheil die Venetianer, die Italiener. Aber ob lobenswürdig, ob tadelnswürdig, anerkannt wird dieſe zahme Geſinnung von Allen, ohne daß Nachbarn oder entferntere Monarchen dem friedlichen Regenten dafür Dank gewußt hätten. Zwanzig Jahre lang bediente ſich Philipp, nicht gegen die Niederländer allein, del rigor, blandura, castigo, perdon, armas, paz, y sin fruto" (Cabrera), und immer giftiger hatte ihre Feindſchaft, immer verwegener ihr Groll ſich ausgeſprochen. In allen, dem Namen nach, katholiſch gebliebenen Ländern wich in Schafsgeduld die immenſe Majorität den Anmaßungen einer turbulenten Minorität; mit ſinkendem Glücke ſtritten für den alten Glauben in Frankreich die Katholiken, denn ſie wurden unaufhörlich verrathen von dem Hofe, der in ſeiner Armſeligkeit ſtets bereit war, das Schlimmſte an Spanien zu üben. In Teutſchland war das Kaiſerthum ein Spott, Philipp's nächſter Vetter ſein Feind geworden, ein verächtlicher Feind zwar, ſo wollten es die Landherren, unter welche die Erblande, die Königreiche Böhmen und Ungarn vertheilt waren. In ſolch äußerlicher Lage fand der 28. Juli 1579 die ſpaniſche Monarchie, und es iſt nicht zu verkennen die durch dieſen Tag angekündigte allgemeine Umwälzung der Politik von Europa. Portugal wurde für Spanien gewonnen, der oft und trotzig von der engliſchen Eliſabeth hingeworfene Fehdehandſchuh aufgehoben; von Spanien und den Niederlanden unterſtützt, erſtarkt die katholiſche Liga in Frankreich zu neuer Thätigkeit, die rebelliſchen Niederländer werden mit unaufhörlichen, heftigen und glücklichen Kriegen bedrängt; die Vettern in Wien und in Grätz werden belehrt, was die wahren Intereſſen und Pflichten des Hauſes ſeien; durch ganz Europa erhebt ſich in verjüngter Kraft der ſo lange durch die Unfähigkeit und den Kleinmuth der Führer in Banden gehaltene Katholicismus; den Fortſchritten des Proteſtantismus wird das erſte Ziel geſteckt. Wol mag Granvelle, indem er ſich der unermeßlichen Aufgabe unterzog, die Kräfte der Monarchie allzuſehr überſchätzt haben; es könnte ſcheinen, als ſei durch die ihr zugemuthete gewaltige Bewegung die Erſchöpfung, die Auflöſung des ſiechen Körpers beſchleunigt worden; doch bleibt es wahr, daß das weite Reich in der Stunde ſeiner Geburt alle Keime der Verweſung zeigte, und daß dieſe Keime durch Philipp II., durch Granvelle weder gepflanzt, noch ausgetilgt werden konnten. Jedenfalls bleibt dem Cardinal der Ruhm, der Monarchie den einzigen Weg, mit Ehren zu ſterben, gezeigt zu haben. Wie viel früher würde ihr Schickſal ſie ereilt, wie viel ſchneller würde ſie den Streichen und der Politik von Frankreich haben erliegen müſſen, wenn Heinrich IV. in der Kraft der Jahre, Sully in der ganzen Gluth ſeines Fanatismus gegen Öſterreich, die Zügel der Monarchie erfaßt hätte, die ſo unendlich überlegen den unglücklich zuſammengeſetzten, unglücklich geordneten Reichen von Caſtilien. Und wie fruchtbar iſt der von Granvelle ausgeſtreute Same geweſen. In derſelben Zeit, wo Spanien unfähig iſt, die von ihm vorgezeichnete Bahn zu verfolgen, wird die teutſche Linie des öſterreichiſchen Hauſes von ſeinem Gedanken erleuchtet. Es ſchafft dieſer Gedanke eine Macht, wo niemals Macht geweſen, und es bleibt dieſelbe von Öſterreich die einzige

Digitized by Google

Stärke. Als Philipp II. im J. 1581 die Reiſe nach Portugal antrat, um ſein neues Königreich kennen zu lernen, führte Granvelle die Regentſchaft der ganzen Monarchie; die für dieſelbe ſo wichtige Eroberung des Nachbarlandes hatte er durch gewandte Unterhandlungen, durch mancherlei Verführungsmittel vorbereitet, durch ſeinen Einfluß wurde Philipp beſtimmt, den militairiſchen Theil der Unternehmung dem in Ungnade vom Hofe entfernten Herzog von Alba aufzutragen. Im J. 1584 brachte der Cardinal die Vermählung der Infantin Katharina mit dem Herzog von Savoyen zu Stande, ein von den Zeitgenoſſen als ein Meiſterwerk bewundertes Geſchäft, indem dadurch die Pforten der Lombardei den Franzoſen für immer geſchloſſen ſchienen. Mit ſeinem Cardinalstitel waren ſchon früher neue Veränderungen vorgegangen, jenen von San Pietro in Vincola hatte er gegen den von Santa Maria in Traſtevere vertauſcht, und im J. 1578 durch Option das Cardinalbisthum Sabina angetreten; jetzt verzichtete er auf das zeither durch ſeine Generalvicare regierte Erzbisthum Mecheln. Kaum war jedoch ſein Nachfolger, Johann Hauchin, am 30. Oct. 1583, conſecrirt worden, als ihn ſelbſt das Domcapitel von Beſançon zum Erzbiſchof, an die Stelle von Claudius de la Baume, wählte, 1584. Der Cardinal ſcheint dieſen Beweis von Zuneigung ſeinen Landsleuten hoch angerechnet zu haben. Denn von dem an war bei ihm nur die Rede von der ſüßen Heimath und den freundlichen Tagen, die er, der Geſchäfte entledigt, daſelbſt zu verleben gedenke. Aber viele Zeit bedurfte es, um ſich von den Ämtern und Angelegenheiten des Hofs loszumachen, und nur wenig Zeit blieb ihm mehr übrig; er ſtarb an der Schwindſucht zu Madrid, den 21. Sept. 1586, der vor 28 Jahren Kaiſer Karl's V. Todestag geweſen. Die Leiche wurde interimiſtiſch in der Kirche der Auguſtiner-Eremiten beigeſetzt, dann nach Beſançon gebracht, und in das Grab des Vaters, bei den Karmeliten, gelegt [9]). Auch dieſes Grab wurde von der Revolution geſchändet; der bleierne Sarg, 1793, aus der Gruft hervorgezogen, diente, verſchiedene Jahre hindurch, zu einer öffentlichen Tränke.

Im Tode, wie im Leben, iſt Granvelle der Gegenſtand vieler bittern, vieler unverſtändigen Urtheile geweſen; kaum läßt die ſpäte Nachwelt die Neigung verſpüren, dem großen Manne Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Ungezweifelt wird aber eine Zeit kommen, die das vom Abbé Boiſot mit voller Sachkenntniß gefällte Urtheil beſtätigen wird [10]). Allerdings war Granvelle ehrgeizig, ſtolz, hart, ſtreng, ſchrecklich in ſeinem Zorn; das ſind die nothwendigen Bedingungen und Folgen einer ſo vielfach angefeindeten politiſchen Größe. Wir können uns aber nicht verbergen, daß er zugleich thätig, feſt, gerecht, unwandelbar in Vorhaben und Grundſätzen, untadelhaft in ſeiner Verwaltung, im Beſitz eines erhabenen und richtigen Verſtandes geweſen, und einzig und mit allen ſeinen Kräften die Erhöhung ſeiner Gebieter geſucht habe, in denen er die Repräſentanten der katholiſchen Kirche erblickte. An ſeinen perſönlichen Feinden Rache zu nehmen, hat er jederzeit verſchmäht: keiner hatte ihn ſchwerer beleidigt, als Renard. Der Mann ſtarb zu Madrid, den 8. Aug. 1573, nachdem er daſelbſt am 6. Nov. 1572 ſein Teſtament errichtet hatte [11]), und alsbald erbot ſich der Cardinal gegen die Witwe und ihre ſechs Kinder zu allen Dienſten, die in ſeiner Macht ſtänden. Mit Egmond ſich zu verſöhnen, war ſein eifriger Wunſch, wobei Richardot das Vermittelungsgeſchäft übernahm. Das Einzige, was der Cardinal von dem Grafen foderte, war das Verſprechen und der feſte Entſchluß, dem König in Treue anzuhängen und von dem Prinzen von Oranien abzulaſſen. Weit entfernt, ein blutdürſtiger Ketzermacher zu ſein, wie man ihm vorgeworfen, hat er in den Verhandlungen mit Baïus gezeigt, was menſchliche Geduld und evangeliſche Sanftmuth vermögen; auch iſt dieſer Irrlehrer, nach unzähligen Winkelzügen, nach zwanzig Mal erneuertem und gebrochenem Widerruf, in Frieden als Kanzler der Univerſität Löwen geſtorben, ein Umſtand, der, verbunden mit der Thatſache, daß ſich in den Archiven der Niederlande beinahe gar keine Acten von Ketzerproceſſen finden, die daſige Ketzergeſchichte, alle die tragiſchen, von Hugo Grotius beſonders zum Unglaublichen geſteigerten Hiſtorien von blutiger Verfolgung verdächtig macht. Granvelle liebte die Wiſſenſchaften: viele Ge-

9) Die Grabſchrift, in einem Dialog zwiſchen Hoſpes und Ruſticus eingekleidet, wurde von J. Metellus angegeben.

Hosp. Quis cubat hic, modica magnus tellure sepultus?
Rus. Grandia cui celsos vela dabant titulos.
Hosp. Cur pelagus vitae sulcant: Durate secundis Inquit?
Rus. Ne quondam nomina parta cadant; Clara illa Imperio Caroli, Regnoque Philippi, quorum consiliis praefuit arte potens.
Hosp. Ergo manu clavum strinxit; navimque gubernans Duravit satis?
Rus. Insuperabilibus.
Hosp. At ne diu?
Rus. Decies septenos vixit in annos, Sequanicique fuit gloria prima soli.
Hosp. Quo capitur portu?
Rus. Cunctis, qui meta laborum seu pueri, juvenes, bis puerive senes.
Hosp. Suffice rex talem; dubiis qui Duret in undis. Quas fera, Rex, sacris gens ciet, atque sibi.

10) Dans toutes ces lettres si cordiales, si familières, si vives, on voit un zèle ardent et sincère pour ses maîtres, un esprit solide et pénétrant, une générosité admirable à l'égard de ses plus cruels ennemis, une fermeté à l'épreuve de toutes les intrigues de la cour, un parfait mépris de la flatterie et des flatteurs, une droiture incapable des moindres déguisements, un coeur noble et infiniment au-dessus de la calomnie et de la médisance, quoiqu'il n'y fût pas insensible; jamais de pensées fausses, jamais de sentiments bas ou faibles, jamais de maximes licencieuses ou violentes, au contraire, partout de la bonté, de la libéralité, de l'amitié, de la probité, de la véritable piété; et, sur la fin, un grand dégoût du monde, une forte résolution de quitter la cour pour venir mourir tranquille dans le sein de sa patrie. Un homme d'un tel caractère ne devoit point avoir d'ennemis; mais la jalousie suit le mérite éclatant, et l'élévation attire toujours l'envie et la haine. On ne s'étonnera donc pas, que pendant sa vie, il ait été traité comme tous les autres grands hommes; ce qui surprend c'est qu'après sa mort quelques auteurs ne lui ayent pas rendu plus de justice.

11) Nach der gewöhnlichen Angabe wurde Renard in den Niederlanden, auf Alba's Geheiß, ermordet.

Digitized by Google

lehrte empfingen von ihm Penſionen oder Schutz. Die Dichter Gambara und Michael Torita, der Archäolog Fulvio Orſino, der Rhetor Anton Lullus, Peter Nannius und Stephan Pighius, der Arzt Nicolaus Elbodius werden als ſeine Schützlinge genannt; den Pighius hatte er ſich an die Stelle des nach Cöln zu einem akademiſchen Lehrſtuhl berufenen Suff. Petri zum Bibliothekar erwählt. Unter ſeinen Freunden nimmt Juſt. Lipſius eine ausgezeichnete Stelle ein. Auch die Talente der Heimath vernachläſſigte er keineswegs. Penſion, Beförderung oder ehrende Auszeichnung empfingen von ihm Anatol Desbarres, aus Salins, Kammerjunker Kaiſer Karl's V. und Verfaſſer einer Lobrede auf dieſen Monarchen, dann einer mathematiſchen Abhandlung; Anton Garnier aus Beſançon, Geheimſchreiber des Cardinals und nachmals des Kaiſers, deſſen Leben er gleichfalls beſchrieben hat; Johann Morelot und Johann von Gilly, beide Poeten, deren jeder ein Gedicht dem Cardinal zugeeignet hat; Louis Marchant, ſein Geheimſchreiber, von dem wir Überſetzungen verſchiedener Lebensbeſchreibungen des Plutarch haben. Granvelle's Lieblingsſtudien waren Aſtronomie, Phyſik, Arzneikunde, Naturwiſſenſchaft. Mit dem Alchimiſten Nic. Guibert lebte er in enger Vertraulichkeit, nicht ſelten legte er bei deſſen Experimenten Hand an. Vollendeter und enthuſiaſtiſcher Kunſtkenner, unterhielt er in Italien und Sicilien eine Anzahl Künſtler, die für ihn Alterthümer aufſuchen und zeichnen mußten. Anton Morillon, der Bruder Maximilian's, hat ihm hierin beſonders erſprießlich gedient. Die von dem Vater geerbte Gemäldeſammlung hat der Cardinal mit vielen Meiſterwerken eines Albr. Dürer, Martin Devos, Mich. Angelo, Rafael bereichert. Die Alden empfingen von ihm vielfältige Aufmunterung und die Plantin'ſche Buchdruckerei in Antwerpen beſtand durch ſeine Freigebigkeit. Plantin's Polyglottenbibel, das typographiſche Meiſterwerk, wurde zum Theil, das ſeltene Prachtwerk, Thermae Diocletiani descriptae a *Sebastiano ab Oya*; delineatae et in aes incisae ab *Hieron. Coccio* (Antverp. 1576. fol.) ganz auf ſeine Koſten gedruckt. Auch von der Summa des heil. Thomas veranſtaltete er eine nur in Geſchenken verwandte Ausgabe; ſeiner Freigebigkeit verdankt man den erſten Abdruck von den eben damals wieder aufgefundenen Schriften des Theophraſtus. Mehr als hundert Autoren haben dafür auch ihm ihre Werke zugeeignet. Das von dem Vater geſtiftete Collegium zu St. Mauritien hat er in Baulichkeiten verbeſſert und erweitert; auch gewann er für daſſelbe Lehrer von Ruf, wie Alciat, Dumoulin, Richardot, Fr. Baudouin. Um dem Mangel an unterrichteten Prieſtern abzuhelfen, und der Armuth der Diöceſe, welcher die Mittel zur Errichtung eines Seminariums unerſchwinglich ſchienen, zu Hilfe zu kommen, gab er dem Collegium, das er fortan les Ecoles de Granvelle genannt wiſſen wollte, die Form und Richtung eines Seminariums, dieſe iſt demſelben bis zu der 1618 von dem Stadtmagiſtrat beliebten Veränderung geblieben. In Rom, Neapel und Madrid hat der Cardinal Paläſte aufgeführt, von der Abtei Lobbes das Patronatrecht der Pfarreien Hove, Aërtſelaër, Hemiſſem, Boom, Waërloos, Reeth, Moortſel ſich abtreten laſſen, um es ſeiner Herrſchaft Cantecroy einzuverleiben. Das ſind die einzigen Erwerbungen von denen wir Kenntniß haben, indem er den Ertrag ſeiner Pfründen, die Einkünſte ſeines Patrimonialvermögens, in dem Dienſte ſeines Königs verwendete. Unbeträchtlich iſt das Vermögen, über welches er nach einer Dienſtzeit von 50 Jahren durch Teſtament verfügte, und doch hatte er eine Maſſe der reichſten Beneficien beſeſſen, außer dem Erzbisthum Mecheln die Abteien S. Amand, in Flandern, la Thure, in Hennegau, Lureuil, Montbenoit, Faverney, in Hochburgund, St. Vincent zu Beſançon, die Priorate von Morteau und Moûtier-haute-pierre, ebenfalls in Hochburgund gelegen, die Propſtei zu U. L. Fr. in Utrecht, und ein Archidiakonat zu Lüttich, wohingegen er das Archidiakonat von Brüſſel an die Domkirche zu Cambray 1568 reſignirt, und St. Rambolden, Propſtei zu Mecheln als ein Tafelgut dem neuen Erzbisthum geopfert hatte. Von Geſtalt hoch und wohlgewachſen, vereinigte Granvelle die edelſte Haltung mit den feinſten Manieren und einer feſten Geſundheit. Eine mächtige Stirn, kleine feurige, doch freundliche Augen, ein ſtarker Bart gaben ihm die allen Zeitgenoſſen auffallende, ſprechende Ähnlichkeit mit Sinan, dem türkiſchen Großvezier [12]). Man wird übrigens kaum einen großen Mann finden, deſſen Bildniß ſo oft wie das des Cardinals vervielfältigt worden wäre, mehr als 600 Maler und Bildner haben ihn zum Gegenſtand ihrer Studien erwählt. Seine Leichenrede hat Joh. Bapt. Sacco im Drucke herausgegeben. Von den ihm zu Ehren geprägten Medaillen hat das Muſeum Mazzuchellianum (I. Taf. 86 und 87), acht Stück abgebildet [13]).

12) Ranke's Ausſpruch, „für Granvelle iſt das keine Ehre," will uns nicht einleuchten. Einer der ausgezeichnetſten Helden des 30jährigen Kriegs trägt die Phyſiognomie des Wahnſinns, ein anderer, in Hoheiten aller Art jenem beinahe gleichgeſtellt, würde, in Bauerntracht, den Zügen und der Haltung nach als der Typus des Tölpels gelten können; gleichwol iſt es noch keinem eingefallen, den ſeltenen Ruhm dieſer beiden Kriegsfürſten verdächtigen zu wollen. Nach ihnen mag Granvelle's Ähnlichkeit mit dem grimmigen Türken beurtheilt werden. 13) Zwei derſelben bieten lediglich das Bruſtbild ohne Revers; die dritte ſtellt im Revers die Kreuzigung dar. Auf der vierten heißt es: Ant. S. R. E. Pbr. Card. Granvelanus. Das bärtige Bruſtbild. Rev. Granvelle, im biſchöflichen Ornate, ſitzt vor dem Altar, und hält in der rechten Hand eine Fahne, worauf Jeſus am Kreuze, und zu deſſen Füßen Maria und Johannes abgebildet. Die Fahne erfaßt Don Juan, der barhauptig vor dem Cardinal kniet. Im Hintergrunde eine glänzende Verſammlung von Kriegsbefehlshabern; ganz oben die Worte: In hoc vinces. Auf einer andern Medaille Ant. S. R. E. Pbr. Card. Granvelanus; das bärtige Bruſtbild. Rev. Ein Schiff mit der berühmten, von dem Cardinal in den wilden Bewegungen der Niederlande angenommen, und ſeitdem beibehaltenen Deviſe: Durate *). Ferner: Ant. S. R. E. Pbr. Card. Granvelanus; Bruſtbild. Rev. Ein Schiff, Angeſichts des Hafens, die Weltkugel, Durando — Ant. S. R. E. Pbr. Card. Granvelanus; das Bruſtbild; Rev. Ein Schiff mit gebrochenen Maſten. Durate — Ant. Perrenot S. R. E. Pbr. Card. Granvellanus; das Bruſtbild. Rev. Ein Schiff auf offenem Meere, gegen die Heftigkeit des

*) Durate, et vosmet rebus servate secundis (Aeneid. I, 207).

Digitized by Google

Wir wenden uns zu den übrigen Söhnen von Nicolaus Perrenot. Der dritte, Hieronymus, Herr von Champagney, Gentilhomme de la bouche Kaiſer Karl's V., wurde von demſelben, dem Prinzen Wilhelm von Naſſau,

---

Sturms ankämpfend. Dvrate. — Ant. Perrenot S. R. E. Pbr. Card. Archiepi. Mechl. das Bruſtbild, 1561. Rev. Ein Schiff, worauf Äneas vorgeſtellt; Neptun. Durante.

Proſper Lévesque ſchrieb: Mémoires pour servir à l'histoire du cardinal de Granvelle (Paris 1753. 2 Bde. 12.) „An Irrthümern reich, ſind ſie keineswegs angenehm zu leſen," ſagt Weiß. Wir haben ſie nicht benutzen können und tröſten uns deß gern, denn Lévesque hat genau den von einigen der geprieſenſten Geſchichtſchreiber der neuern Zeit eingehaltenen Weg verfolgt. Wenig bewandert in dem Gegenſtande ſeiner Darſtellung ſucht er dem Mangel abzuhelfen, indem er ſeinem Helden Dinge, die demſelben fremd ſind, beilegt, oder ſich über Materien, die dem Jahrhundert überhaupt angehörig, verbreitet. Dieſen letzten Vorwurf erhebt Weiß auch gegen die Histoire du Cardinal de Granvelle (par Courchetet) (Paris. 1761. 12. S. 615, von denen 50 von Seite 311—360, dem Ketzer Baïus zugetheilt. „Die edle Correctheit des Vortrags leidet durch die vielen, dem Gegenſtande fremden Abſchweifungen, und durch die übermäßige Parteilichkeit für den Helden der Geſchichte." Das Journal encyclopédique. 1761. T. V. trat ſofort in die Schranken mit Observations critiques sur l'histoire du cardinal de Granvelle. Gleichwol hat Courchetet's Arbeit eine zweite Ausgabe erlebt (Brüſſel 1784. 2 Bde.). Grappin's Werk führt den Titel: Mémoire historique où l'on essaye de prouver que le cardinal de Granvelle n'eut point de part aux troubles des Pays-Bas dans le XVI. siècle (Besançon 1787). Die reichſte Fundgrube, nicht nur für die Geſchichte des Cardinals, ſondern auch für die Geſchichte ſeiner Zeit, hat uns der Abbé Boiſot aufbewahrt, indem er die geſammelten Handſchriften der beiden Granvelle vor weiterem Verderben rettete, ordnete und durch letzten Willen ſeiner Abtei St. Vincent, zu Beſançon, hinterließ. „Jamais ministre ne fut si laborieux," ſchreibt Boiſot von ſeinen Bemühungen um dieſe Handſchriften handelnd, „ni plus exact que le cardinal de Granvelle. Il conservait toutes les lettres qu'on lui écrivait, jusqu'à des lettres de compliments, jusqu'à des lettres de ses neveux, jeunes écoliers qu'il faisait élever à Louvain: on peut juger s'il gardait des lettres d'affaires. Il en avait laissé dans plusieurs coffres une quantité prodigieuse, en différentes langues, toutes notées, apostillées ou soulignées de sa main, avec plusieurs copies de ses réponses dans les affaires considérables. C'étaient autant de trésors dont on ne pouvait prendre trop de soin; mais on méprise ordinairement tout ce que l'on ne connaît pas. Ces rares monumens de l'habileté du cardinal furent bientôt négligés, portés dans un galetas, et abandonnés à la pluie et aux souris. Au commencement les domestiques, peu après les enfans du voisinage allaient familièrement prendre de ces papiers; ensuite, comme on eut besoin de cinq ou six caisses, un maître d'hôtel habile, pour montrer, qu'il ne laissait rien perdre, vendit à des épiciers les lettres qui étaient dedans. Enfin on se trouva si embarrassé de ces paperasses inutiles (on leur faisait l'honneur de les appeler ainsi) que, pour s'en défaire peu à peu, on les abandonna aux dernières indignités. Ce fut ce qui les sauva." Gegenwärtig bilden dieſe Schriften den eigentlichen Schatz der Stadtbibliothek zu Beſançon, und ſind in 82 ſtarken Foliobänden enthalten, auch wie folgt, claſſificirt: 1) Mémoires de Granvelle, pièces, lettres et papiers en différentes langues, servant particulièrement à l'histoire de ce qui s'est passé sous le ministère du chancelier Nicolas Perrenot et du cardinal de Granvelle, son fils, ministre de Charles V. et de Philippe II. In 35 Bänden. 2) Apologie de Charles V. 1 Band. 3) Lettres écrites à M. M. de Vergy, gouverneurs du comté de Bourgogne. 2 Bde. 4) Pièces relatives à l'ambassade de Saint-Mauris en France (1544). 1 Bd. 5) Ambassade de Simon Renard en France et en Angleterre (1548). 5 Bde. Bei dem dritten Bande fehlen die intereſſanteſten, die Königin Maria von England betreffenden Depeſchen. Sie wurden ausgeliehen, dem P. Griffet, behufs ſeiner Ausgabe von Daniel's franzöſiſcher Geſchichte mitgetheilt und niemals zurückgegeben. 6) Ambassade de M. de Chantonnay (einer von den Brüdern des Cardinals) vers l'empereur (1566. 9 Bde.) 7) Correspondance de M. de Champagney (des Cardinals jüngſter Bruder). 6 Bde. 8) Lettres de Joachim Hopperus, Secrétaire d'état sous Philippe II. „Le style en est bas, le tour grossier, et ce n'est pas une marque de bon goût en Philippe, de s'être accommodé pendant plusieurs années d'un esprit si borné et si pesant." Boiſot's Worte, aus denen wenigſtens hervorgeht, daß Hopperus das Unglück hatte, kein Burgunder zu ſein. Der Bände ſind ſieben. 9) Correspondance de Maximilien Morillon, évêque de Tournay. 9. Bde. Morillon war des Cardinals General-Vicar für das Erzſtift Mecheln geweſen. „Ce qui me paraît le plus estimable dans ses lettres, outre la netteté et l'exactitude, c'est une noble hardiesse à ne rien déguiser, et, à ne rien adoucir de ce qu'il apprenait qu'on trouvait à redire dans la conduite du cardinal. Un ami si éclairé et si sincère ne se pouvait payer. Mais peu de ministres s'accommoderaient de cette espèce d'amis; et ce n'est pas une des moindres marques de la solide vertu et du bon esprit de Granvelle, que d'avoir aimé jusqu'à la mort un homme qui lui disait si librement ses verités." 10) Correspondance du cardinal de Granvelle avec le prieur de Belle-Fontaine, Jacques de Saint-Mauris. 3 Bände. 11) Lettres du cardinal à divers hommes d'état, avec les réponses. 4 Bände. Dom Berthod hat ein Summarium dieſer Handſchriften, in zwei Quartbänden, aufgeſtellt; ſie ſind auch, wiederholt, der Gegenſtand gelehrter Forſchung, vor einigen Jahren z. B. im Auftrage der belgiſchen Regierung geweſen. Es müßte indeſſen derjenige, welcher der Welt einen Schatz von ſolchem ausgezeichneten Werthe heben, d. i. zugänglich und allgemein verſtändlich machen wollte, mit Kenntniſſen ausgerüſtet ſein, die ſich nur höchſt ſelten in einem Individuum vereinigt finden. Er müßte die Erbſtaaten Karl's V. kennen, Spanien, Niederland, Burgund, und das teutſche Reich, die teutſch-öſterreichiſchen Lande, Italien, Frankreich, England, Portugal. Er müßte der Sprachen aller dieſer Länder mächtig ſein, und die Intereſſen ihrer Bewohner, die Politik ihrer Beherrſcher ergründet, das innerſte Weſen des Katholicismus, wie die Veranlaſſung und den Gang der Reformation aufgefaßt haben. Die Tauſende und aber tauſende von Perſonen aus allen Breiten, mit welchen jene Schriften verkehren, müßten ihm etwa bekannt ſein, wie ſie es dem Cardinal geweſen. Und ſo lange der Arbeiter nicht gefunden, der alſo ausgerüſtet, wird man wol Abſchriften und Auszüge haben können, zu vermehren den unbrauchbaren und ungebrauchten Vorrath, aber an einer Geſchichte Karl's V. und Philipp's II. wird es ſtets fehlen, trotz dem guten Willen, welchen der Miniſter Guizot in der Veröffentlichung der papiers d'état du cardinal de Granvelle an Tag gelegt hat. Auf des Miniſters Betrieb trat in Beſançon eine Commiſſion zuſammen, unter dem Vorſitze des Bibliothekars Weiß, eines um die Literaegeſchichte hoch verdienten Mannes, der aber durch ſeine Verehrung für den unglücklichen Biographen Karl's V., für den Schotten Robertſon, und noch anſchaulicher durch ſeine Artikel Granvelle, Champagney, Chantonney in der Biograph. univers. oder den Supplementen, den bündigen Beweis erbracht hat, daß er ein politiſches Meteor von des Cardinals von Granvelle Bedeutung zu beurtheilen unfähig ſei. Einmal conſtituirt, gelangte die Commiſſion ſehr bald zu der Entdeckung, daß ſie in ſich ſelbſt keineswegs die Elemente einer nützlichen Wirkſamkeit beſitze. Die mußten auswärts geſucht werden; in Mömpelgard fand ſich ein tüchtiger Archivarbeiter, dieſem wurde eine Anzahl junger Leute zugetheilt, deren Ausbildung für die hohe Kunſt, nicht Acten, nur Briefſchaften aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu leſen und abzuſchreiben, man als ein außerordentliches paläographiſches Reſultat darſtellt. Darauf äußerte ſich ein anderes Gebrechen; viele der Briefe, in ſpaniſcher, italieniſcher, teutſcher, flamändiſcher Sprache geſchrieben, waren der Commiſſion unver-

Digitized by Google

dem Erben des Reichthums von Chalon, zum Ayo geſetzt, begleitete ſeinen Zögling in verſchiedenen Unternehmungen gegen die franzöſiſche Grenze, und ſtarb zu Béthune, Oct. 1554, an den Folgen einer, in der Belagerung von Montreuil empfangenen Schußwunde. Er war unvermählt und nur 30 Jahre alt. Sein jüngerer Bruder, Karl Perrenot, geboren zu Brüſſel den 9. Jan. 1531, wurde für den geiſtlichen Stand beſtimmt. Juris utriusque doctor und Protonotarius beſaß er ein Archidiakonat zu Beſançon, das Dekanat am Dom zu Brügge, eine Präbende zu Lüttich, wo er zugleich mit ſeinem Bruder recipirt worden, die Abteien Faverney, in Hochburgund und del Parco, in Sicilien; er war auch Mitglied des geheimen Raths der Niederlande, ohne ſich doch je mit dem ihm aufgezwungenen Stande ausſöhnen zu können. Nicht glücklich in ſeiner Stellung ſcheint er gleichwol gern Glückliche um ſich geſehen zu haben; er ſtarb im Juni 1567, aber das Andenken an den „bon abbé,“ wie er den Mönchen von Faverney hieß, hat ihn lange überlebt.

Friedrich Perrenot, Baron von Renaix und Aspremont, Herr von Champagney, Beaujeu, der prächtigen Herrſchaft an der Saone, oberhalb Gray und von St. Loup öſtlich von Gray, war zu Barcelona den 3. April 1536 geboren. Als der jüngſte Sohn, und in Erwägung ſeines folgſamen Gemüthes und ſeines Fleißes, wurde er im Teſtament ſeines Vaters bevorrechtet. Sein Bruder, der Cardinal, wollte ihn für die Diplomatie erziehen; er erwählte ſich aber den Wehrſtand, machte in Italien ſeinen erſten Feldzug, und focht 1554 bei Renty. Darauf wußte er ſich dem Könige Philipp zu empfehlen, von dem er das Amt eines Sumiller mit 800 Franken Gehalt, ſowie von dem Kaiſer eine Compagnie Lanzen empfing. Viel größere Dinge mag ſich der junge Mann von der Gunſt des neuen Gebieters verſprochen haben; getäuſchte Erwartung, eine übertriebene Werthſchätzung ſeiner ſelbſt, die Ausſicht, ſich im Laufe bürgerlicher Unruhen einer unbequemen Behofmeiſterung von Seiten ſeines Bruders, des Cardinals, zu entziehen, führten ihn in die Reihen der Misvergnügten. Die berühmte Compromißacte von 1566 iſt großentheils ſein Werk. Zur Strafe reif, fand er jedoch bei Alba, in Betracht der Verdienſte von Vater und Bruder, Gnade; nur wurde ihm auferlegt die Niederlande zu räumen. Sein muſterhaftes Verhalten während ſeines unfreiwilligen Aufenthalts in Hochburgund, bewog Alba, ihn zurückzurufen, um ihm die Statthalterſchaft von Antwerpen aufzutragen, 1571. Champagney, ſo heißt Friedrich nach ſeinem Hauptgute, kannte den Mann, unter deſſen Befehle er geſtellt war. So lange Alba im Lande anweſend war, hat er und Philipp an ihm den treueſten Diener gehabt. Aus ſeinem Winterſchlafe erwachte Champagney, unter dem nachſichtigern Regiment von Requeſenes; er trat von Neuem mit den Oberhäuptern der Misvergnügten, die er nach ſeiner Verſicherung durch Zugeſtändniſſe aller Art für den Dienſt des Königs wieder zu gewinnen hoffte, in Verkehr. In ſeiner Correſpondenz klagt er: „que ses démarches allèrent en fumée par la faute du grand commandeur, homme timide et irrésolu.“ Es ſcheint aber, und nicht ohne Urſache, Requeſenes ebenſo ſehr dem ungebetenen Vermittler, als den offenen Gegnern mistraut zu haben. Ohnehin ruhten auf dem Groß-Comthur zu viel Sorgen, als daß er die verſchiedenartigen Geſchäfte alle mit der gleichen Aufmerkſamkeit hätte behandeln können. Nur war er bedacht, dem Statthalter von Antwerpen jede offene Demonſtration zu Gunſten der Empörer zu verleiden. Wir finden in Folge dieſer genauen Aufſicht, daß, als die Sieger von der mooker Heide quer durch Brabant nach Antwerpen zogen, 1574, um die Bezahlung des Soldrückſtandes zu erzwingen, und die Citadelle ihnen von der Beſatzung überliefert wurde, gleichwol Champagney in der Stadt alle Anſtalten zur Gegenwehr traf, obſchon er auf ſeine Mannſchaft, vier flamändiſche und vier teutſche Fähnlein aus Freundsberg's und Fugger's Regimentern, nicht zu ſehr rechnen konnte; denn auch dieſen war ſeit Monaten die Löhnung ausgeblieben. Champagney war be-

ſtändlich. Sie mußten ſich zwei Überſetzer zulegen; der eine bildete ſich, nachdem er in Teutſchland einige Studien gemacht hatte, ein, auch das Flamändiſche zu verſtehen, ein Wahn, der in Teutſchland ebenfalls gäng und gebe, den Teutſchen im Allgemeinen die reiche holländiſche Literatur verſchließe. Von der Entſcheidung dieſer beiden Überſetzer muß nothwendig die Aufnahme oder Verwerfung der in fremden Sprachen geſchriebenen Aufſätze abhängen. Man bedenke die Kenntniß, die ein Franzoſe, ein Jüngling, von dem 16. Jahrhundert in Teutſchland haben kann, und beurtheile aus dieſem die Sicherheit der behufs der Publication getroffenen Auswahl. Überraſchen darf es daher keineswegs, wenn in die beiden erſten Bände mitunter ſehr geringfügige Dinge, Wichtigerm vielleicht den Raum nehmend, ſich eingeſchlichen haben. Die beigefügte Überſetzung der ſpaniſchen Documente können wir nur als eine an dem Geldbeutel des Publicums verübte Sünde beklagen. Übrigens beſchränkten ſich die Herausgeber auf das mäßige, jedem Abſchreiber zugängliche Verdienſt der Herausgabe eines Codex diplomaticus; die Noten ſind gleich ſparſam und unerheblich, nicht minder unerheblich iſt die dem Werke vorausgeſendete Lebensgeſchichte der bedeutendern Perrenots, eigentlich nur ein magerer, blaſſer, ungetreuer Schattenriß; wem es um eine gründliche Kenntniß jener Männer und Zeit zu thun iſt, muß nach wie vor ſein Leben an die Löſung dieſer Aufgabe ſetzen. Gewiß wäre es nicht zu viel gefodert, daß durch zweckmäßigere Behandlung die Herausgeber jene Aufgabe wenigſtens erleichtert hätten. Einbegriffen in der Collection des documents inédits sur l'histoire de France publiés par ordre du roi et par les soins du ministre de l'instruction publique, erſchien von den Papiers d'état du cardinal de Granvelle d'après les manuscrits de la bibliothèque de Besançon publiés sous la direction de M. *Ch. Weiss* (Paris 1841). T. I. p. 57. 628. T. II. (1841.) p. 701 in 4. Der dritte Band ſoll die franzöſiſchen Kriege bis zum Frieden von Crespy, und den ſchmalkaldiſchen Krieg enthalten, der vierte wird die Jahre 1549—1655, der fünfte den Zeitraum von 1557—1560 umfaſſen. Angeſehen die Maſſe und Wichtigkeit der ferneren Documente, wagt die Commiſſion es nicht, die Zahl der folgenden Bände zu beſtimmen, doch glaubt ſie im Laufe von 1843 zu Ende zu kommen. Außer den 82 Bänden der Boiſot'ſchen Sammlung hat die Commiſſion ein von Johann von Vandeneſſe geführtes Tagebuch der Reiſen Karl's V. und Philipp's II., dann drei aus der bibliothèque de Bourgogne zu Brüſſel entlehnte Portefeuilles, in denen eine Menge eigenhändiger Briefe des Cardinals, meiſt aus den Jahren 1575—1586, enthalten, benutzen können. Hingegen ſind ſechs Foliobände Granvelle'ſcher Handſchriften, Eigenthum des Seminariums zu Beſançon, wie es ſcheint, vor dem Ausbruche der Revolution verloren gegangen. Beinahe hätten wir anzuführen vergeſſen, daß ein natürlicher Sohn des Cardinals, der ſich den Vertheidigern von Harlem 1573 angeſchloſſen, nach der Einnahme der Stadt auf des Siegers Geheiß enthauptet wurde.

ſchäftigt, auf der Fläche zwiſchen Stadt und Citadelle Verſchanzungen aufzuführen, als der Generalſtatthalter Requeſenes in Antwerpen eintraf. Auf deſſen Befehl wurden die Schanzarbeiten eingeſtellt, worauf ſich die durch ſolche Schwäche ermuthigten Empörer des Platzes bemeiſterten, und in hellen Haufen in die Stadt eindrangen. In feſter Haltung warf ſich Champagney in der Ooſterlinge Haus, von da konnte ihn allein der Befehl des Generalſtatthalters vertreiben. Nach dem Willen des für ſeine Landsleute ſtets parteiiſchen Vorgeſetzten zog er mit ſeinen teutſchen und flamändiſchen Knechten nach Eeckeren und Wilmersdonck. Ehe viele Zeit vergangen, wurde Champagney von Requeſenes nach Utrecht entſandt, um den Staaten der nördlichen Provinzen das zu Brüſſel am 6. Juni 1574 verkündigte Amneſtiedecret zu überbringen und annehmlich zu machen. Mit St. Aldegonde, der noch in Utrecht gefangen ſaß, verhandelte er darum zu verſchiedenen Malen, aber von den Staalen empfing er die einzige Antwort, es müßten vor allen die fremden Völker aus den Niederlanden abgeführt werden, dann ſolle den Staaten von Flandern die Sorge für die zu bewilligende Freiheit der Gewiſſen, für die Sicherung von Leben und Eigenthum, überlaſſen ſein. Mit dieſem Beſcheide wandte ſich Champagney nach dem ſeit dem 27. Mai belagerten Leyden, in der Hoffnung, durch die verheißene Amneſtie die zum Äußerſten bedrängten Einwohner zur Übergabe zu bewegen. Schon war dafür die große Mehrheit der Bevölkerung gewonnen, aber die Demagogen, in deren Händen ſich alle Gewalt befand, zwangen die Menge in Widerſtand und Elend auszuharren, gleichwie Valdez, indem er auf eine gewaltſame Einnahme zählte, nach Kräften einer friedlichen Ausgleichung entgegenwirkte. Die Unterhandlung und die Belagerung mußten aufgegeben werden. Im Jan. 1576 fuhr Champagney, als Abgeſandter des Generalſtatthalters, nach England, ſeine Anweſenheit vornehmlich beſtimmte die Königin, die ihr von einer Deputation aus den aufrühriſchen Provinzen angetragene Schutzherrlichkeit über Holland und Seeland abzulehnen. Doch mußte er bedenkliche Worte vernehmen; es ſei jetzt, ſagte Eliſabeth, an der Zeit, die für die Beruhigung der Provinzen dienlichen Maßregeln zu ergreifen. Unterlaſſe das der katholiſche König, ſo könne ſie zu ihrer eigenen Sicherheit genöthigt werden, Holland und Seeland in Schutz zu nehmen, damit dieſe Landſchaften nicht gezwungen wären, ſich an den Erbfeind von England, an Frankreich, zu ergeben. In der greuelhaften, mit Requeſenes' Ableben über die Niederlande kommenden Verwirrung (vergl. d. Art. **Peñaranda de Duero**) löſeten ſich die letzten Bande des Gehorſams für König und Geſetz. Als Champagney die ohnmächtigen Verſuche der Staaten von Brabant, Flandern und Hennegau, die Zügel der höchſten Gewalt zu erfaſſen, gewahrte, wähnte er, es ſei für ihn der Augenblick erſchienen, um die Träume ſeines Ehrgeizes zu verwirklichen. Uneingedenk ſeiner beſonderen Verpflichtungen gegen den Sohn Karl's V. widmete er ſeine ganze Thätigkeit, allen ſeinen Einfluß der Beförderung fremder Zwecke. Im Auftrage der Staaten ging er abermals nach England, angeblich um eine Schiffahrtſtreitigkeit auszugleichen, eigentlich aber, um die Schutzherrlichkeit der 17 Provinzen der Königin anzubieten. Kaum in Antwerpen wieder eingetroffen, gerieth er auf den ausſchweifenden Einfall, die ſämmtlichen, in den Niederlanden zerſtreuten ſpaniſchen Generale, unter dem Vorwande eines abzuhaltenden Kriegsrathes in Antwerpen zu vereinigen und ſie dann gefangen zu nehmen. Daß ſie ſich unter dem Schutze der noch von Spaniern beſetzten Citadelle ſicher wähnen, und dem Rufe gehorchen würden, bezweifelte er keineswegs; daß ſich aber unter den durch die unaufhörlichen Kriege gebildeten Banden von Caſtilien Corporale ohne Zahl finden würden, die trotz dem erſten **Sargento general de batalla** befähigt wären, ein Heer zu führen, bedachte er nicht. Ob die Staaten dieſes bedacht, oder ſie ſich in dem Gefühle der Übermacht der ihnen-zugemutheten Niederträchtigkeit geſchämt haben, iſt ungewiß, aber der Entwurf wurde nicht gebilligt. Als jedoch das gewaltige Maſtricht einer ſchwachen Abtheilung ſpaniſcher Völker erlag, und die frühere Treuloſigkeit ſchreckliche, wenn auch verdiente Strafe erhielt, mögen die Staaten ihre Gewiſſenhaftigkeit bereuet haben, denn dunkele Gerüchle gingen im Lande von einer das reiche Antwerpen bedrohenden Gefahr. Eilig wurde in Brüſſel beſchloſſen, durch Aufſtellung einer zureichenden Hilfsmacht die Stadt gegen mögliche Angriffe von Seiten der Beſatzung der Citadelle ſicher zu ſtellen; eine andere, noch dringendere, Gefahr verſuchte Champagney auf anderm Wege von ihr zu entfernen. Von dem Gouverneur unabhängig lagen in der Stadt 16 Fähnlein teutſcher Knechte; deren Befehlshaber, der Graf Otto von Eberſtein aus Schwaben, hatte mit dem Commandanten der Citadelle, mit Sancho von Avila, einen Vertrag abgeſchloſſen, laut deſſen die Stadt in des Königs Gehorſam erhalten, der Eintritt der Citadelle allem ſpaniſchen Volke, mit Ausnahme der gegenwärtigen Beſatzung, unterſagt werden ſollte. Dieſen Vertrag hatten der Graf von Eberſtein, Avila, der Freiherr von Bollweiler, Garcias von Toledo, Karl Fugger, Alexander Gonzaga, Franz Verdugo, beſiegelt. Champagney ſtellte dem Grafen von Eberſtein vor, daß aller Vortheil von einem ſolchen Vertrag den Spaniern, und ihrem Bedürfniſſe, Zeit zu gewinnen, zu Gute komme; daß das Verſprechen, die Stadt in des Königs Gehorſam zu erhalten, den Grafen keineswegs abhalten dürfe, ſich für die Staaten zu erklären, zumal denſelben der König ſeine Hoheitsrechte überliefert habe. Der Eberſteiner ließ ſich zur Untreue gegen ſeine Pflichlen und zu Bruch des feierlich und neulich gegebenen Wortes verleiten. Während deſſen war die Ausrüſtung des zum Schutze von Antwerpen beſtimmten ſtaatiſchen Heeres vollendet; der Marquis von Havré befehligte 21, der Graf von Egmond ſieben, der von Berſele acht, Wilhelm von Hoorn auf Hezé drei Fähnlein; in die vier Compagnien Reiter hatten ſich der Herzog von Croy, der Marquis von Havré, der Graf von Boſſu und der Vicomte de Gand getheilt; die ſechs Compagnien leichter Reiter wurden von Bievres und von Bournonville de Capres geführt. Den Oberbefehl übernahm Anton de Goignies als Maréchal-de-camp, und

ohne Säumen wurde der Marſch nach Antwerpen angetreten. Am Allerſeelentag — ſeit Jahren war es in Antwerpen nicht mehr Allerſeelentag geworden — am Freitag, 2. Nov. 1576, war das ſämmtliche Volk zu Borgerhout, vor den Thoren der Stadt vereinigt, den den Bürgern zu ledhafter Beſorgniß. Indem ſie die Freunde nicht minder, wie die Feinde fürchteten, beſtimmten ſie den Magiſtrat, den Anziehenden den Einlaß zu verweigern, bis der Befehl dazu von den Staaten erbracht worden. Die Gemüther fühlten ſich dadurch beſchwichtigt, aber keineswegs beruhigt. Jede Viertelſtunde verkündigte neue Gerüchte und Schreckniſſe, Gruppen bildeten ſich in den Straßen, auf allen Punkten drängten ſich verwirrte Maſſen, auf und nieder ohne Veranlaſſung und ohne Zweck. Anders war es in den Häuſern, hier herrſchte einzig der Gedanke an die perſönliche Unſicherheit, hier war jeder beſchäftigt, die koſtbarſte Habe zu dergen: von keinem wurde das gemeinſame Heil aller bedacht, auch nicht von Champagney, der viel mehr um ſeine amtliche Stellung, als um die ihm anbeſohlne Bürgerſchaft bekümmert war. Er fürchtete, in der Cidatelle möchte die Aufnahme fremden Volks in die Stadt als eine Herausfoderung betrachtet werden, und er befürchtete mit noch größerer Ängſtlichkeit, die ungeladenen Gäſte könnten ihn ſeiner Gewalt entſetzen. In ſeinem bangen Zweifel glaubte er, Zeit gewonnen, Alles gewonnen zu haben, und ſuchte darum ebenfalls den Einzug der Staatiſchen hinauszuſchieben. Nach Brüſſel, an den Staatsrath, wollte er ſchreiben; bis von dort Antwort eingetroffen und die Gemüther beruhigt wären, meinte er, würden des Eberſteiner Knechte hinreichen, die Wälle zu vertheidigen. Erſprießlicher, als innerhalb der Mauern, könnten die Hilfsvölker draußen verwandt werden, um eine etwa für die Citadelle beſtimmte Verſtärkung adzuweiſen: an Proviant ſolle es ihnen nicht fehlen. Mittlerweile würden die Aufgeregten in der Bürgerſchaft ſich beruhigen und ihren Freunden den Einzug bewilligen. Ihm ſucht hinwiederum der Marquis von Havré die Nothwendigkeit der alsbaldigen Aufnahme zu beweiſen; der Rede und Gegenrede fehlte es nicht an ſpitzen Worten.

Härtere Worte mußte während deſſen der Graf von Eberſtein vernehmen. Von der Citadelle waren, um ihn an ſein gegedenes Wort zu mahnen, die Freiherren von Freundsberg und Bollweiler, auch Karl Fugger, heradgekommen: nachdem nun die königlichen Prärogative, ſprachen dieſe Herren, ſo offenbar von den Staaten angefochten worden, bleide ihm nichts übrig, als ihrer Partei zu entſagen. Von Vorſtellung und Bitten gingen ſie zu Drohungen über. Als Fugger an dem Erfolg des Geſprächs verzweifelte, wandte er ſich an die Officiere des Eberſteinſchen Regiments, erinnerte ſie und die Gemeinen, an die dem König geſchworne Treue und an die reiche Beute, die in dem aufrühriſchen Antwerpen erobert werden könnte. Als dies endlich der Graf bemerkte, verlangte er zu wiſſen, was Fugger mit ſeinem Volke vorhabe, er möge ſich um ſeine Sachen bekümmern und allenfalls nach Nivelle zurückkehren — von da er eden mit Schande vertrieben worden. Fugger empfand tief den Hohn, es wurde blank gezogen, und Eberſtein, der ſeinen Gegnern überlegen war, drängte ſie in die Citadelle zurück. Spät am Abend traf der Befehl der Staaten für die Aufnahme der Hilfsvölker ein, am andern Morgen kam es zur Ausführung, immer noch mit Widerſtreden der Einwohner, die jedoch allmälig die Dringlichkeit des Augenblicks und die fortwährende Steigerung der Gefahr erkannten. Das Fußvolk wurde in der Nähe der Citadelle untergebracht, die Reiterei auf dem Roßmarkt aufgeſtellt. Alsbald richteten ſich die Geſchoſſe der Citadelle gegen die Stadt; weithin verbreitete ein vom Hauptmann Ortiz geleiteter Ausfall großen Schrecken; ſchon hatte Ortiz in die der Citadelle nächſten Häuſer Feuer geworfen, als der Franzoſe de la Fontaine ſich ihm muthig entgegenwarf. Die Spanier wichen, und Champagney, zur Stelle geeilt, deſtimmte, nicht ohne Mühe, die Staatiſchen, an einem Aufwurf, der die vier gegen die Citadelle ſich öffnenden Straßen verſchließen ſollte, arbeiten zu laſſen. Ein einziges Wort hingegen hatte er an die Bürgerſchaft zu richten; freudig verſprach ſie ihre Mitwirkung zu Errichtung eines zweiten Vertheidigungswerks, des in einiger Entfernung von dem Aufwurf anzubringenden Forts. Dieſer Arbeit unterzogen ſich zur Stunde 11,000 Menſchen, und ſchon erhoden ſich die Bruſtwehren, welche aus Fäſſern und Säcken zuſammengeſetzt waren, die mit Erde, mit Hopfen oder Heu gefüllt wurden. Aber ein Klag- und Wuthgeſchrei ließ ſich vernehmen, als von den im Dienſte der Staaten ſtehenden Flamändern die reichſten Häuſer geſtürmt wurden, indem ſie ſich in den ſetten Quartieren gütlich thun wollten. Die arbeitende Menge zerſtreute ſich, indem ein Jeder um den eigenen Herd deſorgt ward, die ferneren Sicherheitsmaßregeln, von denen vielleicht noch Rettung ausgehen konnte, unterblieben. Nun wurden in verſchiedenen Gärten Kanonen aufgeführt, um die Geſchütze der Citadelle in Ehrfurcht zu halten. In Unruhe und Furcht durchwachten die Städter die lange Nacht, zu unruhiger Bewegung rief der grauende Morgen die Bewohner der Citadelle. Denn Vargas, aus Maſtricht deſchieden, führte ihr ſeine Spanier zu, Italiener und Hochburgunder mit etwa 1000 Reitern und ſechs teutſchen Fähnlein. Beinahe in derſelben Stunde traf Julian von Romero aus Liere ein; dreimal hatte er auf dem kurzen Wege die Inſurgenten, einmal ſogar, denn anſteckend, wie das revolutionaire Fieber iſt kein andres, einen Berlaymont beſtreiten müſſen, den Sohn jenes Getreuen, welcher, Angeſichts der verſammelten Gueux, der Statthalterin gerathen und zugeſprochen hatte, wie ein Mann und wie ein Ritter. Es kamen auch aus Aelſt, von der meuteriſchen Soldatenrepublik abgeſchickt, 2000 Veteranen; was die dringendſten Vorſtellungen, die ſteigende Gefahr der Landsleute nicht hatte von dieſen wilden Gemüthern erlangen können, dazu wurden ſie durch die Ausſicht auf Mord und Raub bewogen. Eine bedeutende Macht hatte ſich demnach an dieſem Morgen in der Citadelle vereinigt, Hieronymus de Rueda trat vor die Fronte der Soldaten, der Mann, der, nachdem alle ſeine Collegen von den Staaten verhaftet, oder durch Geſchöpfe ihrer Laune erſetzt worden

waren, ſich mit allem Rechte als den einzigen Repräſentanten des königlichen Staatsraths gab. Entſchloſſen, in Antwerpen den Rebellen ein warnendes und drohendes Beiſpiel aufzuſtellen, ſprach er in ſolchem Sinne zu den Scharen. Unter freudigem Jubel ſchworen ſie, heute in das Paradies einzukehren, oder ihr Abendbrod in der geächteten Stadt zu verzehren. Darüber war der Mittag herangekommen, Sonntag am 4. Nov. Eben lachte der Marquis von Havré der Meldung von dem Eintreffen der meutriſchen Banden aus Aëlſt, als ſich das Thor, das die Citadelle mit der Stadt verband, öffnete und die Veteranen von Aëlſt, ihren Elerto Navarrete, dem allein ſie folgten, an der Spitze, gemeſſenen Schritts debouchirten. Drei Fähnlein teutſcher Knechte waren ihnen zur Unterſtützung beigegeben; gegen St. Georgen Gotteshaus ſollten ſie vordringen. Mit dem aus der Beſatzung, die ſo eben die Geißel von Maſtricht geweſen war, beſtehenden Mitteltreffen ſollte Francisco de Valdez die innere Stadt beſtürmen, während das Hintertreffen, von Romero geführt, als linker Flügel ſich dem Strande zuwende, zunächſt gegen St. Michael's Abtei. Hinter den drei Treffen entfalteten ſich neue Scharen, Packnechte, Troßbuben, Marketender und lüderliche Dirnen, mit Strohfackeln oder Pechkränzen bewaffnet. Den erſten Angriff hemmte der am Tage vorher in der Eile errichtete Aufwurf, da hatte ſich die ſtädtiſche Jugend eingefunden und muthig kämpften ſie für Angehörige und Eigenthum. Aber ſchlechte Unterſtützung fanden die Jünglinge bei dem ungeübten ſtaatiſchen Volke; allmälig wurde die Esplanade zwiſchen Stadt und Citadelle von den Spaniern überfluthet. Champagney ſtieg indeſſen zu Roß, und indem er die ganze Länge der Stadt, von dem Ochſenmarkte bis nach St. Georgen durchſchnitt, viſitirte er Poſten für Poſten, rief überall die Bürger zu den Waffen, und wies ihnen als Sammelplatz die Börſe an. Am Rande der Esplanade traf er auf Cornelius von Ende; an ſich verdächtig als Landsmann, Nachbar und vormaliger Oberſtlieutenant des Grafen Hannibal von Hohenems, erweckte Cornelius jetzt durch die Haltung, die Aufſtellung und die Beſchäftigung ſeiner Mannſchaft dreifachen Verdacht: er befehligte die fünf Fähnlein von Hohenems, die allein von dem wegen ſeiner treuen Anhänglichkeit an Spanien entlaſſenen Regiment beibehalten worden waren. Bedrohen durfte Champagney den Oberſtlieutenant nicht, er mußte vielmehr gute Worte geben, nur unterſagte er das Abführen des Pulvers aus St. Michael's Kirche, womit er Ende's Leute beſchäftigt gefunden hatte. An der Begynenpoort ſaß Champagney ab, um das Innere der Verſchanzung ſich anzuſehen und dem ſtaatiſchen Volke die in der Vertheidigung dieſes wichtigen Poſtens bishee zu Tag gelegte Laudeit zu verweiſen. Denn die Flamänder hatten aus Furcht vor dem Geſchützfeuer der Citadelle es nicht gewagt, über die Bruſtwehr hinüberzublicken, und nur auf Gerathewohl grſchoſſen. An ihnen verzweifelnd, ritt der Gouverneur hinab nach Blydenhoeck, wo die teutſchen Knechte des Grafen von Eberſtein aufgeſtellt waren. Der größere Theil der Mannſchaften hatte bei dem anhaltenden, von der Citadelle ausgehenden, Kugelregen innerhalb der Mauern des anliegenden Irrenhauſes Schutz geſucht; als aber Champagney ſie zur Unterſtützung der von der Esplanade herabgedrängten ſtädtiſchen Jugend auffoderte, zweifelten ſie nicht. Beherzt traten ſie der Gefahr entgegen, blutig und hartnäckig wüthete zumal auf dieſer Stelle das Gefecht. Aber das Beiſpiel der tapfern Vertheidiger des Blydenhoeck vermochte nicht, die Flamänder feſtzuhalten; gleich ohnmächtig erwies ſich der Verſuch des Gouverneurs, nochmals jene feigen Ausreißer zu Widerſtand zu ordnen. Champagney eilte nach der Münze, um daſelbſt eine Reſerve hinter Barricaden zu ſammeln, von da nach dem Haſen, wo ſeine Gegenwart beſonders nothwendig wurde, wenn anders den Truppen die Möglichkeit des Rückzugs bewahrt werden ſollte. Muthloſigkeit, die einzig ihr Heil in der Flucht zu ſuchen wußte, begegnete ihm aller Orten. Einſam und verlaſſen in dem dichten Gewühl erinnerte er ſich jener teutſchen Knechte, die in dem allgemeinen Abfall ſich ſelbſt teeu blieben. Ihnen wollte er ſich anſchließen, aber er fand den Markt von des von Ende Volk beſetzt, darunter durfte er ſich nicht mehr wagen; gezwungen wandte er ſich abwärts nach der Ooſterlinge feſtem Hauſe, wohin zu gelangen auch die Fähnlein der Hauptleute Fürſt und Vineenz Bleicher ſtrebten. Aber Fürſt war bereits von Feinden umſchloſſen, und zu ſpät traf Champagney ein, um ihn herauszuhauen. Denn die Spanier waren weit vorgedrungen. Noch wurde um St. Michael's Kloſter geſtritten, aber Cornelius von Ende, nicht weiter durch die Anweſenheit des Gouverneurs gezügelt, öffnete die Cortadura bei St. Georgen den Reitern des Vargas, und indem er mit ihnen ſeinen Haufen vereinte, drang er durch St. Georgenſtraße und ihre Fortſetzung bis zu der Meer. Hier ſtellte ſich das Gefecht, das jetzt zumal von der eigentlichen Bürgerſchaft geführt wurde, die im Anfang wenig gethan hatte, weil, wie hergebracht, ein Spießbürger dem kriegeriſchen Muthe des andern mistraute, als aber der Feind, zuſammt den falſchen Freunden von Hohenems, ſich in dem Herzen der Stadt blicken ließ, erſtarkte in der Verzweiflung der Feige. In dem Verlaufe eines raſenden und hartnäckigen Kampfes wurden gleichwol die Antwerpener allmälig die Meer hinabgetrieben; denn jetzt faßte ſie Vargas ſelbſt in der Flanke, der ſich endlich durch die Überwältigung des Blydenhoeck den Weg durch U. L. F. Kirchhof geöffnet hatte. Nochmals dienten das Stadthaus und die anliegenden Gebäude den Antwerpenern als Feſtung, und ein dichter Kugelregen empfing die das Stadthaus beſtürmenden Spanier. Es fielen ihre beſten Streiter, darunter Damian Morales, doch wurde das ſtolze Gebäude erſtiegen, und Vargas ließ darin Feuer anlegen. Ein Feuermeer verbreitete ſich von da durch die Suyker- und Boterruy, durch die Appel-Caës-, Silverſmit- und Langeboornickſtraët, durch die Haëee- und die Hoochſtraët; jeder Widerſtand erſtarrte vor den glühenden Wogen, die ſo ſtürmiſch und unvorgeſehen in ihrer Bewegung waren, daß man plündernde Soldaten erblickte, die, um dem Feuertode zu entgehen, aus den oberſten Geſchoſſen der Häuſer ſich hinabſtürzen mußten. Von dem Kampfe um das Stadthans hörte Champagney,

Digitized by Google

dahin ſuchte er ſich durch übermenſchliche Anſtrengung Bahn zu brechen. Dieſe wurde ihm aber mehr durch die Flammen, als durch die Menſchen verleyt; er vermochte auch nicht der Oosterlinge Haus zu erreichen, das der Graf von Eberſtein wie ein Löwe vertheidigte. Erſchöpft von der vergeblichen Arbeit wandte ſich Champagney nach der äußerſten Spitze der Stadt, nach dem Bollwerk von Cattendyk, um hier ſich zu behaupten oder zu ſterben. Auch hier fand er ſich allein von Muthloſigkeit und Verzweiflung umgeben; es lief, wer laufen konnte; denn die Spanier hatten auf dem Roßmarkt die letzte Kraft der Bürgerſchaft und den treulich zu ihr haltenden Hauptmann Fürſt beſiegt, endlich St. Michael's Abtei erſtiegen, und im Kreuzgang den Grafen von Egmond entwaffnet, de Capres und Goignies gefangen. Die ganze Macht der Spanier vereinigte ſich gegen den Winkel, den Cattendyk mit der Oosterlinge Haus bildete. Von allen den Seinen verlaſſen, ſtürzte ſich Champagney von der ſchwindelnden Höhe des Bollwerks in die Schelde hinab, ihm nach der Marquis von Havré; beide wurden aufgefiſcht, denn in der Nähe ankerten die von dem Prinzen von Oranien der Stadt zur Hilfe geſchickten Schiffe. Auch Graf von Eberſtein ſprang von der Landbrücke hinab, verfehlte aber das rettende Boot; alsbald ward der ſchwere Mann, belaſtet durch die eiſerne Rüſtung, von der Fluth verſchlungen. Gewonnen war Antwerpen für die Spanier, und wie ſie am Morgen geſchworen, ſo ſetzten ſie ſich zum Eſſen am Abend. Am andern Tage begann die eigentliche Plünderung, regelmäßig, erbarmenlos, aber einzig von den Ausſchweifungen, welche eines wüthigen Beutedurſtes Folge ſind, begleitet. Denn ſo unausſprechlich war die Armuth jener Soldaten, Diener, nach dem gemeinen Wahn, des reichſten Monarchen der Erde, daß ſie in dem Siegesrauſche ſogar nichts ſuchten, nichts foderten, nichts erpeeßten, als Gold und Silber. Zwei Millionen Goldthaler ſollen ſie davon getragen haben, 500 Häuſer fielen in Aſche, mit ihnen zwei andre Millionen.

Den Tag vor jenem ſchrecklichen 4. November war Don Juan von Öſterreich in Luxemburg eingetroffen, alsbald begannen die Unterhandlungen, welche, großentheils durch Champagney's Bemühungen, zu dem Veetrage von Marche, am 12. Febr. 1577, führten. Denn es hatte der Märtyrer der brabantiſchen Freiheit, weniger durch ſeine Veerichtungen als durch ſeine Leiden in Antwerpen, außerordentliche Popularität im Lande gewonnen, ſodaß die Stände ſich veranlaßt fanden, ihm ein Naturaliſationspatent (1. Febr. 1577) ausfertigen zu laſſen. Trunken von den Huldigungen der Menge, ließ ſich Champagney beigehen, nach dem Beiſpiele des Prinzen von Oranien, eine Partei um ſich zu ſammeln, einſtweilen aber und bis dieſelbe gehörig erſtarkt ſein würde, dem königlichen Statthalter, den Generalſtaaten und dem naſſauiſchen Prinzen zugleich zu ſchmeicheln und zu dienen, endlich über die ſich gegenſeitig aufreibenden Parteien herzufallen und ihnen ſeinen Willen aufzuzwingen. In ſeiner eingebildeten Pfiffigkeit ließ er den Einfluß, welchen die Umſtände und die unwiderſtehliche Gewalt des Zufalls auf der Menſchen Entwürfe zu üben pflegen, unberechnet, und von jenen ihm unbekannten Mächten wurde er alsbald weit über die von ſeiner Naſeweisheit gezogenen Kreiſe hinausgeriſſen. Sein Verkehr mit dem Prinzen von Oranien nöthigte ihn, einem verrätheriſchen Anſchlage auf Don Juan's Perſon die Hände zu bieten; man wollte in Mecheln den Fürſten aufheben, um ihn nach Seeland zu entführen. Das Bubenſtück mislang, und Don Juan, belehrt über die Bedeutung von all der ſchmeichelhaften Dienſtwilligkeit und Unterwürfigkeit ſchrieb am 24. Nov. 1577, von den Feinden des Königs in den Niederlanden ſei Champagney einer der bösartigſten. Während dieſer, verletzt durch ſolche Außerung, es unternahm, ſich, vielleicht nur durch Freundeshand, zu rechtfertigen (in dem Recueil d'Arétophile, Lyon 1578, 4. S. 128), ward er durch ſeine Beziehungen zu den Generalſtaaten gezwungen, gegen Don Juan die erſten Feindſeligkeiten auszuüben. Im Auftrage des Prinzen führte Cornelius von Ende ſeine Vorarlberger gegen Antwerpen, um ſich im Einverſtändniſſe mit den daſelbſt einquartirten Oberſten Freundsberg und Fugger dieſer Stadt zu bemächtigen. Von dieſer Sendung hatte Champagney die erſte Kenntniß empfangen, und hiernach ſeinen in Antwerpen liegenden Vetter, de Vers, inſtruirt; der Vetter ſollte die Vorarlberger in ihrem Marſch aufhalten, indem dieſer aber die Ausdrücke des Schreibens allzu ſcharf deutete, lieferte er ihnen ein Gefecht, das zu ihrer vollſtändigen Niederlage ausſchlug. Mehr und mehr ſich verwickelnd, eilte Champagney gegen Bergen op Zoom: Wouw, die feſte Burg, fiel in ſeine Gewalt, und die Belagerung von Bergen op Zoom ſelbſt betrieb er mit ſolchem Ernſte, daß der Commandant, Karl Fugger, in kurzer Friſt dahin gebracht war, zu capituliren. Nach den Beſtimmungen der Capitulation ſollten die zwei Fähnlein ſtändiger Beſatzung beim Ausmarſch volle Befriedigung für den rückſtändigen Sold empfangen. Der Mannſchaft des dritten Fähnleins wurde ebenfalls das Leben geſchenkt, doch ihr zugemuthet, daß ſie mit dem Stecken in der Hand ausziehe, auch den Belagerern den Oberſten, von dem ſie ſich zu der barbariſchen Plünderung von Antwerpen hätte hinreißen laſſen, ausliefere. Champagney erwog jedoch, welche Schmach aus der Entwaffnung dieſes Fähnleins dem teutſchen Namen erwachſen mußte; er enthielt ſich daher der Beleidigung eines Volkes, von deſſen Löwenmuthe für und wider er jüngſt zu Antwerpen, in bewunderndem Entſetzen, Zeuge geweſen; nur wurde den Soldaten über den von ihnen in den Niederlanden verdienten Sold Quittung abgefodert, Fugger aber mußte ſich gefallen laſſen, als Gefangener nach Brüſſel abgeführt zu werden. Steenbergen, wo ebenfalls ein Fähnlein des Fugger'ſchen Regiments in Beſatzung lag, folgte dem Beiſpiel von Bergen op Zoom. Nachdem er noch zu dem Angriffe auf ter Tholen und zur Vertreibung des Montesdoca und ſeiner Spanier von dieſer Inſel gewirkt hatte, wurde Champagney abgerufen, um in Geſellſchaft des Abtes von St. Gertraud, Johannes van der Linden, von Elbertus Leoninus und vom Advocaten Liesveld eine Botſchaft bei dem Prinzen von Oranien auszurichten. Durch dieſen Auftrag wurde ihm die gewiß nicht unwill-

Digitized by Google

kommene Gelegenheit, im Namen der Generalſtaaten auszuſprechen, was ſeine eigne Herzensmeinung war; denn er begann die Beweggründe und die Zwecke von des Prinzen Handlungen einzuſehen, und wie die ſüdlichen den nördlichen Provinzen geopfert werden ſollten; es beunruhigten ihn auch die immer deutlicher für die katholiſche Kirche hervortretenden Gefahren. „Die Feinde der öffentlichen Ruhe,“ ſagte Champagney dem Prinzen, „bedienten ſich bei ihrem ſtrafbaren Beginnen des Vorwandes, wie der Prinz von Oranien in allen ſeinen Schritten zweierlei ſuche, den Niederlanden einen andern Herrn zu geben, und den katholiſchen Glauben auszurotten. Er möge durch die That dergleichen Verleumdung widerlegen, und Jedermann überzeugen, daß die Staaten von Holland und Seeland lediglich die Pacification von Gent zu handhaben ſuchten. Zu dem Ende dürfe er nur den Städten die es verlangten, freie Übung des katholiſchen Gottesdienſtes bewilligen, wie er ſie den ihm kürzlich überlieferten Städten zugeſtanden hätte; daneben müßte in einer feierlichen Urkunde die Erklärung gegeben werden, daß der Prinz und die Conföderation, weit entfernt, die katholiſche Religion beſtreiten zu wollen, in getreuer Erfüllung der genter Pacification nimmermehr die Einführung einer andern Religion in die ſüdlichen Provinzen zugeben würden. Schließlich ſoll ich um den Beiſtand von Ew. Gnaden Rath oder Waffen für die Austreibung der ſpaniſchen Beſatzung von Herzogenbuſch und Breda bitten.“ Dieſe Mittheilung, ſo unerwartet nach ihrem Hauptinhalte, beantwortete der Prinz ausweichend, indem er die Nothwendigkeit, ſeine Entſchließung mit den Staaten von Holland und Seeland zu berathen, geltend machte; die zu Gunſten der katholiſchen Religion gewünſchte Erklärung betreffend, betheuerte er, im eigenen, wie in der conföderirten Namen, daß ſie nimmermehr Neuerungen zugeben würden, durch welche die öffentliche Ruhe und beſonders die römiſch-katholiſche apoſtoliſche Religion beeinträchtigt, oder in ihrer freien Übung geſtört werden könnten. Unter beiderſeitigen Freundſchaftsbezeigungen beurlaubten ſich die Geſandten, und Champagney eilte, um ſich mit dem Grafen von Hohenlohe in den Oberbefehl des kleinen, gegen Herzogenbuſch und Breda beſtimmten Heeres zu theilen. Herzogenbuſch capitulirte am 22. Sept. 1577, in Breda empörte ſich die teutſche Beſatzung, ſie ließ ſich für den aufgelaufenen Sold Verſicherung ausſtellen, und überlieferte ſammt der Stadt, ihre Anführer Freundsberg, Königseck und Andere, die die Plünderung von Antwerpen verſchuldet haben ſollten. Während Champagney alſo den Bereich der ſtaatiſchen Herrſchaft erweiterte, wurde Oranien triumphirend in Brüſſel eingeführt, und einen Monat ſpäter, den 22. Oct., von der beinahe durchaus proteſtantiſchen Bürgerſchaft von Antwerpen als ihr Gouverneur, und hiermit, nach ſeiner Anhänger Dafürhalten, als Gouverneur oder Ruwaert von Brabant ausgerufen. In der That wurde das Beginnen derer von Antwerpen durch die Staaten der Provinz beſtätigt, obgleich Champagney in einer eigenen Schrift die Nichtigkeit der Verhandlung beleuchtete, auch eine Verwahrung dagegen einlegte. Schon vorher hatte er wirkſamere Mittel aufgeſucht, um dem unaufhörlich wachſenden Einfluſſe des Prinzen von Oranien eine Grenze zu ſetzen. Hauptſächlich auf ſeinen Betrieb kam der Erzherzog Matthias nach den Niederlanden. Willig wurde dieſer von dem Prinzen von Oranien anerkannt; denn er hatte ſich bereits die Weiſe, um im Namen des Erzherzogs die höchſte Gewalt auszuüben, bedacht, auch den Streich, der die flamändiſche oder antioraniſche Partei ihres Einfluſſes auf die träge Maſſe der Staaten berauben ſollte, vorbereitet. Am 28. Oct. 1577 wurden der Herzog von Croy und ſeine Freunde durch Vermittlung der für Oranien gewonnenen Demagogen Ryhove und Imbize, in Gent verhaftet, daß demnach die Partei als aufgelöſet zu betrachten. Die Hand des Meiſters erkennend, ſuchte Champagney deſſen Zorne zu entfliehen, indem er ſich auf den Dienſt im Felde beſchränkte. Bei Gemblours, am 29. Jan. 1578, befehligte Champagney gemeinſchaftlich mit dem Grafen von Boſſu das Mitteltreffen; Ausgang und Folgen der Schlacht waren aber keineswegs geeignet, um eine ſinkende Popularität zu heben. Doch gefiel es dem Prinzen von Oranien, den gefallenen Gegner, der früher vergeblich geſucht hatte, ſeine Ernennung als Mitglied des Raths von Flandern durchzuſetzen, zum Chef des Finances zu ernennen, März 1578; in der Lage der Dinge war das ein leerer Titel, einzig geeignet, dem Inhaber den Haß des Volkes zuzuziehen. Als die Staaten den Proteſtanten den öffentlichen Gottesdienſt bewilligten, wurde dieſe Verfügung einzig durch den Marquis von Bergen op Zoom, durch den Herrn von Heze und durch Champagney beſtritten. Gegen dieſen, gegen den Bruder des Cardinals von Granvelle, wußten die Aufwiegler die beſondere Ungunſt des Volks zu bewaffnen. Im Auguſt 1578 übernahm er es, eine Bittſchrift mehrer Bürger von Brüſſel, die gegen die Übung des proteſtantiſchen Gottesdienſtes gerichtet war, dem Erzherzog oder dem Prinzen von Oranien [14]) zu überreichen. Statt aller Antwort empfing er, zuſammt den ſeine Geſinnung theilenden Herren, Hausarreſt. Als er ſpäter erfuhr, daß dieſen die Freiheit wieder gegeben worden, wurde er wegen der ſeinetwegen gemachten Ausnahme ungeduldig, und es gelang ihm auch, aus ſeinem Hauſe zu entkommen und die Grenze von Flandern zu erreichen. Dort aber fiel er in eine ſtreifende ſtaatiſche Partei, die ihn nach Gent zu ſtrenger Haft lieferte. Seine Gefangenſchaft währte ſechs Jahre, er befand ſich détenu si étroitement,“ wie er ſelbſt berichtet, „quil n'avait pas même un seul serviteur et ne pouvait voir que ses gardes, et ce pour avoir mieux que nul autre soutenu l'église catholique et l'autorité du monarque.“ Anders wurde ſein Benehmen von dem Cardinal beurtheilt; dieſer, der nicht müde wurde, Champagney wegen der unausbleiblichen Folgen ſeiner Thorheiten zu warnen, ſchrieb unter dem 3. März 1579 an den Prior von Belle-

14) Zwiſchen den beiden ſind wir zweifelhaft. Wie, ſtatt ihrer, Weiß den Prinzen Don Juan nennen kann, iſt unbegreiflich. Einzig Belagerung und Eroberung hätte den Sieger von Gemblours in Brüſſel einführen können.

Fontaine. „Il s'est fait et à nous du mal beaucoup pour être tant de son opinion, et sont les choses en termes qu'il est dangereux de se mêler de ses affaires.“ Als der Prinz von Oranien im Auguſt 1579 Gent beſuchte, wurde Champagney in Freiheit geſetzt, denn zu klug war jener, um den tödtlich gehaßten Feind, der aber einer der Freiheitskämpen war, im Namen dieſer Freiheit, ohne Urtheil und Recht, in Banden ſehen zu wollen. Es waren aber alle Anſtalten getroffen, um jedes Entkommen zu verhindern, und nicht ſobald hatte Oranien den Rücken gewandt, als Champagney zu erneuerter Haft eingezogen wurde. Darauf ſollte er, mit dem Grafen von Egmond und dem Baron von Selles gegen la Noue, den Eiſenarm, ausgewechſelt werden; dazu hatten die Staaten ſich erboten, der König verwarf aber den Austauſch, beſtimmt hierzu, wie man glaubt, durch Champagney's eigenen Bruder, den Cardinal, und deſſen übertriebene Meinung von la Noue's Wichtigkeit. Gleich wenigen Erfolg fand bei den Generalſtaaten und bei Oranien die Verwendung ſehr vieler „honnêtes gens.“ Champagney mußte ſich überzeugen, daß er allein durch eigene Anſtrengung die Riegel ſeines Kerkers brechen werde. Von ſeinen Träumen niederländiſcher Unabhängigkeit enttäuſcht, ſuchte er, von der einſamen Zelle aus, die ſchwache Partei in Gent, die einer Ausſöhnung mit Spanien nicht abgeneigt war, in ihrer Geſinnung zu beſtärken und zu leiten. Dieſe Partei vorzüglich ſoll die Rückkehr des berüchtigten Demagogen, Johann van Imbize, betrieben haben. Denn in der Verbannung war Imbize zu näherer Berührung mit einflußreichen Katholiken gekommen, und indem er deren Anſichten ergriff, wollte es ihn allmälig bedünken, als ſei der Sohn Karl's V., nicht aber ein Graf von Naſſau der Erbherr der Niederlande. In ſolcher Stimmung zu Gent als Bürgermeiſter eingeführt, horchte Imbize willig auf Champagney's Einflüſterungen; zwiſchen beiden wurden die Mittel berathen, um die Stadt unter den Gehorſam des Königs zurückzuführen. Zu ſolchem Ende waren die Vorbereitungen getroffen, allein gleichwie die Gegenpartei noch immer ſo mächtig war, daß Imbize es nicht wagen durfte, ſeinen Rathgeber aus dem Gefängniſſe zu entlaſſen, ſo koſtete es dieſer Partei auch nur mäßige Anſtrengung, um den Entwurf der Legitimiſten zu vereiteln. Am 25. März 1584 wurde Imbize verhaftet, des Bürgermeiſteramtes und des Kriegsbefehls entſetzt, ſeine Leibwache aufgelöſet, die bisher von ihm bekleidete Würde an Karl von Uttenhoven gegeben. Am 4. Aug. 1584 büßte Imbize auf dem Blutgerüſte den Verſuch, die Irrthümer und Verbrechen ſeines frühern Lebens zu tilgen, aber am 17. deſſelben Monats fiel Dendermonde durch Capitulation in die Gewalt der Spanier. Damit erwachten ihre Anhänger in Gent zu neuem Leben, und Champagney, der von ſeinem Gefängniſſe aus die Partei, welche jetzt der Stadt gebot, beherrſchte, vereitelte den Vertrag von Beveren, am 17. Sept. 1584. Die Stadt wurde mit dem König ausgeſöhnt, Champagney im Triumph dem Kerker entführt, mit den Vollmachten eines Gouverneurs von Gent bekleidet, und in ſeine Güter, die theils für des Königs, theils für der Staaten Rechnung ſequeſtrirt waren, wieder eingeſetzt. Mit dem Vertrauen von Alexander Farneſe beehrt, erſcheint er in den Jahren 1587—1591 als Staatsrath und Chef der niederländiſchen Finanzen. Deputirt zu dem am 6. Juni 1588 in Bourbourg eröffneten Friedenscongreſſe wandte er die äußerſte Thätigkeit an, um wenigſtens mit England ein Abkommen zu treffen. Dieſes vernünftige Streben, welches erlaubt hätte, alle Gewalt der unüberwindlichen Armada gegen Holland und Seeland zu wenden, wurde von dem Herzog von Parma, durch Vermittelung des ihm gänzlich ergebenen Präſidenten von Artois, des Johann Richardot, vereitelt, denn der italieniſche Alexander ſoll ſich nichts weniger vorgeſetzt haben, als die Eroberung von England, ein nach Don Juan's hinterlaſſenen Schriften nicht übermäßig ſchwieriges Unternehmen. Der Erzählung von Alexander's angeblichem Gelüſte widerſpricht aber die gegen ihn von dem Herzog von Paſtrana und dem Prinzen von Aſcoli erhobene, von dem großen Feldherrn den Eingebungen und der Feder Champagney's zugeſchriebene Beſchuldigung. In dieſer Schrift wurde nämlich dem Herzog von Parma die Zögerung auf der Höhe von Calais, um ſeine Vereinigung mit der unüberwindlichen Flotte zu bewerkſtelligen, als unverzeihliches Verbrechen angerechnet. Er hat auch dieſer Anklage wegen vielen Verdruß ertragen müſſen, bis er, der Zuſtimmung der Infantin Clara Iſabella gewiß, eine entſcheidende Maßregel gegen Champagney ergriff. Es wurde nämlich dieſem befohlen, augenblicklich Brüſſel und Niederland zu verlaſſen, und wie ſehr auch der alte Mann ſeine Gebrechlichkeiten und ſeine der Legitimität erwieſene unwandelbare Anhänglichkeit geltend machte, er mußte gehorchen. Aus Dôle, wo er ſeit Juli 1577 als Chevalier d'honneur dem Parlament beigegeben war, führte er mit Philipp II. einen lebhaften Briefwechſel, worin er die politiſchen Anſichten Richardot's bekämpfte und den Krieg mit Frankreich missbilligte. Ehrenhaft, meint er, könne der unzeitige Krieg, der außerdem die Niederlande zu Grunde richte, niemals werden. Von der mächtigen Diverſion begünſtigt und in ihrer Rebellion geſtärkt, würden die Holländer in kurzer Zeit ſich ſtark genug fühlen, um gleich den Engländern, angriffsweiſe gegen Belgien zu verfahren. Spanien vergeude ſein Blut, um eine ungerechte oder wenigſtens gehäſſige Sache zu verfechten. Noch eine Zeit lang könnten vielleicht die Franzoſen ſich unter einander zerfleiſchen, aber durch die Erfahrung belehrt, würde zuletzt die eine, wie die andere Partei zu der jedem Franzoſen mit der Muttermilch eingeflößten Geſinnung, zu unbegrenztem Haſſe gegen Spanien, zurückkehren. Solche freimüthige Rede ſcheint zu der Annahme zu berechtigen, daß der Schreiber immer noch einigen Antheil am Vertrauen des Königs beſaß, doch wurde, ſo lange Alexander Farneſe beim Leben war, von dem Hofe nichts für ihn gethan. Erſt nach dem 2. Dec. 1592 gelang es ihm, den Widerruf des Verbannungsdecrets und die Wiedereinſetzung in ſeine Ämter zu erhalten. Doch findet ſich keine Spur, daß er jemals nach den Niederlanden zurückgekehrt wäre, denn ſeine Gedanken hatten ſich allmälig in den engen Grenzen von Hochburgund concen-

Digitized by Google

trirt, wie ſich das aus ſeinen, in der Granvelle'ſchen Sammlung aufbewahrten Schriften genugſam ergibt. Dieſe Schriften reichen bis zum Jahr 1602, deren Verfaſſer kann alſo nicht, wie doch mehrentheils angenommen wird, 1595 geſtorben ſein Vermählt mit der Witwe Goswin's van Barick, Conſtantia von Berchem, hinterließ Champagney eine einzige Tochter Helena Perrenot, Frau auf Renaix, Champagney, Beaujeu, die 1599 den Grafen von St. Amour, Emanuel Philibert de la Baume-Poupet geheirathet hat.

Nicolaus' zweiter Sohn, Thomas Perrenot de Granvelle, Herr auf Chantonnay, Meiche, Auricourt, Maizières, Seey, Granvelle, le Perrenot [15]), Comthur von Salamea in dem Orden von Alcantara, war zu Beſançon den 4. Juni 1521 geboren. Gentilhombre de la boca bei Kaiſer Karl V. und demnächſt Mayor-domo des Prinzen von Aſturien, war er einer von den Begleitern des Kaiſers in dem Siegeszuge gegen die ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten; ein Umſtand, durch den es ihm gelang, ſich der Gunſt des Erzherzogs Marimilian, des nachmaligen Kaiſers, zu empfehlen. Als deſſen Kammerherr und hierzu ſpeciell bevollmächtigter Procurator verlobte er ſich am 26. April 1548 mit der dem abweſenden Erzherzog beſtimmten Braut, der Infantin Maria, Tochter Karl's V. Staatsrath für die Niederlande und genugſam verſucht durch verſchiedene in Teutſchland und England verrichtete Sendungen wurde Chantonnay, wie Thomas nach ſeinem Hauptgute heißt, zu der Geſandtſchaft in Frankreich befördert. Die außerordentliche Gährung der Gemüther, welche ſeiner dort, in den Zeiten der Verſchwörung von Amboiſe, erwartete, erleichterte ihm ungemein die Aufgabe, die Stimmung des Hofes und der Nation gründlich zu erforſchen. Er ſah allerwärts grenzenloſen und ungerechten Haß gegen den ſpaniſchen Namen, eine Regierung ohne alle Macht, außer für den einzigen Fall, daß die Nationalleidenſchaften gegen den gehaßten Nachbar zu richten; er empfand bange Beſorgniſſe für die ehrgeizige Frau, welche, um ihre Stellung an der Spitze dieſer Regierung zu behaupten, gleichſam ſpielend und träumend, das beweglichſte Schaukelſyſtem verſuchte, deſſen unvermeidliche Frucht der Untergang des alten Glaubens und der Sieg einer in aller Wildheit des Fanatismus das katholiſche Königreich anfeindenden Partei ſein mußte. Eine ſolche Entdeckung konnte den Mann von einfachem, klarem Verſtand nicht lange wegen der zu verfolgenden Bahn zweifelhaft laſſen, und mit einer Lebhaftigkeit, welche nicht ſelten dem furchtſamen Miniſterium Philipp's II. ein Gegenſtand des Entſetzens und der Verzweiflung war, warf ſich Chantonnay in die Arme der Triumvirn, als der Vertheidiger des alten Glaubens. Daß die Bourbonen, daß der Calvinismus in dieſer erſten Periode des langen, blutigen Kampfes erlegen, iſt großentheils ſein Werk; deſſen war er ſich bewußt, deſſen hatte er kein Hehl, unbekümmert, ob er durch ſeine rauhe Freimüthigkeit volksthümliche oder perſönliche Eigenlieben verletze. Manche Scenen, wie ſie ſpäterhin von den ruſſiſchen Ambaſſadeurs im Warſchau an der gefallenen Größe wiederholt worden, mögen damals in Paris vorgefallen ſein; ein Mal ſogar hat ſich der hochmüthige Burgunder vermeſſen, er und Throckmorton, der engliſche Geſandte, könnten mit Hilfe ihrer beiderſeitigen Freunde in Frankreich den Thron der Valeſen brechen, etwa wie in der neueſten Zeit Canning die Mächte des Feſtlandes mit den Schläuchen des Sturmgottes, über die England verfüge, bedrohte. Katharina von Medici insbeſondere verzieh niemals die Härte, in welcher Chantonnay 1562 die Befehle ſeines Hofes vollſtreckend, die Entfernung der gebietenden Herren von der proteſtantiſchen Partei von ihr gefodert und erzwungen hatte; als ſie ſich einigermaßen in ihrer Herrſchaft erſtarkt fühlte, ſetzte die Königin alle Triebfedern in Bewegung, um von Philipp II. die Abberufung des ihr durch allzu ſtrenge Aufſicht ſo unbequemen Diplomaten zu erhalten. Chantonnay ſelbſt misfiel ſich, nachdem der eigentliche Zweck ſeiner Sendung erreicht war, in ſeiner Stellung, den unaufhörlichen Neckereien gegenüber, zu welchen ſich Katharina herabließ: „outre qu'il y dépensoit largement de son bien, il voyoit clairement qu'il n'étoit plus pour faire chose qui pût plaire à ceux qui gouveruoient“ (Schreiben vom Febr. 1564). Es vergingen aber volle zwei Jahre, bevor er von ſeinem Könige die geſuchte Entlaſſung empfing, es fügte ſich, daß er auf der Heimreiſe, in Brüſſel, mit ſeinem Bruder, dem eben zum Aufbruche ſich anſchickenden Cardinal zuſammentraf. Die Königin Katharina triumphirte über dieſes zufällige Begegnen, worin ſie die Hand des Schickſals, das ſie ſo an zwei Feinden zugleich rächen wolle, erblickte; der Cardinal äußerte dagegen, die große Königin erweiſe durch ihre Freude den beiden Brüdern zu viel Ehre, denn eigentlich gebe ſie nur das unverdächtigſte Zeugniß über die Wichtigkeit der Dienſte, die jene Brüder ihrem Könige zu leiſten das Glück gehabt hätten. Chantonnay war auch von weitem nicht in Ungnade gefallen. Noch in demſelben Jahre 1564 wurde er mit der Hauptmannſchaft der Stadt Beſançon begnadigt, dann 1565 an den Hof Kaiſer Marimilian's II. als Geſandter geſchickt. Dort empfingen ihn die freundlichſten Jugenderinnerungen, und dienten ihm häufig als ein Ankergrund in den durch die ſteigende Verfeindung der beiden öſterreichſchen Linien hervorgerufenen Stürmen. Gegen die von dem Kaiſer 1568 dem Herren- und Ritterſtande von Öſterreich bewilligte Religionsfreiheit erhob ſich Chantonnay mit Macht, indem er vorſtellte, wie gehäſſig und nachtheilig dergleichen Bewilligungen ſeinem Könige ſeien, wie ſehr die rebelliſchen Ketzer der Niederlande dadurch in ihrem Frevel geſtärkt werden müßten. Soviel bewirkte er mit dieſen Vorſtellungen, daß der von Chyträus für das proteſtantiſche Öſterreich entworfenen Agende die Bedingung hinzugefügt wurde, daß die Stände für ſich und ihre Unterthanen, der augsburgiſchen Confeſſion, wie ſie 1530 Kaiſer Karl überreicht worden, ſich bedienen, und derſelben gemäß, nicht aber zuwider, die Lehre und Ceremonien verordnen mögen. Am 24. Jan. 1570 verlobte ſich Chantonnay, als Procurator ſeines Königs, mit

15) Eine neue Dorfanlage, nördlich von Granvelle, die den Namen des Erbauers empfing.

Digitized by Google

der älteſten der kaiſerlichen Prinzeſſinnen, der Erzherzogin Anna, und wird wol, in Betracht dieſes Auftrags, mit der auf Cantecroy, der Beſitzung des Cardinals, radicirten Grafenwürde begnadigt worden ſein. In dem am 13. Juli 1570 zu Speier eröffneten Reichstage repräſentirte er den burgundiſchen Kreis, um ſich von da nach Antwerpen zu begeben, begleitet von den Zeugniſſen der kaiſerlichen Zufriedenheit. Daß Maximilian ihn ſogar zum Pathen bei einem ſeiner Kinder, Karl, geb. am 26. Sept. 1565, oder Margaretha, geb. am 25. Jan. 1567, oder Eleonora, geb. am 4. Nov. 1568, erwählt habe, wird verſichert, doch wagen wir nicht, die Angabe zu beſtätigen, weil ſich bei keinem dieſer Kinder der Name Thomas findet. Der Graf von Cantecroy, von welchem die granvelle'ſche Sammlung neun Bände, die wiener Geſandtſchaft betreffend, beſitzt, genoß der ruhigen Einſamkeit in Antwerpen nur kurze Zeit, und ſtarb daſelbſt im Februar 1571, ſeine Witwe, Helena von Breberode, Tochter Reinold's, den 6. Mai 1572. Sie war ihm zu Antwerpen den 13. Sept. 1549 angetraut worden, unter den Hochzeitgäſten hatten ſich Kaiſer Karl V. und ſeine beiden Schweſtern, die Königinnen Eleonora und Maria, befunden; die Feier war eine der prachtvollſten geweſen, die man je in dem reichen Lande geſehen[16]). Aus dieſer Ehe kamen fünf Kinder, Octavius, Nicolaus II., Franz, Johann Thomas und Petronella Octavius fand den Tod auf der kleinen Flotte, welche im Januar 1574 am lodykſchen Gat bei Roëmerswaal mit den Geuſen ſtritt, in der Abſicht, um den Entſatz von Middelburg und Arnemuyden zu bewerkſtelligen. Nicolaus II, Graf von Cantecroy, ſtarb unvermählt zu Neapel. Johann Thomas, Herr auf Meiche, von ſeinem Oheim, dem Cardinal, zum Erben beſtimmt, war nur 22 Jahre alt, als er ſich auf der unüberwindlichen Flotte einſchiffte, und nicht wieder kam. Franz Perrenot, Graf von Canterroy, auf Chantonnay, Maizières, Meiche, Granvelle, le Perrenot, Auricourt, empfing nach Ableben des Cardinals, am 17. April 1587, die Belehnung über die Grafſchaft Cantecroy[17]) und die derſelben einverleibten Herrſchaften Bouchout, Hove St. Lorent, Conticq, Artſelaër, ſtand als Kaiſer Rudolf's II. Geſandter bei der Republik Venedig und ſtarb zu Prag 1607. Ohne Kinder in ſeiner Ehe mit Barbara Sanvitala, der Tochter Gilbert's, des Grafen von Sala, vermachte er ſeine Güter dem Sohne ſeiner Schweſter Petronella, die an Anton d'Oyſelay, Baron von Villeneuve, verheirathet geweſen. Dieſer Schweſter-Sohn, Franz Thomas d'Oyſelay, mußte aber Namen und Wappen der Perrenot annehmen. Des Glücklichen Sohn, Eugen Leopold Perrenot de Granvelle, genannt von Oyſelay, des h. r. R. Fürſt, Graf von Cantecroy, Baron von Villeneuve und Chantonnay, ſtarb im Februar 1637, der letzte Mann ſeines Hauſes (vergl. den Art. Oyſelay) und der von ihm beſeſſene Antheil der Perrenot'ſchen Güter fiel als Regredienterbſchaft an Jacob Nicolaus de la Baume-Poupet, den Sohn von Friedrich's Perrenot einziger Tochter, Helena. Von dem Hauſe la Baume wurde, unter franzöſiſcher Herrſchaft, der Palaſt von Granvelle zu Beſançon für die Stadtgemeinde angekauft, um darin den Gouverneur der Provinz unterzubringen; der Garten, den für den Bau des Schauſpielhauſes verwendeten Raum abgerechnet, dient ſeitdem als eine öffentliche Promenade, welcher der anſtoßende Palaſt mit ſeinen ehrwürdigen Formen einen eigenthümlichen Reiz verleihet. In Granvelle, ſo heißt dieſe Promenade, verſammelt ſich täglich zwei Mal die elegante Welt von Beſançon. Von dem Palaſt berichtet ein teutſcher Reiſebeſchreiber des 17. Jahrhunderts: „Obgedachter Palaſt hat ſehr ſchöne und groſſe Zimmer, mit ſtattlichen Tafeln, und in einer Cammer zwei Bilder, als Bacchi und Veneris, gantz nackend und natürlich vorgeſtellt Item in einer andern Cammer ein hübſch Uhrwerk von Meſſing, auff die Art des ſtraßburgiſchen. Item eine ſchöne und wol außgerüſte Zeug- oder Rüſtkammer, und zween ſchöne groſſe Gärten, von mancherley ſchönen und ſeltzamen Gewächſen, und in dem gröſſern, in der Mauren, ein Bild Jovis, ſo von Rom dahin kommen ſein ſoll." Eine andere Beſchreibung rühmt „ſo viel wunderliche ſeltzame Sachen, als man faſt zu ſehen begehren mag. Da findet man allerhand alte Werck, Bilder von Marmor und Ertz, und ſonderlich vornehme Stück auß Marmol in dem Luſtgarten. Item fürtreffliche Gemählde, und einen köſtlichen Schatz von alten geſchriebenen Büchern, mit andern unzählbaren Schrifften hochgelehrter Leuthe." Von den Gemälden ließ Ludwig XIV. die werthvollſten nach der Eroberung von 1674, ausleſen und den königlichen Sammlungen einverleiben. Heute noch bewahret das Musée royal dieſe Stücke, die doch ungezweifeltes Privateigenthum geweſen, und ſie dienen zum Beweiſe, daß das droit de conquête für Kunſtgegenſtände mit Unrecht als eine Erfindung der Revolution betrachtet werde. — Das Wappen der Perrenot zeigt im ſilbernen Felde drei ſchwarze rechte Schrägbalken, darüber, als Schildeshaupt, im ſchwarzen Felde drei ſilberne Halbmonde, oder, ſeit der von Kaiſer Karl V. bewilligten Wappenverbeſſerung, ſtatt der Halbmonde den Reichsadler im goldenen Felde. Als Wahlſpruch dient des Cardinals von Granvelle berühmte Deviſe: Durate. (*v. Stramberg.*)

PERRERO, 1) ein Bezirk, benannt nach dem Hauptorte gleiches Namens, gehört zur Provinz Pinerolo, zur Militairdiviſion von Turin der feſtländiſchen Staaten des Königs von Sardinien und umfaßt die Gemeinden Perrero, Bovile, Chiadrano, Faetto, Maniglia, S. Martino, Peroſa, Mapello Praly, Riclaretto, Rodoretto, Salza und Traverſa. Er liegt durchaus im höheren Gebirge, wird zum Theil von Waldenſern bewohnt, deren es hier 3565, und darunter ſieben Soldaten, gibt. Dieſer Bezirk gehört zum Bisthum Pinerolo. An der Spitze der Gerichtsgeſchäfte des ganzen Bezirkes ſteht ein Bezirksrichter (Giudice di Mandamento), zu deſſen Gerichtsbarkeit die obigen zwölf Gemeinden gehören. An der Spitze der Adminiſtration des Mandamento

16) Es handelt von derſelben eine gleichzeitig in Antwerpen erſchienene Druckſchrift, desgleichen *Prosp. Levesque* I, 182. 17) Des Cardinals übrige Nachlaſſenſchaft, wie er ſie dem Lieblingsneffen zugedacht gehabt, fiel auf ſeine Schweſter Margaretha, verehelichte von Achey.

Digitized by Google

befindet ſich ein Syndicus mit einem Secretair. Der Bezirksrichter iſt zugleich Schulenaufſeher (Delegato delle Riforme). Ein Steuereinnehmer (Esattore dei rr. tributi) ſorgt für die Erhebung der königlichen Abgaben. Polizeilich iſt der Bezirk dem Diſtriete des zu Peroſa ſtationirten Maresciallo d'alloggio a piedi der königlichen Carabiniere zugetheilt. 2) P., ein Dorf und zugleich Hauptort des Bezirkes (Capo luogo del Mandamento), in der Mitte des Thales von S. Martino (auch Valle della Germanaſea genannt) eines Seitenthales des rechten Cluſoneufers, rings von hohen Gebirgen umſtanden, fern von jeder Hauptſtraße gelegen, mit einer katholiſchen Pfarrpropſtei, einer der h. Maria Magdalena geweihten katholiſchen Kirche, dem Gemeindehauſe für die Ortſchaften des ganzen Thales, und 17 Waldenſern.

(*G. F. Schreiner.*)

PERRET, Gemeindedorf im franzöſiſchen Nordküſtendepartement (Bretagne), Canton Goarec, Bezirksſtadt Loudéac, hat eine Succurſalkirche und 644 Einwohner, welche Hochöfen und Fabriken für eiſerne Töpfe, Keſſel und Backpfannen unterhalten. (Nach Bardichon.)

(*Fischer.*)

PERRET (Peter), ein niederländiſcher Kupferſtecher des 16. Jahrhunderts, war geboren zu Audenarde gegen d. J. 1550 *), ſtudirte einige Zeit in Italien und eignete ſich die Manier des Cornel. Cort an, welcher viel in Italien arbeitete und den weſentlichſten Antheil an der Kupferſtichſchule des Auguſtino Carracci und deſſen Nachfolgern hatte. In einigen Blättern von Perret findet ſich theils einige Verwandtſchaft mit dem Styl des Heinr. Goltzius, jedoch weniger die feine Bewegung dieſes Meiſters, theils der damals vorherrſchende manierirte Styl in der Zeichnung des Nackten, wobei ſich der ſehr ſcharfe und reine Schnitt des Gradſtichels etwas trocken ausnimmt. Perret ſtach nach verſchiedenen ältern und gleichzeitigen Meiſtern ſeines Vaterlands, z. B. nach Peter Breughel, die Ehebrecherin vor Chriſtus, eine ſehr reiche Compoſition, bezeichnet P. Perret sc. 1579. qu. fol.

Dieſes Blatt ſcheint eins der älteſten des Künſtlers zu ſein, nicht blos der Jahrzahl, ſondern auch der Arbeit nach, die einen viel ältern Charakter zeigt, als ſeine übrigen Bilder; auch die Zeichnung, obgleich dem Charakter des ältern Breughel treu, deutet mehr auf einen ſtrengeren oder vielmehr trockeneren Styl, ja gleicht ſogar einigermaßen der Manier des Lambertus Suavius. Andere Blätter von Perret ſind nach Speccard, Joſeph und Potiphar's Weib. — Die Malerei, Allegorie; bezeichnet 1582. gr. fol. — Der h. Rochus nach ebendemſelben. Ferner zwei Blätter, die Anbetung der Könige. — Die Anbetung der Hirten, dieſe Blätter ſind zwar kräftig, nähern ſich aber im Styl mehr an Goltzius. Zu mehren der im 16. Jahrhundert in Rom herausgegebenen Werke über antike Figuren und Statuen arbeitete er Vielerlei, z. B. den Laokoon 1581, geſtochen, gr. fol. — Die große Fontaine aus dem Garten Ceſi zu Rom 1581. gr. fol. — Zu den ſeltenen Blättern dieſes Meiſters gehören die Anſichten des Escurials in Spanien, ſowol die Hauptanſicht deſſelben, Scenographia Totius Fabricae S. Laurentii in Escoriali etc., als die andern drei Blätter mit den einzelnen Gebäuden, 1587 geſtochen, ſ. gr. r. qu. Fol., und mehre ähnliche architektoniſche Blätter. — Auch nach Bernardino Paſſari, nach Franc. Parmeggiano, nach Perez di Alli von Malta und andern italieniſchen Meiſtern ſtach Perret Mehres; ausgezeichnet ſind eine heilige Familie in einem Zimmer, Gruppe von fünf Figuren, nach Paſſari 1583 zu Rom geſtochen, und nach Perez di Alli, die Marter der heil. Katharina 1582. (*Frenzel.*)

*) Baſan begeht in ſeinem Dictionnaire einen großen Fehler, indem er das Geburtsjahr Perret's auf 1569 ſetzt, wornach der Künſtler bei Bearbeitung des unten genannten Blattes zehn Jahre alt geweſen ſein müßte.

PERRET (-Gentil, Moses), eins der vielen Beiſpiele vorzüglicher Talente für Mechanik, wodurch ſich die Bewohner von Locle und La Chaux-de-Fonds im eidgenöſſiſchen Canton Neuſchatel auszeichnen. Er war ein gemeiner Landmann, der keine wiſſenſchaftliche Bildung erhalten hatte, führte aber dennoch ein Werk aus, das von vielem Genie zeugt. Nahe bei la Chaux-de-Fonds entſpringt eine Quelle, die ſich ſogleich in einen tiefen Schlund ſtürzt, und dort in der Tiefe bedeutende Aushöhlung bewirkt hatte. Hier legte er 1764, blos mit Hilfe ſeiner zwei Brüder, vier Mühlen an, deren Räder bis 60 Fuß tief unter der Erde ſich befinden, je eins tiefer als das andere. Auch den Zugang, den er dazu machte, beweiſt eine ſeltene Erfindungsgabe. Ein ähnliches Werk findet man in Locle. Perret-Gentil iſt im erſten Decennium dieſes Jahrhunderts geſtorben. (*Escher.*)

PERREUX, 1) Marktflecken und Hauptort des gleichnamigen Cantons im franzöſiſchen Loiredepartement (Forez), Bezirk Roanne, liegt 1¼ Lieue von dieſer Stadt entfernt, auf dem rechten Loireufer an der Rhodon, iſt der Sitz eines Friedensgerichts und hat eine Pfarrkirche und 1983 Einwohner, welche zwei Jahrmärkte unterhalten. — Der Canton Perreux enthält in 10 Gemeinden 8280 Einwohner. 2) Gemeindedorf mit 724 Einwohnern im Yonnedepartement. 3) Fluß, welcher ſich im Calvadosdepartement mit der Orne verbindet. (Nach Expilly und Bardichon.) (*Fischer.*)

PERRHAEBI, die Bewohner der Theſſaliſchen Landſchaft Perrhäbia (ſ. d. Art.).

PERRHÄBIA (die ältere Schreibart bei Thukyd. *Περαιβία*, bei Livius Perrhaebia), die nördlichſte Landſchaft Theſſaliens, welche einſt von den kriegeriſchen Perrhäbi (*Περαιβοί* Homer und Thukyd.) bewohnt, nördlich von dem kambuniſchen Gebirge und von Makedonien, öſtlich vom Peneios und Oſſa, ſüdöſtlich und ſüdlich vom Peneios, weſtlich von Heſtiäotis und vom Pindos umgrenzt wurde, bildete die Nordſeite von Pelasgiotis, welches wir hier bereits beſchrieben haben (Th. XV. S. 143—145). Perrhäbia hatte übrigens nicht immer gleichen Umfang, ſondern erſcheint bald größer, bald kleiner. Der größte und wichtigſte Theil deſſelben war Gebirgsland, welches ſich durch Bergfeſten, beſonders am Olympos, Peneios und Tempe auszeichnete (*Strab.* IX, 5, 441 *Cas.*). Die wichtigſten waren Olooſſon, Kondylos und Gonnos,

Digitized by Google

deren letztere den Engpaß von Tempe beherrſchten und als die Schlüſſel zu Makedonien betrachtet wurden (ſ. Pelasgiotis XV. S. 144. Vgl. *Diodor. Sic.* XIX, 36, T. II. p. 345 *Wessel.*) — Homer bezeichnet die Perrhäber als kriegsluſtiges Volk (*μενεπτόλεμοι Περαιβοί*) und ſtellt ſie nebſt den Enienen unter den Befehl des Guneus aus Kyphos, welcher 22 Schiffe gegen Ilion führte (II, 748 ff.) Er läßt die Perrhäber um das winterliche Dodone und um den anmuthigen Fluß Titareſios wohnen, welcher ſein ſchönes Gewäſſer dem Peneios zuwendet, das wie Öl obenhin ſchwimmt, ohne ſich mit ihm zu vermiſchen (II, 750 ff.). Bekanntlich hat man zwei verſchiedene dodonäiſche Orakel angenommen, ein älteres in Theſſalien und ein jüngeres in Epeiros (Vgl. C. Ritter, Vorhalle europ. Völkergeſch. S. 383 ff.) Wir würden demnach hier das ältere Theſſaliſche in der Nähe des Peneios zu verſtehen haben. Strabon (IX, 5, 434 *Cas.*) ſetzt zwar auch Perrhäber auf die Weſtſeite des Pindos, alſo in die Nähe des Berges Tomaros, an welchem das epeirotiſche oder hellopiſche, alſo das jüngere, Dodone lag. Indeſſen nennt er dieſe Perrhäber *μετανάστας ἀνθρώπους*, welche ſich demnach im Verlaufe der Zeit aus dem eigentlichen Perrhäbien hierher gewendet und ſich daſelbſt angeſiedelt hatten, wie ſie überhaupt am liebſten ſich auf Gebirgen feſtſetzten. (Auch Plinius kennt hier Perrhäber: N. H. IV, 1: Perrhaebi, quorum mons Pindus). Das ſpätere Perrhäbia umfaßte übrigens auch die meiſten der Ortſchaften, welche Homeros (Il. II, 738 sq.) der Herrſchaft des Polypoites, dem Sohne des Peirithoos, zutheilt, insbeſondere Elone und Oloſſon. Er nennt aber die Bewohner derſelben nicht Perrhäber, und das von ihm bezeichnete Perrhäbia hatte demnach engere Grenzen, als das ſpätere, von Strabon beſchriebene. — Bei Thukydides (IV, 78) beginnt die Landſchaft Perrhäbia unweit der Theſſaliſchen Stadt Phakion (*ἐκεῖθεν δὲ ἐς Φάκιον, καὶ ἐξ αὐτοῦ ἐς Περαιβίαν*). Livius nennt als zwei perrhäbiſche Städte Cyretiä, welches im römiſch-makedoniſchen Kriege von den Ätolern mit Gewalt weggenommen und geplündert, und Malloa, welches ſich den Ätolern ſogleich ergab und in ihren Bund aufgenommen wurde (XXXI, 41. vgl. XXXVI, 13). Amynandros rieth nun aus Perrhäbia nach Gomphi (in Heſtiäotis) zu marſchiren. Allein die Ätoler folgten ihm nicht, ſondern wandten ſich zu den fruchtbaren Gefilden Theſſaliens, um hier größere Beute zu gewinnen (*Livius* l. c.). Außer den genannten Orten gehörten zu Perrhäbia noch Phalanna, Doliche, Azoron, Pythion. Auch Elone wird als Stadt der Perrhäber betrachtet (*Strab.* IX, 5, 441 *Cas.*), ſowie die Bewohner von Atrax urſprüngliche Perrhäber waren (*Strab.* IX, 5, 440. *Cas. Livius* XXXII, 15). —

Daß die Perrhäber zum großen Pelasgiſchen Volksſtamme gehörten, haben wir bereits im Art. Pelasger (Th. XV. S. 116) nachgewieſen. Skylax (p. 60, ed. *Gron.*) bezeichnet ſie als Hellenen, was ſich mit jener Annahme leicht vereinigen läßt. Die Perrhäber waren einſt ein ziemlich mächtiger Stamm, wie aus der Nachricht hervorgehet, daß durch ſie die Hiſtiäer aus Euböa nach Theſſalien verſetzt worden ſeien (*Strab.* X, 1, 446 *Cas.*). Dennoch wurden ſie von den Lapithen unterworfen und beherrſcht (*Strab.* IX, 5, 441 *Cas.*). Wir dürfen indeſſen vermuthen, daß dieſes nur von den Bewohnern der Ebenen zu verſtehen ſei. Denn diejenigen, welche auf den Gebirgen Olympos und Pindos hauſten, mochten größtentheils ihre Freiheit bewahren (vgl. O. Müller Dor. I, 25). Die Lapithen gingen aber früh zu Grunde, während ſich die Perrhäber bis in die ſpätern Jahrhunderte behaupteten. (Vgl. H. G. Plaß Vor- u. Urgeſch. d. Hell. 1. Bd. S. 325, 593, 609. f. 2. Bd. 295 f.) Ein bedeutender Theil hatte ſich auch nach Athamanien gewendet (*Strab.* IX, 5, 442); daher iſt es begreiflich, warum der genannte Geograph Perrhäber zu den Ätolern zählt (X, 2, 450 *Cas.*). Zur Zeit des Peloponneſiſchen Krieges waren ſie den Theſſalern unterworfen (*Thucyd.* IV, 78). Späterhin hatte Philippos II. von Makedonien dieſe und andere Theſſaliſche Völkerſchaften in ſeine Gewalt gebracht. Theopompos (bei *Athenäos* VI, 76, 260 a. b.) hat uns die Nachricht hinterlaſſen, daß dieſer König den Agathokles, einen urſprünglich Theſſaliſchen Peneſten zu den Perrhäbern geſandt habe, theils um als Präfect ihr Gebiet zu beaufſichtigen, theils aber auch, um die noch rauhen, kriegeriſchen Männer zur üppigen, weichlichen und wollüſtigen Lebensweiſe zu verlocken und ſie dadurch ethiſch zu verderben (*ἀπέστειλε διαφθεροῦντα Περραιβούς κ. τ. λ.*), eine im Alterthume oft angewandte Maxime deſpotiſcher Herrſcher *). Philippos mußte aber, nachdem er von den Römern beſiegt worden, auf Befehl des Senats dieſe Völkerſchaften wieder frei geben, worauf ſie für völlig frei, ſelbſtändig und autonom (liberos, immunes, suis legibus esse etc.) erklärt wurden (*Liv.* XXXIII, 32). Bei Livius werden die Perrhäber überall von den Theſſalern geſchieden. (Vgl. XXXIX, 24; hier beſchweren ſich die Theſſaler und Perrhäber bei den Römern über die Beſitznahme ihrer Städte durch den makedoniſchen König. Vgl. c. 25. 26.) Während der ſpäteren Zeit, nachdem Theſſalien mit Makedonien zur römiſchen Provinz geworden, und noch ſpäter, während der Kaiſerherrſchaft bis zur byzantiniſchen Zeit, mochte Perrhäbia als partielle Landſchaft alle Bedeutung und ſelbſt ſeinen alten Namen verlieren. — Unter den neueren Reiſenden hat auch E. D. Clarke den Norden Theſſaliens beſucht, und insbeſondere Tempe, Gonnos, den Olympos

*) Äſchylos hatte ein Drama unter dem Titel: „die Perrhäberinnen" geſchrieben (*Αἰσχύλος ἐν Περραιβίσι*), in welchem die Perrhäber noch als Männer von einfachen, rauhen Sitten erſcheinen mochten. Sie bedienen ſich hier der Hörner zu Trinkgeſchirren (*ἀντὶ ποτηρίων τοῖς κέρασι χρωμένους κτλ.*), eine Sitte, welche wir auch bei andern, noch vom Luxus entfernten, Stämmen finden (*Athen.* XI, 51. p. 476, b. c). Nicht zu verwechſeln hiermit ſind die irdenen und metallenen Gefäße, welche von ihrer Geſtalt den Namen *κέρατα* erhielten. Pindar (Fragm. sel. XI, 44. p. 228. ed. min. *Boeckh.*) läßt die Kentauren *ἐξ ἀργυρέων κεράτων* trinken. Irdene Gefäße, welche die Geſtalt eines Horns haben, findet man in Vaſenſammlungen häufig. Sie ſind gewöhnlich mit ſchwarzem Firniß überzogen, ohne bildliche Figuren. Die ſpätere Bezeichnung für dieſe Gefäße war Rhyton (*Athen.* XI, 98, 497, b. *ἐκαλεῖτο δὲ τὸ ῥυτὸν πρότερον κέρας.*

und Oſſa, den Peneios und anderes hieher Gehöriges beſchrieben (Tom. VII. p. 355 sq. ed. IV. Lond. 1818). (*Krause*)

PERRHIDAE (*Περῥίδαι*), ein von Stephanos Byz. angegebener und von ihm zur Antiochidiſchen Phyle gezogener Attiſcher Ort oder Demos. (*Krause.*)

PERRIER[1]). 1) **François**, berühmter franzöſiſcher Hiſtorienmaler, geboren 1590 zu Macon im burgundiſchen Kreis (nach Felibien zu St. Jean di Laure, auch Salins in der Franche Comté), war der Sohn eines Goldſchmieds; ſeine große Neigung zur Materei und die Leichtigkeit ſeiner Hand beſtimmten ihn, von der Kunſt ſeines Vaters zu der bildenden Kunſt überzugehen. Er verließ deshalb ſehr zeitig das Haus ſeiner Ältern, um zu Lyon die Kunſt weiter zu ſtudiren, wo er ſich bald ſoweit ausbildete, daß man ihm den Auftrag eetheilte, einige Altarbilder für die Karthäuſer zu malen.

Sein lebhafteſter Wunſch war Italien kennen zu lernen und dort die großen Meiſterwerke zu ſtudiren; da er aber von allen Mitteln entblößt war, und doch auf einen aus wahrer künſtleriſcher Neigung gewonnenen Entſchluß nicht Verzicht leiſten wollte, ſo beſchloß er einem Blinden, welcher dieſe Reiſe unternahm, als Führer bis Rom zu dienen. In Rom trat er bei einem mittelmäßigen Maler und Kunſthändler in Dienſt, der ihn mit Copiren nach Bildern guter Meiſter beſchäftigte; hier bemerkte ihn eines Tages der berühmte Giovanni Lanfranco, erkannte das Talent des jungen Mannes, unterſtützte ihn mit gutem Rathe und Humanität, und förderte ſo ſeine weitere Ausbildung.

Nachdem er längere Zeit in Rom verweilt und ſich hier fleißig nach der Antike geübt hatte, kehrte er in ſein Vaterland zurück, wo er für einige Zeit Lyon zu ſeinem Wohnſitz erwählte. Hier vollendete er einige der früher begonnenen Gemälde in der kleinen Karthauſe, und kam dadurch zu einem ganz geachteten Namen. Später wohnte er in ſeiner Vaterſtadt Macon, woſelbſt er auch mehre Arbeiten lieferte.

Der Wunſch, in der großen Hauptſtadt Frankreichs ſein Glück zu machen, brachte ihn 1630 nach Paris, wo ſich ſchnell ſein Ruf verbreitete und ihm bedeutende Mittel zu Theil wurden. Der berühmte Simon Vouet, welcher im Schloß zu Chilly arbeitete, ließ ihn nach ſeinen Zeichnungen die dortige Kapelle ausmalen, auch mehre andre Arbeiten von ihm fertigen. Es ſchien aber in der Folge, während Simon Vouet von allen Seiten her mit Arbeiten beauftragt wurde, ſich weniger für Perrier's Talente vorzufinden; er verließ deshalb unmuthig Paris und unternahm 1635 eine zweite Reiſe nach Italien. Dort arbeitete er viel, beſchäftigte ſich beſonders mit der Radirnadel, wodurch er nächſt ſeinen eigenen Compoſitionen theils das Werk zu Stande brachte, das am meiſten ſeinen Ruf gegründet hat, die Sammlung von Figuren nach antiken Statuen, theils die Bogen- und Deckengemälde der Farneſina von Raſael, auch Carracci's Gemälde, die Communion des heil. Hieronymus, in der Kirche Certoſa zu Bologna, das letztere auf Veranlaſſung des Malers Lanfranco (um Dominichino zu ſchaden)[2]) radirte. Im J. 1645 kehrte Fr. Perrier nach Paris zurück, wo er das Hôtel de la Vallière (Hôtel Toulouſe) mit großer Geſchicklichkeit malte, mehre mythologiſche Scenen, Apollo, Aurora, die Elemente u. a., hier darſtellte, worauf er Profeſſor an der dortigen Akademie wurde. Perrier blieb hierauf in Paris, wo er 1660 ſtarb.

Perrier's Styl hat viel Freies und ſchließt ſich durchaus an die italieniſche Schule an, beſonders an Lanfranco; daneben iſt jedoch auch der Charakter von Simon Vouet und Claude Vignon ſichtbar. Vorherrſchend iſt eine ſehr gute Anordnung, übrigens fehlt es an feſter und correcter Zeichnung; ebenſo ſind mehre Unrichtigkeiten in der Perſpective anzutreffen, wie auch Felibien in ſeinem Urtheil über dieſen Meiſter beſtätigt. Eins ſeiner vorzüglichern Gemälde iſt ein Altarbild, eine Verkündigung der Maria darſtellend, ebenſo iſt er, beſonders als talentvoller Maler nach der Galerie im Hôtel Toulouſe zu beurtheilen.

Von Fr. Perrier gibt es nach ſeiner eigenen Compoſition 22 radirte Blätter, darunter Abel's Tod, einige heilige Familien, die Kreuzigung, die Flucht Jeſu u. a. bibliſche Scenen und drei Bacchanalien u. a. ſich auszeichnen; noch andere (17) nach verſchiedenen Meiſtern, darunter die Farneſina nach Raſael, das Bild nach Carracci's, ſowie das Bildniß Vouet's und eine heilige Familie ſchön zu nennen ſind. Das große Werk über die Antike mit einem Titelblatt, auf dem die Zeit am Torſo nagt, beſteht aus 150 Blatt kl. Fol meiſt mit F. B., auch F. P. B (Franç. Perrier Burgundus) bezeichnet, und iſt einige Male copirt worden, am beſten in 100 Blatt von Cornelius van Dalen mit Titel: **Eigentlyke Afbulding van handert der alder varmanderste Statuen etc.** gr. 4. Auch ſind nach Perrier viele Blätter von Cousway, Rouſſelet u. A. geſtochen.

2) **Guillaume**, Neffe des Vorbingenannten, ebenfalls Hiſtorienmaler, geboren zu Macon, Departement de Saone, zu Anfang des 17. Jahrhunderts. G. Perrier malte mehre Gemälde für die Kirche der Minoriten in Lyon, in welches Kloſter er ſich in der Blüthe ſeiner Jahre zurückzog, da ihn ſein Gewiſſen als Mörder anklagte; Nichts konnte ihm Troſt gewähren, bis er durch ſich ſelbſt gefoltert, 1655 ſeinen Geiſt aufgab.

Das nicht kleine Talent dieſes Künſtlers war doch weniger ausgebreitet, als das ſeines Onkels, man möchte ihn ſogar mehr Nachahmer nennen.

Auch G Perrier beſchäftigte ſich mit der Radiernadel; auf vier Blatt mit ſehr geiſtreicher Nadel iſt ein freies Spiel derſelben ſichtbar. Dieſe vier Blatt enthalten: 1) eine heilige Familie mit 1647 und mit G. p. bezeichnet 8. 2) Den Tod der heil. Magdalena, bezeichnet: **G. perier Matisconensis inv. fecit. 1647.** 8. 3) Das Bildniß von Lazarus Meyſonnier Conſ. Medic., bezeichnet **G. P. P. Q.** als Titel zu dem Werk über eine

1) Die übrigen Perrier ſuche man unter Perier. Red.

2) Lanfranco wollte nämlich der Welt zeigen, daß Dominichino Zampieri die Idee zu ſeinem berühmten Gemälde, „die letzte Communion des heil. Hieronymus," von Carracci entnommen habe.

Digitized by Google

Operation des Arztes Meyſſonnier zu Lyon. gr. 8. 4) Allegorie auf den Arzt Meyſſonnier zu demſelben Werk; dieſe Allegorie ſtellt die heil. Jungfrau mit dem Kind in einer Engelsglorie und den Erzengel Rafael dar. Bezeichnet G. P. F. gr. 8. (*Robert Dumesnil*, Peintre-Graveur François Vol. III. p. 39).

Nach Guillaume Perrier hat G. Lebrun den heil. Stephan, welcher als erſter Märtyrer über die Lehren des alten Geſetzes disputirt, in Kupfer geſtochen, eine Compoſition von ſehr ſchöner Anordnung. (*Frenzel.*)

PERRIER (le), Gemeindedorf im franzöſiſchen Vendéedepartement (Poitou), Canton St. Jean de Mont, Bezirksſtadt les Sables d'Olonnes, iſt von dieſer 13½ Lieues entfernt und hat eine Succurſalkirche und 1798 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PERRIÈRE (la), Gemeindedorf, nach Expilly kleine Stadt, im franzöſiſchen Ornedepartement, Canton Pervenchères, Bezirksſtadt Mortagne, iſt 3¾ Lieues von dieſer entfernt und hat 958 Einwohner. Wie es ſcheint, ſo hat eine Familie von dieſem Orte ihren Namen bekommen. Wilhelm von la Perrière verband ſich mit Robert von der Normandie, als dieſer ſich mit ſeinem Vater, Wilhelm, entzweite, und befeſtigte den ſchon von Natur ſtarken Ort noch mehr. Heinrich I. eroberte ihn 1113 zugleich mit Bellême. König Ludwig VIII. übergab die Feſte dem Herzoge von Bretagne, Peter von Dreux, mit dem Beinamen Mauclerc. Dieſer empörte ſich gegen Ludwig's Nachfolger, Ludwig IX., und befeſtigte deshalb la Perrière von Neuem. Allein der König eroberte im Januar 1229 Bellême und wahrſcheinlich auch la Perrière, wenigſtens mußte Peter in dem 1231 geſchloſſenen Waffenſtillſtande auf beide Orte verzichten. Da der Friede von 1234 hierin nichts änderte, ſo übergab Ludwig der Heilige la Perrière ſeinem jüngſten Sohne Peter und zog es nach deſſen Tode wieder ein. Im J. 1290 erhielt Karl, Graf von Valois, Alençon und Perche, den Ort zur Appanage und ſeit dieſer Zeit blieb es im Beſitz ſeiner Nachkommen, bis es von dieſen an das Haus Anjou kam. (Nach Expilly und Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

PERRIÈRE, eine der beſten Sorten Burgunderwein, den der Bezirk Iſſoire liefert. Die Trauben, von denen er gewonnen wird, ſind klein, dicht, kurz, einfach; die Beeren klein, länglich, dünnhäutig, ſaftig, ſüß, wohlſchmeckend und gelblichgrün. Er hat einen ſehr feinen reizenden Geſchmack, macht einen ſanften, ruhigen Eindruck, iſt von dauerhafter Wirkung, und ſeines Gehaltes wegen, beſonders für alte ſchwächliche Perſonen, ein treffliches Stärkungsmittel. In den erſten Monaten ſeines Alters hat er zwar etwas Strenges, das ſich aber mit der Zeit verliert. Den jungen verfährt man im März und April. (*William Loebe.*)

PERRIERS, Dorf mit 500 Einwohnern im franzöſiſchen Bezirke Iſſoire, Departement Puy de Dôme. In ſeiner Nähe befinden ſich viele, zum Theil bewohnte, unterirdiſche, natürliche Höhlen, ein gleichfalls natürlicher Obelisk, ſowie Trümmer des Thurmes von Mariſolet. (*G. M. S. Fischer.*)

PERRIGNY (Thailevis de). Dieſer tüchtige Seemann ſtammte von einer alten, urſprünglich in Niedernavarra, ſpäter in dem Vendômois anſäſſigen Familie ab und wurde 1720 geboren. Indem er ſich früh dem Seedienſte widmete, ſtieg er ſehr bald bis zum Schiffscapitain empor und führte 1757 als ſolcher den Oberbefehl auf der Corvette Emeraude, welche 22 Kanonen trug. Glücklich hatte er die letzte Hilfsſendung Frankreichs nach Canada aus dem Hafen Lorient geleitet, als ihn die engliſche Fregatte Southampton von 40 Kanonen angriff. Gleich im Anfange des Kampfes riß ihm eine Kanonenkugel beide Füße hinweg; allein der Schmerz ſchien ſeine Tapferkeit nur zu erhöhen; denn er ließ ſich in einem Kleienſack auf das Verdeck ſeiner Corvette tragen und führte hier das Commando mit einer ſolchen Kraft, daß er im Begriff ſtand, durch ein geſchicktes Manövre die ihm weit überlegene engliſche Fregatte, welche bereits ihr Steuerruder verloren hatte, in ſeine Hände zu bekommen, als ihn eine zweite Kugel in Stücken riß. Der einzige, welcher ſich aufrecht erhielt, war ein zwölfjähriger Knabe, Lisle-Adam, einziger Nachkömmling des erlauchten Hauſes des Großmeiſters von Rhodus, dieſer ließ erſt die Segel ſtreichen, nachdem man dem feindlichen Schiffe noch eine volle Ladung gegeben hatte. Die Engländer ſelbſt geſtanden den Franzoſen den Ruhm der Tapferkeit zu und gaben dies dadurch zu erkennen, daß ſie dem Bruder des heldenmüthigen Seemannes, dem Marquis von Perrigny, welcher von ſeinem Commando zu St. Domingo zurückkehrend, auf einem Transportſchiffe gefangen genommen worden war und durch einen im Kriege ſo oft vorkommenden Zufall zugleich mit der engliſchen Fregatte und der Emeraude im Hafen von Portsmouth einlief, große Achtung erwieſen und ihn ohne Auswechſelung freigaben. Der Tod unſeres Schiffscapitains war jedoch nicht blos für das kriegführende, ſondern auch für das gelehrte Frankreich ein großer Verluſt; denn er beſaß ausgezeichnete Kenntniſſe in der Hydrographie und legte dieſe durch ſeine Arbeiten an den Tag. Zu dieſen letzteren gehört vorzüglich eine Senkbleikarte des Golfs von Gascogne. In dieſer, welche dem Neptune français einverleibt iſt, hat er mit der größten Genauigkeit und oft in weiter Entfernung vom Lande die Anlände der Küſten Frankreichs und eines Theils Englands beſtimmt und ſich dadurch die Dankbarkeit aller Schiffahrttreibenden Nationen Europa's erworben *). (*G. M. S. Fischer.*)

PERRIGNY, die vierte Sorte des Burgunderweins, mithin der geringſte. Er wächſt in Auxerre. In Frankreich genießt man ihn häufig, und zwar ſeiner Leichtigkeit halber, unvermiſcht, in Teutſchland dagegen iſt er weniger beliebt. (*William Loebe.*)

---

*) Ein Neffe Perrigny's, der Graf Théobat von Perrigny, zeichnete ſich ebenfalls bereits im 14. Jahre ſeines Alters, wo er als Garde de la marine auf der von Herrn de Graſſe befehligten Ville de Paris diente, unter den Seehelden aus. In dem Treffen, in welchem de Graſſe am 29. April 1781 den engliſchen Admiral Hood ſchlug, verlor er durch eine Kanonenkugel den linken Arm, wurde ſogleich zum Schiffsfähnrich ernannt und erhielt, 15 Jahre alt, das Ludwigskreuz. Vergl. Biogr. univ. T. XXXIII. p. 423.

Digitized by Google

PERRIN (Pierre), ein Genfer, Verfaſſer einer Histoire de Genève, 1633, die aber durch einen Beſchluß des Rathes unterdrückt wurde. In wieweit die angeführten Motive dieſes Beſchluſſes, daß der Verfaſſer einige Perſonen ungerecht getadelt und mehre falſche und boshafte Behauptungen aufgeſtellt habe, begründet waren, läßt ſich in Ermangelung eines Exemplars dieſer Schrift nicht mehr ausmachen. Es iſt möglich, daß ſich dies auf die Ereigniſſe des Jahres 1555 bezieht, wo Ami Perrin, geweſener Syndicus, und wahrſcheinlich einer der Vorfahren dieſes Geſchichtſchreibers, an der Spitze eines gefährlichen Auflaufes zu Genf ſtand, und da er ſich flüchtete, in Contumaz zum Tode verurtheilt wurde. Dieſer Aufſtand wird von Spon (Histoire de Genève. I, 298) ausführlich erzählt. (*Escher.*)

PERRIN (Pierre), am bekannteſten unter dem Namen Abt Perrin, wurde zu Lyon geboren; ſein Geburtsjahr iſt ungewiß; ſelbſt der Vorname ſchwankt. Beauchamps gibt ihm (in ſeinen Recherches sur les théâtres III, 146) den Vornamen François; la table du Catalogue de la Bibliothèque du Roi (Belles-lettres) nennt ihn Paul; Moreri, Leris, Goujet (Bibl.-fr.), Lavallière (Ballets, opéra etc.), Pernety u. A. nennen ihn Pierre. Er war nicht Geiſtlicher, hatte weder eine Pfründe, noch eine Abtei, ſondern hatte nur den Titel eines Abtes angenommen, um einen Rang in der Welt zu haben. Übrigens hatte der Mann Witz (esprit) und war vorzüglich voll von Ränken, hatte ſich auch Zutritt am Hofe zu verſchaffen gewußt und war mit Voiture in Unterhandlung getreten wegen der Stelle eines Einführers der Geſandten (charge d'introducteur des ambassadeurs) bei Gaſton, Herzog von Orleans im Jahre 1659. In demſelben Jahre ließ er zu Iſſy in dem Hauſe des Herrn von La Haye ein Paſtorale in 5 Acten ſingen, welches Cambert in Muſik geſetzt hatte. Die Sache verhielt ſich kürzlich ſo: der mächtige Cardinal-Miniſter Mazarin hatte bereits 1645 vor dem Hofe zu Petit-Bourbon das komiſche Singſpiel „Finta Pazza“ von einer italieniſchen Geſellſchaft zum erſten Male aufführen laſſen. Noch beſſeren Eingang fand zwei Jahre ſpäter die von einer vorzüglicheren italieniſchen Geſellſchaft aufgeführte, auch von Mazarin veranſtaltete Oper „Orpheus und Euridice,“ die mit großer Pracht in Scene geſetzt worden war, was zu den erſten Singſpielvorſtellungen ſchlechthin gehörte. Der Erfolg, den die Italiener hatten, war bedeutend. Die Franzoſen fingen an zu wünſchen, etwas Ähnliches in ihrer Sprache zu beſitzen, theils aus Nationalſtolz, theils auch um der äußerlichen Vortheile willen, die davon zu hoffen waren. Da Mazarin, vielleicht noch beſonders aus patriotiſcher Vorliebe gegen das Kind Italiens, in Leidenſchaft für dieſe Unterhaltungen brannte, auch gern den Beſchützer und den Kenner ſpielte, ſo wäre dies allein ſchon hinreichend geweſen, mehr als einen unternehmenden Künſtler Frankreichs zu einem Verſuche aufzureizen. Da aber dieſe Art koſtſpieliger Hofergötzlichkeiten auch die nicht hoffähigen Stände dafür lüſtern gemacht hatte, ſo gab es der Lockungen zu einem ähnlichen Verſuche ſo viele und ſo handgreifliche, daß man nur darüber erſtaunen muß, daß ſich nur Einer und nur der Abt Perrin, und endlich noch dazu erſt im J. 1659 fand, der mit einem franzöſiſchen Textbuche zu einem Hirtenſpiele ſich mit äußerſter Vorſicht herauswagte.

Robert Cambert, Organiſt an der Kirche St. Honoré und ſpäter Surintendant der Muſik der Königin Anna von Öſterreich, der Mutter Ludwig's XIV., hatte die muſikaliſche Compoſition auf ſich genommen. Dieſe erſte, ſowol dem Texte als der Muſik nach, erſte Originaloper Frankreichs hatte ſich jedoch in Allem, was wir noch davon zu ſagen wiſſen, nach dem Vorbilde der Italiener gerichtet. Wie man in Italien mit Hirtenſpielen begann, ſo auch hier; wie man dort noch nicht von Opern, ſondern von in Muſik geſetzten Dramen, Tragödien und Komödien ſprach, ſo auch hier. Man kann ſich leicht denken, welches Entzücken die auf dem Schloſſe des Herrn de La Haye verſammelten Freunde und Gönner der Verfaſſer über dieſe première comédie françoise empfanden. Das Stück hatte fünf Acte, wie damals gebräuchlich. Die Darſtellung hatte im April ſtattgefunden. Wurde dabei auch die Genialität Cambert's, welcher die Flöte mit der Melodie der Violine zu vereinigen gewußt hatte, weit höher erhoben als die Worte des Dichters, ſo war doch auch der letzte mit dem glücklichen Erfolge vollkommen zufrieden, um ſo mehr, da Mazarin ſelbſt das Paſtorale einige Male in Vincennes vor Ludwig XIV. aufführen ließ, der beide Verfaſſer zum Fortſchreiten auf dieſem Wege ermunterte. Mit großen Hoffnungen gingen beide ans Werk und brachten ein zweites Stück zu Stande: Ariadne, ou le Mariage de Bacchus. Schon wurde es 1661 auf dem Landgute des Herrn de la Haye verſucht, als der Tod Mazarin's die eigentliche Aufführung, wenigſtens vor der Hand, vereitelte. Es iſt überhaupt zweifelhaft, ob dieſe Ariadne jemals in Paris in Scene geſetzt worden iſt. Um ſo gewiſſer iſt es, daß Cambert ſie in London zur Aufführung brachte und daß ſie ſich dort eines lebhaften Beiſtandes zu erfreuen hatte. Man erzählt, Perrin habe noch ein drittes Textbuch in jener Zeit verfaßt und zwar „über den Tod des Adonis,“ das jedoch nie gedruckt wurde. Faſt zu gleicher Zeit hatte der Marquis de Sourdeac die zur Oper nothwendige Maſchinerie verbeſſert und ließ auf ſeinem Schloſſe zu Neubourg in der Normandie „la Toison d'or“ (das goldene Vließ) von Pierre Corneille darſtellen. Auf alle dieſe Erſcheinungen ſah der weltkluge Perrin und verfolgte ſeinen Plan, ſich das Recht zu erwerben, Muſikdramen öffentlich vor dem Volke aufführen zu dürfen, mit großer Beharrlichkeit. Erſt am 28. Juni 1669 erhielt Perrin ein Patent (lettres-patentes) für Errichtung einer muſikaliſchen Akademie, in welcher öffentlich geſungen und Theaterſtücke vor dem Volke aufgeführt werden ſollten. Sogleich vereinigte er ſich mit R. Cambert, Sourdeac und Champeron, mit dem Letztern vorzüglich der Finanzen wegen, da der Staat damals an Zuſchüſſe für ſolche Volkserheiterungen noch gar nicht dachte. Die Anſtrengungen dieſer vier Männer, welche in Paris das erſte Operntheater für das Volk gründeten, waren nicht gering. Die Hauptſchwierigkeiten hatte Cambert, welcher in Paris nicht genug Muſiker, am wenigſten paſſende

Digitized by Google

Sänger fand, welche er aus dem mittägigen Frankreich, meiſt aus den Kathedralen werben mußte. Die beſten, die aber alle erſt noch bedeutend zugeſtutzt werden mußten, wurden gradehin aus den Kirchen von Languedoc entführt. Gute Tänzer durften auch damals nicht fehlen. Nur Tänzerinnen waren auf der Bühne noch nicht gebräuchlich. Als nun die Truppe eingerichtet worden war, hielt man die Proben in dem großen Saal des Hôtel de Nevers, worin Mazarin's Bibliothek aufgeſtellt geweſen war. Die Vorſtellungen ſelbſt wurden in der Rue Mazarin in einem Jeu de Paume, der Rue Guénegaud gegenüber, gegeben. Im März 1671 wurde hier zum erſten Male „Pomone," Text von Perrin, Muſik von Cambert, vor dem Volke aufgeführt. So ſchlecht auch der Text war, ohne Zuſammenhang und ohne Handlung, mit Floskeln und Zweideutigkeiten angefüllt, ſo machte die Oper doch ſolches Glück, daß ſie acht Monate hinter einander gegeben werden konnte und für den Dichter allein einen Gewinn von 30,000 Franken einbrachte. Dies reizte aber den Eigennutz des Herrn Maſchinenmeiſters de Sourdeac ſo ſehr, daß er Ränke gegen den in dieſer Kunſt nicht unerfahrenen Perrin zu ſchmieden anfing, welcher ſich wol mehr als zuträglich auf ſein für ſeine Perſon erworbenes, 12 Jahre dauerndes, Privilegium verließ, das er durch ſeine Verbindung mit den drei übrigen Directoren, doch auch auf ſie übergetragen hatte. Kurz Herr von Sourdeac gab vor, große Geldvorſchüſſe gemacht zu haben, wußte die Herren Champeron und Cambert zum Schweigen zu bringen, indem er ſie beizubehalten verſprach, bemächtigte ſich des Theaters, gewann einen andern Textfabrikanten, Herrn Gilbert, welcher auch in der That, was freilich nicht ſchwer war, ſeinen in Unthätigkeit geſetzten Vorgänger übertraf. Gilbert lieferte: „Les peines et les plaisirs de l'amour," ein Paſtorale, das Cambert in Muſik ſetzte und 1672 auf die Bühne gebracht, auch ſchon etwas beſſer von den Sängern vorgetragen wurde. Allein der ungerechte Streit gegen Perrin brachte keinem ſeiner drei Gegner einen Segen, den ein Anderer liſtig an ſich zu reißen wußte. Es war J. B. Lulli, Surintendant der Muſik des Königs, welcher es durch Vermittelung der bekannten Frau von Montespan dahinbrachte, daß Perrin ihm ſein Recht für eine Summe Geldes abtrat. Sogleich nahm Lulli, der Gunſt des königlichen Hofes gewiß, ein neues Patent noch im Jahre 1672, und ließ ein Theater neben dem Palais Luxemburg erbauen. Nach Champeron und de Sourdeac wurde nicht im Geringſten gefragt und ſelbſt Cambert blieb völlig unbeachtet; ja er mußte noch mehr in den Hintergrund geſteckt werden, als die anderen, da er als Componiſt dem ehrgeizigen Lieblinge des Hofes im Wege ſtehen mußte. So büßten denn alle drei Gegner Perrin's ihren Abfall durch völlige Vernichtung ihres privilegirten Theaters, wofür der ungerecht Betheiligte doch wenigſtens eine Summe erhalten hatte, worauf ihm viel ankam. Auch den Dichter Gilbert behielt Lulli nicht bei, ſondern wählte ſich, und glücklich genug, den bekannten Quinault, welcher ſogleich ein neues Schäferſpiel, die damals hauptſächlich beliebt waren, lieferte: Fêtes de l'Amour et de Bacchus. Lulli ſetzte es in Muſik und eröffnete ſeine Spiele ſchon am 15. Nov. deſſelben Jahres. Cambert war darüber ſo entrüſtet, daß er ſich 1673 mit ſeinen Werken nach London wandte, was für die Veröffentlichung einiger Operntexte von Perrin hier bemerkenswerth iſt. Das Übrige unter Cambert. Nach dem Tode Molière's (am 17. Febr. 1673) wurde die Oper nach dem Palais-royal verlegt. Auch Perrin war von jetzt an der Oper oder der Thätigkeit für ſie ganz entfremdet worden und hörte auf, Texte dafür zu geben. Er ſtarb 1680.

Wenn man ihn gewöhnlich den Schöpfer der franzöſiſchen Oper nennt, ſo iſt dies nur ſehr bedingt wahr. Er war der Erſte, welcher den Text für ein muſikaliſches Drama in franzöſiſcher Sprache zuſammenbrachte, ohne alle Auszeichnung, ohne ſich von dem, was in Italien beliebt und eingeführt worden war, zu entfernen; er gab eine übel gelungene Nachbildung in franzöſiſchen Worten. Mit größerem Rechte würde R. Cambert in muſikaliſcher Hinſicht der Schöpfer der franzöſiſchen Oper zu nennen ſein. Wenn aber von dem Manne geſprochen wird, welcher durch viel Speculationsthätigkeit die bis dahin in Paris nur für Hoffähige glänzend gegebenen Opern zuerſt zu Volksvergnügungen der Franzoſen machte, ſo ſteht unbezweifelt der Titularabt Perrin an der Spitze. Das iſt es auch, was ihn vorzüglich merkwürdig macht, denn als Dichter hat er eben keine Bedeutung, wurde auch ſogar zu ſeinen Lebzeiten nicht beſonders anerkannt, dagegen nicht ſelten rechtſchaffen gemishandelt, am meiſten von Boileau.

Seine gedruckten Werke ſind folgende:

1) L'Eneïde, traduite en vers françois. Première partie. 1648. 4; 2. part. 1658. 4. Eine zweite Auflage in zwei Bänden. 12., wurde 1664 gegeben. Davon iſt nichts auf die Nachwelt gekommen, als zwei Verſe, welche Boileau in einem Briefe an Broſette vom 8. Sept. 1700 anführt, welche den zweiten Geſang beginnen und als eine Merkwürdigkeit hier ſtehen mögen:

Chacun se tut alors, et l'esprit rappelé,
Tenait la bouche close et le regard collé.

2) Première comédie françoise en musique, représentée en Frnnce, Pastorale. 1659. 4.; wieder abgedruckt in ſeinen Poësies, 1661. 12., welche als das dritte Druckwerk ſtehen.

4) Paroles et musique pour le concert de la chambre de la reine. 1667. 4.

5) Pomone, opéra, ou représentation en musique. (Paris 1671. 4.) Man iſt bis jetzt immer und von allen Seiten her völlig im Ungewiſſen, wann und unter welchem Volke es zuerſt Sitte geworden iſt, ein muſikaliſches Drama mit dem Namen einer Oper (Opéra) zu belegen. Hier haben wir alſo das erſte Beiſpiel, wo eine muſikaliſch-dramatiſche Darſtellung auf der Bühne, ausdrücklich mit dem Worte Opéra belegt wird. Und ſo wäre denn auch Perrin, der arme Dichter, von dieſer Seite her ein glücklicher Neuerer, dem die Welt bis heute folgt. Mir wenigſtens iſt kein älteres Beiſpiel bekannt geworden.

Digitized by Google

6) Ariadne, ou le mariage de Bacchus. 4. Cambert, der dieſes ſein Werk zu London aufführte, ließ auch dort zum Beſten ſeiner Muſik Perrin's Textbuch drucken. Übrigens vergleiche man Biographie universelle, ancienne et moderne. T. 33. p. 423, und G. W. Fink, Weſen und Geſchichte der Oper. (Leipzig 1838. S. 158 u. f.) *(G. W. Fink.)*

Perrola, ſ. Perola.

Perron, ſ. Freitreppe.

PERRON (du). Nach der gewöhnlichen Angabe war der um Kirche und Wiſſenſchaft verdiente Cardinal Jacob Davy du Perron in einer alten adeligen Familie zu Orbe, in der Waadt, geboren, und der Sohn hugenottiſcher Ältern, die um des Glaubens willen, ihr Vaterland, die Normandie, und ihre in der Umgegend von S. Lo belegenen Güter Creteville und Languerville, verlaſſen hätten. Genauere, nicht eben von Freundes Hand geleitete, Nachforſchungen haben jedoch die Entdeckung herbeigeführt, daß Jacob nicht zu Orbe, ſondern zu St. Lo in der Vorſtadt Belle-Croix, den 25. Nov. 1556, geboren iſt, daß ſeine Ältern erſt nach dieſer Epoche Frankreich verlaſſen, und daß ſein Vater, Julian Davy, den Beinamen du Perron von der Straße, die er in Genf als Profeſſor der ſchönen und medicinischen Wiſſenſchaften bewohnte, entlehnt hat. Nach St. Lo kam Julian als Prediger, daſelbſt verheirathete er ſich mit Urſina le Cointe, der Tochter von Wilhelm le Cointe, Herrn von Tot und Herenville, in Cotentin. Julian iſt vielleicht jener du Perron, den Beza bei Gelegenheit der Belagerung von Rouen, 1562, als einen der vier in dieſer Stadt beſtellten Prediger nennt. Es war auch der Cardinal keineswegs das einzige Kind, vielmehr hatte er außer einem Bruder Johann Davy, der auf dem erzbiſchöflichen Stuhle zu Sens ſein Nachfolger werden ſollte, zwei Schweſtern, beide des Namens Maria, wovon die eine den Peter Tardif auf la Rochette, die andere den Robert Noël auf Groucy heirathete. In der Einſamkeit von Orbe verwandte der Prediger Davy, ein Mann von reichen, durch hartnäckige Studien ausgebildeten Fähigkeiten, den treueſten Fleiß auf die Erziehung ſeiner Kinder, dem in ausgezeichneter Weiſe Jacob's Fortſchritte lohnten. In dem Alter von zehn Jahren hatte der Knabe des Vaters Lieblingsfächer, Latein und Mathematik, vollkommen inne, das Griechiſche lernte er von ſich ſelbſt, um dadurch zu dem Studium von der Logik des Ariſtoteles und zu den Dichtern zu gelangen; in einer Stunde pflegte er ſeinem unglaublichen Gedächtniß regelmäßig 100 Verſe einzuprägen. Auch das Hebräiſche erlernte er ohne Beihilfe eines Lehrers. Unter dem Schutze eines Religionsfriedens kehrte er mit ſeinen Ältern nach Frankreich zurück, und ſuchte ſich zuerſt mit Stundengeben zu ernähren. Hebräiſch trug er den Candidaten des Predigtamtes vor; er ſchrieb auch zum Behuf für ſeine Schüler einen Traité de rhétorique française. Dieſen kurzen Abriß hat der P. Charles de S. Paul 1657 in einem Anhange zu ſeinem Tableau de l'éloquence française neu aufgelegt. Als Sprachmeiſter und nichts weiter, kam der junge wohlgebildete du Perron in Berührung mit dem Abte von Tyron, Philipp Desportes, und wurde durch dieſen bei Hofe als Lector Königs Heinrich III. eingeführt. Nachdem Desportes ſeinem Schützling einen Gehalt von 1200 Thalern verſchafft hatte, wollte er auch für deſſen Seelenheil ſorgen. Es wurden unter den beiden Freunden der theologiſchen Fragen viele erörtert, du Perron vertiefte ſich in die Summa des h. Thomas, las die Kirchenväter, und fühlte ſich ſchließlich durch Auguſtin überwunden. Er trat zur katholiſchen Kirche über, empfing auch nach einiger Zeit die geiſtlichen Weihen. Doch war er noch Laie, als er dem am 27. Dec. 1585 verſtorbenen Ronſard die Leichenrede hielt, und mit dieſer, den Manen des Dichters dargebrachten Huldigung bei vielen den Verdacht erweckte, daß er ſeine Religion vielmehr im Kopfe, als im Herzen trage. Zu der Zeit dagegen, als ihn der König ſelbſt wählte, um von der Kanzel aus das ſchmähliche Ende der Königin von Schottland zu verkündigen und zu beklagen, war er bereits Prieſter; an jenem Tage verdiente er ſich hohen Ruhm. Er ſchien einem glänzenden Glücke entgegenzugehen, als ſein Patron, der Herzog von Joyeuſe, welchem er, in dankerfüllter Treue, eine Elegie widmete, ermordet wurde; zwei Jahre ſpäter empfing Heinrich III. von Clemens' Dolche den Todesſtoß. Seinen bisherigen Beziehungen gewaltſam entrückt, trat du Perron in die Dienſte des Cardinals Karl von Bourbon, und nach kurzer Friſt beherrſchte er den Geiſt und den Hof dieſes Fürſten ſo, daß er als der erſte Begründer des tiers parti, oder der ſogenannten politiques betrachtet werden muß. In ihrem Entſtehen auf den Abbé de Bellozane und die beiden Duret beſchränkt, verſtärkte ſich dieſe Partei mit überraſchender Geſchwindigkeit durch den Beitritt der Herzoge von Longueville und Nevers, eines Villeroy, d'O, und überhaupt aller derjenigen Höflinge, welche mit wahrhaft franzöſiſcher Geſinnung eine ſpaniſche Herrſchaft verabſcheuungswürdig fanden, zugleich aber dem Glauben der katholiſchen Kirche zu ſehr anhingen, um einem proteſtantiſchen Fürſten gehorchen zu wollen. Verſtärkt noch durch den Anſchluß des Grafen von Soiſſons verkündigten die Politiker ziemlich unverhohlen ihren Entſchluß, in gleicher Weiſe einen jeden ausländiſchen Prinzen, den Herzog von Mayenne und den König von Navarra von dem Throne fern zu halten, den Cardinal von Bourbon dagegen darauf zu erheben, den ſie ſodann in geziemender Rückſicht auf Spanien, unter päpſtlicher Dispens, mit der Infantin zu vermählen gedachten. Weſentlich hat dieſer Entwurf beigetragen, um dem Könige von Navarra das einzige Mittel, was es für die Beruhigung Frankreichs gab, annehmlich zu machen; nachdem auch die um den König verſammelten Großen von der proteſtantiſchen Partei ihr Unvermögen, länger die bisher mit ihnen verbündeten Katholiken von dem Übergang zu den Politikern abzuhalten, hatten bekennen müſſen, unterzog ſich Sully der ſchwierigen Aufgabe, mit den eigentlichen Lenkern der Politiker um eine Verſtändigung zu verhandeln. Ihm kam es vorzüglich darauf an, den Abbé du Perron zu gewinnen, qui par son caractère, sa réputation, son éloquence, pouvait plus auprès du Cardinal de Bourbon, lorsqu'il s'agissait de lui

Digitized by Google

faire prendre ou quitter une resolution, que toutes les finesses de Bellozanne et des Durets. Nous nous connaissions depuis long-temps, et il m'avait quelques obligations. Je concertai mon discours, comme ayant affaire à un homme pour lequel l'éloquence, les grandes idées et les raisonnemens profonds avaient de puissans charmes; et j'y fis entrer autant et plus de politique et de vûes humaines que de religion, heißt es in des Miniſters Memoiren, die uns zugleich das ganze, mit du Perron geführte Zwiegeſpräch aufbewahren. Freilich bewegt es ſich in der für ſolche Form hergebrachten Weiſe, allerwärts waltet ſiegreich der Referent, der Opponent wird immer nur, um auf der Stelle ſeine Widerlegung zu empfangen, mit ſchwachen Gründen vernehmbar, doch ergibt ſich aus den Reſultaten, daß ſich du Perron für die Anſicht Sully's, als deren Fundament die Glaubensänderung des Königs von Navarra beliebt wurde, gewinnen ließ. Man hat ihm darüber Vorwürfe gemacht, ihn ſogar beſchuldigt, er hätte, um ſeines Vortheils willen, die Geheimniſſe der Politiker an Sully verkauft, doch iſt dieſer Vorwurf durch nichts gerechtfertigt; in der Hauptſache dringt ſich dem oberflächlichſten Beobachter die Betrachtung auf, daß Heinrich IV., an ſich der Nächſtberechtigte zum Thron, zugleich für Frankreich eine Nothwendigkeit geworden war. Indem alſo du Perron den Cardinal von der Hoffnungsloſigkeit ſeiner Bewerbungen überzeugte, erfüllte er zugleich Freundes- und Unterthanenpflicht. Er ſcheint auch dieſes Geſchäft nicht allzu ſchwierig befunden zu haben, ſodaß er das ganze Jahr 1592 und die erſten Monate von 1593 auf Hin- und Herreden mit den Räthen des Königs von Navarra, auf Unterhandlungen, und endlich auf Religionsgeſpräche verwenden konnte, welche dem ernſten Schritte des Königs als Einleitung zu dienen hatten. Über das nothwendige Reſultat dieſer Geſpräche walten keine Zweifel; es iſt daher anzunehmen, daß die in demſelben auftretenden proteſtantiſchen Lehrer, da ihre Sache einmal verloren war, nicht unterlaſſen haben werden, möglichſt der Neigungen des Monarchen zu ſchonen. Soviel aber den Abbé du Perron betrifft, auf deſſen Schultern mehrentheils die Laſt der Controverſe beruhte, ſo unterzog er ſich ſeiner Aufgabe mit Feuereifer, und ſetzte alle die Mittel ſeines reichen Geiſtes hierzu in Bewegung [1]). Nachdem du Perron während mehrer Monate im tiefſten Geheimniſſe dem König Religionsunterricht ertheilt hatte, kam der Tag ſeines Triumphs, der Sonntag, am 25. Juli 1593, an welchem Heinrich IV. zu S. Denis, Angeſichts der Gruft der Ahnen, ſein Glaubensbekenntniß ablegte [2]). Du Perron konnte ſich den bei dieſer denkwürdigen Feierlichkeit thätigen Prälaten mit um ſo beſſerem Fuge anſchließen, als er bereits ſeine Ernennung zum Bisthum Evreux empfangen hatte, zumal der rechtmäßige Biſchof, Claude de Sainctes, als eifriger Ligiſt ſeit 1591 gefangen gehalten wurde, auch, nach den Anſichten der Anhänger Heinrich's IV., ſich des Bisthums verluſtig gemacht hatte. Mit dem an Sainctes verübten Raube ließ Sully den Abbé du Perron bekleiden, dieſer glaubte, ſeine Dankbarkeit für ſolche Gunſt am wirkſamſten durch Belehrung des Miniſters bethätigen zu können. In der freudigen Zuverſicht eines Eroberers ſprach der Abbé zu dem Convertiten in spe, und lud ihn ein, einer Handlung beizuwohnen, in welcher er einen Lichtſtrahl von ſich zu geben hoffte, der auch die dichteſte Finſterniß brechen müſſe: „Je n'ai que faire," erwiederte Sully, „d'être présent à vos disputes, pour savoir de quel coté seront les plus fortes et les plus valables raisons. L'état des affaires, votre nombre et vos richesses requièrent que vos distinctions prévalent." Mit beſſerm Erfolge unternahm du Perron die Bekehrung des Generals der Schweizer, des Harlay de Sancy, der nach kurzer Friſt dem Beiſpiele des Königs folgte, dann des gelehrten Heinrich Sponde, nachmaligen Biſchofs von Pamiers, deſſen Glaubensänderung im J. 1595 erfolgte. Einige Monate früher hatte du Perron Gelegenheit gefunden, ſich um den König ein neues, bedeutendes Verdienſt zu erwerben, indem er die ihm, gemeinſchaftlich mit Sully, aufgetragene Ausſöhnung der beiden erbitterte Gegner, des Herzogs von Montpenſier und des Grafen von Soiſſons, glücklich zu Stande brachte. Durch dieſe ſchwierige Verhandlung erwarb er ſich ein ſolches Zutrauen von Seiten des Königs, daß er fortan allein den Unterhandlungen mit dem römiſchen Hofe gewachſen zu ſein ſchien. Mit Vollmachten und Inſtructionen verſehen verließ er Paris am 31. Mai 1595, und am 12. Juli traf er in Rom ein, wo er noch an demſelben Tage zum Fußkuſſe empfangen und überhaupt mit wohlwollender Aufmerkſamkeit behandelt wurde. Die allgemeine Lage der Dinge hatte im Voraus den Papſt geſtimmt, während formelle Schwierigkeiten mehrentheils durch d'Oſſat, der bisher nur als der verwitweten Königin von Frankreich Agent galt, gehoben waren. Es ſind daher die mancherlei diplomatiſchen Feinheiten, mit welchen du Perron in der großen Angelegenheit von Heinrich's IV. Abſolution ſich umgab, im Grunde nur als dem Zunftbrauche dargebrachte Huldigungen anzuſehen. Es kam nur darauf an, daß der König, um ſich vollſtändig mit der Kirche zu verſöhnen, ihr einige Foderungen bewilligte. Gern hätten die Gegner Frankreichs jene Foderungen bis zu der Unmöglichkeit geſteigert, der Papſt begnügte ſich mit Erträglichem. Er foderte die Herſtellung des katholiſchen Gottesdienſtes in Béarn, die Einführung der Beſchlüſſe des Conciliums von Trident, in ſofern dieſelben nicht, in einzelnen Punkten, Anlaß zu Unruhen geben würden, die genaue Beobachtung des Concordats, daß der präſumtive Thronerbe, der Prinz von Condé, in dem katholiſchen Glauben erzogen werde, der König täglich eine ſtille Meſſe höre, an Sonn- und Feiertagen ein Hochamt, Sonntags den Pſalter (von

1) L'abbé du Perron, qui étoit là comme dans le lieu de sa gloire, n'étoit pas homme à perdre le fruit de sa victoire, avec cet entretien doux et insinuant, cette éloquence forte et persuasive, ce fond inépuisable d'érudition, toujours exactement servi par une mémoire prodigieuse, qu'on ne pouvoit ni terrasser, ni convaincre de faux, qu'à l'aide de toute une bibliothèque: espèce de défense bien languissante. 2) Tous les ecclésiastiques accoururent, ayant à leur tête M. du Perron, qui s'enyvroit de son triomphe.

15 Geſetzen), täglich den Roſenkranz (von fünf Geſetzen) bete, Mittwochs die Litaneien, Freitags faſte, zum wenigſten viermal im Jahre, öffentlich, das heilige Abendmahl empfange u. ſ. w. Ohne viel Schwierigkeit ging Heinrich auf jene Bedingungen ein [3]). Schwieriger als das Geſchäft ſelbſt mag du Perron die Aufgabe gefunden haben, ſein perſönliches Intereſſe mit der Stellung, die dem Geſandten einer großen, unabhängigen Macht gezieme, in Übereinſtimmung zu bringen. Denn es iſt kaum zu zweifeln, daß er ſchon jetzt nach den höchſten Würden der Kirche geſtrebt, und daher die Nothwendigkeit, die Formen dieſer Kirche in ihrer ganzen äußeren Strenge zu handhaben, ohne damit das Nationalgefühl zu verletzen, empfunden hat. Dabei verhehlte er ſich keineswegs die Mängel ſeines Rechtstitels, in Beziehung auf das Biſthum Evreux; endlich fürchtete er, nicht ohne Grund, trotz der günſtigen Stimmung des heil. Vaters, in dem Cardinalcollegium einer bedeutenden Oppoſition zu begegnen. Wollte ja Clemens VIII. ſelbſt es nicht auf ein regelmäßiges Conſiſtorium ankommen laſſen, in welchem die Conſequenz bisheriger Beſchlüſſe ein unbequemes Reſultat herbeiführen könnte. Aus dieſem mannichfaltigen Geſichtspunkte iſt das Geſchäft zu beurtheilen, und darum hat d'Oſſat's Verſicherung, „tout s'y est passé convenablement à la dignité de la couronne très-chrestienne,“ von jeher in Frankreich ſo vielen Zweifeln und Einreden begegnen müſſen. Am 17. Dec. 1595 wurde die feierliche Handlung vorgenommen. Auf ſeinem Throne vor der St. Peterskirche errichtet, ſaß Clemens VIII.; ihn umgaben das heilige Collegium und die Curie. Das Geſuch des Königs, die ihm auferlegten Bedingniſſe wurden verleſen. Hierauf warfen die „Procuratori di Navarra,“ wie ſie in dem Inſtrument bis zu dem Empfang der Abſolution genannt werden, d'Oſſat und du Perron, ſich zu den Füßen des heil. Vaters nieder; mit einem leichten Ruthenſchlage ertheilte Clemens ihnen die Abſolution, während ein Tuſch von Trompeten, das Wirbeln der Trommeln, die Geſchütze der Engelsburg, nach allen Winden hin das große Ereigniß verkündigten, in welchem die alterherkömmliche Autorität des heil. Stuhls in vollem Glanze leuchtete. Zehn Tage ſpäter, zu Johannis des Evangeliſten Meſſe, am 27. Dec. 1595, empfing du Perron aus den Händen des Cardinals von Joyeuſe und in deſſen Titularkirche, die biſchöfliche Weihe; dann trat er die Rückreiſe an, um perſönlich von ſeiner Sendung Bericht zu erſtatten. In geſpannter Aufmerkſamkeit horchte Heinrich IV. ſeiner Rede. Als er ausgeſprochen, warf ſich ihm der König in ſtürmiſcher Freude um den Hals, und äußerte in wiederholter Umarmung ſeine Dankbarkeit. Am 8. Juli 1596 nahm du Perron Beſitz von ſeiner Domkirche zu Evreux; hiermit öffnete ſich der Ausübung ſeines apoſtoliſchen Hirtenamts ein weites Feld. Der Calvinismus hatte in jenem Sprengel tiefe Wurzeln getrieben, und zugleich, wie das in der täglichen Berührung unvermeidlich war, die Überzeugung des in dem alten Glauben verharrenden Theils der Bevölkerung tief erſchüttert. In außerordentlicher Lebhaftigkeit beeilte ſich der Biſchof, den Zweifelnden, den Schwachen zu Hilfe zu kommen; dann aber, von dem Leichten zu dem Schweren aufſteigend, trat er in die Schranken gegen das feindliche Glaubensbekenntniß. Seine kirchlichen Vorträge, Lehre und Beiſpiel wirkten in vereinter Kraft, und eine Unzahl von Bekehrungen lohnte dem unermüdlichen und unübertrefflichen Controversprediger, bewaffnete aber auch gegen ihn die ganze Macht der proteſtantiſchen Partei. Mit beſonderm Glücke wurde gegen ihn jene Art von Krieg, die zumal in Frankreich volksthümlich iſt, geführt; eine Wolke von Schmähſchriften und Pasquillen verfolgte auf Schritt und Tritt den eifrigen Biſchof, und veranlaßte ihm manche bittere Stunde, da in ſolchen Aufſätzen die geringfügigſten Handlungen ſeiner Jugend beleuchtet und in der liebloſeſten Härte gedeutet wurden. Dem vielfältigen Grolle ein Ableiter, ohne Unterlaß beſchäftigt, Andere zu belehren, oder ſich ſelbſt zu vertheidigen, war der Biſchof auch genöthigt, fortwährend mit des Königs Familienangelegenheiten ſich zu befaſſen. Heinrich hatte ihm ſeinen Entſchluß, die Tochter des Valeſen zu verſtoßen, anvertraut; um hierzu die Einwilligung des heiligen Stuhls zu erwirken, trat du Perron 1598 eine zweite, in ihren Reſultaten ebenfalls den hohen Mandanten befriedigende Reiſe über die Alpen an. Kaum von Rom zurückgekehrt, empfing er von Sully die neuerlich von du Pleſſis-Mornay veröffentlichte Instruction sur la Sainte Eucharistie. Jeder Art von Sympathie für ſeinen Glaubensbruder fremd, wünſchte der Miniſter demſelben eine derbe Zurechtweiſung, die konnte am ſicherſten von einem ſo geübten und verſuchten Streiter, als der Biſchof von Evreux war, ausgehen [4]). Der Miniſter ſtellte ſich ſehr verwundert, als er aus der Antwort des Prälaten vernahm, daß in dem Buche eine Maſſe von Irrthümern und Falſchheiten aufgehäuft wären, welcher nur die peinlichſte, vom erſten zum letzten Blatte durchgeführte Kritik Recht widerfahren laſſen könne. „Non que je veuille accuser,“ fährt des Biſchofs Schreiben fort, „M. du Plessis de mauvaise foi, mais je plains son malheur de s'être fié aux rhapsodies des compilateurs, qui l'ont mal servi.“ Er ſchließt mit einigen verbindlichen Worten für den eben mit dem Großmeiſterthum der Artillerie bekleideten Miniſter, und ſpricht von der Freude, die er empfinden würde, „s'il me voyait obéir aux canons de l'église, moi qui commandois aux canons de la France.“ Sully hat natürlich die

3) Hatte ihm doch du Perron in einer Depeſche v. 6. Nov. 1595 zu bedenken gegeben: De toucher icy, combien l'authorité et la faveur de ce siège estant entre vos mains, vous peut servir d'un utile instrument, non seulement pour remettre et conserver vos sujets en paix et obéissance, mais aussi pour vous préparer toutes sortes de grandeur hors vostre royaume, et à tout le moins pour tenir vos ennemis en quelque crainte et devoir par l'appréhension de la même authorité, dont ils se sont aydez pour troubler vos états et vos peuples, ce seroit un discours superflu.

4) „La différence de religion n'a jamais détruit les sentimens d'amitié et de reconnaissance, que ce Prélat a toujours eus pour moi, ni ceux d'estime, d'affection et de vénération, que j'ai toujours conservés pour son mérite, pour ses talens et même pour la qualité qu'il portoit de mon Evêque.“

Digitized by Google

Meinung ſeines Correſpondenten über das Buch nicht verheimlicht, du Perron bekannte auch einem anderen Hugenotten, Sainte-Marie-du-Mont, ſeine Abſicht, die Lehre der katholiſchen Kirche von dem Sacrament der Euchariſtie gegen du Pleſſis, nöthigenfalls öffentlich, zu verfechten. In Betreff einiger Doctoren der Facultät von Paris, auch des Jeſuiten Fronton-du-Duc, die ſich in Schriften gegen das Buch von du Pleſſis erhoben, hatte dieſer geäußert, der Angriffe von Jeſuiten, Mönchen und Pedanten achte er nicht, würde aber irgend ein Mann von Bedeutung als ſein Widerſacher auftreten, dem vermeſſe er ſich, ſofort den Mund zu ſtopfen. Hiermit hatte er gleichſam die Verpflichtung übernommen, ſich dem Biſchof von Evreux zu ſtellen. In einer Druckſchrift verhieß du Perron, im Werke des Sieur du Pleſſis 500 enorme Fehler nachzuweiſen, auch vorbehaltlich von Sr. Maj. Gutbefinden die Beweiſe von ſolchen Fehlern beizubringen. Du Pleſſis, der an Sully ſchrieb, „mon livre est mon enfant,“ konnte nicht umhin, den Fehdehandſchuh aufzunehmen, und ließ durch den Herzog von Bouillon dem König eine vom 20. März 1600 datirte Bittſchrift einreichen, worin er um die Ernennung von Commiſſarien zum Behufe einer Prüfung ſeines Buchs und der gegen daſſelbe erhobenen Anklagen bat. Von ſeiner Stiftsburg Condé aus antwortete der Biſchof am 25. März, die beiden Gegner vereinigten ſich hierauf, um ſich in Gemeinſchaft von dem König eine Commiſſion zu erbitten, die, allenfalls in Anweſenheit Sr. Majeſtät, wenn dieſelbe geruhen wolle, das Geſpräch mit ihrer Gegenwart zu beehren, über den Streit zu entſcheiden habe. Der päpſtliche Nuntius, der Biſchof von Modena, begnügte ſich nicht, dem Könige das Ungeziemende einer vor weltlichen Richtern über religiöſe Gegenſtände zu führenden Disputation auseinanderzuſetzen, ſondern berichtete darüber auch nach Rom, wo der Papſt ſeinerſeits nicht umhin konnte, dem Cardinal von Oſſat ſein Misfallen zu erkennen zu geben, während der König und du Perron geltend machten, daß es ſich in der vorzunehmenden Disputation keineswegs um die von der Kirche entſchiedenen Glaubensartikel, ſondern nur um die Glaubwürdigkeit der in Pleſſis' Buche vorkommenden Citate handle. Wenn man den Beweis von deren Falſchheit beibrächte, würde man nicht nur jener gefährlichen Schrift alle Autorität benehmen, ſondern auch manche Proteſtanten, deren Verehrung für den Verfaſſer unbegrenzt wäre, in dieſer Verehrung, ja ſelbſt in ihrem Glauben irre machen. Der Nuntius gab ſich zufrieden; es wurde Form, Ort und Zeit des Kampfs beſtimmt, obgleich du Pleſſis, der ohne Zweifel bereute, ſich allzuweit eingelaſſen zu haben, in mancherlei Ausflüchten ein Mittel ſuchte, um der Entſcheidung zu entgehen. Die Ernennung der Kampfrichter wurde dem Kanzler Bellièvre anheimgeſtellt. Er wählte den Präſidenten Jacob Auguſt de Thou, den berühmten Advocaten Pithou und den Präceptor des Prinzen von Condé, den Nicolaus le Fèvre, von Proteſtanten aber den Kanzler von Navarra, Calignon, und den berühmten Iſaak Caſaubon. Calignon aber erkrankte; an deſſen Stelle trat du Fresne-Cannaye, Präſident en la Chambre de l'édit de Languedoc, gleichwie der ebenfalls verhinderte le Fèvre durch Johann Martin, den Mediciner und gefeierten Helleniſten, erſetzt werden mußte. Von beiden Seiten wurden dieſe Richter, welche ſämmtlich Gelehrte von Ruf waren, genehmigt; denn ſtanden auch drei Katholiken gegen zwei Proteſtanten, ſo ſchien dieſe Ungleichheit hinreichend durch das enge Freundſchaftsverhältniß von du Pleſſis zu Pithou und de Thou vergütet, abgeſehen davon, daß der Letztere im mindeſten nicht als Feind der Hugenotten bekannt, vielmehr jederzeit bemüht war, ſeine Hochachtung für ihre gelehrten Männer zu erkennen zu geben, und ihm mit Blutverwandtſchaft zugethan war. Große Schwierigkeiten erhoben ſich über die Ordnung und Form der Conferenzen; mehrmals ſtand du Pleſſis im Begriffe, ſich denſelben gänzlich zu entziehen; denn er klagte über die Parteilichkeit des Königs, der ſich im Voraus von den Gegnern hätte einnehmen laſſen; er verlangte, du Perron ſolle mit einem Male die ſämmtlichen verfälſchten Stellen nachweiſen, wogegen ſich dieſer vorläufig mit einem Schock begnügen und dann, nach deſſen Erſchöpfung täglich 50 Artikel vornehmen wollte. Endlich waren dieſe Präliminarfragen erledigt, und am 4. Mai 1600, Mittags 1 Uhr, erhob ſich der König nach der Galerie de François I. des Schloſſes zu Fontainebleau. An dem obern Ende der inmitten der Galerie aufgeſchlagenen langen Tafel nahm er Platz; ihm zur Rechten ſetzten ſich der Kanzler und die Kampfrichter, zur Linken die vier Staatsſecretaire. Hinter dieſen hatten der Erzbiſchof von Lyon, die Biſchöfe von Beauvais, Nevers und Caſtres ihren Sitz. An dem entgegengeſetzten Ende befanden ſich die von dem König ernannten Secretarien der Conferenz, Pasquier und Baſſaut, und der auf des du Pleſſis Anſuchen ihnen beigegebene Adjunct, Desbordes-Mercier, der Sohn des berühmten Lehrers in der hebräiſchen Sprache. Zur rechten Seite des Tiſches war dem Biſchofe von Evreux, gegenüber dem du Pleſſis, ſein Stand angewieſen; hinter beiden ſaßen auf Bänken die Prinzen von Vaudemont und Joinville, die Herzoge von Nemours, Mercoeur, Mayenne, Nevers, Elbeuf, Aiguillon, die Kronbeamten, die Staatsräthe, verſchiedene Standesperſonen von beiden Religionen. Überhaupt waren der Anweſenden etwa 200, darunter auch reformirte Prediger. Zuerſt nahm der Kanzler das Wort, um beſonders einzuprägen, daß in dieſer Unterredung zweier berühmten Gelehrten keineswegs von religiöſen Gegenſtänden gehandelt werden ſolle; deren Behandlung ihnen zu verſtatten, hätte der König vorderſamſt des Papſtes Zuſtimmung nachſuchen müſſen. Im Gegentheil würden nur einfache Thatſachen zur Sprache kommen, vornehmlich Citate, um deren Prüfung der ganze Zwiſt ſich bewege. Darauf ſprach der König, indem er vor allem dieſelbe Verwahrung einlegte. Für ſeine Perſon, fügte er hinzu, hege er nicht den mindeſten Zweifel über irgend einen Glaubensartikel der katholiſchen Kirche. Sodann gab er dem Kanzler auf, Sorge zu tragen, daß keiner der Disputanten von Thatſachen zu Rechtsfragen ſich erhebe; vielmehr ſolle jeder Verſuch der Art ſogleich in die gehörigen Schranken zurückgewieſen werden. Zuletzt empfahl der Monarch den beiden Opponen-

Digitized by Google

ten, ſich jeder bittern und beleidigenden Äußerung zu enthalten. Die Reihe zu ſprechen traf nun den Biſchof von Evreux; er lobte den König wegen der eben von ihm vernommenen Äußerungen, wegen der dem heiligen Stuhl bezeigten Ehrfurcht. Der Monarch lege hierdurch an den Tag, wie fern er von jenem ruchloſen König ſei, den Gott mit dem Ausſatze ſchlug, weil er eine Hand in das Rauchfaß gelegt, d. i. Prieſterwürde und Königthum in ſeiner Perſon vereinigen und über heilige Dinge eine ihm keineswegs zuſtehende Herrſchaft ſich hatte anmaßen wollen; den Fußtapfen eines Conſtantinus, Valentinianus und Theodoſius getreu, erkenne und achte der König von Frankreich in den Dienern des Altars das Recht, ausſchließlich die um das Glaubensdogma oder um kirchliche Disciplin ſich erhebenden Fragen zu entſcheiden. Von ſeinem Gegner ſprach er mit hoher Achtung, betheuernd, daß er keineswegs dieſen ſelbſt, ſondern nur diejenigen, von welchen die ſeinem Buche beigefügten Citate entlehnt, der Fälſchung zeihe. Ihnen habe der unbefangene Mann ein Vertrauen geſchenkt, deſſen ſie keineswegs würdig wären. Du Pleſſis äußerte, das Buch, für welches Rede zu ſtehen er ſich in der Conferenz eingefunden, habe er nicht in eitler Ruhmſucht geſchrieben, ſondern allein in der Hoffnung, zu der ſeit ſo langen Zeiten und ſo ſehnlich gewünſchten Reformation der Kirche einen nützlichen Beitrag zu liefern. Sollte ihm die Überzeugung werden, daß ſeine Arbeit der Kirche nachtheilig, dann würde er ſie eigenhändig dem Feuer übergeben. Wenn er, unter 4000 angezogenen Stellen bei einigen zu Irrthum gerathen ſei, ſo könne das keinen billigen Beurtheiler befremden; von der anderen Seite bezeuge und betheuere er, nirgends in böſem Glauben gehandelt zu haben. Übrigens ſei die bevorſtehende Disputation nur ihm perſönlich, und welches immer ihr Ausgang würde, ſo dürfte dadurch in keiner Weiſe der Lehre der reformirten Kirche Eintrag geſchehen. Hierauf wurden die Bücher, deren man zunächſt bedürfen könnte, vorgezeigt, und auf den Tiſch gelegt, zuſammt einem erſten Verzeichniß von Citaten, von 60 Stellen, die nach des Biſchofs Behauptung verfälſcht, verſtümmelt, oder irrig verſtanden ſein ſollten; vorläufig hatte du Pleſſis ſich nur anheiſchig gemacht, 19 davon, nach ſeiner eignen Wahl, zu vertheidigen. „De ceux là," äußerte er gegen den König, „je veux perdre l'honneur avec la vie, s'il s'en trouve un seul faux." Die beiden erſten Stellen, dem Doctor subtilis, Joannes Scotus, und dem Doctor resolutissimus, Durandus, entlehnt, ſollten eine von den Lehrſätzen der katholiſchen Kirche abweichende Anſicht von dem Sacrament der Euchariſtie darbieten. Nach dem von den alten Scholaſtikern unabänderlich beobachteten Brauche, pflegen ſie zuerſt die Beweiſe für einen Lehrſatz, den ſie anzugreifen geſonnen ſind, aufzuſtellen, um hernach ſie als Einwürfe zu widerlegen; wenig vertraut mit jener Methode hatte du Pleſſis die Einwürfe als Meinung der beiden Theologen angeſehen. Um davon die Anweſenden mit einem Male zu überzeugen, brauchte der Biſchof nur den Text von Scotus und Durandus in ſeinem Zuſammenhange vorzuleſen, und mit Zuſtimmung des geſammten Auditoriums entſchied der Kanzler, daß du Pleſſis ſich vergriffen, den Einwurf für das Reſponſum gehalten habe. Von zwei anderen Stellen des heiligen Chryſoſtomus und einer Stelle des heil. Hieronymus, welche die Verehrung der Heiligen betrafen, wies der Biſchof nach, daß ſie verſtümmelt angezogen wären, der Patriarch von Conſtantinopel allein vor einem allzu ſtarken Vertrauen auf die Fürbitte der Heiligen bei Gott warnt, indem unter deſſen Einfluſſe die eigne Wirkſamkeit für Erwerbung des Seelenheils verabſäumt werden könnte. Beſchämt und verwirrt vertheidigte ſich du Pleſſis ſo ungeſchickt, daß ihm der König ſelbſt ſeine Fehler verwies, und mit Recht ihm vorwerfen konnte, er weiche in ſeiner Erwiederung von den Lehrſätzen der Calviniſchen Kirche ab. Auslaſſungen von ähnlicher Erheblichkeit wurden in dem Citat aus Hieronymus nachgewieſen. Du Pleſſis verſtummte. Die ſechste Stelle, die Anbetung des Kreuzes betreffend, ſollte dem heil. Cyrillus entlehnt ſein, war aber ſchlechterdings in den Schriften dieſes Kirchenlehrers nicht aufzufinden. Mittels derſelben hatte du Pleſſis zu beweiſen geſucht, daß die Anbetung des Kreuzes den alten Chriſten fremd, wiewol er zugab, daß Kaiſer Julian den Chriſten dieſe Anbetung zum Vorwurf macht. Hier erhob ſich der König von Neuem mit Lebhaftigkeit gegen du Pleſſis: „Il n'est pas vraisemblable, que Julien l'apostat eût reproché aux Chrétiens qu'ils adoroient la Croix, s'ils ne l'eussent adorée en effet: autrement il se fût fait moquer de lui." Das ſiebente Citat, was die Conſtitutionen von Theodoſius und Valentinian betraf, war nicht unmittelbar dem Codex, ſondern dem Crinitus entlehnt. Gegen dieſen, als einen neuen und nicht ſonderlich beachteten Autor, eiferte der Kanzler; es wurde auch ermittelt, daß Crinitus ſelbſt die Fälſchung begangen hätte. Darauf beleuchtete du Perron zwei dunkle Stellen des heil. Bernhard, mittels deren du Pleſſis beweiſen wollte, daß die heilige Jungfrau nicht als eine Fürbitterin der Sterblichen vor Gottes Thron anzuſehen ſei. Der Biſchof lehrte, daß die beiden Stellen hätten getrennt vorgetragen werden müſſen, oder, fügte der König hinzu, daß ſie wenigſtens durch ein eingeſchobenes etc. abzuſondern wären. Kanzler und Commiſſarien fanden die Rüge vollkommen begründet, erkannten auch die Zweckmäßigkeit der von dem Könige beantragten Verbeſſerung. Das neunte Citat, was dem Commentar Theodoret's über Pſ. 113 entlehnt war und von Bildern handelte, ſollte, nach Behauptung des Biſchofs, einer Verſtümmelung unterliegen; außerdem glaubte er, daß es ſtatt Bilder in einer richtigen Überſetzung Götzenbilder heißen müßte. Das gab Veranlaſſung zu einer langwierigen Disputation um die Bilder, an deren Schluſſe der Kanzler, nach vorläufiger Vernehmung der Stimmen, entſchied, daß die angeführte Stelle nur von den Götzenbildern der Heiden, nicht aber von den Bildern der chriſtlichen Kirchen verſtanden werden könne. Um ſieben Uhr wurde die anſtrengende Sitzung aufgehoben; Jedermann, zunächſt du Perron, bereitete ſich zu der am folgenden Tage zu erwartenden Fortſetzung des Geſprächs. Am Morgen wurde aber dem Könige von dem Protomedicus la Rivière gemeldet, du Pleſſis

Digitized by Google

habe in der Nacht einen heftigen Krankheitsanfall gehabt und befinde ſich in deſſen Folge in der Unmöglichkeit, die Disputation wieder aufzunehmen. Mehre Tage hütete der Patient das Bett, dann am 8. Mai ritt er, ohne ſich bei König oder Kanzler zu beurlauben, von dannen, ſtracks nach Paris. Am folgenden Tage brachen du Perron und der Kanzler auf, am 11. verließ auch der König Fontainebleau. Von Saumur aus veröffentlichte du Pleſſis einige Monate ſpäter eine Flugſchrift, in der er ſich die Ehre jener Conferenz anmaßte, und zugleich über eine Stelle im Schreiben des Königs an Epernon, worin geſagt, „que le diocèse d'Evreux avait vaincu celui de Saumur“ bittere Klage führte. Dieſer Apologie ſetzte der Biſchof eine Schrift entgegen, die auf königlichen Befehl gedruckt wurde und einen vollſtändigen Bericht über den Verlauf der Conferenz darbot, zugleich mit einer unmäßig weitläufigen Abhandlung über die Verehrung der Bilder. Ohnehin war des du Pleſſis Niederlage durch ſeine ſchimpfliche Flucht zu vollſtändig beſtätigt, um von Jemandem in Zweifel gezogen werden zu können. Auch begehrten alsbald la Fresne-Cannaye und Sainte-Marie-du-Mont in den Schoos der katholiſchen Kirche aufgenommen zu werden. Nicht minder ſchreibt Sully: „Du Plessis se defendit si foiblement, qu'il faisait rire les uns, mettait les autres en colère et faisait pitié aux autres. Le roi, qui avait voulu honorer ce défi de sa présence, donna mille louanges à l'esprit et à l'érudition de M. d'Evreux. Que vous semble de votre Pape, me dit Henry pendant la dispute; car du Plessis étoit parmi les Protestans, ce qu'est le Pape parmi les Catholiques. Il me semble, Sire, lui répondis-je, qu'il est plus Pape que vous ne pensez; puisque dans ce moment il donne le bonnet rouge à M. d'Evreux. Mais au fond je ne vis jamais homme si étonné, ni qui se défendit si mal. Si notre religion n'avait pas un meilleur fondement que ses jambes et ses bras en croix, je la quitterai plustôt aujourd'hui que demain.“ Doch blieb einſtweilen des Miniſters Prophezeiung unerfüllt; du Perron mußte mit einem glückwünſchenden Breve ſich begnügen. Dieſe ſcheinbare Gleichgültigkeit des römiſchen Hofes findet vielleicht ihre Erklärung in dem unerwarteten Ausgang einer zweiten Controverſe, die auf des Königs Geheiß 14 Tage ſpäter der Biſchof mit Theodor Agrippa d'Aubigné beſtand. Mehr als 400 Standesperſonen horchten mit geſpannter Aufmerkſamkeit, fünf Stunden lang, den von beiden Theilen vorgebrachten Argumenten. D'Aubigné ſuchte nämlich zu beweiſen, daß die Kirchenväter, ſo divergirend in ihren Meinungen, in religiöſen Dingen nicht als Richter angerufen werden können, und der Biſchof ſah ſich dahin gebracht, behufs weiterer Ausführung eine Friſt zu begehren. Du Perron mag ſich noch in anderer Weiſe das Misfallen des römiſchen Hofes zugezogen haben. Er war nämlich einer der Abgeordneten, die im Namen des Königs, im October 1600 zu Lyon mit dem päpſtlichen Nepoten und Legaten Aldobrandini über einen Frieden mit Savoyen verhandelten; hier verletzte er nun den Legaten von vorn herein durch die biſchöflichen Gewänder, die er, um denſelben vor Chambéry zu empfangen, angelegt hatte. Aldobrandini wollte in ſeiner Legateneigenſchaft nicht dulden, daß in ſeiner Gegenwart Jemand ſich dieſer Gewänder, die eine geiſtliche Herrſchaft und Gerichtsbarkeit andeuten, bediene. Da er hörte, daß du Perron und deſſen Begleiter, der Biſchof von Bayeux, Bertrand d'Echaux, in dem verpönten Schmucke vor ihm zu erſcheinen gedächten, beſchickte er ſie, um ſie zu bitten und nöthigenfalls ihnen zu befehlen, daß ſie die Amtstracht ablegen möchten, indem der Legat die Perſon des heiligen Vaters vorſtelle, daher, ohne die Gerechtſame des römiſchen Stuhls zu verletzen, keine andere Autorität anerkennen könne. Denn allerwärts, wo ein Legat auftrete, müſſe die biſchöfliche Autorität verſchwinden. Hingegen erwiederten du Perron und ſein College: vielleicht jenſeit der Alpen möge ein ſolches Recht den Legaten zuſtehen, ſie aber, franzöſiſche Biſchöfe, dürften auf franzöſiſchem Gebiete, d. h. auf dem durch ihres Königs gerechte Waffen eroberten Boden, in keinem Falle ihren Collegen, den übrigen Biſchöfen der gallicaniſchen Kirche, Anlaß geben zu dem Vorwurfe, als hätten ſie ſich eine Herabwürdigung der biſchöflichen Hoheit gefallen laſſen. Die Fülle ihrer Würde hätten ſie unmittelbar von Gott empfangen, und keiner anderen Gewalt, als deren Vicarien oder Statthalter man ſie etwa betrachten möchte, zu verdanken. Darum könnten und wollten ſie der von Gott ihnen verliehenen Würde um keinen Preis, ſelbſt nicht der Gegenwart eines Legaten wegen, entſagen. Die franzöſiſchen Miniſter traten jedoch vermittelnd ein, es wurde ein Auskunftsmittel beliebt, daß die beiden Biſchöfe den Legaten nicht öffentlich begleiten, bei den ihm aber abzuſtattenden Privatviſiten der Pontificatgewänder ſich enthalten ſollten. Der Nepot hatte vollkommen obgeſiegt, doch blieb der von du Perron empfangene Widerſtand ihm unvergeßlich. Schmollend wegen einer Anfeindung, deren er ſich nicht verſehen hatte, und ärgerlich darüber, daß die Schweſter des Königs, die Prinzeſſin Katharina, ſeinem auf ihre Bekehrung verwendeten Fleiße widerſtand, ſuchte der Biſchof den Weg nach Evreux. Er gab ein Brevier heraus, das jedoch nach dem Urtheile der Diöceſangeiſtlichkeit ſehr unvollſtändig war; dann ein Ritual, in welches er, zur großen Verwunderung, die Bulle in Coena Domini aufnahm; bekanntlich hatten die Parlamente dieſe Bulle, als die Freiheiten der gallicaniſchen Kirche beeinträchtigend, verworfen. Dabei unterließ du Perron keineswegs, von Evreux aus an allen wichtigern Angelegenheiten dieſer Kirche den lebhafteſten Antheil zu nehmen; wie es ſcheint hat er beſonders dem Eifer, mit welchem er die Wiederaufnahme des Jeſuitenordens in Frankreich betrieb, und der unwandelbaren Freundſchaft Sully's, die, wenn auch verſpätete Gewährung des ſehnlichſten ſeiner Wünſche, den Cardinalshut, zu verdanken. Für die große, 1604 von Clemens VIII. vorzunehmende, Promotion waren dem Könige von Frankreich zwei Vorſchläge vergönnt, der Hof theilte ſich deshalb in zwei Parteien, die eine war für Seraphin Olivary und den Biſchof von Evreux, die andere für Villars und Marquemont, die Erzbiſchöfe von Vienne und Lyon geſtimmt.

Digitized by Google

Der Einfluß des dirigirenden Miniſters entſchied für du Perron und Olivary; jener mußte, auf den Rath ſeines Protectors, ein Dankſagungsſchreiben an denjenigen, welcher die vorzüglichſte Stütze des Nebenbuhlers geweſen war, an Villeroy, abgehen laſſen. Du Perron's Erhebung, unter dem Titel von Santa Agneſe, iſt vom 9. Juni 1604; in den letzten Tagen deſſelben Jahres befand er ſich bereits zu Rom, um zu der Wahl eines Nachfolgers für Clemens VIII. zu wirken. In dem Conclave bewährte ſich, wie kaum in irgend einem früheren, der unwiderſtehliche Einfluß der Franzoſen. Ein Cardinal, der namentlich von dem Könige von Spanien ausgeſchloſſen, ein Medici, Vetter, wie entfernt auch immer von der Königin von Frankreich, empfing die dreifache Krone. Voll Jubels ſind die Briefe, in welchen du Perron dieſen unerwarteten Erfolg an ſeinen König berichtet, aber kurz war die Freude. Leo XI. ſtarb den 27. April 1605; „ce Pape, qui avait cousté au Roy 300.000 écus à faire, en la faveur duquel il faisait grand fondement,“ ſchreibt jetzt triumphirend du Pleſſis, eingedenk ohne Zweifel des Ereigniſſes in Fontainebleau. Das Conclave, kaum aufgelöſt, trat ſchon wieder in Thätigkeit, und abermals übten die Cardinäle von der franzöſiſchen Partei auf die Wahl Paul's V. entſcheidenden Einfluß. Um dieſen Papſt ſoll ſich du Perron ſofoet ein neues Verdienſt erworben haben; der Congregatio de auxiliis gratiae et libero arbitrio zuertheilt, hat er, wie man verſichert, dem als enthuſiaſtiſchen Verehrer des heil. Thomas, für die Dominikaner parteiiſchen Papſte den Rath gegeben, in dem Streite dieſer Ordensmänner mit den Jeſuiten eine vollkommene Neutralität zu beobachten, ein Rath, welchen Paul V., ungezweifelt der Kirche zum Frieden, nach längerem Bedenken befolgte. Überhaupt befand ſich du Perron zu Rom in ſeiner eigentlichen Sphäre, nur drückten die Koſten des Aufenthaltes allzu ſchwer auf ſeine Finanzen. In einem Schreiben an Sully beklagt er ſich, daß er in Jahresfriſt für Reiſen, für ſeine Einrichtung zu zwei Conclaven, für Mobilien und Kleidung über 20,000 Thaler hätte ausgeben müſſen; erſchöpft von ſolchem Aufwande bittet er den Miniſter um Beiſtand gegen ſeine oder ſeiner Abtei Lire (Normandie) halsſtarrige Pächter, die unter mancherlei Vorwand den verfallenen Pachtzins zurückhielten. Vermuthlich wurde in Betracht dieſer außerordentlichen Ausgaben dem Cardinal, nach dem Ableben von Reinald de Beaune (den 27. Sept. 1606), die Würde eines Grand-Aumônier de France, die mit derſelben verbundene Comthurei des heil. Geiſtordens und das Erzbisthum Sens verliehen, und er ließ ſich gefallen, ſeinen Aufenthalt in Rom, wo bedeutende Intereſſen der Krone ſeine Anweſenheit wünſchenswerth erſcheinen ließen, zu verlängern. Von dort aus richtete er an Sully, der eben von dem Zuge gen Sedan heimgekehrt, einen Glückwunſch: „Il faut que les guerres soient grosses et courtes, on abrége par là le temps et les frais: les conquêtes qui se font par la crainte des armes, vont bien plus vite et plus loin que celles qui se font par les armes.“ Gewichtige Worte für die Beurtheilung der Sinnesart des Cardinals: ſie ſtellen ihn hoch über die meiſten Kriegsmänner ſeiner Zeit. Über ſeine Fertigkeit als Unterhändler hat gleichzeitig der Cardinal von Joyeuſe ihm das gültigſte Zeugniß ausgeſtellt. Wenn die von Joyeuſe zwiſchen dem Papſt und den Venetianern geführte Mediation ſtockte, wenn alle Mittel, den unbeugſamen Sinn Paul's V. zu lenken, verbraucht waren, dann wandte ſich Joyeuſe regelmäßig an du Perron; Paul bekannte unumwunden ſeine Unfähigkeit, dieſem zu widerſtehen, mit den bekannten Worten: „Laſſet uns Gott bitten, daß er den Cardinal du Perron erleuchte, denn zu allem, was ihm beliebt, wird dieſer Franzmann uns überreden können.“ Das ſchwerſte aller Opfer foderte und erlangte du Perron von dem heil. Vater, den Verzicht auf die den Venetianern zugemuthete Wiederaufnahme der Jeſuiten; er erlangte, unangeſehen des heftigſten Widerſpruchs, daß die Aufhebung der Cenſuren und die Ertheilung der Abſolution nicht, wie die Meinung des Papſtes war, in Rom, ſondern in Venedig vorgenommen wurde; er ſetzte durch, daß die venetianiſchen Biſchöfe, die dem Interdict ungehorſam geweſen waren, in der allgemeinen Abſolution einbegriffen, und nicht, wie die Zelanten verlangten, angehalten werden ſollten, perſönlich in Rom die individuelle Abſolution nachzuſuchen. Daß ſich Joyeuſe nachträglich die Ehre, die wichtigſte dieſer Conceſſionen durchgeſetzt zu haben, durch die Spanier entreißen ließ, daß in den Augen der Venetianer die Spanier diejenigen geweſen ſind, welche die Fodeeung wegen der Jeſuiten beſeitigten, hiervon trägt du Perron im mindeſten nicht die Schuld. Seiner römiſchen Miſſion entbunden, beſuchte der Cardinal vor allem ſeinen erzbiſchöflichen Sprengel, dann fand er ſich bei Hofe ein, um ſeines Amtes als Grand-Aumônier zu warten. Eine Anekdote zeugt von der außerordentlichen Vertraulichkeit, zu welcher der König ihn gelangen ließ. Bei einer Schachpartie, worin er des Monarchen Gegner, entfuhr ihm, als er eben einen Reiter erfaßte, ein Laut der Ungebühr: „au moins, Sire, il n'est pas parti sans trompette,“ ſprach in ruhiger Faſſung der Cardinal. Des ihm ſo gnädigen Königs gewaltſames Ende konnte nicht ohne Einfluß auf ſeine öffentliche Stellung bleiben. Eben noch auserſehen, in dem Regentſchaftsrathe, welcher für die Dauer der großen teutſchen Herrſchaft der Königin zur Seite ſtehen ſollte, trat er von nun an in den Hintergrund, ohne darum in ſeiner kirchlichen Wirkſamkeit nachzulaſſen. Ein Parlamentsbeſchluß hatte die Lehre Bellarmin's, als die Rechte der Krone beeinträchtigend, verdammt, du Perron übernahm die Vertheidigung des angefeindeten Buchs, gleichwie er, im entgegengeſetzten Sinne, von den zu einer Synode in Paris verſammelten Biſchöfen der Provinz Sens das Werk von Richer, de potestate ecclesiastica, verdammen ließ, womit er des Richer's Entfernung von dem Syndicat der Sorbonne herbeiführte. Auf dem Reichstage von 1614 widerſetzte er ſich der Annahme des von dem dritten Stande eingereichten Formulars, worin der Satz aufgeſtellt wurde, daß keine Macht, geiſtlich oder weltlich, irgend ein Recht auf Frankreich habe, noch die Unterthanen von der ihrem Erbherrn ſchuldigen

Treue und Unterthänigkeit entbinden oder losſprechen könne. Die beiden privilegirten Stände ſtimmten mit du Perron, und die Verſammlung ging aus einander, ohne über jene wichtige Materie zu einer Entſchließung gelangt zu ſein. Hingegen ſcheiterte der Cardinal in wiederholten Bemühungen, den Reichstag zu der Annahme des tridentiniſchen Conciliums zu vermögen. Alter und Schwachheiten ließen ihn mehr und mehr das Bedürfniß der Ruhe empfinden; am liebſten weilte er in den Stunden der Muße zu Bagnolet öſtlich von Paris, da beſaß er ein Haus, was der Schauplatz von den Freuden ſeiner Jugend geweſen war; da pflegte er, wenn ſich Beſuch einfand, wohlgefällig zu erzählen, wie er, ſeinen jetzt geſchwollenen und kraftloſen Beinen unbeſchadet, in vergangenen Zeiten ein gar rüſtiger Geſelle geweſen wäre, und einmal, nachdem er 20 Gläſer Wein heruntergeſchluckt, in dem anſtoßenden Garten einen Sprung von 22 Schuhſohlen Breite vollbracht hätte, daß deſſen Augenzeuge, Meiſter Ronſard, der alte Knabe, voll Entſetzens ausrief: „ce n'est pas sauter, c'est voler.“ Deswegen blieb auch ſtets die Mittelallee, unter deren Schatten der Sprung vorgegangen war, mitten unter allen von du Perron mit dem Hausgarten vorgenommenen Veränderungen unangetaſtet. Waren keine Gäſte vorhanden, dann beſchäftigte ſich der Cardinal in dieſer lieblichen Einſamkeit mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, vornehmlich mit der dem Könige von England entgegenzuſetzenden Replik, als einer von Heinrich IV. ihm hinterlaſſenen Aufgabe. Mitten in dieſer Beſchäftigung wurde er von einer Urinverhaltung heimgeſucht; um der ärztlichen Hilfe näher zu ſein, eilte er nach Paris, das Übel trotzte jedoch der Kunſt, und der Patient erlag, nach vierzehntägigem Leiden, den 5. Sept. 1618. Nicht lange vorher hatte er noch in Rouen der Verſammlung der Notablen beigewohnt. Die Leiche wurde zu Sens im Dom, das Eingeweide zu Paris, in der Jeſuitenkirche der Straße S. Antoine, beigeſetzt.

Unſtreitig iſt der Cardinal den bedeutendern Männern des Zeitalters zuzuzählen. Höchſt geiſtreich, ſprach er mit Anmuth und Bündigkeit, wobei ihm ſein wunderbares Gedächtniß zu einer unerſchöpflichen Fundgrube diente. Aber ſein Wiſſen, von den Zeitgenoſſen ſo vielfältig angeſtaunt, ſcheint nur oberflächlich, nicht gehörig verdaut und noch weniger methodiſch geordnet geweſen zu ſein. Nicht ſelten mußte er, um das Fehlende zu ergänzen, zum Charlatanismus ſeine Zuflucht nehmen. Gern ſoll er dem Frauenzimmer bei Hofe de fluxu et refluxu maris, de ente metaphysico, vorgeplaudert haben. Darum wird er von Joſ. Scaliger als locululeius oder locutu levis behandelt. Der ſpätere Huet ſchreibt, indem er in einem und demſelben Urtheil die beiden Gegner, du Perron und du Pleſſis-Mornay, verdammt: „tous deux ont eu plus de réputation que de savoir, et l'on cherche en vain aujourd'hui dans leurs écrits, sur quoi cette réputation pouvait être fondée.“ Von Ehrgeiz beherrſcht, brachte du Perron dieſer Leidenſchaft ſchwere Opfer; beſonders hat man ihm ſeine Gefälligkeit für Gabriele d'Eſtrées vorgeworfen, ohne zu bedenken, daß der Tadel davon in Wahrheit nur denjenigen gebührt, die einen ſolchen Götzendienſt einem Beförderung ſuchenden armen Teufel abfodern. Man hat ihn, den Convertiten, auch des Atheismus beſchuldigt, ein Vorwurf, der ſich hauptſächlich darauf gründete, daß er einmal, als er wegen der in einer Predigt entwickelten Beweisgründe von dem Daſein Gottes von König Heinrich III. die ſchmeichelhafteſten Lobſprüche empfangen hatte, ſich vermeſſen haben ſoll, mit gleich triſtigen Gründen zu beweiſen, daß kein Gott iſt. Dieſe frevelhafte Äußerung, die im Grunde nur eine dialektiſche Renommiſterei im Geſchmacke des Zeitalters war, ſoll ihm die Ungnade des Monarchen zugezogen haben, wiewol ihm bis zu deſſen Ende das Lectoramt geblieben iſt. Auch zeigt ſich du Perron in dem ganzen Laufe ſeines Epiſkopats von einer wahrhaft katholiſchen Überzeugung durchdrungen. Daß er im Sonnenglanz des Glückes der alten Freunde eingedenk blieb, erzählt Sully bei Gelegenheit des berüchtigten la Fin; auf Heinrich's IV. ausdrückliches Begehren in Rom feſtgenommen, berief ſich der Menſch auf ſeine vormalige Vertraulichkeit mit dem Cardinal, der auch keinen Augenblick zögerte, ſeine Verwendung eintreten zu laſſen. Daß der König eine ſolche Schilderhebung ungnädig aufnehmen werde, bedachte er wohl, aber die Anſprüche der Freundſchaft ſchienen ihm unverjährbar.

Nicht befriedigt von ſeiner glänzenden kirchlichen und politiſchen Stellung wünſchte und vermeinte der Cardinal in der gelehrten Welt einen gleich hohen Rang einnehmen zu können. In der Jugend hatte er das erſte und vierte Buch der Äneide theilweiſe in franzöſiſche Verſe übertragen. Die Gunſt oder die Nachſicht des Publicums für dieſen Verſuch, die von Desportes und Bertaut ihm geſpendeten Lobſprüche wirkten betäubend auf den angehenden Poeten, daß er von da an ſelbſt den mantuaniſchen Barden in der Süßigkeit der Rede zu übertreffen wähnte. Da die Welt ſtets geneigt iſt, übermäßigen und unermüdlich erneuerten Anſprüchen zu weichen, ſo gelang es, nach Longuerue's Ausdruck, dem Cardinal, ſich zum Colonel-général der Literatur aufzuwerfen. Angehende Schriftſteller waren genöthigt, vor allem um ſeinen Beifall zu buhlen, als die zuverläſſigſte Anweiſung auf den Beifall des Publicums. Montaigne und Rabelais waren du Perron's Lieblingsbücher; dieſen ehrte er als den König der Autoren, die Essais galten ihm als eines jeden Rechtſchaffenen Brevier. Seine eignen Schriften, theologiſchen, ſchönwiſſenſchaftlichen und publiciſtiſchen Inhalts, erſchienen geſammelt in drei Foliobänden (Paris 1622). In dieſer Sammlung findet ſich: 1) Réplique à la réponse du séréniss. Roi de la Grande-Bretagne. Von den ſechs Büchern dieſer Replik ſind jedoch nur die drei erſten, dann das vierte Buch theilweiſe gedruckt. 2) Traité du sacrement de l'eucharistie, contre du Plessis-Mornay. 3) Réfutation de toutes les observations tirées des passages de S. Augustin, allegués par les hérétiques contre le Saint-Sacrement de l'eucharistie. Peliſſon empfiehlt dieſe Schriften des Cardinals allen denjenigen, die eine gründliche Belehrung um die in denſelben beſprochenen Controversfragen ſuchen. Der Umſtand, daß du Perron der erſte

Digitized by Google

war, der ſolcherlei Materien in der Mutterſprache verhandelte, muß die Verbreitung ſeiner Schriften ſehr befördert haben. 4) Traité de la rhétorique française. 5) Oraison funèbre de Ronsard. Erſte Ausg. (Paris 1586). 6) Partie du 1. et du 4. livre de l'Eucide, traduits en vers français; dieſe Verſuche finden ſich mehrmals in beſondern Abdrücken, auch in den poetiſchen Sammlungen jener Zeit. 7) Zwei Oden aus des Horatius 1. Buche, in poetiſcher Überſetzung; der Penelope Schreiben an Ulyſſes, nach Ovid; einige Hymnen; l'Ombre de l'amiral de Joyeuse, eine poetiſche Wehklage. „Affreuses," nennt Longuerue des Cardinals Poeſien, und es ſcheint die Nachwelt ſolchen Ausſpruch zu beſtätigen. 8) Les ambassades de du Perron, depuis 1590 jusqu'en 1618, von des Cardinals Secretair, Cäſar von Ligny, zum Drucke beſorgt. Seine Mühe, meint Sorbière, hätte ſich der Secretair ohne Schaden für die Welt wol erſparen mögen. Nicht minder ſtreng urtheilt Wicquefort; ihm ſteht in allen Beziehungen du Perron weit unter ſeinem Collegen d'Oſſat. Doch hätte Wicquefort nicht vergeſſen dürfen, daß du Perron, in ſeinen Reſultaten, ſich als geſchickten Unterhändler kund gibt, und daß er zugleich in ſeiner Handlung und Beſchreibung, keineswegs aber lediglich als Schreiber, zu beurtheilen iſt. Von der vom Cardinal verfaßten Réfutation de l'écrit de Daniel Tilenus contre un discours touchant les traditions apostoliques, iſt eine zweite Ausgabe zu Evreux, 1602. 12. erſchienen. Außer den von Provenchères und Neuville geſprochenen Leichenreden hat man eine Histoire abregée de la vie du Cardinal du Perron, par *Pelletier*. (Paris 1618.) Dann la vie de du Perron, par *Burigny*. (Paris 1768. 12.) Die von Chriſtoph du Puy, dem Karthäuſerprior, geſammelten Perroniana, Witzworte und kritiſche Betrachtungen, gab Iſaak Voſſius (im Haag 1666) zum Drucke; minder fehlerhaft ſind die ſpäteren, von Dailly veranſtalteten Ausgaben (Cologne, Rouen 1669 und 1691) mit einem Anhang von Thuanis.

Johann Davy du Perron, Herr auf la Goutte, jüngerer Bruder des Cardinals, wurde 1594 von Sully in Bewegung geſetzt, um die Auslieferung des zwiſchen Madame Katharine, der Schweſter des Königs, und dem Grafen von Soiſſons errichteten Eheverſprechens zu bewirken; bei dieſer Gelegenheit ſpricht der Miniſter etwas deſpectirlich von ſeines Emiſſars Einſichten [5]). Von dem Bruder wurde Johann für die Stelle eines Präceptors bei dem Dauphin, wozu ihn auch ſeine vertraute Bekanntſchaft mit den gelehrten Sprachen ganz ungemein befähigte, empfohlen, dennoch mußte er in ſeiner Bewerbung den Rückſichten für Vauquelin Deſyvetaux weichen. Einigermaßen wird ihn wol für dieſe getäuſchte Erwartung das Vertrauen, zu welchem er bei dem König gelangte, entſchädigt haben. Im Dec. 1617 wurde er für das Erzbisthum Sens zum Coadjutor ſeines Bruders ernannt, dadurch eröffnete ſich ihm in dem nächſten Jahre die reiche Succeſſion. Er ſtarb, im Gefolge des Königs ſich befindend, in dem Feldlager vor Montauban den 24. Oct. 1621. Ihm wird zugeſchrieben Apologie pour les Jésuites, au sujet du livre de Suarez (Paris 1614. 12.) und 1615, in einer lateiniſchen Überſetzung.

Jacob le Noël du Perron, der beiden Brüder Schweſterſohn, war Abt von S. Taurin zu Evreux, und von Lire, Grand-Aumonier der Königin Henriette Maria von England, und Biſchof von Angoulême ſeit 1636. Auf den biſchöflichen Stuhl von Evreux erhoben 1646, hielt er daſelbſt ſeinen Einzug den 14. und 15. Nov.; er iſt der letzte Biſchof von Evreux geweſen, der für ſolche Feierlichkeit die althergebrachte, ungewöhnliche Form beobachtete. Er ſtarb den 14. Febr. 1649, nachdem er noch die Ausgabe von den Controversſchriften des Cardinals beſorgt und die Grabmonumente ſeiner beiden Oheime in dem Dom zu Sens hatte anfertigen laſſen. Sein erſtarrtes Herz wurde an die Jeſuitenkirche der Straße S. Antoine zu Paris abgegeben, um daſelbſt den Herzen der beiden älteren du Perron zur Seite bewahrt zu werden. Der in der Handſchrift geſammelten Briefe des Biſchofs gedenkt die Bibliothèque historique de France, No. 30,718. (*v. Stramberg.*)

PERRONET (Jean Rodolphe), in Surène bei Paris 1708 geboren, bildete ſich zu einem der bedeutendſten Meiſter im Brücken- und Straßenbau. Sein Vater war ein Schweizer aus Vevay, der als Officier im Dienſte des Königs von Frankreich ſtand. Verwandt mit der Familie des Mathematikers Crouſaz, wollte er anfänglich allein ſeiner Neigung leben; jedoch vertrat ihm der Tod ſeines Vaters dieſen Weg, und legte ihm zugleich ſchwere Pflichten auf. Ohne Vermögen, ward die verwaiſte Familie durch den Tod des Familienhauptes Sorgen Preis gegeben, durch welche der Sohn gezwungen wurde, ſeinem urſprünglichen Plan zu entſagen, um der Verſorger der Seinigen zu werden. Er ergab ſich deshalb dem Studium der Baukunſt, weil ihm dieſelbe bald Mittel zur Exiſtenz in ſeinen Verhältniſſen gewährte. Kaum 17 Jahre alt, trat er 1725 in die Bureaux des Stadtarchitekten Debeauſire, der ihm die Leitung des Baus der großen Kloake (Grand Egoût), ebenſo desjenigen Theils des Quai, welcher den Abreuvoir zwiſchen der Brücke Louis XVI. und den Tuilerien bildet, ſowie des Trottoirs in dem Vorſprunge des Quais Pelletier, bei der Brücke Notre-Dame, anvertraute. So unangenehm auch und widerwärtig vielleicht dem begabten Jüngling die unvermuthete Wendung ſeiner Verhältniſſe in dem Aufgeben des Plans ſeiner Neigung erſcheinen mochte, er wurde dadurch ohne Zweifel auf den Platz geführt, wofür ihn die Natur eigentlich beſtimmt hatte, wie man aus ſeinen Leiſtungen ſchließen darf. Die weſentlichen Beziehungen der Brücken- und Wegbaukunſt ſind ſo

5) Je me servis pour cela des deux du Perron, que je sçavais être d'humeur, sur-tout le jeune, à faire leur cour aux Grands aux dépens d'un secret: je n'avois pas une aussi grande liaison avec celui-ci qu'avec l'évêque d'Evreux: mais on ne risque rien à compter sur la bonne opinion qu'ont tous les hommes de leur mérite: sur cet article ils commencent toujours par être leur dupe à eux-mêmes. J'allai donc trouver le jeune du Perron, je le flatai: je m'insinuai dans son esprit par de fauses confidences: il se regarda comme un homme important, et crut par vanité tout ce que je lui disois. Lorsque je le vis enyvré de son amour propre...

Digitized by Google

eigenthümlich, ſo einfach auch ihre Aufgabe zu ſein ſcheint, daß Niemand ohne natürliches Talent dafür etwas darin zu leiſten vermag [1]). Wie die Aufgabe dieſee Kunſt natürlich durch die phyſiſchen Verhältniſſe der betreffenden Gegend und Örtlichkeit für die auszuführenden Baue bedingt wird, um dem Verkehe zu nützen, ſo muß ſie auch darauf achten, daß die Solidität und Zweckmäßigkeit der Anlage und Ausführung durch die Schönheit des Ganzen beſonderen künſtleriſchen Werth erhält. Die Kunſt hat es indeſſen nicht blos mit dem Entwurf eines Bauwerks, der Beſtimmung und den Verhältniſſen gemäß, zu thun, ſondern auch mit der Ausführung, und dieſe ſtößt oft auf ſo bedeutende Schwierigkeiten in verſchiedenen Umſtänden, daß die Kraft eines Genies und die geübteſte Erfahrung nöthig iſt, wenn das Unternehmen in ſeinem vollſtändigen Gelingen nicht ſcheitern ſoll. Die Schwierigkeiten liegen nicht blos in der Wahl und Eintheilung dee Mittel bei der Ausführung des Baues im Mauerwerk, ſondern vorzüglich zeigt der Ingenieue ſeine praktiſche Tüchtigkeit in dem Grundbau, rückſichtlich der Beſchaffenheit des Bodens eines Flußbettes, ſowie in dee Beſeitigung des Waſſers im Flußbett und dann insbeſondere in dem abgedämmten Bauplatz ſelbſt. Man betrachte z. B. den Bau der Brücke bei Orleans, die nach Hupeau's Plan in zehn Jahren von 1751 an erbaut wurde, in ſeinen Anfängen. Dee Boden des Flußbettes war ungleich und unſicher für die einzutreibenden Roſtpfähle; außerdem trieben mehre Quellen ihe Waſſer unter den ſogenannten Fangdämmen hervor, ſodaß ſich daſſelbe nur mit großer Anſtrengung und durch die zweckmäßigſten Vorrichtungen beſeitigen ließ, wie Perronet darübee ſelbſt berichtet. Dazu kam noch das unvermuthete plötzliche Anwachſen des Fluſſes, das ebenfalls die größte Vorſicht in Anſpruch nahm. Außeedem mehrten ſich die bedenklichſten Hinderniſſe bei dem Eineammen der Grundpfähle. Indem Perronet dies berichtet, belehrt er und zeigt ſich als einen denkenden Mann. Er ſagt nämlich [2]): „Gewöhnlich treiben die Grundpfähle das Erdreich zuſammen und verſtopfen die Quellen, welche ſich darin finden; man mußte ſich daher ſehe wundern, als das Gegentheil ſtattfand. Als man das Waſſer ſo tief ausſchöpfen wollte, daß die Pfähle unter dem Stirnpfeiler abgeſchnitten werden konnten, ſo ſah man, daß ſich an jedem derſelben eine ziemlich ſtarke Quelle gebildet hatte. Man glaubte, dieſe Erſcheinung einer Lage von ſteinigem Boden zuſchreiben zu müſſen, welche durch den Stoß dee Rammbäre gebrochen war, da natüelich ein ſolcher Bruch es dem Waſſer, welches untee dieſer Lage vorkam, leicht machen mußte, ſich an den Pfählen entlang heraufzuziehen." Andere Schwierigkeiten, deren Beſeitigung große Beſonnenheit und Einſicht erfodert, zeigen ſich nicht ſelten unvermutheter Weiſe bei der Ausführung dee Pfeiler und Bogen, indem ſich dieſelben ſetzen, ſenken oder aus dem Loth neigen, wie es z. B. im Bau der Brücke bei Mantes geſchah [3]). Alle dieſe Verhältniſſe, Umſtände und Rückſichten mit ſicherem Takt und mit einem einzigen Blick gleichſam in ein Ganzes zuſammenzufaſſen, und nun in in der Anſchauung voraus, allen Bedingungen genügend, das Werk ſo zu conſtruiren, daß das ausgeführte nue ein Abbild der Idee iſt, das in nichts Mühen und Anſtrengung verräth, ſondern nur Leichtigkeit und Gelingen der Arbeit zeigt, das vermochte Perronet, und darum leiſtete er ſo Tüchtiges, das noch die Meiſtee unſerer Zeit als muſterhaft anerkennen. Nirgends handelte er handwerkmäßig nach einem Trugbild des Ungefährs, ſondern Entwurf und Ausführung waren ein nach feſten Grundſätzen gebildetes, aus den Tiefen des Bewußtſeins hervoegegangenes Werk. Schon früh zog ee die Aufmerkſamkeit der Kenner durch ſeine Fähigkeiten auf ſich. Als er noch die Architektik im Louvre ſtudirte, machte die Akademie eine Preisfrage bekannt: den Entwurf einer Brücke, gegenüber der neuen Magdalenenkirche, und zwae nur auf die kurze Friſt eines Monats. Perronet errang mit ſeinem Entwurf den Preis. So gewann er natürlich bald den Vorzug, da Frankreich ſeit Ludwig XIV., dem prachtliebenden, durch Colbert's Bemühungen gleichſam die große Schule füe die praktiſchen Künſte geworden iſt [4]), in welcher jeder Befähigte ſeine Stellung erhielt. Diis bewährte ſich, wie an vielen Andern auch an Perronet, deſſen praktiſche Tüchtigkeit, wie ſie die höheren Anſprüche der Kunſt fodern, bewährt und bekannt wae; denn als der Miniſtee Tourdaine im J. 1747 die Schule für

1) Perronet ſelbſt urtheilt darüber in der Vorrede zu ſeinen unten verzeichneten Oeuvres, nach Dietlein's Überſetzung (p. VI). Es wird ſtets leicht ſein, wieder aufzufinden, welche Bauart die Römer oder andere Völker bei Anlegung der übrigbleibenden Wege angewandt haben; allein der Brückenbau erfodert ſowol bei der Gründung als bei der Aufführung der über dem Waſſer befindlichen Theile Mittel, welche nach Vollendung der Arbeit verſchwinden. Dann laſſen ſich die Hilfsmittel, durch welche die Kunſt die zahlloſen Schwierigkeiten, die ſich der feſten Aufſtellung dieſer ungeheuren Maſſen entgegengeſtellt haben, überwunden hat, nicht mehr beurtheilen; während doch der Schnitt und das Verſetzen der Steine, die Verbindung der hölzernen Lehrbogen und die Wiederwegnahme der letztern, von Seiten des Baumeiſters Aufmerkſamkeit auf einzelne Umſtände und Verfahrungsarten nöthig gemacht haben, die ſelbſt Männern vom Fach unbekannt ſind, wenn ſie nicht Gelegenheit gehabt haben, die Ausführung großer Arbeiten dieſer Art zu beobachten. Die Theorie allein, ſo unentbehrlich ſie auch bei dergleichen Werken iſt, würde ebenfalls unzureichend ſein. Eine geläuterte, durch den Erfolg bewährte, Ausübung iſt die ſicherſte Führerin, zu der man ſeine Zuflucht nehmen kann. 2) Perronet's Werke, teutſch von Dietlein. S. 181.

3) ſ. Perronet's Werke ꝛc. S. 121 fg. v. Wiebeking's Waſſerbaukunſt. 3. Bd. S. 524 fg. 4) A. a. O. ſagt Perronet S. V fg. „Unſerem Jahrhundert, und einer aufgeklärten Verwaltung, war es vorbehalten, Frankreich Wege und Brücken zu geben, die einſt durch ihre Kühnheit und Feſtigkeit den Baumeiſtern anderer Nationen als Muſter dienen können." Ein Urtheil, das zwar wahr und von dem Auslande anerkannt iſt, aber dennoch beweiſt, wie der Franzoſe ſeinen ſich bewußten Werth geltend zu machen weiß. Colbert wirkte namentlich durch die beiden Brüder Claude und Charles Perrault. Der erſtere war zwar Arzt, aber er zeichnete ſich auch als Architekt aus, und gewann dem allgewaltigen italieniſchen Meiſter Bernini den Vorrang ab in dem Plan zu dem von Ludwig XIV. beabſichtigten Umbau des Louvre. Das Periſtyl deſſelben iſt Perrault's Werk, nicht, wie man auch behauptet hat, Bernini's Werk. Mit der Umformung des Könighauſes begann die neue Zeit der Kunſt in Frankreich, die fortan dort mit reicher Nahrung gepflegt worden iſt.

Digitized by Google

Brücken- und Straßenbau gründete, berief er Perronet zum Director derſelben. Seit zehn Jahren war er ſchon in dieſer Baugenoſſenſchaft thätig, und hatte ſich darin nach und nach bis auf die Stufe eines **Inspecteur et Ingénieur en chef de la généralité d'Alençon** hinaufgearbeitet. Sobald er Director geworden ernannte ihn der Staatsrath 1747 durch ein Decret vom 14. Febr. noch zum **Premier ingénieur des ponts-et-chaussées de France.** In dieſer Stellung trat er in einen zwar weiten, aber für ihn ganz geeigneten Wirkungskreis, indem ihm derſelbe hinreichende Gelegenheit bot, ſich zu entwickeln und zu zeigen, daß er denſelben bis zu deſſen äußerſter Peripherie auszufüllen fähig war. So begünſtigten Perronet die äußeren Verhältniſſe, daß er werden konnte, was er wurde, ein Meiſter, der in der Geſchichte des Brückenbaues als ein Leitſtern immer noch leuchtet. Einer der größten teutſchen Meiſter, C. F. von Wiebeking [5]), urtheilt z. B.: „In Frankreich iſt der Bau ſteinerner Brücken mit vorzüglicher Wiſſenſchaft ausgeübt und Perronet hat das Verdienſt, denſelben auf die höchſte Stufe der Vollkommenheit geſtellt zu haben." Das ſchwere Gewicht dieſes Urtheils wird durch eine ſachliche Bemerkung deſſelben praktiſchen Kenners anſchaulicher, als daſſelbe in ſeiner Einfachheit zu haben ſcheint. Deshalb muß auch dieſe Bemerkung hier aufgenommen werden. Sie iſt [6]): „Die zweckmäßige Aufführung der ſteinernen Brücken erfodert eine genaue Bekanntſchaft mit den Gewölben, den Fundationsmethoden großer Bauwerke, den Gerüſten und Maſchinen, ſowie eine geübte Baupraxis. Sie wird vorzüglich von der Erfahrung begründet, und bei dem Entwurfe der Brücken findet eine mannichfaltige Abwechſelung ſtatt." Perronet bewährte ſein Genie durch dreizehn Brücken, welche nach ſeinen Planen gebaut wurden, und durch die Entwürfe zu acht anderen, deren Ausführung er nicht ſelbſt leitete. Alle dieſe Werke zeichnen ſich durch eine ihnen eigenthümliche Schönheit, ſowie durch die Zweckmäßigkeit der Anlage und des Baues aus; einige ſogar gelten als Meiſter- und Muſterwerke, wie z. B. die zu Neuilly, Nemours, Pont-Sainte-Marence, und die Brücke Ludwig's XVI. zu Paris. Alle Rückſichten bei dieſen Bauten beſtimmte Perronet nach wohlerwogenen Grundſätzen, ſodaß dieſelben wegen ihrer praktiſchen Wahrheit und Zuverläſſigkeit ſtets als Muſter dienen werden. So ſagt der ſchon genannte Gewährsmann [7]): „Öfters iſt man genöthigt, mit dem Stande einer neuen Brücke von dem ehemaligen abzuweichen, um die Umgebungen zu verſchönern, die Brücke perpendiculär auf die Richtung des Stromes zu ſtellen, oder bequemer Auffahrten und Zugänge wegen, wie Perronet bei allen ſeinen Brücken und ich ſelbſt gethan. Zuweilen bricht man neue Straßen zu dieſem Behufe durch, wie bei den Brücken zu Mantes und Orléans, und von mir bei mehren Brücken geſchehen iſt." Wie Perronet andere beſondere Rückſichten ſorgfältig behandelte, beweiſt uns z. B. ſeine Beſtimmung des Verhältniſſes der Pfeilerſtärke zu der Bogenöffnung. Im Allgemeinen erkannte er das Verhältniß 1 : 12 als hinreichend für die Solidität der Pfeiler, und hat es ſelbſt bei dem Pont de la Concorde zu Paris, von 1787 bis 1791 unter der Leitung von Demouſtier ausgeführt, angewendet, die wegen ihrer flachen Bogen und ſchwachen Pfeiler die größte Aufmerkſamkeit verdient; aber unter anderen Umſtänden veränderte er daſſelbe, z. B. in der Brücke zu Neuilly iſt es wie 1: 9, 23, in der zu Sainte-Marence wieder anders, nämlich wie 1: 10, 67, u. ſ. f. Die Brücke bei Mantes über die Seine, auf der untern Straße von Paris nach Rouen, wurde nach den Entwürfen des Ingenieurs Hupeau, wie Perronet in ſeinem Werke über die Brücken ſelbſt ſagt (p. 120 nach Dietlein's Überſetzung), 1757 begonnen, aber von 1763 bis 1765 (nicht 1767, wie man auch angegeben findet) nach Perronet's Plan ausgeführt. Sie gehört zu den bedeutendſten Bauen; daher hat von Wiebeking denſelben im dritten Bande ſeiner Waſſerbaukunſt (S. 522 fg.) genau behandelt, und auch auf Tafel 78 ſeiner: „Theoretiſch-praktiſchen bürgerlichen Baukunde" dargeſtellt. Perronet ward, nach Hupeau's Tode im J. 1763 mit der Vollendung dieſes Baues beauftragt, der bald nach dem Beginn, des Kriegs wegen, bis zum Frieden im J. 1763 hatte ausgeſetzt werden müſſen. Perronet veränderte die Bogenlinie in Hupeau's Plan. Über die Brücke zu Neuilly urtheilt der ſchon mehrmals erwähnte Sachkenner: „Unter allen Brücken in Europa wird die Brücke zu Neuilly über die Seine, drei Stunden von Paris entfernt, für eine der merkwürdigſten und ſchönſten gehalten." Dieſes Kunſtwerk iſt das erſte Beiſpiel einer horizontalen Brücke. Dieſelbe wurde 1768 unter der Leitung Perronet's und der Aufſicht des Ingenieurs Chezy, nachherigen Directors der Schule des Brücken- und Straßenbaues, im Bau begonnen, aber 1774 erſt vollendet. Sowie dies Bauwerk im Allgemeinen ein höchſt wichtiges Werk iſt, ſo gilt insbeſondere das dabei angebrachte ſogenannte Lehrgerüſt wegen ſeiner Conſtruction als höchſt merkwürdig. Ein Bogen dieſer Brücke iſt aus eilf Mittelpunkten beſchrieben. Nicht gleichgültig iſt dabei, daß Perronet berechnete, das Lehrgerüſt dieſes Baues würde ſich zwölf Zoll und die Gewölbe nach ihrem Schluß ſechs Zoll ſetzen, während er bei der Brücke von Mantes für das Setzen derſelben neun Zoll und für die Unterlager 18 Zoll rechnete. Man erkennt in dieſen Berechnungen den vorſichtigen und kenntnißreichen Mann, der bei ſeinen Bauen auch das ſcheinbar Unbedeutendſte vorauszubeſtimmen wußte, was andere nicht zu faſſen vermögen, und deshalb dem Zufall überlaſſen. Wo von Wiebeking den Bau der Brücke zu Neuilly behandelt in ſeiner Weiſe (Waſſerbaukunſt 3. Bd., S. 513 fg.), ſagt er (S. 515 fg.): „Perronet hatte über den Widerſtand oder die Tragkraft der Steine viele Verſuche angeſtellt, und ſich daraus überzeugt: daß die Pfeiler dieſer Brücke viel dünner gemacht werden könnten, als gewöhnlich im Gebrauch war; er beſtimmte die Dicke dieſer 14 Schuh vier Zoll hohen Pfeiler zu 13 Fuß, ſodaß ſich dieſelbe zur Öffnung des Bogens wie 1: 9, 23 verhält. Nach ſeiner Erfahrung (S. 3 ſeiner **Oeuvres**) hält derſelbe dafür, daß die Pfeiler mit zehn Schuh hinreichend dick geweſen wären." Dieſe Vorſicht wendete

5) Bürgerliche Baukunde. 4. Bd. S. 550. 6) Ebend. S. 548. 7) Ebend. S. 527.

Perronet nicht blos einmal bei dieſem Bauwerk an, ſondern er bezeichnet dieſelbe als ein weſentliches Erfoderniß, wo er den Bau der Brücke bei Sainte-Maxence behandelt (S. 161). Um die Eigenſchaften, namentlich die Härte und Widerſtandkraft der Steine zu prüfen, ſetzte er dieſelben dem ſtarken Druck einer Maſchine aus. Auf dieſer Prüfung, die vordem nicht gewöhnlich war, beruhen die Verhältniſſe im Bau, welche die Dauerhaftigkeit deſſelben bedingen. Weil man bei dem Bau der Brücke zu Sainte-Maxence die Beſchaffenheit der Steine nicht berückſichtigt und geprüft hatte, ſo wurden dieſelben durch die Laſt zerdrückt, und ein Bogen ſtürzte im J. 1753 ein. Die vollſtändige Ausrüſtung der Brücke von Neuilly geſchah am 2. Sept. 1772, und war ein Hoffeſt, dem der König, die Miniſter und ſämmtliche Geſandtſchaften unter einer ungeheuern Maſſe von Zuſchauern beiwohnten. Der König befuhr an dieſem Tage dieſe Brücke zum erſten Male. Allerdings koſtete die Ausführung dieſes ſchönen Werkes drei Millionen fünf Mal hunderttauſend 73 Livres. Die Brücke von Sainte-Maxence über die Oiſe, von 1774 bis 1784 unter Aufſicht der Ingenieurs Danſe und Demouſtier erbaut, zeichnet ſich durch ihren kühnen Bau aus, deſſen Werth die Schönheit noch ſteigert. Namentlich weicht dieſes ausgezeichnete Bauwerk durch die Verhältniſſe der Bogen und Pfeiler und die Conſtruction der letzteren von der gewöhnlichen Weiſe ab, wodurch die Laſt des Ganzen verringert wurde, ohne daß der Solidität geſchadet wurde. Dieſelben Grundſätze wollte er auch in dem Bau der Brücke Louis' XVI. zu Paris zur Ausführung bringen, er wurde aber durch die Furcht einiger Ängſtlichen, die jenen Pfeilern zu wenig Widerſtandkraft zutrauten, daran verhindert, und ſo geſchah es, daß der Bau dieſes Werkes einige Änderungen in dem urſprünglichen Entwurf erlitt.

In der wegen ihrer eigenthümlichen Conſtruction merkwürdigen Brücke zu Sainte-Maxence erkennt man Perronet's alles genau erwägende Einſicht. Dieſe Brücke wird durch drei Bogen, jeder von 72 Fuß Öffnung und 39 Fuß Länge von einem Haupt zum andern, mit Einſchluß eines Fußweges von 4½ Fuß Breite auf jeder Seite gebildet. Perronet belehrt uns über dieſen kühnen Bau (a. a. O. S. 157 fg.): „Die Stirnpfeiler werden im viereckigen Theil 18 Fuß ſtark, und erhalten Strebepfeiler auf der hintern Seite, ebenſo lang als jene ſtark, und ſechs Fuß breit. Die beiden Zwiſchenräume zwiſchen dieſen Strebepfeilern werden halbkreisförmig ausgerundet, und ſetzen ihre erhabenen Seiten den hintern Seiten der Stirnpfeiler entgegen, um den darauf wirkenden Schub auf die erſteren zu vertheilen.... Die Mittelpfeiler werden in der reinen Mauer vom niedrigſten Waſſerſtande an neun Fuß ſtark; unter dieſem ſpringt jede Schicht 18 Zoll vor der darüber liegenden vor.... Die Pfeiler werden mit Einſchluß des Geſimſes 18 Fuß hoch, als ſo hoch der größte Waſſerſtand ſteigt. Sie beſtehen aus kreisrunden, neun Fuß im Durchmeſſer haltenden gekuppelten Säulen an jedem Ende. Die erſte und letzte von dieſen Säulen fallen mit den halben Stärken außerhalb der reinen Mauer der Brückenhäupter, und dienen ſo zugleich als Vorder- und Hintertheile der Pfeiler. Zwiſchen dieſen gekuppelten Säulen bleibt ein freier Raum von neun Fuß Breite, nach der Länge der Pfeiler gemeſſen. Der untere Theil jedes ſolchen Raums wird durch einen umgekehrten Bogen geſchloſſen, um die ganze Laſt der Gewölbe auf die ganze Oberfläche der vollen Mauer der Pfeiler zu vertheilen, der obere Theil aber durch Kappen, welche durch den Bogen gehen.... Die Gewölbe werden nach Kreisbogen von 111 Halbmeſſern erbaut, und 4½ Fuß im Schluß ſtark." Dies ſind die Verhältniſſe des Baus, wie dieſelben Perronet ſelbſt beſchreibt in ſeinem Bauplan der Brücke. Die Grundſätze, welche ihn leiteten, ſtellt er ſo dar (S. 158): „Man war der Meinung, daß Brücken auf verſchiebene Arten gebaut werden können, und daß die Formen der alten Brücken nicht zu ängſtlich beibehalten werden dürfen. Die für die fragliche Brücke angenommene Form gewährt den weſentlichen Vortheil, daß dadurch Erſparung an Materialien, Leichtigkeit und Feſtigkeit zugleich erreicht werden, und dem Waſſer ein größerer Durchfluß verſchafft wird. Man ſieht leicht ein, daß bei Wegſchaffung des beträchtlichen Gewichts der Hintermauerung gewöhnlicher Bogen die Mittelpfeiler nicht ſo ſtark zu werden brauchen, um die auf ſie fallende Laſt zu tragen, und daß gewöhnliche halbkreisförmige oder elliptiſche Bogen die Durchflußöffnung um ſo mehr verengen, je höher das Waſſer ſteigt. Dieſer letztere Umſtand iſt weſentlich nachtheilig bei einer Brücke, weil das Waſſer im Wachſen nothwendig mehr Geſchwindigkeit erhält, wodurch Unterwaſchungen entſtehen können. Dagegen könnte man einwenden, daß es wegen des Schubs gefährlich ſein möchte, die Stärke der Mittelpfeiler zu verringern und die Gewölbe nach Kreisbogen aufzuführen."

Allerdings reicht die Betrachtung jenes Bauwerks noch keineswegs hin, Perronet's Meiſterſchaft genau kennen zu lernen; man erkennt jedoch darin, daß er ſich ſeiner Kunſt bewußt und deren Meiſter war, indem er nach feſten Grundſätzen Neues ſchuf. Dies wird noch klarer werden, wenn man den Bau der Brücke Ludwig's XVI. in ſeinen Hauptriſſen betrachtet, wie ſie Perronet ſelbſt beſchreibt. Dieſer Bau erſcheint um ſo bedeutſamer, als bei dieſer Brücke ein Leinpfad nöthig war, und wie Perronet darüber urtheilt (a. a. O. S. 238), dieſelbe „in der Hauptſtadt an einem zu Ehren des verſtorbenen Königs angelegten Platz auf einer Stelle erbaut werden ſoll, welche Natur und Kunſt mit den ſchönſten Anſichten und den prachtvollſten Gebäuden geziert haben." Deshalb fügt er hinzu, habe er „es für nöthig gehalten, dieſer Brücke einen zierlichen Charakter zu geben. Indeſſen ſind an derſelben keine Bildhauerarbeiten angebracht worden, ſowol um die Einfachheit, welche Denkmalen dieſer Art eigen ſein muß, nicht zu ſehr aus den Augen zu laſſen, als auch um den männlichen Charakter, der Brücken zukommt, nicht zu ſchwächen." So urtheilte Perronet über das Weſen einer Brücke und zeigt darin, wie er beurtheilt werden muß, um ihm das Hauptmoment ſeiner Eigenthümlichkeit nicht zu verkümmern. Eine oberflächliche Anſicht der Plane jener Brücke bei Sainte-Maxence und dieſer Ludwig's XVI. kann vielleicht beide übereinſtimmend finden; de-

Digitized by Google

trachtet man jedoch dieſelben näher, ſo erkennt man, daß er beide frei von der Beſchränktheit der Nachahmung, nach ſelbſtändigen Grundſätzen ausführte. Perronet's Plan der letzteren zeigt dies auf das Beſtimmteſte. Was daraus als Zeugniß dafür, ſowie zum Vergleich mit der Conſtruction der Brücke bei Sainte-Marence dient, iſt Folgendes (a. a. O. S. 233 fg.): „Dieſe Brücke ſoll aus fünf Bogen beſtehen. Der mittelſte ſoll 88 Fuß weit ſein, die zwei anliegenden jeder 80 Fuß, und die an den Stirnpfeilern jeder 72 Fuß. Die ganze Durchflußöffnung wird alſo 65 Toiſen 2 Fuß weit.... Die Breite der Brücke zwiſchen den Häuptern ſoll, mit Einſchluß von 7½ Fuß für jeden Fußweg, 48 Fuß betragen. Die Mittelpfeiler, in der reinen Mauer über den Grundmauern gemeſſen, weeden neun Fuß ſtark. Dieſe letztern ſetzen ſchichtweiſe ab.... Jeder Pfeiler ſoll auf ſeinen äußern Enden aus zwei viereckigen Körpern beſtehen, deren jeder, in dee Richtung von einem Haupt zum andern gemeſſen, eilf Fuß drei Zoll lang iſt. Dieſe viereckigen Körper endigen ſich auf jeder Seite mit einem runden Pfeiler von neun Fuß Durchmeſſer in Form einer Säule, der mit dem vierten Theil ſeines Durchmeſſers in den viereckigen Körper fällt. Die Säulen auf den äußern Seiten bilden die Vorder- und Hintertheile der Pfeiler, und ſpringen überhaupt ſechs Fuß neun Zoll aus der Stirnfläche der Brückenhäupter heraus, und reichen mit ihrem Aſtragal und Capitäl bis unter das Geſimſe der Brücke. Die zwei innern Säulen gehen nur bis zum Kämpfer, und es bleibt in der Mitte derſeiben ein freier Raum von zwölf Fuß. Ganz dieſelbe Form erhält die äußere Seite jedes Stirnpfeilers. Dieſe letztern werden 48 Fuß ſtark, aber in der vordern und hintern Seite ausgehöhlt.... Die Gewölbe werden nach Kreisbogen von 117 bis zu 126 Fuß Halbmeſſer erbaut. Ihre Anfänge kommen ſämmtlich in eine wagrechte Ebene, 18 Fuß übee dem kleinſten Waſſerſtande zu liegen, und zwar auf viereckige, drei Zoll hohe Körper auf den Kämpfern.... Das Geſimſe ſteht neun Zoll vor den Brückenhäuptern vor, um zuſammengenommen mit den Nebenpfeilern auf der hintern Seite der Säulen vertiefte Felder zu bilden. Jeder dieſer Nebenpfeiler erhält den Unterſchied zwiſchen dem Halbmeſſer dee Säule und der halben Sehne des Viertels, womit dieſelbe in den viereckigen Theil des Pfeilers tritt, alſo etwas mehr als ſieben Zoll zur Breite. Bei dieſer Einrichtung berühren die Erweiterungen der Stirnflächen der viereckigen Theile der Pfeilee die zugehörigen Säulen, wie dies nöthig iſt damit die Ecken der Nebenpfeiter dem Eiſe und den Schiffen nicht ausgeſetzt ſeien." Über das Weſen der Conſtruction dieſer 1788 im Bau begonnenen Brücke urtheilt Perronet ſelbſt (p. 236): „Obgleich die beſchriebene Bauart ſehr viel Ähnlichkeit mit der der Brücke bei Sainte-Marence hat, und die Mittelpfeilee beider von einerlei Stärke ſind, ſo läßt ſich doch leicht einſehen, daß dieſe letztern, da ſie von den innern Säulen an, welche auch weniger vereinzelt ſtehen, vollgemauert ſind, ſtärker ſein werden, um ſo mehr, da die äußern Säulen, welche die Vorder- und Hintertheile der Pfeiler außerhatb der Häupter bilden, zur Feſtigkeit beitragen. Dieſe größere Stärke iſt nöthig, da die Bogen weiter ſind, als bei der Brücke zu Sainte-Marence. Wer an die Verhältniſſe der in der ſchönen Baukunſt gebräuchlichen Ordnungen gewöhnt iſt, könnte vielleicht die äußern Säulen zu kurz finden. Allein wenn man berückſichtigt, daß dieſe Säulen eigentlich Pfeilee ſind, deren Stärke dem Gewicht angemeſſen ſein muß, das ſie zu tragen haben; ſo wird man einſehen, daß die Natur des Brückenbaues, der angeführten Gründe wegen, erfodert, daß die Unterſtützungrn der Gewölde kurz und ſtark ſeien, und daß, da die untern Enden dieſer Säulen im Waſſer ſtehen, man ſich leicht denken kann, daß dieſelben ſo hoch ſeien, als man wünſcht."

In dem der Beſchreibung dieſer Brücke beigefügten ausführlichen Entwurf für deren Ausführung beſtimmt Perronet, daß „die mittleren Theile der Mittel- und Stirnpfeiler zwiſchen ihren Vorder- und Hintertheilen in zwölf Fuß Weite bis zue Höhe der Kämpfer oder Widerlagen offen bleiben," eine Conſtruction, die Perronet zuerſt verſuchte.

Die Brücke von Nemours über den Loing wuede zwar erſt im J. 1805, alſo lange nach Peeronet's Tode, durch den Ingenieur Boitard vollendet, aber ſie iſt im Plan ſein Werk, das zu den kühnſten und ſchönſten gehört, welches die Kenner bewundern. Der Sachkenner von Wiebeking urtheilt (3. Th. S. 529): „Die 13 Fuß dicken Widerlagen, welche deei Strebepſeiler haben, deren Zwiſchenräume, wie bei der Eintrachtsbrücke, abgerundet ſind, verdienen nachgeahmt zu werden. Die Pfeiler dieſer Brücke beſtehen aus vier auf zehn Fuß Abſtand geſtellten Säulen, wie bei der Brücke zu Marence und Pesme."

Unter die kleinen Brücken, die Perronet mit derſelben Sorgfalt entwarf und ausführte, wie die großen, zeichnen ſich die bei Brunoi über den Yeres, von 1784 bis 1787 in drei Bogen und 18 Fuß Weite, aus Quaderſteinen erbaut; die von Roſoi, von 1786 bis 1787 erbaut; die bei den Waſſerkünſten über den Nonettefluß zu Chantilly, 1760 erbaut, welche wegen ihrer Umgebung ſehr leicht gehalten werden mußte, um die Ausſicht nicht zu ſtören, durch ihre Conſtruction aus. Die St. Edmundsbrücke bei Nogent ſur Seine bildet nur einen Bogen von 90 Fuß Weite, und iſt vom Anfang bis zum Schluß 27 Fuß länglichrund aus eilf Mittelpunkten beſchrieben. Sie wurde in den Jahren von 1766 bis 1769 ausgeführt. Die Beſchreibung ihres Baus iſt für den Mann von Fach lehrreich, weil derſelbe mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die Brücke bei Chateau-Thierry über die Marne, an die Stelle einer alten und unzweckmäßigen erbaut, gehört gleichfalls zu den nicht unwichtigrn Bauwerken, in Rückſicht auf die Ausführung des Baues. Von den drei Bogen dieſer neuen Brücke wurde einer ſchon ſeit 1765 ausgeführt, während die beiden anderen erſt 1770 verdungen, aber aus Mangel an Geld erſt 1787 vollendet werden konnten.

Erwägt man das Weſen von Perronet's Bauwerken im Allgemeinen, ſowie im Beſonderen, ſo erkennt man in allen als Hauptcharakter Einſachheit in ihrer höheren Geltung. Dadurch erhob er ſich über das Alltagstreiben der

Digitized by Google

Maſſe, auf die allein Goethe's Wort: „Die Menſchen verdrießt's, daß das Wahre ſo einfach iſt; ſie ſollten bedenken, daß ſie noch Mühe genug haben, es praktiſch zu ihrem Nutzen anzuwenden," gedeutet werden muß.

Über Perronet's bürgerliches Leben ſchweigen die Nachrichten, und ſo vermag auch ich darüber nichts zu berichten, obwol ich die äußeren Lebensverhältniſſe unter die nothwendigſten Rückſichten eines Biographen zähle. Soviel zeigt ſich aber als zuverläſſig, überſchaut man ſeine unermüdliche Thätigkeit in ſeinem Beruf, daß er demſelben mit ganzer Seele ergeben war, indem er ihm die Aufgabe des Lebens war. Frei von Einſeitigkeit, Oberflächlichkeit, Willkür, die in ihren Folgen grade auf dieſem Gebiet das gefährlichſte Hinderniß erſprießlicher Thätigkeit werden, wußte er überall unvermeidliche Verhältniſſe mit der zu löſenden Aufgabe in Einklang zu bringen, um das Höchſte ſo zweckmäßig, wie er es nach feſten Grundſätzen entwarf, auch mit Sicherheit auszuführen. Das Kleine war ihm nicht klein und darum etwa verächtlich, ſondern es galt ihm als nothwendiger Beſtandtheil des Großen, das dieſelbe Aufmerkſamkeit wie eine große Geſammtmaſſe verdiente. Dafür zeugen die von ihm erfundenen Maſchinen, und namentlich der von ihm ſehr verbeſſerte oder vielmehr nach den Geſetzen der Schwerkraft und Umdrehung erbaute Wipp- oder Sturzkarren mit prismatiſchen Käſten. Die Verbeſſerung dieſes Fuhrwerks beſteht darin, daß er in prismatiſchen Käſten die Laſt tiefer, als bei den gewöhnlichen Wippkarren, ſelbſt unter der Axe der Räder anbrachte, zwei bis drei aneinanderhängen und auf dieſe Weiſe von einem Pferde ziehen ließ Durch Anwendung dieſer an ſich einfachen und durchaus zweckmäßigen Maſchine erleichterte er bei dem Bauen die Wegſchaffung oder das Herbeiführen von Erd- und Schuttmaſſen, das für die Förderung der Arbeit etwas Weſentliches iſt. Die Zweckmäßigkeit dieſes eigenthümlichen Wagens empfiehlt denſelben auch für den Gebrauch in der Landwirthſchaft, ſowie überall, wo es darauf ankommt, Laſten ohne große Koſten und Anſtrengung, namentlich bei Erdauffüllungen und bei Steinblöcken, fortzuſchaffen. In Frankreich wird dieſer Wagen noch heute mit Perronet's Namen gebraucht, und iſt ſelbſt in die Landwirthſchaft eingeführt. Leicht läßt er ſich auch für den Handgebrauch der Arbeiter einrichten. Perronet begnügte ſich jedoch keineswegs mit dem Gebrauch dieſes einfachen Wagenwerks, ſondern er ſammelte Erfahrung darüber, die er in ſeinem großen Werk mittheilt.

Perronet's Streben nach Einfachheit in der bauwerklichen Maſchinerie zeigt ſich ganz vorzüglich auch darin, daß er einfach den Rammklotz, den man hauptſächlich nur zum Einſchlagen der Pfähle in die Erde braucht, auch zum Ausziehen derſelben mit Erfolg benutzte Vier Arbeiter mußten nämlich das an den auszuziehenden Pfahl mittels zwei Rollen oder Scheiben befeſtigte ſtarke Seil oder Kette anſpannen und in Spannung erhalten, während der Zeit läßt man den Rammklotz auf den Pfahl fallen. Vermöge der Prallkraft ſteigt derſelbe ſoweit aus dem Grunde empor, daß er mit dem Zugſeil und der Haſpel leicht herausgezogen werden kann. Ebenſo wichtig iſt ſeine Weiſe, die Rammpfähle zu pfropfen, indem dieſelbe eine vorzügliche Feſtigkeit der Pfropfung bewirkt. Auf Beobachtung und Erfahrung geſtützt, ſtellte er auch ſeine Waſſerſchaufeln unter einen Winkel von 21 Grad, während Andere denſelben um mehre Grade zum Schaden der Wirkſamkeit vergrößerten; denn es iſt eine praktiſche Wahrheit, daß eine ſolche Waſſermaſchine eine viel größere Waſſermenge fördert, wenn der Winkel der Schaufeln klein iſt. Eine eigenthümlich eingerichtete und ſehr zweckmäßige Maſchine zum Steinbohren iſt ebenfalls Perronet's Werk. Ihre Leiſtung iſt außerordentlich, ſo einfach ſie auch iſt. Zwei Arbeiter drehen eine Kurbel, die mittels ihrer Daumwelle einen Hebel, woran das Seil befeſtigt iſt, niederdrückt. So geht der Hebel auf und nieder. Da an demſelben das geſtählte Bohreiſen feſt angebracht iſt, ſo wird durch jene Bewegung des Hebels die Bohrung bewirkt, welche ein dabei angeſtellter Mann beaufſichtigt. Das Schwungrad in dem Mechanismus dient zu einer gleichförmigen Bewegung. Wenn gleich dieſe Maſchine nur auf ebenem Boden ſich anwenden läßt, ſo mindert dies ihren hohen praktiſchen Werth nicht; denn z. B. bei dem Bau der Brücke zu Neuilly bohrten damit drei Mann binnen anderthalb Tagen ein fünf Fuß tiefes und acht Zoll weites Loch.

Den Beweis, daß Perronet ſich überall in ſeinen Beſtimmungen und Einrichtungen an die Erfahrung der eigenen Beobachtung hielt, gibt er auch in ſeinen Angaben über die Wirkſamkeit der ſogenannten Paternoſter- oder Roſenkranzwerke in ihrer Anwendung. Nicht der Wahrſcheinlichkeit folgte er oder dem wie es ſo lange geweſen war, ſondern er ſuchte und fand Grundſätze durch die Erfahrung. Dies beſtätigt von Wiebeking in einem Fall kurz ſo[8]): „Nach den Beobachtungen, die Perronet .... anſtellen ließ, machten bei dem 18 Fuß langen und fünf Zoll weiten (Paternoſter-) Werke vier Mann 30 Umdrehungen in einer Minute und hoben das Waſſer 15 Schuh hoch. Sie hoben in 108 Secunden 15 Cubikſchuh, und bei jeder Umdrehung wurden von der Kette $4\frac{1}{5}$ Fuß abgewickelt. Dieſer Effect von 500 Cubikſchuh in der Stunde kann aber in der Praxis nicht für den wahren angenommen werden, weil die Arbeiter nicht immer ſo fleißig arbeiten: Perronet rechnet daher 25 Umdrehungen, folglich nur 416 Cubikſchuh Waſſer," das nämlich ein Paternoſterwerk befördern kann. Man ſieht hieraus, daß Perronet auch das ſcheinbar Zufällige in ſolchen Dingen nicht unbeachtet ließ, um ſichere Grundſätze und das Rechte zu ermitteln, und es gelang ihm. Freilich fand ſein Genie Mittel, auch das Zufällige, ja man möchte ſagen die Willkür, zu zähmen und zu meſſen, wie es ſelten Jemand vermag. So erfand er nämlich ein Inſtrument, Odomètre genannt, wodurch er die Bewegung maß. Dies wandte er bei allen Maſchinen an, die durch Umdrehung in Bewegung geſetzt wurden, um die Geſchwindigkeit des Umſchwungs entweder für jeden beſonderen Zweck zu beſtimmen oder zu meſſen, weil dies nicht blos theoretiſch, ſondern bei Waſſerbauten praktiſch

8) Bürgerliche Baukunſt. 4. Bd. S. 175.

Digitized by Google

wichtig iſt. So berichtete der Ingenieur Boglio, welcher mit Ceſſart die Brücke bei Saumur baute, 1752 am 2. Oct. an Perronet, über die Anwendung des Odomèters, daß die 20 Schuh hohen Paternoſterwerke in einer Minute nur 25 Umdrehungen zuließen. Dieſe Beobachtung iſt in ſofern wichtig, als danach die zweckmäßigſte Höhe der Paternoſterwerke ſich ermitteln läßt. Die ſinnreiche Erfindung des Odomèters iſt aber noch eines anderen Gebrauchs fähig, nämlich in der Wegmeſſung ſowol zu Fuß, als zu Pferde und zu Wagen; das Inſtrument erweiſt ſich dabei als ſo genau, daß es ſelbſt die Bewegung rückwärts angibt, ſodaß man dieſe von der gemachten Bewegung vorwärts abziehen kann.

Eine wichtige Erfindung war die Säge, mit der Perronet bei Unterbauen die Pfähle unter dem Waſſer abſchneiden ließ. Ebenſo entging ihm auch der Meßtiſch nicht, um denſelben für den Gebrauch zu vereinfachen.

Mag die ſpätere Zeit Einzelnes von Perronet's Erfindungen vervollkommnet haben, ihm bleibt das Verdienſt, ſein Genie mit der ganzen Kraft der Einſicht, Erfahrung und Beſonnenheit dieſem Zweige der Baukunſt, deſſen Behandlung wol zu den ſchwierigſten Aufgaben gehört, während ſeines langen Lebens mit Erfolg gewidmet zu haben. Mislungen iſt ihm nichts, nämlich ſo, daß deſſen Anlage verkehrt und die Ausführung zweckwidrig wäre; man kann höchſtens behaupten, es ließe etwas Beſſeres ſchaffen, wenn auch das Vorliegende ſchon gut iſt. Dies möchte vielleicht von den Kunſtrammen mit Klinkhaken, nach Perronet's Erfindung, geſagt werden können. Nämlich von Wiebeking urtheilt über dieſes Werk [9]): „Das über ein neun Fuß im Durchmeſſer großes Rad, in einer zwei bis drei Zoll breiten Rinne liegende, 12 Linien dicke Seil wurde von zwei Pferden abwechſelnd angezogen. Außer den Pferden waren noch ſechs Mann nöthig, nämlich ein Rammmeiſter, zwei Mann bei den Pferden, wovon der eine das Seil aus dem Zugſchwengel ablöſte, wenn der Schlag geſchehen war; zwei Mann wickelten das Seil wieder auf und der ſechste brachte den Klinkhaken an den Rammklotz. Hatte der Rammklotz die beſtimmte Höhe erreicht, ſo wurde deſſen Klinkhaken mittels eines kleinen, an dem obern Theil deſſelben befindlichen Seils, aus der Öhſe des Rammklotzes herausgezogen und dieſer fiel auf den Pfahl. Während deſſen die Pferde umkehrten, und das Zugſeil auf die Scheibe zurückgewickelt wurde, wickelte ſich das Rammtau von der Welle, und der Klinkhaken ergriff die Öhſe des Rammklotzes von Neuem. Es iſt leicht begreiflich, daß das Ramm-Manöver langſam von Statten ging; daher wurden mit jeder der vier Zugrammen, deren Rammklötze 1350 bis 1740 Pfund wogen, täglich $4\frac{1}{3}$ Grundpfähle eingerammt, während mit dieſer Kunſtramme nur $3\frac{1}{6}$ Grundpfähle eingeſchlagen wurden."

Einen Beweis von Perronet's Einſicht und Sorgfalt bei ſeinen Bauwerken finden wir auch darin, daß er den Mörtel nach einem beſtimmten Miſchungsverhältniß, ſowie es die Beſchaffenheit des Materials und der Zweck des erfoderlichen Mörtels erheiſchte, ſtets miſchen ließ. Hätte er ohne weiteres Nachdenken gehandelt, und wäre ihm Alles gleichgültig geweſen, wie es gemacht wurde und gewöhnlich gemacht wird, ſo würde er darauf wol ſchwerlich geachtet haben. Zum Grundbau der Brücken ließ er ein Drittel gelöſchten Kalks mit zwei Drittel Quarzſand miſchen, und den Mörtel dann mit einer beſondern Maſchine kneten. Zu den Schleußen des Kanals von Bourgogne wieder brauchte er einen Theil Kalk und zwei Theile Ziegelmehl. Außerdem miſchte er aber auch 72 Cubikſchuh Kalk mit 144 Cubikſchuh Sand; dies ließ er durch eine beſondere Maſchine mittels ſehr wenig Waſſers unter einander miſchen und erhielt dadurch einen guten Mörtel. Dagegen ließ er zu dem gewöhnlichen Mörtel auch zwei Fünftel gelöſchten Kalkes mit drei Fünftel Quarzſand miſchen. Man ſieht aus dieſen Angaben der verſchiedenen Miſchungsverhältniſſe, wie Perronet bei den gewöhnlichſten Dingen, welche handwerkmäßige Baumeiſter den Handarbeitern ohne Weiteres zu überlaſſen pflegen, ſelbſt eingriff, mit Bedacht und nach beſtimmten Grundſätzen handelte. Seine Miſchung war ſtets einfach, während Spätere ein viel zuſammengeſetzteres Bindungsmittel verſuchten. Er hielt ſich an die Erfahrung, die er ſelbſt für die ſicherſte Führerin erkannte, wie wir vorher geſehen haben.

Perronet's Berufsthätigkeit beſchränkte ſich nicht auf den Brückenbau, ſo zahlreich auch die von ihm ausgeführten Werke, und noch beiweitem zahlreicher die von ihm gemachten Entwürfe zu andern Brücken waren, deren Bau er nicht unmittelbar leitete. Man verdankt ihm auch den Bau des Kanals von Bourgogne. Seine Abſicht war auch das Rieſenwerk, die Flüſſe l'Yvette und la Bièvre nach Paris zu leiten und ſchiffbar zu machen; indeſſen ſchien beiweitem vortheilhafter der Canal de l'Ourq, worüber nach ihm P. M. Bertrand (**Inspecteur général des ponts-et-chaussées**) einen: **Avis important sur le canal de l'Ourq. Paris 1805.** bekannt machte.

Dies alles ſind Werke, für deren treffliche Ausführung Frankreich ſich Perronet zu dem größten Dank verpflichtet anerkennt; und dennoch ſind dies noch keineswegs ſeine Verdienſte um das Wohl des Vaterlandes alle. Während des Zeitraums von 30 Jahren, wo er wirkte und ſchaffte, wurden allein in dem Kreiſe um Paris, der ihm beſonders anvertraut war, durch ſeine Sorge mehr als 600 Lieues Wege und Straßen gelichtet, geebnet, gerade gelegt, und durch Baumpflanzungen verſchönert. Die Zahl der Brücken, welche bis zum J. 1790 auf Staatskoſten durch die Genoſſenſchaft des Brücken- und Straßenbaues unternommen und ausgeführt wurden, beträgt beinahe 2000.

Ein Beweis der Anerkennung ſeiner Verdienſte wurde ihm von Staatswegen ſchon 1757 dadurch zu Theil, daß man ihn zum Generalinſpector der Salinen ernannte, was er bis 1786 blieb. Sogar das Ausland blieb nicht gleichgültig gegen ihn; er wurde zum Mitglied der gelehrten königlichen Geſellſchaft zu London, der Akademien zu Stockholm und Berlin ernannt. Im Vaterland ſelbſt

9) Bürgerliche Baukunſt. 4. Bd. S. 157 fg.

finden wir ihn als Mitglied der Akademien zu Lyon, Rouen und Metz. Im J. 1778 erſuchte ihn der Kaiſer von Rußland um einen Plan zur Brücke über die Newa in Petersburg. Perronet ſandte einen Entwurf für einen prächtigen Bau. Außerdem unterzeichnet Perronet den Plan zu der Brücke Ludwig's XVI. als Ritter des Königordens und erſter Architekt des Königs genannt. Die größte Ehre im Ausland, die nur ſehr wenigen Fremden widerfährt, ward ihm dadurch zu Theil, daß die Geſellſchaft für Künſte zu London ſeine Büſte in in ihrem Sitzungſaal neben der Franklin's aufſtellte. Am wohlthuendſten war ihm jedoch, der ſeinen Beruf über Alles liebte, die Zuneigung und Hochachtung ſeiner Schüler und Genoſſen. Im J. 1778 ließ die Genoſſenſchaft der Ingenieurs ſeine Büſte in Marmor arbeiten, und überreichte ihm dieſelbe, gewidmet durch den Spruch: Patri carissimo familia. Im J. 1782 ließen auch ſeine Schüler ſein Bild in Kupfer ſtechen, welches Diderot mit einer Inſchrift im Lapidarſtyl weihte. N. Cochin zeichnete Perronet, wie er am Tiſche ſitzt, in halber Figur, und A. de St. Aubin ſtach daſſelbe auf einer großen Platte in Kupfer.

Sowie Perronet's Berufsthätigkeit und geniale Tüchtigkeit ſeiner durch und durch praktiſchen Fähigkeiten ihm ſeine errungene Auszeichnung ſichern, ſo werden natürlich auch ſeine Schriften in ihrem Bereich ſtets eine reiche Fundgrube bleiben für jeden, der ſich einen gleichen oder doch verwandten Beruf im Leben wählt. Es waltet darin derſelbe Geiſt, der die beſchriebenen Werke ſchuf. Wer ſie alſo recht benutzt, wird daraus großen Nutzen für die eigene Einſicht und Bildung gewinnen. Nicht blos der, welcher ſich dem Baufach widmet, jeder Freund des höhern Bauweſens, wenn er darin mehr als die gewöhnliche Befriedigung der gemeinſten Lebensbedürfniſſe anerkennt, wird deren Studium nicht verſäumen dürfen. Was ſeine Schriften beſonders auszeichnet, iſt ihr praktiſcher Werth; denn ſie ſind ſämmtlich das Ergebniß der Erfahrung, durch welche das Theoretiſche geprüft, geläutert und beſtimmt worden war. So erſcheint Perronet in That und Schrift derſelbe, ein Mann von Einſicht, Überlegung und Erfahrung. Sein ſchriftſtelleriſche Thätigkeit eröffnete er mit Mémoires sur l'art de l'Epinglier, die er 1761 der Akademie des Sciences überreichte. (Histoire de l'Acad. 1761. p. 152). Dieſe Arbeiten über das Nadlerhandwerk beweiſen, wie Perronet überall heimiſch zu werden und zu ſchaffen vermochte. Dafür, daß dieſelben nicht gehaltlos waren, ſpricht ſeine Theilnahme an dem Werk eines der geiſtreichſten Naturforſcher und Phyſiker Frankreichs René Antoine Fercault de Réaumur (geb. zu la Rochelle 1683, geſt. zu Bermondière in der Maine 1757, 17. Oct.), zu dem auch Duhamel du Monceau Beiträge gab. Dies Werk: L'Art de l'épinglier; par M. *de Réaumur*, avec des additions de M. *Duhamel du Monceau*, et des remarques extraites des Mémoires de M. Perronet, inspecteur général des ponts-et-chaussées (Paris 1762, fol.) bildet einen Theil der Descriptions des arts et métiers, und in der neuen Ausgabe dieſer Sammlung (1771–1783, 4. 19 Bde.), avec des observations et des augmentations par *J. E. Bertrand*, à Neufchatel. Tom. VII. Wie aufmerkſam Perronet auf alles war, ſehen wir daraus, daß er 1762 der Académie des sciences foſſile Auſtern zuſandte, welche in einem Sandlager bei Compiegne gefunden worden waren (Histoire de l'Acad. 1762. p. 35). Ferner zeigte er in der Akademie 1766 Stücke eines Kalkſteins „couverts d'efflorescence," wie es in dem Bericht darüber in der Histoire de l'Acad. p. 37 heißt. Die Beobachtung des Kalkſteins berührte ſeine Kunſt zu nahe, als daß er derſelben nicht alle Aufmerkſamkeit hätte widmen ſollen. Er zeigte ſich ja auch in dem Verbrauch des Kalkes ſehr ſorgfältig, wie wir geſehen haben. Beſtimmter trat er ſchriftſtelleriſch in ſeinem Berufskreiſe mit dem Mémoire sur les différentes méthodes qui ont été employées pour fonder les ouvrages de mâçonnerie dans l'eau et principalement sur celles qui tendent à supprimer les batardeaux et épuisemens dans la construction des Ponts, im J. 1766 auf (Hist. de l'Acad. p. 137. Mém. p. 139). Seinen viel umfaſſenden Blick zeigte er in dem: Mémoire sur l'éboulement qui arrive quelquefois à des portions de montagnes et autres terreins élevés, et sur les moyens de prévenir cos éboulemens et de s'en garantir dans plusieurs circonstances, welches im J. 1769 bekannt gemacht wurde (Hist. de l'Acad. p. 112. Mém. p. 233 [10]). Im J. 1773 erſchien ein Mémoire sur le cintrement et le decintrement des ponts, et sur les différens mouvemens que prennent les voutes pendant leur construction. (Histoire de l'Acad. p. 72. Mém. p. 33) [11]); darauf im J. 1777 ein: Mém. sur la reduction de l'épaisseur des piles, et sur la courbure qu'il convient de donner aux voutes, pour que l'eau puisse plus librement sous les ponts. (Hist. de l'Acad. p. 51. Mém. p. 553) [12]). Das Mém. sur le cintrement etc. erſchien beſonders in einem Auszuge, Paris 1809, 4. mit 3 Kupfert., ein Beweis, wie bedeutſam Perronet's Arbeiten ſind, und daß ſie auch die verdiente Anerkennung fanden. Eins der wichtigſten Werke für das Ingenieurweſen ſind ſeine: Oeuvres de Perronet, contenant la Description des projets et de la construction des ponts de Neuilly, de Mantes, d'Orléans et autres; du projet du canal de Bourgogne, pour la communication de deux mers par Dijon; et de celui de la conduite des eaux de l'Yvette et de la Bièvre à Paris. (Paris 1782–1789, gr. fol.) drei Theile in zwei Bänden, mit Kupfern, und einem Supplement, welches die Zuſätze der: Nouv. édition. Paris 1788 (nicht 1778), 4., zwei Bände mit einem Atlas in fol., enthält. Indeſſen ſind die Kupfer der erſten Ausgabe beſſer als die der zweiten. Die zweite Ausgabe dieſer ſchätzbaren Arbeit Perronet's, die keines

10) Befindet ſich auch in der zweiten Ausgabe der Oeuvres de *Perronet*. T. II. 11) Auch dieſe Abhandlung nahm Perronet in die angeführten Werke (a. a. O.) auf. 12) Dieſe Akademiſche Vorleſung befindet ſich ebenfalls wiederholt a. a. O.

Lobes bedarf, indem ſie durch ſich ſelbſt ſpricht, und die zu den lehrreichſten Schriften dieſer Gattung gehört, wie J. A. Eytelwein urtheilt in der Vorrede zu Dietlein's Überſetzung derſelben: Perronet's Werke, die Beſchreibung der Entwürfe und der Bauarten der Brücken bei Neuilly, Mantes, Orleans, Ludwig's XVI. u. a., den Entwurf des burgundiſchen Canals und den der Waſſerleitung von der Yvette und Bievre nach Paris, ſowie mehre einzelne Abhandlungen enthaltend. A. d. Franz. überſetzt (mit Nachtrag und einem Anhang: Über das Verfahren bei Beſtimmung der Abmeſſungen neu zu erbauender Brücken) von J. F. W. Dietlein. Mit 54 Kupfertafeln. Halle 1820, 4. iſt jetzt auch dadurch auf teutſchen Boden verpflanzt worden. Einige weitläufige Berechnungen ſind, um Raum zu erſparen, weggelaſſen, aber leider auch mehre Kupfer des Originals, während die übrigen verkleinert ſind. So enthält das Original 72, dieſe Überſetzung aber nur 54 Tafeln. Wichtig darin iſt die Abhandlung über die Lang- und Grundpfähle (S. 419 fg.). Beſonders erſchien das: Mémoire sur les moyens de conduire à Paris une partie de l'eau des rivières de l'Yvette et de la Bièvre. (Paris 1786. 4.) mit drei Kupfert. Sogar die neueſte Zeit konnte Perronet's Einſicht noch nicht miſſen; denn in einer neuen Ausgabe ward das: Mémoire sur une nouvelle manière d'appliquer les chevaux au mouvement des machines, en y employant de plus leur poids et celui du conducteur. Paris 1834, 4. (24 S. mit einer Kpfrt.) verbreitet. Außerdem erſchienen von Perronet: Mémoire sur la recherche des moyens que l'on pourrait employer pour construire de grandes arches de pierre de deux cents, 3, 4 jusqu'à cinq cents pieds d'ouverture, qui seraient destinées à franchir de profondes vallées bordées de rochers escarpés. (Paris 1793. 4.) mit einer großen Kupfertafel; dann: Projet d'une arche en pierre de trente-six pieds d'ouverture, faite à l'imitation des ponts de charpente, pour épargner la pierre et les moëllons (Paris 1793. 4.); ferner: Projet d'un pont d'une travée de charpente de trente-six pieds d'ouvertuve à son sommet, dix pieds de largeur sous clef et sans clef. Paris an II. (1794 4.), die jetzt eine ſehr ſelten gewordene Schrift iſt. Die hier genannten vier bedeutenderen und beſonders erſchienenen kleinen Schriften ſind auch abgedruckt aus den Mémoires de l'Acad. des sciences in der Collection académique, composée des Mémoires, actes ou journaux des plus célèbres académies et sociétés littéraires de l'Europe. Paris. T. XIV. XV. XVI.

Perronet's Verdienſte um das Vaterland waren der Schild, der ihn in den Stürmen der Revolution ſchirmte, die ſo Vieles zertrümmerte und vernichtete. Sein Anſehen blieb unerſchüttert, und er ſtarb 1794 am 27. Febr. allgemein betrauert, während andere nicht unbedeutende Männer neben ihm gefallen waren, oder ſich doch kaum aufrecht zu erhalten vermochten. Durch Teſtament vermachte er ſeine Bibliothek nebſt der Sammlung ſeiner Modelle der Schule, deren Leitung er ſein Leben gewidmet hatte. Die: Notice pour servir à l'éloge de feu M. Perronet, prémier ingénieur des ponts et chaussées de France etc. publiée par M. *P. C. Lesage*. (Paris 1805. 4.) mit drei Kupfertafeln und dem Portrait Perronet's konnte ich nicht benutzen; ebenſo wenig war mir deſſelben Verfaſſers Recueil de divers mémoires extraits de la Bibliothèque royale des ponts et chaussées, sec. éd. augm. (Paris 1819. 4.) zwei Bde. zur Hand, den von Wiebeking in ſeiner Waſſerbaukunſt benutzt hat, woraus ich ſah, daß Leſage darin Vieles von Perronet mittheilt. Der Artikel über Perronet in der großen engliſchen The Cyclopaedia or Universal Dictionary of Arts, Sciences and Literature by *Abr. Rees*, Vol. XXVI. iſt ſehr kurz und durch falſche Angaben entſtellt. Höchſt ungenügend iſt auch der Artikel über Perronet in G. K. Nagler's neuem allgemeinen Künſtler-Lexikon Bd. XI. S. 128. Man findet darin die Angabe: „Ritter Perronet war Architekt des Königs, und ſtarb 1791 im 83. Jahre," gegen deren Richtigkeit Perronet's letzte Schriften zeugen. Nicht fehlerfrei iſt auch die kurze und ungenügende Nachricht über Perronet in der Biographie univ. Vol. XXXIII. p. 425 sq., deſſen Verdienſte grade in Frankreich, wo ſeine Werke ſo lebhaft an ihn erinnern, wol etwas Gediegeneres verdient hätten, nicht allein um ihn, wie er es verdiente zu ehren, ſondern auch um auf das Weſentliche ſeiner Verdienſte, um Praxis und Theorie in Waſſer- und Brückenbauweſen aufmerkſam zu machen. Sein ganzes Leben war Thätigkeit, die ſich überall über die Mittel und den Zweck beſtimmte Rechenſchaft zu geben vermochte. Seine Bauwerke ſind Zeugen, die man über ihn befragen und hören muß. Er war Praktiker, und als ſolcher muß er beurtheilt werden. (*W. Hoffmann.*)

PERRONIUM hat Schumacher in ſeinem neuen Syſtem der Conchyliologie eine von ihm gegründete Schneckengattung genannt, als deren Typus er Murex Perronii *Gmel.* betrachtet. Von Cuvier, Lamarck, Blainville und Deshayes iſt dieſes neue Genus nicht angenommen worden. (*Streubel.*)

PERROQUETS nennt man die echten Papageien mit gerade abgeſtutztem, kurzem, breitem Schwanze. Dahin gehören die gemeinſten Arten, welche man bei uns in Käfigen hält, als: Psittacus erithacus, Ps. ochrocephalus, Ps. leucocephalus u. ſ. w. Vgl. Psittacus. (*Streubel.*)

PERROS-GUIREC, Gemeindedorf und Hauptort des gleichnamigen Cantons im franzöſiſchen Nordküſtendepartement (Bretagne), Bezirksſtadt Lannion, liegt $2\frac{1}{5}$ Lieues von dieſer entfernt, iſt der Sitz eines Friedensgerichts, und hat eine Pfarrkirche und 1500 (bei Barbichon durch einen Druckfehler 15,000) Einwohner, welche einen Jahrmarkt unterhalten. — Der Canton Perros-Guirec zählt in neun Gemeinden 11,381 Einwohner. — (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

PERROT (Carl), Profeſſor der Theologie und Prediger zu Genf in der letztern Hälfte des 16. Jahrhunderts. Zu einer Zeit, wo in dieſer Stadt, wie bei den Reformirten überhaupt, nicht weniger als bei den Lutheranern Intoleranz und Verketzerungsſucht herrſchten, und die

Digitized by Google

Religionslehre in dogmatiſchen Spitzfindigkeiten beſtand, zeichnete ſich Perrot rühmlich durch hellere Anſichten und durch einen milden toleranten Sinn aus. Das Jahr und der Ort ſeiner Geburt ſind ungewiß. Er ſcheint Mönch geweſen zu ſein. Im J. 1567 erhielt er das Bürgerrecht zu Genf und zugleich eine Predigerſtelle. In den Jahren 1570 und 1580 war er Rector der Akademie; 1572 wurde er Lector der Theologie, und erhielt 1586, als Beza und La Faie auf dem Colloquium zu Mümpelgard waren, den Auftrag, ſtatt ihrer Vorleſungen zu halten. Im J. 1598 wurde er Profeſſor der Theologie, und ſtarb 1608. — Er hatte ein Buch geſchrieben: De extremis in ecclesia vitandis, das aber, weil es dem herrſchenden Geiſte widerſprach, zu Genf unterdrückt wurde. Seine Grundſätze zeigen ſich in den Worten, die er an Uytenbogart richtete, als dieſer Genf verließ, wo er unter ihm ſtudirt hatte: „Verdamme nie diejenigen, welche zwar in einzelnen Punkten von der Kirche abweichen, wenn ſie nur die Grundwahrheiten der chriſtlichen Kirche anerkennen und zu Erhaltung des Friedens in der Kirche geneigt ſind. Denn dies iſt das Mittel, Trennungen zu vermeiden und Eintracht und Ruhe unter den Chriſten zu ſtiften." Dann ſchrieb er ihm ins Stammbuch: „Selig ſind die Friedfertigen, denn ſie werden Kinder Gottes heißen." Gegen Caſaubonus äußerte er einſt: „Man hat zu viel von der Gerechtigkeit blos durch den Glauben gepredigt; es iſt Zeit, auch von den Werken zu reden." — Übrigens ſoll er ſich immer Peccator genannt, die Hände meiſtens gefaltet gehalten haben und ein eifriger Gegner der freiern Lebensgenüſſe geweſen ſein. Der Armen nahm er ſich beſonders an, und ſetzte wichtige Verbeſſerungen in dem öffentlichen Krankenhauſe durch, wo er geraume Zeit Prediger war. — Neben der angeführten Schrift hinterließ er einige Handſchriften: Adagia Sacra, Anmerkungen zur griechiſchen Bibel, einen Katechiſmus und eine Abhandlung vom Glauben. Keine derſelben wurde gedruckt; der letzten verweigerte die Geiſtlichkeit den Druck, weil er darin die gänzliche Abtrennung von der römiſchen Kirche ſoll getadelt haben. — Mit ihm iſt nicht zu verwechſeln Samuel Perrot, gebürtig von Iſſoudun in Berry, welcher 1601 „wegen ſeiner Verdienſte um die Kirche" das Bürgerrecht zu Genf erhielt. Im J. 1609 wurde er von der Pfarre Satigny in die Stadt Genf als Pfarrer verſetzt. — Eines dritten, Namens Franz, gedenkt Senebier und führt von ihm an: Psalmi in rhythmos etruscos conversi. (Genev. 1603. 12.) (*Escher.*)

Perrot, Nicolas d'Ablancourt, ſ. Ablancourt.

PERROTTETIA. Nach dem franzöſiſchen Botaniker S. Perrottet, welcher mit der Ausbeute ſeiner Reiſen in allen Welttheilen die pariſer Sammlungen bereichert, mit Guillemin und Ach. Richard in Gemeinſchaft eine Flora von Senegambien (Paris 1831—33, Fol.) herausgegeben hat und neuerdings dem botaniſchen Garten in Pondichery vorſtand, hat Kunth eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Celaſtrinen (Rhamneen) benannt. Char. Der Kelch fünflappig, ſtehenbleibend; fünf eiförmige, gleiche, unter einer drüſigen Scheibe eingefügte Corollenblättchen; die Staubfäden mit den Corollenblättchen abwechſelnd: die Antheren rundlich-nierenförmig, zweifächerig; die Narbe auf dem Fruchtknoten aufſitzend; die Beere faſt kugelig mit einem oder zwei einſamigen Kernen. Die einzige Art, P. quindiensis *Kunth* (*Humboldt*, *Bonpland* & *Kunth* nov. gen. VII. p. 75. t. 622), iſt ein auf dem Berge Quindiu in Neugranada wachſender Strauch mit abwechſelnden, geſtielten, ablangen, langzugeſpitzten, ſparſam gezähnelten, pergamentartigen, unten filzigen Blättern, zwei an der Baſis der Blattſtiele ſtehenden, lanzettförmigen Afterblättchen, achſelſtändigen, kurzen, zuſammengeſetzten Blüthentrauben, kleinen purpurrothen Blumen und blauen Beeren. — Die etwas ſpäter von Candolle unter dem Namen Perrottetia aufgeſtellte Leguminoſengattung hat dieſer ſelbſt dann Nicolsonia benannt. (*A. Sprengel.*)

PERROY, reformirtes Pfarrdorf von 320 Einwohnern, auf einer Anhöhe nahe beim Genferſee, im Kreiſe und Bezirke Rolle des eidgenöſſiſchen Cantons Wadt, eine halbe Stunde von der Stadt Rolle. Es wird hier trefflicher Wein gezogen, und die Einwohner leben größtentheils von dieſem Erwerbszweige. — Die ehemalige Benedictinerpriorei mit ihren Einkünften und niedern Gerichten wurde nach Einführung der Reformation durch die Regierung von Bern verkauft. — Perroy war bis 1519 auch die Pfarrkirche für die Einwohner von Rolle, die aber in dieſem Jahre die Erlaubniß zur Erbauung einer eigenen Kirche erhielten. (*Escher.*)

PERRUCELLUS, Franciscus, ein franzöſiſcher Barfüßermönch, deſſen im J. 1543 Erwähnung geſchieht unter dem Namen Perrucel, und der nachher als reformirter Geiſtlicher erſcheint. Er muß hier erwähnt werden, weil Lacroix du Maine (Les Bibliothèques Françaises Tom. 2. p. 304) ihn unrichtig Petrus nennt, und dieſer Irrthum auch in Leu helvetiſches Lexikon übergegangen iſt, wo zugleich geſagt wird, er ſei um die Mitte des 16. Jahrhunderts Prediger zu Genf geweſen. Ob er etwas geſchrieben, wie Lacroix du Maine ſagt, jedoch ohne irgend eine nähere Angabe, iſt ungewiß. Die einzigen ſichern Spuren, welche wir von ihm finden, geben zwei Briefe in *Jo. Calvini* Epist. (Hanoviae 1597.) Der erſte iſt von Calvin an Perrucelius (ſo ſchreibt er den Namen), welcher damals zu Weſel war, vom 27. Aug. 1554. Calvin drückt darin ſeine Freude aus, daß Perrucelius einen Ort gefunden habe, wo er der Kirche dienen könne. Dabei räth er ihm, weil er in Rückſicht der Kirchengebräuche nicht diejenige Freiheit habe, die zu wünſchen wäre, ſo ſolle er ſich ſo benehmen, daß man erkenne, daß das Überflüſſige von ihm zwar ertragen, aber nicht gebilligt werde, und mit Vorſicht Streitigkeiten mit dem Rathe und den Geiſtlichen vermeiden (S. 335. Epist. 181). Der zweite Brief vom 29. Jan. 1557 iſt unterſchrieben Franciscus Perrucellus und an Calvin gerichtet, von Frankfurt aus. Er erzählt in demſelben ausführlich die Vertreibung derjenigen von Weſel,

Digitized by Google

welche in der Abendmahlslehre nicht die wirkliche Gegenwart des wahren Leibes und Blutes Chriſti und den körperlichen Genuß deſſelben anerkennen wollten. Er ſelbſt ſei von den Frankfurtern, wo auch großer Streit darüber walte, gebeten worden, dorthin zu kommen. (S. 426. Epist. 232.) *(Escher.)*

PERRUCHES ſind echte Papageien mit langem, keilförmigem Schwanze, z. B. **Psittacus Alexandri, Ps. frenatus** u. dgl. m. S. den Artikel **Psittacus**. *(Streubel.)*

PERRUSSON, Flecken im franzöſiſchen Indre- und Loiredepartement (Touraine), Canton und Bezirk Loches, liegt eine halbe Lieue von dieſer Stadt entfernt auf dem rechten Indreufer und hat eine Succurſalkirche, 152 Feuerſtellen und 800 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) *(Fischer.)*

PERRY (John), ein engliſcher Ingenieur, über deſſen Lebensverhältniſſe keine vollſtändigen Nachrichten vorhanden ſind, ſo bekannt er auch durch ſeinen Aufenthalt in Rußland geworden iſt. Er hatte ſich dem Seedienſte gewidmet, und darin, wie es ſcheint, durch Auszeichnung Aufmerkſamkeit erworben, wenigſtens ſpricht dafür das von ihm 1693 herausgegebene Reglement für Seeleute. Daher wurde er dem Zar Peter I. oder dem Großen, als ſich derſelbe im J. 1698 in England aufhielt, um daſelbſt ſowol das Seekriegsweſen, als das Seeweſen näher kennen zu lernen, ſowol für die Einrichtung einer Flotte, als auch für das beabſichtigte Schiffbarmachen der Flüſſe ſo empfohlen, daß der Selbſtherrſcher mit ihm in Unterhandlung trat, und ihn für einen anſehnlichen Gehalt in ſeine Dienſte nahm. Perry reiſte nach Rußland ab. In Moskau angekommen, erhielt er den Befehl, in die Provinz Aſtrachan zu gehen, um dort den Plan der ſchon begonnenen Ausführung einer Verbindung des kaspiſchen mit dem ſchwarzen Meere, mittels der Flüſſe Don und Wolga, zu prüfen. Er fand den Plan ſo fehlerhaft, daß die danach begonnenen und ziemlich weit vorgeſchrittenen Arbeiten mit Zuſtimmung des Kaiſers aufgegeben und der Bau eines neuen Kanals unternommen wurde. Während drei Sommer beſchäftigte Perry dieſes Unternehmen, indeſſen gerieth daſſelbe ins Stocken, weil der Kaiſer durch den Krieg mit Schweden zu ſehr in Anſpruch genommen wurde. Perry erhielt nicht einmal die Hälfte der nöthigen Arbeiter, noch hemmender jedoch war der Mangel der nothwendigen Materialien. Im Winter ſuchte er beides durch Vorſtellungen an den Kaiſer zu erwirken; aber jedes Mal blieben dieſelben erfolglos, indem der erwähnte hartnäckige Krieg Geld und Leute verzehrte. So wurde die Vollendung dieſes ſchon bis zur Hälfte ausgegrabenen Kanals im J. 1707 aufgegeben. Darauf ward Perry nach Woronetz geſendet, um dort den Fluß ſchiffbar zu machen. Er baute hier auch Baſſins, um darin die Schiffe auf dem Trockenen auszubeſſern. Der Zar kam ſelbſt während dieſes Baues hierher. Seiner Anſicht gemäß machte Perry den Fluß für Schiffe mit 80 Kanonen zugänglich, mit denen man in den Don übergehen konnte. Eine neue Aufgabe ſtellte der Zar dem fremden Meiſter in der Unterſuchung der Flüſſe und ihres Laufs in den Petersburg benachbarten Provinzen, indem er ſeine Hauptſtadt zu einem Hauptort des Seehandels zu machen und die Wolga mit dem Ladogaſee zu verbinden beabſichtigte. Das Ergebniß dieſer Unterſuchungen legte Perry dem Zar am Ende des Jahres 1710 vor; die Ausführung dieſes großartigen Planes jedoch vereitelte der ausbrechende Krieg gegen die Türken.

So hatte Perry viele Jahre unermüdlich ſeiner Pflicht treu im Dienſt eines fremden Fürſten gearbeitet, während ihm das verſprochene Jahrgeld nicht länger als ein Jahr bezahlt wurde. Er hatte bis jetzt monatlich nicht mehr als 25 Rubel empfangen, die kaum zur Bezahlung ſeiner nothwendigſten Lebensbedürfniſſe hinreichten. Alle ſeine Bitten, welche er deshalb an den Zar richtete, wurden mit einer leeren Vertröſtung bis nach Beendigung des Krieges zurückgewieſen. Trotz dem nahm man ihn immer wieder in Anſpruch; denn nach dem Frieden am Pruth wurde der Plan der Vereinigung der Newa mit der Wolga wieder aufgenommen, und Perry damit beauftragt. Er ſollte nach des Zars Peter Gebot darüber mit dem Senat zu Petersburg verhandeln, ſich deshalb auch ihm vorſtellen; ſogar verlangte der Herrſcher von Perry den Entwurf des Koſtenanſchlags für jenes Unternehmen. Perry foderte jetzt das ihm ſchuldige rückſtändige Jahrgeld; ſtatt deſſen bot man ihm nicht mehr als den dritten Theil davon mit dem Verſprechen, daß er das Übrige nach vollendeter Arbeit erhalten würde. Durch dieſe und andere ebenſo ungewiſſe Ausſichten verſuchte man ihn zu beſchwichtigen und für die Leitung des beabſichtigten Unternehmens zu gewinnen; aber er ließ ſich durch nichts mehr täuſchen, ging keine neue Verpflichtung ein, und foderte ſeinen Abſchied; zugleich ſtellte er ſich unter den Schutz des engliſchen Geſandten am ruſſiſchen Hofe, mit dem er auch im J. 1712 Rußland verließ. Zurückgekehrt ins Vaterland unternahm er die Entwäſſerung mehrer Sümpfe und baute Dämme.

Außer ſeiner praktiſchen Thätigkeit im Seedienſt und in dem Ingenieurweſen zeigte er ſich auch ſchriftſtelleriſch thätig. Im J. 1693 (nicht 1695) gab er eine Schrift über den Dienſt der Seeleute: A Regulation for Seamen (4.), heraus. Die wichtigſte unter ſeinen Schriften iſt: The State of Russia under the present Czar; in relation to the several great and remarkable things he has done, as to his Naval Preparations, the Regulating his Army, the Reforming his People, and Improvement of his Country; particularly those Works on which the Author was employed; with reasons of his quitting the Czar's service, after having been 14 years in that Country. Also an account of those Tartars, and other people, who border on the Eastern and Extreme Northern parts of the Czar's dominions; their religion and Manner of life, with many other Observations. To which is annexed a more accurate Map of the Czar's dominions than has been hitherto extant. (London 1716). Dies Werk hat immer noch einen

Digitized by Google

nicht geringen hiſtoriſchen Werth für die Zeit der Regierung Peter's des Großen, des Schöpfers des ruſſiſchen Reichs; es erregte auch ſogleich ein ſo großes Aufſehen, daß es ſowol in's Franzöſiſche: Etat présent de la Grande-Russie ou Moscovie, contenant une relation de ce que S. M. Czarienne a fait de plus remarquable dans ses états, et une description de la religion, des moeurs etc. tant des Russes que des Tartares, et autres peuples voisins, par le Capitaine *Jean Perry*, traduit de l'Anglais (par *Hugony*) (Paris und Bruxelles 1717. 12.; à la Haye 1717. 12. auch Amst. 1720. 12.), ſowie in Teutſchland zu Hanover nachgedruckt, als auch in's Teutſche: Der jetzige Staat von Rußland oder Moskau, wobei auch eine Nachricht der Tataren und anderer Völker, unter jetziger zariſcher Majeſtät ꝛc. von John Perry ꝛc. (Leipzig 1717 [nicht? 1724] zwei Theile) überſetzt wurde. Jetzt iſt übrigens das Werk ſowol im Original, als in den Überſetzungen, ſelten zu finden. Der zweite Theil der teutſchen enthält eine Überſetzung des italieniſchen Werkes: Relatione geografica storico-politica dell' imperio di Moscovia etc. (In Milano). Darauf erſchien, aber erſt nach Verlauf mehrer Jahre: An account of the Stopping of Daggenham (Dagenham) Breach (London 1721), mit einem von H. Moll gearbeiteten Plan; ferner: Proposals for the draining the Fens in Lincolnshire (1727. fol.) Dies war das letzte Werk der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit des Capitains Perry, der ſich ebenſo durch ſein ausgezeichnetes Talent und ſeine höchſt verdienſtlichen Leiſtungen im Auslande wie im Vaterlande, wie durch ſeine faſt abenteuerlichen Schickſale einen Namen gemacht hat, den die Verdienſte dieſes Mannes niemals untergehen laſſen werden. Er ſtarb am 11. Febr. 1733. Der Artikel über unſern Perry in dem großen engliſchen Werk The Cyclopedia or Universal Dictionary of Arts, Sciences and Literature by *Abr. Rees* (Vol. XXVI.), iſt ſehr kurz, mangelhaft und dabei durch Irrthümer entſtellt; beſſer iſt der von Eyriès in der Biographie univ. T. XXXIII. p. 430 sq. gearbeitete, obwol auch darin einige unrichtige und unbeſtimmte Angaben ſich finden.

Faſt ſonderbar erſcheint es, daß in beiden ſo umfaſſenden Werken ein anderer Perry mit dem Taufnamen Charles ganz unbeachtet geblieben iſt, obwol derſelbe ſich durch ſeine Reiſen, ſowie durch ſeine Praxis und ſein ſchriftſtelleriſches Streben als Arzt und ſogar als Hiſtoriker, Anſprüche auf Beachtung erworben hat. Er verfaßte eine Geſchichte der Staatsveränderung zu Conſtantinopel, die ſich im Jahre 1730 ereignete. Er gab dies Werk mit Kupfern (London 1743, Fol.) heraus. Während ſeines Aufenthalts in Italien ſchrieb er, ohne andere Werke benutzen zu können: Treatise on the diseases in general; das darauf folgende Werk, welches im J. 1747 erſchien, war ein General system or summary method of treating the epidemical distemper or plague which raged amongst the horned cattle (London), das jedoch nach ſeinem eigenen Geſtändniß nicht geleſen wurde. Einige Jahre ſpäter gab er eine Sammlung ſeiner Anſichten über das Heilverfahren heraus. Sie erſchien mit dem Titel: A mechanical account and explication of the hysterical passion, and of all other disorders, as are peculiarly incident to the sex, to which is added an appendix being a dissertation on Cancers in general (London 1755. 352 Seiten [1]). Dies Werk, in dem man Ordnung und Kürze vergebens ſucht, enthält Geſchichte, Geſpräche, Kranken- und Heilungsgeſchichten mit Urtheilen über Schriften anderer, grade wie alles dem Verfaſſer in den Sinn kam. So hat er dies Werk zu einer Quelle über ſein Leben gemacht, die, wie es ſcheint, die einzige geblieben iſt. Er litt ohne Zweifel an vielen Sonderbarkeiten, die namentlich in ſeinen ärztlichen Anſichten ſehr ſchroff hervortreten. So bekennt er z. B., daß ihm das Bücherſchreiben in ſeinem Magenleiden wohlgethan und das Übel häufig gemildert habe. Ferner zeigt er ſich als ſehr ſonderbar in der Wahl ſeiner ärztlichen Mittel, wie es ſcheint, um dadurch außerordentliche Erfolge zu gewinnen, und durch dieſe Aufſehen gegen andere Ärzte zu machen. Als Sonderbarkeit, die man einem Handwerksneide zuzuſchreiben beinahe verſucht wird, muß man auch Perry's Unwillen über die in weite Entfernung zu den Kranken reiſenden Ärzte in Bath, beſonders über Cheyne, ferner über die damals neue londoner Pharmakopöe, im höchſten Grade aber über den Verfaſſer der London Evening Post, betrachten, weil er ſich ſelbſt für fehlerfrei hält, ſein eigenes Urtheil als ſichertreffend hervorhebt und ſeine glücklichen Curen rühmt. Wahrſcheinlich litt er an dem jener Zeit eigenen Übel der Weltverbeſſerungſucht; darauf leitet ſein ſehr beſtimmt ausgeſprochener Wunſch, eine Stelle als Arzt in einem großen Krankenhauſe zu erhalten, um dann ſeine Anſichten für das allgemeine Beſte thatſächlich ausführen zu können. Außer den ſchon genannten Schriften machte er noch folgende bekannt: Experiments by way of Analysis, upon the water of the Dead Sea: upon the hot spring near Tiberiades: and upon the Hamnam Pharsan Water, in den Philosophical Transactions for the years 1742 and 1743 (Vol. XLII.) p. 48 sq.; An account of the Earthquake felt in the Island of Sumatra, in the East Indies, in Nov. and Dec. 1756, in a letter from Mr. *Perry* to the Rev. D. *Stuckeley*, Febr. 20, 1757 ib. for the year 1758 (Vol. L. P. II. 1759) p. 491 sq. Eine andere für jene Zeit höchſt bedeutſame Erſcheinung iſt ſeine Schrift: An Inquiry into the nature and principles of the Spaw-Waters (London 1734). Eine der wichtigſten Schriften, das Ergebniß ſeiner weiten Reiſen, iſt: A View of the Levant, particularly of Constantinople, Syria, Egypt and Greece (London 1743, fol. ib. 1770. 4. 3 Bde [2]). Damals, wo ſolche Reiſen noch zu

1) Vergl. götting. Anzeigen. 1757. 1. Bd. S. 339 fg. 2) In dem großen literariſchen Werk: Bibliothèque universelle des voyages, ou Notice complète et raisonnée de tous les Voyages

Digitized by Google

den größten Seltenheiten gehörten, erwarb er ſich durch die Bekanntmachung ſeiner keineswegs unwichtigen Beobachtungen und Erfahrungen in jenen größtentheils noch unbekannten Gegenden, welche vorzüglich die Alterthümer, Regierungsform, Politik, Sitten und Gebräuche betreffen, ein wohlbegründetes Recht auf Anerkennung, die ihm auch, wie die neue Ausgabe beweiſt, zu Theil wurde.

Ohne Zweifel muß man dieſen Arzt zu den bedeutenden Männern ſeiner Nation und Zeit zählen. Durch ſeine Reiſen in ſo entlegene und verſchiedene Gegenden, ſowie durch ſeine hiſtoriſchen Schriften zeigte er ſich als einen unternehmenden, unterrichteten und denkenden Mann, ſelbſt als Arzt richtete er ſeine Aufmerkſamkeit nicht nur auf die Praxis, ſondern ganz vorzüglich auch auf die phyſiſche Erforſchung der Natur, wie ſeine Unterſuchungen des Waſſers der verſchiedenen Orte beweiſen. Er ſtarb 1773, und nach ſeinem Tode gab Enfield aus dem literariſchen Nachlaß noch: An essay towards the history of Liverpool (London 1774, fol. 104 S.) heraus.

In welchem Verwandtſchaftsverhältniß dieſer Arzt Perry zu den übrigen deſſelben Namens ſteht, vermag ich nicht anzugeben; ich wage es auch nicht, die vielleicht ſehr nahe liegende Vermuthung, daß dieſer Name eine bedeutende und weit verzweigte Familie bezeichnet, auszuſprechen. Wahrſcheinlich würde ſich dies alles leicht nachweiſen laſſen, wenn man folgende Schriften vor ſich hätte, zuerſt von Henry Perry Welch Grammar (1595. 4.); ferner: the Boy of Bilson: or a true Discovery of the notoriovs Impostvres of certaine Romish Priests in their pretended Exorcisme, or Expulsion of the Diuell out of a young Boy named *William Perry* (London 1622. 4.); dann A true and perfect Account of the Examination, Confession, Trial and Execution of *Joan Perry* and her two Sons, John and Richard Perry, for the supposed Murder of Will. Harrison (Gent 1676. 4. London 1743. 12.); von *Francis Perry*, A Series of English Medals (London 1762. 4.); beſonders aber: The Case of Elizabeth Perry of Penshurst-Place, in Kent, respecting her Claim to the Barony of Sydney of Penshurst (London 1782 fol.); ſowie die genaue Darſtellung dieſes Hauſes in *Cruise* on Dignities (p. 205—211), und: The Trial at Bar between the Earl of Leicester and Elizabeth Perry (1782. 4); dann noch von *George Perry*, Conchology, or a natural History of Shells, illustrated by coloured Engravings (London 1811. fol.) Mir ſind leider dieſelben bis jetzt unzugänglich geweſen, ich mache daher abſichtlich für Andere darauf aufmerkſam. (*W. Hoffmann.*)

PERRY (James), war einer der einflußreichſten Publiciſten Englands in der neueren Zeit. Zu Aberdeen im J. 1756, 30. Oct., geboren, erhielt er ſeine Jugendbildung in der Kirchſchule zu Garioch, die damals unter ihrem erſten Vorſtand, W. Tait, einen großen Ruf genoß. Aus dieſer Anſtalt ging er auf die gelehrte Schule der Vaterſtadt, im J. 1771 aber auf die Univerſität derſelben über, wo er ſich dem Studium der Rechtswiſſenſchaft widmete, um Advocat zu werden. Er wurde jedoch in ſeiner Laufbahn geſtört, als ihm die durch unglückliche Speculationen zerrütteten Vermögensverhältniſſe des Vaters, welcher Baumeiſter im Hafen von Aberdeen war, die Mittel verſagten. Er ging zwar im J. 1774 nach Edinburgh mit der Hoffnung, dort in dem gewählten Beruf fortarbeiten zu können, aber ſie täuſchte ihn, und ſo begab er ſich nach langem vergeblichen Harren auf eine geeignete Stelle nach Mancheſter, wo er in den Dienſt eines Manufacturhandelshauſes von Dinwiddie trat, und zwei Jahre blieb. Er erwarb ſich hier die Zufriedenheit und die Achtung des Principals und aller Angeſehenen des Orts. Mit den beſten Empfehlungen der angeſehenſten Manufacturiſten an ihre Correſpondenten ging Perry nach London. In Mancheſter hatte er eine Geſellſchaft für philoſophiſche und moraliſche Discuſſionen gegründet, und darin ſich durch ſeine Talente, wie durch ſeinen Charakter ausgezeichnet. Dies muß man als die Vorbereitung auf ſeine ſpätere ſo erfolgreiche publiciſtiſche Laufbahn betrachten. In London zogen ihn die politiſchen Ereigniſſe ſo mächtig an, daß er bald nach ſeiner Ankunft dort, im J. 1777, als Publiciſt auftrat, indem er an dem neugegründeten Oppoſitionsjournal General Advertiser, anfänglich unbekannt mitarbeitete. Außerdem ſchrieb er mehre politiſche Broſchüren und Gedichte. Anfänglich wollte es ihm nicht gelingen, in die gewünſchte Thätigkeit zu gelangen, bis ein Artikel in jener Zeitſchrift die Aufmerkſamkeit des Buchhändlers Urquhart, an den Perry gewieſen war, ſo gewaltig auf ſich zog, daß ihm derſelbe, ſobald er erfuhr, daß Perry der Verfaſſer ſei, zu der Redaction der erwähnten Zeitung half, und auch bei einer anderen, der London Evening Post, betheiligte. Dadurch gewann er genug, um leben zu können. Sein Ruf wuchs. In einer politiſchen Geſellſchaft, die ſich im J. 1780 bildete, der auch Pitt angehörte, und deren Zweck es war, ſich in politiſchen Reden zu üben, war Perry eins der thätigſten Mitglieder, während Pitt niemals die Rednerbühne betrat, noch überhaupt das Wort nahm. Nachdem Pitt Miniſter geworden war, wollte er Perry in das miniſterielle Intereſſe durch eine Stelle im Parlament ziehen; derſelbe wies jedoch die Anträge zurück, um ſeiner Überzeugung Herr zu bleiben! Im J. 1782 begründete er eine eigene Zeitung, das European Magazine,

etc. par *G. Boucher de la Richarderie.* Tom. I. (Paris 1808) werden p. 220 dieſe beiden Ausgaben angezeigt, aber p. 221 noch zwei teutſche Überſetzungen, die eine von E. v. Windheim mit Anmerkungen von Mosheim (Erlangen 1754. 4. Drei Bände), und die andere von Georgi (Roſtock 1765. Zwei Bände) mit der Bemerkung: „Ce voyage est rempli de savantes recherches. Les Allemands, comme les deux traductions l'annoncent, en ont apprécié tout le mérite: il est étonnant qu'il n'en ait pas encore paru de traduction en français.“ Ich habe nirgends eine teutſche Überſetzung von Perry's Reiſewerk auffinden können, wol aber hat v. Windheim das Werk von Rich. Pococke, A Description of the East etc., welches ebenfalls 1743—1748 erſchien, ins Teutſche überſetzt. Ebenſo wenig kenne ich die Überſetzung von Georgi. Boucher's großer Irrthum erklärt ſich nur aus ſeiner Oberflächlichkeit, obgleich er bald darauf Pococke's Werk aufführt, das aber auch ins Franzöſiſche überſetzt iſt, ſodaß alſo ſeine Bemerkung dazu nicht paßt.

gab dieſelbe aber mit dem erſten Jahr auf, um die Redaction des täglich erſcheinenden Gazetteer zu übernehmen. Dieſes Blatt hob er vermöge der bei der Übernahme geſtellten ausdrücklichen Bedingung, der Freiheit ſeiner politiſchen Anſicht, durch weſentliche Verbeſſerungen, ſodaß es einen großen Einfluß auf die öffentliche Meinung gewann. Die Grundzüge ſeiner politiſchen Anſicht waren Freiheit, Gerechtigkeit, Humanität. Die parlamentariſchen Debatten gab er in einer bisher unbekannten Ausführlichkeit, worin ihm ſeitdem alle übrigen politiſchen Zeitblätter Londons nachahmten. Durch ſeinen ſehr bedeutenden Einfluß erlangte er eine ſo große Wichtigkeit, daß die Torys ihn fürchteten, und ſeiner Überzeugung durch Anerbietungen äußerer Vortheile abwendig zu machen verſuchten; aber gleichwie er zu ſeinen Anſichten nicht durch eigennützige Abſichten, ſondern durch freie Überzeugung gelangt war, ſo blieb er denſelben auch uneigennützig treu, trotz vieler verführeriſcher Anfechtungen, denen andere Journaliſten neben ihm erlagen. Wenn man dieſe ſeltene und ehrenvolle Uneigennützigkeit als ein Opfer betrachten will, das er ſeiner Geſinnung brachte, ſo wurde ihm dafür auf der anderen Seite eine Entſchädigung in dem glücklichen Gedeihen des Morning Chronicle, vorher Diary genannt, deſſen Redaction er übernahm, wie er auch mit ſeinem Freunde Gray deſſen Eigenthümer wurde. Dieſes politiſche Blatt ward das vorzüglichſte Oppoſitionsblatt in England, und es unterlag ſogar deshalb einem Verbot in mehren Staaten. Als Organ der Geſinnungen der alten Whigs, durch welche das Haus Braunſchweig auf den engliſchen Thron gehoben wurde, betrachteten es die Gegner ſtets mit feindſeligen Augen, und verſuchten, es ſogar durch Verfolgung und Anklagen in ſeinem überraſchenden Einfluß zu hemmen; aber erfolglos. Obgleich Perry zweimal wegen einzelner Artikel ſeines Blattes ex officio vor Gericht geſtellt wurde, ſo ward er doch jedesmal freigeſprochen. Im erſten Gericht vertheidigte ihn ſein Freund Lord Erſkine ſehr geſchickt; im zweiten, am 24. Febr. 1810, vor dem Lord-Ellenborough und einer Special-Jury, vertheidigte er ſich ſelbſt mit einem ſolchen ſichern Takt, daß der attorney-general erwiederte, es würde Perry kaum irgend Jemand in dem ausgezeichneten Geſchick der Vertheidigung übertreffen. Er ward freigeſprochen, aber gegen die Herausgeber des Examiner, John und Leigh Hunt, in deren Zeitung der fragliche verletzende Artikel zuerſt erſchienen und aus der er in den Morning Chronicle aufgenommen worden war, die Anklage gerichtet. Die Geſchichte dieſes letzteren Proceſſes Perry's erſchien beſonders 1810.

Die Franzoſen machen es Perry zu einem beſondern Vorwurf, daß er für Napoleon und ſeine herrſchſüchtigen Maßregeln eine unumwundene Bewunderung ausſprach; ferner daß er ſein Blatt nicht von verleumderiſchen Gerüchten, ſowie von falſchen und unwahrſcheinlichen Neuigkeiten rein gehalten habe, ein Vorwurf, von dem wol keine politiſche Zeitſchrift ſich je wird frei erhalten können.

Mehre Jahre gab Perry auch Debrett's Parliamentary Debates heraus, ein Werk, das nur für die parlamentariſchen Debatten beſtimmt war, und keine Neuigkeitnachrichten lieferte, aber nicht gedeihen wollte. Perſönlich ſtand er, wegen ſeiner Charakterfeſtigkeit und Uneigennützigkeit, in hoher Achtung, die ihm ſogar ein Theil der Torys nicht verſagte. Nelſon, der große Seeheld, nannte ihn ſeinen Freund. Im J. 1798 hatte er ſich mit Miß Anne Hull verheirathet, mit der er mehre Kinder zeugte. Er ſtarb 1821 am 6. (nicht am 4.) Dec. zu Brighton, und hinterließ eine ſo reichhaltige Sammlung politiſcher Schriften und Broſchüren, daß man dieſelbe als eine der bedeutendſten in England betrachtete. Der Fox-Club weihte ihm ein Denkmal. Kurz vor ſeinem Tode hatte Perry eine Reiſe nach Paris gemacht, um dort die Bekanntſchaft mit den ihm Gleichgeſinnten zu machen.

Betrachtet man den unſichern Boden des Gebiets der politiſchen Preſſe, auf dem ſich Perry, und mit ſoviel Glück, bewegte, ſo muß man über den Erfolg derſelben ſtaunen. Allerdings begünſtigten die damaligen politiſchen Ereigniſſe und Zuſtände in den civiliſirten Staaten ſeine publiciſtiſche Feder. Die franzöſiſche Revolution und Napoleon, der als gewaltiger Schlußſtein die ſtürmiſchen Bewegungen derſelben zum Stehen brachte, zogen die Aufmerkſamkeit der ganzen Welt auf ſich und begeiſterten ſogar beſonnene Dichter, wie z. B. einen Klopſtock, zu Liedern. Wenn aber Perry in ſeinem Blatt ſtets über Napoleon mit Bewunderung ſprach, ſo lag die Urſache davon gewiß nicht in einem Mangel des Verſtändniſſes der Zeit, ſondern weil ihm das Feſthalten der Oppoſition auch hier nothwendig und heilſam ſchien; denn wie alles in der Welt ſo auch befinden ſich die politiſchen Verhältniſſe in ſteter Bewegung, der man mit Aufmerkſamkeit folgen muß, um die Zeit und ſich ſelbſt darin zu verſtehen, und ſogar ſind es die Gegenſätze ſelbſt im Leben, welche die Bewegung darin bewirken, oder vielmehr das Element derſelben ſind. Freilich ſuchte man den Grund ſeines Feſthaltens an Napoleon in einem Mangel an Einſicht, indem Perry Napoleon und die Revolution nicht geſchieden habe; ein ſolcher Mangel an politiſcher Einſicht jedoch könnte aber nur auf Mangel an geſundem Menſchenverſtande beruhen, der grade in Perry in hohem Grade ſich zeigte und entwickelt war, wie es nicht nur das Urtheil des engliſchen Biographen Perry's (a. a. O. S. 384): „One of the most desirable qualifications of a journalist being a promptitude in the judicious expression of his thoughts, it was natural that Mr. Perry should for this and other reasons avail himself of every opportunity for acquiring that readiness in composition, which in many cases results from the habit of public speaking.“ ſondern auch die Erfolge ſeiner publiciſtiſchen Schriftſtellerei, ſowie insbeſondere der für ihn glückliche Ausgang der zweimaligen Anklage zeigte. Perry's Gründe waren edler Art, und nicht von der Oberfläche politiſcher Zuſtände geſchöpft. Indeſſen würde doch Perry einen ſo großen Einfluß auf die öffentliche Meinung, wenn auch noch ſoviel Zündſtoff für Oppoſition darin vorhanden war, ſchwerlich haben erreichen können, hätte ihn nicht die moraliſche Gediegenheit und Feſtigkeit ſeines Cha-

Digitized by Google

rakters begünſtigt, ihm die Achtung der Gleichgeſinnten, gleichwie der Gegner verſchafft, und in deren Vertrauen befeſtigt. So urtheilt über Perry ſein höchſt achtungswürdiger Biograph (a. a. O. S. 380): The efficiency of the periodical press as an organ of public opinion, depends in a great measure on the integrity and honour, as well as on the abilities and industry of its conductors; among whom no one was more distinguished and esteemed for those qualities than the subject of the present memoir. The manner in wich he executed, for a period of nearly forty years, the arduous, anxious, and responsible office of a journalist, while it secured to him, from the fair and open encouragement of the British public, an honourable independence, entitled him to a respectable rank among the public characters of the age; eine ganz beſondere Beſtätigung bietet auch die Nachricht von Perry's Tode im Moniteur 1821, 11. Dec. Supplém. au no. 345. p. 1669 mit der Anzeige aus dem engliſchen Zeitungsblatt Courier. Obgleich dies miniſterielle Blatt mit Perry in fortwährender Fehde lebte, ſo bekennt es doch, daß man über Perry's Talente, reinen Charakter und edle Geſinnung nur ein gerechtes Urtheil ausſpreche, wenn man ihm volle Anerkennung zolle; ſein Streben ſei in dem conſtitutionellen England einflußreich geweſen. Nicht minder ehrenvoll iſt das Urtheil des engliſchen Biographen in The annual biography and obituary for the year 1823 (Vol. VII. p. 380—391), indem er ſagt, Perry hat bei ſeinem Tode, im 65. Jahr, einen Namen zurückgelaſſen, den alle wahren Freunde conſtitutioneller Freiheit ſtets achten werden. Selbſt der franzöſiſche Biograph in dem Annuaire Nécrologique, rédigé et publié par *A. Mahul*, a. 1823 (Paris 1824. p. 415—420) p. 417 bekennt, daß „Continuellement exposé, par son rôle d'opposant, au ressentiment chatouilleux des hommes en pouvoir, M. Perry sut parler avec tant de mesure et d'habilité, que, durant l'espace de quarante années, il ne s'est vu l'objet que de deux poursuites officielles, dont il a été honorablement acquitté*).“ (*W. Hoffmann.*)

PERRY, kleiner Fluß in der britiſchen Grafſchaft Salop oder Shrop, welcher auf den im Kirchſpiele Sylatyn befindlichen Bergen entſpringend, bis zum Dorfe Ryton mehre Sümpfe durchſchneidet und ſich ein wenig unterhalb Monfortbridge mit der Severn (Saverne) vereinigt. Man findet in ihm vortreffliche Hechte, Barſche, Forellen, Aale, Weißfiſche, Gründlinge und Bachkrebſe, welchen allen berechtigte und unberechtigte Fiſcher ſtark nachſtellen. (*G. M. S. Fischer.*)

PERRY. Unter dieſem Namen kennt die Geographie in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten mehre meiſt erſt im Entſtehen begriffene Grafſchaften und unbedeutende Townſhips. Die erſteren ſind 1) Perry, Grafſchaft des Staates Alabama. Sie wird in ihrer Mitte von dem Cohawbafluſſe, an welchem das Gerichtshaus liegt, durchfloſſen und grenzt im Norden, Nordoſten, Oſten, Süden und Weſten an die Grafſchaften Tuſcalooſa, Bibb, Autanga, Dallas und Greene; 2) Perry, Grafſchaft im Staate Indiana, welche, im warmen Ohiothale gelegen, ihre Bewäſſerung durch den Anderſon und deſſen Zuflüſſe erhält, Troy am Anderſon zum Hauptorte hat, über 4000 Einwohner zählt und im Nord-Nordoſten von Crawford, im Südoſten und Süden von Kentucky, im Weſten von Spencer und im Nordweſten von Dubois begrenzt wird; 3) Perry, Grafſchaft im Staate Miſſiſippi. Der Leaf und Black bewäſſern ſie und die Grafſchaften Covington, Greene, Jackſon, Hancock, Marion und Lawrence bilden ihre Grenzen im Norden, Oſten, Südoſten, Süden, Weſten und Nordweſten, die Zahl ihrer Einwohner beträgt mit den Sklaven 3500; 4) Perry, Grafſchaft im Staate Ohio. Neu errichtet hat ſie ſchönes Grasland, dagegen aber iſt ſie arm an gutem Ackerland. Sie ſtößt im Norden an Lickering, im Oſten an Murkingum und Morgan, im Südoſten an Hocking, im Südweſten an Jackſon, im Weſten an Fairfield, von welchem ſie der Fluß Hookhocking ſcheidet; 5) Perry, Grafſchaft im Staate Pennſylvania mit dem Hauptorte Landisburg. Ihr Hauptfluß iſt der Susquehannah mit der Juniata und dem Shermann und ihre Grenzen ſind im Norden Mifflin, im Oſten Dauphin, im Süden Cumberland, im Weſten Franklin. Die ziemlich ſtarke Bevölkerung beläuft ſich auf 12,000 Köpfe mit Einſchluß der Farbigen. 6) Perry, Grafſchaft des Staates Weſttenneſſee. Ihre Grenzen ſind im Norden Humphries, im Oſten Hickmann, im Süden Wayne, im Weſten Hardin und Henderſon. Der Tenneſſee, welchem mehre Kricks zufließen und der Buffaloe mit ſeinem Zufluſſe, dem Duck, bewäſſern die Grafſchaft, welche 6000 weiße Einwohner, 700 Sklaven und mehre Farbige zählt. Von den Townſhips, welche Perry heißen, liegt das erſte in der Grafſchaft Fairfield (Ohio), das zweite in der Grafſchaft Geauga (Ohio), das dritte mit einem Poſtamte in der Grafſchaft Geneſſee (New-York), das vierte mit 500 Einwohnern in der Grafſchaft Stark (Ohio). (*G. M. S. Fischer.*)

PERRY, rother Champagnerwein von der erſten Sorte. Die Trauben, von denen er gewonnen wird, ſind klein, dicht und äſtig, die Beeren klein, rund, ſehr ſaftig, dünnhäutig, wohlſchmeckend und von weißer Farbe. Er iſt leicht, von wohlgefälligem Geſchmack und beſonders da zu empfehlen, wo eine leichte Aufregung bewirkt werden ſoll. Als Deſertwein iſt er vorzüglich beliebt. (*William Löbe.*)

PERRY nennen die Engländer ein aus dem Saft der Birnen durch Gährung gewonnenes ciderähnliches Getränk, welches vorzüglich in Herefordſhire bereitet wird. Ein völlig ausgewachſener Baum liefert in der Regel gegen 20 Gallons Birnenwein. (*G. M. S. Fischer.*)

PERRYHAZAR, Stadt in der perſiſchen Provinz Ghilan, liegt zwei engliſche Meilen von Reſhd in nördlicher Richtung entfernt am kaſpiſchen Meere. (*G. M. S. Fischer.*)

*) Der kurze Abriß von Perry's Leben in der Biogr. univ. Vol. XXXIII. p. 431 iſt ſehr oberflächlich und kurz.

Digitized by Google

PERSAC, Marktflecken im franzöſiſchen Viennedepartement (Poitou), Canton Luſſac, Bezirksſtadt Montmorillon, liegt vier Lieues von dieſer entfernt auf dem rechten Ufer der Vienne zwiſchen Luſſac und Isle Jourdain, und hat eine Succurſalkirche und 1368 Einwohner, welche vier Jahrmärkte unterhalten. (Nach Expilly und Barbichon.) (*G. M. S. Fischer.*)

Persäos, ſ. **Perses.**

PERSÄOS, aus Kition, einer kleinen von Phöniziern gegründeten, von Griechen bewohnten Stadt auf Cypern, ein nicht unberühmter ſtoiſcher Philoſoph. Seiner gedachte ausführlich Hermippus [1]) aus Smyrna in ſeinem großen biographiſchen Werke, wobei nur ungewiß bleibt, ob es in dem Theile deſſelben, welcher ſich auf die Philoſophen, oder in dem Theil geſchehen ſei, welcher ſich auf die durch Gelehrſamkeit und Bildung ausgezeichneten Sklaven bezog (*περὶ τῶν διαπρεψάντων ἐν παιδείᾳ δούλων*); ebenſo räumte [2]) ihm Nicias aus Nicäa in ſeiner Geſchichte der Philoſophen, der Alexandriner Sotion in ſeiner Schrift über die Auſeinanderfolge der Weltweiſen (*ἐν ταῖς Διαδοχαῖς*), und Antigonus aus Karyſtus [3]) in ſeinem größeren biographiſchen Werke eine Stelle ein. Bei dem Verluſte dieſer Bücher ſind wir für eine Darſtellung des Lebens, der Schriften und Meinungen dieſes Philoſophen allein auf Diogenes von Laerte, der ſeiner theils (VII, 36) ſpeciell, theils ſonſt gelegentlich gedenkt, auf einen Artikel, den Suidas über ihn hat, und auf einige, zum Theil ausführliche Nachrichten über ihn bei Athenäus, Plutarch und einigen wenigen anderen Schriftſtellern gewieſen.

Perſäus, der, ich weiß nicht, aus welchem Grunde und bei welchen Schriftſtellern, auch den Beinamen Dorotheos führte [4]), war der Sohn eines uns nicht weiter bekannten Demetrius. Seine Zeit gibt Suidas ganz allgemein ſo an, er habe in den Zeiten von Antigonus Gonatas gelebt, der bekanntlich von Ol. 124, 2 bis Ol. 135, 2 (v. Chr. G. 283 bis 239) regiert hat; etwas genauer beſtimmt ſie Diogenes von Laerte (VII, 6) dahin, ſeine Blüthe falle in die 130. Olympiade, zu welcher Zeit Zeno ſchon Greis geweſen wäre; da Perſäus indeſſen ſchon vor Ol. 127, 3 von Zeno an Antigonus geſchickt worden iſt, denn Epicur, der doch in dieſem Jahre geſtorben, hat Perſäos' Aufenthalt an Antigonus' Hofe in einem Briefe an ſeinen Bruder Ariſtobulus erwähnt [5]), und er vor ſeiner Reiſe dahin ſchon in Athen bedeutende Zuhörer hatte, wie den Dichter Aratus, ſo kann er nicht leicht nach Ol. 120 geboren ſein. Sein Tod mag, wenn nicht ſelbſt im Jahre Ol. 134, 2, v. Chr. G. 243, bei Gelegenheit der Befreiung Korinths durch Aratus, doch nicht viel ſpäter erfolgt ſein. Von ſeinen früheren Lebensverhältniſſen wiſſen wir nur [6]), daß er — und ſelbſt dies klingt nicht wie beglaubigte Nachricht, ſondern eher wie Gerücht und Anekdote — Sklave und zwar bei ſeinem Landsmann und Lehrer Zeno geweſen ſei; daher der Philoſoph Bion aus Boryſthenis, welcher ſpäter mit ihm am Hofe von Antigonus Gonatas und nicht eben in ſehr freundſchaftlichen Verhältniſſen lebte [7]), namentlich manche ſchlimme Anſpielung auf die niedrige Geburt ſeiner Ältern von ihm zu erleiden hatte, beim Anblick einer Erzſtatue von Perſäos, welche die Aufſchrift hatte: *Περσαῖον Ζήνωνος Κιτιέα*, die boshafte Bemerkung machte, der Verfaſſer der Aufſchrift müßte ſich wol verſchrieben haben, denn *Οἰκιτιέα* — eine Anſpielung auf *Οἰκέα* von *οἰκεύς* Sklave — wäre das Richtige geweſen. Wenn der Text des Diogenes Laertius (VII, 36 *μαθηταὶ δὲ Ζήνωνος πολλοὶ μέν, ἔνδοξοι δὲ Περσαῖος Δημητρίου Κιτιεύς, ὃν οἱ μὲν γνώριμον αὐτοῦ, οἱ δὲ οἰκέτην ἕνα τῶν εἰς βιβλιογραφίαν πεμπομένων αὐτῷ παρὰ Ἀντιγόνου, οὗ καὶ τροφεὺς ἦν τοῦ παιδὸς Ἀλκυονέως*) correct iſt, was ich allerdings bezweifle, ſo hat Antigonus, was nur Antigonus Gonatas ſein kann, nach einigen Berichterſtattern Perſäus an Zeno zu dem Behufe geſchenkt, um ihm als Secretair bei Abfaſſung ſeiner Schriften zur Seite zu ſein; wäre das nun richtig, ſo müßte Perſäus, da er in der Folge umgekehrt von Zeno an Antigonus geſchickt worden iſt, zweimal bei dieſem, einmal als Sklave, ein andermal als Mentor und Philoſoph gelebt haben; das iſt aber ebenſo wenig glaublich, als daß Antigonus an Zeno mehre ſolche Secretairs geſchickt habe, was man ebenfalls, ſobald der Text richtig iſt, annehmen müßte; ich vermuthe daher, daß nach *βιβλιογραφίαν* eine Interpunction zu ſetzen iſt, wodurch dann nur geſagt wird, daß Perſäus Sklave und zwar einer der Secretaire Zeno's geweſen ſei; das Folgende möchte ich dem Sinne nach (denn für die Richtigkeit der Worte kann ich natürlich nicht einſtehen) etwa ſo verbeſſern: *πεμπομένων δ' αὐτὸν* (d. h. *Ζήνωνα*) *τῶν περὶ Ἀντίγονον, ἀντ' αὐτοῦ ἀποσταλῆναι, οὗ καὶ* u. ſ. w.: „als ihn (Zeno) aber Antigonus zu ſich einlud, ſei er (Perſäus) an ſeiner Statt geſchickt worden." Jedenfalls hat es größere Wahrſcheinlichkeit für ſich, daß Perſäus nicht erſt durch Vermittelung von Antigonus bei Zeno, der ja ſein Landsmann war, in ein ſolches Dienſtverhältniß getreten iſt, vorausgeſetzt, daß er überhaupt in einem ſolchen gelebt hat; nachdem er ſich als Secretair bewährt und tüchtig gezeigt, ſich überdies, was in einer ſolchen Stellung ſehr leicht war, mit den Lehrmeinungen und philoſophiſchen Anſichten ſeines Herrn bekannt gemacht hatte, mag er von dieſem freigelaſſen worden ſein. Längere Zeit, nachdem dies geſchehen, lebte er in Athen, zwar ſeinem ehemaligen Herrn und

1) *Athen.* IV, 162. d. 2) *Id.* 162, e. 3) *Diog. Laert.* II, 143. *Athen.* XIII, 607, e. 4) *Suid.* s. v. *ἐπεκλήθη δὲ καὶ Δωρόθεος.* 5) *Diog. Laert.* V.., 9. 6) *Gell.* II, 18, 8. Zenonis Stoici servus, qui Persaeus vocatus est. *Athen.* IV, 162, e. *ἦν γὰρ οὗτος οἰκέτης γεγονὼς τοῦ Ζήνωνος, ὡς Νικίας ὁ Νικαεὺς ἱστορεῖ ἐν τῇ περὶ τῶν φιλοσόφων ἱστορίᾳ καὶ Σωτίων ὁ Ἀλεξανδρεὺς ἐν ταῖς Διαδοχαῖς.* *Origenes* c. Cels. III. ... *ἢ καὶ ἡμεῖς μέλλομεν ἐγκαλεῖν φιλοσόφοις οἰκότριβας ἐπ' ἀρετὴν προτρεψαμένοις, Πυθαγόρᾳ μὲν τὸν Ζάμολξιν, Ζήνωνι δὲ τὸν Περσαῖον κτλ.* Wenn es bei *Dio Chrys.* or. 53, de *Homer.* p. 276 ed. *Reisk.* heißt: *Περσαῖος ὁ τοῦ Ζήνωνος κατὰ τὴν ὑπόθεσιν γέγραφε*, ſo iſt es freilich ungewiß, ob man hier *δοῦλος* oder *μαθητής* zu ergänzen hat.

7) *Diog. Laert.* IV, 47.

Lehrer treu ergeben, aber doch in einer gewiſſen Selbſtändigkeit, ſodaß er eigene Schüler hatte; als ſolche kennen wir Hermagoras aus Amphipolis [8]), und den Dichter Aratus [9]). Von der Rückſicht, die Perſäus für Zeno hatte, gibt folgende Anekdote Zeugniß [10]): Perſäus hatte bei einem Mahle eine Flötenſpielerin, wie dies damals Sitte war, gekauft, ſcheute ſich aber, ſie mit ſich zu nehmen, weil er mit Zeno ein Haus bewohnte; als das Zeno merkte, zog er das Mädchen mit fort und ſchloß ſie mit Perſäus ein. Etwas anders wird dieſe Geſchichte bei **Diogenes Laertius** VII, 13 erzählt: Perſäus habe mit Zeno ein Haus bewohnt, und ihm einmal eine Flötiſtin zugeführt, Zeno aber ſie in aller Eile dem Perſäus zugebracht. Als der macedoniſche König Antigonus Gonatas ſeinem Hofe durch die Anweſenheit einiger großen Geiſter und berühmten Gelehrten Glanz verleihen wollte und deshalb auch eine Einladung an Zeno erließ, lehnte dieſer, der damals kränklich und ſchon hochbejahrt war, dieſelbe ab, ſchickte aber an ſeiner Stelle ſeine Schüler Perſäus und Philonides aus Theben; dem Erſteren folgte dahin der Dichter Aratus, der ſich von da an beſtändig daſelbſt aufhielt [11]). Beide trafen daſelbſt ungefähr zu der Zeit ein, als Antigonus Gonatas ſein Beilager mit Phile, der Tochter von Seleucus Nicator und der Stratonice, feierte [12]); leider kennen wir nur dieſen Zeitpunkt nicht genauer. Es gelang Perſäus, ſich die hohe Gunſt des Königs, und zwar auf eine bleibende Weiſe zu erwerben, was zu nicht geringer Eiferſucht bei manchen andern der an demſelben Hofe lebenden Gelehrten Veranlaſſung gab; von ſeinem Misverhältniß mit dem Philoſophen Bion iſt ſchon geſprochen, ebenſo hegte aber auch der cyniſche Philoſoph Menedemus aus Eretria eine unverſöhnliche Feindſchaft gegen ihn, weil er glaubte, Perſäus habe Antigonus abgerathen, den Eretriern, wie er aus Rückſicht auf ihn (Menedemus) bereit geweſen wäre, demokratiſches Regiment wieder zu geben [13]); Menedemus erklärte daher bei einem Gelage nach einem ſehr lebhaften Dispüte, unter anderem: Perſäus möge immerhin ein Philoſoph ſein, als Menſch ſei er aber der ſchlechteſte aller Gegenwärtigen und Zukünftigen. Auf der anderen Seite verſchaffte ihm dieſe Gunſt ſelbſt an dem Stoiker Ariſto aus Chius, der ebenfalls ein Zuhörer Zeno's geweſen war, einen Schmeichler, wenn man anders Timon [14]) glauben darf, während er doch wiſſenſchaftlich von ihm etwas divergirte; Ariſto hatte z. B. die ſtoiſche Anſicht lebhaft vertheidigt, daß der Weiſe nicht Meinungen habe (ſondern ein Wiſſen); Perſäus ließ, um ihn zu widerlegen, ihm durch Jemand ein Depoſitum übergeben und durch einen dem Überbringer ſehr ähnlich ausſehenden Zwillingsbruder es dann wieder zurückfodern, was Ariſto in nicht geringe Verlegenheit verſetzte [15]). Antigonus erlaubte ſich mit Perſäus manchen Scherz, wie ſich ihn öfter die Großen dieſer Welt geſtatten, wenn ſie ſich zu den Meinungen der Gelehrten herablaſſen; um ihm z. B. zu zeigen, daß der Reichthum doch nicht, wie das ſtoiſche Dogma behauptet, etwas Gleichgültiges ſei, ließ er ihm einmal die falſche Nachricht zukommen, ſeine Güter wären vom Feinde geplündert; das Geſicht des Philoſophen bekam darüber ein trauriges Anſehen, worauf ihm der König vorhielt, ob er nun wol ſähe, daß es mit dem Reichthum doch Etwas auf ſich habe [16]). Der geiſtige Einfluß aber, den Perſäus auf Antigonus übte, muß bedeutend geweſen ſein, wenn er mit Recht dem von Ariſtoteles auf Alexander geübten an die Seite geſtellt wird [17]); zwei Beweiſe von großem Vertrauen des Königs können wir noch anführen; theils nämlich überließ er ihm die Erziehung ſeines Sohnes Alcyoneus, wie ihn Diogenes nennt; zum andern vertraute er ihm die Vertheidigung von Korinth, d. h. der Stadt, welche die Macedonier ſeit dem Beginn ihrer Herrſchaft über Griechenland, immer als eine der Feſſeln deſſelben, d. h. als eins der beſten Mittel betrachtet hatten, um ſich den Beſitz und Gehorſam dieſes Landes zu ſichern; Perſäos wurde Gouverneur von Akrokorinth und der daſelbſt ſtationirten macedoniſchen Beſatzung. Aratus von Sikyon war aber ſo glücklich, durch einen unerwarteten und geheim gehaltenen Angriff die Macedonier in einer Schlacht zu beſiegen und ſie dann aus Stadt und Burg zu vertreiben; nach Hermippus [18]) kam Perſäus zum Verluſt von Korinths Stadt und Burg dadurch, daß er, während Aratus ſeine Feldherrnkünſte gegen ihn in Bewegung ſetzte, dem Becher fleißig zuſprach. Der einzige Pauſanias [19]) läßt Perſäus bei dieſer Gelegenheit getödtet werden; nach Plutarch [20]) dagegen hat Aratus von Archilochus' Feldherren, den einen, Namens Archelaus, entlaſſen, den zweiten, Namens Theophraſt, getödtet, weil er ſich nicht entfernen wollte, Perſäus dagegen hat ſich nach Beſetzung der Burg nach Cenchreä gerettet; derſelbe Schriftſteller fügt hinzu, daß, als ſpäter einer vor ihm den ſtoiſchen Satz, daß der Weiſe allein der wahre Feldherr ſei, behauptet hätte, er ihm erwiedert habe: Freund, das war eins von Zeno's Dogmen, was auch mir immer ganz beſonders gefiel; jetzt bin ich nach der vom ſikyoniſchen Jüngling empfangenen

8) *Suid. s. v.* Ἑρμαγόρας Ἀμφιπολίτης φιλόσοφος, μαθητὴς Περσαίου. 9) Vit. Arat. T. I. p. 3 *Buhle.* σχολάσας δὲ ὁ Ἄρατος Περσίῳ (l. Περσαίῳ) τῷ φιλοσόφῳ Ἀθήνησι καὶ συνελθὼν αὐτῷ εἰς Μακεδονίαν μεταπεμφθέντι ὑπ' Ἀντιγόνου καὶ παρελθὼν εἰς τὸν Ἀντιγόνου καὶ Φίλας γάμον. 10) *Athen.* XIII, 607, e. 11) Vit. Arat. T. II. p. 444 *Buhl.* Δημητρίου δὲ Ἀντίγονος ὁ Γονατᾶς, παρ' ᾧ διέτριβεν αὐτὸς καὶ σὺν αὐτῷ Περσεὺς (l. Περσαῖος) ὁ Στωϊκὸς καὶ Ἀντάγορας ὁ Ῥόδιος ὁ τὴν Θηβαΐδα ποιήσας καὶ Ἀλέξανδρος ὁ Αἰτωλός. 12) Vit. Arat. T. II. p. 431. *Clinton* F. H. III, 309. 13) *Diog. Laert.* II, 143. 14) *Athen.* VI, 251, b.

15) *Diog. Laert.* VII, 162. 16) *Id.* 36. Doch wird dieſe Anekdote bei Heſychius Mileſius (p. 26 *Orell.*) von Zeno ſelbſt erzählt. 17) *Aelian.* V. H. III. c. 17. 18) ap. *Athen.* IV, 162, d. 19) *Paus.* VII, 8, 3. Ἄρατος καὶ Σικυώνιοι φρουρὰν ἐκ τοῦ Ἀκροκορίνθου τὴν πᾶσαν ἐξήλασαν καὶ ἀπέκτειναν Περσαῖον ὑπὸ Ἀντιγόνου ταχθέντα ἐπὶ τῇ φρουρᾷ. Minder beſtimmt äußert er ſich II, 8, 4. Κόρινθον δὲ ἔχοντος Ἀντιγόνου καὶ φρουρᾶς Μακεδόνων ἐνούσης τοὺς Μακέδονας τῷ αἰφνιδίῳ τῆς ἐπιθέσεως κατέπληξε καὶ ἄλλους τε κρατήσας μάχῃ διέφθειρε καὶ Περσαῖον ἐπὶ τῇ φρουρᾷ τεταγμένον, ὃς παρὰ Ζήνωνα τὸν Μνασέου κατὰ μάθησιν σοφίας ἐφοίτησεν. 20) *Plut.* Arat. c. 18. 34. Περσαῖος δὲ τῆς ἄκρας ἁλισκομένης εἰς Κεγχρεὰς διεξέπεσεν.

Digitized by Google

Lection anderer Meinung. Nach Athenäus (IV, 162, d.) hatte Perſäus früher in ſeinen Dialogen dieſes Dogma Zeno's mit allem Eifer vertheidigt, deſſen Unrichtigkeit er nun ſo glänzend durch die That documentirte.

Schriften unter dem Namen von Perſäus exiſtirten zur Zeit von Diogenes aus Laerte (nach deſſen Angabe VII, 36) folgende: 1) über das Königthum (περὶ βασιλείας); 2) Staatsverfaſſung Sparta's (πολιτεία λακωνική). Ein ſich auf die Spaïkla beziehendes Fragment dieſer Schrift hat Athenäus (IV, 140, e.). 3) Über die Ehe (περὶ γάμου). 4) Über die Gottloſigkeit (περὶ ἀσεβείας). 5) Thyeſtes. 6) Über Liebesverhältniſſe (περὶ ἐρώτων). 7) Ermunterungsreden (προτρεπτικοί). 8) Diatriben. 9) Vier Bücher Chrien. 10) Memorabilien (Ἀπομνημονεύματα). 11) Sieben Bücher gegen Plato's Geſetze. Außerdem werden uns noch genannt: 12) Moraliſche Vorträge (ἠθικαὶ σχολαί). Diogenes von Laerte (VII, 28) erwähnt daraus die Nachricht, Zeno ſei im 22. Jahre ſeines Alters nach Athen gekommen, im 72. geſtorben. 13) Tiſch-Denkwürdigkeiten ὑπομνήματα συμποτικά, wie ſie Diogenes Laertius (VII, 1) und Athenäus (XIII, 607, a.) — hier wird ein längeres Fragment mitgetheilt — oder Tiſchreden, συμποτικοὶ διάλογοι, wie ſie Athenäus (IV, 162, e.) nennt, wo bemerkt wird, Athenäus habe zwei Bücher unter dieſem Titel gefunden; übrigens ſteht es noch dahin, ob die ὑπομνήματα und διάλογοι daſſelbe Werk waren. 14) Nach Dio Chryſoſtomus a. a. O. hat Perſäus über die Homeriſchen Gedichte mit beſonderer Beziehung auf den Inhalt geſchrieben; ob das in einer beſonderen oder in einer der bei Diogenes erwähnten Schriften geſchehen iſt, weiß ich nicht; ein Urtheil von Perſäus über Achill, daß er οὔτε φρόνιμος, οὔτε σώφρων οὔτε ἀνδρεῖος ſei, erwähnt der Scholiaſt z. Homer. Il. A. 62.

Von wiſſenſchaftlichen Behauptungen des Mannes erwähne ich nur folgende. Erſtens erklärte er die meiſten Dialoge, welche für Werke des Sokratiker Äſchines galten, für Erzeugniſſe des Eretrier Paſiphon (*Diog. L.* II, 61). Zweitens vertheidigte auch er den bekannten Satz der Stoiker, daß alle Fehler gleich ſeien, ὅτι ἴσα τὰ ἁμαρτήματα (*Diog. L.* VII, 120). Drittens ſoll er von den Göttern die entſetzlich materialiſtiſche Anſicht, die Menſchen hätten, was ihnen fürs Leben nützlich wäre und die, welche ſolches erfunden hätten, zu Göttern erhoben. (*Cic.* de N. D. I, 15. At Persaeus, ejusdem Zenonis auditor, eos dicit esse habitos deos, a quibus magna utilitas ad vitae cultum esset inventa, Ipsasque res utiles et salutares deorum esse vocabulis nuncupatas, ut ne hoc quidem diceret, illa inventa esse deorum, sed ipsa divina. *Minuc. Fel.* Oct. p. 22. Prodicus assumptos in deos loquitur, qui — inventis novis frugibus utilitati hominum profuere. In eandem sententiam et Persaeus philosophatur et adnectit inventas fruges et frugum ipsarum repertores iisdem nominibus, ut comicus sermo est, Venerem sine Libero et Cerere frigere.) (*Meier.*)

PERSAH. Dieſen Namen führen zwei vorderindiſche Städte, deren eine in dem Circar Surgooja, zehn engliſche Meilen nordnordöſtlich von deſſen gleichnamiger Hauptſtadt, die andere aber 36 Miles ſüdſüdweſtlich von Mocaumpoor entfernt liegt. (*G. M. S. Fischer.*)

PERSAIM, PERSAIN, Bassein (16°, 45′ [50′] nördlicher Breite, 94° 55′ öſtlicher Länge von Greenwich), Stadt im birmaniſchen Königreich Pegu, iſt der Sitz eines Gouverneurs und trieb ehemals, wo ſich auch eine engliſche Factorei hier befand, einen ziemlich bedeutenden Handel, welcher ſich jetzt jedoch nach dem mehr und mehr aufblühenden Rangun (ſ. d. A.) gewendet hat. Die Stadt liegt 132 engliſche Meilen ſüdweſtlich von Pegu entfernt, an dem weſtlichſten der zahlreichen Arme, durch welche ſich der Irawaddi in das Meer ergießt. Dieſer Arm, welcher Anauk Khiaum, d. i. weſtlicher Canal, Ava, Baſſein, Kiudowa, Negrais, Paſein, Perſaim genannt wird, mündet ſüdöſtlich vom Cap Negrais, bildet bei der Inſel Negrais (Diamantinſel, bei den Mranmas [Birmanen] Haingri Kiun genannt), einen guten Hafen und wird von europäiſchen Handelsſchiffen bis Baſſein, von den Inländern bis Lamena oder Lemena befahren. Oberhalb dieſes Orts ſinkt er vom November bis Mai zu einem unbedeutenden Fluſſe herab, welcher faſt trocken liegt, ſodaß die Verbindung mit dem Irawaddi unterbrochen wird. (*G. M. S. Fischer.*)

PERSAKRA (*Περσάκρα*), eine Stadt in Indien innerhalb des Ganges, im Gebiete der Anichä (*Ἀνῖχαι*) oder Nanichä, nach Ptolemäos (VII, 1). (*Krause.*)

PERSAN (Pierre Nicolas Casimir de), in Dole 1750 geboren, trat in Militairdienſte, beſchäftigte ſich aber außerdem mit wiſſenſchaftlichen Studien. Vorzugsweiſe zogen ihn hiſtoriſche, verbunden mit geographiſchen Unterſuchungen, an. Dadurch ward er bald zu der Beſchäftigung mit Urkunden geführt, die wieder ohne Kenntniſſe, welche die Diplomatik gewährt, nicht gedeihen kann. Daneben mußte er nicht weniger Aufmerkſamkeit auf Plane wenden, weil die geographiſchen Verhältniſſe von den politiſchen Zuſtänden bedingt werden. Die größten Schwierigkeiten fand de Perſan bei dem Studium der Diplomatik; ſeinem Eifer gelang es jedoch, durch die Freundſchaft ſeines Landsmanns, des Abtes J. B. Guillaume, der damals Attaché bei der Bibliothek des Königs war, Handſchriften für ſeine Studien zu erhalten. Er machte ſich daraus weitläufige Auszüge. Mit ſo ernſten Dingen beſchäftigte ſich der junge Officier angelegentlich. Da er ſich ſehr häufig zu Dole aufhielt, lernte er daſelbſt den gleichen Lieblingsſtudien ergebenen Abbé Charles Joſeph René Monnier kennen. Aus dieſer Bekanntſchaft erwuchs die engſte Freundſchaft, die für de Perſan in ſofern höchſt erſprießlich ward, als ihn Monnier mit nützlichem Rathe unterſtützen konnte. So ſcheint de Perſan die meiſte Zeit in ſeinem militairiſchen Dienſt mit ſeinen Studien ausgefüllt zu haben, dabei aber den Ideen, welche jene Zeit während der Revolution ſo ſtürmiſch bewegten, fremd geblieben zu ſein; denn in jenen Stürmen verließ er den Militairdienſt, zog ſich in ſeinen Geburtsort unter ſeine

Digitized by Google

Bücher zurück, in der Hoffnung, dort vergeſſen zu werden. Indeſſen täuſchte er ſich über den Zeitgeiſt, eben weil er ihm, wie es ſcheint, mit ſeiner conſervativen Geſinnung abhold war; er wurde in den erſten Monaten des Jahres 1793 aus ſeiner Einſamkeit in das Gefängniß geführt, das er nur erſt dann verlaſſen ſollte, um vor das Revolutionstribunal geſtellt zu werden. Dieſer drohenden Gefahr entging er nur dadurch, daß er durch das Vorgeben einer ſchweren Unpäßlichkeit die Abreiſe zu verhindern vermochte, und zugleich die Begünſtigung erhielt, in ein Hoſpiz gebracht zu werden. Von hier rettete er ſich durch Flucht glücklich in die Schweiz, wo er blieb, bis die Rückkehr ins Vaterland wieder erlaubt war. Zurückgekehrt, beſchäftigte er ſich auch ſogleich wieder mit ſeinen hiſtoriſchen Studien, deren erſte Frucht die: Notice sur la ville de Dôle, dans le département du Jura. (Dôle 1806. 33 S.) geweſen zu ſein ſcheint. Durch Vermächtniß ſeines Freundes, des Abtes Monnier, der am 21. Oct. 1796 ſtarb, war de Perſan in den Beſitz von deſſen handſchriftlichem Nachlaß gekommen, welcher die trefflichſten Materialien enthielt. Dadurch bereichert, wurden ihm ſeine Unterſuchungen in jeder Hinſicht erleichtert; denn Monnier hatte ſeine hiſtoriſchen Forſchungen faſt ausſchließlich der Geſchichte ſeiner Geburtsſtadt gewidmet. Aus dieſem Erwerb läßt es ſich erklären, warum de Perſan ſeine literariſchen Arbeiten auf die Geſchichte der Geburtsſtadt beſchränkte. Er ſcheint damit die Plane des geſchiedenen Freundes zur Ausführung haben bringen zu wollen, und in der That mochte wol keiner in dieſem Ort dazu fähiger und geeigneter geweſen ſein, als eben de Perſan, um ſo mehr, als er ſpäter durch das öffentliche Vertrauen in die ſtädtiſchen Angelegenheiten eingeweiht wurde und dadurch deren Verhältniſſe genau kennen lernte. Im J. 1809 krönte die Akademie zu Beſançon, richtiger auch Société académique de Besançon genannt, eine Abhandlung von de Perſan: Dissertation sur l'état de la Séquanie sous les Romains mit dem Preiſe, und nahm ihn ſelbſt in demſelben Jahre als Mitglied auf. Bei ſeinem größten Werke: Recherches historiques sur la ville de Dôle (Dôle 1809 und 1812. 418 S.) benutzte er vorzüglich Monnier's literariſchen Nachlaß. Er ſchließt ſich darin der Anſicht Gollut's und Normand's an, und ſucht zu beweiſen, daß Dole die Stadt Ditatium der Alten, und die Hauptſtadt der Grafſchaft Bourgogne, unter deren erſten Fürſten, geweſen ſei. In dem erſten Theile des Werkes entwickelt de Perſan die hiſtoriſch-politiſchen Verhältniſſe und Zuſtände der Stadt Dôle unter den Herzogen von Bourgogne und dem Hauſe Öſterreich bis zur Vereinigung mit Frankreich im J. 1678. Der zweite Theil enthält beſondere Unterſuchungen über die kirchlichen Verhältniſſe von Dôle. Der Hiſtoriker Dunod behauptet nämlich, daß die Kirche dieſer Stadt urſprünglich von dem kleinen Ort (village) Azans abhängig geweſen ſei. Dieſe Behauptung hatte ſchon de Perſan's Freund Monnier im J. 1789 in ſeiner anonym erſchienenen: Dissertation sur le village d'Azans beſtritten. Darauf behandelt de Perſan die kirchlichen Stiftungen und Einrichtungen, ſowie die bürgerlichen und militairiſchen der Stadt vor und nach der Revolution. Am Ende des Werkes befinden ſich mehre Karten. Man ſieht aus dieſem Inhalt, daß dieſes Werk für die Kunde von der Geographie und den politiſch-geſchichtlichen Zuſtänden Frankreichs ſehr wichtig iſt.

Seitdem de Perſan ins Vaterland zurückgekehrt war, lebte er wie vorher ſchon als Privatmann in ſeiner Vaterſtadt. Die Stürme der Revolution, welche ihn aus dem Vaterlande getrieben, hatten ausgetobt, und das perſönliche Vertrauen gewann in der wiedergekehrten Ruhe die für das Gedeihen der bürgerlichen Verhältniſſe nothwendige Sicherheit. Unter dieſen Umſtänden wandte ſich auch de Perſan das Zutrauen der Mitbürger zu, und rief ihn zur Verwaltung der ſtädtiſchen Angelegenheiten, wo er in verſchiedenen Stellen thätig war. Mit Eifer arbeitete er zum Wohl der Stadt; aber ganz beſonders beſchäftigte er ſich mit der Gründung einer öffentlichen Stadtbibliothek. Sie gelang ihm. Als erſter Bibliothekar bereicherte er ſeine Gründung mit einer bedeutenden Anzahl nützlicher Schriften. Im J. 1813 zwang ihn das Sinken ſeiner Lebenskraft, nicht nur ſeinen Studien zu entſagen, ſondern ſich auch von den öffentlichen Geſchäften zurückzuziehen. In dieſem traurigen Zuſtande lebte er noch bis 1815, wo er am 22. Juni aus dieſem Leben ſchied. (*W. Hoffmann.*)

PERSANO, ein königliches Schloß mit einer Pfarrei in der Provinz Principato citeriore des Königreichs Neapel, in welchem der neapolitaniſche Hof gewöhnlich einige Sommerwochen zubringt, ſüdlich von Eboli, in der Ebene desjenigen Theils der Provinz, welcher das Land des Cilento genannt wird, zwiſchen den Flüſſen Silaro (F. Sele) und Calore, die ſich hier vereinigen, im Gebiete von Serre in der Mitte eines weitläufigen, ſchön bewaldeten, hier und da prachtvoll mit Schlingkräutern durchwachſenen Parks (Real bosco di Persano) gelegen. Das königl. Jagdſchloß, weitläufig, aber ziemlich einſam gelegen, denn die ganze königliche Pfarrei gleiches Namens zählt nur gegen 120 Seelen, iſt nach der Zeichnung des Architekten Barrios, eines Spaniers, erbauet, ſehr regelmäßig conſtruirt; in demſelben zeichnet ſich eine Galerie aus, deren Wände mit pulveriſirten Tuchſcheerflocken auf Leinwand bemalt ſind, eine Art der Malerei, welche eine der vielen Erfindungen iſt, durch die Raimund de Sangro das Gebiet der Künſte bereichert hat. Das königliche Jagdrevier und der daſſelbe ausmachende Wald, an deſſen ſüdweſtlichem Ende ſich die beiden genannten Flüſſe vereinigen, hat einen Umfang von 35 Meilen. Hier war ſonſt eine Intendanz über die Lehen Serre, Poſtiglione und Controne. (*G. F. Schreiner.*)

PERSANTE (die), nächſt der Oder der größte Fluß Pommerns, entſpringt im neuſtettiner Kreiſe aus dem See von Perſanzig, 420 Fuß über dem Spiegel der Oſtſee. Ihre Hauptrichtung iſt nordweſtlich, von der ſie nur in einzelnen Windungen abweicht. Zunächſt nimmt ſie die Pernitz und Triebguſt von Oſten, den Bach von Bärwalde und die Dame von Süden auf. Dann fließt ihr unterhalb Belgard die Mügnitz, welche auf der Höhe

Digitized by Google

von Polzin entſpringt, und die von Südoſt herkommende Leitnitz zu. Zwiſchen Belgard und Körlin vereinigt ſie ſich mit dem ſüdlich von Stoltenberg herkommenden krummen Waſſer, und bei Körlin mit der Radue, die nebſt dem Kautelbach und der Gazel in einem nicht unbedeutenden Lauf der Gegend von Pollnow und Bublitz entfließt. Nachdem die Perſante darauf noch einige ſtärkere Windungen gemacht hat, erreicht ſie Kolberg, deſſen Hafen ſie bildet, und ergießt ſich unterhalb der Stadt, bei Kolberger-Münde, zwiſchen Zwielipp und Krühne, unter 54° 10′ nördlicher Breite und 33° 20′ öſtlicher Länge, in die Oſtſee. Sie hat einen raſchen Lauf, treibt viele Mühlen und iſt ſehr fiſchreich. Für die Schiffahrt iſt ſie oberhalb Kolbergs nicht geeignet und wird nur zum Holzflößen benutzt. (*A. Keber.*)

PRRSÁNY, teutſch Perſen, wall. Ptyerſany, ein zur Herrſchaft Sáekány gehöriges bedeutendes Dorf im wenitzer Gerichtsſtuhle, des fogaraſer Diſtrictes, im Lande der Ungarn des Großfürſtenthums Siebenbürgen, nach Fogaras eingepfarrt, mit einer eigenen Pfarre und Kirche der nicht unirten Griechen. Bei dieſem Dorfe findet man Jaſpiſe und zahlreiche Verſteinerungen im rothen Kalkſteine, auch Salzſpuren, und einen feinen, für Bildhauer ſehr brauchbaren Sandſtein. (*G. F. Schreiner.*)

PERSCHKE (Christian Gottlieb), geboren 1756 zu Inſterburg in Preußen, erhielt den erſten Schulunterricht in dem Collegium Fridericianum zu Königsberg. Durch rege Wißbegierde und unermüdlichen Fleiß erwarb er ſich die Liebe ſeiner Lehrer. Die erlangten Kenntniſſe erweiterte und berichtigte er in dem akademiſchen Gymnaſium zu Danzig. Auf der Univerſität Göttingen beſchäftigte ihn, neben der Theologie, die ſein Berufsfach werden ſollte, beſonders das Studium der Philologie und Pädagogik. Heyne zählte ihn zu ſeinen beſten Schülern. Seine Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften brachte ihn in Berührung mit einigen Mitgliedern des damals in Göttingen beſtehenden Dichterbundes, beſonders mit Hölty.

Im J. 1777 erhielt Perſchke eine Lehrerſtelle zu Kloſterbergen bei Magdeburg. In dieſen Verhältniſſen zeigte er ſich als ein Mann von vielſeitigen, beſonders philologiſchen Kenntniſſen, feinem Geſchmack, raſtloſem wiſſenſchaftlichen Fortſtreben und feuriger Einbildungskraft. Doch entfernte ſein Enthuſiasmus für geniale Neuerer ihn mitunter von der goldenen Mittelſpur, beſonders ſeit er auf einer Reiſe nach Deſſau (1778) das dortige Philanthropin kennen gelernt hatte. Er gerieth darüber in mehrfache Irrungen mit Reſewitz, damals Abt in Kloſterbergen [1]), und war endlich genöthigt, ſeine Lehrerſtelle in Kloſterbergen niederzulegen.

Er ging nach Magdeburg, wo er als Privatgelehrter lebte, bis der Graf Burghaus ihn unter vortheilhaften Bedingungen, im J. 1780, nach Sulau in Oberſchleſien berief. Das Wohlwollen dieſes begüterten und edeldenkenden Mannes, der als preußiſcher Rittmeiſter zu Aſchersleben in Garniſon ſtand, und ſich für den Freimaurerorden ſehr intereſſirte, hatte Perſchke, ſelbſt ein Mitglied jenes Bundes, ſich hauptſächlich erworben durch den kraftvollen und begeiſterten Vortrag einiger Logenreden, die er in Magdeburg gehalten. In der Standesherrſchaft Sulau lebte er ſeitdem als Rector und Inſpector der dortigen Schule. Er war 1781 zum Mittagsprediger ernannt worden, ging aber ein Jahr ſpäter nach Weißig, wo er eine Bildungsanſtalt für die Jugend errichtete und leitete.

Perſchke ſtarb den 16. April 1808. Er hinterließ mehre Schriften pädagogiſchen und theologiſchen Inhalts. Unter jenen ſind die ſechs Bändchen eines für Kinder beſtimmten Leſebuchs, dem er den unpaſſenden Titel: „Der Jugendbeobachter" gab [2]), wegen des erkünſtelten und manierirten Styls nicht mit Unrecht in Vergeſſenheit gerathen. Mehr Beifall fanden ſeine, den Studirenden in Kloſterbergen gehaltenen, Religionsvorträge [3]), und die gleichzeitig lateiniſch geſchriebene Erklärung des Propheten Habakuk, von einer teutſchen Überſetzung begleitet [4]). Ein fortgeſetztes Studium der Bibel, beſonders des alten Teſtaments, veranlaßte ihn, Moſes Mendelsſohn's Überſetzung des 110. Pſalms und den ſie begleitenden Commentar von Friedländer, einer kritiſchen Prüfung zu unterwerfen [5]). Von dem literariſchen und moraliſchen Charakter des kieler Theologen Gotthelf Traugott Zachariä, deſſen philoſophiſch-theologiſche Abhandlungen er (1776) herausgegeben, gab er eine anſchauliche und erſchöpfende Darſtellung [6]). Er lieferte außerdem mehre Aufſätze theologiſchen und philoſophiſchen Inhalts in den von Matthiſſon herausgegebenen Reliquien eines Freidenkers [7]). Aus ſeinem Nachlaſſe erſchien noch zu Frankfurt 1808 ſeine Orthometrie für Schulen jeder Art, beſonders deren Lehrer, für beginnende Dichter, für höhere Lehrſtühle und Kanzeln, für Schaubühnen und für Muſikſetzung poetiſcher Stücke [8]). (*Heinrich Döring.*)

PERSCHLING (die), 1) P. ein anſehnliches Flüßchen im V. O. W. W. des Erzherzogthums Öſterreich unter der Ens, welches am Perſchenegg entſpringt und durch ein einſames, anfänglich ſehr enges Thal dahin, dann an den bedeutenden Ortſchaften Pyhra und Böheimkirchen vorbeifließt, hier durch die vereinigten Gewäſſer vieler Gebirgsthäler verſtärkt wird, bei Kapellen die von Wien nach St. Pölten und Linz führende Poſtſtraße durch-

1) Eine auffallende Verletzung des damaligen Modegeſchmacks erblickte Reſewitz beſonders darin, daß mehre Schüler mit Perſchke's Zuſtimmung, nach dem Beiſpiele der Zöglinge des deſſauer Philanthropins, ſich hatten die Haare ſtutzen laſſen.

2) Hanover 1776—1780. 3) Halle 1779. 4) *Habakuk*, Vates olim Hebraeus, inprimis ejusdem hymnus, denuo illustratus. Adjecta est versio theotisca. (Francof. et Lipsiae 1777.) 5) Berlin 1788. 6) Bremen 1777. 7) Berlin 1781. 8) Vergl. Goldbeck's literar. Nachrichten von Preußen. 1. Th. S. 184 fg. Charakteriſtik der Erziehungsſchriftſteller Teutſchlands. S. 346. Baur's neues hiſtor. biogr. literar. Handwörterb. 7. Bd. 214. Zeitgenoſſen. 1. Bd. 4. Heft. S. 15—20 fg. Meuſel's gel. Teutſchl. (5. Ausg.) 5. Bd. S. 56 fg. 15. Bd. S. 20. 16. Bd. S. 369.

Digitized by Google

ſchneidet und über Perſchling und Ruß der Donau zueilt, in die es ſich im Tullner-Felde unterhalb Büſchelsdorf einmündet. Es durchfließt anmuthige Gegenden, treibt mehre Mühlen und richtet oft durch ſeine Überſchwemmungen bedeutenden Schaden an. 2) Ein zur Herrſchaft St. Pölten und Thalheim gehöriges bedeutendes Dorf in demſelben Viertel und Lande, in flacher, doch nicht reizloſer Gegend, mit einer katholiſchen Kirche. Dieſer Ort hat in den franzöſiſchen Kriegen viel gelitten, wodurch ſein Wohlſtand bedeutend zurückgeſetzt worden iſt. 3) Ein zur Herrſchaft Frankenburg gehöriges und dahin auch eingepfarrtes Dorf im Diſtrictscommiſſariate des Hauruckkreiſes des Landes ob der Ens. (*G. F. Schreiner.*)

PERSE, ae (*Πέρση, ης*), Tochter des Okeanos; ſie wird auch Perſeïs genannt von Heſiod, Apollodor, Hygin, Cicero (vergl. *Burmann*, *Val. Flac.* VII, 238. *Muncker*, *Hygin* p. 15 und 269. ed. *Stav.*); vom Helios Mutter nach Homer (Od. X, 136 sq.) der Kirke und des Aetes; (vergl. *Hesiod.* Theog. 356 und 956. *Apoll. Rhod.* IV, 591. *Tzetzes* Chil. IV, 137); außerdem der Paſiphae (*Apollod.* I, 9, 1, 6. cf. *Eustath.* Od. p. 1651. 39. *Cicero* N. D. III, 19. *Apollod.* III, 1, 2, 6. *Tzetzes*, Lycophr. 798), welche Diodor und Tzetzes in den Chitiaden eine Tochter des Helios und der Krete nennen. Auch den Aloeus führt Tzetzes (Lyc. 174) als Sohn der Perſe auf, der aber nebſt Aetes nach Eumelus in den Korinthiaka ein Sohn des Helios und der Antiope war. Außerdem deutet *Eustath.* l. l. 55 und Schol. Od. l. l. den Namen der Hecate, Perſeïs, auch Perſe (ſ. *Val. Flac.* Arg. V, 582). Über die Genealogie des Helios vergl. *Heyne* ad *Apollod.* p. 55. und das Stemma Taf. VII. *Creuzer*, Symb. IV. p. 19. Den Namen und die Verbindung der Perſe oder Perſeïs mit Helios erklärt *Eustath.* Od. 1651. 54. *διὰ τὴν τοῦ Ἡλίου ἀνατολὴν καὶ δύσιν ἐξ ὠκεανοῦ* und vorher: *διὰ τὴν ἀεικίνητον αὐτοῦ περαίωσιν, ἤγουν ἐκ περάτης εἰς περάτην ποιητικῶς εἰπεῖν κίνησιν.* Nach Heſiod, weil einige von den Okeaniden *„γαῖαν ἐφέπωσι“* geht der Name auf Perſien. (S. *Goettling Hes.* 40. Vergl. auch Welcker in Schwenck's etym.-myth. Andeutungen S. 325. *Creuzer*, Symb. IV. p. 19 und I. p. 734. ed. I.). (*Krahner.*)

PERSE oder **Persienne** bezeichnet: 1) einen mit fein gemalten bunten Deſſeins verſehenen Baumwollſtoff (Zitz); 2) einen gemuſterten Halbſeidenſtoff, bei dem die Kette aus Organſinſeide, der Eintrag aus Baumwollgarn beſteht, und welcher zu Winterkleidern für Damen beſtimmt iſt. (*Karmarsch.*)

Persea, Perseïa, Perseïdes, Perseïus, Perseïs (vergl. den Art. Perſe), *Περσηΐς, ἴδος, Περσήϊος, Περσεῖος, Περσηϊάδης, Περσεΐδης*: Patronymika von Perse, Perses und Perseus (ſ. dieſe Art.). (*Krahner.*)

PERSEA. Mit dieſem alten griechiſchen Namen (*Περσέα Theophr.* hist. pl. 4, 2, 5., *Diosc.* mat. med. 1, 187., Persea *Plin.* h. n. 15, 13), welcher höchſt wahrſcheinlich den Sebeſten-Baum (Cordia Myxa. *L.*) bezeichnet, belegte zuerſt Cluſius und nach ihm neuerdings der jüngere Gärtner eine Baumart, welche Linné mit Laurus vereinigte. K. Sprengel rechnete Cinnamomum, Camfora, Nectandra, Sassafras und Ocotea zu Persea; aber nicht allein dieſe, ſondern noch mehre andere neue Gattungen betrachtet Nees als generiſch unterſchieden (ſ. Laurus). Perſea gehört zu der erſten Ordnung der neunten Linné'ſchen Claſſe und zu der natürlichen Familie der Laurinen, in welcher ſie den Typus einer eigenen Gruppe bildet. Char. Die Blüthen zwitterig; die Blumendecke tief ſechstheilig, ſtehenbleibend, regelmäßig, gleich oder ungleich; die Staubfäden frei, die fruchtbaren mit ablangen, vierfächerigen Antheren, die unfruchtbaren (Staminodien) mit einem dreieckigen Knopfe; der Griffel einfach, die Narbe dreikantig-knopfförmig; die einſamige Steinfrucht mit verdicktem, faſt fleiſchigem Stiele und an der Baſis mit der Blumendecke umgeben. Die zwanzig bis dreißig bekannten Arten dieſer Gattung ſind im tropiſchen Amerika vorherrſchend; einige kommen auch auf den canariſchen Inſeln und auf Madeira vor. Es ſind Bäume mit abwechſelnden, ganzrandigen Blättern und rispen- oder doldenförmigen Blüthen. Die auf den amerikaniſchen Gebirgen am häufigſten vorkommenden Arten zeichnen ſich durch ungleiche Fetzen der Blumendecke und an ihrer Spitze meiſt pinſelförmige Staminodien aus; ſie bilden die Abtheilung Eriodaphne *Nees*, während die übrigen zu Gnesiopersea *Nees* gehören. Drei Arten verdienen beſondere Erwähnung: 1) P. gratissima *Gärtn. fil.* (Carpol. suppl. p. 222. t. 221., Laurus Persea *L.*), im tropiſchen Amerika, iſt der wegen ſeiner ſehr wohlſchmeckenden Früchte geſchätzte Avogado oder Agnacate-Baum. Ihm ähnlich iſt 2) P. drimyfolia *Schlechtend.* (Linnaea VI. p. 365) in Mexiko (Agnacate oloroso), mit weniger angenehm ſchmeckenden Früchten. Endlich 3) P. indica *Spr.* (Syst. veg., Laurus indica *L.*, *Wendland* obs. bot. p. 21. t. 3., Viñatico der Spanier) auf Madeira und den canariſchen Inſeln, deren Holz dem Mahagony gleichgeſchätzt wird. (*A. Sprengel.*)

Persee-Farbe, ſ. Farben.

PERSEIGNE (Wald von). Dieſer Wald, welcher 10412 Arpents einnimmt, iſt der einzige bedeutende um Alençon, Departement der Orne, in welchem ſich noch Buchen finden. Er gibt 18 Bächen und kleinen Flüſſen den Urſprung. Hier ſtand einſt eine berühmte Ciſtercienſerabtei, welche Wilhelm der dritte mit dem Beinamen Taluas, Graf von Alençon und ſeine Gemahlin Helle oder Hameline von Bourgogne um das Jahr 1150 oder 54 gründeten und in welcher viele Glieder der gräflichen Familie Alençon begraben lagen. Unter den Äbten des Kloſters haben ſich Adam, deſſen Werke nur theilweiſe gedruckt ſind, Helinand und Thomas von Perſeigne, ſowie Modeſte Cotterel, welcher 30 Jahre lang Generalvicar des Ordens war, als Schriftſteller ausgezeichnet. (Nach Expilly.) (*G. M. S. Fischer.*)

PERSEIS, 1) Mythologie, ſ. Perse. 2) Alte Geographie; eine in Macedonien und zwar in Päonien, am Fluſſe Erigonus in der Nähe der alten Stadt Stobi vom König Philippus errichtete und nach ſeinem

Digitized by Google

älteſten Sohne und nachherigen Nachfolger benannte Stadt. (*Liv.* XXXIX, 53, 14.) (*H.*)

PERSENBEUG, nach Einigen die böſe Beug genannt, da hier die Donau eine Wendung nimmt, welche von den Schiffern in früheren Zeiten nicht immer ohne Gefahr befahren werden konnte, ein zur gleichnamigen k. k. Patrimonialherrſchaft gehöriger Markt, an der linken Seite der Donau, gegenüber dem Städtchen Ips, am Fuße eines ſchroff aus der Donau aufſteigenden Felſens gelegen, der das ſtattliche kaiſerliche Schloß, den Lieblings-Aufenthalt des ſeligen Kaiſers, Franz I., trägt, mit 74 meiſt hübſchen Häuſern, 325 größtentheils wohlhabenden teutſchen Einwohnern, unter denen ſich drei Schiffmeiſter befinden, deren einer allein gegen 250 Knechte und 115 Pferde beſchäftiget und gegen 1200 Schiffe ſtromauf- und abwärts entſendet; einer katholiſchen Filialkirche; einem hübſchen kaiſerlichen Garten, der ſich gleich hinter dem Schloſſe befindet, in einer Brücke über die tiefe Gaſſe des Ortes in einer Länge von 40 Klaftern führt, und eine Obſtbaumſchule und Feigenhaus hat; einer Schule; einem Graphitbergwerke, das in früheren Zeiten den Stoff zu den einſt ſo berühmt geweſenen ipſer Schmelztiegeln lieferte. Das Schloß iſt eines Beſuches werth, da es eine ſehr ſchöne Überſicht über die Donaugegenden bis an den Fuß der ſteieriſchen Grenzgebirge gewährt, einen hübſchen Saal mit vielen Gemälden enthält und auch hiſtoriſch merkwürdig iſt, denn es iſt eins der älteſten Schlöſſer Öſterreichs, das freilich von älteren Bautheilen faſt gar Nichts mehr zeigt, der Schloßhof ſoll der ehemalige Turnierplatz geweſen ſein; noch ſteht ein Theil der gemauerten Galerie, welche den ganzen Platz umſchloß. Perſenbeug war ehemals der Hauptort einer freien Reichsgrafſchaft, welche die bairiſchen Grafen von Sempt und Ebersberg beſeſſen haben. Heinrich III., römiſcher Kaiſer, ſo erzählen die Chroniken des Mittelalters, fuhr einſt im J. 1045 von Regensburg die Donau hinab mit Biſchof Bruno von Würzburg und landete in Perſenbeug, wo ihn Adalbert's II. Grafen von Sempt's Witwe, Richlinde, bewillkommnete. Der Biſchof befand ſich aber auf einem anderen Schiffe, von welchem aus er auf einem Felſen einen ſchwarzen Geiſt erblickte, der ihm mit drohender Stimme zurief: „Höre, höre Biſchof, ich bin dein böſer Geiſt, du biſt mein Eigen, fahr hin, wo du willſt, ſo wirſt du mein werden, jetzund will ich dir nichts thun, aber bald wirſt du mich wieder ſehen." Als der Kaiſer dann mit dem Biſchof in Böſenburg (Perſenbeug) landete, bat ihn Richlinde, er möge das Schloß und den Markt, den ihr Gemahl bewohnt hatte, ihrem Neffen Welf III. verleihen. Der Kaiſer gewährte eben die Bitte, als plötzlich der Boden der Stube einbrach und die Geſellſchaft durchfiel in die Badſtube, ohne ſich jedoch zu beſchädigen; allein Biſchof Bruno war auf eine Badewanne gefallen und hatte Rippen und Herz ſich eingefallen, und ſtarb wenige Tage darauf.

(*G. F. Schreiner.*)

Persennig, gepichte Decken, zum Verſchließen der Schiffsluken, ſ. Schiffbau.

PERSENONE, ein Wildſtrom (Fiume torrente) der päpſtlichen Delegation Perugia, welcher auf dem öſtlichen Abhange des Berges Pratolengo entſpringt, die Gebiete von Orvieto und Perugia ſcheidet und nach einem von Weſten nach Oſten zurückgelegten Laufe von 12 Miglien ſich bei Marſciano in den Neſtore ergießt, um mit ihm vereinigt nach einem weiteren Laufe von drei Miglien die Tiber zu vergrößern. (*G. F. Schreiner.*)

Persephassa, ſ. Persephone.

PERSEPHONE (Mythologie). I. Namen der Gottheit. Die Homeriſche Form iſt *Περσεφόνεια*, erſt ſpäter, zuerſt bei Heſiod[1]), findet ſich die Form *Περσεφόνη*[2]), was man gewöhnlich von *φέρειν φόνην* ableitet. Es ſoll darunter vor der Einführung des Ackerbaues unter den Griechen eine Wintergöttin gedacht worden ſein, welche die Pflanzen und Blumen der *Δηώ* zu Grunde richtete, weswegen dieſe über jene weint; daraus ſei nach der Einführung des Ackerbaues ein Beweinen geworden, nachdem man die Perſephone für das in die Erde geſtreute Saatkorn genommen habe. So leitet Kanne den Namen der Göttin ab, eine Etymologie, die ſo unwahrſcheinlich iſt, daß ich ſie blos der Curioſität wegen anführe. Wir begegnen noch anderen Namen der Gottheit. *Φερσεφόνα*, *Περσέφασσα*, *Φερσέφασσα*, *Περσέφαττα*, *Φερσέφαττα*, *Φερρέφασσα*, *Φερρέφαττα*, *Φερσεφόνεια*, *Περεφόνεια*[3]), welche auf die mannichfaltigſte Art gedeutet worden ſind, indem jeder die Bedeutung, welche er dem Weſen der Gottheit gab, ſchon in dem Namen zu erkennen ſich einbildete[4]). Wir erwähnen auch die von Creuzer[5]) niedergelegte Anſicht und Etymologie, weil ſie zu viele Glaubensgenoſſen zählt, als daß ſie verſchwiegen werden dürfte: Der Name *Περσεφόνη* gehöre in die Ideenreiche des oberaſiatiſchen Sabbäismus, und habe die nächſte Beziehung auf Sonne und Mond; *Πέρση*, die erſte Hälfte des Namens, ſoll die Perſerin heißen, d. h. die Klare, die Reine, wofür vielleicht die casta Proserpina des Virgil[6]) ſpräche, zugleich die Würgerin und die Eröffnerin bedeuten — nicht anders als *Πέρσης* oder *Περσεύς*, der Lichtſchaffer aus Perſien, aber auch der Würger[7]). Dann erinnert er an Phanes, Pheneh, Phanech, ſodaß Perse-pheneeh eine ewige unvergängliche Perse bezeichnete, die dem Namen und der That nach den Ägyptern ſowol als den Oberaſiaten angehörte. Wenn wir aber zuvörderſt feſtgeſtellt haben, daß die Göttin eine echt Griechiſche iſt, und den Hauptbeweis für dieſe Meinung darin ſuchen, daß ſie namentlich in Arkadien, einer Provinz, die von himmelanſteigenden Bergen gegen alles Fremde geſchützt, am meiſten die von den Vätern ererbten Mythen und Religionen rein und unverfälſcht erhalten hat, ihre vorzüglichſte Verehrung fand[8]) und nicht minder in Attika, deſſen Bewohner ſich gleichfalls Au-

1) Theog. v. 913. 2) Vergl. *Hom.* Hymn. in Cerer. v. 56. 3) Lakoniſch ſ. *Hesych.* s. v. 4) Vergl. *Heindorf.* Cratyl. p. 404 C. Creuzer S. 806. Völcker, Mythol. des jap. Geſchl. S. 201 fg. Schwenck Andeutungen. S. 247 fg. 5) In der Symbolik IV. S. 315. 6) Aen. VI, 404. 7) Vgl. Etym. Gud. S. 462 fg. *Περσεύς· καλεῖται ὁ ἥλιος, καὶ ἐξ αὐτοῦ ἡ Περσεφόνεια, ἡ ἀνάδοσις τοῦ σίτου ἡ ἀπὸ τοῦ ἡλίου γενομένη.* 8) ſ. *Herodot.* II, 171.

Digitized by Google

tochthonen nannten und es auch waren, ſo müſſen wir annehmen, daß die Benennungen derſelben griechiſch ſind und dürfen daher bei der Erklärung der Namen nicht nach Aſien und dem Lande der Sabbäer, oder wohin ſonſt Träumerei, Euhemerismus und Synkretismus die Meinungen geleitet hat, wandern, ſondern die Namen aus griechiſchen Ideen, aus der griechiſchen lebendigen Welt zu erklären ſuchen. Auf griechiſchem Boden bleibt freilich Preller in ſeiner Demeter und Perſephone, wenn er [9]) *Περσεφόνη* von *Πέρθειν* und *φένω* (wovon *φόνος*, *φονεύω* wie *Τισιφόνη* von *Τίνειν* und *φένω*, *Γοργοφόνη*, *Ἄρτεμις Θηροφόνη* u. ſ. w.) ableitet; die andern Formen *Φερσίφασσα* u. ſ. w. ſind nach ihm aus dem Homeriſchen *Περσεφόνη* corrumpirt. Weil man ſie misverſtand, verſuchte man neue Etymologien und erklärte die *φερεφάττεια* zu Kyzikos durch *φωσφόρος* [10]), oder dachte an *φάσσα* und *φάττα*, eine Taubenart [11]). Preller's Anſicht iſt vielleicht die richtige, obgleich die Erklärung des Namens nicht recht zu der Geſchichte der Mythologie der Göttin paſſen will, ſiehe daher unſere Etymologie Cap. III. Der ältere Name der Göttin muß *Κόρη* oder vollſtändig *Δήμητρος Κόρη* geweſen ſein, wie er ſtets der gewöhnliche blieb, nur darf *Κόρη* nicht von *κορενθῆναι* abgeleitet werden, daß es die Sättigende bezeichnet [12]). Daß Homer die Göttin nicht mit dieſem Namen nennt, iſt weniger auffallend, als es ſcheint. Denn wenn auch urſprünglich das Weſen der Gottheit, die Tochter der Demeter, d. h. die jährlich in Fülle und Üppigkeit aufſproſſende Natur bezeichnete, ſo knüpfte ſich doch ſehr leicht daran auch der Gedanke, daß dieſe reiche Naturfülle, welche man in der Kora mit Jauchzen verherrlichte, jährlich dahin ſank, ſie welkte in die Tiefe, der Raub des blühenden Mädchens geſchah vor Jedermanns Augen, man ſah ihren Tod, ihre Verbindung mit der dunklen, geheimnißvollen Welt, der Name *Περσεφόνη* war gefunden, und je inniger das Menſchenleben noch mit der Natur- und Pflanzenwelt zuſammenhing, um ſo leichter glaubte man auch, daß das blühende Mädchen im Tode ihren Reiz, ihre Heiterkeit verloren und dafür die ernſte Göttin der abgeſchiedenen, hingeſtorbenen Welt, die düſtere Gemahlin des Schattenkönigs geworden ſei. Dabei wurde der heitere Gedanke, welcher im Begriff der Kora liegt, nicht vergeſſen, man ſah ſie ja jährlich wieder dem Schooße der Erde entwachſen, und — was war leichter in griechiſcher Phantaſie geſchaffen — ſo ſtellte ſich ſchnell die heitere und die düſtere Seite des Weſens der Kora heraus, um Feſtigkeit zu gewinnen. Homer kannte ſie ſchon beide, daher die Göttin ihm eine ernſte iſt. Preller dreht freilich die Sache um, was nicht gut angeht, denn ein Trauerfeſt ſetzt ein Freudenfeſt voraus, und Kora mußte erſt geboren werden, das heitere liebliche Mädchen mit allen ihren Reizen ſein, ehe ſie in die ſchauervollen Arme des furchtbaren Königs der Unterwelt ſinken und ſeine Gemahlin werden konnte (ſ. S. 192). Preller ſagt ſelbſt, dem Epitheton *ἐπαινή* habe man eine mildere Bedeutung gegeben und beruft ſich dabei auf Plutarch [13]). Wer wird aber aus Beinamen den Gang eines Mythos beſtimmen wollen? Auch die Alten haben manche Erklärungsverſuche angeſtellt. So erklärt Kleanthes [14]) *Φερσεφόνη τὸ διὰ τῶν καρπῶν φερόμενον καὶ φονευόμενον πνεῦμα*, womit Orpheus im Hymnus an die Perſephone auffallend übereinſtimmt, denn es heißt dort: *Φερσεφόνεια, φέρεις γὰρ ἀεὶ καὶ πάντα φονεύεις.* Das Scholion zu Heſiod [15]) leitet den Namen ab von *περίσσως φονεύεσθαι*. Die Erklärung Preller's iſt alſo nicht allein ſprachgemäß und grammatiſch richtig, ſondern hat auch die Beſtimmung des Alterthums für ſich.

Noch über einen Namen der Göttin iſt zu reden. Pauſanias [16]) ſagt: Die Despöna verehren die Arkader am meiſten von den Göttern. Sie ſagen aber, daß ſie eine Tochter des Poſeidon und der Demeter ſei. Ihre vorzüglichſte Benennung iſt Despöna, wenn ſie auch die Tochter des Zeus, *ἐκ Διὸς Κόρη*, heißt. Ihr eigentlicher Name iſt aber Perſephone, wie früher Homer und Pamphos gedichtet hat. Den Namen der Despöna aber habe ich nicht nennen dürfen. Preller hat (S. 384) ſchon bemerkt, daß ſich Pauſanias auf Homer und Pamphos nur wegen des Namens Perſephone, nicht wegen des Namens Despoina bezieht, wie früher bisweilen die Stelle verſtanden worden iſt; die Benennung hält er nicht für ſehr alt, ebenſo daß Poſeidon der Vater der Despöna ſei, möge eine jüngere Dichtung ſein, da er in dieſer Gegend blos der Hippios ſei, und ſeine Vaterſchaft ſich zunächſt nur auf den Armion beziehe; der Ausdruck Despöna erinnere an den orientaliſchen Ritus, weshalb man auch dieſen zu den mancherlei Wirkungen der beſonders in Folge der Orphiſchen Poeſien eingetretenen Verſchmelzung des Rhea- und Demeterdienſtes rechnen darf, wie denn überhaupt in Arkadien jene beiden Göttinnen, die Rhea und Demeter, ſehr häufig ihre beiderſeitige Symbolik unter einander ausgewechſelt hätten. Über das Verhältniß der Demeter zu der Rhea ſiehe unten. Hier erinnern wir nur, daß der Beiname Hippios die Beziehung des Poſeidon zu ſeinem Element keineswegs aufhebt, und es iſt viel wahrſcheinlicher, daß die gewaltſame winterliche Umarmung der Demeter vom Poſeidon und die nachfolgende Geburt der Despöna eine uralte Arkadiſche ſchon in den Pelasgiſchen Religionen begründete Mythe war. Wenigſtens ſchadet der Ausdruck Despöna dieſer Vermuthung nicht, denn im Attiſchen Sprachgebrauch iſt Despöna von Göttinnen nichts Seltenes [17]). Ähnlich heißt

9) S. 11. Anmerkung 16. 10) ſ. *Marq.* Cyzicus. p. 125. 11) ſ. Etym. Gud. p. 458, 22. *St. Croix* Mystrs. II, 206. Creuz. Symb. IV, 223. *Völcker* Iapetid. p. 201. Welcker zu Schwenk Andeutungen. S. 299. 12) Schol. zu *Aristoph.* Vesp. 1429. Etym. s. v. *κορευθῆναι*. ſ. Preller S. 139.

13) de Aud. p. 23. A. 14) Bei *Plutarch* de Isid. et Osirid. 66. 15) Theog. v. 913 und *Tzetz. Hesiod. ἔργ.* 32. 16) VIII, 37, 9. 17) So ſagt Äſchylos bei dem Scholiaſten zu *Theocrit.* II, 36 *Δέσποιν' Ἑκάτη*, Sophokles in der Electra v. 616. ed. *Herm.* *μὰ τὴν δέσποιναν Ἄρτεμιν*, *Aristophanes* Av. 876 *Δέσποινα Κυβέλη*. So redet Strepſiades (in *Aristoph.* Nub. v. 355) die Wolken *δέσποιναι* an, und in den Rittern (v. 763) leſen wir *δέσποινη Ἀθηναίη*. Virgilius (Aeneid. VI, 397) nennt

Digitized by Google

Perſephone *Βασιλὶς* [18]) und in Tarent hieß die Aphrodite *Βασιλὶς* [19]). Wir ſehen, daß man nicht nach Aſien zu wandern braucht, um den Ausdruck *Δέσποινα* zu erklären, der auch, an und für ſich betrachtet, nichts Auffälliges einſchließt. Die Perſephone wird die Herrſcherin genannt, weil ſie es iſt, denn ſie gebietet, eine ernſte, geſtrenge Königin, den abgeſchiedenen Schatten der Unterwelt.

§. 2. Wir wenden uns zu den Beinamen der Göttin, welche nach ihrem Weſen in zwei Claſſen zerfallen, und theils die heitere Seite, theils ihren düſtern Ernſt bezeichnen. Bei Homer iſt ſie nur die finſtere Gemahlin des Hades und heißt daher [20]) *ἐπαινὴ Περσεφόνεια* [21]), *ἀγαυὴ* [22]), *ἁγνή* [23]). Der Homeriſche Hymnus ſcheint aber auch die ſanfte Seite der Göttin zu berühren, da ſie hier nicht blos ernſte Beinamen führt, wie *δαΐφρων* (v. 360), *περίφρων* (v. 371), *ἄγνη* und *κόρη Δημήτερος ἁγνή*, ſondern auch *εὐῶπις κούρη* (v. 334), *θυγατὴρ τανύσφυρος* (v. 2), *Περσεφόνη περικάλλης* (v. 405), *περικαλλὴς Περσεφόνεια* heißt. Vergleiche den Vers der Sappho: *Παῖδ' ἄγαν ἁπαλὸν* [24]). Freilich iſt die Göttin hier nirgends die Gute genannt, aber doch die Schöne, und welche Begriffe ſind verwandter als gut und ſchön? Aber der Verfaſſer des Hymnos weiſt auch auf die Segnungen der Demeter und ihrer Tochter hin, obgleich er beide *σεμναί τ' αἰδοῖαί τε* anredet (v. 485 sq.). Die Homeriſchen Epitheta ſind auch von Spätern beibehalten, ſo heißt die Kora bei Archilochos [25]) in den Iobacchen *ἁγνή* [26]), bei Kallimachus [27]) *εὔπους Δηϊώνη* [28]). In dem Hymnus *ἄσιγμος*, den Athenäus [29]) anführt, heißt ſie *Κόρα Κλυμένοιο ἄλοχος μελίβοια*, welcher letztere Ausdruck nach Preller (S. 37) entweder wie *ἀλφεσίβοια*, welches Wort ſchon Ariſtarchus [30]) auf den Preis der Ehe bezog, alſo die vielumfreite, oder wie *ἀλφεσίβοιον ὕδωρ* [31]), alſo wie *ὄμπνια*, die den Wachsthum durch Früchte befördernde erklärt wird. Er erinnert dabei an *Πολύβοια*, wie oft die Artemis und Perſephone heißen. Auch *Μελίβοια* wird ſie angeredet [32]). Hierher gehört auch Euripides' Rheſus [33]), wo die Göttin *Καρποποιὸς παῖς Δήμητρος θεᾶς* heißt; ferner *Κόρη φερέζωος* [34]). Bei den Lakonen hieß ſie *Κόρη φλοῖα*, welches [35]) wahrſcheinlich von *φλοιὸς*, *φλόος*, *φλοῦς* abzuleiten, und die Blühende, Grünende zu erklären iſt [36]). Auch Dionyſos führte ſolche Beinamen wie *Διόνυσος φλεὺς φλυοῦς* [37]). Der Dichter der Orphiſchen Hymnen [38]) nennt ſie *βιοδῶτις*. Sehr ernſt und bedeutſam iſt die Benennung der Göttin bei Porphyrius [39]) *ἡ Κόρη παντὸς τοῦ σπειρομένου ἔφορος*, bei demſelben Porphyrius [40]) *ἡ τῶν σπορίμων δύναμις*, bei Lydus [41]) *ἡ δύναμις σπερματοῦχος*. Denn das Wort *ἔφορος* wenigſtens erinnert wieder unwillkürlich an die Herrſcherin über Leben und Tod, als welche Virgil [42]) ſie Juno infernalis, Ovid [43]) Avernalis [44]), Statius [45]) Stygia nennt, und Lykophron [46]) kennt eine *Περσεφόνη λέπτυνις οἷον λεπτύνουσα τῶν ἀποθνησκόντων* [47]), alſo eine Perſephone, welche die Leiber der Geſtorbenen abzehrt. Hierher gehört auch ohne Zweifel der Beiname *Θῆρα*, die Haſchende [48]), welchen ſie in Böotien bei Lebadea an der Quelle Herkyna führte. Freilich war dort eine Legende local, um den Beinamen zu erklären. Ein Gänschen entſchlüpfte den Händen der Herkyna, Perſephone wollte es haſchen, nahm einen Stein hinweg — ſiehe! da ſprudelte unter dem Stein die Quelle Herkyna hervor. Aber der Ausdruck bezeichnet doch mehr eine Jägerin und Perſephone wurde wol als Menſchenjägerin gedacht. An Orphiſche Dichtung erinnert die Benennung *Κόρη ἄῤῥητος*, eine Bezeichnung, welche vorzugsweiſe die Vermählung des Zeus mit der Rhea, von welcher die phrygiſchen Myſterien erzählten, betrifft [49]). Der Ausdruck berührte die *ἄῤῥητοι γοναὶ* der Perſephone [50]). Die Rückkehr der Perſephone aus der Unterwelt, wo Hermes in Gegenwart der Hore des Frühlings ſie aus der Unterwelt abholt, oder wo ſie unter Hermes' Geleite wieder auf der Oberwelt erſcheint und der Mutter überliefert wird, bezeichnet der Beiname *λεύκιππος* [51]). Das Segnende ihres Weſens bezeichnet namentlich der Beiname *Σώτειρα*, welchen ſie in Kyzikos in Myſien führte [52]). Ihre Beziehung zu Tod und Unterwelt bezeichnet vorzüglich noch der Beiname *μελιτώδης*, die Pflegerin der Bienen; die eingeweihten Frauen ſelbſt hießen Bienen, Meliſſen [53]). Dunkel bleibt noch immer die Daira (*Δάειρα*, *Δαῖρα*), nach Creuzer's [54]) Unterſuchung ein Beiname der Perſephone von den Fackeln; Hermes ſollte mit ihr den Heros Eleuſis erzeugt haben [55]); daher hieß ein in ihre Geheimniſſe Eingeweihter in Athen *Δαειρίτης* [56]). Hierher gehört noch *Πυροφόρος*, die Fackeltragende, was freilich auch die Weizenbringerin erklärt wird [57]). Apollonius [58]) gibt der

die Gattin des Schattenkönigs Domina Ditis, zu welcher Stelle Heyne *ἄλοχος δέσποινα* vergleicht.

18) In einer Inſchrift von Katana in *Muratori* Thes. I, 40. Nr. 8). 19) ſ. *Hesych.* s. v. *Βασιλίνδα*. 20) Il. IX, 457. 21) Vergl. v. 569; Od. X, 491. 22) Od. XI, 226. 634. Hymn. in Cerer. 349. Bei *Virg.* Aen. VI, 142 praeclara. 23) Od. XI, 386. Hymn. in Cerer. 338. Bei *Claudian.* XXXIII, 215 candida. 24) Bei *Athen.* p. 534 sq. 25) Bei *Hephaest.* p. 55. 26) cf. *Schneider.* Delectus poet. eleg. Graec. p. 195. 27) Fragm. XLVIII. 28) cf. *Rich. Bentley.* l. c. 29) X. p. 455 C.). 30) ad Il. X, 244. 31) *Aesch.* Suppl. 855. *Alex.* Aetol. Bei *Parthen.* erot. c. 14. 32) Preller S. 193. 33) v. 964 *Dind.* 34) Etym. Gud. p. 559. 35) Nach Paſſow im Lex. 36) cf. *Hesych.* s. v.

37) cf. *Lobeck* Agl. p. 402. 38) IX und XX. 39) Antr. Nymph. 14. 40) Bei *Eusebius* Praep. Evang. III, 11. 41) de mens. p. 124. 42) Aen. VI, 138. 43) Metamorph. XIV, 114. 44) Vergl. *Silius Italic.* XIII, 601. 45) In der Thebais IV, 526. 46) Alex. v. 49. 47) cf. *Tzetz.* l. c. und Etym. M. p. 560. 48) ſ. Preller S. 173. 49) ſ. *Euripid.* Helena v. 1306. cf. *Alex.* Fragm. XXII. *Dind.* *Hesych.* *Ἄῤῥητος Κόρη· ἡ Περσεφόνη; Εὐριπίδης Ἀλεξάνδρῳ.* 50) *Orph.* Hymn. XXIX. *Lobeck* Agl. p. 587. Preller S. 141. 51) ſ. *Pind.* Ol. VI, 92. *λευκίππου τε θυγατρός*; cf. Schol. vet. l. c. und *Tzetz.* ad *Hes.* *ἔργ.* v. 32. *Eudoc.* p. 110 *τὴν Κόρην ἀνερχομένην ἐξ Ἅιδου λευκόπωλον.* 52) cf. *Appian.* bell. Mithrid. c. 75. *Plut.* Lucull. c. 10. 53) cf. *Valckenaer* ad *Theocr.* Adoniazus. v. 94. Schol. ad *Pind.* Pyth. IV, 105. 54) Symb. IV. p. 277. 55) *Paus.* I, 38, 7. 56) cf. *Pollux* I, 35. *Hesych.* s. v. *Δαῖρα* und dort die Ausleger. 57) cf. Schol. *Eurip.* Phoen. 687. 58) Argonaut. III, 347 u. Schol.

Digitized by Google

Daira noch ein bemerkenswerthes Epitheton „μουνογένεια," die Eingeborene. An die Orphiſchen Myſterien erinnert wiederum die Benennung [59]) Πρωτογόνη primigenia Πρωτόγονος [60]) und als ſolche iſt ſie Mutter des großen Dionyſos. An ähnliche Ideen mag auch ihr Beiname Χειρογόνια, die Geburtshelferin, erinnern, weswegen ſie Creuzer [61]) mit der Hekate verbindet. Orphiſch ſind ferner die Beinamen πολύτιμος, κέδνη, ἐρατοπλόκαμος, ἀγλαόμορφος [62]), ſie iſt Mutter der Eumeniden, Εὐμενίδων γεννέτειρα, Mutter des Eubuleus (Εὐβουλῆος); ſie heißt Παίκτειρα Ὡρῶν, die Geſpielin der Horen, wie umgekehrt Homer [63]) die Horen συμπαίκτορες Περσεφόνης heißen; die Allbeherrſcherin, Παντοκράτειρα, die Fruchtſchwangere, καρποῖσι βρίουσα, ſie heißt εὐφεγγής, κερόεσσα, weil ſie Mondgöttin geworden, weshalb ſie auf kleinaſiatiſchen Münzen mit dem Halbmond abgebildet wird, μόνη θνητοῖσι ποθεινὴ εἰαρίνη, die erſehnte Göttin des Frühlings, welche ſich freut des Duftes der Frühlingsauen; ſie heißt gradezu Leben und Tod der geplagten Menſchen, ζωὴ καὶ θάνατος, μούνη θνητοῖς πολυμόχθοις, dabei aber doch μάκαιρα, ein Ausdruck, welcher wol nicht allein die Selige bedeutet, ſondern auch prägnant die Seligmachende, und endlich ἄνασσα, Herrſcherin, ſowie bei Horatius [64]) „Proserpina imperiosa me trahit." Als Tochter der Demeter, namentlich der Suchenden Δηώ, heißt Perſephone Δηωΐνη, Deois [65]). An aſiatiſche Ideen möchte vielleicht die μεγάλη θεά [66]), vielleicht auch die Beinamen Ὀβριμώ und Βριμώ, die Schreckende, Furchterregende [67]), erinnern. Ähnlich ſagt Horatius [68]): „Proserpina saeva nullum caput fugit," wie er [69]) von einer „furva Proserpina" redet. Claudian [70]) kennt eine ferox Proserpina.

§. 3. II. Cultus und den Cultus begründende Sagen. Mag auch die Anſicht von Voß, daß Homer die erſte und lauterſte Quelle aller griechiſchen Mythologie, die Form, in welcher eine Sage bei ihm ausgeprägt iſt, als die primitive anzuſehen ſei, und daß man von dieſem Standpunkte aus die Neuerungen und Umbildungen der ſpäteren Dichter abzuſchätzen habe, noch in einigen erheblichen Zweifel gezogen werden können, da man gewiß zugeben wird, daß einmal die Homeriſchen Gedichte nicht die älteſten ſind, welche überhaupt gedichtet wurden und frühere für uns verloren gegangene Gedichte ohne Zweifel eine Menge Localmythen behandelten, die uns jetzt nur durch ſpätere, meiſtentheils die jüngſten Schriftſteller aufbewahrt ſind; zweitens daß es keineswegs die Abſicht des Sängers war, alle Mythen in ſein Epos aufzunehmen, ſondern nur diejenigen, welche nothwendig oder geeignet waren, um ſein Epos zu verdeutlichen oder zu verſchönern und anmuthsvoller zu machen, und daher die heitere epiſche Farbe tragen mußten; drittens, daß dem Homer ſelbſt, als einem aſiatiſchen Sänger, keineswegs alle Sagen des Continents bekannt ſein konnten, ſondern er nur die mitgebrachten und ſchnell auf dem üppigen Boden der Colonien wuchernden Sagen zur Hand hatte — ſo muß man doch bedenken, daß dieſer Dichter die älteſte erhaltene Quelle iſt, und daß die Griechen des Auslandes die Mythen der Heimath als ein heilig anvertrautes Gut betrachteten und wenigſtens in den erſten Jahrhunderten ſo rein als möglich zu erhalten ſuchten. Wenden wir dies auf den Mythus oon der Perſephone an, ſo müſſen wir zwar die Homeriſche Geſtalt deſſelben oben anſtellen, ſind aber dadurch noch keineswegs berechtigt, andere Formen, in welchen der Mythus erſcheint, für jünger, oder gar für Erfindungen und Ausſchmückungen ſpäterer nach Neuerung ſtrebender Dichter zu erklären, falls das nicht aus der Geſtalt der Mythen ſelbſt hervorgeht. Bei dieſer Gottheit iſt die myſtiſche Seite überwiegend, ein Element, welches dem Homer ganz fremd geblieben iſt. Homer gedenkt der Demeter nur gelegentlich, aber in dieſen wenigen Stellen ſo entſchieden, daß man behaupten möchte, ihm ſei nur die eine Eigenſchaft derſelben, als Ackergöttin, bekannt geweſen [71]). Wir haben jetzt zu unterſuchen, ob Homer die Sage vom Raube der Kora gekannt hat. Insgemein wird eine ſolche Bekanntſchaft angenommen, und zwar ſchon von einigen älteren Erklärern; heißt ja doch Hades drei Mal κλυτόπωλος [72]); wie namentlich neuerdings von Welcker [73]). Preller ſtimmt dagegen, weil das Epitheton in der Mythe vom Raube der Kora bei den Dichtern ſowol als auf den plaſtiſchen Denkmälern etwas ſo Habituelles iſt, daß man annehmen müßte, wo ſeiner gedacht werde, da müſſe auch der Mythus bekannt ſein; das Epitheton könne ganz der Homeriſchen Analogie gemäß anders bezogen werden, Homer könne ſeine Heroen nicht ohne die Auszeichnung eines Geſpannes denken, wie viel weniger ſeine Götter! Außerdem kenne Homer nicht die Genealogie, nach welcher Perſephone die Tochter der Demeter ſei; Demeter heiße zwar die Geliebte des Zeus, und Perſephone die Tochter des Zeus, aber, worauf es doch ankomme, Perſephone heiße nirgends in der Odyſſee und Ilias die Tochter der Demeter; es gebe andere ältere Genealogien, welche der Homeriſchen Poeſie ſo ſehr zugeſagt hätten, als die ſpätere gewöhnliche ihm entgegenſtehe, und zu der Heſiodiſchen Theogonie paſſe. Dieſe abweichenden Genealogien, welche Homer befolgt haben ſoll, ſind ihm 1) eine von Apollodor (I, 3, 1) erwähnte, nach welcher Perſephone Tochter der Styx iſt, welche Homer die älteſte und vorzüglichſte der Töchter des Okeanos nennt, bei deren Quelle die Götter ſchwören; 2) die Eleuſiniſche Sage, wo die Daeira, deren Identität mit der Perſephone Äſchylos verbürge, eine Schweſter der Styx, Eleuſis dagegen ein Sohn der Daeira und des Hermes heißt. Nach dieſen

59) *Paus.* I, 31, 4. *Creuzer* IV, 238. 60) *Paus.* IV, 1, 8. 61) cf. Symb. IV, 457. *Hesych.* II. p. 1546. 62) cf. Hymn. XXVIII. 63) Hymn. 42, 7. 64) Sat. II, 5, 109. 65) *Ovid.* Met. VI, 114. 66) *Paus.* VIII, 31, 1. *Sophocl.* Oed. Col. 683. 67) *Tzetz.* Lycophr. 698. 68) Od I, 28, 19, 20. 69) Od. II, 13. 21. 70) XXXIII, 27.

71) ſ. *Müller*, Prolegg. p. 127. Preller Demeter. S. 4. 72) Il. V, 654. XX, 445. XVI, 695. Vergl. das Schol. zu der erſten Stelle, Etym. M. p. 520. *Apollon* Lex. Homer. p. 100, 33. *Bekker. Lehrs.*, de Stud. Aristarch. p. 155. 73) Raub der Kora in der Zeitſchrift für Geſchichte und Auslegung der alten Kunſt. I, 1.

Genealogien laſſe ſich eine ältere Form vom Raube ausdenken — man denke! — von der noch einige Überbleibſel da wären [74]).

Wollten wir auch alle dieſe Peeller'ſchen Sätze von Vorn herein zugeben, ſo ſolgte daraus doch noch nicht, daß Homer die ſpäter gewöhnliche Form der Sage unbekannt geweſen iſt. Können denn nicht in verſchiedenen Gegenden verſchiedene Sagen gleichzeitig entſtehen; muß denn darum eine Mythe dem Homer unbekannt geblieben ſein, weil er ſie nicht erwähnt, nicht zu ſeiner Poeſie paſſend findet? Auch möchte ich noch bezweifeln, daß Perſephone, wenn ſie die Tochter der Demeter iſt, deshalb gleich eine myſtiſche Gottheit ſein muß. Verwandtſchaft wird darum nicht beſtritten, und ebendieſe hat Veranlaſſung gegeben, daß ſoviel Myſtiſches an den Raub geknüpft iſt. Homer fand den ganzen Mythenreichthum vor und wählte ſich, was ihm zuſagte. Liegen aber in ſeiner Poeſie nicht ausdrückliche Beweiſe vor, daß er die gewöhnliche Form vom Raube der Kora nicht gekannt habe, ſo müſſen wir Preller's Anſicht auf ſich beruhen laſſen und nur wiederholen, daß Perſephone erſt die Göttin ſein mußte, welche mit der Natur geboren wird, ehe ſie diejenige werden könnte, welche mit der Natur ſtirbt, und daß erſt ſpäter ſich an die geraubte Tochter die Ideen geknüpft haben, welche ſie mit myſtiſchem Dunkel umgaben.

Wir haben die Homeriſche Perſephone zu behandeln, und müſſen alleedings zugeben, daß eine große Verſchiedenheit zwiſchen ihr und der Kora ſtattfindet. Zwar iſt auch die ſpätere Perſephone Gemahlin des Aidoneus und Herrſcherin im Todtenreiche, aber das iſt bei ihr blos etwas Äußerliches, dem Mythus Angezwungenes; doch gebiert ſie offenbar von Pluton den Jakchos, wenn ſie ihn auch von Demeter ſäugen läßt; alſo war die Ehe doch fruchtbar! Eigentlich iſt ſie der Demeter Kind, ſie iſt das Product derſelben, die Natur, welche im Frühlinge jährlich der Erde entſproßt. Aber das iſt nicht Allegorie zu nennen, wie Preller thut, denn eine Allegorie iſt willkürlich und hat niemals im Glauben der Völker einen Platz eingenommen. Das iſt grade der große Unterſchied zwiſchen Allegorie und Mythe, daß dieſe ein nothwendiges Erzeugniß des geiſtigen Bedürfniſſes einer Nation iſt, in der Allegorie aber als willkürlicher Einkleidung einer Wahrheit nur die Wahrheit, nicht aber die Form, wie in der Mythe geglaudt werden kann. Preller fragt, wie auf die Kora der Name Perſephone paſſe, welcher eine Würgerin bezeichnet, und zeigt, daß die Göttin im Homer das ſei, was der Name beſage. Ich gebe ihm zur Antwort: Demeter heißt Mutter, Erdmutter, Kora, Tochter, Perſephone iſt urſprünglich nur ein Epitheton, welches freilich früh genug zum Namen ſelbſt geworden iſt, wie die Namen der meiſten Heroen urſprünglich nur Epitheta beſtimmter Götter geweſen ſind, um freilich früh genug ſich von dieſen abzulöſen und ſelbſtändige Weſen zu bezeichnen. Iſt dieſe Erklärung nicht einfacher als die Preller'ſche, und iſt es nicht gerathener, zu einer ſolchen Erklärung ſeine Zuflucht zu nehmen, als ein Weſen für eine Zwittergeſtalt zu erklären, es in eine doppelte Perſönlichkeit zu zerreißen, da man alle ihre Eigenthümlichkeiten naturgemäß und mythologiſch richtig erklären kann? Im Homer iſt ſie abgeſchieden und in das Dunkel der Erde, an die Seite eines nicht minder ſchrecklichen Gemahls gebannt. Sie vollzieht Flüche, rächt jedes Verbrechen nach Maßgabe ſeiner Schwere, die Grauſen erregenden Erinnyen ſind ihre Dienerinnen, den Menſchen aber und den heiteren olympiſchen Geſtalten ſind ſie ein Gräuel. Die Epitheta in der Odyſſee ſind freilich milder und weniger furchtbar, aber in der Hauptſache hat ſich doch nichts geändert.

Doch gibt Preller nicht ſoviel auf Einzelnheiten, als auf die Differenz der ganzen Anſchauungs- und Gefühlsrichtung, welche ſo groß ſein ſoll, daß an einen Urſprung aus gemeinſchaftlicher Quelle gar nicht zu denken ſei. Die Homeriſche Perſephone ſteht ihm überall im ſchroffſten Widerſpruch zu der Kora, und Heſiod ſcheint ihm derjenige Dichter zu ſein, welcher die Kora zuerſt in die Mythologie einführte und namentlich jene Combination der Kora mit der Perſephone gemacht hat (ſ. S. 12). Hier wird aber gar nicht unterſucht, ob in jenen religiöſen Tagen eine ſolche Willkür möglich war, ob Heſiod bei ſo leichtſinnigem Verfahren Glauben gefunden haben würde; ja man ſieht gar nicht ein, was den Heſiod wol dazu bewogen haben könnte, aus zwei verſchiedenen mythologiſchen Weſen, die doch wahrlich keine mathematiſchen Größen ſind, ein einziges zuſammenzuflicken, und noch viel weniger, wie ihm das gelingen konnte, wenn beide ohne innere tief begründete Verwandtſchaft waren. Die Homeriſchen Anſichten vom Tode und diejenigen, auf welchen die Idee vom Raube der Kora beruht, ſind allerdings verſchieden. Homer kennt jenen blos als eine furchtbare Macht, aber nur in Beziehung auf das Menſchenleben. Dieſes allein ſcheint ihm der Bedingung des Sterbens unterworfen, und das Geſetz des Todes iſt ihm nur eine tückiſche eigenſinnige Gewalt, die dem friſchen Heroenleben aus verſtecktem Hinterhalte auflauert. In der Koramythe iſt der Tod allgemeines Naturprincip, urſprünglich ſtirbt blos die Vegetation dahin, die Menſchen weeden aber als Pflanzen gedacht, welche gemeinſchaftlich mit der Natur aus dem fruchtbaren Schooße der Demeter geboren werden; alſo auch in ihnen lebt und ſtirbt die Kora! Die chthoniſche Demeter abſorbirt und gebiert die Vegetation, der chthoniſche Zeus, eigentlich nur ihr Begleiter, iſt nichts als die abſtracte Naturregel, nach welcher alles zu beſtimmten Zeiten wird und zu ſein aufhört. Er iſt nicht bloßer Todesgott, welcher Alles verdirbt, er iſt auch productiver Gott der Fluren, der nachmalige Pluton: Vater des Jakchos, des Segenskindes. Bei Heſiod finden ſich dieſe Vorſtellungen zuerſt, weil die Homeriſchen Heroen nichts mit der Natur und der Vegetation zu ſchaffen haben, und einer höheren Ἀνάγκη folgen ſollen, als diejenige iſt, welcher die Natur gehorcht. Daraus folgt aber noch nicht, was Preller will, daß Homer die Ideen nicht kannte, ſondern nur, daß er ſie nicht gebrauchte. Deſſenungeachtet ſcheint die Idee der Kora,

74) ſ. Preller S. 7—9.

Digitized by Google

des chthoniſchen Zeus, der chthoniſchen Demeter in den alten Pelasgiſchen Religionen begründet zu ſein, welche freilich wanken mußte, als durch die große Völkerwanderung, welche ſo viele Helleniſche Stämme nach Aſien hinübertrieb, ein regeres Leben in Griechenland Eingang gefunden hatte. Das ſagt ausdrücklich Herodot [75]). Heſiod [76]) beſiehlt dem Landmann, wenn er pflüge, zum chthoniſchen Zeus und der heiligen Demeter zu beten, daß ſie die Fluren ihm ſegnen möchten, aber der chthoniſche Zeus iſt der Aidoneus, welcher das Lager der Demeter beſtieg, mit ihr die ſchöne Perſephone zeugte und nachher ſie der Mutter raubte, auf den Wink des Kronion. Den chthoniſchen Zeus kennt ſchon Homer [77]). Aber auch die Idee des Werdens ſoll im Homer eine andere ſein, als diejenige, welche ſich in der Idee von der Kora nach der Anſchauung des vegetirenden Werdens, alſo des Wachſens, entwickelt hat. Im Homer iſt Okeanos der Anfang der Götter und aller Dinge, aber blos im räumlichen Sinne eines ſeitwärts von der Erde liegenden Landes; Okeanos iſt die Grenze des Sichtbaren und der Anfang des Unſichtbaren, daher man auf ihn alles beziehen zu müſſen glaubte. Jenſeit dieſer Grenze ſind die Wohnungen des Aidoneus, der Perſephone und das ſchöne Elyſion. Im Heſiod ſteht allerdings Gäa an der Spitze, welche Homer [78]) blos in der Bedeutung des Erdbodens kennt; daraus folgt aber noch nicht, was Preller ſagt, daß durch Heſiod die Gäa erſt das geworden ſei, was ſie nun mehr und mehr wird, die Mutter Erde, das Zeugeriſche vorzugsweiſe, aus welcher Götter, Menſchen und Thiere hervorgegangen ſind, ſondern im Gegentheil der ganze Anſtrich der Heſiodiſchen Sagen iſt ſo, daß man ihn für den älteren halten muß, da hier das Menſchenleben mit der Natur noch eng verbunden, im Homer aber beides ſchon geſchieden, die geiſtige Entwickelung alſo ſchon einen Scheitt weiter gegangen iſt. Preller ſagt ſehr richtig, daß die chthoniſche Demeter als Mutter der Kora nur eine andere Anwendung der Urmutter Gäa iſt, mit andern Worten, daß in der Demeter und der Gäa derſelbe Grundgedanke liegt. Kora vertritt dabei das nach dem vegetativen Werden vorgeſtellte Werden überhaupt und das Gewordene (S. 16).

Die dritte Differenz, welche Preller hervorhebt, um ſeine Anſicht zu beglaubigen, iſt eine mehr eingebildete: die Heſiodiſchen Götter ſeien Naturkräfte, ihre Perſonification mehr eine mythologiſche Verkleidung, wenig von baarer Allegorie verſchieden; die Homeriſchen Götter aber ſeien das, was ſie ſind und nichts anderes, was ſich etwa noch dabei denken läßt. Ich wiederhole dagegen meinen oben ausgeſprochenen Satz, die Homeriſchen Götter ſind mehr von der Natur getrennt, ebenſo wie die Menſchen, weil die geiſtige Bildung einen Schritt weiter gegangen iſt. Homer konnte aber die Heſiodiſchen Götter nicht gebrauchen, weil ſie im Epos handeln, nicht mit der Natur leiden ſollten. Der chthoniſche Zeus, die chthoniſche Demeter und die Kora, das Product ihrer Liebe, waren ohne Zweifel, wie auch Preller ſehr richtig behauptet (S. 23) in den alten Pelasgiſchen Culten ſtets unzertrennlich verbunden, d. h. man konnte die eine Gottheit nicht trennen von der anderen, eine nicht denken ohne die andere. Ob ſie Homeriſche Namen hatten oder nicht, iſt im Grunde gleichgültig. Doch haben wir ſchon oben die Vermuthung ausgeſprochen, daß der Name *Περσεφόνη* urſprünglich nur ein Epitheton iſt; über den Namen des Vaters eine Vermuthung auszuſprechen, würde gewagt ſein, doch war *Ζεύς* gewiß ſchon lange vor der Doriſchen Wanderung im Gebrauch, und *Ἀΐδης* und *Ἀϊδωνεύς* konnte erſt aufkommen, als man beide getrennt hatte. So ſcheint alſo die Bezeichnung, „der Unſichtbare“ auch ein bloßer Beiname zu ſein, während *Ζεύς*, wenn es mit *θεός* zuſammenhängt, oder vielleicht mit ihm identiſch iſt, recht gut zu Demeter und Kora paßt. *Δημήτηρ* iſt aber ohne Zweifel ſchon wegen der alterthümlichen Vermiſchung des *δῆ* mit *γῆ* die primitive Pelasgiſche Benennung der Gottheit. Daß eine Duplicität in dem Weſen der Kora angenommen werden muß, leuchtet ein, denn ſie wohnt bei den Olympiern und in der Unterwelt, ebenſo wie die doppelte Pietät, welche die Tochter einmal gegen die Mutter und zweitens gegen ihren Gemahl beobachtet, nicht zu verkennen iſt, obgleich beide im grellen Widerſpruche zu ſtehen ſcheinen. Aber wir dürfen uns deshalb nicht verleiten laſſen, wie dies die Griechen thaten, eine doppelte Perſephone anzunehmen, und zwiſchen ihnen wie zwiſchen zweien Perſonen zu unterſcheiden [79]). Preller will im Mythus vom Raube ſelbſt Spuren der Übertragung finden. Der Raub bezeichne hochzeitliche Gebräuche, welche bei den Griechen und Römern der hiſtoriſchen Zeit noch lange im Gebrauche geweſen ſind. Die Homeriſche Mythe ſcheine zu ſagen, daß Perſephone des Aidoneus eheliche Gemahlin geworden ſei, von dem Unfreiwilligen, von dem Zwange ſei durchaus noch keine Rede. Aber er hatte auch keine Gelegenheit dazu. Dazu kommt die Dichtung des Homeriſchen Hymnus, daß Perſephone aus der Mitte der Okeaninen und die des Orpheus, daß ſie am Okeanos geraubt ſei [80]). Daß demnächſt auch Flußnymphen und Nereiden, Athene und Artemis genannt werden, erklärt er durch Interpolation. Der Sinn dieſer Sage ſei: Perſephone und Aidoneus wohnen am Okeanos, am Okeanos ſei ja auch der Pegaſos geboren. Die erſte Variation auf das bei Homer gegebene Verhältniß ſei, daß Aidoneus die Perſephone am Okeanos geraubt habe, Perſephone ſei Gemahlin des Aidoneus und wohne mit ihm am Okeanos; damit ließen ſich paſſend die oben erwähnten Genealogien combiniren, wo Perſephone ſelbſt eine Okeanine, oder Tochter der Okeanine Styx heißt. Dabei kann man aber fragen, was wird durch dieſe gekünſtelte und weit hergeholte Annahme erklärt? Iſt es nicht viel einfacher, anzunehmen, daß Homer die ganze Mythe gekannt, auch das Unfreiwillige der Vermählung der Kora

75) II, 171. 76) *Ἔργ.* v. 465. Theog. 912 sq. 77) Il. IX, 157. 78) Il. XV, 193.

79) Die Belege ſind von Preller (S. 23) citirt. *Epicrates* ap. *Aelian.* H. A. XII, 10. *Artemidor.* Oneirocr. II, 34. *Apostol.* Proverb. X, 97. 80) *Hom.* Hymn. v. 5. Orph. ap. Schol. *Hesiod.* Theog. 914.

Digitized by Google

mit dem Aidoneus, und die Sage nur bei Seite geſchoben habe, weil ſie nicht recht zum Ganzen paßte; daß der Okeanos das Element ſei, welches mit der Demeter und Kora eng verbunden iſt, welches die Fluren gedeihen läßt, liegt auch am Tage, und ſo hat es gewiß mehr Sinn, wenn man die Umgebung der Kora durch Okeaninen dahin deutet, daß die Göttin des Hades in der Fülle ihres Reizes unfreiwillig geraubt, aber doch dem Verhängniß gefolgt ſei, um in einer andern Welt Königin zu werden. Dahin paſſen auch die Flußnymphen und die Tochter des Nereus vortrefflich, und man ſieht ſich nicht genöthigt, auch dieſe Verſe für interpolirt zu halten, wenn man auch den einen Vers, welcher Athene und Artemis erwähnt, ſtreichen muß. So iſt auch der Übergang leichter zu der ſpätern Geſtalt der Sage, in welcher freilich noch manches anders erſcheint; aber wir brauchen doch blos anzunehmen, daß die Sage gewachſen, nicht daß ſie im Laufe der Zeit ganz unkenntlich geworden ſei. Der Raub iſt im Homer ſchon durch den Todesgott geſchehen, wenn auch hier die Perſönlichkeit der Perſephone mehr hervortritt, und ihre Beziehung zu der vegetabiliſchen Welt mehr in den Hintergrund geſchoben wird. Daß Homer die Schmerzensmutter, die *Δημήτηρ Ἀχαία* nicht erwähnt, zeigt blos, daß er die Mythe nicht anzuwenden wußte, nicht daß er ſie nicht gekannt habe; ſie aber für ein ſpäteres Erzeugniß anzuerkennen, dagegen ſpricht ihr ganzer Anſtrich, der viel zu natürlich iſt. An eine Allegorie, wie Preller (S. 28) ſagt, iſt aber gar nicht zu denken, da dieſe, wie ſchon bemerkt, Willkür vorausſetzt, die Mythe dagegen ſich tief im Volksglauben begründet, in dem Willkür nie Platz gewinnen kann. Preller ſelbſt vermuthet, daß zwiſchen dem chthoniſchen Zeus und der chthoniſchen Demeter urſprünglich ein innigeres Verhältniß ſtattgefunden habe, da die *Χθονία* in Hermione Schweſter des *Κλύμενος* heiße[81]), aber ohne davon Gebrauch zu machen. Auch das Unwahre des Schmerzes der Demeter, welches Preller (S. 26) ſo ſtark rügt, fällt weg, wenn man ein unabwendbares Verhängniß unterſchiedt, und noch viel weniger iſt die Perſephone, welche als Kora die Fluren ſchmückt, unpaſſend Herrſcherin der Todten, wenn ſie einmal des Aidoneus Gemahlin geworden iſt.

§. 4. Fragen wir nach den nachhomeriſchen Quellen über den Raub der Kora, ſo iſt es ſo gut als ausgemacht, daß dieſe Sage viel in Hymnen, in epiſchen und lyriſchen Liedern beſungen iſt, aber um ſo ſchmerzlicher iſt es, daß alle, wenige Fragmente ausgenommen, bis auf den Homeriſchen, welcher auch verſtümmelt und zum Theil interpolirt iſt, verloren gegangen ſind. Verloren iſt für uns zuvörderſt der Hymnos des Archilochos, welcher für einen Agon auf Paros gedichtet war[82]), alſo wahrſcheinlich die pariſche Form des Koraraubes beſchrieb. Aus dem Hymnus des Laſos ſind uns[83]) einige Verſe erhalten. Pindar's letztes Gedicht war ein Hymnus auf die Todtengöttin, wahrſcheinlich für den Cult ſeiner Vaterſtadt, der Thebaniſchen Thesmophoros Perſephone; die Göttin hatte den Geſang von dem Dichter ſelbſt gefodert und dieſer ihn erſt kurz vor ſeinem Tode vollendet[84]). Nach Preller (S. 58) war in dem Hymnus nicht blos die Perſephone, ſondern auch die Demeter beſungen, wie es denn überhaupt nicht wahrſcheinlich iſt, daß die Göttin in jener Zeit ohne ihre Mutter beſungen worden iſt. Endlich Bakchylides ſang den Raub in einem Hymnus und ließ ihn in Kreta geſchehen, welche Inſel durch den epiſchen Ruhm ſeines Demeterdienſtes vorzüglich dazu geeignet ſchien. Auch des Keleos ward in dem Hymnus gedacht[85]).

Die epiſchen Hymnen beſangen den Attiſch-Eleuſiniſchen Demeterdienſt, und da die Attiſchen Sagen und Religionen erſt ſpäter dem Epos zugänglich geworden, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſie alle jünger ſind, als der Hymnus des Archilochus[86]). Hierin ward verherrlicht, daß die ſuchende Demeter Magd des Keleos geworden, daß ſie in Eleuſis ihre Tochter wiedergefunden, und in der Freude darüber den Sterblichen die Gabe des Getreides verliehen habe[87]). Ein Ort der Niederfahrt in den Hades iſt Attika erſt ſpäter geworden. Dieſe Sagen wurden in der Folgezeit von den Griechen aller Orten anerkannt. Doch folgt daraus nicht, daß es in früherer Zeit ſchon der Fall war, vielmehr iſt es wahrſcheinlich, daß die Culte von Kreta, Paros und Hermione, wo auch, nach der ſpäteren Sage, die Göttin den Raub durch Pluton erfahren hatte[88]) und von Theben, deren Kadmia ja das Brautgeſchenk der Perſephone von der Hand des Zeus war[89]), bedeutend älter ſind und frühere Geltung hatten. Daſſelbe gilt von dem Homeriſchen Hymnus, von dem des Muſäos und Pamphos, welche beiden Sänger die erſten Urheber aller religiöſen Poeſie für Attika ſind[90]). Preller zeigt (S. 61), daß ſie in die Hände des Pauſanias nicht in ihrer urſprünglichen Geſtalt, ſondern in ſehr modificirtem Zuſtande gekommen ſind. Dieſes folgert er ſchon aus den Fragmenten. Aber es gab auch eine Sammlung Attiſcher Hymnen, welche namentlich Krates als Quelle für ſeine Schrift über den Attiſchen Dialekt benutzt hat[91]). Pamphos' Hymnen ſeien in dieſer Sammlung enthalten geweſen, und man habe ſie wol blos deshalb die älteſten genannt, weil ſie in dieſer den erſten Platz einnahmen. Auch die des Muſäos und von Orpheus wenigſtens die, welche ſich auf die Religion bezogen, hätten in dieſem Buche einen Platz gehabt[92]). Die Orphiſchen Hymnen waren im Gebrauche der Lykomiden bei ihren prieſterlichen Functionen an der Eleuſiniſchen Weihe[93]). An dieſe Prieſterfamilie war ein Theil der Hymnen des Pamphos gerichtet[94]), und von denen des Muſäos wenigſtens der auf die De-

81) *Paus.* II, 35, 3. 82) Schol. *Aristoph.* Aves. 1762. 83) durch *Athen.* X. p. 455, C. XIV. p. 624, E.

84) *Paus.* IX, 23, 2. Vit. *Pindar.* Cod. Vratislav. A. 85) Schol. *Hesiod.* Theog. 944. Schol. *Aristoph.* Acharn. 47. 86) Preller S. 59. 87) *Aristid.* Eleusin. p. 422 *Dind.* Etym. M. p. 329, 36. 88) *Apollod.* I, 5. 1 und d. Paroemiogr. s. v. *ἀγέλαστος πέτρα.* 89) *Euphor.* f. 48 *Meinecke.* 90) *Paus.* VII, 21, 3. IX, 29, 3. 91) *Athen.* XIV, 633, B. 92) cf. *Lobeck* Aglaoph. p. 874. 93) *Paus.* IX, 30, 6. 94) *Id.* 27, 2.

meter[95]). Die Lykomiden waren urſprünglich ein kaukoniſches Geſchlecht, welches aber nachmals für echt Attiſch gelten wollte[96]). Daraus vermuthet Preller (S. 62), daß die ganze Sammlung für die Lykomiden gemacht war, um von ihnen bei den Eleuſiniſchen Feſten benutzt zu werden. Da nun aber die Lykomiden erſt ſeit dem Ausſterben der Keryken das Amt der Daduchen verwaltet hätten[97]), ſo iſt es ihm wahrſcheinlich, daß die ganze Sammlung erſt in jener Zeit gemacht wurde. Daran knüpft ſich nun eine andere Vermuthung, daß der Raub der Kora ſchon vor Pamphos in der griechiſchen Nationalmythologie Eingang gefunden, daß er aber, ungeachtet er wenig Eigenthümliches dichten konnte, doch einiges echt Attiſche in den Hymnos aufgenommen habe. Die Mythe war ſchon allgemein geworden, aber grade deswegen hatte ſie ſich in den verſchiedenen Gegenden den Localitäten zu accommodiren, was alſo in dieſer Hinſicht Eleuſiniſch war, oder dafür gehalten wurde, gehört dem Pamphos, während das Andere allgemein Helleniſch iſt. So hatte Pamphos zuerſt gedichtet von dem Narkiſſos, welchen Perſephone gepflückt haben ſollte[98]), und welcher von Sophokles[99]) als eigenthümliche Bekränzung der beiden Göttinnen in Attika genannt wird. Was den Homeriſchen Hymnus anlangt, ſo iſt ſein innerer Werth der ſicherſte Bürge ſeines Alterthums. Deſſenungeachtet macht Preller (S. 67) darauf aufmerkſam, daß er nicht in allen ſeinen Theilen für gleichmäßig alt paſſiren könne, wie dies von Matthiä und Hermann (Briefe an Creuzer S. 3) bewieſen iſt. Aber die Differenzen, welche durch die Citate des Pauſanias entſtanden ſind, haben weniger Gewicht, wenn man bedenkt, daß Pauſanias oft aus dem Gedächtniſſe citirt, und daß er den Homeriſchen Hymnus leicht mit dem des Pamphos verwechſeln konnte, um ſo mehr, da beide große Ähnlichkeit gehabt zu haben ſcheinen. Der Hymnus wird entweder bei den Rhapſodenwettkämpfen, oder während des Cultus der Götter ſelbſt zu deren Verherrlichung recitirt worden ſein. Aber die Beziehung auf den Attiſch-Eleuſiniſchen Cult tritt überall ſo beſtimmt und ſo entſchieden hervor, die Localmythe iſt als ſolche ſo deutlich ausgeprägt, daß man durchaus nicht zweifeln kann, daß er bei einem Rhapſodenwettkampfe vorgetragen iſt. Welcker[1]) vermuthet, daß dieſes bei dem Feſte der Panathenäen geſchehen ſei, denn die Panathenäen verherrlichten nicht blos die Athene, ſondern gingen auch die übrigen Götter Attika's an. Es war ein Attiſches Nationalfeſt, wobei man den Göttern dankte für den Wohlſtand und die Bildungsſtufe, auf welche ſie das Land erhoben hatten, und daran hatte Demeter nicht minderen Antheil als Athene ſelbſt. Sie hatte Athen mit ihren Früchten und Myſterien geſegnet, deshalb hatten die Gottheiten von Eleuſis einen vorzüglichen Antheil an den Panathenäen, wie es denn auch wahrſcheinlich iſt, daß die Eleuſiniſche Mythologie grade an dieſem Feſte vorgetragen iſt[2]). Mit den Attiſchen Feſten der Demeter war aber ein muſiſcher Agon nicht verbunden, und auch ſonſt iſt bei dieſen kaum ein Anlaß zu dem Vortrage dieſes Gedichtes denkbar[3]). Wenn nun der Demeterhymnus durch mündlichen Vortrag der Rhapſoden der Nachwelt überliefert wurde, ſo laſſen ſich allmälige Accommodationen und zeitgemäße Umgeſtaltungen leicht erklären. Der Name Homer aber konnte ihn vor Modificationen nicht ſchützen, weil dieſe kleineren Gedichte dem großen Sänger erſt ſpät zugeſchrieben ſind. Voß glaubt, ein Attiker und Eleuſiniſcher Prieſter ſei der Verfaſſer des Hymnus, dagegen ſtreitet Preller (S. 74) mit hinreichenden Gründen, indem er namentlich ſich auf die Überlieferung beruft, daß zuerſt Pamphos den Attiſchen Cult mit Hymnen verſehen hätte, und daß der Pamphiſche Hymnus dem Homeriſchen ſehr nahe verwandt war. Was die Zeit betrifft, in welcher der Hymnus entſtanden war, ſo erklärt Preller (S. 78) die Erwähnung der Nyſäiſchen Flur für einen ſpätern Zuſatz, denn in der Stelle, wo Perſephone ſelbſt ihrer Mutter erzählt, wie ſie Aidoneus entführt habe, geſchah gar keines beſtimmten Ortes Erwähnung, und es laſſe ſich daher vermuthen, daß der Hymnus den Raub noch an den Okeanos verlegt habe, wo die Wieſe und der Hain der Perſephone iſt[4]). Auch lege offenbar Apollodor[5]) bei ſeiner Erzählung den Homeriſchen Hymnus zum Grunde, und ergänze ihn nur aus anderen Dichtern und Mythographen.

Preller[6]) theilt nun den Hymnus in vier Partien: 1) die Anthologie und Entführung der Kora, 2) das Suchen der Demeter, 3) ihre Entfernung von der Götterwelt und Gegenwart in Eleuſis, 4) die Rückkehr der Kora zur Demeter, der Vertrag und die Rückkehr der beiden Göttinnen auf den Olymp. Die Anthologie und Entführung der Kora iſt von V. 1—40 und V. 414—433 beſungen. Kora ſpielt mit den Töchtern des Okeanos. Auf reizender Wieſe ſammeln ſie Blumen, Krokos, Veilchen und Roſen, und was ſonſt der Helleniſche Frühling an anmuthigen Blumen hervorbringt. Da läßt Gäa den verhängnißvollen Narkiſſos wachſen, Kora greift darnach, die Erde wankt unter ihren Füßen, und das jugendliche Mädchen wird eine Beute des Aidoneus.

Mit Recht hält Preller hier die Verſe von 27—37 für interpolirt und zwar in der Abſicht, um den Zeus zu entſchuldigen, daß er die Entführung der Kora zugegeben, theils um die zerynthiſche Hekate in die Mythe zu verflechten. Die Rechtfertigung des Zeus iſt an und für ſich ungereimt, da er es grade iſt, welcher, wie Heſiod ausdrücklich hervorhebt, dem Aidoneus ſeine Tochter gegeben und demnächſt die Entführung veranlaßt hat. Die Hekate führe ſich weiterhin und auf eine paſſendere Weiſe von Neuem ein, ebenſo wie auch Helios V. 52, beide ſtehen wie Sonnengott und Mondgöttin einander gegenüber, Helios hat den Raub geſehen, dieſe nicht, das heißt, er iſt am Tage geſchehen, nicht bei Nacht, am frühen Morgen, wie Claudian dichtet. Vers 439 wird die Hekate wieder erwähnt, welche Stelle von Vielen und auch von Preller für unecht erklärt iſt. Die Anthologie ſelbſt

95) *Paus.* I, 22, 4. IV, 1, 4. 96) *Müller*, Proleg. p. 254. 97) *Müller*, Minerva Polias. p. 43. Proleg. p. 250 sq. 98) *Paus.* IX, 31, 6. 99) im Oedip. Col. v. 681.

1) Epiſcher Cyklus. S. 392. 2) *Aristid.* Athen. v. I, 24 *Dind.*

3) Preller S. 72. 4) cf. v. 5, 418—424. *Eudocia* p. 33. 5) *Apollod.* 1, 5, 1, 3. 6) ſ. S. 80 fg.

Digitized by Google

und die Entführung ſtehen dicht neben einander und ſind ſchon durch die Art, wie ſie geſchildert werden, bedeutungsvoll. Eigenthümlich charakteriſirt das Spiel mit den Jungfrauen, aus deren Umgebung ſie geraubt wird, die liebliche Tochter der Demeter. Sie iſt voll Unſchuld und Freude, voll blühenden Reizes. Aber dieſer Gedanke iſt auch ganz nach der Natur gedichtet. Wenn Kora in der höchſten Blüthe der Jugend, in voller Kraft und Üppigkeit durch die Arme des Aidoneus dahin welkt, ſo müſſen wir dabei in Anſchlag bringen, daß in Griechenland die Jahreszeiten raſcher auf einander folgen und weniger allmälig ſich geſtalten, als im nördlichen Teutſchland. Frühling, Sommer und Herbſt repräſentirt die Kora, plötzlich erſcheint der Winter und ihr Reiz iſt dahin. Namentlich iſt das Spiel der Blumenleſe für die Kora bezeichnend. Wo in Hellas Jugend und Schönheit geſchildert werden, da werden auch Blumen gepflückt [7]). Preller führt hierbei an, wie Heſiod und Bakchylides von der Blumenleſe der Europa gedichtet [8]). Auch Äſchylos [9]) hatte die Jo Blumen brechen laſſen, und Chörilus [10]) die Oreithyia. Ein anderes Spiel dichtete der Künſtler Kolotes, deſſen Darſtellung Pauſanias (V, 20, 1) beſchreibt. Da war Perſephone mit zwei Nymphen abgebildet, von welchen die eine einen Ball, die andere einen Schlüſſel trug. Den Schlüſſel erklärt Preller als Symbol der Unterwelt, den Ball aber als das Spiel, bei welchem das Mädchen entführt wurde. Es iſt möglich, daß der Künſtler hier an die Spiele der Nauſikaa, der Phäakentochter, gedacht hat. Aber es iſt doch auch denkbar, daß der Ball zugleich eine myſtiſche Bedeutung hat, daß er die Weltkugel bezeichnet, an die Macht der Göttin, mit der Welt, wie mit einem Spielball tändeln zu können, erinnert. Auch die Umgebung der Kora iſt ſinnig und tief bedeutſam. Jungfrauenchöre umgeben das reizende Mädchen, und was verbindet ſich leichter und ſchöner als junge Mädchen und ſchöne Blumen [11])? Aber dieſe Mädchen ſind auch mit großer Harmonie gewählt. Zuerſt die Okeaninen, die Töchter des Urquells aller Dinge, des großen Waſſerelements, der Wachsthum und Gedeihen allen Dingen der Natur und Pflanzenwelt verleiht. Was verbindet ſich naturgemäßer als grade dieſe mythiſchen Weſen mit der Kora, der heiligen Repräſentantin der Natur? Dann die Flußnymphen und Nereiden, welche denſelben Gedanken vorſtellen ſollen. Euripides [12]) nennt neben dieſen zuerſt die Artemis und Athena, wie Preller (S. 85) glaubt, um die Jungfräulichkeit und die mit Jungfräulichkeit dem Entführer Widerſtrebende herauszuſtellen, was urſprünglich gewiß in dem Sinne des Mythos, wenn auch nicht in dem ihr eigenthümlichen Namen *Κόρη* lag; denn *Κόρη*, *Κούρα* wird ebenſo ſehr von jungen Frauen, als von Mädchen gebraucht. Sie widerſetzen ſich darum dem Räuber, und verfolgen den ſtürmiſchen Aidoneus mit Bogen und Speer, bis Zeus ihnen wehrt. Dieſe Ideen mögen ſpäter hinzugethan ſein, urſprünglich ſcheint die Hinzufügung der Athene und Artemis in dieſem Hymnus in dem Feſte der Panathenäen begründet zu ſein, an welchem derſelbe rhapſodirt wurde; da wurden alle Attiſchen Nationalgötter mit gleicher Inbrunſt verehrt, da glaubte man auch die beiden Jungfrauen, welchen Attika ſoviel Heil zu verdanken hatte, nicht vergeſſen zu dürfen und ſchob früh den Vers in den Hymnus ein. Spätere fanden die beiden Göttinnen in dieſem Zuſammenhange, vermißten ihre Thätigkeit, und weil der Begriff der Jungfräulichkeit einmal ein charakteriſtiſches Merkmal derſelben iſt, ſo machte man ſie zu Beſchützern der Jungfräulichkeit der Kora. So glaube ich Preller's Anſicht ergänzen zu müſſen, und ſo iſt auch alles deutlich. Die ſpätere Mythologie hat auch noch die Aphrodite hinzugefügt. Der Schritt dazu war leicht, denn wo Liebe im Spiel iſt, da iſt auch die Göttin wirkſam und thätig. Jetzt dichtete man, daß während die Jungfrauen den Aidoneus verfolgten, hätte die Aphrodite ihm zum Gelingen des Mädchenraubes redlich geholfen. So iſt die Scene bei Claudian vorgeſtellt, und es läßt ſich nicht leugnen, daß dadurch der Raub der Kora, welcher ein heiliges Naturphänomen iſt, und als ſolches in Form und Wirklichkeit Wahrheit im religiöſen Nationalglauben der Hellenen eine Stelle gefunden hatte, zu einer gemeinen Liebesgeſchichte mit Cabale und Intrigue umgeformt iſt. Aidoneus iſt noch nicht der Tod, welcher noch in Euripides' Alkeſtis als Thanatos auftritt, und es war ja überhaupt in Griechenland nur ein Heiligthum des Gottes in Elis [13]), das aber doch eigentlich dem Pluton gehört, wie alle übrigen Heiligthümer der Art. Aber er iſt doch immer Todesgott, ſein Raub deutet auf Tod hin und ſein Bett bringt unwiderruflichen Tod. So erſcheint der Raub noch gräßlicher, da das reizende Mädchen in der Blüthe des Alters, bei dem unſchuldigſten Spiel in der höchſten Freude unterbrochen eine Beute des Todes wird. Sie ruft um Hilfe, daß Berge und Thäler widerhallen. Spätere Dichter malten die Scene noch fürchterlicher, als ſie in unſerm Hymnus ausgeführt iſt [14]). Maler und Künſtler ſtellten den Raub dar; Praxiteles [15]) in Erz, auch eine Kataguſa, d. h. eine die Perſephone nach der Unterwelt geleitende, entlaſſende Demeter. Daſſelbe Bild ſtellt ein Vaſengemälde bei Tiſchbein (III, 1) und vollſtändiger Millingen (Un. Mon. I, 16) dar, wo übrigens der Abſchied völlig ruhig und freundlich iſt. Zahlreiche Sarkophagen, wo der Gegenſtand als eine Hoffnung der Unſterblichkeit genommen wird, zeigen entweder in drei Gruppen die Blumenſammlung, den Raub und die Verfolgung oder blos zwei Abſchnitte davon [16]). Meiſtentheils wird in den Darſtellungen der Homeriſche Hymnus zum Grunde gelegt. Pallas Athene und Artemis, Hekate und Helios, Hermes, die Nymphe der *καλλίχορος πηγη* des *φρέαρ ἀνθινον*, Gäa, Styx, Acheron, verſchiedene Eroten, nach anderen Heſperos und Phosphoros ſpielen Nebenrollen dabei. Auf ſiciliſchen Münzen von Enna erkennt man Demeter, die Fackel

7) ſ. *Athen.* XII, 544, B. 8) Schol. Il. XII, 292. 9) Supplic. v. 539. 10) Fragm. V. *Naeke.* 11) Vergl. *Sappho* Fr. 132. *Neue*, Chaeremon ap. *Athen.* XIII, 608. 12) Helena 1314.

13) Schol. Il. XI, 158. *Eustath.* p. 744, 5. 14) ſ. Welcker, Raub der Kora. S. 26. 15) Nach *Plin.* N. H. XXXIV, 8, 19. 16) ſ. Welcker, Zeitſchr. I, 1.

Digitized by Google

anzündend, und dann auf einem Wagen mit Roſſen beſpannt — dies iſt die ältere Vorſtellung — den Hades verfolgend. Attiſche Münzen zeigen dagegen die mit der Fackel in der Hand, auf dem Drachenwagen, den Hades verfolgende zürnende Demeter. Münzen von Sardis und andern aſiatiſchen Städten zeigen den Hades und die ſich ſträubende Kora auf dem Viergeſpann, daneben eine Schlange aus dem Boden züngelnd [17]). Nikomachos hatte den Raub gemalt [18]); die Reliefs, welche die Scene darſtellen, malen den Augenblick des Schreckens durch umgeſtürzte Blumenkörbe, durch fliehende Nymphen, während Aidoneus und Kora in den leidenſchaftlichſten Stellungen ſich winden [19]). Aidoneus iſt ganz grauſam und erbarmungslos, pochend auf ſeine gigantiſche Kraft, ganz ſowie ihn die Epitheta bei Heſiod [20]) ſchildern. Ungeordnetes Haar und trotzige Miene zeichnen ihn aus; grauſam ſteht er auf dem Viergeſpann mit ſeiner Beute, und treibt die ſchäumenden Roſſe gegen die gähnende Tiefe; Perſephone iſt ein Bild hilfloſer Schwäche; er hält ſie mit den Händen gepackt, quer über das Viergeſpann gelegt, feſt. Ihr Haar iſt aufgelöſt, der obere Theil ihres Körpers hintenübergeworfen, flehend um Erbarmen, ſtreckt ſie die Arme zum Himmel empor, mit jeder Gliedmaße gegen die Unthat des Räubers ringend. Oft erblickt man hinter dem Wagen des Hades den der Demeter, wodurch, wie ich meine, nicht ausgedrückt werden ſoll, daß ſie mit ihrem Drachenwagen ihm auf den Ferſen gefolgt ſei, ſondern nur die beiden Hauptmomente einander näher gerückt, der Eindruck noch gewaltſamer und ſchauervoller gemacht werden ſoll. Ein geſchnittener Stein [21]), der freilich aus ſpäterer Zeit zu ſein ſcheint, deſſen Kunſt übrigens ausgezeichnet vollendet iſt, ſtellt die Scene freilich abweichend, aber doch nicht minder ſchön dar. Perſephone liegt auf einem mit zwei Drachen beſpannten Wagen, der Länge nach. Sie ſcheint entſeelt oder ohnmächtig, und eine männliche Figur, deſſen Miene Furcht ausdrückt, hat beide Arme um ihren nackten Leib geſchlungen, um ſie zu halten und dem Räuber Aidoneus die Beute zu bewahren. Über das Haupt der Kora gelehnt, ſteht neben dem Wagen Aidoneus ſelbſt, die Linke rückwärts gebogen, die Rechte, welche den Scepter, als Symbol ſeiner Macht, trägt, über die ſtarke Bruſt gelegt. Unmittelbar hinter dem Wagen ſteht in anſtürmender Stellung, mit gezücktem Schwerte, Herakles, Bogen und Löwenhaut auf der linken Schulter; zu ſeinen Füßen liegt ſein Schild. Er ſcheint die Beute dem Räuber abjagen zu wollen, aber Herakles wird überwunden, denn die geflügelte Siegesgöttin ſchwebt über Aidoneus' Haupte, um daſſelbe mit dem Lorbeerkranze zu ſchmücken. Der zweite Abſchnitt des Hymnus von V. 39—90 ſchildert den Schmerz und das Suchen der Mutter. Sie hört den letzten Schrei ihrer Tochter, da erwacht ihr Schmerz, welcher heftig und leidenſchaftlich iſt, wie der einer griechiſchen Mutter. Im ſchwarzen Gewande, wie wahrſcheinlich die Bilder in Eleuſis bekleidet waren und gewiß das Demeterbild in Phigalia [22]) mit allen Zeichen der tiefſten Trauer, zerriſſenem Schleier und aufgelöſtem Haar ſucht ſie die Tochter zu Waſſer und zu Lande. Aber ſie erfährt nirgends etwas, weil es Niemand wagt, weder ein Gott, noch ein Menſch, noch ein Vogel, ihr das Verhängniß zu enthüllen. Deshalb erfindet die Göttin die ἐνόδια σύμβολα, Weiſſagungen aus der Begegnung, und alles, was ihr begegnet, iſt zur Andeutung geworden, ob ſie die Tochter finden werde, oder nicht. Dieſe ſuchende Mutter wird in der Attiſchen Theologie Δηώ genannt, was nach Preller [23]) von δήειν abzuleiten iſt. Ohne Speiſe, ohne Trank und ohne die Labung eines Bades durchirrte ſie neun Tage lang alle Länder und Meere, die Tochter zu finden, am zehnten Tage ſagt ihr Hekate, daß Helios es wiſſen werde. Ganz natürlich! Hekate, als Göttin des Mondes und Helios als Gott des Tageslichtes ſehen alles, was auf der Erde und im Himmel geſchieht, Hekate hatte nichts geſehen, folglich mußte der Raub am Tage geſchehen ſein, und Helios Auskunft geben können. Das wußte aber auch Demeter, denn ſie hatte den letzten Schrei der Tochter gehört, und außerdem die Nymphen, aus deren Mitte die Kora entführt war, in vollſter Verzweiflung gefunden. Aber das iſt grade das größte Anzeichen ihres Schmerzes, daß ſie aufhört Göttin zu ſein, daß ihr wie einem irdiſchen Weibe im Übermaß des Schmerzes die Überlegung mangelt, und ſie ſich erſt von einer andern Göttin ſagen laſſen muß, was ſie ſelbſt weiß, daß Helios Auskunft geben könne. Mit der Hekate eilt die troſtloſe Mutter jetzt zum Helios, um dort alles zu erfahren. Er meldet ihr die Schreckensnachricht, will tröſten, aber umſonſt, ihr Schmerz wird ein doppelter, ſie hat die Tochter verloren und iſt von Zeus hintergangen. Sie geräth in Zorn und beſchließt die Wohnungen der Götter auf dem Olymp zu meiden, bis die Tochter ihr wiedergegeben iſt. Hier vermuthet Preller mit Grund, daß die Zahl der neun Tage von der Feſtordnung der Eleuſinien genommen ſei, ſo lange würden die aſketiſchen Vorbereitungen gewährt haben, welche der Genuß des Kykeon endete. Er zweifelt zugleich, ob ſchon in der Zeit, als die älteſten Partien des Hymnus gedichtet wurden, die Feſtordnung der großen Eleuſinien in der Weiſe eingerichtet war. Aber die Neunzahl war ſchon früh eine heilige [24]); man denke an das ἐννῆμαρ in den Feſtcyklen. Die Fackeln dagegen, mit welchen Demeter nicht blos bei Nacht, ſondern auch am Tage umherirrt, mit welchen ſie ſogar zum Helios eilt, deſſen glänzende Wohnung doch gewiß die Fackeln der Erdmutter verdunkelte, mögen Symbole des Gottesdienſtes, und von hier in die

17) ſ. Müller Archäol. S. 511 fg. 18) *Plin.* XXXV, 10, 36. 19) Siehe die Skizzen bei Welcker 16—65, 193—197. 20) Theogonie v. 456. 21) In Ebermayer's Thesaurus Gemmarum Taf. XI.

22) *Paus.* VIII, 42, 3. 23) S. 89. Er beruft ſich auf Schol. Il. X, 685. *Eustath.* p. 1675, 18. Etym. M. p. 263, 48. 24) Plutarch (de vita et poes. Homeri CXLV) führt mehre Beweisſtellen aus Homer an. Vergl. noch *Dissen* ad *Pind.* p. 652. *Hesiod.* Theog. 793 sq. und da Götling. Müller Orchomenos. S. 218, Dorier I. 252. *Kum.* p. 143. *Serv.* ad *Virg. Aen.* I, 269. Hoeck Kreta. II, 120, u. meinen Melampus p. 106.

Digitized by Google

Kunſt übergegangen ſein. Wie Preller (S. 90) behaupten kann, daß ſie der epiſchen Wahrheit nicht angemeſſen ſeien, ungeachtet er doch zugibt, daß man ſich das Dunkel den chthoniſchen Gottheiten adhärirend gedacht habe, ſodaß ſelbſt das Licht von ihnen verfinſtert wurde, iſt nicht recht zu begreifen. Heißen doch die Schiffe bei Homer ſelbſt dann ſchnell, wenn ſie ſtill liegen; warum ſollte die Göttin nicht δᾳδοφόρος genannt werden und ſein können, auch wenn es Tag iſt und ſie die Fackeln entbehren konnte? Ohne Zweifel iſt die Vorſtellung vom Dunkel der Demeter uralt, aus ihrem dunkelen Schooße ſendet ſie den Menſchen ihren Segen empor, in ihren dunkelen Schoos kehrt alles Irdiſche zurück, die Gottheit iſt ſelbſt eine dunkele; Nacht und Finſterniß umgibt ſie, wo ſie iſt und wohin ſie gelangt; daher hat ſie beſtändig Fackeln bei ſich und gebraucht ſie, wenn ſie ſuchen will. Spätere Dichter und Künſtler, welche hierüber philoſophirten, und den Gebrauch der Fackeln am Tage nicht verſtanden, ließen den Raub bei Nacht, bei geſtirntem Himmel geſchehen, wie ihn einige Reliefs darſtellen. Über Helios, welcher durch ſeine Strahlen alles erleuchtet, und nicht nur bewirkt, daß überall geſehen werden kann, ſondern auch alles ſieht, und daher der allgemeine Späher der Götter und Menſchen geworden iſt[25]), hab' ich ſchon geſprochen. Von dieſer Homeriſchen Annahme weichen allerdings die Localmythen ſehr ab, indem ſie die Göttin jedesmal durch die Autochthonen den Aufenthalt ihrer Tochter erfahren laſſen, weshalb gewöhnlich die Anthologie, der Raub und die Einfahrt in den Hades in ihr Gebiet verlegt wird. Demeter erkennt dankbar die Liebe der Autochthonen an, und gibt ihnen für treue Meldung des Geſchehenen die δῶρα Δήμητρος.

Der dritte Abſchnitt des Hymnus, welcher von Preller von S. 92—113 behandelt iſt, und die Entfernung der Demeter von der Götterwelt und ihre Gegenwart in Eleuſis ſchildert, geht uns jetzt weniger an; wir beſchränken uns daher darauf, ihn erwähnt zu haben. Ungleich wichtiger ſind aber für unſere Zwecke die Verſe von 305 bis 495, welche die Rückkehr der Kora zur Mutter, den Vertrag zwiſchen Demeter und Zeus und die frohe Rückkehr beider Göttinnen auf den Olympos beſchreiben. Seitdem Demeter ihre Tochter verloren und einſam in Eleuſis verweilt, iſt die Erde wüſte und unfruchtbar, alle Arbeit der Landleute iſt umſonſt, kein Pflügen, kein Säen bringt Gewinn, die Göttin hat tief in die Erde den Samen verſteckt, ſodaß er nicht aufgehen kann. Dieſer Gang der Mythe däucht mir, iſt recht geeignet, die Unhaltbarkeit der von Preller ausgeſprochenen Anſicht, daß die Koramythe bloße Allegorie, und nichts als die perſonificirte Natur ſei, darzulegen. Wäre die Kora nichts als die lebendige Natur, ſo würde der Mythus jetzt lächerlich werden, indem hier Factum und Folge des Factums geſchieden werden, da dieſe doch nichts wäre, als blos andere Worte für das Factum ſelbſt. Aber die Kora iſt nicht blos die Natur ſelbſt, ſondern das Göttliche in der lebendigen Natur, die Geberin alles deſſen, was das Jahr hervorbringt, ſie ſchafft Fruchtbarkeit und Reichthum, ſie überliefert die δῶρα Δήμητρος, welche ſie von der Mutter empfangen, in die Hände der dankenden Sterblichen. So hat die Mythe Sinn, das Göttliche in der Natur iſt geſchwunden, da kommt Unfruchtbarkeit über das Land, die Menſchen ſterben vor Hunger, und die Götter bleiben ohne Opfer. Da ſinnt Zeus auf Abwendung des Unglücks, er ſucht die Göttin zu bewegen, nach dem Olymp zurückzukehren, ſie will die Flur nicht eher wieder ſegnen, bis ihr Kind zurückgegeben iſt. Hier bemerkt Welcker und nach ihm Preller einen naiven Widerſpruch, da ja Perſephone im Grunde nichts anderes iſt, als die Frucht der Erde. Der Widerſpruch iſt aber weder ſo groß, noch ſo naiv. Aber Demeter kann die Erde nicht eher beleben, bis ſie die Kora zurückerhalten hat, dieſe Göttin muß wiederkommen, ehe die Erde fruchtbar wird. Die Kora iſt nicht das Product der Erde, ſondern ein producirendes Weſen, das Leben und das belebende Princip, welches die Fluren ſegnet, und ohne welches kein Keim ſich entwickeln kann, nun und nimmermehr aber die Flur ſelbſt. So tief iſt nie eine Naturreligion geſunken, daß man ein Product der Natur, oder auch die Natur ſelbſt angebetet hätte. Freilich iſt über der Form oft genug der Geiſt, welcher ſie beſeelt, vergeſſen, aber geſetzt auch, man hätte in ſpäteren Tagen, wie das ja oft geſchieht, Urſache und Wirkung verwechſelt, die Kora für die Natur ſelbſt genommen, ſo gab ſelbſt das noch kein Recht, ſolche verkehrte und verunſtaltete Ideen auf die älteren Zeiten zu übertragen, vielmehr wird man ſich dahin entſcheiden müſſen, daß in der Zeit, da der Homeriſche Hymnus entſtand, die Kora als ein lebendiges, thätiges Weſen, als der kräftigen Segensmutter kräftige Tochter angebetet wurde, daß die Natur nur für ihr Element, für ihren Wirkungskreis, nicht aber für eine momentane Erſtarrung des göttlichen Weſens gehalten wird. So wird denn auf den hohen Beſchluß des Zeus, welcher als oberſter Herr des Weltalls auch in der Unterwelt zu gebieten hat, der Götterbote Hermes an den Aidoneus abgeſendet, und dieſer muß die Perſephone entlaſſen. Da tritt wieder der Granatapfel verhängnißvoll beſtimmend ein. Äpfel ſind in Hellas Symbole der Liebe, Granaten Symbole ehelicher Verbindung. Aidoneus hatte der Kora den Apfel gereicht, und ſie hatte gegeſſen, ſie war ſein Weib geworden, und ſie durfte ſich nicht ganz wieder von ihm trennen. Als Mutter und Tochter daher einander wiederſahen, fragt die erſtere, ob ſie ſchon von der Granate gegeſſen, und als ſie die Frage bejaht ſieht, da antwortet ſie, ſo kannſt du nicht immer bei mir ſein. Jetzt war zu entſcheiden über die Zeit, welche Kora bei der Mutter ſein durfte, und wann ſie bei dem Gemahl verweilen mußte. Zeus entſcheidet: zwei Jahreszeiten hindurch, Frühling und Sommer, ſoll ſie der Demeter bleiben, die dritte letzte aber dem Aidoneus angehören. Nach dieſem Vertrage gibt Demeter den Fluren und Äckern Fruchtbarkeit zurück, beide Göttinnen wallen auf den Olymp. Segen verbreitet ſich auf der Erde und unter den Menſchen, wohin ſie blicken, und die Speicher werden reichlich gefüllt mit den Gaben der Demeter.

25) Od. XI, 109. *Hom.* Hymn. XXXI.

Digitized by Google

Freilich iſt es wahr, daß Eigenſchaften der Götter in der Mythologie oft als Facta aufgefaßt werden, daß eine förmliche Geſchichte daraus ſich geſtaltet, und dieſe im Laufe der Zeit zu einem umfaſſenden Mythus heranwächſt. So wird hier der Wechſel des Jahrs als ein Factum aufgefaßt, aber es iſt doch von einem Vertrage die Rede, und es ſcheint, als ob die Kora urſprünglich ſtets auf der Erde gewaltet, daß der Segen der Fluren nimmer zu ſein aufgehört habe. Das deutet auf eine Revolution hin, mag dieſe nun wirklich ſtattgefunden, oder blos in der Phantaſie der Menſchen Wahrheit gehabt haben. Die Ideen liegen klar vor unſeren Augen, wir werden offenbar in das goldene Zeitalter verſetzt, da walteten Kora und Demeter ewig, da ſchwanden die Fluren und Menſchen nie, da war die glückliche Zeit, von welcher die Dichter faſt aller Jahrhunderte ſoviel und mancherlei geſungen haben. Die Iſraeliten hatten auch eine ſolche Zeit, die erſten Menſchen lebten im Paradieſe, aber der Ungehorſam des Weibes veranlaßte Elohim, das Zeitalter aufhören zu laſſen, er trieb ſie im Gewitter aus dem Paradieſe heraus, und das goldene Zeitalter war dahin. In unſerer Mythe iſt nicht menſchlicher Fehltritt die Urſache des Schwindens des glücklichen Jahrhunderts, ein Gott aus der Tiefe kommt, um den Segen zu zerſtören, aber dieſer vollendet nur den ewigen Rathſchluß des Zeus. Dieſer ſah alſo ein, daß die Zeit abgelaufen ſei, es mußte eine andere werden, die Erde mußte ruhen können von ihrer Arbeit, und Hades war das Werkzeug ſeines Beſchluſſes. Zeus handelt frei und ſelbſtändig, Hades, Kora, Demeter nur gezwungen; Demeter zürnt ſogar, daß ſie hintergangen ſei, ſie verläßt den Olymp, Kora weiß nicht, daß ſie Gattin geworden, die mütterliche Deutung des Granatapfels mußte erſt hinzukommen, ehe ſie ihr Schickſal und ihre Beſtimmung verſtand. Die griechiſche Phantaſie hat das ganze Factum in das Verhältniß einer Liebe gekleidet, aber die Liebe iſt doch eine todte, Hades iſt nur ein trotziger Räuber, welcher die Kora aus dem Reiche der Lebendigen entführt. So lange Demeter den Olymp mied, war ihr Element ein todtes, die Wirkſamkeit der Göttin hörte auf, und erſt als ſie den heiligen Berg wieder erreicht hatte, wird ſie wieder Mutter und Segnerin des Ackerbaues. Dieſer Berg iſt wie Preller (S. 115) ſehr richtig bemerkt, das Local für den Götterſtaat, deſſen Beſchlüſſe und Wirkungen auf Natur und Menſchenwelt von dort ausgehen müſſen, um Wirkungskraft zu haben. Die Entfernung und Rückkehr zum Olymp gehört alſo weſentlich in dieſer Bedeutung zum Zuſammenhange. Dieſer Umſtand — denn ſolche Bedeutſamkeit hat der vielgezackte Olympos nur in der altepiſchen Poeſie — mag immerhin, wie Preller will, ein nicht geringer Beweis für das Alterthum des Gedichts ſein. Ob aber die Bedeutung des Berges in der Mythe eine Zuthat des Dichters ſei, oder im Glauben der Nation begründet war, dieſe Frage glaube ich, wird ſich leichter entſcheiden laſſen, wenn man in Erwägung gezogen hat, daß die Wichtigkeit des Olymps bald verloren ging, die Demetermythe deſſenungeachtet aber ihre volle Lebendigkeit bewahrte.

In Beziehung auf den Granatapfel urgirt Voß hauptſächlich den Umſtand, daß er in der Unterwelt gereift war. Seitdem Perſephone Speiſe der Unterwelt genoſſen, ſei ſie ihr verfallen geweſen. Das war ſie aber nicht! Sie bleibt nicht in der Unterwelt, ſondern ſie kehrt wieder. Preller bemerkt ſehr richtig, daß die Frucht ein habituelles Attribut der Hera τελεία war, zugleich das Symbol der Ehe und des ehelichen Beilagers. Seitdem alſo Aidoneus die Frucht mit der Perſephone getheilt hatte, war ſie ſein Weib geworden und mußte wenigſtens einen Theil des Jahrs in ſeinen Armen zubringen. Die Sitte, Granatäpfel bei Hochzeiten zu vertheilen, iſt noch heute in Griechenland gang und gebe, und die Bedeutung derſelben iſt auch nicht vergeſſen. Aber eine Schwierigkeit liegt noch in der Zeit, welche Kora bei der Mutter und welche ſie bei dem Gemahl zubringen ſollte. Voß nimmt die drei Theile des Jahres, jeden zu vier Monaten, an, und findet denn einen Widerſpruch zu der Angabe der römiſchen Dichter[26]), welche die Göttin ſechs Monate auf dem Olymp, ſechs Monate in der Unterwelt ſein laſſen. Noch verkehrter denkt ſich der franzöſiſche Mytholog St. Croix[27]) das Verhältniß, indem er annimmt, daß Kora ein Drittel des Jahres auf der Erde bei der Demeter, das zweite auf dem Olymp bei den Göttern, das dritte endlich bei dem Aidoneus zubringen ſolle. Dieſe Anſicht geht aus dem Grunde nicht an, weil die Demeter ebenſo wenig als die übrigen Götter auf der Erde Monate lang zubringt, ſondern ſtets auf dem Olymp verweilt, folglich iſt auch Kora die Zeit über, daß ſie von Aidoneus getrennt iſt, auf dem Olymp im Kreiſe der ſeligen Götter zu ſuchen. Die Griechen berechneten, wie Preller (S. 117) ſehr trefflich auseinandergeſetzt hat, das Jahr nach zwei Haupt- und zwei Nebenjahrszeiten, weshalb Pauſanias[28]) auf dem Amykläiſchen Throne zwei Horen fand. Aber wie in der Perſephonemythe das Jahr in drei Theile getheilt erſcheint, ſo hatte man auch im gewöhnlichen Leben drei Horen. Doch kommen ſchon bei Homer alle vier Jahrszeiten vor[29]), welche Alkman[30]) neben einander nennt. Daß die Pythagoreer vier Jahrszeiten unterſchieden, berichtet Diodor[31]). Daher kennt auch Euripides[32]) vier Horen. Aber dieſe Differenzen ändern die Sache nicht. Der *θέρος* ſteht dem *χειμών* gegenüber, die beiden Nebenjahrszeiten ſind *Ὀπώρα*, *φθινόπωρον*, die Zeit, wo die Früchte von der Erde verſchwinden, ein Anhang des *θέρος*, welcher aber urſprünglich eine eigne Jahrszeit ausmachte, und das *ἔαρ* der Übergang des *χειμών* zum *θέρος*, jene ſchöne Zeit, wo das Naturleben wieder rege wird, wo die erſten Blumen ſich zeigen. Die Situationen der Perſephone (*πάθη Περσεφόνης*) ſind natürlich dieſelben mit der Natur. Sie kehrt aus der Unterwelt heim, wenn die erſten Blumen auf den Feldern erſcheinen, alſo im *ἔαρ*, lebt während des ganzen *θέρος* in je-

26) Namentlich *Ovid.* Met. V, 564 sq. Fast. IV, 613. *Statius* Theb. VIII, 64. *Hygin.* f. 146. 27) Myst. I. 168. 28) *Paus.* III, 18, 7. 29) ſ. Od. VII, 118. XI, 191. XXII, 301. 30) bei *Athen.* X. 416, D. 31) Exc. Vat. coll. nov. VII. p. 82. 32) Fr. 177.

Digitized by Google

der Blume und jedem Halm, jedoch ohne ſich deshalb vom Olymp zu entfernen, und wenn das Getreide gereift iſt, die Früchte in die Speicher geſammelt, Wein und Obſt heimgebracht, die ὀπώρα vorüber iſt, der neue Same in die Erde geſtreut wird, dann kehrt auch Perſephone in die Unterwelt zurück, um die Zeit des χειμών mit ihrem Gemahl zu verleben.

Das Kommen und Gehen der Perſephone faßte natürlicher Weiſe ſchnell im Helleniſchen Culte Wurzel, obgleich beide Acte an Kraft verlieren mußten, denn man wußte ja, daß, wenn Perſephone ging, ſie auch wiederkehrte. Man erfand für den Cult eigene die πύλη Περσεφόνης bezeichnende Namen, ihren Aufgang ἄνοδος und ihren Niedergang κάϑοδος. Man feierte den Aufgang im Anfange des Frühjahrs, wenn die erſten Blumen erſchienen, in den Joniſchen Staaten im Monat Antheſterion, der ja von den Blumen ſeinen Namen hat [33]). Die kleinen Eleuſinien waren vorzugsweiſe ein Feſt der Perſephone und fielen [34]) in den Anfang des Monats Antheſterion [35]). Wie nun der Cult im Alterthum meiſtentheils die Zuſtände nachahmt, in welche die fragliche Gottheit gerathen iſt, ſo geſchah die Feſtfeier der Kora durch Blumenpflücken und Kränzewinden auf der Frühlingswieſe, alſo das Spiel, welchem die Göttin zuletzt obgelegen hatte [36]), und in dem Tempel der beiden Göttinnen zu Megalopolis hatte der Künſtler Demophon zwei blumentragende Jungfrauen, Κόραι ἀνθοφόροι, gebildet, nach Einigen indem er Artemis und Athena zum Muſter nahm, nach Anderen ſeine eigenen Töchter. In Attika aber vereinigten ſich mit dieſen Gebräuchen noch andere, welche myſtiſcher Art geweſen zu ſein und die doppelte Natur der Perſephone als Tochter der Demeter und als Königin der Todten, wodurch die πύλη der Göttin zugleich die der ψυχῶν der abgeſchiedenen Seelen geworden ſind, betroffen zu haben ſcheinen. So wurde alſo die ἄνοδος der Göttin zugleich der Aufgang der Verſtorbenen. Auch zu Apollonia in Chalkidike feierte man die Todten im Monat Antheſterion [37]); dieſelben myſtiſchen Gebräuche wurden bei der Κάϑοδος der Göttin wiederholt. Es ſcheint alſo mit dem Antheſterion ſowol, als mit den kleinen Eleuſinien im Todten- ein Allerſeelenfeſt verbunden geweſen zu ſein, über deſſen Einrichtung wir nicht hinlänglich unterrichtet ſind. Der Aufgang der Perſephone geſchieht nach dem Homeriſchen Hymnus, wenn die Erde von duftenden Frühlingsblumen aller Art blüht (ſ. v. 401). Die Feſte dagegen, welche ſich auf die Κάϑοδος der Perſephone bezogen, feierte man in der Zeit nach der Ernte. Da nun die Hundstage in den Metageitnion fallen, ſo ſuchte man die Früchte vor Anfang derſelben, im Hekatombäon und früher, einzubringen. Überhaupt feierte man um dieſe Zeit die chthoniſchen Götter [38]). So die Chthonien zu Hermione [39]). Schwand nun das Element der Göttin von den Fluren, ſo ſchien ihre Wirkungszeit für dieſes Jahr beendigt, und ſie mußte zurückkehren in den Hades. Das Saatfeſt der Thesmophorien wurde gefeiert, und Kora barg ſich mit der Saat in die Erde. Man ſtellte den Raub durch mimiſche Tänze dar, aber die Feier hatte das Ekſtatiſche verloren, man dachte ſich die Göttin zwar noch immer als geſtorben, aber nicht mehr als todt, man wußte, daß ſie lebe, daß ſie wiederkehrend ihr Element mit neuer Kraft und ſchönerer Ausſtattung ſchmücken werde. So war die Niederfahrt der Göttin ein bloßes Vermählungsfeſt. Der Aidoneus war nicht mehr Todesgott, er vereinigte eine Fülle des Segens in ſich, er war nicht mehr ein trotziger Räuber, ſondern die Quelle der Fruchtbarkeit, nicht mehr ein dem Θάνατος verwandtes Weſen, ſondern Pluton und Geber des Reichthums, ſofern dieſer durch Schweiß zum Gedeihen des Ackerbaues vergoſſen, gewonnen wird, obgleich er nicht aufhörte Herr und Fürſt der Todten zu ſein. Aber auch der Tod hatte ſein Schreckliches verloren, da die Seelen von einem ſegnenden Weſen beherrſcht wurden. Kora, wußte man, werde heimkehren auf die Fluren, vom ſegnenden Samen des Pluton geſchwängert. So iſt die Καταγωγὴ Κόρης in Sicilien zu denken; wobei das Κοραγεῖν und der Κοραγός eine vorzügliche Rolle ſpielen [40]). In Rom ſtellte eine Prieſterin die verſchwindende Kora vor [41]) So war denn das Feſt nicht mehr ein Trauerfeſt, ſondern die herbſtlichen Vermählungsfeſte der Perſephone waren Theogamien, Anakalypterien, eine Götterhochzeit nach menſchlicher Weiſe gedacht, geworden. Wie eine Braut bekam ſie am Tage der Entſchleierung, nach griechiſcher Landesſitte, Geſchenke ἀνακαλυπτήρια, ἐπαύλια, ὀπτήρια. Die Skirrophorien in Attika urſprünglich der Athene Skiras heilig, hatte man nachmals auf die Demeter und Kora übertragen [42]), wie der ganze Monat Skirrophorion eigentlich Monat des Pluton war [43]). Nach einer Notiz des Harpokration [44]), glaubte Preller (S. 124), daß die προσχαιρητήρια ein Tag der Skirrophorien geweſen ſeien und dieſe Anſicht ſcheint durch die Worte ὅτε δοκεῖ ἀπιέναι ἡ κόρη beſtätigt zu werden; dann wären die προχαριστήρια ein entſprechendes Frühlingsfeſt [45]). Denn daß hier die ἄνοδος der Kora gedacht wurde, geht aus den von Preller angeführten Worten des Lykurg bei Suidas hervor. Die Eleuſinien und Thesmophorien feierten freilich auch den Raub der Perſephone, aber das erſtere doch mehr die ſpäteren Acte der Mythe, wo die Demeter ſucht und findet. Ähnliche Bedeutung hatten in Kyzikos die Pherephattien, in Arkadien und Sicilien die Koreen. Beide Göttinnen wurden in Kyzikos verehrt und dort ſollte ja auch der Raub geſchehen ſein [46]). Die Koreia in Arkadien waren ein gymniſcher Agon [47]). Was die Bedeu-

33) ſ. *Bekker*, Anecd. p. 403. 42. 34) nach Böckh, Staatsh. II, 252. 35) Vergl. *Plut.* vit. Demetr. c. 26. 36) Vergl. *Pollux* I, 37 über die ἀνθεσφόρια in Sicilien, über das Feſt zu Hipponion *Strab.* VI, 256; *Ebert* Σικελ. p. 16 sq. 37) ſ. *Hegesander ap. Athen.* VIII, 334 F. 38) ſ. *Plut.* Quaest. Rom. 31. 39) *Paus.* II, 35, 4.

40) ſ. *Ebert.* Σικελιῶν p. 36 sq. 41) ſ. *Tertull.* ad Nat. II. p. 30. *Lobeck* Aglaoph. p. 678 sq. 42) *Clem.* Protrept. c. 2. Schol. Ran. *Aristoph.* Thesmoph. v. 834. 43) *Plut.* de legg. p. 828, C. 44) p. 168, 9. *Phot.* p. 463, 24. 45) *Suid. Bekk.* Anecd. p. 295, 3. 46) ſ. *Marquardt.* Cyzikos. p. 119 sq. 47) Schol. *Pind.* Ol. rm. 182. über die Koreia in Sicilien ſ. *Ebert* Σικελ. p. 31. 37 sq. und weiter unten.

tung der Kora in der Kunſt anbelangt, ſo ſcheint dieſe ſehr gering zu ſein. Die Göttin hat wenig Individualität erlangt, und wird größtentheils durch die ſchärſer charakteriſirten Weſen beſtimmt, mit welchen ſie in Verbindung ſteht. Oftmals iſt ſie nur eine jugendlich zarte und jungfräulich bekleidete Demeter, oft dagegen als die Gemahlin des Aidoneus die ſtygiſche Hera, die geſtrenge Königin der Unterwelt. Die auf die Oberwelt zurückgekehrte Kora iſt in der myſtiſchen Religion die Braut des Dionyſos, von welchem die Bekränzung mit Epheu und die Bakchiſche Begleitung auf ſie übergegangen iſt. So iſt auf dem Relief Bartoli [48]), dem Raube gegenüber, die Abberufung aus dem Hades dargeſtellt, als Anfangspunkt der *ἄνοδος*. Um den Zeitpunkt des Feſtes zu beſtimmen, erblickt man die Hore des Frühlings daneben, denn in jener Zeit wurden ja die *Ἀνθεστήρια* gefeiert. Eine lampſakeniſche Münze zeigt Kóra, wie ſie ſich aus der Erde erhebt, mit Ähren und Weinlaub bekränzt [49]). Eine neapolitaniſche Vaſe [50]) zeigt gleichſalls die aus der Erde ſich erhebende Kora. Ihre Begleiter ſind Hekate, Hermes und Demeter, deren Namen dabei ſtehen. Die Trennung der Köpfe der Demeter und Kora auf Münzen iſt ſehr ſchwierig. Sicher iſt die Kora durch die Beiſchrift auf Münzen des Agathokles [51]). Die großen Bronzemünzen von Kyzikos ſtellen ſie mit herabſließendem Haare als *Κόρη Σώτειρα* dar [52]). Die Göttin zeichnet ſich aus durch einen ſehr ſchlanken Hals, durch Halsketten und Ohrringe, über dem Nacken zuſammengeknotetes Haar; ſie iſt geſchmückt mit einem Ähren- und Epheukranze. Ob aber die ſchönen Köpſe auf den opuntiſchen Münzen [53]) und von Pheneos [54]), ferner der Kopſ auf den ſyrakuſiſchen Münzen [55]) mit hintenaufgeſtecktem Haar, endlich der Kopſ auf den Münzen von Segeſte [56]) mit dem Haarnetz um das Hinterhaupt und der Ähre, der Demeter oder der Kora angehören, iſt ungewiß, und wird ſich wegen der inneren und äußeren Ähnlichkeit der beiden Göttinnen ſchwerlich entſcheiden laſſen [57]). Wenn der Aidoneus als Herrſcher des Schattenreiches ſich durch eine ſtärkere Bekleidung, durch das in die Stirn hereinhängende Haar und ſein düſteres Anſehen genugſam von ſeinen Brüdern unterſcheidet, ſo erſcheint mit entſprechendem Charakter neben ihm die Perſephone als ſtygiſche Hera. Die vollſtändigſte Darſtellung der Unterwelt ſtellt Hades als Zeus des Schattenreichs, Kora mit der Fackel, die Todtenrichter, die ſeligen Heroen, Tantalos, Siſyphos, Herakles als Beſucher des Schattenreichs dar [58]). Auf die *ἄνοδος* bezieht ſich das Relief [59]), welches zugleich die Kora von Hermes, zugleich die Alkeſtis von Herakles emporgeführt, beide mit der *ὥρα* darſtellt. (ſ. Hymn. *Orph.* 43, 6 sq.) Auch dem Todten ſollte ſeine *ὥρα* zu Theil werden [60]). Auch mit Dionyſos verbunden erſcheint die Kora in der Kunſt und zwar in Doppelhermen, alſo Liber cum Libera [61]). Auf einer Homonoenmünze von Kyzikos iſt die Kora mit der Smyrna verbunden [62]). Die Kora iſt mit Epheu bekränzt, eine Fackel haltend auf einem Kentaurenwagen im Bakchiſchen Zuge. Eine Münze von Volci ſtellt den Dionyſos alterthümlich dar, zwiſchen zwei brennenden Altären, neben welchen Demeter libirend und Kora mit Fackeln ſteht [63]). Mikali [64]) macht eine andere bekannt, welche Kora mit Epheu bekränzt, zu Wagen von Hermes geleitet, Dionyſos voran und ausgelaſſene Satyre umher vorſtellt. Ein Attiſcher Sarkophag zeigt Demeter zwiſchen Dionyſos und der zurückgekehrten Kora ſitzend und die gleichzeitige Abſahrt des Triptolemos [65]).

Wir ſehen, daß die plaſtiſchen Darſtellungen in drei Hauptmomente zerfallen, und zwar erſtens, den des Niedergangs, zweitens den des Auſenthalts der Kora in der Unterwelt, wo ſie die furchtbare Gemahlin des Aidoneus und die Herrſcherin der Todten iſt, endlich in den des Aufgangs, wo ſie Braut des Dionyſos, und Tochter wieder der Demeter wird. Den Niedergang der Kora bildete Praxiteles in Erz und zwar ſo, daß Demeter die Tochter ſelbſt hinunter geleitete in die abgeſchiedene Welt, das geht offenbar aus dem Ausdrucke des Plinius „Ceres Kataguſa" hervor. Und ein Vaſengemälde aus Unteritalien [66]) ſtellt im Grunde dieſelben Ideen dar. Perſephone wird von Pluton auf ſeinem Viergeſpanne hinweggeführt, und nimmt daher von ihrer Mutter Demeter freundlichen Abſchied. Hekate geleitet mit Fackeln den Zug, welcher bei Nacht ſich fortbegibt, wie die am Himmel ſchimmernden Sterne beweiſen. Die Tauben der Aphrodite und Eros fliegen über dem bräutlichen Paare, Hermes als *Ψυχαγωγὸς* ſieht ihm entgegen, um es in die Unterwelt hinabzugeleiten [67]). Die Kora als ſtygiſche Königin ſtellt die ſchöne Vaſe von Canova dar, von welcher wir oben ſchon geſprochen haben, auf die wir aber hier zurückkommen müſſen. Die Vaſe iſt eine Amphora aus einem Grabe von Canuſium. Das Gemälde, welches ſich auf der Rückſeite befindet, ſtellt den Todten, einen Mann in reiferem Alter, dar, wie er als Heros in ſeinem Grabtempel von Joniſcher Architektur geſeiert wird. Ein Jüngling, der in das Monument ſelbſt eingetreten iſt, hält die Geräthe der Libation, eine *πρόχοος*, eine *φιάλη* in den Händen, ſechs männliche und weibliche umſtehende Perſonen bringen als *κτερίσματα* Fruchtſchüſſeln, Kränze und Binden, Blumengewinde und Fächer, Geſäße zum Trinken und Einſchenken, Spiegel und Kleiderkäſtchen, Helm und Schild dar; das heißt Alles, was in einer Zeit des Luxus zu den gewöhnlichen Bedürfniſſen des Lebens gerechnet wurde. Die Hauptſeite der Vaſe enthält eine Darſtellung der Unterwelt, in welche die Seele des Todten aufgenommen iſt. Eine Joniſche Tempelhalle bezeichnet das Proſtyl des Palaſtes des Hades, er ſitzt

48) Adv. 59. Hist. 9, 6. 49) *Millingen*, Arc. coins. 5, 7. 50) bei *Millingen* p. 70. 51) *Mionnet* Empr. 332. 52) *Id.* Descript. 191 sq. 53) *Id.* Empr. 570. 54) p. 662 sq. 55) p. 800. 56) *Nöhden* 8. 57) ſ. *Müller*, Archaeolog. p. 510. 58) ſ. Vases de Canova 3. 59) G. di Fir. St. 153. 60) *Müller*, Archaeolog. p. 608 sq.

61) ſ. Brit. M. Nr. 17. Chiaram. 32 u. ſonſt. *Müller*, Archaeolog. p. 568. 62) ſ. *Mionnet* Descript. 195. 63) ſ. *Inghirami* Pitt. di vasi. 87. 64) IV, 86, 4. 65) *Müller* p. 512 sq. 66) bei Müller, Denkmäler der alten Kunſt. Taf. XLVI. Nr. 213. 67) Dieſes ſchöne Vaſengemälde iſt zuerſt bekannt gemacht von Millingen (Uned. Monum. Ser. I. pl. 16).

Digitized by Google

ſelbſt in königlicher Pracht und als *Ζεὺς Καταχθόνιος* auf ſeinem prächtigen Throne und entläßt die Kora, welche durch Schleier und Stephanos als unterirdiſche Hera bezeichnet iſt, zugleich aber eine große Fackel führt, mit welcher ſie den Weg durch die Finſterniß zur Oberwelt ſich zu erleuchten vorhat. Rechts ſitzen die drei Richter der Unterwelt zuſammen, Minos, Äakos, Rhadamanthys, der Letzte als Richter über die Todten aus Aſien in orientaliſcher Tracht. Links ſieht man Orpheus als Sänger zur Kithar in phrygothrakiſcher Tracht; er erfleht durch ſeine Geſänge ſeine Gattin Eurydike von der Perſephone. Daneben unb in dem höheren Felde ſieht man Scharen der Seligen, wiedervereinte Gatten, Knaben, welche nach den gymnaſtiſchen Übungen, die durch die Strigilis und das Ölgefäß *ξυστροληκύθιον* bezeichnet werden, das Bad beſuchen, welches durch einen waſſerſprühenden Löwenkopf unter einer Säulenhalle angedeutet wird. Elektra hat das Schwert der Rache gegen Klytämneſtra gezückt, und beräth ſich mit Oreſtes und Pylades, welche als fremde Reiſende erſcheinen. Im unteren Felde ſieht man zur Rechten den lydiſchen Monarchen Tantalos, durch den über ſeinem Haupte ſchwebenden Stein geängſtet, auf der anderen Seite Siſyphos, bemüht den Felſen emporzuwälzen, während eine Erinnys ihn geißelt; in der Mitte ſteht Herakles von Hermes geführt, im Begriff den Kerberos aus der Unterwelt zu entführen, wiewol eine andere Erinnys ihn mit Fackeln verfolgt. Das Gemälde hat eine ſchöne Abbildung in Müller's Denkmälern der alten Kunſt, Taf. LV, gefunden und iſt von ihm mit den von uns angeführten Worten erklärt. Man ſieht, wie das Vaſenbild ein intereſſanter Commentar zu den alten Nekyien iſt. Preller[68]) kämpſt gegen Müller's Erklärung, daß bei der Fackel an die *ἄνοδος* zu denken ſei. Und er hat wol Recht, denn die Fackel gebührt der Perſephone als chthoniſcher Göttin, das Diadem beweiſt, daß ſie in ihren Functionen als Herrſcherin der Todten begriffen iſt. Preller konnte die Widerlegung noch weiter ausführen. Was ſoll Orpheus, der um Rückgabe ſeines Weibes fleht, bei der entlaſſenen Perſephone? Denn in dem Augenblicke, daß ſie entlaſſen iſt, verliert ſie das Diadem, ſammt ihrem Fürſtenthum, das ſie natürlich nicht mit auf die Oberwelt nehmen kann. Was ſollen die Todtenrichter bei der entlaſſenen Kora? da ſind ſie bedeutungslos. Was ſoll endlich Herakles, der mit dem Kerberos kämpſt, um dieſen dreiköpfigen Höllenhund auf die Oberwelt, als Probe ſeiner vom Vater ererbten Kraft, hinaufzuſchleppen? Der ſtünde ebenfalls bedeutungslos oder zum Spott der kraftloſen Königin des Hades da. Was ſollen Elektra, Oreſtes und Pylades bei der Kora, ſie ſtehen in keinem Verhältniß zu ihr.

Münzen und Gemälde, welche den Aufgang der Göttin darſtellen, haben wir oben bereits erwähnt. Sie wählen entweder den Augenblick, wo Hermes, begleitet von der Frühlingshora, die Perſephone aus der Unterwelt von der Seite des Pluton abholt, oder wo die Göttin unter bem Geleite des Hermes wieder auf der Oberwelt erſcheint und der Mutter überliefert wird. Ein Gemälde, welches die *ἄνοδος* der Göttin unterwegs darſtellt, exiſtirt meines Wiſſens nicht.

Von den Dichtern erwähnt zuerſt Pindar[69]) die *ἄνοδος* der Perſephone, und verſchiedene Eigenthümlichkeiten des agrigentiniſchen Cultus. Die Göttin heißt *λεύκιππος*, als habe er ſie geſehen auf einem Geſpann mit milchweißen Roſſen abgebildet. Preller zieht (S. 128) daraus Schlüſſe für die plaſtiſche Darſtellung, und vermuthet, daß in der Kunſt weiße Roſſe Perſephone gezogen hätten, wenn ſie an's Licht geführt wird, ſowie den Wagen des Helios und der Hemera, daß aber dunkle Roſſe des Aidoneus, um Nacht und Tod ſymboliſch zu bezeichnen, das Mädchen aus der Oberwelt abgeholt hätten. Auch bei den entgegengeſetzten Feſten ſei derſelbe Unterſchied beobachtet, denn weiße Roſſe ziehen den Kalathos bei dem Feſte, welches Kallimachos in ſeinem Hymnus an Demeter beſchreibt.

Der Sinn unſerer ſchönen Mythe iſt einleuchtenb. Der Wechſel des Jahres wird hiſtoriſch aufgefaßt. Die griechiſche Phantaſie konnte nicht umhin, die Natur zu perſonificiren und ſo iſt eine ſie hervorbringende Göttin geſchaffen, der Wechſel des Jahres wird als von ihr ausgehend gedacht, während ihre *πάθη* doch eigentlich von der Natur und ihrem Wechſel abzuleiten ſind.

Verfolgen wir dieſe Ideen weiter, ſo iſt Kora jedes Jahr Mädchen und Braut des Dionyſos, wie wenigſtens die myſtiſchen Religionen lehrten, Göttin des Hades und Königin der Todten. Schwanger ſcheint ſie ihren Gemahl zu verlaſſen, und die Vegetation iſt ihr Kind Doch iſt bie letzte Idee nicht ausgebildet. Sie wird gleich wieber Mädchen und die Natur erſcheint mehr als ihre Lebensbedingung, als das Element, in welchem ihr Weſen ſich entwickeln kann, denn als ihr Product. Preller faßt dies Verhältniß ähnlich. Der Inbegriff dieſer Naturerſcheinungen wird, ſagt er (S. 128), durch die Mythe auf Ereigniſſe in der Götterwelt zurückgeführt, als deren Reſultat das Regelmäßige derſelben erſcheint. Die abſtracte Naturregel wird auf dieſe Weiſe zur göttlichen Ordnung, und in ſofern iſt bieſe Mythe, wie alle Theomythen, weſentlich religiöſer Tendenz. Sie iſt ein Verſuch, das in der natürlichen Unmittelbarkeit Gegebene vor der Religion, d. h. vor der griechiſchen Nationalreligion, zu rechtfertigen. Dieſes glaube ich bezweifeln zu müſſen, denn ſolche Anſichten ſetzen Philoſophie voraus, die Koramythe iſt aber in der Zeit entſtanden, als der Menſch ſich noch als ein Product der Natur, als mit ihr unmittelbar und ewig verkettet betrachtete, als er glaubte, alle Wechſel, welche die Natur erleidet, mitleiden zu müſſen, kurz in der Zeit, als alle Gefühlsregungen noch in der Kindheit, und der Verſtand in einer vorphiloſophiſchen Periode begriffen war. So, fährt er fort, wird der Erdboden Demeter, die Vegetation Perſephone. Das Verſchwinden der Vegetation wird ein Verſchwinden, das Wiederkom-

68) ſ. S. 126.

69) Ol. VI, 92.

men eine Rückkehr der Perſephone. Die winterliche Erde ſcheint in Trauer verſunken, das iſt Folge des Schmerzes der Demeter um die entführte Tochter. Mit dem Frühjahre vereinigen ſich die Göttinnen wieder, und ſo wird die neubelebte Luſt der Demeter zu ihrer Wirkſamkeit, nicht die Natur von ſelbſt, die Urſache der Palingeneſien des Lenzes. Der Acker iſt abhängig von den Affecten und der Willensbeſtimmung ſeiner Göttin.

Dagegen muß ich bemerken, wie ſich kaum denken laſſe, daß ein Volk den Erdboden, die Vegetation zu Göttern mache. Mir ſcheint Demeter eine Erdmutter zu ſein, welche die Fluren fruchtbar macht und die Vegetation hervorbringt. Denn ſobald die Vegetation anhebt, kehrt auch die Kora aus der Tiefe heim, zurück in ihr Element, das iſt die Vegetation, und ſuchen wir nun eine Wirkſamkeit der Kora in derſelben, ſo möchte keine andere übrigbleiben, als daß ſie das Schöne zum Schönſten macht, daß ſie das Leben in der Vegetation iſt, und dieſes erhält, bis die Zeit der Lebenskraft dahingeſchwunden iſt.

Wir erklären uns den Wechſel des Jahres und namentlich das Kommen und Verſchwinden der Vegetation durch Naturgeſetze. Der Grieche hatte ein ſanftes Mitgefühl für die Natur, er ſah Leben und Tod in der Natur wie im Menſchenleben, der Gedanke an die Götter lag zu nahe, es mußte Alles von den Göttern ausgehen, ſo wurden beſtimmte Götter geſchaffen, deren Wirkungskreis die Natur ward. Freilich iſt das Geſetz, welches alle dieſe Ereigniſſe ſich jährlich wiederholen macht, ein Geſetz des Zeus, als der höchſten Macht in göttlichen und natürlichen Dingen. Daher mag denn auch das Ganze von ihm ausgehen, obgleich, wie Preller (S. 129) ſich ausdrückt, der Homeridenhymnus in dieſer Beziehung noch ebenſo ſehr den Zufall, und die Spontaneität der Begebenheiten, als den Zeus und ſeinen feſten Plan walten läßt. Dadurch haben wir ein neues Zeugniß für das Alterthum des Hymnus; denn die Ideen ſind die Homeriſchen. Zeus hat dem Aidoneus Perſephone gegeben, Demeter unzufrieden damit, verläßt den Götterſtaat, und ſo entſtehen Unordnungen in der Natur. Obgleich Zeus nun Anlaß iſt, ſo ſieht er ſich doch bedroht und gezwungen, ein friedliches Verhältniß zu vermitteln. Aber wir haben immer den Raub noch unerklärt. Ehe die Geſetzmäßigkeit der Natur ſich feſtgeſtellt hatte, war es anders. Da war nie Winter, Kora blieb auf der Oberwelt, und die Vegetation ſtarb nie, das iſt die goldene Zeit. Zeus ſieht ein, es muß anders werden. Der Raub geſchieht, und es entſteht der erſte Winter. Die Menſchen wiſſen die Veränderung nicht zu erklären, der Same in die unfruchtbare Erde geſtreut, will nicht aufgehen, Alles iſt im Zuſtande der Unordnung. Dieſer Zuſtand konnte Zeus nicht gefallen. Er iſt Autor des Vertrages, nach dem jährlich eine *ἄνοδος* und eine *κάθοδος* ſtattfindet. Aber wann iſt der Raub geſchehen? Vor der Zeit, vor der Erfindung des Jahres, denn *ἄνοδος* und *κάθοδος* in geſetzmäßiger Folge machen erſt das Jahr.

Wir könnten jetzt zu der Erklärung der Localculte übergehen, aber in dieſen waltet noch ein Element, das noch nicht erklärt iſt, nämlich der Orphiſche Myſticismus. Die Quelle dieſer Geheimlehre, welche erſt in unſeren Tagen einen würdigen Erklärer in Lobeck geſunden hat, iſt die Orphiſche Poeſie. Die Orphiker hatten eine ganz eigenthümliche Mythe vom Raube der Kora, deren Grundzüge die Orphiſche Theogonie enthielt [70]). Das ausführlichere Gedicht, von welchem Pauſanias (1, 14, 2) redet und welches, wie die Ilias den Zorn des Achill, ſo den Zorn der Demeter beſang, wurde dem Collectivnamen Orpheus ſubſumirt, wie ſo viele Gedichte dem Homer ſubſumirt ſind. Preller (S. 130) vermuthet, daß darin jene reciproke Typik der erſtorbenen Natur und der in Schmerz verſunkenen Naturgöttin, welche der Orphiſchen Theogonie beſonders zuſagen mußte, namentlich hervorgehoben ſei. Der Raum erlaubt nicht, über die Schwierigkeiten, welche der Name Orpheus verurſacht, zu raiſonniren; wir begnügen uns, die hierher gehörenden Mythen des Orphiſchen Myſticismus zu erwähnen, und ſoweit unſere Kenntniß derſelben ſolches erlaubt, zu erklären. Der Inhalt des Orphiſchen Gedichts vom Raube der Kora läßt ſich nach Anleitung der Fragmente und verwandter Stellen in den Orphiſchen Hymnen reproduciren, ein Verſuch damit iſt von Preller (S. 132 ff.) gemacht. Die Mythe zerfällt, wie die im Homeriſchen Hymnus enthaltene, in vier Partien und zwar in dieſelben, welche wir oben beſprochen haben.

I. Anthologie und Raub. Perſephone weilte mit ihrer Mutter Demeter in ihren Luſtwäldern am Okeanos. So drückt ſich beſtimmt der Scholiaſt zu Heſiod (Theog. v. 914) aus, während der offenbar ſpäter lebende Dichter der Argonautik (V. 1190 ff.) ſchon an eine beſtimmte Inſel im nordweſtlichen Okeanos denkt, jenſeit Jerne. Die Inſel der Perſephone wurde überhaupt, ſowie die geographiſche Kunde wuchs, bald hier, bald dort geſucht; jedoch, wie Preller bemerkt, immer im nordweſtlichen Okeanos. So nennt Artemidor [71]) eine Inſel der Perſephone bei der Bretanike, Andere anderswo in der *ἔξω θάλασσαι* [72]). Aber nicht Gäa iſt es, welche den Narkiſſos wachſen läßt, daß Kora darnach greifend, dem Aidoneus in die Hände ſinken möge, ſondern die Göttin der Liebe ſpielt hier die Hauptrolle, ſie ſpielt wie der Dichter der Argonautik uns meldet und Claudian [73]) nachgedichtet hat, das ſchüchterne Mädchen in die Hände des Pluton, welcher ſie nach Eleuſis über's Meer entführt, um ſie durch das dort befindliche Erineon in die Unterwelt zu geleiten. Dieſes Erineon war eine Spaltung der Erde, von den Hellenen gewöhnlich *χάσμα* genannt, und lag am Kephiſſos, da wo die heilige Straße dieſen ſchnitt [74]).

70) ſ. Preller S. 49. 71) bei *Strabon* IV, 198. 72) ſ. *Procl.* ap. *Plat.* Tim. 17, 17. Schol. ad *Plat.* p. 427 *Bekker*, wo beſonders Marcellus *ἐν τοῖς Αἰθιοπικοῖς* Berückſichtigung verdient. 73) De raptu Proserp. I, 214 sq. II, 11 sq. 74) ſ. *Orph.* Argonaut. v. 1202. Hymn. XVIII. v. 12—15. *Paus.* I, 38, 5 läßt das Erineon weiter öſtlich gelegen ſein. Der Entführung der Kora aus Attika gedenkt auch Phanodem (bei Schol. *Hesiod.* Theog. 914; der Scholiaſt zu *Soph.* Oed. Col. v. 1590 nennt einen andern Ort der Art, in der Gegend des Heiligthums

Aus dem zweiten Acte der Mythe, welche den Zorn und das Suchen der Demeter ſchilderte, *Δηοῦς ζήτησις, πλάνη, μῆνις* iſt kein Orphiſches Fragment erhalten. So könnte man vielleicht glauben, daß dieſer Zug der Sage von den Orphikern nicht ausgebildet war. Doch ſcheint dieſes nicht angenommen werden zu können, da der Anfang des Hymnus XLI. dagegen ſpricht [75]).

Dagegen liegen aus der dritten Partie der Sage von der Erſcheinung der Demeter und ihrer Aufnahme in Eleuſis zahlreiche Fragmente in den durch Clemens veranſtalteten Auszügen vor. Aber dieſer Mythenact intereſſirt uns weniger, wir beſchränken uns daher auf Einzelheiten. Das hier erwähnte Perſonal iſt ein ganz anderes, als das im Homeeiſchen Hymnus vorgefundene. Hier ſind nicht Könige und Edle die Gaſtgeber der Demeter, ſondern Hirten, vermuthlich, wie Preller (S. 134) meint, damit der Gegenſatz zwiſchen den Zuſtänden vor und nach der Erfindung des Ackerbaues um ſo deutlicher hervortreten möge. Eine hochwichtige Perſon iſt die Baubo, welche aber eine ganz veränderte Bedeutung hat. Sie ſteht im Verhältniß zum Zagreus — einem der wichtigſten Weſen in der Orphiſchen Theologie. Sie iſt die Pflegerin, die Amme des Eleuſiniſchen Jakchos, des Orphiſchen Dionyſos, des Zagreus, welchen Zeus mit der Perſephone erzeugte. Sie gebar ihn vor ihrer Entführung durch Pluton [76]). *Βαυβὼ* erklärt Lobeck (p. 823) durch *μαῖα, τιθήνη*, und Preller vermuthet, daß der Jakchos nach der Entführung der Perſephone der Baubo anvertrauet war, und hält mit Recht dieſes für einen ſchicklichen Anlaß, ſeinen Antheil an der Eleuſiniſchen Weihe zu begründen. Baubo iſt zugleich die Jungfrau, welche die Demeter durch verfängliche und unanſtändige Scherze erheitert. Demeter lacht darüber und bricht das Faſten [77]). Die Fortſetzung der Eleuſiniſchen Scene iſt unbekannt [78]).

Wir wenden uns zu der letzten Partie der Orphiſchen Form unſerer Mythe, welche in der Wiederfindung der Perſephone und den Stiftungen des Ackerbaues beſteht. Der Schweinehirt Eubuleus zeigt der Demeter den Ort, wo Pluton mit der Kora in die Unterwelt hinabgefahren war. Er hatte mit ſeinem Bruder Triptolemus ſeine Heerden dort geweidet, einige Schweine waren in den Schlund mit hinabgeriſſen, ſo konnten ſie alſo Bericht erſtatten [79]). Nun geht Demeter ſelbſt in den Hades, holt die Kora zurück und ſchließt mit dem Pluton den bekannten Vertrag [80]). Kora kam durch daſſelbe *χάσμα* wieder auf die Oberwelt zurück [81]). Dieſe Legende mag, wie Preller (S. 137) vermuthet, der Etymologie zu Gefallen entſtanden ſein. Übeigens bewachen auch die Korybanten die Perſephone, wie ſie in den phrygiſchen Bergen in einſamer Höhle verſteckt war [82]), und ſie kommen im Despoinatempel zu Phigalia neben den Kureten vor. (ſ. unten). Aus Dankbarkeit macht Demeter die beiden Hirten Eubuleus und Teiptolemus zu Ackerbauern, gibt ihnen die erſten Cerealien und unterweiſt ſie in der Ageicultur [83]). Die Abweichung von der Homeriſchen Geſtalt der Sage liegt am Tage. Der Boden trug ſchon Früchte, Demeter war bis auf jene Zeit nicht unwirkſam geweſen, aber der Schmerz über die geraubte Tochter hatte den Boden unfruchtbar gemacht. Den Schluß dieſer Partie der Sage wird wol die Einſetzung der Myſterien gebildet haben, womit die Erhebung des Dyſaules, Eumolpos u. ſ. w. zu Peieſtern in innige Verbindung trat.

Es kann nun zweifelhaft ſein, ob ſich der Eleuſiniſche Cult im Laufe der Zeit verändert hatte, oder dieſes Gedicht ihn verändern ſollte. In ſpäterer Zeit galt Orpheus für den allgemeinen Vater aller Myſtik, ſo auch der Eleuſiniſchen [84]). Die Lykomiden als Eleuſiniſche Daduchen bedienten ſich Orphiſcher Poeſien zu ihren Recitationen, und bei den Atheniſchen Antheſterien wurden gleichfalls Orphiſche Gedichte zu den muſikaliſchen Aufführungen benutzt [85]). Freilich geſchah dieſes erſt in der römiſchen Periode, aber das beweiſt, daß wenigſtens ſpäter Orphiſche Anſichten und Orphiſche Myſtik eine nationale Bedeutung erlangt hatten. So können wir uns denn auch nicht wundern, wenn die römiſchen Dichter, welche den Raub der Kora beſangen, zwar die Homeeiſchen Namen beibehielten, aber ſonſt ihnen mehr oder weniger die Orphiſche Bedeutung zu geben ſuchten. So nennt Ovid [86]) den Keleos einen armen Bauern, der mit ſeiner Tochter in den Wald geht, um Beeren für ſeinen Tiſch, um Reißer für ſeine Hütte zu ſuchen. Und bei Virgil [87]) will Proſerpina der Mutter nicht folgen, da ſie dieſelbe aus Elyſion abholt [88]). Nonnos [89]) behandelt die Sage vom Raube der Kora nur beiläufig, aber die Weiſſagung des Aſtraos, daß der Demeter großer Schmerz bevorſtehe, welcher der Anfang großer Ehre für ſie ſein werde, zeigt, daß er Orphiſche Ideen beherzigt habe. Bei Claudian, welcher übrigens vieles Abgeſchmackte von ſeinem Eigenen hinzugethan haben mag, gerieth Pluton plötzlich in Wuth, daß er allein von allen Göttern unverheirathet ſei, und mit ihm verſchwört ſich die ganze Unterwelt. Die Parcen eeinnern ihn, den Jupiter um Beiſtand zu bitten, Jupiter ſinnt einen tiefſinnigen Plan aus, daß Pluton der Ceres das einzige Kind rauben ſolle, um den Ackerbau zu ſtiften, welchen er den Göttern in einer Raths-

der Semnen bei Kolonos. Demades erzählt, die Göttin ſei *ἐν νάπαις* entführt worden, und Ebert (*Σικελ.* p. 10), auch Creuzer (Symb. IV, 195) wollen dies auf die lesbiſche Stadt Nape beziehen, wohin der Raub ſonſt nie verlegt wird. Preller glaubt daher (S. 135), daß der Ausdruck ganz allgemein zu faſſen ſei, und nichts bedeute, als daß die Anthologie und die Entführung in Waldthälern ſtattgefunden habe.

75) Vergl. *Clemens* ap. *Lobeck*. p. 818. 76) *Nonnos* Dionys. V, 515. VI, 154. 77) ſ. *Lobeck* Aglaoph. p. 810 sq. 78) ſ. Preller S. 136. 79) *Lobeck* Aglaoph. p. 827 sq. *Paus*. I. 14, 2. *Tzetz*. ad *Hesiod*. opp. 32. 80) ſ. *Orph*. Hymn. XLI. 81) ſ. *Tzetz*. l. c. *Eudocia* p. 110. Ganz anders freilich das Etym. M. p. 531, 5; Gud. p. 338, 20. Anecd. *Cramer*. I, 255, 1, wo der Ausdruck *Κορύβαντες* erklärt wird *οἱ καταβάντες τὴν Κόρην ἀναγαγεῖν, καὶ μὴ ἀποστρέψαντες.*

82) ſ. *Orph*. Argon. v. 32. Hymn. XXXIX. *Porphyr*. antr. nymph. c. 7, von Preller citirt. 83) *Orph*. Hymn. XXXIX. v. 14 sq. 84) ſ. *Lobeck* Aglaoph. p. 238 sq. 85) Ib. p. 467. Preller S. 139. 86) Fast. IV, 507 sq. 87) Georg. I, 39. 88) ſ. dazu *Serv*. Excerpta *Lindenberg*. 89) Dionys. VI, 1—154.

Digitized by Google

verſammlung mittheilt. Venus muß als Intriguantin helfen. Perſephone ſingt und webt. Ceres iſt ganz die phrygiſche Rhea. Die drei langen Bücher bringen die Göttin nicht einmal nach Eleuſis, aber nichtsdeſtoweniger ſehen wir aus I, 26 ff., daß die Stiftungen der Agricultur aufs Innigſte mit dem Raube in Verbindung ſtanden. So breit und abgeſchmackt nun auch dieſe Darſtellung iſt, welche die heilige Homeriſche Mythe zu einer gemeinen Liebesgeſchichte macht, ſo ſehen wir doch aus der ganzen Auffaſſung und aus vielen Einzelnheiten z. B., daß die Proſerpina als echt Orphiſches Weſen, grade webt und ſingt, da ſie geraubt wird, das Studium des Orpheus, deſſen Ideen freilich oft genug entſtellt und misverſtanden ſind. Früh ſchon wich man von der Homeriſchen Weiſe ab, und Euripides[90]) zeigt, daß dieſer Philoſoph in der Mythologie ganz in Orphiſcher Weiſe gedichtet hat. Demeter iſt die Rhea-Kybele, Perſephone eine *Κόρη ἄῤῥητος*, ein Ausdruck, welcher ſich, wie ſchon oben bemerkt, auf die *ἄῤῥητοι γαμοὶ* der Perſephone bezieht, die denen der Rhea und des Zeus ähnlich waren, von welchen die phrygiſchen Myſterien erzählten. Deo ſucht die Tochter auf dem Löwengeſpann unter Cymbelnbegleitung und im Schmerze verbirgt ſie ſich in die phrygiſchen Gebirge. Die Erde wird unfruchtbar und Hungersnoth entſteht, ja die Adern der Erde erſtarren und kein Quell ſprudelt.

§. 5. Wir wenden uns jetzt zu den Feſten der Kora, welche ſie freilich meiſtentheils mit Demeter theilt, und zwar zuerſt zu dem Attiſchen Feſte der Eleuſinien, indem wir noch wegen des übrigen Attiſchen Cult auf §. 12 verweiſen. Die beiden Hauptfeſte, welche hier berührt werden müſſen, ſind die großen und die kleinen Eleuſinien. Leider haben wir über die kleinen faſt gar keine Nachrichten, und außerdem gehen ſie nach Müller's Vermuthung (ſ. d. Art. **Eleusinien**) Eleuſis gar nichts an, da ſie zu Agra gefeiert wurden, und deshalb *τὰ πρὸς Ἄγραν* hießen. Das Local für dieſes Feſt war nicht weit von den ſüdlichen Mauern der Stadt, weshalb ſie auch *ἐν ἄστει* hießen, obgleich nicht im genaueren Sprachgebrauch. Das Waſſer des Iliſſos wurde zu den Reinigungen benutzt, welche ein weſentliches Stück dieſer Myſterien ausmachten. Oberhalb des panathenäiſchen Stadions zog ſich ein Hügel hin, welcher früher von ſeiner gewundenen Form Helikon genannt wurde, ſpäter aber den Namen Agra bekam. Unter dieſem lag das Agra des Pauſanias, welcher Ort auch *τὸ τῆς Ἄγρας* hieß, wovon die Myſterien *ἐν Ἄγρας*. Die Myſterien bezogen ſich hauptſächlich auf den Dionyſos[91]) und die Perſephone, und wurden wol für eine Reinigung und Vorweihe der großen Eleuſinien angeſehen. Nach Clemens Alexandrinus[92]) bezog ſich das Feſt auf Todtendienſt[93]). Das Feſt fiel nach Plutarch[94]) in den Monat Antheſterion, wahrſcheinlich in den Anfang deſſelben[95]). Preller (S. 390) vermuthet, daß ſie mit den Antheſterien oder wenigſtens mit einem Feſttage derſelben den Choen oder Chytren zuſammengefallen ſeien[96]). Doch glaubt er, daß beſtimmtere Combinationen des Eleuſiniſchen und altatheniſchen Dionyſosdienſtes gar nicht ſtattgefunden hätten. Anderer Meinung iſt jedoch Müller[97]), welcher die Vermuthung ausſpricht, daß an den Antheſterien Perſephone dem Dionyſos als ſeine Braut vermählt worden ſei. Ein alter Gebrauch verordnete, die Gemahlin des Archon Baſileus an den Antheſterien dem Dionyſos förmlich anzutrauen, und ſo glaubt Müller, daß die Baſiliſſa die Stelle der Perſephone vertreten habe. Preller verſucht eine andere unglückliche Erklärung dieſes Gebrauches, die Baſiliſſa hätte die Stelle von Stadt und Land vertreten ſollen. Noch unſicherer iſt freilich die Vermuthung, daß die Ariadne, die Braut und Gemahlin des Dionyſos, eigentlich Perſephone ſei[98]).

In Darlegung der großen Myſterien folgen wir den Anſichten O. Müller's a. a. O. Sie begannen mit dem 15. Boedromion, dieſer Tag hieß wahrſcheinlich Verſammlung, *ἀγυρμός*. Der zweite Feſttag hieß *Ἅλαδε μύσται*, weil ſich die Eingeweihten an dieſem Tage mit Seewaſſer reinigten, wobei zu vermuthen ſteht, daß dieſe Waſchung im Piräeus, wenigſtens in der Nähe von Athen, ſtattgefunden habe. Am vierten Tage werden Opfer verrichtet ſein, nämlich ein Ferkel zu Ehren der Demeter und der Kora, am folgenden Tage wurden dem Dionyſos Früchte dargebracht (*τρυγητός*). Müller meint, daß dieſe Opfer noch im Eleuſinion in Athen ſtattgefunden hätten, obgleich es ſchwierig ſei, die einzelnen Handlungen, welche dabei beobachtet wären, von denen, welche man im Heiligthume zu Eleuſis beobachtete, zu ſondern. Gewiß iſt, daß das Eleuſinion zu einer mit den Eleuſinien zuſammenhängenden Feier beſtimmt war, und dort viel gebetet und geopfert wurde. Wann ſich der Feſtzug nach Eleuſis begeben habe, läßt ſich ſchwer beſtimmen, auch muß man die verſchiedenen Claſſen von Perſonen, welche an dem Feſte Theil nahmen, unterſcheiden. Dieſe ſind die neuen Myſten oder Neophyten, welche ſich einweihen laſſen, dann die bereits Eingeweihten, welche zur Epoptie gelangen, oder an den Feierlichkeiten, zu welchen die Einweihung nöthig war, Antheil nehmen, endlich die Panegyris, jene Volksmaſſe, welche blos äußerlich an den öffentlichen Opfern Theil nahm oder auch nur zuſehen wollte, und zu dem Ende von allen Seiten heranſtrömte. Der Jakchostag, welcher vom Jakchosrufen ſeinen Namen hat, an welchem unter lautem Jubel, Jauchzen und Getöſe ein Zug unternommen wurde, welcher, nach den gewöhnlichen Ausdrücken zu urtheilen (*ἐξ ἄστεος Ἐλευσίναδε*) ſich von der Stadt nach Eleuſis begab, während Herodot[99]) ihn ſo darſtellt, als ſei er von Eleuſis ausgegangen, war, wie die von Müller citirten Stellen beweiſen, am 20. Boedromion. Die darauf folgende Nacht durchwachte man, und tanzte auf den Wieſen in der Nähe von Eleuſis, namentlich um die Quelle Kallichoros in der Nähe des Tempels. An jener Stelle ſollten ja die Frauen der

90) Helena. v. 1301 sq. 91) Den Dionyſos nennt als Hauptperſon *Steph. Byz.* s. v. *Ἄγρα*. 92) Protrept. II. p. 10 *Sylb.* 93) ſ. *Müller* l. c. p. 276. 94) vit. Demetr. c. 26. 95) ſ. Böckh, Staatsh. II, 252. Corp. Inscr. nr. 157.

96) ſ. S. 121. 97) Etrusk. II, 98. 98) ſ. *Engel*, Quaest. Nax. p. 46. 99) VIII, 65.

Eleuſinier zuerſt einen Chor aufgeſtellt und der Göttin zu Ehren Lieder geſungen haben. Dieſe pannychiſchen Tänze müſſen aber [1]) an der εἰκάς gefeiert ſein. Nun leuchtet ein, daß an dieſem Jakchoszuge, ſowie an dem Pervigilium, bei welchem die ununterbrochenſte Heiterkeit und ausgelaſſenſte Freude herrſchte, nur Eingeweihte Theil haben konnten, denn der Jakchos wird immer als ausſchließliche Wonne der Eingeweihten geſchildert. Hätte man aber mit den Freuden dieſer Nacht das Feſt begonnen, ſo würde die Folge der Weihen verkehrt geweſen ſein, da nun erſt die Trauergebräuche, welche ſich auf den Raub der Kora bezogen, folgten. Entweder konnten alſo die Neophyten am Jakchos für dieſes reſpective Jahr keinen Antheil nehmen, oder die Einweihung mußte ſchon im Anaktorion mit ihnen vorgenommen ſein. Da dies nun aber nach den Zeugniſſen der Alten unwahrſcheinlich iſt, ſo mußte die Weihe der Neophyten (καθάρμοι und ἀποτροπαί), welche in dieſen Tagen in Athen allgemein war [2]) und mehre Tage dauerte, dem Jakchos vorangegangen, und zwar vom 17—19. Boedromion inclusive vorgenommen ſein. Der Jakchos bildete ein heiteres Schlußfeſt der am 18. und 19. Boedromion vorgenommenen Trauergebräuche; den Neophyten würde das Feſt bedeutungs- und werthlos vorübergegangen ſein, wenn ſie ihn nicht hätten mitfeiern dürfen. Müller erklärt nun den Zuſammenhang des Eleuſiniſchen und Atheniſchen Feſtes folgendermaßen. Diejenigen Athener und Fremden, welche die Einweihung in die Myſterien zum erſten Male begehrten, gingen am 17. Boedromion nach Eleuſis, um ſich den nöthigen Vorbereitungen zu unterwerfen. Die älteren Myſten dagegen blieben ſo lange ruhig in Athen, und zogen erſt am 20. Boedromion in dem glänzenden Jakchoszuge dahin, auf welchem 150 Stadien langen Wege, der ſchon an und für ſich einen bedeutenden Theil des Tages hinwegnehmen mußte, außerdem noch an mehren Stellen Opfer und Tänze begangen wurden. So konnte man es den Frauen der Reichen eben nicht verdenken, wenn ſie ſich bei dieſer Panegyris der Wagen bedienten, was freilich durch ein Geſetz des Lykurg verboten wurde [3]). Die Neophyten zogen dann von Eleuſis aus — ſo muß die erwähnte Stelle Herodot's verſtanden werden — den älteren Myſten entgegen, bei welcher Gelegenheit es denn auf der Brücke über den Kephiſſos zu allerhand Späßen und Neckereien (γεφυρισμοί) kam, obgleich auch wol anzunehmen ſteht, daß dieſe bei dem Übergange aus der düſteren Stimmung in die ausgelaſſenſte Heiterkeit, welche durch den Trunk des Kykeon geſchah, hervorgebrochen ſind. Solche Scherze gehörten überhaupt zum Culte der myſtiſchen Demeter, und Jamben (ἰαμβίζειν) finden ſich bei den Demeterfeſten auf Paros, und in Syrakus wieder, ſowie man auch annehmen muß, daß die des Archilochos, welche durch ihre Zügelloſigkeit früh berüchtigt wurden, den an den Demeterfeſten üblichen Neckereien ihre Entſtehung verdankten. An dieſen Jakchoszug ſchloſſen ſich nun wahrſcheinlich allerlei myſteriöſe Gebräuche im Innern des Tempels, an welchen denn nicht blos die ältern Myſten, ſondern auch die Neophyten Theil nahmen. Dann erſt kam das Pervigilium. Vielleicht ſchon am folgenden Tage kehrten die Myſten nach Athen zurück, wo jedoch die Myſterien noch fortgeſetzt wurden [4]). Jetzt folgt die Nachweihe Epidauria. Asklepios nämlich war aus Epidauros nach Athen gekommen, um ſich einweihen zu laſſen; als die Myſterien ſchon vorüber waren, da wurde für dieſen Gott die Nachfeier geſtiftet, und er ſelbſt ſeit dieſer Zeit göttlich verehrt [5]). Dieſe Nachweihe war mit einem zweiten Opfer verbunden, welches von den Hauptopfern, denen eine πρόῤῥησις [6]), wer zu denſelben zugelaſſen werden ſollte, voranging, genau zu unterſcheiden iſt. Das Opfer begann zu Athen, und zog ſich von dort nach Eleuſis. Der letzte Tag der Myſterien, der 23. Boedromion, hieß Plemochoä, an welchem man zwei irdene Gefäße, Plemochoen oder auch Kotyliſken, mit Waſſer (?) — vielleicht mit Opferblute (?) füllte, das eine gegen Oſten, das andere gegen Weſten aufſtellte, und dann ſie umſtürzte, wobei man dann eine geheimnißvolle Formel ſprach. Ein Gebrauch, welcher ſich offenbar auf Todtendienſt bezieht, und den Groll, welcher aus der Unterwelt den Myſten drohete, mit dieſen beiden Güſſen zu vernichten oder zu entfernen ſuchte.

Wettkämpfe, welche mit den Eleuſinien verbunden waren, erwähnt ſchon der Homeriſche Hymnus, und dieſe ſind [7]) nicht auf den Krieg der Eleuſinier, ſondern auf die Βαλλητύς, ein Ehrenfeſt des Demophon, wobei mit Steinen geworfen wurde, zu beziehen. Sonſt wiſſen wir von dieſem Agon nichts. Die ſogenannten Demetrien (Ernteſeſt) jedoch, in welchen mehre von Pindar beſungene Athleten ſiegten, ſtanden mit den Myſterien durchaus in keiner Verbindung, und wurden einen Monat früher gefeiert, obgleich Demetrien als allgemeiner Name allen Feſten der Art zukommt (ſ. unten). Am 24. Boedromion endlich, alſo am Tage nach dem Feſte, wurde eine Rathsverſammlung im Eleuſinion gehalten, und ſo gewinnen wir für die Dauer des Feſtes einen Zeitraum von neun Tagen, welcher freilich nicht notoriſch gewiß, aber nach der Analogie anderer Demeterfeſte und dem Homeriſchen Hymnus ſehr wahrſcheinlich iſt.

Wenn wir nun ſchon wenig wiſſen von der äußern Ökonomie des Feſtes, ſo iſt unſere Kunde von den Vorgängen im Innern des Tempels noch mangelhafter, und wir können darüber nur Vermuthungen wagen, wobei wir denn freilich am allerwenigſten den franzöſiſchen Schriftſtellern folgen dürfen. Theilnehmer an den Myſterien durften weder Barbaren, noch Mörder, noch Zauberer, — Apollonios von Tyana wurde ausgeſchloſſen — noch ſonſt ein Schuldbelaſteter ſein, nur der vollkommen Tugendhafte und Schuldloſe war der myſtiſchen Fackel würdig. Kinder, Diener und Sklaven, Fremde, wenn ſie mit irgend einer Atheniſchen Familie zuſammenhingen,

1) Wie durch Müller (p. 280) bewieſen iſt. 2) ſ. *Philoch.* ap. *Procl.* ad *Hesiod.* ἔργ. 810. 3) *Aristoph.* Plut. 1013.

4) Andokides, über die Myſterien. §. 110—123. 5) *Paus.* II, 26, 7. *Philostr.* vit. Apollon. IV, 18. 6) *Lobeck* Agl. p. 16. 7) Nach *Müller* p. 281.

Digitized by Google

konnten eingeweiht werden, wenn die letzteren auch ſpäterhin durch Einheimiſche eingeführt werden mußten[8]). Die Darſtellungen im Innern des Tempels werden reich und glänzend und nach einem kunſtmäßigen Plan ſo eingerichtet geweſen ſein, daß die Gemüther der Myſten durch eine richtige Stufenfolge von Empfindungen allmälig in diejenige Stimmung verſetzt wurden, in welcher man ſie entlaſſen wollte. Die Darſtellungen, welche ſich auf den Raub der Kora in die Unterwelt bezogen, werden Furcht, Beängſtigung und Schrecken erregt haben. Plutarch[9]) beſchreibt dieſe Zuſtände, in welche die Seelen verſetzt wurden, alſo: Zuvörderſt Irrgänge und mühſeliges Umherſchweifen, und gewiſſe gefährliche und doch erfolgloſe Gänge in die Finſterniß. Dann ging der Weihe vorher mancherlei Schreckniß, Schauder und Zittern, Schweiß und peinliches Staunen. Aber aus dieſen Zuſtänden wird man in ein wunderbares Licht verſetzt, anmuthsvolle Gegenden, lachende Wieſen nehmen die Myſten auf, und hier zeigt ſich Getön und Tanz, heilige Geſänge und Erſcheinungen in aller Herrlichkeit. Vergleicht man dieſe Stelle mit Lucian[10]), ſo müſſen wir glauben, daß bei unſerem Feſte der Hades zwar nicht mit ängſtlicher Kleinlichkeit nachgebildet war, aber doch die Schreckniſſe der Unterwelt, wie der Glaube und die Mythen der Griechen ſie geſchaffen hatten, vor die Seele der Myſten geführt wurden. Die Eröffnung des Tempels wird von den Schriftſtellern des Alterthums oft mit der Enthüllung bis dahin verborgener Herrlichkeiten in Verbindung geſetzt, welcher ſtilles Staunen, und demüthige, ſittſame Folge des göttlichen Gedankens ſich angeſchloſſen habe. Schon der Anblick dieſes größten Tempels Helleniſcher Architektur mußte von wunderbarer Wirkung auf die ſchon gereizte Helleniſche Phantaſie ſein, doch vermag dieſes Alles uns noch nicht ein richtiges Gemälde von den Eleuſiniſchen Weihen zu geben. Unſre mangelhaften Kenntniſſe über die äußeren und inneren Vorgänge laſſen uns nur in Ungewißheit, wir müſſen uns daher begnügen, durch Erfahrung des religiöſen Ideenkreiſes, welchem die Myſterien angehörten, uns der Grundvorſtellungen zu bemächtigen, von welchen die Myſterien nur eine beſondere Entwickelung ſein konnten. Aber auch dieſer Weg iſt ſchlüpfrig; es iſt gewiß, daß es viele Sagen gab, welche ſo innig mit myſtiſchen Gebräuchen zuſammenhingen, daß ſie ſich nur durch die Myſterien und die in dieſer Gattung des Cultus vorherrſchende Symbolik fortpflanzen konnten. So muß uns Manches verloren gegangen ſein, denn gewiß iſt nicht Alles aufgeſchrieben, und ſelbſt zu dem Aufgeſchriebenen fehlt uns oft der Schlüſſel, die wir die Mythen nicht in ſymboliſcher Darſtellung ſehen, ſondern nur ſie hören und leſen. Iſokrates[11]) ſagt ausdrücklich, daß die Demeter den Athenern dankbar ſei wegen mancherlei Wohlthaten, welche nur die Eingeweihten vernehmen durften. Sehr viele Anklagen wegen Myſterienentheiligung bezogen ſich auf unerlaubte Mittheilung heiliger Sagen. Alles dieſes muß unſer Vorhaben erſchweren. Dazu kommt, daß ſelbſt manche Götterweſen nur in den Myſterien von Eleuſis Cult und Verehrung hatten, z. B. die oben erwähnte Daeira, welche von Hermes Mutter des Eleuſis geworden ſein ſollte. Ihr Cult ſtand dem der Demeter feindlich gegenüber. Wenn dieſer Göttin von ihrem Sühnprieſter, dem Daeirites, geopfert wurde, ſo durfte die Prieſterin der Demeter weder von dem Opferfleiſche koſten, noch ſich bei dieſer Feierlichkeit einſtellen. Sie iſt eine Tochter des Okeanos, weshalb man ſie für die feuchte Natur erklärt hat, eine Schweſter der Styx, mit welcher ihr Weſen auch wol am innigſten zuſammenhängen mag. Aber Äſchylos hielt ſie für identiſch mit der Perſephone, und dieſe Meinung wurde im Alterthum frühe gäng und gebe. Müller[12]) macht jedoch die treffende Bemerkung, daß man nur an die Todtenkönigin Perſephone, ein der Demeter abgewandtes und feindliches Weſen denken dürfe, wenn man in der Daeira die Tochter der Demeter erkennen wolle. Wir ſind alſo auf den Dienſt der chthoniſchen Gottheiten hingewieſen, wir ſehen uns in einen Ideenkreis verſetzt, wo ſich die Betrachtung der Erde und ihrem ſchweigenden geheimnißvollen Buſen zuwendet, und aus deren Schooße vegetabiliſches und animaliſches Leben wunderbar emporwächſt, um einſt an den Ort ſeiner Entſtehung zurückzukehren. Licht und Finſterniß, Leben und Tod, Blühen und Welken nimmt im chthoniſchen Dienſt die ſtaunenden Gemüther gefangen, und die Stelle einer ruhigen Heiterkeit, einer gelaſſenen Betrachtung, die den Cult der olympiſchen Gottheiten auszeichnet, füllt hier der ſchnellſte und plötzlichſte Wechſel von Wehmuth und Entzücken aus. Alle Erſcheinungen einer orgiaſtiſchen Götterverehrung, tiefe, in ſich verſchloſſene Betrübniß, welche jedoch durch Faſten und Trauergebräuche ſich kund thut, auf der andern Seite aber die ausgelaſſenſte, ungebundenſte Luſtigkeit, welche in die üppigſten, meiſtentheils mit derben, das Geſchlechtsverhältniß berührenden Zoten verbundenen Scherze ausbricht, gehören weſentlich dieſer Claſſe des religiöſen Cultus an. Aber der Gedanke an die Unterwelt iſt nicht mehr wie in Homeriſcher und nachhomeriſcher Zeit ein ſchrecklicher, man bebt nicht mehr ſcheu zurück vor den grauſenhaften Ausſtaffirungen, mit welchen die Phantaſie und die von den Dichtern bearbeiteten Sagen die geheimnißvolle Welt ausgeſchmückt hat, ſondern der Gedanke daran findet vielmehr ein Vorgefühl von Wonne, eine geheime, tief im Buſen verſchloſſene und bald in lauter Freude ſich kund thuende Luſt, welche grade den eigenthümlichen Reiz des chthoniſchen Cultus ausmacht. Da man aber für dieſe Ideen nichts Analoges in der wirklichen Welt vorfand, namentlich aber die Vorſtellung von Einheit des Lebens und Todes, von Kommen und Gehen, von Aufblühen und Verſchwinden nie zur anſchaulichen Klarheit gelangen konnte, ſo mußte auch der chthoniſche Dienſt ſtets einen myſtiſchen Charakter behaupten. Der menſchliche Geiſt wird ſich ſelbſt nicht klar, wünſcht es aber auch nicht, er gefällt ſich im Unbegreiflichen, jeder Verſuch, dieſe dunkelen Ahnungen,

8) *Müller* p. 283. 9) De anima Fragm. VI, 2. 10) im Cataplus. c. 23. 11) Panegyric. §. 28.

12) p. 287.

Digitized by Google

in welchen ſich die überſchwängliche Phantaſie ſo behaglich fühlt, in einen Rahmen zu ſchließen, eine Grenze zwiſchen dem Sichtbaren und Unſichtbaren, zwiſchen Gewißheit und trübſeliger Ahnung zu ziehen, mußte jedes Mal im chthoniſchen Dienſte mislingen, weil hier Möglichkeit und Unmöglichkeit ineinanderfließen, und keins von beiden zu begreifen grade den Genuß verſchafft. Auch der myſtiſche Dienſt hat Geſtalten hervorgebracht, aber ſie ſind nicht ſicher und feſt wie die im olympiſchen Cult erzeugten, ſie ſind in aller Zeit ungewiß und ſchwankend geblieben; ein charakteriſtiſches Merkmal iſt vielleicht, was Müller a. a. O. hervorgehoben, daß die Phantaſie durch die abenteuerlichen und ausſchweifenden Umriſſe ihrer Gebilde ein Misbehagen an ihren eigenen Productionen zu erkennen gibt. Auch Mythen ſind auf dem geheimnißvollen Felde des Myſticismus erwachſen, aber ſie haben ſich meiſtentheils losgeriſſen von ihrer Örtlichkeit, ſtehen ohne Zuſammenhang mit der Natur da, ſind unſchön, ungeheuer, ſeltſam und räthſelhaft. Aber woher kommt das? Es ſcheint als folgten die Myſten einer unterdrückten Religion, und ſo iſt es denn wahr, daß wir den Cultus der Demeter in vielen Gegenden verabſäumt, und gradezu unterdrückt finden [13]). Nicht minder hat ſich die jüngſte religiöſe Erſcheinung auf Helleniſchem Boden, der Dienſt des Dionyſos, nur mit Kampf, mit Widerſtreben vieler griechiſcher Stämme von einzelnen Landſchaften aus, über ganz Hellas verbreitet, wie denn oftmals nur günſtige Umſtände ihm ein neues Terrain verſchafft haben.

Die Anhänger dieſer beiden Culte traten daher in vielen Orten von Hellas zu geſchloſſenen Vereinen zuſammen, welche dann *τελεταί, ὄργια, θίασοι* genannt wurden, wenn auch nur wenigen derſelben es gelang, ſich auszubreiten und zu großen Myſterieninſtituten zu erheben. So iſt es denn [14]) gewiß, daß die Eleuſiniſche Telete ſchon vor der Joniſchen Wanderung, ja ſchon vor Homer, wenn man darunter die Äoliſche oder Joniſche Sängerſchule in Smyrna oder Chios, aus welcher Ilias und Odyſſee hervorgegangen ſind, verſteht, beſtanden hat, ohne daß darum die Eleuſiniſche Demeter ſchon in jener Urzeit den Ruhm gehabt haben mag, welchen ſie in ſpäteren Tagen gewann. Warum aber der Dichter dieſer Geſänge den Mythenkreis der Demeter und Kora nicht in ſein Werk aufgenommen hat, dieſe Frage habe ich bereits oben beantwortet.

Wenden wir dieſe Ideen auf die Eleuſiniſchen Myſterien an, ſo wird klar, daß die Mythe von der Demeter als einer ſegenſpendenden Mutter, von dem Raube und dem Aufſteigen der Kora aus der Unterwelt auf jeden Fall ein ſehr bedeutender Theil des ganzen Eleuſiniſchen Ideenkreiſes ſein muß. Die Demeter iſt die Erde als Mutter, als Gebärerin und liebevolle Pflegerin alles deſſen, was dem Schooße der Erde entwächſt. Sie iſt aber in Cult und in der mythiſchen Vorſtellung eine Perſon geworden, welche bald lebendig thätig, bald leidend und vom Schmerze überwältigt erſcheint. Der Gegenſtand ihrer mütterlichen Pflege iſt vorzüglich das vegetabiliſche Leben, die Kora gleichfalls eine Perſon, welche die Pflanzenwelt repräſentirt. Aber *Δημήτηρ* iſt *μουνοτόκος*, ſie iſt nur einmal Mutter geworden, ihre ganze Mütterlichkeit geht in einem Objecte auf, Mutter und Tochter ſind daher, wie in der Wirklichkeit, ſo auch in Mythus und Cultus unzertrennlich. Aber auch Kora iſt Perſon, nicht blos ein allegoriſches Weſen, ein Gebilde ſchwelgender Phantaſie, das von Dichterhand ausgeſchmückt wäre, ſondern auch theils lebendig und thätig, theils leidend und ſchmerzempfindend. So verſteht es ſich von ſelbſt, daß im Bewußtſein der gläubigen Myſten der Zuſammenhang der *ἄνοδος* und der *κάθοδος* der Kora mit dem Aufblühen und Dahinwelken der Pflanzenwelt im innigſten Zuſammenhange ſtand, und daß, wenn dieſes Band in der Darſtellung, welche die epiſche Poeſie von dieſem Verhältniſſe gibt, lockerer erſcheint, da reine menſchliche Handlungen und Begebenheiten in möglichſter Reinheit aufgefaßt werden mußten, man von hier aus nicht auf die einfach gläubige Auffaſſung der mit dem Cultus verknüpften Tradition ſchließen darf. Aber auch ſchon im Homeriſchen Hymnus hängt, wie oben gezeigt worden, das Kommen der Kora mit dem Frühlingsanfange zuſammen; ſie iſt ein ſpielendes Mädchen in höchſter Jugendkraft, die reizende volle Jugendblüthe ſelbſt. Ebenſo mußte auch in der epiſchen Darſtellung die *κάθοδος* der Kora mit dem Verwelken der Blumen, mit dem Ausfallen des Samens in unmittelbarer Verbindung gedacht werden.

Nach der in Eleuſis geltenden Form des Mythus ſollte Kora nur den dritten Theil des Jahres in der Unterwelt zubringen in der Umarmung ihres Gemahls. Müller ſpricht (S. 290) die Anſicht aus, daß man dieſe vier Monate nicht von der Ernte, ſondern nur von der Saatzeit an rechnen könne, welche durch den etwa vier Monate währenden Cheimon von der *ἄνοδος* der Kora getrennt iſt. Sehr leicht erklärt es ſich, wie an die Ausſtreuung des Samens, bei einem ſo ſehr mit der Natur vertrauten Volke, als die Hellenen waren, ſich religiöſe Ideen anknüpften. Sagt es doch Plutarch [15]) deutlich genug, daß die Alten bei der Ausſtreuung des Samens viele Gebräuche, welche ſich auf Begräbniß und Trauer bezogen hätten, zu beobachten pflegten. Es verſteht ſich, was Müller hinzufügt, daß wenn der Raub in das Herbſtäquinoctium geſetzt wird, hiermit dieſelbe Epoche gemeint iſt. In Athen dachte man ſich die Abweſenheit der Kora in der Unterwelt ſicher zwiſchen den Thesmophorien und Antheſterien, zwiſchen welchen beiden Feſten genau vier Monate liegen, zumal da die Thesmophorien ein Saat- und zugleich ein Trauerfeſt waren, welches ſich in dieſen Cultusideen nur auf die Trennung der Demeter von ihrer Tochter beziehen kann, und bei den Antheſterien deuteten offenbar die im Innern des Tempels von der *Βασίλισσα* und den 14 Gerären begangenen Gebräuche auf die aus der Unterwelt emporkommende Kora als Braut des Dionyſos.

Die kleinen Myſterien können auch nur eine Feier

13) ſ. *Herod.* II, 171. *Paus.* IX, 25. 14) Nach Müller's Auseinanderſetzung. S. 288.

15) De Isid. et Osirid. c. 70.

Digitized by Google

der ἄνοδος geweſen ſein, denn erſtens fielen ſie mit den Antheſterien zuſammen, zweitens wurden an dieſem Feſte Kora und Dionyſos wahrſcheinlich, wie oben gezeigt worden, als ihr bräutlicher Gemahl vornehmlich verehrt. Die großen Eleuſinien dagegen müſſen ſich an die κάϑοδος der Kora angeknüpft haben, denn grade während ihrer Schmerzenstage, als ſie trauerte um die entführte Tochter, kam Demeter zu den Eleuſiniern, um dem geliebten Volke ihre Weihen zu offenbaren. Auch die Eleuſinien ſind ein Saatfeſt [16]). Aber die Thesmophorien unterſcheiden ſich weſentlich von den Eleuſinien, und zwar dadurch, daß ſich dieſes Feſt ſchneller von den Ideen, welche ſich an den Raub knüpfen, losreißt, daher den Trauergebräuchen eine geringere Ausdehnung gegeben wird. Zugleich müſſen ſie auch eine Hinweiſung auf die ἄνοδος κόρης in ſich begriffen haben, da im entgegengeſetzten Falle das Feſt die Gemüther der Myſten nur in Disharmonie hätte verſetzen können, nimmermehr aber ihnen jene Seligkeit ertheilen, deren Krone der Jakchoszug ſein muß. Wir übergehen die Eleuſiniſchen Ideen, welche ſich an Ackerbau knüpfen, um diejenigen kurz zu berühren, welche das Schickſal des menſchlichen Lebens angehen. Die älteſte Art der Todtenbeſtattung war das Begraben, die Begrabenen hießen Δημήτρειοι und das Bewerfen gefundener Leichen mit Erde war die heiligſte Pflicht der Menſchen, welche Idee uns durch Sophokles' Antigone ſo recht klar gemacht wird [17]). Aber ſowie das Saatkorn, welches in die Erde geſtreut wird, um der Fäulniß übergeben zu werden, ſo knüpften ſich auch an das Begräbniß der Todten Ideen und Hoffnungen, daß aus dem verwelkten Leben ein neues erſtehe. Daß dabei Schweinsopfer, ebenſo wie in Rom vorkamen, und daß dieſer Gebrauch in Rom älter war, als die Übertragung des griechiſchen Demetercults nach Italien, iſt von Müller (a. a. O.) dargethan.

Wie die Kora geſtorben, doch lebte, und zwar als Königin der Unterwelt (eine Idee, welche eine auffallende Ähnlichkeit mit der Vorſtellung von Chriſtus hat, der da auch ſtirbt, um zu leben, und König der Lebendigen zu ſein), ſo ſterben auch die Menſchen, um zu leben, aus der Fäulniß des Körpers geht ein neues Sein hervor, ſie fahren fort als ψύχαι in der Unterwelt unter der Leitung der Kora-Perſephone zu exiſtiren. Wir bemerken eine auffallende Ähnlichkeit zwiſchen der Pflanzen- und der Menſchenwelt im Glauben der Myſten. Wie die Saat dahinwelkt, um neue Formen anzunehmen, ſo erleidet auch der Menſch eine Palingeneſie. Aber der Glaube an eine geſtorbene und doch ewig lebende Gottheit erſchien als die ſicherſte Baſis für den Glauben an Unſterblichkeit. Wenn ſich nun an die Antheſterien die Idee knüpfte, daß mit der Kora die Seelen der Geſtorbenen wieder auf die Oberwelt zurückkehrten, eine Anſicht, durch die einige Tage μαραί wurden, ſo muß man dagegen annehmen, daß in den Eleuſiniſchen Myſterien dieſelbe Idee reiner, würdiger und ernſthaft aufgefaßt und ausgebildet iſt, daß der Tod nicht als eine ſchreckliche Erſcheinung, ſondern als Vorempfindung göttlicher Seligkeit, als bitterer Anfangspunkt eines verſüßten, beſſeren Daſeins betrachtet wurde, wenn man auch nicht glauben darf, daß dieſe Idee von dem Eleuſiniſchen Weiheprieſter ſchon ſo ausgebildet iſt, wie in der Orphiſchen Dogmatik, wo eine beſtimmte Stufenfolge wie die Seelen allmälig beſſer und ſeliger wurden ſich vorfand, und eine Hauptlehre der Orphiſchen Theologie ausmachte. Namentlich wird man nicht annehmen dürfen [18]), daß die Eleuſiniſche Weihe die Lehre von einer Wanderung der Geiſter durch mehre Körper, alſo die Metempſychoſe, in ſich begriff.

Jede Religion iſt vom Egoismus angeſteckt, und wenn ſie das egoiſtiſche Element zu ſehr ausbildet, wird ſie gehäſſig und tritt in Streit mit Andersglaubenden. So die Eleuſiniſchen Myſten, ſie waren Bevorzugte, allein ſelig in der andern Welt; nur ihnen ſchien nach dem Tode eine neue Sonne, während die unglücklichen Seelen, welche vielleicht durch Zufall und Umſtände verhindert waren, der Weihe theilhaftig zu werden, im tiefſten Dreck und Schlamm und gräßlicher Finſterniß ἐν σκότῳ καὶ βορβόρῳ ſteckenbleiben mußten. Wie ſich die Myſten im Leben für andere, beſſere glücklichere Weſen hielten, ſo auch nach dem Tode. Seligkeit war nur für ſie allein da, und ſo mußte im Laufe der Zeit wol eine objective Verſchiedenheit zwiſchen Myſten und Nichtmyſten ſich herausbilden. Doch erhoben ſich die Gebildeten über die Engherzigkeit ſolcher Lehren, und in den Hymnen des Muſäos und Eumolpos [19]) werden die Freuden jener Welt nur den Gerechten zu Theil, während Finſterniß und Schlamm als eine Strafe für mancherlei Vergehen feſtgeſetzt iſt [20]). Darum iſt der Liebling der Demeter Triptolemos Richter in der Unterwelt geworden, der Gerechte und Ungerechte von einander ſcheiden ſoll. Aber Gerechtigkeit iſt immer eine Folge der Einweihung, und ohne dieſe iſt Gerechtigkeit nicht möglich. Gerechtigkeit ohne Antheil an der Eleuſiniſchen Weihe iſt nur ſcheinbar, die Menſchen gehen ewige Irrwege, planlos und vom Zufall abhängig iſt ihr Ziel, während die Myſten abſichtlich nach Gerechtigkeit ſtreben, und von den heiligen Göttern geleitet leicht und ſicher ſie treffen [21]). Alle dieſe Gedanken knüpfen ſich an den Raub und die frohe Heimkehr der Kora in die Oberwelt an. Aber dieſe Seite iſt eine offene, klare, oſtenſible, wie ſie Müller nennt. Es läßt ſich nicht erwarten, daß uns alle Ideen, welche ſich an die Eleuſiniſche Weihe knüpfen, auf gleiche Weiſe klar werden, noch kann es unſere Abſicht ſein, hier alle dieſe Sagen zu berühren. Im Gegentheil geht uns das Feſt hier nur inſofern an, als es der Perſephone gehört, was von der Demeter gedichtet iſt, müſſen wir unberückſichtigt laſſen. Aber nicht übergangen darf in unſerer Abhandlung werden der Antheil, welchen Jakchos an der Vollendung der Eleuſiniſchen Weihe hatte, obgleich unſere Kenntniß von dieſem Weſen nur ſehr unbeſtimmt iſt. Er war ein leitender herrſchender Dämon in den Myſterien, Sophokles

16) ſ. *Müller* p. 291. 17) Ib. p. 292.

18) Wie Creuzer (Symb. u. M. I, 163) ohne Beweiſe gethan hat. 19) ſ. *Plat.* Resp. II. 363. c. 20) ſ. *Aristoph.* Ran. v. 146. 21) ſ. *Andocid.* de myst. §. 31.

Digitized by Google

preiſt ihn als Herrſcher in den Thälern der Eleuſiniſchen Deo. Wir haben ſchon mehrfach erwähnt, daß das Feſt ſeine Vollendung durch den angeſchloſſenen Jakchos erhielt, ein überſchwängliches Freudenfeſt, welches offenbar von unſerem Gotte den Namen hat. Aber dieſer Gegenſtand der höchſten Wonne iſt nur ein Knabe; er iſt Säugling der Demeter[22]), aber nicht ihr, ſondern das Kind aus der Ehe des Aidoneus und der Kora. Der Mädchenraub hat alſo ſein Schreckliches verloren; die Ehe iſt eine glückliche geworden, der Jakchos iſt das beſeligende Pfand ihrer Liebe, ſein Leben ein deutliches Symbol neues Daſeins nach dem Tode. Aber Zeus und Kora ſind die Ältern des Eleuſiniſchen Knaben[23]), jedoch muß dieſer Zeus der *καταχθόνιος* ſein, der Pluton oder Pluteus, ein Weſen, welches wir freilich erſt aus den Attiſchen Tragikern kennen lernen, das ſich aber trefflich eignete zum Gemahle der Lebensgöttin Kora, und zum Vater des aus dem Tode geborenen Kindes, da er nicht ein unerbittlicher Aidoneus, ſondern ein liebender, beſeligender, nährender, ſchaffender Gott iſt. Als ein Kind des Segens hat Jakchos nie ſeine Beziehung zur Unterwelt eingebüßt. Dann wird[24]) ein *Διόνυσος καταχθόνιος* genannt. Seine Wiege war eine Fruchtſchwinge, ein *λίκνον*, um ihn als ein Demetriſches Weſen zu bezeichnen. Freilich verwechſelten die Athener dieſen Jakchos gern im Cult mit dem Dionyſos der gewöhnlichen Religion, aber man hatte doch nicht vergeſſen, ihm ein Jakcheion[25]) zu gründen, welches von den anderen Dionyſosheiligthümern gänzlich getrennt iſt. In dieſem Geiſte wirkten die Eleuſiniſchen Weihen durch die ganze Zeit des Heidenthums hindurch. Die Beſtimmung des Feſtes war, wie Müller (S. 292) bemerkt, nur im Gegenſatze mit der ganz in ſinnliche Form und poetiſches Spiel übergegangenen Welt der olympiſchen Götter, die Ahnung eines tieferen von der temporairen Geſtaltung unabhängigen Lebens hervorzubringen. Der Umſtand, daß die Myſterien ein Geheimniß waren, trägt vielleicht die Schuld, daß ſie nicht die Grundlage einer edleren geläuterten Helleniſchen Volksreligion wurden. So erfüllten die Myſterien auch freilich ihren Zweck, indem ſie in geſchloſſenen Kreiſen augenblicklich Wonne zu erzeugen vermochten. Eleuſis blühte, wenn auch in welkender Kraft, noch in ſpäten Tagen, bis nach dem Tode Theodoſios' des Großen die Gothen des Alarich, geführt von fanatiſchen Schwärmen chriſtlicher Mönche, es zerſtörten[26]). Wahrſcheinlich wird ſich der wilde Schwarm auch auf den Weihetempel geſtürzt, dieſen zerſtört und alle Krypten und geheimnißvollen Winkel bloßgelegt haben. Aber die Liebe der alten Athener, insbeſondere der Neuplatoniker zu den geſtürzten Myſterien, war zu groß, als daß dieſes in die Herzen der Nation eingegrabene Denkmal der Demeter und Kora ſich hätte mit einem Schlage vernichten laſſen, ſo finden wir denn noch ſpäter hin und wieder Eleuſinien auftauchen[27]).

§. 6. Arkadiſcher Cult. Wir verlaſſen den Attiſchen Boden, auf welchem die Koramythe ſo herrliche Wurzeln ſchlug, auf deſſen Bildung und Geſittung, und namentlich auf deſſen moraliſche Würde die Göttin ſo bedeutend gewirkt hat. Man darf ſich unter ſolchen Umſtänden nicht wundern, wenn der Mythus nach vielen Gegenden wanderte, und ſich fremden Localitäten accommodirte, nichtsdeſtoweniger aber in den Grundzügen derſelbe blieb. Jetzt feſſelt Arkadien unſere Aufmerkſamkeit; dort blühte der Cult der Kora, und[28]) entwickelte ſich originell, aus dieſem Grunde erſcheint er dort vorzüglich geeignet, das Weſen der Demeter und des Gegenſtandes ihrer mütterlichen Sorge, der Kora, zu beſtimmen. Herodot[29]) ſagt, daß die Thesmophorien der Demeter (an welchen Kora jedoch Antheil hatte) vor der Doriſchen Wanderung überall im Peloponnes geblüht hätten. Aber nur in Arkadien hätten ſie ſich erhalten. Preller (S. 145) iſt anderer Meinung; er behauptet, daß man von Arkadien ganz falſche Vorſtellungen habe, es gewöhnlich als ein Land betrachte, welchem Pelasgerthum und Autochthonenthum vorzugsweiſe zukomme. Schon bei den Alten wußte jeder Gebildete, daß die verachteten Pelasger ſich hinter die himmelhohen Berge zurückgezogen und dort in ihren Thälern ungeſtört eine geraume Zeit ihre alterthümlichen Sitten rein erhalten hatten. Nun macht Preller einen Einwurf, welcher Vieles für ſich hat. Er ſagt, man habe zu unterſcheiden zwiſchen dem Arkadien, welches von Pelasgern bewohnt wurde und Pelasgiſche Sitten pflegte, und dem Lande, das durch Pauſanias beſchrieben werde, nachdem Hekatäos, Hellanikos und Andere uns verloren gegangen wären. Pauſanias iſt ihm ein unkritiſcher Sagenſchreiber, der mit größerem Rechte der erſte der neuen Reiſebeſchreiber, als der letzte der alten genannt werden könne. Doch wozu dieſes Alles? Auch Arkadien iſt ihm ein anderes geworden! Seitdem die Arkader auf den Vorſchlag des Epaminondas, die Vereinigung der neuen Stadt Megalopolis eingegangen wären und[30]) zu dem Ende die Bürger aus zwanzig Städten der Provinzen der Mänalier und Parrhaſier in die neue Stiftung gezogen hätten[31]), ſeitdem die Schlacht bei Mantinea geſchlagen, und der Peloponnes vom ſpartaniſchen Einfluſſe emancipirt wäre, hätte ſich Arkadien in allen Stücken verändert. Das arme Hirtenvolk wäre plötzlich in den Mittelpunkt der Helleniſchen Nationalgeſchichte verſetzt worden, ſchnell hätten ſich Staatsmänner, Gelehrte und Dichter erhoben, und Megalopolis, der gemeinſame Pflanzort von Theben, Athen und Argos, wäre plötzlich der Inbegriff alles Modernen geworden, Arkadien aber eine Miſchung von Alterthümlichem und Modernem, von kindlicher Einfalt und ſtaatskluger Politik. Dieſes Land ſei es, was Pauſanias beſchreibe, und als er es beſchrieb, habe er noch dazu in der Blüthe ſeiner Leichtgläubigkeit und Urtheilsloſigkeit geſtanden.

22) ſ. *Lucret.* IV, 1164. 23) *Diod.* III, 62. 24) bei *Clem. Alex.* Protr. p. 19, 26 *Potter.* 25) ſ. *Plut.* Aristid. c. 27. Corp. Inscr. nr. 481 sq. 26) ſ. Zinkeiſen, Geſch. Gr. I, 636. 27) ſ. *Corsini*, F. A. IV, 195.

28) Wie Müller (zu *Aeschylos* Eumenid. p. 165) und Welcker (Epiſch. Cyklus, S. 65 fg.) dargethan haben. 29) II, 171. 30) *Diod.* XV, 11. 31) Vergl. v. Breitenbauch, Geſch. v. Arkadien. S. 145.

Digitized by Google

Solches derbe Urtheil zeigt ſich gleich von Vorn herein als übertrieben. Bildung, Geſelligkeit, Luxus, Gefallen am Modernen konnten nur in den Städten Eingang finden, nimmermehr das ganze Volk verändern. Der Arkader hatte ſeine Heerden, ſeine Berge und Triſten einmal lieb gewonnen und wird ſich ſchwerlich von dem Objecte ſeiner Liebe und Pflege ſo ſchnell getrennt haben. Pauſanias iſt jedenfalls redlich wie Herodot, denn er iſt religiös, und grade dieſer Zug ſeines Charakters kommt hier vorzüglich in Betracht, weil wir es mit einer Gottheit zu thun haben, deren Heiligthümer und Cult die Zeit nicht modificiren konnte, ohne ihn zu vernichten, und welchen falſch zu ſchildern, Pauſanias weder Gelegenheit, noch Urſache hatte.

Preller hält nun von den hieſigen Inſtituten der Demeter, daß ſie zwar in ihren erſten Urſprüngen alt und einfach waren, ihre Gebräuche aus Pelasgiſcher Zeit ſtammen möchten, daß aber faſt überall auf dieſe Fundamente viel neuere Gebräuche und Sagen, die der Attiſchen Eleuſinien, wie ſie etwa zur Zeit des Epaminondas ſein mochten, aufgetragen wären. So war in Megalopolis ein Heiligthum der großen Götter, der Demeter und Kora Soteira. Am Eingange derſelben ſtanden die Bildſäulen der Athene, des Asklepios und der Hygieia; die Demeter war ganz von Stein, Kora hatte die Bekleidung von Holz. Vor ihnen ſtanden kleine Jungfrauen, welche man für die Töchter des Damophon hielt, während Andere in ihnen Athene und Artemis zu ſehen glaubten, welche mit der Perſephone nach dem unechten Verſe des Homeriſchen Hymnus Blumen geſammelt hatten. Neben der Demeter ſtand Herakles, welcher auf der aus der Ebermayer'ſchen Sammlung mitgetheilten Gemme dem Aidoneus die Beaut abzukämpfen verſucht. Vor dieſer Gruppe ſah man einen Tiſch, auf welchem zwei Horen, Pan mit der Syrinx und Apollon mit der Kithar ſtanden, von welchen ein Epigramm ausſagte, daß ſie *τῶν πρώτων θεῶν* wären. Auf dem Tiſche ſtand ferner die Neda, eine Nymphe des bekannten Fluſſes mit dem unmündigen Zeuskinde, die Anthrake mit der Fackel und Hagno in der einen Hand einen Waſſerkrug, in der anderen eine Schale (*φιάλη*) tragend[32]). Preller behauptet, daß die Eleuſinien hier den Attiſchen nachgebildet ſeien. Und das ſagt Pauſanias §. 7 ausdrücklich, Kallignotos, Mentes, Soſigenes und Polos, deren Bildſäulen im Peribolos des Tempels aufgeſtellt waren, hätten zuerſt bei den Megalopolitanern die Weihe der großen Götter eingeführt und die Handlungen denen in Eleuſis nachgebildet (*καὶ τὰ δρώμενα τῶν ἐν Ἐλευσῖνί ἐστι μιμήματα*). Dagegen gab es in der Stadt Pheneos einen älteren Dienſt der Demeter *Θεσμίας*, welchen Triſaules und Damithales geſtiftet hatten. Dahin war die Demeter auf ihren Irrfahrten gekommen, und ihr Feſt wurde noch zu Pauſanias' Zeiten begangen[33]). Aber auch die Eleuſiniſche Demeter hatte hier einen Tempel und Myſterien, welche den Attiſchen nachgebildet waren. Neos, der dritte Abkömmling des Eumolpos, hatte einem Delphiſchen Orakel zufolge Tempel und Myſterien gegründet[34]). Preller ſchließt (S. 117) ſehr richtig aus den Worten des Pauſanias, daß auch die kleinen Myſterien in dieſer Stadt Eingang gefunden hätten. Auch in Baſilis, der Stadt des Kypſelos, welche zu Pauſania's Zeiten ſchon in Trümmern lag, gab es einen Tempel der Eleuſiniſchen Demeter, welcher erhalten war[35]). Am merkwürdigſten jedoch von allen bisher erwähnten iſt der Tempel der Eleuſiniſchen Demeter zu Thelpuſa oder vielmehr *ἐν ὅροις Θελπουσίων* in Onkoi, in welchem die Bildſäule der Demeter mit dem Dionyſoskinde ſtand. Die Göttin hatte den Beinamen Erinnys, welche auch an der Südgrenze des Thebaniſchen Gebietes am Kithäron einen Tempel hatte, und der im Dienſte der Koloneer wahrſcheinlich die blühende, grünende Demeter gegenüber ſtand[36]). Als Demeter bei Thelpuſa ihre Tochter ſuchte, ſoll ihr Poſeidon genaht und Gewalt angethan haben. Demeter wollte ſich ſeinen Umarmungen entziehen, verwandelte ſich in eine Stute, und graſete mit den Roſſen; da verwandelte ſich auch Poſeidon in ein Roß und wohnte ihr bei. Demeter gerieth in Zorn, von welchem ſie nicht abließ, bis ſie im Ladon, einem Fluſſe, der unweit ihres Tempels ſtrömt, gebadet hatte. Deshalb heißt ſie *ἐριννύς*. Das Verbum *ἐριννύειν* hieß in der Arkadiſchen, ohne Zweifel in vielen Stücken alterthümlichen, Mundart „zürnen"[37]). Aber Müller[38]) glaubt die Bedeutung von *Ἐριννύς* enger faſſen zu müſſen, und erklärt den Ausdruck: „Gefühl tiefer Kränkung, ſchmerzlichen Unwillens, wenn uns zuſtehende heilige Rechte von Perſonen, welche ſie am meiſten achten ſollten, freventlich verletzt werden." Es liegt auf der Hand, daß die Erklärung für unſere Demeter trefflich paßt. Poſeidon ſchien der herzzerriſſenen Göttin zu ſpotten, deshalb zürnte ſie. Nach dem Bade hieß die Göttin *Λουσία*, die Verſöhnte. Aus der Umarmung gebar ſie eine Tochter, deren Namen Pauſanias vor Ungeweihten nicht nennen darf, und den Arion[39]). Jenes Roſſes wegen behauptete man zu Thelpuſa ſei dort zuerſt der Poſeidon Hippios verehrt worden.

Preller zerreißt den ganzen Mythus, und das Reſultat ſeiner Forſchung iſt, daß er die Mythe für abſurd erklärt. Die Mythe vom Areion gehöre urſprünglich nach Oncheſtos und das Arkadiſche Onkoi ſei nichts anderes, als Namensübertragung von dem einen Orte auf den andern. Antimachos hätte ſeine Thebais zuerſt mit der neuen Mythe bereichert, aber indem er nicht wagte, die Erinnys mit hinüber zu nehmen, hätte er den Areion in Arkadien lieber ein Autochthonen-Roß ſein laſſen. Hernach ſei die Eleuſiniſche Mythe nach Thelpuſa in Arkadien verpflanzt, und aus ſeiner Ge und der Erinnys der Thebais eine Demeter Erinnys geworden. Es ſei aber abſurd, die Demeter unter die Erinnyen zu verſetzen, ungereimt, daß Demeter in die Gegend komme, um ihre Tochter zu ſuchen, und nachher zu ſagen, ſie habe dieſe

32) ſ. *Paus.* VIII, 31 im Anf. *Leake*, Trav. in Morea. II, 84. 33) *Paus.* VIII, 15, 4.

34) *Paus.* VIII. 15, 1 sq. 35) cf. *Nicias* ap. *Athen.* XIII. p. 609, F. *Paus.* VIII, 29, 5. 36) ſ. *Müller* Eum. p. 170. 37) ſ. *Paus.* VIII, 25, 4. Etym. M. p. 374, 1. 38) Eumen. p. 165. 39) *Paus.* VIII, 25, 5 sq.

Tochter erſt von Poſeidon empfangen und geboren. Wir wiſſen nicht, ob Preller nicht unkritiſcher iſt, als Pauſanias, wenn er (S. 157) ſagt, daß die Demeter Erinnys wirklich eine der Furien geweſen ſei und ſich dabei auf einige Stellen im Lykophron und Ptolemäus Chennus beruft. Wir haben ohne Zweifel in dem Berichte des Pauſanias Reſte uralter tiefer und bedeutungsvoller Mythen. Pauſanias ſagt, Demeter habe ihre Tochter geſucht, Poſeidon ihrer geſpottet, ihr Gewalt angethan, und die Göttin eine Tochter geboren und den Arion. Wir geben zuvörderſt zu, daß Arion ein ſpäteres Anhängſel iſt, nichts mit der Demeter zu ſchaffen hat, ein Anhängſel, was ſich übrigens aus dem Poſeidon Hippios leicht erklärt. Der Beiname der Demeter, Ἐριννύς, beweiſt jedoch nicht, daß ſie eine Furie ſei, noch weniger iſt er abſurd. Denn die Göttin zürnt, daß man ihren Schmerz verachtet, ſie zur Mutter machen will. Aber ſie vergißt ihren Schmerz und die Schmach im Bade, und heißt daher *Λουσία*. Den Namen der Tochter darf Pauſanias nicht ſagen. Es iſt ohne Zweifel Perſephone eine furchtbare Göttin, nicht die Kora, welche Demeter ſucht, ſondern ihre Schweſter, welche durch Gewaltthat erzeugt iſt. Man ſieht, daß hier das Weſen des Demeterkindes ſich in ein doppeltes zerſpaltet, indem die Kora die ἄνοδος, Perſephone die κάθοδος repräſentirt. Wir haben es mit einem ἱερὸς λόγος zu thun, deren Hauptinhalt der mitgetheilte ſein muß. Arion hat damit nichts zu thun, während er für Preller die Hauptſache iſt. So ſtellte auch das Bild von Phigalia, welches der Äginetiſche Künſtler Onatas gearbeitet hatte, den Mythus dar, daß Demeter vom Poſeidon die Perſephone, oder, wie ſie in Arkadien hieß, die Deſpöna, geboren habe. An der Echtheit des Bildes iſt nicht zu zweifeln, ſeitdem von Panofka und Lord Aberdeen Demeterbilder mit Pferdeköpfen gefunden worden ſind. Vom Arion iſt auf dieſem Bilde keine Spur. Die Göttin, erzürnt auf Poſeidon, bekümmert wegen des Raubes ihrer Tochter, hüllte ſich in ein ſchwarzes Gewand, und verbarg ſich in eine Höhle bei Phigalia, von Göttern und Menſchen abgeſondert. Es entſtand eine Hungersnoth, und als kein Gott wußte, wo Demeter ſei, bemerkte endlich Pan zufällig die Höhle. Er meldete es Zeus, dieſer ſchickte die Mören ab, um ſie zur Rückkehr auf den Olymp zu bewegen. Die Höhle war ſeit der Zeit eine heilige, auch gab es ein Bild, welches Demeter als Matrone auf einem Steine ſitzend darſtellte, nur Kopf und Haar war vom Pferde entnommen, und Schlangen nebſt anderen Thieren waren aus dem Haupte gewachſen. Wegen des ſchwarzen Gewandes, das ihr bis auf die Füße herabfloß, hieß ſie *Μέλαινα*. Die eine Hand trug einen Delphin, d. h. ein Thier des Poſeidon, die andere eine Taube, die der Aphrodite geweiht iſt, was anzeigt, daß die gewaltſame Vermählung ein Werk der Liebesgöttin ſei. Dieſes Bild hatte ein unbekannter Künſtler verfertigt, aber es war vom Feuer verzehrt worden. Mit ſeinem Verluſte hörten lange Zeit Opfer und Feſte der Göttinnen auf. Deshalb zürnte Demeter, ſchickte Miswachs über das Land, und als man den Delphiſchen Gott in Rath nahm, erhielt Phigalia die Weiſung, die Demeter nicht wieder zu vernachläſſigen. So richtete man den Cult wieder ein, und der Äginete Onatas mußte ein neues Bild fertigen. Eine Copie des alten Bildes, oder auch wol nur Traumbilder, dienten dem Künſtler zum Muſter. Die Göttin freute ſich, daß man einem ſolchen Manne die Beſorgung ihres Bildes aufgetragen hatte, und unterwies ihn im Traume, wie er ſein Werk vollenden könne. Auch dies war ſchon vor Pauſanias verloren gegangen, ja die Zeitgenoſſen hatten in der ſtürmiſchen Zeit die Exiſtenz deſſelben vergeſſen. Aber ein alter Mann erzählte ihm, daß drei Geſchlechter vor ſeiner Zeit der die Höhle bildende Felſen eingeſtürzt und das Bild vernichtet hatte. Pauſanias ſelbſt bemerkte am Felſen die Spuren des Einſturzes[40]).

Den Tempel der Deſpöna zu Phigalia kennen wir aus Pauſanias. Dort war ein Gemälde, welches die bei ihrem Feſte beobachteten Ceremonien ſchilderte, und vor dem Tempel Altäre der Demeter Perſephone und der Mutter der Götter. Ein koloſſales Bild des Damophon aus Meſſene ſtellte die beiden Göttinnen auf einem Throne ſitzend dar; Demeter trug in der rechten Hand eine Fackel, während die linke auf Deſpöna ruhte; auf den Knieen der Deſpöna ſtand eine Kiſte, über deren myſtiſche Bedeutung[41]) ich geredet habe. Neben der Göttin ſtand der bewaffnete Titane Anytos, die Kureten und Korybanten, alſo Weſen, welche der Rhea angehören, und eine Entartung des Cultus anzeigen. Bei dem Tempel ſtand das Megaron, in welchem die τελέτη der Deſpöna begangen und unzählige Opferthiere geſchlachtet wurden. Das Megaron umgab ein heiliger Hain der Deſpöna mit einem Altar des Poſeidon Hippios, und einem zweiten, der allen Göttern geweiht war.

Pauſanias ſagt, daß der Cult Eleuſiniſch ſei; was iſt aber Eleuſiniſch daran? Daß Demeter ihre Tochter ſucht! Auf Arkadiſchem Boden iſt die Sage von Poſeidon Hippios gewachſen, obgleich der Gott als Buhle der winterlichen, vom Waſſer überſtrömten Demeter ſchon frühzeitig auf den Eleuſiniſchen Cult eingewirkt hat. Wir müſſen einen Blick auf den Kerkyon thun; dieſe mythiſche Perſon deutet auf eine Zeit hin, in welcher Eleuſis in enger Verbindung mit Arkadien, aber Athen feindlich gegenüber ſtand. Er iſt ein Eleuſiniſcher Heros und Stammvater des Muſäos[42]). Er iſt mit Triptolemos von einer Mutter geboren, aber von verſchiedenen Vätern gezeugt, er nämlich iſt Sohn des Poſeidon, während Triptolemos Sohn des Rharos heißt[43]). Dieſer war aus Arkadien eingewandert[44]); ohne Zweifel iſt der Arkadiſche Heros Kerkyon identiſch mit dem Attiſchen. Dieſer war Sohn des Agamedes von Stymphalos und Vater des Hippothoos. Der Eleuſiniſche war Vater der Alope, die durch Poſeidon Mutter des Hippothoon wurde, welchen Stuten ſäugten und der unter Pferden aufwuchs[45]). Daß alle dieſe Weſen mit dem Poſeidon Hippios zuſammenhängen,

40) II, 14. VIII, 36, 5, 7. 41) Melamp. p. 100. 42) ſ. *Suid.* s. v. *Μουσαῖος*. 43) *Paus.* I, 14, 2. *Gell.* Noct. Att. XV, 21. *Lobeck* Aglaoph. p. 2121. 44) ſ. *Plut.* Thes 11. 45) *Paus.* VIII, 5, 3.

Digitized by Google

iſt einleuchtend, wenn auch dieſer Gott in Eleuſis nur geringere Bedeutung erhielt; doch hieß er dort Vater[46]). Gewiß iſt in ſehr früher Zeit ein Zweig der Arkadiſchen Demeterverehrer nach Eleuſis hinübergewandert, hat dort ſeine Stammſagen localiſirt und eigenthümlich fortgebildet. Über die uralte Verbindung des Poſeidon mit der Demeter im Arkadiſchen Cultus hat zuletzt C. Fr. Hermann[47]) geſprochen. Dieſes gegen Preller, welcher (S. 159) gradezu ſagt, daß in Phigalia die Eleuſiniſche Mythe bis auf die kleinſten Einzelnheiten Local gefunden hätten, und daß ſie von Thelpuſa gekommen wäre, weil hier die Geburt des Areion mit der Demetermythe vermengt war. Aber Areion kam gar nicht im Mythus von Phigalia vor! dort hatte Demeter nur die Perſephone geboren, nicht auch das wunderbare Flügelroß, das offenbar erſt Spätere mit ihr in Verbindung geſetzt haben, nachdem man einmal wußte, daß ſie mit dem Poſeidon Hippios Umgang gepflogen hatte. Doch mag der Dienſt von Thelpuſa ausgegangen ſein, aber nur Beweiſe der Verwandtſchaft liegen vor.

Auch Pheneos rühmte ſich mit dem Raube der Kora, und die Pheneaten erzählten, daß Demeter zuerſt bei ihnen eingekehrt ſei[48]), wie ſchon oben erwähnt worden iſt. Wir haben hier zu berückſichtigen, was Pauſanias von einigen Gebräuchen ſagt, von welchen der Attiſche Cult nichts weiß. In einem wunderbaren *πέτρωμα* wurde eine Maske aufbewahrt, welche die Demeter vergegenwärtigte; der Prieſter that ſie vor, und ſchlug dann mit Stäben den Erdboden, ein Gebrauch, welcher ohne Zweifel auf die wegen des Raubes der Perſephone zürnende, fluchende, die Erinnyen aus dem Hades heraufſchwörende Demeter geht, und vielleicht mit der Eleuſiniſchen *Βαλλητὺς* einige Ähnlichkeit hatte[49]). Die Maske hieß *κιδαρία*, ein Wort, welches mit *κίδαρις* zuſammenhängt, was[50]) eine Art von perſiſchem Turban bedeutet, den beſonders die Könige getragen zu haben ſcheinen, der in die Höhe ſtand und oben ſpitz zulief. Die Mütze war früh im Orient, auf Kypros, nachmals auch in Hellas ſehr gebräuchlich. Preller'n (S. 169) gilt die *κιδαρία* als ein Hauptbeweis, daß wir hier nicht die reine Arkadiſche Demeter vor uns haben, ſondern die mit ihr ſpäter ſo häufig verwechſelte phrygiſche Rhea. Das iſt möglich. Aber der Beweis iſt nicht vollſtändig, denn das Wort *κιδαρία* konnte recht gut früher in Arkadien gebräuchlich ſein, ehe die *κίδαρις* nach Hellas kam, zumal dort auch ein Tanz *κίδαρις* vorkommt. Auch Ovid[51]) bekleidet ſeine Ceres mit der phrygiſchen Mütze, wie ſie in Eleuſis einkehrt, und ähnlicher Kopfputz kommt auch auf den plaſtiſchen Denkmälern vor. Wir können jedoch über das Alles wenig mit Sicherheit urtheilen, da uns der *ἱερὸς λόγος*, welcher ohne Zweifel den Gebrauch der *κιδαρία* erklärte, nicht bekannt iſt. Soviel iſt gewiß, daß die pheneatiſche Demeter viele Ähnlichkeit mit der thelpuſiſchen und phigaliſchen hatte, da auch die Erinnys und Luſia[52]) in Pheneos verehrt wurde[53]). Auch das Flüßchen Styx[54]), bei Pheneos, möchte dazu dienen, unſere Anſicht zu beſtätigen, zumal auch dieſer Fluß im Mythus bedeutſam iſt. Demeter, heißt es, hatte ſich im Styx baden wollen, und dort zuerſt bemerkt, daß ihre Schönheit aus Gram über den Raub ihrer Tochter ſchwinde. Da verfluchte ſie ihn, und der Fluß wurde häßlich und dunkel. Auch in Tegea wurden die beiden Göttinnen verehrt. Unter dem Beinamen *καρποφόροι* war ihnen ein Tempel errichtet, und außerdem wird uns ein Altar der Perſephone erwähnt[55]). Auch auf dem Berge Aleſion war ein Hain der Demeter[56]). Pauſanias[57]) erwähnt ferner in Pallantion einen Tempel der Demeter und Perſephone, und nahe dabei eine Statue des Polybios. Ferner in Mantinea, in welchem ein beſtändiges Feuer unterhalten ward[58]). Nahe dabei in Neſtane war ein berühmter Tempel der Demeter, in welchem die Mantineer jährlich ein Feſt feierten[59]).

Der Cult der Demeter und Deſpöna und ihre Verbindung mit dem Poſeidon Hippios iſt in Arkadien uralt, wenn auch manches an dem Alterthümlichen modificirt ſein mag. Doch ſchadet dieſes der Hauptſache nicht.

Die Arkadiſche Perſephone führt noch einen anderen Namen, welcher ſie mit ganz fremdem Culte, dem Apolliniſchen in Verbindung zu ſetzen ſcheint; die Göttin heißt hier die Arkadiſche Artemis. Daß dieſe nicht die Schweſter des Apollon iſt, geht ſchon daraus hervor, daß Apollon in Arkadien wenig Tempel hat, und die Gründung des größten Theils der vorhandenen mit ausländiſchen Heroen in Beziehung gebracht, oder ſonſt von fremder Einwirkung abgeleitet wird[60]). Dagegen hat die Arkadiſche Artemis nirgends ſo viele Tempel beſeſſen, als grade im erwähnten Lande, Beweis genug, daß ihr Cult hier ſchon urſprünglich mit den Pelasgiſchen Religionen in engſter Verbindung ſtand, und folglich nicht aus dem Orient abgeleitet werden darf. Nicht weit von Pſophis lag eine uralte Stadt Klitor, dort war ein berühmter Tempel der Artemis Koreſia, welche Pauſanias eine Tochter der Demeter nennt, und die von Äſchylos offenbar Kora genannt worden iſt[61]). Die Göttin iſt in Arkadien offenbar Nationalgottheit, und wurde ſeit uralter Zeit von allen Stämmen des Hirtenvolkes vorzüglich unter dem Namen Hymnia verehrt[62]). Auf den Grenzen von Mantineia und Orchomenos hatte ſie unter dieſem Beinamen einen Tempel (12, 3) und aus Polyän (VIII, 34) wird es klar, daß die Tegeaten zu der Artemis von Pheneos jährlich Feſtzüge ſandten. Die Göttin wurde als Braut des Aidoneus betrachtet, daher ihr Name Hymnäa; ſie war das Kleinod von Arkadien, die Schönſte, weshalb ſie Kalliſte hieß, oder Kalliſto, und als ſolche ſelbſt in die Arkadiſchen Genealogien hineingezogen

46) *Paus.* I, 33, 6. 47) Quaest. Oedip. p. 3, 74 sq. 48) *Paus.* VIII, 14, 8. *Conon,* Narrat. 15. 49) ſ. oben. 50) Nach Paſſow im Lex. 51) Fast. IV, 517. 52) Nach *Ptolem. Hephaest.* ap. *Phot.* Biblioth. 143 ed. *Bekk.*

53) ſ. auch *Aelian.* H. A. X, 40. 54) *Strab.* VIII. p. 389. 55) Vergl. *Leake.* Travels in Morea. I, 94. 56) ſ. *Polyb.* XI, 14. *Paus.* VIII, 10, 1. 57) VIII, 44. 58) VIII, 9. 59) VIII. 7, 4. 60) ſ. Müller Dor. I, 200. 61) ſ. *Paus.* V, 24. 2. Vergl. *Orph.* Hymn. I, 7. *Callim.* Hecat. ap. Schol. in *Pind.* Nem. I, 3 *Heyne.* 62) ſ. *Paus.* VIII, 5, 8, 13, 14.

Digitized by Google

wird. So macht Eumelos[63]) ſie zur Tochter des Lykaon, natürlich des lykäiſchen Zeus, nicht des olympiſchen Gottes, ſondern des alten Pelakgiſchen, der mit dem Aidoneus identiſch iſt[64]). Sie iſt als ſolche die Mutter des Arkas, des mythiſchen Archagetes des Arkadiſchen Hirtenvolkes[65]). So iſt ſie alſo Nationalgottheit, und faſt alle Gipfel, Höhen und Quellen, Flüſſe und Thalbäche gaben ihr Beinamen. Sie heißt die Knakiatis bei Tegea, auch Limnatis[66]), in Orchomenos Kedreatis[67]), Stymphalia bei Stymphalos[68]), Skiatis zu Skia bei Megalopolis[69]), Knakaleſia in Kaphyä[70]), Kondyleatis in Kondylea[71]), Nemidia zu Teuthea[72]). Das Verhältniß der Gottheit zur Natur war alſo in Arkadien beſonders ausgeprägt, man findet ſie daher namentlich mit Seen, Quellen und Flüſſen in Verbindung, weshalb ſie auch an der klitoriſchen Quelle Luſoi vorzügliche Verehrung genoß, und zwar als Hemereſia[73]), und unter den Flüſſen ſind ihr namentlich der Alpheios und Kladios geweiht, wo ſie als ποτάμια verehrt ward[74]). Doch wir dürfen dieſen Zweig der Sage nicht zu weit ausführen, und bemerken nur noch, daß der klarſte Beweis für die Identität der Gottheit mit der Perſephone der iſt, daß ihr häufig blutige Opfer dargebracht wurden, und man in ſpäteren Tagen ſie gern mit der Iphigenia und der tauriſchen Artemis identifieirte. Müller[75]) hat dieſes Thema ausführlich behandelt, wir verweiſen daher auf ihn.

§. 7. Koracult in Sikyon, Korinth und Argolis. Der Cult der Arkadiſchen Kore und Artemis überſchritt auch die Grenzen und faßte Fuß in allen Theilen des Peloponnes. So finden wir in Sikyon auf der Straße, welche vom Theater nach dem Markte führte, einen Tempel der Artemis Limnäa, der freilich zu Pauſanias' Zeit ſchon von Zerſtörung gelitten hatte, wenigſtens war das Dach bereits eingeſtürzt[76]). Die Göttin hatte auch in der Fremde ihre Beziehung zum Poſeidon nicht verloren, ebenſo wenig war ihr Verhaltniß zum Aidoneus vergeſſen. Dies glauben wir daraus folgern zu müſſen, daß in Sikyon beim Altar des Poſeidon Iſthmios (einen Tempel dieſes Gottes gab es daſelbſt nicht) Standbilder des Zeus Meilichios, eines Weſens, das wenigſtens dem Aidoneus ſehr innig verwandt, wenn auch nicht ganz identiſch iſt, und der Artemis Patroa ſtanden, nicht alſo der Schweſter des Apollon, ſondern der Tochter der Demeter, der Braut des Todesgottes. Die Bilder waren uralt, kunſtlos und einfach, das des Meilichios konnte einer Pyramide, das der Göttin einer Säule verglichen werden, weshalb Gompf[77]) mit Recht glaubt, daß Sikyon ein uralter Sitz der Pelasger geweſen ſei. In Sikyon ſelbſt gab es einen Tempel der Demeter, den Plemmäos aus Dankbarkeit für Erhaltung ſeines Sohnes Orthopolis gegründet hatte[78]). Ferner in der Gegend des Gymnaſiums ſtand ein Tempel der Artemis Pheräa, deren Cult von Pherä nach Sikyon gekommen war. In dem Gymnaſium ſelbſt ſtand eine marmorne Bildſäule der Göttin. Aus dem Umſtande, daß ſie nicht mit Apollon verbunden iſt, glauben wir ſchließen zu müſſen, daß nicht die Schweſter des Apollon gemeint iſt. Der Cult ſtammt aus dem Theſſaliſchen Pherä und war auch in Athen und Argos zu Hauſe[79]). Endlich auf dem Wege nach Phlius, wenn man zehn Stadien links gegangen war, traf man auf einen Hain Pyräa genannt, deſſen Name ſchon an die fackeltragende Göttin erinnert. Darin ſtand ein Tempel der Demeter προστασία und der Perſephone[80]). Die Kora war mit dem Dionyſos verbunden, ein Beweis, daß die Mythe in ihrer ganzen Ausführlichkeit hier local war. Über das den Göttern gemeinſchaftlich gefeierte Feſt ſ. Pauſanias (a. a. O.)

Auch in Korinth war der Cult der Arkadiſchen Göttin zu Hauſe; ſie hieß dort Limnatis, λιμναία[81]), dort fand ſich im Artemistempel ſogar eine Quelle[82]). Auf dem Wege nach Kenchreä am Iſthmos ſtand ein Tempel der Artemis, offenbar der von uns die Arkadiſche genannten Göttin, mit einem ξόανον ἀρχαῖον[83]). Auch Demeter und Kora wurden in Korinth verehrt, und ihre Prieſterinnen waren zugleich Prophetinnen durch Träume[84]), die Göttin hieß ἐπoικιδίη[85]). P. Licinius Priſcus Juventianus errichtete, einer Inſchrift[86]) zufolge, den Peribolos des heiligen Hains in Korinth, erbaute darin Tempel der Perſephone, der Demeter, des Dionyſos und der Artemis, und ſchmückte ſie mit Statuen. Er ſtellte ferner den Tempel der Perſephone und des Pluton wieder her, welchen Zeit oder Erdbeben vernichtet hatten. Pauſanias ſchweigt davon[87]).

Wir wenden uns nach Argolis. Auch in dieſer Landſchaft war der Cult uralt. So war auf der Akropolis von Phlius ein heiliger Peribolos der Demeter, in welchem ſie und die Kora einen Tempel und eine Bildſäule hatte. Auch Artemis, offenbar die Peloponneſiſche Göttin, hatte ein ehernes Standbild, welches Pauſanias[88]) ſehr alt zu ſein ſchien; ebenſo war nicht weit vom Theater der Demeter ein Heiligthum und uralte ſitzende Bilder geweiht. Dann wurde in der fünf Stadien von Phlius entfernten Stadt Keleä der Demeter in jedem vierten Jahre ein Feſt gefeiert. Der Opferprieſter des Geheimdienſtes ward aber nicht für die ganze Lebenszeit, ſondern bei jeder Feier ein anderer gewählt, welcher auch, wenn er wollte, ſich verheirathen konnte. Pauſanias ſagt ausdrücklich, daß die Gebräuche von den Eleuſiniſchen verſchieden waren, während er doch eingeſteht, daß die Myſterien eine Nachahmung der Eleuſiniſchen waren, und dieſes ſagten auch die Phliaſier ſelbſt. Dysaules, Bruder des Keleos, war in ihr Land gekommen und hatte

63) bei *Apollod.* III, 8, 2. 64) ſ. *Eckermann*, Melamp. p. 107. 65) ſ. Müller, Dor. I, 372. 66) *Paus.* VIII, 53, 11. 67) Ib. 13, 2. 68) Ib. 22, 5. 69) Ib. 33, 3. 70) Ib. 23, 4. 71) Ib. 23, 6. 72) *Strab.* VIII, 342. 73) ſ. *Eckermann*, Melamp. p. 12. 74) ſ. *Paus.* V, 15, 4. 75) in den Doriern von S. 372 an. 76) ſ. *Robert Gompf*, Sicyoniac. p. 79. 77) p. 80. 78) ſ. *Leake*, Mor. III, 364. 79) *Paus.* II, 23, 5. ſ. *Gompf* p. 81. 80) ſ. *Gompf* p. 88. *Herm. Bobrik* de Sicyoniae Topogr. (Regiomont. 1839) p. 27. Vergl. *Paus.* II, 11, 3. 81) *Paus.* II, 7, 6. 82) Ib. 3, 4. 83) Ib. 2, 3. 84) ſ. *Plut.* Tim. 8. *Diod.* XVI, 66 *Hesych.* 85) Vergl. noch *Paus.* II, 4, 7. Schol. *Pind.* Ol. XIII, 74. Corp. Inscr. 1104. 86) bei *Maffei* Mus. Veron. I. p. 137. 87) ſ. *Leake*, Trav. in Mor. III, 296. 88) ſ. *Paus.* II, 13, 5.

Digitized by Google

die Myſterien eingeführt. Jon, Sohn des Xuthus, hatte ihn aus Eleuſis vertrieben, als er von den Athenern zum Anführer im Kriege gegen die Eleuſinier gewählt worden war. Pauſanias ſtreitet jedoch gegen dieſe Urſache der Auswanderung des Dysaules, und meint, daß irgend eine andere ſtattgefunden habe, auch ſei er nicht mit dem Keleos verwandt geweſen, noch ſonſt mit einem edeln Geſchlechte der Eleuſinier; ſonſt würde ihn der Homeriſche Hymnus nicht übergangen haben. Genug, daß Dysaules die Myſterien einführte, und, wie Pauſanias hinzufügt, dem Orte Keleá den Namen gab. Dysaules hatte auch dort ſein Grabmal [89]). In den Orphiſchen Gedichten war Dysaules der Vater des Triptolemos und Eubuleus, einer Familie, welche der Demeter Nachricht von der geraubten Tochter gegeben hatte, und dafür von dee dankbaren Göttin das erſte Getreide zur Ausſaat empfing [90]). Schon der Name Δυσαύλης bezeichnet den Flüchtling [91]), den ohne Dach und Fach, ohne feſte Anſäſſigkeit ſchlecht verſorgten Nomaden oder Jäger. Neben dem Grabe des Dysaules war das Grabmal des Aras, eines autochthoniſchen Heros der Phliaſier, welcher mit ſeinen Söhnen vor dem Beginne des myſtiſchen Demeterfeſtes zur Spende geladen war, ohne Zweifel ein Ackerbauer, denn das Wort iſt von ἀρόω abzuleiten [92]). Peeller behauptet mit Recht (S. 149), daß man einen doppelten Cult in Keleá unterſcheiden müſſe, einen uralten und einen verhältnißmäßig fehe jungen, da die Namen der Perſonen, welche die Eleuſiniſchen Sacea nach Keleá verpflanzt haben ſollen, die der Orphiſchen Dichtung ſind [93]).

Geht man dem Geabmale des Thyeſtes vorbei, ſo ſtößt man zur Linken auf einen Flecken Myſia, wo ein Heiligthum der Demeter Myſia iſt. Der Ort ſoll nach Argiviſcher Landesſage von einem gewiſſen Myſios benannt ſein, der die Demeter gaſtfreundlich bei ſich aufnahm. Den Tempel fand Pauſanias ohne Dach. Doch war in dem Flecken noch ein anderer von gebeannten Ziegeln, welchee Schnitzbilder der Perſephone, des Pluton und der Demeter enthielt, woraus gefolgert werden muß, daß auch da die Sage vom Raube der Kora in ihrer ganzen Ausführlichkeit bekannt war, ohne daß man deshalb behaupten kann, daß nach Sage der Myſier, Kora auf ihren Wieſen geraubt ſei, was Pauſanias bemerkt haben wüede [94]).

In Argos ſelbſt blühete der Cult fehr. Wir lernen durch Pauſanias eine Demeter Pelasgis kennen, alſo eine uralte Landesgottheit, welche bei dem Grabmale der Weiber, die für Dionyſos im Kampfe gegen Perſeus gefallen waeen, ein Heiligthum hatte. Pelasgos, Sohn des Triopas, hatte den Tempel geſtiftet, nicht weit davon war auch ſein Geab. Dieſem gegenüber wae ein großes ehernes Piedeſtal mit alterthümlichen Bildſäulen der Artemis, des Zeus und der Athene; man glaubte, es ſei ein Grab des Tantalos; nahe dabei war eine Grube, in welche nach Anordnung des Nikoſtratos geopfert wuede. Der Kora, dee Tochter der Demeter, zu Eheen wurden brennende Fackeln in die Grube hinabgelaſſen. Daß die Kora eine πυρφόρος θεός ſei, iſt ſchon oben bemerkt worden. Hier muß das Grab eines Heros ſein, welcher mit dem Dienſte der Koea in inniger Verbindung ſtand, denn es wurden Todtenopfer dargebracht; die Fackeln deuten an, daß man ſich die Peeſephone als Königin der Unterwelt dachte, welche mit dem heiligen Scheine der Fackeln zu ſühnen war [95]).

Auch die Arkadiſche Artemis war in Aegolis heimiſch. Sie hatte unter dem Namen λυκαία nahe bei dem Theater in Trözen einen Tempel, welchen Hippolytos gebaut hatte; vor dem Heiligthum lag ein Stein, auf welchem einſt neun Trözenier den Oeeſtes vom Muttermorde reinigten, Beweis genug, daß der Beiname lykäiſche Artemis nicht von Wölfen hergenommen iſt, welche Hippolytos auseottete, oder von ſonſt einer dem Pauſanias unbekannten Uefache, ſondern von dem Berge Lykäos in Arkadien, da wir die mit der Kora identiſche große Naturgottheit vor uns haben, in deren Cult ſeit ihrer Verbindung mit dee tauriſchen Göttin, Oeeſtes und Iphigenia ſo große Rollen ſpielen [96]).

Auf dem Wege von Trözen nach Hermione, wenn man den felſigen Bergpfad über den Altar des Zeus wanderte, lag ein Flecken Eileoi, welcher ſich durch Heiligthümer der Demeter und dee Kora auszeichnete [97]). Ebenſo nach dem Meere zu, auf den Grenzen von Hermione, prangte ein Heiligthum der Demeter Hermione (von ἕρμα, ὅρμα, eine Schutzgöttin der Hilfeflehenden), welcher auch in Trözen ſelbſt und auf den Geenzen gegen Trözenien zu, ſelbſt in Sicilien Tempel geweihet waeen [98]). Auch auf dem Buporthmos hatte die Göttin mit ihrer Tochter einen Tempel. Sie ſcheint dort mit der Athena Promachorma in Verbindung geſtanden zu haben, und der Cult war vielleicht dem Attiſchen nachgebildet [99]). Das vorzüglichſte Heiligthum der Demeter wae auf dem Pron. Klymenos des Phoroneus Brudee, und ſeine Schweſter Chthonia hatten es gegründet.. Nach Argiviſcher Landesſage hatten Atheras und Myſios die Demeter, als ſie nach Argolis kam, um die Kora zu ſuchen, gaſtlich aufgenommen. Kolonias aber hatte ihr den Zutritt zu ſeinem Hauſe verweigeet, noch irgend etwas, ſie zu ehren unternommen, jedoch ſeine Tochter Chthonia die Schritte des Vaters gemisbilligt. Da mußte Kolonias mit ſeinem Hauſe verbrennen, Chthonia aber wurde von der Göttin gerettet, und nach Heemione entführt, wo ſie das Heiligthum erbaute. Chthonia, die Unterirdiſche, iſt offenbar ein Beiname der Göttin, und namentlich führte ſie, wie Pauſanias berichtet, dieſen in Hermione; Chthonia hieß endlich auch das Feſt, welches ihr jährlich im Sommee gefeiert wurde. Der Prieſtee der Götter, und diejenigen Perſonen, welche die obrigkeitlichen Ämter verwalteten, hielten einen Feſtzug; es folgten Weiber und Männer, ſelbſt Knaben ſchloſſen ſich dem Zuge an; dieſe trugen weiße Gewändee, ihre Häupter waren bekränzt; die Kränze aber flocht man aus der Blume Κοσμοσάνδαλον.

89) ſ. *Paus.* II, 14. 90) Ib. I, 14, 2. 91) Wie Müller in den Eleuſinien (S. 269) ſagt. 92) ſ. Müller a. a. O. 93) ſ. Preller S. 131 fg. 94) ſ. *Paus.* II, 18, 3.

95) ſ. *Paus.* II. 22. 1—4. 96) Ib. 31, 4. 97) Ib. 34, 6. 98) Ib. 34, 12. 99) Ib. 8.

Digitized by Google

einer Art Hyacinthe, wie Pauſanias ſagt. Auch der Klagebuchſtabe Y zeichne die Blume. An den Feſtzug ſchloſſen ſich Männer, welche eine ausgewachſene Kuh aus der Heerde führten, die zwar gebunden war, aber vor Wildheit ſich der Feſſeln zu entledigen ſtrebte. War ſie bis zum Tempel gebracht, ſo wurde ſie losgebunden, daß ſie hineinlaufe. Man hielt die Thürflügel geöffnet, bis man ſah, daß ſich das Thier im Heiligthum befand, dann legte man die Thüren an. Vier alten Weibern lag es ob, die Kuh im Tempel zu erlegen. Eine durchſchnitt ihr mit einer Sichel (*δρέπανον*) die Kehle; dann wurde die Thür wieder geöffnet, und auf dieſelbe Weiſe wurden noch drei andere Kühe in den Tempel getrieben, um von den alten Frauen unter ähnlichen Ceremonien erlegt zu werden. Bei dem Opfer herrſchte noch der Aberglaube, daß, auf welche Seite die erſte Kuh gefallen war, die drei übrigen fallen müßten. Vor dem Tempel ſtanden einige Bildniſſe von Frauen, welche Prieſterinnen der Demeter geweſen waren, im Innern waren Throne errichtet, auf welchen die Frauen harrten, bis die Kuh in den Tempel getrieben war. Die dort aufgeſtellten Bilder der Demeter und Athene waren nicht ſehr alt. Pauſanias bekam nur das Bild der Athene zu ſehen, nicht das der Demeter, welche vorzugsweiſe verehrt wurde; es war überhaupt Sünde für eingeborne und fremde Männer, das Bild anzuſehen. Nur die alten Weiber mochten es wiſſen, von welcher Beſchaffenheit die Göttin war [1]).

Dem Tempel der chthoniſchen Demeter lag ein anderer gegenüber, welchen rings Bilder umgaben. Er gehörte dem Klymenos, dieſem opferte man auch. Klymenos iſt aber Beiname des Aidoneus. Hinter dem Tempel der Chthonia waren drei Plätze, von welchen der eine nach Klymenos, der andere nach Pluton, der dritte der acheruſiſche See benannt iſt. Auf dem Platze des Klymenos war ein Erdſchlund, durch welchen Herakles den Kerberos nach hermioniſcher Landesſage, auf die Oberwelt gebracht haben ſoll [2]). Vergleichen wir mit dieſer Erzählung des Pauſanias nun noch folgende Fourmont'ſche Inſchrift [3]): *ἁ πολις των Ερμιονεων Νικεον Ανδρωνιδα Δαματρι, Κλυμενῳ Κορᾳ Θεοδωρος Πορου Αργειος εποιησε.* Andere erwähnten auch die *Δεσποινα.* Vielleicht ſtammte auch der Name von Hermione aus dem Cultus, denn auch Hermes war ein chthoniſcher Gott, und man kann ſchon a priori annehmen, daß auch dieſer in Hermione und zwar in Verbindung mit den anderen chthoniſchen Gottheiten verehrt ward [4]). Doch ſoll damit nicht geſagt ſein, daß Hermes der Stadt den Namen gab, vielmehr iſt der Stadtname Hermione von der Demeter Hermione abzuleiten. Aufklärung über das Ganze gibt vielleicht der Anfang des Hymnos, welchen Laſos zu Ehren der chthoniſchen Gottheiten ſeiner Vaterſtadt dichtete [5]). „Demeter preiſe ich und Kora, des Klymenos Gattin, Meliboia, der Hymnen Äoliſche Harmonie die tieftönende heraufführend." Vergleiche damit den Hymnos des Philikos von Kerkyra [6]). Das Heiligthum der Chthonia am Eingange der Unterwelt war anerkannt das erſte der Stadt, was namentlich noch aus der Pietät erhellt, mit welcher die in Meſſenien wohnenden Aſinäer der alten Stammgöttin Opfer und Theorien ſandten [7]). Die myſtiſche Weihe blieb lange Zeit ſehr obſcur, da der Cult der Doriſchen Gottheiten den alterthümlichen Pelasgiſchen nicht vertrug, und ihn in den Hintergrund zu drängen ſuchte. An den Erdſchlund auf dem Platze des Klymenos knüpfte ſich wahrſcheinlich die Sage vom Raube der Kora. Die Göttin wurde als geſtorben gedacht, denn die Chthonien fielen ja in den Sommer, wahrſcheinlich war es ein Saatfeſt, an welches man ſo gern die Mythe vom Raube knüpfte. Deshalb zürnte die Demeter, und mit blutigem Opfer mußte ſie geſühnt werden. Die Demeter zürnte, und ſo war ſie wahrſcheinlich auf dem Bilde dargeſtellt, welches Männern anzuſehen verboten war. Die Kora ſcheint aber zugleich als Braut vorgeſtellt zu ſein, denn die Hyacinthenkränze, welche hier die Stelle der Narciſſe vertreten, deuten offenbar auf Vermählung mit dem Aidoneus hin. Die ganze Gegend übrigens war voll vom Culte der Demeter. So hatte ſie auch in dem Flecken Didymi einen Tempel, in welchem eine Bildſäule von weißem Stein die Göttin in aufrechter Stellung vorſtellte [8]). Aber wie der Cult auf der einen Seite nach der dryopiſchen Halbinſel verdrängt war, ſo auf der anderen in die lernäiſchen Sümpfe. Am Flüßchen Chimarrhos, auf der Straße von Argos nach Lerna, war eine Einfaſſung von Steinen; dort ſollte Aidoneus die Perſephone geraubt und in die Unterwelt entführt haben. In Lerna ſelbſt wurden der Göttin Myſterien gefeiert, die ſogenannten Lernäa. Sie hatte einen heiligen Hain, Pontinos, welcher größtentheils aus Platanen beſtand, und ſich ganz ans Meer hinabzog. Die Flüſſe Pontinos und Amymone ſchloſſen ihn ein. Im Hain befand ſich ein kleines ſitzendes Bild der Demeter Proſymna, und eins des Dionyſos, beide aus Marmor. Die lernäiſchen Myſterien ſoll Philammon geſtiftet haben. Nach Pauſanias verriethen die Gebräuche kein hohes Alterthum, auch könnten, wie Arriphon gezeigt habe, die Verſe des Philammon nicht echt ſein, da ſie in Doriſcher Mundart abgefaßt wären. Pauſanias urtheilt hier ſehr vernünftig, denn Philammon's Name wurde am Parnaſſos in der Gegend von Delphi gefeiert; auf ihn führte man die Bildung Delphiſcher Jungfrauenchöre zurück, welche die Geburt der Leto und ihrer Kinder beſangen [9]). Man ſieht, daß der alte Sänger Philammon auf's Genaueſte mit dem Doriſchen Element verknüpft iſt, und folglich nicht den Pelasgiſchen Dienſt der Demeter eingeführt haben kann. Den heiligen Hain hatten Danaos und die Danaiden geweiht. Pauſanias ſah auch den Alkyoniſchen See, durch welchen der Argiviſche Dionyſos in die Unterwelt geſtiegen war, um die Semele heraufzuholen.

1) ſ. *Paus.* II, 35, 4, 9. 2) Ib. 35, 10. 11. 3) ſ. Müller Dor. I, 399. 4) ſ. *Hesych.* s. v. Ἑρμιόνη. 5) ſ. *Athen.* XIV, 624, E.

6) bei *Hephaest.* p. 88 *Gaisf.* 7) ſ. Müller Dor. I, 400. 8) ſ. *Paus.* II, 36, 5. 9) ſ. Müller, Geſch. d. gr. Lit. I, 40.

Aus dem Umſtande, daß der Urſprung der bei den Myſterien beobachteten Gebräuche dem Pauſanias nicht ſehr alt vorkam, folgert Preller (S. 211) richtig, daß die Eleuſinien aus Lernä im Zuſammenhange mit den Attiſchen von Eleuſis ſtanden, worauf ſchon die Compoſition der Gruppe Demeter, Kora, Pluton, Dionyſos hinweiſt. Aber die lernäiſchen Hierophanten wollten auch Abkömmlinge der Eleuſiniſchen ſein [10]). Es beſtand Connubium zwiſchen beiden Hierophantengeſchlechtern. Nun meint Preller (a. a. O.), daß die lernäiſchen Myſterien durch eine Eleuſiniſche Miſſion, und zwar zu einer Zeit, als dieſes ſich ſchon der Orphiſchen Theologumenen bediente, entſtanden ſei. Das iſt wol zu viel geſagt. Wahrſcheinlich war Cult und Weihe uralt, wurde aber durch eine Eleuſiniſche Colonie den Attiſchen Myſterien analog gemacht. Der Beiname der Demeter, Proſymna, wird richtig abgeleitet von einer kleinen Ortſchaft dieſes Namens, welche Argos zerſtört und dieſer Stadt einverleibt hatte. Die Sage von des Dionyſos Niedergang in den Hades, um ſeine Mutter Semele heraufzuholen, wurde in Delphi wiederholt, und iſt Orphiſchen Urſprungs [11]). Der Proſymnos, welcher ihm den Weg zeigte, weiſt gleichfalls auf die zerſtörte Ortſchaft hin, der Heros wurde dafür der Liebling des Gottes [12]). Proſymnos wurde der Stammvater des lernäiſchen Prieſtergeſchlechts. Die Lernäen waren, nachdem ſie lange in Dunkelheit gelegen hatten, in ſpäteren Tagen nicht unangeſehen, wie aus der Inſchrift [13]): „Sacratae apud Laernam Deo Libero et Cereri et Corae" hervorgeht, und Λέρνη κακῶν war ein Sprüchwort geworden [14]).

§. 7. Lakoniſcher Cult. In Lakonika war der Dienſt der großen Götter nicht ausgerottet, wenn auch ſchwerlich von den Doriern ſehr geehrt. So gab es in Sparta ſelbſt einen Cult der Demeter Chthonia, welchen nach der Sage Orpheus gelehrt hatte. Pauſanias glaubt jedoch nicht daran, wie er denn überhaupt gegen die Sagen von Orpheus etwas ungläubig iſt [15]). Er glaubt vielmehr, daß das Heiligthum zu Hermione die Quelle des ſpartaniſchen Demetercultes ſei [16]). Beide Anſichten werden wol ihre Richtigkeit haben, denn der Cult von Hermione hatte, wie wir oben gezeigt haben, eine Umbildung durch Orphiſche Eleuſinier erlitten. So mag alſo der Cult von Sparta urſprünglich von Hermione ausgegangen, und ſpäter von dort aus umgebildet ſein [17]). Ferner gab es in Sparta auf der Straße Σκιὰς einen Tempel der Kora Σώτειρα [18]). Auch in Amyklä finden ſich Spuren des chthoniſchen Dienſtes, dort gab es eherne Dreifüße [19]), welche von dem Zehnten der Meſſeniſchen Kriegsbeute geweiht waren. Der dritte dieſer Dreifüße war von dem Ägineten Kallon gearbeitet, darauf ſtand ein Bild der Perſephone, der Tochter der Demeter. Ohne Zweifel war Amyklä ein uralter Sitz der Göttin, aber da es im Intereſſe der Dorier lag, die einheimiſchen Culte zu verdrängen, damit alles Andenken an die Herrſchaft der Achäer vernichtet würde, ſo wird auch früh die Göttin von Amyklä ins Dunkel getrieben und dem Apollon gewichen ſein [20]). Kallon zeichnete ſich, nach Quinctilian durch rauhen, alterthümlichen Styl aus, und blühete nach Phidias [21]), um Olympiade LXXXVII. So wird alſo dieſer Dreifuß nicht von der Meſſeniſchen Kriegsbeute, ſondern nach dem Siege des Lyſander über die Athener bei Ägospotamos, alſo Olymp. XCIII., 4, dem Amykläiſchen Apollon geweiht ſein. Um dieſe Zeit mußte Perſephone noch nicht vergeſſen ſein, doch war ihr Bild, der chthoniſchen Göttin, auf einem Dreifuße, welcher Apollon gehörte, ein Beweis für die Richtung, welche man dem alterthümlichen Culte zu geben ſuchte. Ein Feld des Thrones des Amykläiſchen Apollon, welches Pauſanias (III, 19, 4) beſchreibt, möchte dazu beitragen, die Richtung, welche der Pelasgiſch-Achäiſche Dienſt nahm, noch deutlicher zu machen. Eine Gruppe bildeten Demeter, Perſephone und Pluton, dann die Moiren und Horen, mit ihnen Athene, Aphrodite und Artemis, welche den Hyakinthos und ſeine als Jungfrau geſtorbene Schweſter Polyboia in den Himmel, d. h. auf den Olymp, geleiteten. Daß Hyakinthos ein Naturgott ſei, welcher urſprünglich in den Kreis der chthoniſchen Götter gehört, beweiſt ſchon ſein Name und die Blume, welche die Kora pflückte, als der Erdboden unter ihren Füßen ſchwand; Polyboia hängt mit Meliboia zuſammen, wie die Kora von Laſos angeredet war. Wir haben ganz die Gruppe, welche bei dem Raube zugegen war, aber der Zug begibt ſich nicht in den Hades, ſondern auf den Olymp. Das iſt der Einfluß der Apolliniſchen Religion. Doch war der Cult der chthoniſchen Götter nicht ganz zurückgedrängt. Es gab in der uralten Helotenſtadt Helos ein Schnitzbild der Perſephone, welches an beſtimmten Tagen in das Eleuſinion, das heißt in den Tempel der Eleuſiniſchen Demeter, gebracht wurde. Das Eleuſinion war 18 Stadien vom Berge Lapithaion, einer Kuppe des Taygetos, entfernt. Wahrſcheinlich wurde das Bild nach der Demeter gebracht im Anfange des Frühlings, wenn die Schwalben heimkehrten und das erſte junge Laub kam; zurück wird man es im Herbſte gebracht haben, wenn man ſäete. Auch in Helos werden die Eleuſinien in ihrer ganzen Ausführlichkeit bekannt geweſen ſein, man wird ein Trauer- und ein Freudenfeſt gehabt haben, wenn auch der ſpartaniſche Druck, welcher die unglückliche Stadt vorzugsweiſe traf, der Ausdehnung und dem Schmucke des Feſtes vielen Abbruch that. An dem Feſte fand ein Agon ſtatt, welcher gleichfalls Ἐλευσίνια [22]) hieß. So gab es auch 40 Stadien vom Vorgebirge Tänaron in der Stadt Känepolis, die ehedem auch Tänaron hieß, ein unterirdiſches Heiligthum [23]) der Demeter (μέγαρον).

10) ſ. *Boeckh.* C. I. nr. 405. *Jacobs* Anthol. II. p. 805 u. 241. 11) ſ. *Lobeck*, Aglaoph. p. 619. *Plutarch*. de S. N. V. 22. 12) ſ. Preller S. 212. 13) ſ. *Müller*. Aeginet. p. 172. 14) ſ. *Strab.* VIII. p. 375. Paroemiogr. s. v. Im Allgemeinen *Paus.* II, 36, 7 u. 37 Anf. 15) ſ. *Paus.* I, 14. IX, 30. 16) Ib. III, 14, 5. 17) ſ. *Hesych.* s. v. Ἐπιπολλὰ, Ἐπιχρῆναι. 18) Vergl. *Leake*, Trav. in Morea. I, 163. 19) Vergl. *Paus.* IV, 14, 2.

20) ſ. *Paus.* III, 18, 8. 21) *Plin.* XIV, 1, 19. 22) ſ. *Hesych.* s. v. und das fingirte Decret gegen den Muſiker Timotheos bei Müller Dorier. I, 402. II, 324. *Paus.* III, 20, 5, 7. 23) ſ. *Paus* III, 25, 9.

Digitized by Google

Ferner war in Augila ein ſehr gefeiertes Heiligthum der Demeter [24]). Die Prieſterin der Demeter Archidameia ſollte den Ariſtomenes gerettet haben. Dann war in Gythion ein Tempel der Demeter [25]). Soviel über die Verehrung der Göttin in Lakonien. Nirgends fand ſie großen Anklang, der Cult iſt daher an die Grenzen, oder in die Berge zurückgedrängt; doch war es den Dorern zu Pauſanias' Zeit noch nicht gelungen, ihn zu vernichten.

§. 8. Meſſeniſcher Cult. Ebenſo, ſollte man denken, wäre es bei den Meſſeniſchen Doriern geweſen; aber ſei es, daß das Doriſche Element hier langſamer die Oberhand gewann, ſei es, daß die von den Lakoniſchen Nachbarn bedrohten Meſſenier es vorzogen, friedlich und auf den Fuß gleicher Rechte mit den Achäiſchen Ureinwohnern zu treten, ſei es endlich, daß Colonien von anderen Gegenden und Stämmen den Cult der chthoniſchen Götter nach Meſſenien gebracht haben, genug er wurde nicht allein hier mehr geehrt als in Sparta's Umgebung, ſondern blühte auch ganz gewaltig in einigen Gegenden. Lykos, Pandion's Sohn, ſoll in früher Vorzeit nach Arene, der Stadt des Aphareus, gekommen ſein, als er aus Attika vor ſeinem Bruder Ägeus flüchten mußte. Von Arene wird ein artiges Mährchen erzählt, welches in Lebadea, wie wir unten ſehen werden, ſeine Analogie findet; Minthe erregte die Eiferſucht der Perſephone im Hades, und wurde deshalb in das Kraut Gartenminze verwandelt, welches auf dem Berge Samikon vorzüglich wuchs; andere erzählten, Minthe habe die Demeter in ihrem Schmerze gereizt. Wahrſcheinlich gehört die Nymphe zu den Brautführerinnen der Perſephone in den Hades [26]). Dort lehrte Lykos dem Aphareus die Orgien der großen Götter, nicht minder ſeinen Kindern und ſeinem Weibe Arene. Er ſollte aber die Myſterien gelehrt haben, nachdem er ſie nach Andania geführt hatte, während Kaukon ſie in Meſſene einführte [27]). Preller (S. 148) ſtreitet wieder gegen Pauſanias und behauptet, die Meſſeniſchen Myſterien wären in dem Zuſtande, in welchem ſie unſer Autor kennen lernte, nichts weiter als eine Attiſche Gründung geweſen, welche bei der politiſchen Herſtellung des Landes und der Erbauung von Meſſene durch den Myſterienkünſtler Methapos vorgenommen wurde, der wahrſcheinlich aus dem Kaukoniſch-Attiſchen Geſchlechte der Lykomiden ſtammte. Müller [28]) hält dafür, daß die Neliden, welche von Herodot (I, 147) Kaukonen genannt werden, an der Spitze einer Äoliſchen Kriegerſchar von Pylos nach den Joniſchen Königen in ſtürmiſchen Tagen die Herrſchaft Attika's erworben, und in naher Verbindung mit den Eleuſiniſchen Myſterien geſtanden haben. Die Kaukonen ſind allerdings Pelasger, aber Kaukon ſteht auch unter den Stammheroen von Phlya, einem Attiſchen Demos, deſſen Cult dem Eleuſiniſchen nahe verwandt war. Beim Untergange der Meſſeniſchen Nation ſollen ſich die Meſſenier vom heiligen Geſchlechte nach Eleuſis gerettet haben [29]). Doch kehrten ſie noch vor der Schlacht bei Kapruſema in ihr Vaterland zurück (*Paus.* IV, 15, 7). Lykos, der Kaukonide, ſtammte aus Phlya, und die um dieſelbe Zeit von Kaukon gegründeten Myſterien von Meſſene ſollen die größte Ähnlichkeit mit den Attiſchen gehabt haben. Aus allem dieſem geht hervor, daß der Cult im Meſſeniſchen Lande älter war, als die Doriſche Eroberung, daß aber die Religion der chthoniſchen Götter durch die Dorier und wahrſcheinlich noch mehr durch die Eroberung von Seiten der Spartaner geſtört und vielleicht bis auf einzelne Reſte untergegangen war, die ſich in Traditionen erhalten hatten, daß aber endlich nach der Herſtellung Meſſeniens durch Epaminondas der Athener Methapos nach Attiſchem Muſter die Eleuſinien in dem wiedergeborenen Lande herſtellte. Ebenſo wenig iſt es Preller (a. a. O.) zu glauben, wie Müller bemerkt, daß um dieſe Zeit erſt die Lykomiden nach Attika gekommen ſeien. Lykos, Sohn des Pandion, ſcheint Müller urſprünglich Lykomis geheißen und identiſch mit dem Stammvater der Lykomiden geweſen zu ſein, eine Annahme, welche ohne Zweifel richtig iſt [30]). Auch die Triopiſche Demeter, welche in Argolis vorkommt, wurde in Meſſene verehrt. Sie hatte dort einen Tempel mit einer Bildſäule von Gold und pariſchem Marmor, und auch hier wird der Cult mit Aphareus und ſeinen Kindern in Verbindung geſetzt [31]). Aber der Cult von Andania war der hauptſächlichſte in Meſſenien, doch auch hier mußte ſich die chthoniſche Religion der olympiſchen unterordnen [32]). Nicht weit von der Stadt Öchalia entfernt war die ſtenykläriſche Ebene, acht Stadien von Andania und auf dieſer der karnaſiſche Hain, ein Cypreſſengehölz [33]). Dort ſah man die Bildſäule des karneiſchen Apollon und des Hermes Kriophoros, und neben der Bildſäule der Kora, der Tochter der Demeter, entſprang ein Quell [34]). Man feierte der Göttin im karnaſiſchen Haine Myſterien, welche Pauſanias an Heiligkeit gleich nach den Eleuſiniſchen ſetzt. Doch durfte er das Nähere nicht berichten. Die Nähe der Bildſäule des Apollon zeigt gewaltigen Einfluß des Doriſchen Elements. Die Stelle, wo die Korabildſäule ſtand, nahe der Quelle, ſcheint nicht abſichtslos gewählt zu ſein. Wie die Arkadiſche Artemis gern mit Quellen und Flüſſen in Verbindung geſetzt ward, iſt oben gezeigt. Bei der Kora wird daſſelbe Grundprincip ſtattgefunden haben, und die Quelle Herkyna bei Lebadea entſprang unter ihren Händen. Die Weihe war, wie Pauſanias ſie kannte, ohne Zweifel ganz nach der Attiſchen eingerichtet. Aber ein älterer Cult wird einſt wol geblüht haben, der durch den Dorismus unterdrückt ward, bis Epaminondas Meſſenien emancipirt hatte.

Wir ſehen aus dieſen Notizen über Stockdorien, wie ſehr es den neuen Eroberern gelang, die alterthümlichen

24) ſ. *Paus.* IV, 17, 1. 25) Ib. III, 21. Vergl. *Leake*, Trav. in Morea. I, 246. 26) ſ. *Strab.* VIII, 344. *Pollux* VI, 68. *Phot.* 271. Schol. *Nic. Alex.* 374. Etym. Gud. 395. *Orph.* p. 833. *Lob.* Opp. Hal. III, 486. *Ovid.* Met. X, 730. *Agatharch.* de mari rubro. p. 6 *Huds.* und Preller (S. 175), welcher die Citate herbeigeſchafft hat. 27) ſ. *Paus.* II, 2, 6. 28) Eleuſinien. S. 271.

29) ſ. *Paus.* IV, 14, 1. 30) ſ. *Bessler*, De gent. et fam. Att. sacerd. p. 39. 31) ſ. *Paus.* IV, 31, 11. 32) Ib. 33, 5. 33) Über die Beziehung dieſes Baumes zu der Unterwelt und den chthoniſchen Göttern habe ich im Melampus p. 111, f. geſprochen. 34) Vergl. *Leake*, Trav. in Morea. I, 391.

Pelasgiſchen Culte zu unterdrücken. Weniger gelang ihnen dies jedoch mit der Religion der Peloponneſiſchen Artemis, welche ſelbſt im Limnäon zu Sparta unter dem Namen Ὀρθία einen Tempel hatte, ihr Altar wurde in der früheſten Zeit durch blutige Menſchenopfer beſprützt, wenn ſie auch in Tagen milderer Geſittung mit der blutigen Geißelung ſpartaniſcher Knaben wohlgefällig ſich begnügte[35]). Ebenſo wenig wich der Cult dieſer Göttin aus Meſſenien.

§. 9. Eliſcher Cult. Die Neliden, welche Herodot Kaukonen nennt, hatten ihren Urſitz in Pylos, der Wohnung Neſtor's im Homer. Nahe bei dieſer Stadt nach Oſten erhebt ſich der Berg Minthe, wo einſt ein heiliger Temenos des Hades war und ein Hain der Demeter[36]). Chloris, Neleus' Gattin, war[37]) eine Tochter des Jaſiden Amphion und der Perſephone, einer Tochter des Orchomeniſchen Königs Minyos. So tritt alſo der Hades in die Genealogien ein[38]). In Lepreon zeigte man das Grabmal des Kaukon, welcher mit dem Culte von Andania und Arene in Verbindung ſtand. Die Stadt war einſt bedeutend, und hatte einſt vieles für Mythos und Urgeſchichte Merkwürdige aufzuzeigen, aber Pauſanias fand nichts Ausgezeichnetes mehr, als ein Heiligthum der Demeter von rohem Lehm, ohne Bildſäule. Das genügt uns auch. Der Cult war ohne Zweifel uralt, hing mit den Kaukonen zuſammen, worauf vielleicht auch die nicht weit von der Stadt entſpringende Quelle Arene, die ihren Namen von der Frau des Aphareus haben ſollte, hinweiſt[39]). Selbſt in Olympia war der Cult gewurzelt, im Haine Altis hatte die Deſpoina, alſo die Arkadiſche Göttin, des Poſeidon und der Demeter Tochter, einen Altar zwiſchen den Altären zweier θεοὶ ἀγοραῖοι des Zeus und der Artemis[40]). Die Eleer opferten monatlich einmal auf ihrem Altar, und zwar auf alterthümliche Weiſe[41]). Wein durfte der Deſpoina als θεὸς ἄοινος wie den Eumeniden nicht geſpendet werden. Auch im Tempel des Zeus hatten Demeter und Kora Bildſäulen[42]), und unter den Weihgeſchenken zeigte man in Olympia Pluton und Perſephone in Begleitung zweier Nymphen, von welchen die eine einen Ball, die andere einen Schlüſſel trug. Beide Symbole ſind im Eingange dieſer Abhandlung erklärt. Auch Pluton trug einen Schlüſſel, mit welchem er den Hades verſchließt, aus dem die Heimkehr Niemandem geſtattet iſt[43]). So hatte auch Smikythes die Kora, Tochter der Demeter, geweiht, ein Werk des Argivers Dionyſios[44]). Auf dem Hippodromos zu Olympia ſtand einſt ein Heiligthum der Demeter χαμύνη. Die Alten leiteten dieſen Beinamen ab von χαίνω-χανεῖν γὰρ τὴν γῆν ἐνταῦθα τὸ ἅρμα τοῦ Ἅιδου καὶ αὖθις μύσαι[45]). Andere hielten den Chamynos für einen Mann aus Piſa, aus deſſen hinterlaſſenem Vermögen der Tempel erbaut war. Der Athener Herodes errichtete dort der Demeter und Kora Bildſäulen von penteliſchem Marmor. Preller (S. 286) denkt bei der χαμύνη an die mit ihrem Lieblinge in den Furchen des Ackers ruhende Demeter und hält das Wort für eine Zuſammenziehung aus χαμαιευνή. Die Erklärung des Pauſanias iſt gegen die Geſetze der Sprache, aber ich möchte doch glauben, daß ſeine Worte etwas mehr als einen bloßen etymologiſchen Verſuch enthalten. Ohne Zweifel glaubte man, daß dort Hades auf ſeinem Wagen die Kora entführt habe. Die χαμύνη könnte dann die von ihrem Schmerze um die verlorne Tochter ausruhende Demeter ſein. So paßt wenigſtens auch die Kora, welche Herodes weihte. Hat man aber hier die Demeter ſich als eine mit ihrem Geliebten buhlende Ackergöttin zu denken, ſo weiß man nicht recht, was man mit der Tochter anfangen ſoll. Die Prieſterin der Demeter ſah von dem aus weißem Stein errichteten Altar der Hellanodiken den olympiſchen Wettkämpfen zu, eine Ehre, welche bald dieſe, bald jene Eleerin erhielt[46]). Daß aber Aidoneus vorzügliche Ehre bei den Eleern genoß, beweiſt ſein geheimnißvoller Tempel, welcher nur einmal jährlich geöffnet wurde, und den man ſelbſt dann nicht betreten durfte[47]). Die Peloponneſiſche Artemis, deren Cult hier vorzüglich heilig war, müſſen wir bei Sicilien behandeln, da ihre Liebe zum Alpheiosſtrom auf der fernen Inſel beſondere Geltung erlangt hat.

§. 10. Achäiſcher Cult. Auch im Lande der Achäer finden wir den chthoniſchen Cult der Demeter und Kora. So gab es in Paträ einen heiligen Hain der Demeter, in welchem freilich auch Apollon und Aphrodite Tempel beſaßen. Aber Demeter hatte dort ein Heiligthum, in welchem ihr ſowol als der Kora ſtehende Bildſäulen errichtet waren, auch die Gäa, welche die verhängnißvolle Narciſſe wachſen ließ, hatte dort eine ſitzende Bildſäule. Vor dem Tempel war eine heilige Quelle und ein untrügliches Orakel für Kranke. Die Betenden ſahen in einen über das Waſſer hinabgelaſſenen Spiegel, und erkannten ſich im Bilde lebend oder geſtorben[48]). In Ägion hatte Aphrodite, Poſeidon, Kora und Zeus ὁμαγύριος jeder einen Tempel am Meere[49]). Hinter dem Zeustempel ſtand der Tempel der Demeter Panachaia[50]). Dieſe Notiz läßt uns einen Blick in das Geheimniß des Achäiſchen Religionsweſens thun. Der Cult der chthoniſchen Gottheiten war nicht verdrängt worden an das Meer oder in die Berge, ſondern die Göttin gehörte den Republikanern gemeinſchaftlich an, ſie war in Achaja Nationalgöttin, denn man wird den Beinamen doch nicht von ἄχος ableiten wollen. Dort ſprudelte reichliches Waſſer (ὕδωρ ἄφθονον); es anzuſehen, oder zu trinken war ſüß und heilſam. Das Bild der Göttin durfte freilich Niemand ſehen außer den Prieſtern. Als einen eigenthümlichen Gebrauch nennt uns Pauſanias, daß man Kuchen von der Göttin empfing (πέμματα ἐπιχώρια),

35) ſ. Müller Dorier. I, 382. 36) ſ. *Strab.* p. 343 sq. 37) Nach *Pherecyd.* Schol. Od. XI, 281. 38) Vergl. Müller, Orchom. S. 370. 39) ſ. *Paus.* V, 5, 5. 40) Ib. 15, 4. 41) Ib. 15, 10. 42) Ib. 17, 3. 43) Ib. 20, 3. 44) Ib. 26, 2. 45) Ib. VI, 21, 1.

46) ſ. *Paus.* VI, 20, 9. 47) Pauſanias ſagt (VI, 25, 2) ἀνθρώπων δὲ ὧν ἴσμεν μόνοι τιμῶσιν Ἅιδην Ἠλεῖοι. 48) ſ. Panofka, Terracotten des berliner Muſeums. S. 10. *Paus.* VII, 21, 11, 12. 49) Ib. 24, 2. 50) Ib. 24, 8.

Digitized by Google

dieſe ins Meer warf, und glaubte, man ſchickte ſie nach Syrakus der Arethuſa. Dies weiſt uns wieder nach Sicilien hin, und deutet einen innigen Zuſammenhang mit dieſer Inſel an. Auch in Bura gab es einen Tempel der Demeter; die Bildſäule der Göttin aus penteliſchem Marmor war ein Werk des Atheners Eukleides[51]). Sechzig Stadien von Pallene war das Myſaion, das Heiligthum der Demeter Myſia. Ein Argiver Myſios ſoll es gebaut haben. Nach Argiviſcher Landesſage nahm Myſios die umherirrende Demeter auf. Im Myſaion iſt ein Hain, und die Bäume alle von der derſelben Gattung. Unbeneidetes Waſſer ſtrömt aus den Quellen. Man beging der Göttin ein ſiebentägiges Feſt. Am dritten Tage entfernten ſich die Männer aus dem Tempel, auch die männlichen Hunde; die Weiber blieben zurück und thaten in der Nacht, was ihnen Geſetz iſt (ὁπόσα νόμος ἐστὶν αὐταῖς). Am folgenden Tage kehrten die Männer in das Heiligthum zurück, und nun begann Gelächter und gegenſeitige Verſpottung[52]). Das Feſt hat etwas Eigenthümliches; die Demeter iſt in Trauer um die verlorene Tochter, und hier fand ſie willkommene Aufnahme. Wunderbar iſt die Entfernung alles Männlichen. Aber offenbar geſchah etwas, was die Männer nicht ſehen durften. Der Gedanke an die Jambe und die unſittlichen Späße, mit welchen das wilde Mädchen die Göttin aufzuheitern ſuchte, liegt nahe; das Antlitz der Göttin mußte verklärt werden, und dies geſchah. Am folgenden Tage war ſie verſöhnt und heiter. Die Männer kehrten zurück, und Heiterkeit, Gelächter, Verſpottung und wahrſcheinlich allerhand Späße, die nur der Cult entſchuldigen konnte, begannen. Bei dem Worte Μύσια[53]) darf man nicht an den Myſios denken, noch weniger an Myſien, es iſt von μύω abzuleiten, und bezeichnet die ſchweigende, verſtörte, zürnende Demeter[54]). Artemis hatte in Achaja reiche Verehrung gefunden; ich erinnere nur an Komaitho, Melanippos und an den Fluß Ameilichos. Die beiden letzteren Namen deuten offenbar auf den chthoniſchen Cult; Melanippus (ſchwarzroſſiger Mann) iſt ein zweiter Aidoneus, Komaitho eine, wenn auch veränderte, Kora[55]). Auch die Kalirrhoe und der Koreſios[56]) gehören in dieſen Cult.

§. 11. Megariſcher Cult. Wir verlaſſen die Halbinſel und wenden uns wieder dem Continent zu. Aber noch auf dem Iſthmos treffen wir auf Demetercult. In Megara auf der Burg Karia war das berühmte Megaron, der Tempel der Demeter, welcher wahrſcheinlich ſpäter der Stadt den Namen gab. Ohne Zweifel war dieſes eine Pelasgiſche Gründung. Unter Kar, dem Sohne des Phoroneus, ſoll die Feier der Göttin eingeführt ſein[57]). Von dem Demetertempel ſcheint Gell[58]) noch Marmorfragmente auf der Spitze des öſtlichen Theils des Hügels gefunden zu haben[59]). Der Demetercult muß auch in ſpäteren Zeiten fortgedauert haben, da auf den Münzen die Göttin zwei Fackeln in den Händen ſchwingend, dargeſtellt wird[60]). Die Sabina, Geliebte des Hadrian, wurde *ΝΕΑ ΔΗΜΗΤΗΡ* genannt, wie eine Inſchrift beweiſt[61]). Später amalgamirte ſich der Demeterdienſt mit dem Iſiscult und ward mit ſeltſamen Gebräuchen, mit Abwaſchungen der Göttin im Meere und einer feierlichen Proceſſion dahin verbunden[62]). Noch jetzt ſollen Spuren des heidniſchen Cultus auf dem chriſtlichen Boden ſtattfinden, wo die dreieinige Gottheit die Stelle der Demeter vertritt. Aber die Waſchung hat nicht aufgehört[63]). Es verſteht ſich, daß in Megara die Mythe in ihrer ganzen Ausführlichkeit bekannt war. Die fackeltragende Göttin ſucht die Tochter, und die Waſchungen mahnen an die λουσία, an die verſöhnte Gottheit. Das beweiſt der Felſen, Anaklethra, in der Vorſtadt von Megara, bei dem Prytaneion ſelbſt; dort ſoll die Demeter nach langem Umherirren ihre Tochter gefunden haben. Bei dem Feſte der Demeter ſuchten die Weiber die Kora noch zu Pauſanias'[64]) Zeit. In einer megariſchen Inſchrift[65]) wird Pluteus ein ἀχαιὴς θεός genannt; der Gott war alſo ein gnädiger Herrſcher und König des Schatzenreichs, und der Raub nur ein Vermählungsfeſt geworden. Auch die agrariſche Seite des Demetercults war in Megara ausgebildet. Zwiſchen dieſer Stadt und Niſäa ſtand der Tempel der Demeter μαλοφόρος. Er war uralt, und zu Pauſanias'[66]) Zeit die Decke längſt eingeſtürzt. Genauere Nachrichten über die Feſte fehlen. Von Megara kam die Demeter nach Byzanz[67]). Auch der Cult der Artemis Soteira verbreitete ſich hierher[68]).

§. 12. Attiſcher Cult. Wir kehren nach Attika zurück, von wo wir (§. 5) ausgegangen ſind. Wir haben die Beſchreibung der Attiſchen Eleuſinien vorangeſchickt, da es paßlich ſchien, an die Myſterien die übrigen localen Entwickelungen des Cultus anzureihen; ganz Attika durften wir oben nicht behandeln, da der Eleuſiniſche Cult ziemlich unabhängig daſteht, ja von einem Kriege zwiſchen Athen und Eleuſis berichtet wird. Doch ſoll damit nicht geſagt ſein, daß der Demeter- und Koracult in den übrigen Theilen Attika's ohne Verbindung zu den Eleuſinien ſtand. Der Zug aus dem Eleuſinion in Athen nach dem Myſterientempel in Eleuſis ſpricht ſchon dagegen. Das Nähere wird die Unterſuchung lehren. Nach dem Marmor Parium war Demeter im 633 Jahre vor dem Anfang der Olympiadenrechnung nach Attika gekommen im 15. Jahre der Regierung des Königs Erechtheus. Euſebios theilt dem Erechtheus 50 Jahre zu, und im erſten ſeiner Regierung ſei Perſephone geraubt. Nach Apollodor[69]) fällt die Ankunft der Demeter in die Regierung Pandion's I. Tatian, Clemens und Euſebius (praep. evang.) verlegen ſie in

51) ſ. *Paus.* VII. 25, 9. 52) Ib. 27, 9, 10. 53) Ib. II, 18, 3. 54) Barth (Hertha S. 119) denkt an *Mian*, und erklärt, die keuſche, reine, unnennbare Königin. Auch die große Naturgöttin. 55) ſ. *Paus.* VII, 19. 56) Ib. 21. 57) Ib. I, 39, 5. 58) Itin. of Gr. p. 16. 59) ſ. *Paus.* I, 40, 6.

60) ſ. *Mionnet* II, 321. 61) ſ. *Boeckh.* Corp. Inscr. nr. 1073. 62) ſ. *Apulej.* de *Asino aureo.* XI. p. 257. 63) ſ. *Gell.* p. 102. *Pouqueville* IV. 129. *Clarke* VI. p. 596 der Octavausgabe. 64) ſ. *Paus.* I, 43, 2. 65) bei *Boeckh.* C. I. nr. 1067. 66) ſ. *Paus.* I, 44, 3. 67) *Dionys. Byz.* p. 2 *Huds.* 68) *Paus.* I, 40, 2. 44. 7. Eine Inſchrift Nr. 1063 bei *Boeckh.* C. I. nennt eine Fauſtina, des Fauſtinus Tochter, als ihre Prieſterin. 69) III, 14, 7 und *Euseb.* Chron. Gr. p. 27

das Zeitalter des Argiviſchen Königs Lynkeus, deſſen Regierungsanfang nach dem Kanon des Euſebius in das 14. Jahr Pandion's I., deſſen Regierungsende in das 14. des Erechtheus fällt[70]). Die agrariſche Gottheit Demeter Chloe hatte neben dem Hieron der kindernährenden Gaia, auf der Akropolis von Athen einen berühmten Tempel, welchen Antoninus Philoſophus beſuchte, um ſeine Unſträflichkeit zu bekunden, indem er allein in das Heiligthum ſich begab[71]). Nahe an dieſem Tempel iſt die Inſchrift[72]) gefunden, welche die Worte *Δήμητρι καὶ Κόρῃ* enthält. Gleich nach dem Eingange in das piräiſche Thor folgt bei Pauſanias (I, 2, 4) nach dem Pompeion ein Tempel der Demeter, offenbar der myſtiſchen, welche in Eleuſis ſo ſehr heilig war. Das zeigen die Bildſäulen an, mit welchen Praxiteles den Tempel geſchmückt hatte, Demeter, Kora, und das geheimnißvolle Kind des Aidoneus und der Kora Jakchos mit der Fackel. Oberhalb der Quelle Enneakrunos ſetzt Pauſanias (I, 14) den Tempel der Demeter und Perſephone und des Triptolemos, von welchen die Religion des Ortes viel mitzutheilen verbot. Beide Tempel ſtanden wahrſcheinlich oberhalb der Quelle, auf einer Inſel des Iliſſos. Der Tempel der Demeter hieß das Eleuſinion. In Bezug auf den Cult theilt Pauſanias mit, was er darf, und übergeht, was ſich auf die Deïope bezieht. Pelasgos, heißt es, nahm die Demeter, als ſie nach Argos kam, in ſeinem Hauſe auf, und Chryſanthis, unterrichtet vom Raube der Kora, theilte der trauernden Mutter mit, was ſie wußte. In der Folge mußte Trochilos, der Hierophant, vor Agenor aus Argos fliehen, kam nach Attika, heirathete eine Frau aus Eleuſis, und erzeugte mit ihr den Eubuleus und Triptolemos. Dies war die Argiviſche Sage. Die Athener behaupteten, daß Triptolemos des Keleos Sohn ſei, und zuerſt milde Früchte geſäet habe. Muſäos machte ihn zum Sohne des Okeanos und der Gaia, zweier alterthümlicher Pelasgiſcher Gottheiten, Orpheus dagegen, Eubuleus und Triptolemos zu Söhnen des Dyſaules. Demeter aber, weil ſie ihr Nachricht über ihre Tochter gaben, theilte ihnen das erſte Getreide mit. Chörilos macht Kerkyon und Triptolemos zu Brüdern, aber, wie bereits oben bemerkt, nur von mütterlicher Seite. Die Mutter iſt eine Tochter des Amphitryon, der Vater des Triptolemos iſt Rharos, der des Kerkyon Poſeidon. Pauſanias wollte alles Merkwürdige erzählen, was man von dem Eleuſinion weiß, da hielt ihn ein Traumgeſicht zurück. Der Cult war offenbar der Eleuſiniſche, wie denn auch der Tempel mit dem Myſterientempel in Eleuſis in Cultverbindung ſtand. Auch in dem modernen Tempel der Panhagia, auf dem Felſen, oberhalb der Quelle Enneakrunos, da wo der Iliſſos ſich durch die Felſen arbeitet, vermuthet Stuart[73]) einen Tempel der Demeter in Agra[74]). Nach Pauſanias war der Tempel aus der marathoniſchen Beute erbaut. Ferner im Phaleron, dem älteſten Hafen der Athener, war ein Tempel der Demeter[75]).

Verlaſſen wir Athen und verfolgen die heilige Straße, ſo gelangen wir bald zum Demos Lakiadä, wo[76]) bei der Kirche Agia Saba ein Tempel der Demeter und Perſephone ſtand, welchen Phytalos geſtiftet hatte, ſeine Grabſchrift lehrt, daß Demeter dieſem Heros zuerſt die Cultur der Feigen gelehrt habe; der Tempel ſtand kurz vor dem Übergange über den Kephiſſos; Demeter hatte ihre Tochter geſucht und war vom Phytalos freundlich aufgenommen, weshalb ſie ſich ihm dankbar bezeigte[77]). Unmittelbar hinter der myſtiſchen Pforte, wo jetzt das Kloſter Daphne ſteht, war einſt ein alter Tempel, welcher nach Pauſanias'[78]) Bericht von den Nachkommen des Kephalos auf dem Poikilosberge gegründet, und Anfangs dem Apollon allein, ſpäter auch der Demeter, Perſephone und Athene zugleich geweiht war. Der Weg um das Gebirge in die Ebene von Eleuſis iſt rauh und in den Felſen gehauen, und führt rechts um ein Paar Seen, in welche ſich die Rheitoi ergießen mit ſalzigem Waſſer[79]). Man glaubte, daß das Meer durch unterirdiſche Kanäle aus dem Euripos ſich bis hierher ergieße[80]). Aber die Rheitoi waren der Demeter und Perſephone heilig, und die Fiſche in den Flüſſen waren für die Prieſter von Eleuſis beſtimmt. An den Ufern des Kephiſſos war der Ort Erineos, wo Aidoneus mit der geraubten Kora in die Unterwelt hinabgeſtiegen ſein ſollte[81]). Eleuſis ſelbſt Tempel und Myſterien hier überſpringend, wenden wir uns nach Halimus, welches[82]) nur einen Abendſpaziergang weit von Athen entfernt lag. Dort war[83]) ein berühmter Tempel der Demeter Thesmophoros und der Kora, in welchem Myſterien gefeiert wurden, auf welche Clemens[84]) offenbar anſpielt, wenn er von den Myſterien von Halimus redet. Auch Prospalta, ein Demos der akamantiſchen Tribus, hatte einen Tempel[85]) der Demeter und Perſephone. Merkwürdig iſt Phlya. Unter den Altären, welche den Nationalgottheiten geweiht waren, führe ich nur den der Gaia an, welche hier die „große Göttin" hieß, und einen anderen Tempel, in welchem die Altäre der Demeter Aneſidora, des Zeus Kteſios, der Athene Trithone, der Kora Protogene und endlich der Eumeniden ſtanden. Der Cult wird der Eleuſiniſche geweſen ſein, und der Zuſatz *πρωτογένη* bezieht ſich vielleicht auf den Jakchos, welchen Demeter wenigſtens ſäugt. In Attiſchen Inſchriften[86]) kommt Kora oft neben dem Pluton vor. Auch Hermes, Gaia und Perſephone werden zuſammen genannt[87]). Oft freilich bedeutet *Πλουτῶνος δώματα* und *Φερσεφόνης θάλαμος* nur das Grab[88]).

70) ſ. *Boeckh.* C. I. p. 325. 71) ſ. *Jul. Capit.* M. Anton. c. XVI. *Paus.* I, 22, 3 und über das Adjectiv. Chloe Preller S. 325. 72) Nr. 471 bei *Boeckh.* C. I. 73) Plan von Athen. 2. Th. 74) cf. *Suid.* s. v. Ἄγρα.

75) ſ. *Paus.* I, 1, 4. 76) nach *Gell.* It. of Gr. p. 30. 77) ſ. *Paus.* I, 37, 2. 78) Ib. 37, 6. 79) *Paus.* I, 38, 1. *Thuc.* II, 19. *Hesych.* s. v. 'Ρειτοί. 80) ſ. *Paus.* II, 24. 81) Ib. I, 38, 5. 82) Nach *Aristoph.* Aves. v. 498. 83) Nach *Paus.* I, 31, 1. 84) Im Protrept. I, 19. 85) ſ. *Paus.* I, 31, 2. 86) ſ. C. I. nr. 517. 87) ſ. nr. 533. 88) ſ. nr. 800, b. nr. 803. *παρὰ Φερσεφόνῃ καὶ Πλουτωνὶ τεκεῖνται* und *Apulej.* Metam. III. p. 74. in peculio Proserpinae et Orci familia numeratus, Nr. 916, redet von einem Heroon, welches den katachthoniſchen Göttern, dem Pluton, der Demeter

§. 13. **Böotiſcher Cult.** Böotien iſt nicht minder berühmt durch Sagen und Mythen von der Demeter und Kora als Attika. Die Böoter hatten einen Monat *Δαμάτριος*[89]), Theben war der uralte Sitz des Zeus Hypſiſtos und des Elieus[90]). Demeter und Kora ſollten die Stadt ſelbſt erbaut haben; darauf bezieht ſich ein Euripideiſcher Chor[91]):

> Gehe, geh' in dieſes Land!
> Hat dein Sproß es nicht erbaut?
> Dir die Doppelnamigen
> Götter Perſephaſſa und
> Die Göttin Damater,
> Herrſcherin des Alls und Ga, die Alles nährt,
> Erbauten es.

Perſephone erhält die Stadt zum Geſchenk vom Zeus am Tage ihrer Enthüllung, als *ἀνακαλυπτήρια*[92]). Der Mythus wanderte von hier nach Akragas, das gleichfalls als Brautgeſchenk der Kora angeſehen wurde. Akragas war aber eine Pflanzſtadt der Thebaniſchen Ägiden, ſodaß dieſe Thatſache weniger auffallen muß[93]). Auch der Heros der Burg von Theben, Kadmos, wurde in ähnliche Beziehung zu den großen Göttern gebracht, denn ſein Haus, die Kadmeia, erhielt den wunderbaren Namen[94]) „die Inſel der Seligen." In Böotien ſtanden die Gottheiten mit den Kabiren in Verbindung, denn nach einer Tempelſage war es eben die Demeter Kabiräa, welche die *ἄγλαα δῶρα Καβείρων* dem alten Prieſtergeſchlechte übergab. Südlich von Theben auf der Straße nach Platää lag das Homeriſche Hypothebä, ſpäter Potniä genannt, ein vorzüglicher Sitz der großen Göttinnen Demeter und Kora, deren Dienſt in engſter Verbindung mit Dodona ſtand. Die beiden Göttinnen beſaßen in Potniä einen heiligen Hain und am Aſopos Bildſäulen, welche ſchlechtweg *αἱ θεαί*, die Göttinnen, genannt wurden. Der Cult der beiden Göttinnen war ſehr geheimnißvoll. Vielleicht gibt die in Theben gefundene Grabesinſchrift[95]), wo von einem *πρόπολος* der Perſephone die Rede iſt, etwas Aufſchluß. Pauſanias (IX, 8) nennt uns nur einen wunderbaren Gebrauch, nämlich kleine Schweinchen in die ſogenannten Megara hinabzuſtoßen, von welchen man glaubte, daß ſie im folgenden Jahre in Dodona wieder ans Tageslicht kämen. Schon dieſer Umſtand deutet auf die Gründung des Cults durch Pelasger hin; dazu kommt noch, daß der Vater der Pelarge, welche die Kabirenmyſterien in Theben gründete, oder erneuerte, Potnieus heißt[96]). Fünfundzwanzig Stadien nordweſtlich von Theben lag der berühmte Hain der kabiräiſchen Demeter und der Kora, ſieben Stadien weiter der Kabirentempel, welchen, ſowie der großen Mutter, Feſte gefeiert wurden, die Pauſanias aus Götterfurcht nicht wagte zu beſchreiben. Ein Urvolk dieſer Gegend, die Kabiren, ſollten das Heiligthum geſtiftet haben. Prometheus und ſein Sohn Aitnaios waren Kabiren und beſchenkten die Demeter mit einem geheimnißvollen Geſchenk, welches Pauſanias nicht nennen durfte[97]). Die Mythe weiſt uns nach Sicilien hin, wie denn überhaupt, wie bereits bemerkt iſt, Sicilien und Böotien in engſter Sagenverbindung ſtanden. Hier werden wir nach dem Ätna gezeigt, Prometheus iſt auch ein *θεὸς πυρφόρος*, und von jener Gegend war der erſte Weizen nach Hellas eingeführt worden[98]). Nach der Erſtürmung Thebens durch die Sieben blieb das Heiligthum lange Zeit verlaſſen, bis die Pelarge die Myſterien reſtituirte. Nur Eingeborene durften das Heiligthum betreten und einige Soldaten des Mardonios, welche es wagten hineinzudringen, wurden raſend, ſtürzten ſich ins Meer oder zerſchmetterten ſich von Felſen ſpringend, während die Makedonier, welche nach Thebens Zerſtörung durch Alexander in den Tempel drangen, vom Blitze erſchlagen wurden[99]). Der Kabirendienſt hatte in Theben einen ſeiner älteſten Sitze, und war ein echt Pelasgiſcher, in welchem nichts Phönikiſches, nichts Ägyptiſches angetroffen wird. Nach Attiſcher Tradition hatte der Athener Methapus ihn gegründet, welcher aber höchſtens ein Reſtitutor deſſelben genannt werden kann. Ein Eleuſiniſches Inſtitut ſcheint der Tempel der Demeter in Platää zu ſein, welche auch den Beinamen Eleuſinia führte[1]). Aber ein geheimnißvolles Weſen iſt die mykaleſiſche Demeter. Dieſes Städtchen, welches Homer[2]) *εὐρύχορος* nennt, lag zwiſchen Theben und Chalkis, öſtlich von Harma. Der wunderbare Tempel der Göttin wurde allnächtlich von dem Herakles, der hier einer der idäiſchen Daktylen war, geöffnet und wieder verſchloſſen. Einiges Licht, wie man ſich die Demeter zu denken habe, bringt die Sage, daß zu den Füßen ihrer Bildſäule ſich das Obſt ein Jahr lang friſch halte[3]). Wenden wir uns nach Anthedon, einer Stadt, welche ſich durch eine Fülle chthoniſcher Culte auszeichnet. Dort finden wir einen Tempel der Kabiren, welcher ohne Zweifel mit dem Thebaniſchen in Verbindung ſtand, nahe dabei einen Tempel der Demeter und Kora, endlich einen Hain der Demeter mit dem Tempel der Perſephone. Auch ein Tempel des Dionyſos und mehre Monumente, welche an die älteſte Mythologie der Hellenen erinnern, ſchmückten die Stadt[4]) — dann nimmt Lebadeia unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Die Herkyna ſpielte hier mit der Tochter der Demeter, und hielt ſich unter der Erde verborgen, endlich kam ſie als Fluß aus einem Felſen wieder hervor. Pauſanias fand die Quelle des Fluſſes in einer Höhle, in welcher Statuen mit ſchlangenumwundenen Sceptern ſtanden, die er für Bilder des Trophonius, des alten Wahrſagers, und der Herkyna hielt. So

---

und Perſephone, den Erinnyen und allen unterirdiſchen Göttern geweihet war. Es wurde ſehr heilig gehalten und geflucht wird in der Inſchrift dem Entweiher des Heiligthums.

89) ſ. *Plut.* de Isid. et Osir. p. 378, E. 90) ſ. *Tzetz.* Lycophr. 1194. *Hesych.* s. v. Ἐλιεὺς, Καραιός. 91) In den Phöniſſen. V. 681. 92) ſ. *Euphor.* ap. Schol. Phoeniss. v. 633. 93) ſ. Schol. *Pind.* Ol. I, 16. 94) ſ. *Artemid.* ap. *Phot.* *Hesych.* s. v. *Suid.* s. v. *Καδμεία.* und *Tzetz.* Lycophr. 1194. 95) *Boeckh.* C. I. nr. 1653. 96) ſ. *Paus.* IV, 1, 5. IX, 25, 6.

97) ſ. *Paus.* IX, 25, 5. 98) ſ. Kruſe, Hellas. I, 441. 99) ſ. *Paus.* IX, 25, 9. 10.

1) ſ. *Paus.* IX, 4, 3. 2) Il. II, 498. 3) ſ. *Paus.* IX, 19, 27, 8. 4) *Id.* 22, 5. ſ. *Leake*, Trav. in North. Gr. II, 274.

Digitized by Google

war hier auch ein heiliger Hain des Trophonios, ein Hieron der Demeter Europa und des regnenden Zeus, und weiter hinauf nach dem Orakel zu ein Tempel der Jägerin Kora und des Zeus Baſileios, endlich ein Hieron des Apollon. Die chthoniſchen Gottheiten werden hier mit einem Pelasgiſchen geheimnißvollen Weſen zuſammengebracht, und Demeter Europa wird ſeine Amme genannt. In der Felſengrotte, wo Pauſanias die Bildſäulen mit den Schlangen geſehen hatte, die eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Asklepios und der Hygieia haben ſollten, hatte Herkyna die Flußnymphe mit der Kora getändelt, durch ein Gänschen, welches ſie entfliehen ließ, und Kora unter einem Felſenſtücke hervorzog, war der Strom Herkyna entſtanden. Die Gans war im Dienſte der Kora bedeutſam, und die Herkyna in ihrem Tempel mit einer Gans abgebildet. Die Göttin Kora, hier Thera genannt, wurde mit dem Könige Zeus in einem prachtvollen Tempel verehrt, welcher wegen der Größe des Unternehmens und der vielen Bedrängniſſe in Krieg und Gefahr nur halb vollendet geblieben war [5]). Die Herkyna wird bei Livius [6]) auch mit Zeus, offenbar dem Pelasgiſchen, der mit dem Aidoneus identiſch iſt, zuſammengeſtellt und mit ihm angerufen. Sie iſt die Tochter des Trophonios, d. h. des Zeus, die erſte Prieſterin der Pelasgiſchen Demeter zu Lebadea, und endlich die Göttin Demeter Herkyna ſelbſt [7]). Herkyna aber iſt [8]) die Göttin der Schattenwelt, die Dreina, wie die Demeter *εὐρωπός, σκοτεινός*, heißt, und Trophonios, der nährende Gott der Saatfelder, iſt der geliebte Säugling der Demeter. Den Beinamen *Θήρα* mag Perſephone von dem Haſchen des Gänschens empfangen haben. Gänſe und Enten aber ſind [9]) den alten und neuen Hellenen niedliche Thierchen, weshalb ſelbſt Penelope, die ſittſame Göttin des Odyſſeus, nach der *Πήνελοψ* benannt worden ſei [10]). Der Bach und die Quelle Herkyna kam aus der Unterwelt, und ihr Waſſer war den chthoniſchen Göttern geweiht, weshalb wer das Orakel befragen wollte, nicht minder die Jungfrauen, welche beim Feſte des Trophonios den Dienſt der Kanephoren verrichten ſollten, ſich zuvor darin baden und zum heiligen Werk [11]) reinigen mußten. Das Feſt der Demeter hieß von der Herkyna *Ἑρκύνια* [12]). Die Sage von der ſich verbergenden Herkyna iſt in der Natur begründet, denn der Fluß bricht darum gewaltig aus dem Felſen hervor, weil er ſich eigentlich ſchon höher auf dem Helikon aus einem Sumpfe gebildet, und dann nur wieder unter die Erde verborgen hat [13]). Die beiden Quellen des Fluſſes Herkyna zeigen ſchon durch ihre Namen an, welchem Reiche ſie angehören, denn die eine heißt Lethe, jetzt Lephe, die andere Mnemoſyne [14]). Auch auf dem Helikon ſcheinen Demeterfeſte begangen worden zu ſein, wie man vielleicht aus der Inſchrift [15]) *ΔΑΜΑΤΡΙΑ* (*Δαμάτρια*) ſchließen kann.

§. 14. **Phokiſcher Cult.** Zwiſchen Kaſtri und Salona liegt der neue Ort Kriſſo, offenbar das alte Kriſſa, welches Homer im Schiffskataloge ſchon die hochheilige Stadt nennt [16]). Dieſen Namen führte die Stadt wegen des heiligen Tempels der Demeter, welcher ſich dort befand [17]). Alſo auch hier in der Nähe des Doriſchen Nationalheiligthums hatte die Pelasgiſche Gottheit ihren Wohnſitz gerettet, neben der Mutter wird aber auch die Tochter verehrt ſein, da dieſe Gottheiten ſo ſelten getrennt vorkommen. Aber Eurylochos zerſtörte das übermüthige Kriſſa, welches von den Wallfahrtenden Zölle erpreßte. Zu Strabon's [18]) Zeit lag die Stadt noch zerſtört. Pauſanias fand Kriſſa gar nicht mehr, weshalb er meinte, es ſei mit dem Apolliniſchen Hafen Kirrha identiſch [19]). So mußte denn der Cult wol wanken, und unſere Unkunde über den Tempel wird erklärlich. Einen anderen Tempel der Demeter finden wir in Stiris, dieſen jedoch nur aus ungebrannten Steinen erbaut. Aber die fackeltragende Statue der Göttin war von penteliſchem Marmor [20]). Der Demeter und Kora war die Quelle geweiht, von welcher Pauſanias [21]) redet, wie eine Inſchrift [22]) lehrt. Dort ſind die *Θεοὶ Σεβαστοὶ* urſprünglich ohne Zweifel Demeter und Kora, wenn auch ſpäter die römiſchen Kaiſer mit dieſem Namen geehrt wurden. Die Stadt war nach der Sage eine Attiſche Colonie, auch wird der Cult dem Attiſchen nachgebildet ſein; Stirier aus Attika waren mit Peteos, dem Sohne des Oneus, von Ägeus vertrieben, ſie wanderten nach Phokis, gründeten die Stadt und nahmen die heimathlichen Götter mit. Die Demeter trug eine Fackel, folglich ſuchte ſie ihre Tochter, und die Stiriten verehrten die Göttin in ihrem Schmerz. Aber ein Trauerfeſt ſetzt ein Freudenfeſt voraus, der Mythus muß in ſeinem ganzen Umfange bekannt geweſen ſein. Der Text des Pauſanias iſt lückenhaft, doch erkennen wir daraus, daß neben der Bildſäule der Demeter noch eine zweite uralte Bildſäule ſtand, wahrſcheinlich der Kora angehörig. Wenigſtens wird man glauben müſſen, daß die Kora gemeint ſei, wenn Buttmann richtig ergänzt hat, *ἄγαλμα ἀρχαῖον ἐστι ἄλλο, καὶ τούτῳ γίνεται ὅποσα Δήμητρι ἐς τιμήν*. Wir finden nur noch einen Demetertempel in Phokis, zu Drymäa, welcher ſich durch Alterthum und eine ſtehende ſteinerne Bildſäule auszeichnete. Man feierte der Göttin jährlich Thesmophorien, vielleicht hat der Attiſche Cult und die von Thukydides ſo oft erwähnte alte Freundſchaft der Athener und Phokier auf den drymäiſchen Cult eingewirkt [23]). Doch muß auch in

5) ſ. *Paus.* IX, 39, 3. 6) XLV, 27. Es iſt in dieſer Stelle von Ämilius Paullus die Rede, und es heißt von ihm: Lebadiae quoque templum Jovis Trophronii adiit. Ibi quum vidisset os specus, per quod oraculo utentes sciscitatum deos descendunt, sacrificio Jovi Hercynnaeque facto, quorum ibi templum est. Chalcidem — descendit. 7) ſ. *Tzetz.* Lycophr. v. 153. 8) Nach Müller, Orchomenos. S. 155. 9) Wie Preller S. 172 nach *Aristoph.* Plut. 1011. v. Schol. bemerkt. 10) ſ. *Dodwell*, A Class. Tour thr. Gr. II, 70. 11) ſ. *Plut.* amat. narrat. O. 1. 12) ſ. *Hesych.* s. v. *Ἑρκύνια* und Welcker's Zeitſchrift. S. 122 fg. 13) ſ. *Gell.* It. of Greece. p. 178.

14) ſ. *Dodwell*, Class. Tour. II, 218. 15) Nr. 1671 bei *Boeckh.* C. I. 16) ſ. *Hom.* Il. II. 520. 17) Nach *Eustath.* p. 537. 18) IX, 413. 19) *Paus.* X, 37. 20) *Id.* 35. 21) *Id.* 35, 5. 22) Nr. 1730 bei *Boeckh.* C. I. 23) ſ. *Leake*, Trav. in North. Gr. II, 78.

Digitized by Google

Ambryſſos der Cult geweſen ſein, wie eine Inſchrift [24]) lehrt.

§. 15. Lokriſcher Cult. Daß der Cult der chthoniſchen Gottheiten in den verſchiedenen Landſchaften der Lokrer blühte, beweiſen nicht allein die ausdrücklichen Meldungen der Alten, ſondern auch Münzen, und namentlich die Nachrichten, welche uns über das epizephyriſche Lokri zur Hand ſind. Iſt nicht die Protogeneia, welche die Mythe zu einer Tochter des Deukalion und der Pyrrha macht, mit welcher Zeus den Opus, den Stammheros der Opuntiſchen Lokrer erzeugte, eine Abſtraction der Kora, die, wie wir oben geſehen haben, ſelbſt Protogeneia heißt? Auch Opus hatte eine Tochter, welche nach einer im Alterthume ſehr verbreiteten Sitte nach der Großmutter wieder Protogeneia genannt ward [25]). So hatten die Amphiſſäer ein Feſt der königlichen Kinder, welche Uneingeweihte theils für die Dioskuren, theils für die Kureten hielten, aber die Klugen wußten, daß die Götter die Kabiren ſeien [26]). Der Cult war ein Geheimdienſt, und es gelang den frommen Gläubigen, denſelben ſo geheim zu halten, daß nur die Eingeweihten wußten, wer verehrt wurde. Solches Dunkel umgibt nur die chthoniſchen Gottheiten. Ferner dreißig Stadien von Amphiſſa lag Megania, ein hochgelegenes Städtchen, deſſen Einwohner dem Zeus in Olympia den Schild geweiht hatten. Dieſe hatten einen Altar und Hain der Θεοὶ μειλίχιοι, in der Nachtzeit wurden die Opfer dargebracht und das Opferfleiſch mußte vor Sonnenaufgang verzehrt ſein [27]). Alſo auch hier nächtlicher geheimnißvoller Cult. Den Demetercult in Opus beweiſen namentlich noch einige Münzen [28]), wo aber die Mutter, da wird auch die Tochter verehrt. Ich habe anderswo [29]) nachgewieſen, daß Opus die Mutterſtadt von dem italieniſchen Lokri ſei, und den Beweis namentlich in dem Culte geſucht. Nirgends war ein berühmterer Demetertempel als in Lokri Epizephyrii; man hatte dort ungeheuere Reichthümer aufgehäuft, welche die Göttin ſelbſt beſchützte [30]); als den Lokrern Krieg gegen Kroton bevorſtand, wollte man das Gold aus dem Tempel in die Stadt ſchaffen, die Göttin aber erhob ihre verbietende Stimme, man ſolle die Hände entfernt halten, ſie werde ſelbſt ihren Tempel ſchützen; da hielt man es wenigſtens für rathſam, ihn mit einer Mauer zu umgeben, aber, als dieſe ſchon eine gewiſſe Höhe erreicht hatte, ſtürzte ſie plötzlich zuſammen. Später wagte der König Pyrrhos die Schätze zu rauben, aber als er ſie zu Schiffe gebracht hatte, erhob ſich ein Sturm, zerſpaltete die Flotte und trieb die goldbeladenen Schiffe an das lokriſche Ufer. Die ganze Ladung der Schiffe ging verloren, nur die Schätze der Göttin wurden gerettet [31]). Der König, durch ſolches Unglück belehrt, ließ die Schätze zurückgeben, aber der Zorn der Göttin ward dadurch nicht geſühnt, das Glück verließ ihn, er war der Demeter Chthonia verfallen, ein δημήτριος geworden. Aus Italien verjagt fand er in Argos einen unedlen Tod. Später wagte Pleminius im zweiten puniſchen Kriege ähnlichen Frevel. Aber die Rache der Göttin verfolgte die Römer [32]). Man ſah ſich genöthigt, Pleminius zur Rechenſchaft zu ziehen; er war aber der Göttin verfallen, und ſtarb im Gefängniß, ehe ſeine Sache entſchieden war [33]). Ähnliches Unglück drohte unter Q. Minucius' Verwaltung den Römern wegen eines Tempelraubes [34]); es gelang aber den emſigen Nachforſchungen des frommen Römers, die Thäter zu entdecken, der Raub ward aus ihrem Vermögen erſetzt [35]). Wo aber Demeter galt, da galt auch Kora, denn die Mutter iſt nichts ohne ihre Tochter; ſo muß auch in ganz Lokris die Kora verehrt ſein, wenn die Göttin auch nirgends genannt wird. Über die Koraköpfe auf Opuntiſchen Münzen ſ. oben.

§. 16. Theſſaliſcher Cult. Wir haben von der Demeter zu Anthela zu reden, einem kleinen Orte bei den Thermopylen [36]). Herodot [37]) ſagt: „Zwiſchen dem Phönixfluſſe und den Thermopylen iſt ein Flecken, Namens Anthela, daſelbſt fließt der Aſopos vorbei ins Meer, ein breites Feld iſt da umher, worin das Heiligthum der amphiktyoniſchen Demeter liegt, und die Sitze der Amphiktyonen und das Heiligthum des Amphiktyon ſelbſt.“ Die Gegend heißt wegen des Nationalheiligthums das heilige Land der Malier [38]). Man kann von Anthela aus verfolgen, wie ſich der Cult nach dem Süden verbreitet hat. Die Gephyräer, welche zu den Kadmeonen gehörten, und ſich in Böotien, dann in Attika niedergelaſſen hatten [39]), verehrten Demeter und Kora als Nationalgottheiten und feierten den Göttern heilige Orgien [40]). Die Gottheit führte aber den Beinamen der Achäiſchen oder auch panachäiſchen Demeter [41]), den letzten Namen behielt die Gottheit noch, als die Achäer im Peloponnes ſchon eine bleibende Wohnſtätte gefunden hatten. So liegt denn die Vermuthung nahe, die Gephyräer ſeien aus dem alten Achaja im phthiotiſchen Theſſalien gekommen [42]); denn nach einer Sage hatten die Vorfahren dieſes Volkes in Eretria gewohnt, einem Orte im phthiotiſchen Theſſalien [43]). So mag man auch mit Hüllmann [44]) die Achäer, auf welche es hier doch auch ankommt, für ein den Kadmeonen verwandtes Volk halten, wenn ich ihm auch nicht einräumen kann, daß der ganze Völkerzweig ein phönikiſcher ſei. Aber gewiß waren die Gephyräer ein Pelasgiſcher Stamm, und die Achäer mögen den Demetercult überkommen haben. Alle Stämme, welche im Amphiktyonengerichte ſtimmberechtigt waren, ſcheinen anfänglich in Theſſalien gewohnt zu haben, ſelbſt die Böoter, welche unter den Äolern mitbegriffen worden ſind [45]). Die Achäer müſſen die mäch-

24) Nr. 1727 bei *Boeckh.* C. I. *Δάματρι καὶ Κόρᾳ.* 25) ſ. *Boeckh* ad *Pind.* Ol. IX, 41. 26) ſ. *Paus.* X, 38. 27) *Id.* l. c. 28) bei *Mionnet* III, 490. Nr. 29—32. 29) In der darmſtädter Zeitſchrift für Alterthumswiſſenſchaft. Jahrg. 1842. 30) ſ. *Liv.* XXIX, 18. 31) *Id.* 8.

32) ſ. *Liv.* XXIX, 19. 33) *Id.* 22. 34) *Id.* XXXI, 12. 35) *Id.* 13. 36) ſ. *Kriegk.* De Maliensib. (Francof. 1839.) p. 24. 37) VII, 200. 38) Vergl. c. 176. 39) ſ. *Paus.* V, 57, 58. 40) *Id.* 61. 41) *Id.* VII, 24. 42) ſ. *Strab.* IX, 659. 43) ſ. *Herod.* V, 57. *Liv.* XXXIII, 6. 44) Anfänge der gr. Geſch. S. 166. 45) *Paus.* X, 8.

tigſten im Lande geweſen ſein, denn ihr Name ward dem Lande mitgetheilt. Schwerlich jedoch möchten die Achäer ganz identiſch mit den anwohnenden Äolern geweſen ſein, dem mächtigſten Stamme der alten Pelasger[46]). Theſſaliſche Völker aber, welche theils Nationalität, theils gemeinſchaftlicher Demetercult verband, traten in ein Bündniß zuſammen. Anthela war Verſammlungsort der Bündner, und die myſtiſche Demeter, welcher noch in den ſpäteſten Tagen Opfer gebracht wurden, war die Beſchützerin des Bundes[47]). Die Delphiſchen Amphiktyonen haben im Anfange ſchwerlich Gemeinſchaft mit dieſen Verehrern der Demeter gehabt. Die Amphiktyonie von Anthela blühte ſchon zur Pelasgerzeit, der Delphiſche Bund gewiß erſt, ſeitdem die Dorer nach der Doriſchen großen Wanderung die Oberhand über ganz Hellas erhalten hatten. Der Orakelgott ward ſpäter freilich der wichtigſte, die chthoniſchen Gottheiten zogen ſich immer mehr in das Dunkel zurück, welches ihnen eigenthümlich iſt, und ſo ging es auch den Gottheiten des Bundes zu Anthela. Strabon[48]) nennt uns ferner ein Demetrion, d. h. ein τέμενος Δήμητρος in Pyraſos in Phthiotis; das Heiligthum (ἱερὸν ἅγιον) und der Hain waren zwei Stadien von der Stadt entfernt[49]).

§. 17. Spuren des Cults im Norden von Hellas. Auch in Dodona, jenem uralten Pelasgerſitze, war die Demeter heimiſch. Doch wiſſen wir nur wenig von ihr. Drei Verſe des Virgil[50]) ſcheinen die Gegenwart der Göttin zu Dodona zu beweiſen; hierher muß ſie beim Suchen der Tochter gekommen ſein. Das iſt freilich der einzige Beweis für Demetercult an der Stätte des Taubenorakels[51]). Einige Bronzmünzen, welche die Könige von Epiros geprägt haben, beſtätigen die Vermuthung, daß mit Demeter auch Kora in dem heiligen Lande verehrt ſei. Die Vorderſeite zeigt den Kopf der Perſephone, die Rückſeite die Demeter, welche ähnlich der Dione und ſitzend dargeſtellt iſt. An denſelben Cult erinnern auch Münzen bei Torremuzza[52]), welche auf der Vorderſeite mit dem Pallaskopfe geſchmückt ſind, auf der Rückſeite Kornähren innerhalb eines Eichenkranzes zeigen, und mit der Inſchrift ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΠΥΡΡΟΥ verſehen ſind[53]). Auch in dem theſprotiſchen Ephyra war die Mythe vom Raube local[54]). Die gleichfalls in Ephyra locale Mythe von der durch Peirithoos von der Seite ihres Gemahls geraubten Perſephone, vom unglücklichen Ausgange des Raubes, des Räubers und die Feſtſetzung ſeines ihn begleitenden Freundes Theſeus im Hades, bis Herakles beide befreite, wird wol in der Theſprotis des Pſeudomuſäos, welche vielleicht mit der Telegonis des Eugammon identiſch war, in Umlauf geſetzt ſein[55]). Schon Euripides[56]) kannte die Fabel, auch Hellanikos[57]).

Noch nördlicher verbreitete ſich der Cult der Demeter und Kora. So bietet eine Inſchrift[58]) von Caſtel Suſſuraz bei Salona in Illyricum die Worte Θ. Κ. Θεοῖς καταχθονίοις. Auf der Inſel Liſſa ward[59]) Artemis Pheräa verehrt, von welcher bereits oben geredet iſt[60]). Sie war nach Heſychius in Athen eine ξενικὴ Θεός, nach Anderen aber mit Hekate identiſch[61]). — Von dem Cult der chthoniſchen Gottheiten in Byzanz iſt bei Megara geſprochen. Wir fügen nur noch hinzu eine Inſchrift[62]), die mit den Buchſtaben Θ. Κ. Θεοῖς καταχθονίοις beginnt. Selbſt in Pantikapäon finden wir unſere Göttinnen[63]).

§. 18. Siciliſcher Cult. Sicilien, welches die aus der Heimath empfangenen Mythen an liebender Bruſt aufnahm, pflegte und eigenthümlich ausbildete, iſt in unſerem Culte doppelt betheiligt; denn nicht nur Demeter und Perſephone, ſondern auch Artemis, die Arkadiſche Naturgöttin, und die Nymphe Arethuſa, die Geliebte des Alpheiosſtromes, haben Cult und Ehre auf der Inſel erlangt.

Alpheios, der Arkadiſch-eleiſche Flußgott, verfolgte die flüchtige Quellnymphe Arethuſa bis nach Sicilien; in Elis war ſie entſchlüpft, aber er verfolgte das Mädchen unter dem Meere weg, bis er ſie in Ortygia, der ſyrakuſiſchen Inſel, erreichte[64]). Ortygia war eine heilige Stätte der Flußgöttin Artemis, welche mit der Kora identiſch iſt, und die ſchönen Frauenköpfe auf den ſyrakuſiſchen Tetradrachmen mit dem ſchilfdurchflochtenen Haar ſtellen[65]) die Artemis Potamia vor. Die Göttin liebte, auch nach eleiſcher Sage, den Alpheios, in Ortygia war ihr die Quelle Arethuſa geweiht; daß die ortygiſche Artemis früh eine Schweſter des Apollon geworden iſt, thut nichts zur Sache. Man ſieht, wie der Cult durch Colonien in die Fremde übergetragen worden iſt — Akragas war, wie die Stadt des Kadmos, ein Geſchenk des Zeus an Perſephone am Feſte der Enthüllung. Der Theſſalier Triopas hatte die Triopiſchen Myſterien nach Akragas gebracht, jener erſte Gründer von Knidos und Rhodos[66]). Später gehörten die Triopien freilich dem Apollon an, urſprünglich aber den beiden Göttinnen, welche Triopas aus dem Theſſaliſchen Dotion in jene Gegend verpflanzt hatte[67]). Später wurde die ganze Inſel der

46) Wie Hüllmann (S. 167) annimmt. 47) ſ. *Strab.* IX, 643, 656. 48) p. 435. 49) cf. *Stephan.* s. v. *Πύρασος* und *Δημήτριον*. 50) Georg. I, 147.

Prima Ceres ferro mortales vertere terram
Instituit, quum jam glandes atque arbuta sacrae
Deficerent sylvae, et victum Dodona negaret.

51) ſ. Joſeph Arneth, über das Taubenorakel zu Dodona. (Wien 1840. 4.) S. 7. 52) Tab. CIII. nr. 9. 53) ſ. Joſ. Arneth. S. 29. 54) *Serv. Virg.* Georg. I, 38. Aidoneus, ex Molossorum, rapuit Proserpinam.

55) ſ. Paſſow Muſ. S. 56. 56) ſ. *Heraclid.* v. 218. 57) Fragm. 90 bei *Sturz*. Vergl. die Citate bei Preller S. 171. *Philochor.* p. 33 *Siebel*. *Agatharch.* p. 6 *Huds.* *Paus.* I, 17, 4, 5. Schol. *Apollon.* I, 101 *Eust. Dionys.* Periegeta p. 176, 10. *Serv. Virg.* Aen. VI, 601. *Aristoph.* Equit. 1365. *Eudoc.* p. 47. 92. 227. *Plut.* v. *Thes.* c. 31. 58) ſ. C. I. nr. 1832. 59) Zufolge der Inſchrift Nr. 1837. 60) s. v. *Φεραία*. 61) Vergl. *Boeckh.* l. c. und *Spanh.* *Callim.* Hymn. in Dian. v. 259. 62) C. I. nr. 2041. 63) Die Inſchrift Nr. 2106 nennt die Demeter Thesmophoros, Nr. 2107 ſchlechtweg die Demeter, und Nr. 2108 Ariſtonike, Tochter des Xenokritos, eine Prieſterin der Demeter. 64) ſ. *Strab.* VI, 270. 65) Nach Müller Dor. I, 376, 4. 66) ſ. *Heffter*, Rhodos. III, 45. 67) *Paus.* X, 11, 1. Etym. M. 706, 35. *Athen.* VI, 261. *Diod.* V, 61. *Steph.* s. v. *Τριόπιον*.

Digitized by Google

Kora Brautgeſchenk[68]). Zwei Feſte waren ihr in Sicilien gewidmet, die Theogamien und die Antheſphorien[69]). Aber das erſte Feſt hängt mit den Anakalypterien zuſammen[70]) und ſtammt offenbar aus Theben. Vielleicht wurde der Cult durch die Emmeniden eingeführt, welche aus Theben ſtammten, und mit der Colonie des Gelon nach Sicilien gekommen waren[71]). Auch von der Inſel Telos, welche bei dem Vorgebirge Triopia liegt, war eine Familie der lindiſchen Colonie, welche Gela in Sicilien gründete, gefolgt, und hatte ohne Zweifel die Triopiſchen Weihen mit ſich hinübergenommen. Telines, der Vorfahr des Hieron, wußte ſeinem Gentilcultus ſoviel Anſehen zu geben, daß er als Hierophant denſelben öffentlich verwalten durfte[72]). Aber der Cult in Syrakus und ſeiner Colonie in Enna, welcher ſo ſehr gefeiert war, daß Einwohner wie Römer Sicilien für das Mutterland der Demeter hielten, kann unmöglich von dieſen Familien ausgegangen ſein, denn ſeine Eigenthümlichkeiten unterſcheiden ihn ſtreng von beiden. Athenäus[73]) nennt uns Theſmophorien auf Sicilien, Plutarch[74]) ein *Θεσμοφόριον ἱερόν*; es gab dort einen Monat Theſmophorion, ein Feſt *Κοίρεια*, eine Demeter Hermione, jene dryopiſche Göttin von Hermione und Aſine[75]). Der Cult muß gleich bei der Gründung von Syrakus geſtiſtet ſein, denn er gehörte zu den älteſten der ganzen Inſel. Nun aber wurde die Stadt von Olympia und Korinth gegründet, der Cult in Korinth aber war, wie oben gezeigt iſt, nur ein untergeordneter. Möglich, daß die große Fruchtbarkeit des an Weizen und Gerſte ſo geſegneten Landes zur Aufrichtung des Dienſtes beigetragen hat, aber Megara, Korinths Nachbarſtadt, welches an der Gründung von Syrakus ſtarken Antheil nahm, jene heilige Stadt der Demeter, wird doch die Hauptgründerin des Cults in Syrakus ſein[76]). Enna war, wie geſagt, eine Colonie von Syrakus, ſo mußte auch hier der Cult reiche Wurzeln ſchlagen[77]); von hier aus mag er nach Katana gekommen ſein[78]); dort heißt die Göttin auf Münzen *Βασιλίς*. Auch nach Großgriechenland wird der Cult von hier gekommen ſein. In Bruttium, Campanien und Apulien gab es Demeterdienſt. Den Cult von Lokri haben wir bereits erwähnt, wir fügen hier nur noch ein Citat[79]) jener Unterſuchung hinzu. Von dem Dienſte in Hipponium und Pandoſia redet Strabon[80]). Nach der Landesſage, ſagt Strabon, kam Perſephone aus Sicilien in jene Gegend, um Blumen zu ſuchen, denn dort ſind die anmuthigſten Wieſen der blumenreichſten Gegend; am Feſte der Göttin pflückten ſich daher die Matronen Blumen, um Kränze daraus zu flechten, weil es für Sünde galt, in jenen Tagen gekaufte Kränze zu tragen[81]). Auch in Metapont finden wir den Cult der chthoniſchen Gottheiten, und auf ihren Münzen befanden ſich Symbole der Fruchtbarkeit, ein Demeterkopf mit der Ähre[82]). Auch in Kroton[83]), in Elea und Neapolis[84]). Neapolis war von Kyme gegründet, hatte alſo wahrſcheinlich ſeine Demeter mittelbar aus Euböa, während Elea ſeine Sacra aus Jonien überkam. Sehr berühmt waren die Myſterien der chthoniſchen Demeter und Kora in Kyme, und in Tarent gab es eine *Δημήτηρ ἐπιλυσαμένη*, welche[85]) auch in Syrakus verehrt wurde, wahrſcheinlich eine geburtshelfende Gottheit, wie auch Perſephone-Hekate ſolche Dienſte übernimmt, als *Εἰλείθυια*. Wahrſcheinlicher jedoch iſt wohl Preller's Annahme (S. 175), daß Demeter in jenen Städten nach der Localſage von der Perſephone entbunden war. Campanien war das fruchtbarſte aller Länder, und daraus erklärt ſich auch leicht der Mythos, daß Demeter und Dionyſos darum gekämpft hatten[86]). Auch Thurii verehrte die Göttin, wie man aus thuriſchen Münzen erſieht. Thurii war eine Colonie von Athen, in Perikles' Tagen gegründet, ſo wird man annehmen müſſen, daß der Attiſch-Eleuſiniſche Dienſt hier Eingang gefunden hatte.

Nach Theodor Müller[87]) kam Demeter auf thuriſchen Münzen vor und wurde mit der Kora allgemein verehrt, und man ſieht nicht recht ein, warum Müller[88]) den Cult für einen untergeordneten hält. Hierher gehört noch die 26. Inſchrift bei Böckh (C. I.), welche auf der Appiſchen Straße drei Meilen von Rom bei dem Grabmal der Metella gefunden iſt. Säulen waren der Kora und den chthoniſchen Göttern als Weihgeſchenk errichtet. Niemandem ſollte erlaubt ſein, ſie aus dem Triopium zu entfernen, da der Räuber keinen Nutzen davon haben würde. Als Zeuge wird die Weggöttin Hekate angerufen. Alſo an der Appiſchen Straße eine Triopiſche Demeter. Aber Herodes Atticus, der Gründer dieſes Heiligthums, obgleich unter Hadrian geboren, und noch unter Commodus am Leben, hat die Säulen errichtet, und nur wegen ſeiner Vorliebe für das Alterthum ſich der uralten Attiſchen Schrift bedient. Mit großen Unkoſten ehrte er die Manen ſeiner Gattin Annia Regilla; ſie hatte ihm zwei Söhne und zwei Töchter geboren, als ſie zum fünften Male im achten Monat ſchwanger war, wurde ſie auf Befehl des Gatten von dem Freigelaſſenen Alcimedon gegeißelt, und ſtarb an den Folgen einer unzeitigen Geburt. Herodes, von ihrem Bruder App. Annius Bradua des Mordes angeklagt, wurde freigeſprochen; er hatte den Befehl geleugnet und betrauerte die Gattin auf die koſtſpieligſte Weiſe[89]). Hierher gehört alſo die Weihung des Triopiums. Dieſe Religion bezieht ſich auf die chthoniſchen Gottheiten, ſelbſt der Name Triopas[90]).

68) ſ. *Boeckh.* Expl. *Pind.* Ol. II. p. 125. 69) ſ. *Pollux* I, 37. 70) ſ. Schol. rec. Olymp. VI. 160. 71) ſ. Müller Orchom. S. 217. 72) ſ. *Herod.* VII, 153. Schol. *Pind.* II, 27. p. 315. 73) XIV. 647. A. 74) Dion. 56. 75) ſ. *Diod.* V, 4 sq. 76) ſ. Müller Dor. I, 401. 77) ſ. *Steph. Byz.* s. v. *Ἔννα.* Müller Dor. I, 401. 78) ſ. *Cic.* in Verrem. Act. II. lib. IV. c. 45. 79) *Valer. Max.* I, 1. 80) VI, 227. ſ. Bartel's Briefe über Calabrien. I, 333.

81) Vergl. noch *Hermann* Opusc. II, 73. 82) ſ. Hegewiſch, Colonien der Griechen. S. 132. 83) ſ. Preller S. 175 und *Porphyr.* v. Pyth. c. 8. *Diog. Laert.* VIII, 15. 84) ſ. *Cic.* pro Balbo c. 24 und *Val. Max.* I, 1. 85) nach *Hesych.* s. v. 86) ſ. *Plin.* N. H. III. 6. 9. 87) De Thur. rep. Göttinger Preisſchrife v. Jahr 1838. S. 55. 88) Ebend. S. 51. 89) ſ. *Boeckh.* C. I. I. p. 45. 90) ſ. *Paus.* II, 22. 2.

Der Cult des Herodes ward ohne Zweifel nach dem Dienſte der Triopiſchen Demeter in Karien eingerichtet [91]). Die Frage, warum grade Herodes das Grabmal den Triopiſchen Gottheiten geweiht hatte, beantwortet Preller [92]) dahin, Triopas hatte den Zorn der Demeter geſühnt dadurch, daß er baute; ſo baute auch Herodes, um ſeine beleidigte Gattin zu verſöhnen.

Kann man ſich wundern, daß das Land, von wo der Weizen nach Griechenland kam, das alle Länder ſo an Fruchtbarkeit übertraf, daß es die Kornkammer Italiens ward, als durch Kriege, Bauten, Landgüter und Villen der italieniſche Boden verwüſtet war, ſchnell vorzugsweiſe Wohnſitz der Demeter wurde, daß man das Land ihr ſchenkte, die Kora dort geboren, entführt werden und wiederkommen ließ [93])? Cicero ſagt [94]): Es iſt eine alte Meinung, welche ſich auf die älteſten Denkmäler der Griechen in Stein, Erz und Schriſt gründet, daß ganz Sjcilien der Ceres und der Libera geheiligt ſei. Das glauben alle übrigen Völker (namentlich die Römer); aber die Sicilianer ſelbſt haben ſich ſo ſehr davon überzeugt, daß der Glaube ihren Herzen angewachſen und angeboren zu ſein ſcheint. Diodor (V, 2) ſtimmt ganz mit Cicero überein, und beruſt ſich auf den Tragödiendichter Karkinos, welcher [95]) um die 90. Ol. blühte. Karkinos ſagt aber nur, daß die geheimnißvolle Tochter der Demeter durch den verborgenen Rathſchluß des Pluton geraubt ſei, und die Erde das Mädchen verſchlungen habe. Die Mutter, vom Schmerze geſoltert, habe darauf die ganze Erde durchſucht und auf ihren Irrfahrten ſei ſie auch nach Sicilien gekommen. Er ſagt alſo nicht, daß Demeter die Perſephone auf Sicilien geboren habe. Später berief man ſich, um dies zu beglaubigen, ſchon auf Homer [96]), aber die Sage fand in Attika keinen Glauben; Sophokles [97]) läßt das Korn von Sicilien aus Attika ſtammen, Triptolemus, welcher auch zu Enna verehrt wurde, habe es nach Sicilien gebracht. Die Römer dagegen, welche mit Sicilien eher in Berührung kamen, als mit Griechenland, glaubten die ſiciliſchen Localmythen, und ihre Dichter ſuchten ſie auf ihre Weiſe zu geſtalten und auszubilden [98]). Ganz anders modificirt dieſer Dichter die Sagen in den Metamorphoſen (V, 343 sq.). Venus Erycina ermahnt ihren Sohn Cupido, ein Liebesverhältniß zwiſchen Pluton und der Tochter der Ceres zu Stande zu bringen; Cupido trifft den Dis mit ſeinem ſchärfſten Pfeil; nicht weit von Enna iſt ein tiefer See, Namens Pergus, Wald bekränzt die Ufer und ſchützt wie ein Schleier die Fluth vor den Strahlen des Phöbus, dort iſt ewiger Frühling; Proſerpina ſpielt in dem Haine und pflückt Veilchen und weiße Lilien, füllt mit mädchenhaftem Eifer ihr Körbchen und ihren Buſen mit Blumen und ſucht die Geſpielinnen im Blumenſammeln zu übertreffen. Da ſieht ſie der Gott der Unterwelt, raubt ſie, und führt ſie hinweg, Proſerpina ruft erſchrocken ihre Mutter, ihre Begleiterinnen zu Hilfe, und zerreißt im Schmerze das Gewand, ſodaß die Blumen dem Buſen entfallen. Aber der Räuber treibt Roß und Wagen an, und dahin brauſt der Gott mit ſeiner Beute durch die Schwefelteiche der Paliker, über Syrakus. Kyane, die ſchönſte der ſiciliſchen Nymphen, erkannte den Gott, befahl ihm zu halten, und bei Ceres nach Art der ſterblichen Menſchen um ihre Tochter anzuhalten [99]). Aidoneus kümmerte ſich nicht um die Nymphe, zerſtörte ihre Quelle, ſpaltete die Erde und ſtürzte in den Tartarus hinab. Kyane, bekümmert um die geraubte Göttin und erzürnt, daß der Gott die Rechte ihres Quells verachtet, trug die unheilbare Wunde ſchweigend im Herzen, verzehrte ſich ganz in Thränen, und löſte ſich, eben eine große Gottheit, ſchnell in das Waſſer der Quelle auf. Unterdeſſen ſuchte die troſtloſe Mutter vergeblich die Tochter in allen Ländern, allen Meeren; Aurora und Hesperus ſehen ſie nicht ablaſſen vom Suchen. Sie hatte zwei Fackeln am Ätna angezündet, und durchſuchte die Finſterniß. Endlich ermüdet und durſtig gelangte ſie an eine Strohhütte und klopfte an die Pforte; eine Alte trat heraus und gab der Waſſerfodernden ſüßen Trank; die Göttin trank, aber ein frecher Knabe verhöhnte ſie und ſchalt die Durſtende; ſchnell zeigte ſich die Kraſt der Göttin, er ward in eine Eidechſe verwandelt. Dann ſetzte ſie ihren Weg fort und gelangte endlich nach Sicilien, kam zur Kyane; dieſe, welcher die Sprache fehlte, zeigte ihr tief in den Wellen den entfallenen Gürtel der Perſephone. Da zerriß ſich die Göttin das wilde ungeordnete Haar, zerſchlug ihre Bruſt, ſchalt alle Länder, und namentlich Trinakria, undankbar, zerſchlug die Pflüge, tödtete die Ochſen, machte die Fluren unfruchtbar, ſodaß alle Saaten erſtarben. Da erhob Alpheios das Haupt aus den eleiſchen Wellen, er hatte den Raub geſehen, theilte ihr mit, was er wußte, und flehte um Rettung für die Erde und namentlich für Sicilien. Die Göttin aber richtete ihren Wagen zum Olymp, trat vor den Jupiter, flehte für ihr und ſein Blut; Jupiter ſagte ihr zu, daß Proſerpina zum Himmel zurückkehren könne, wenn ſie noch nichts von unterirdiſcher Speiſe gegeſſen hätte. So hätten es die Parcen geſungen. Proſerpina war aber in der Unterwelt hungrig geworden, und, indem ſie im Garten umherirrte, hatte ſie einen Apfel von einem krummen Baume gepflückt und ſieben Theile der Frucht verzehrt. Nur Askalaphos hatte es geſehen, dieſer zeigte es an und nahm ihr die Rückkehr. Darüber ward er in einen Vogel verwandelt. Da theilte Jupiter mitleidig das Jahr zwiſchen dem Dis und der Ceres, die Tochter ſollte ebenſo lange bei dem Gatten als bei der Mutter ſein. Die Stirn der Göttin erheitert ſich, und die Fluren erhielten ihre Kraft zurück. Dieſelbe Sage muß offenbar Columella [1]) vor Augen gehabt haben, da er den Raub an den See

91) ſ. *Boeckh.* l. c. Vergl. *Visconti* Inscr. Greche Triopee. (Rom. 1794. fol.) *Jacobs* Anthol. Appendix epigr. Nr. 50. 51.
92) Demeter. p. 334.
93) ſ. *Ebert* *Σικελ.* p. 11 sq.
94) Verrin. IV, 48.
95) nach *Meineck.* Comment. Miscell. I, 24.
96) Od. XX, 109 sq.
97) ſ. *Sophocl.* Fragm. bei *Dind.* Nr. 527. *Dionys. Halic.* Antiq. I, 12. *Aristot.* mirab. auscult. 82 und *Mosch.* Idyll. III, 128.
98) ſ. *Ovid.* Fast. IV, 419 sq.

99) Non potes invitae Cereris gener esse, roganda non rapienda fuit.

1) De cult. hortor. 269.

Digitized by Google

bei Enna verlegte [2]). So dürfen wir uns denn auch nicht wundern, wenn die Römer den ſiciliſchen Cult für den ältern hielten, und meinten, die Göttin ſei von Sicilien nach Attika gekommen, mit den ätnäiſchen Fackeln, habe dem Triptolemos das erſte Fruchtkorn gegeben und zuletzt erſt ſei ſie zu den Aſiaten und nach den Inſeln gelangt.

Was Delphi für Griechenland, war Enna für Sicilien, jenes lag im Mittelpunkte von Hellas, dieſes von Trinakria. Ebenen und Hügel, Gärten und Wieſen und namentlich Kornfelder umgeben die Stadt [3]). Die Stadt mit ihren Heiligthümern lag auf einem Felſen, am Fuße deſſelben war der Raub geſchehen, wie Columella ſingt, am Fluſſe Haleſus; die Stadt hieß der Nabel Siciliens. Der berühmte See Pergus zieht ſich im Sommer beſcheiden und tief in ſeine Ufer zurück, im Winter aber, wenn das Waſſer von den Bergen hineinſtrömt, muß man ihn hindern, alles zu überſchwemmen. Enna heißt heute Giovanni, liegt hart am Thale auf einem ſteilen Gipfel. Dort lag einſt der Tempel der ennäiſchen Demeter, doch iſt nichts mehr davon übrig [4]). Am See Pergus war der Hain, mit den ſtets ſprudelnden Quellen, dort war die Höhle des Pluton, dort war die Wieſe mit den nimmer verblühenden Blumen, dort erfüllten Veilchen die Luft mit ſo ſtarkem Dufte, daß die Jagdhunde davon betäubt wurden und die Spur des Wildes verloren. Nahe bei Syrakus war die Quelle und der Bach Kyane, durch welchen der Gott ſich den Weg in den Tartarus gebrochen hatte. Doch wurde die Nymphe heilig gehalten, weil ſie den Schmerz der Demeter empfand und ihr den verlornen Gürtel ihrer Tochter gab. Sie hatte einen Tempel und Bilder zu Syrakus [5]). Der Bach wird anderswo ein See genannt [6]). Dort wurde das große Feſt der *καταγωγὴ Κόρης* mit Opfern, welche Herakles geſtiftet hatte, begangen.

Der Sagen von der Perſephone auf der Inſel ſind viele. Sie war Freundin der Athene und der Artemis; ſie hatten die Inſel unter einander getheilt, Athene ſchlug ihren Sitz in Himera auf, Artemis in Syrakus und Ortygia, Perſephone wählte ſich die ätnäiſchen Felder [7]). Vereinigt ſtickten die göttlichen Jungfrauen ihrem gemeinſchaftlichen Vater einen Peplos [8]). Auch die Sirenen wurden mit der Perſephone verbunden, ſie hatten als Geſpielinnen der Göttin am Vorgebirge Pelorum und bei Neapolis ihren Sitz. Als Acheloiden hatten ſie mit der Kora geſpielt, da ſie an den Ufern des Acheloos Blumen ſammelte [9]). Als ſie Kora vermißten, durchſtreiften ſie traurig die ganze Erde, wie die Demeter, bis ſie endlich am Vorgebirge Pelorum und bei Neapolis ermattet niederſanken und ihre Lieder ſangen, die in den Tod verlockten. Dieſe waren, wie Preller (a. a. O.) ſagt, Einflüſterungen der Perſephone, und wurden von Sophokles [10]) Grabesmelodien genannt. Die Sage von den Sirenen war nicht blos bei Sicilien und Neapel [11]), ſondern auch auf Kreta local. Dort hatte der Wettſtreit der Muſen und Sirenen ſtattgefunden, in der Hafenſtadt Aptera, am Vorgebirge Kiſamos [12]). Deshalb rechneten Platon und Euripides die Sirenen zu den chthoniſchen Gottheiten. Sie heißen *χθονὸς κοραί* [13]).

Auch die ſiciliſchen Münzen beziehen ſich oft und häufig auf den Raub, und die damit verbundenen Mythen. So erblicken wir die Demeter auf einem von zwei Schlangen gezogenen Wagen [14]), mit zwei brennenden, am Ätna angezündeten, Fackeln, um die Perſephone zu ſuchen [15]), die trauernde Göttin mit verhülltem Haupte auf Münzen von Malta [16]). Andere beziehen ſich auf die durch Ackerbau ſegnende Kraft der Göttin. So trägt ſie einen Ährenkranz [17]). Deshalb wird ſie mit einem Stierhorn verſehen [18]), auch der Pflug findet ſich auf ſiciliſchen Münzen [19]). Auf ſehr vielen Münzen befindet ſich die geſetzgebende und fruchtbringende Göttin, auf einem Seſſel ſitzend [20]).

Nur noch einige Worte über die Anakalypterien und ihre Verbindung mit den Antheſphorien und Theogamien. Euangelus und Philammon ſchrieben Dramen, welche den Titel *Ἀνακαλυπτομένη* führten, und in denen das Hochzeitsfeſt der Kora dramatiſch dargeſtellt ſein wird [21]). Daß die Theogamien und Antheſphorien in Sicilien gefeiert wurden, ſagt Pollux [22]), der Scholiaſt zum Pind. (p. 153), daß der Perſephone die Anakalypterien geweiht waren. Daß alle drei Feſte zuſammenhängen, liegt beim erſten Blicke klar vor Augen, denn die Anthologie war die Urſache des Raubes, Theogamien aber und Anakalypterien ſind der Natur der Sache nach ein Feſt [23]). Man weiß nicht, um welche Jahreszeit, wol aber, daß das Feſt jährlich gefeiert wurde [24]). Die Syrakuſaner begingen es an der Quelle, oder vielmehr dem See Kyane, und zwar jährlich noch zu Cicero's Zeit [25]). Die Siculer brachten der Göttin nicht allein Opfer dar, ſondern die Ceremonien, welche die myſtiſche Hochzeit repräſentirten, waren die Hauptſache dabei [26]). Von einem ähnlichen Feſtzuge redet Strabon [27]), und Spanheim [28]) hat aus Münzen nachgewieſen, daß auch dort die *Θεο-*

2) Vergl. noch den Chorus Proserpinae bei *Varro*, De ling. Lat. VI, 94. 3) ſ. *Cic.* Verr. IV, 49. V, 72. 4) ſ. *D'Orville*, Sicula. p. 144. 5) ſ. *Diod.* XIV, 72. *Aelian.* V. H. II, 33. 6) ſ. *Cic.* Verr. IV, 42. *Diod.* V. 4. *Ovid.* Met. V. 410. 7) ſ. *Pompon.* zum Columella. p. 724 der Gesner'ſchen Ausgabe. 8) ſ. *Diod.* V. 3. 9) ſ. die von Preller S. 182 angeführten Citate: *Apollon. Rhod.* IV, 897. *Apollod.* I, 3. 4. *Liban.* Progymn. IV, 855 *Reiske.* Schol. Il. X, 439. *Ovid.* Met. V, 554. *Hygin* f. 141. Mythogr. Lat. I, 180. II, 101. Voß, Mythol. Briefe. II, 5. V, 163.

10) Fr. 407. 408 *Dind.* 11) ſ. *Strab.* I, 22. V, 246. *Dionys.* Perieg. v. 358. 12) ſ. Hoeck, Kreta. I, 26. *Steph. Byz.* s. v. *Ἄπτερα.* Etym. M. und *Suid.* 13) bei *Eurip.* Hel. v. 167. ſ. *Plat.* Kratyl. p. 403 D. und Preller, Demet. S. 183. 14) ſ. *Petr. Burmann*, Sec. Comment. ad Numism. Sic. hinter *D'Orville*, Sicula. p. 339 u. 606. 15) p. 367. 381. 476. 16) p. 482. 17) p. 322 sq. 18) p. 250. 19) p. 366. 20) p. 465. 21) ſ. *Athen.* XIV, 644, E. *Menandr. et Philem.* reliq. ed. *Meineke.* p. 359. *Ebert.* *Σικελ.* p. 7. 22) im Onomast. I, 37. 23) ſ. *Ebert.* *Σικελ.* p. 15. 24) *Diod.* V, 4. IV, 23. 25) ſ. *Cic.* in Verr. IV, 48. 26) Es heißt bei *Diod.* l. c. *Ταύρους βυθίζουσιν ἐν τῇ λίμνῃ.* 27) XIV. p. 189. *ἐν τοῖς Ἀχαράκοις.* 28) zum *Callimachus* p. 752.

Digitized by Google

γάμια gefeiert wurden. Wie weit das Feſt auf der Inſel verbreitet war, läßt ſich nicht mit Sicherheit entſcheiden, ohne Zweifel feierte ſie Akragas [29]). Aber Syrakus beging das Feſt nicht [30]). Ebert zerlegt nun das Feſt ſo, daß er die Antheſphorien für den erſten Tag deſſelben hält [31]). Er glaubt, daß an dieſem Tage der Göttin, wie das auch bei anderen Feſten anderer Götter geſchah, Kränze aus Blumen und paſſenden der Göttin zukommenden (νενομισμένοις) Zweigen geflochten, dargebracht worden ſind [32]). Die Weiber und Jungfrauen, mit Blumen bekränzt, bildeten wahrſcheinlich einen Feſtzug. Geſchah doch in Pandoſia und Hipponium Ähnliches, und iſt doch anzunehmen, daß der dortige Cult aus Sicilien kam [33]). So hießen die Jungfrauen und Weiber, welche die Häupter bekränzt hatten, wahrſcheinlich ἀνθεσφόροι, und der feſtliche Tag wird Ἀνθεσφόρια genannt ſein. Der zweite oder dritte Tag der Theogamien hieß Ἀνακαλυπτήρια [34]). Die Ceremonien, welche das Feſt ſchmückten, ſind ſowol in Sicilien, als auch ſonſt, wo Theogamien vorkommen, unbekannt [35]).

Auch Demetrien oder Thesmophorien mit einem Anhange, Κορεῖα genannt, wurden in Sicilien gefeiert. Die letzte Benennung deutet an, daß das Feſt nicht die Mutter allein, ſondern auch die Tochter betraf. Auch über dieſe hat Ebert (Σικελ.) ſich mit Gelehrſamkeit verbreitet. Die Thesmophorien gehören der geſetzgebenden Demeter, der Göttin, welche heilige Geſetze lehrte, Ehen ſtiftete, und große Städte gründete, wie Calvus ſingt [36]). Aber dieſe Eigenſchaft der Mutter wird, wegen ihrer innigen Verbindung mit derſelben, oftmals auf die Tochter übergetragen, daher ruft Pindar [37]) die Perſephone Θεσμοφόρος an, was auch Ariſtophanes [38]) thut, und in der Anthologie [39]) werden die beiden Göttinnen αἱ Θεσμοφόροι genannt [40]). Die Thesmophorien wurden in den meiſten Städten der Inſel gefeiert, z. B. in Katana [41]) wurde das Feſt von Weibern und Jungfrauen begangen [42]). Dennoch haben wir nur von dem Feſte in Syrakus und in Akragas genauere und beſtimmtere Kunde [43]). In Akragas hatte die Demeter einen Tempel, welchen Kephalides [44]) erwähnt, auf den Münzen der Stadt war die Göttin geflügelt dargeſtellt [45]). Aber wo die Tochter iſt, muß auch die Mutter ſein, getrennt ſind beide bedeutungslos, ſo muß auch in Akragas die Demeter verehrt ſein, wo der

29) ſ. Müller Dor. I. 400. 30) ſ. *Ebert*. *Σικελ*. p. 16. 31) Er beruft ſich auf *Plutarch*. Quaest. Nat. p. 927, E. und *Diod*. V, 8, auf *Pamphos* ap. *Paus*. IX, 31, 6. Schol. *Soph*. Oed. Colon. 674 und *Athen*. XIII. 554, B und auf den Dichter des Hymnos auf die Demeter V. 6. 32) ſ. *Artemid*. II, 33 *Reiff*. 33) Das ſagt auch Strabon ausdrücklich: *Τὴν Κόρην πεπιστεύκασιν ἐκ Σικελίας ἀφικνεῖσθαι δεῦρο ἐς τὰ περὶ Πανδοσίαν καὶ Ἱππώνιον*. ſ. *Strab*. VI, 227. 34) So auch Müller, Dor. I, 401. Proleg. p. 155. 35) ſ. *Ebert*, *Σικελ*. 18. 36) ſ. *Serv*. in Aen. III, 58. *Diod*. I, 14. V, 5, 68. 37) Fragm. ap. *Boeckh*. p. 564. 38) Thesmoph. v. 289. 303. 39) Palatina II, 875. 40) Vergl. nach Semos im achten Buche der Deliac. *Heracl*. ap. *Athen*. III, 109, E. F. 41) *Cic*. Verr. IV, 41. V, 72. 42) ſ. *Ebert*. *Σικελ*. p. 21. 43) *Id*. l. c. 44) Reiſe I, 284. 295. 45) Münter in den antiquar. Abhandl. S. 160.

Tochter die Theogamien gewidmet waren. Polyän (V, 1) berichtet von Thesmophorien in Akragas, während welches Feſtes Phalaris die meiſten Männer tödtete und ſich zum Tyrannen über die geſchonten Weiber und Kinder machte. Das Feſt war von Gela aus gegründet, der Mutterſtadt, wo der Cult der chthoniſchen Götter [46]) blühte. Von dem Feſte in Syrakus berichtete Heraklides [47]). Caſtelli [48]) hat in Eryx auf Thongefäßen die Worte Θεσμοφόριον μῆνα geleſen, woraus Ebert [49]) ſchließt, daß der Monat von den dort gefeierten Thesmophorien käme, und weiter, daß auch Syrakus einen Monat dieſes Namens hatte. Das Feſt wurde gefeiert in dem Monat ἐν ᾧ τὴν ἀρχὴν ὁ σπόρος τοῦ σίτου λαμβάνει [50]), alſo im Februar oder März, und einer dieſer beiden Monate wird Thesmophorion geheißen haben. Freilich ſtimmt der Thesmophorion nicht mit dem Böotiſchen Damatrios, und das Feſt der Thesmophorien muß in Sicilien in eine ganz andere Zeit gefallen ſein, als in Attika. Die Thesmophorien wurden in Syrakus im τέμενος τῶν Θεσμοφόρων gefeiert [51]). Dieſer ſchloß auch einen Tempel der Perſephone ein [52]). Aber da man unter den Thesmophoren offenbar ſowol Mutter als Tochter zu verſtehen hat, ſo wird Hain und Tempel beiden Göttinnen geweiht geweſen ſein [53]), das Heiligthum war gewiß nicht weit von der Stadt entfernt. Das Feſt währte zehn Tage [54]). Dieſer Schriftſteller redet freilich von den Demetrien, aber mit dieſem Namen wurden nicht nur die Eleuſinien, ſondern auch die Thesmophorien belegt [55]). Man backte zu dem Feſte Kuchen aus Seſam und Honig, welche zur Ehre der Göttinnen umhergetragen und wahrſcheinlich während der Dauer des Feſtes gegeſſen wurden [56]). Obgleich aber Perſephone nicht minderen Antheil am Feſte hatte, als die Mutter, und ungeachtet der weiten Ausdehnung deſſelben, verſäumte man doch nicht der Tochter noch ein beſonderes Feſt zu feiern, das begangen wurde ἐν ᾧ καιρῷ τὸν τοῦ σίτου καρπὸν τετελεσιουργῆσθαι συνέβαινε [57]). So wird es wahrſcheinlich den Schluß, die Vollendung der Thesmophorien, ausgemacht haben, ſowie noch jetzt in Katania zwei Feſte der heiligen Agathe gefeiert werden, das eine wie die Thesmophorien im Februar, das andere, wie wahrſcheinlich die Κορεῖα im Auguſt, zwiſchen welchen Blunt keinen bedeutenden Unterſchied entdecken konnte. Das Feſt betraf die Heimkehr der Kora (τὴν καταγωγὴν τῆς Κόρης), die Thesmophorien müſſen eine ἀναγωγὴ τῆς Κόρης, alſo ein Frühlingsfeſt, mit eingeſchloſſen haben; kamen nun wahrſcheinlich an jenem Feſte Ceremonien vor, welche ſich auf die Rückkehr der Kora bezogen, ſo waren gewiß die Κορεῖα durch Ceremonien, welche Raub und Heimkehr in die Unterwelt ausdrücken ſollten, verherrlicht. Das bedeutet der Gebrauch des Κοραγεῖν. Heſychius er-

46) *Herod*. VII, 153. Vergl. *Thuc*. VI, 4. 47) *Περὶ Θεσμῶν* bei *Athen*. XIV, 647, A. 48) Inscript. Sic. p. LXXI und Class. XV, 24 sq. 49) ſ. p. 24. 50) ſ. *Diod*. V, 4. 51) ſ. *Plut*. Dion. c. 66. 52) Ib. c. 8. 53) ſ. *Ebert*. *Σικελ*. p. 26. 54) ſ. *Diod*. V, 4. 55) ſ. *Ebert* p. 27. Vergl. noch J. H. Voß, Erklärungen zum Hymnus auf die Demeter. S. 22. 56) ſ. *Ebert* p. 30. 57) ſ. *Diod*. V, 4.

Digitized by Google

klärt das Wort durch τὸ ἀπάγειν τὴν Κόρην. Der Ausdruck war ein heiliger und bezog ſich[58]) auf die Darſtellung des Raubes und der Wegführung der Kora im Cultus. Ebert[59]) vermuthet jedoch, daß im Heſychios ἀνάγειν — ſtatt ἀπάγειν geleſen werden müſſe, indem, wie er glaubt, in Sicilien, wie in Helos, zu gewiſſen Zeiten ein Bild der Kora in einen hochgelegenen Tempel geführt wurde. Der Grund ſcheint aber nicht hinreichend. Das ἀναγειν kann nur eine Ceremonie bei den Κορείοις geweſen ſein, am Feſte der Thesmophorien war das ἀνάγειν eine Hauptceremonie, und Κοραγεῖν mag beides bedeutet haben. Daß das Feſt Κόρεια hieß, wie die Thesmophorien Δαμάτρια, ſagt Heſychius (s. v.).

§. 19. Perſephone in Kyzikos. Wir gehen nach Aſien hinüber. Dort finden wir zuerſt in Kyzikos Pelasger aus Theſſalien hinübergewandert; Giganten und Encheirogaſtoren hatten den Chytos Limen gebaut[60]). Aber dies waren Pelasger[61]). Gegen Olympias 24 kamen die Mileſier dahin, aber ſie fanden aus Theſſalien vertriebene Ureinwohner dort[62]). Man betrachtete ohne Zweifel aus dieſem Grunde die Stadt als ein ἐμπροίκιον des Zeus für die Kora[63]). Für den Cult der Perſephone iſt Kyzikos ſehr bedeutend[64]). Man opferte an ihrem Feſt eine ſchwarze Kuh, und da während der Belagerung durch Mithridates eine ſolche fehlte, ſo formten die Bürger eine aus Mehl und brachten ſie dar[65]). Da begriff die Göttin die Frömmigkeit ihrer Bürger, und faßte den Entſchluß, die Stadt aus Feindeshänden zu retten. Eine ſchwarze Kuh ſchwamm über das Meer durch die feindlichen Schiffe, und trat, um ſich opfern zu laſſen, vor den Altar. Mithridates riethen aber ſeine Freunde die Belagerung einer Stadt aufzugeben, welche offenbar unter göttlichem Schutze ſtände. Als die Giganten Felſen in den Fluß Rhyndakos ſtürzten, um ſeinen Lauf zu hemmen, ließ ſie die Göttin im Meere feſtwurzeln, und es erwuchs die Inſel Besbikos[66]). Die Tyrrheniſchen Pelasger brachten das Feſt der Theogamien oder Anakalypterien nach Kyzikos[67]). Kyzikos aber blühte durch die Gnade der Perſephone, man kann ſich daher nicht wundern, wenn die Stadt in ihrer Verehrung mit Sicilien, Attika, Kreta, mit Arkadien und Böotien wetteiferte. Wie die Mythen ſo gern in die Colonien hinüber zu wandern pflegten, ſo ward auch Kyzikos ein Ort für den Raub, wie die Münzen beweiſen[68]). Auf den Münzen von Kyzikos iſt der Kopf der Perſephone gewöhnlich mit einem Ährenkranze, dem Haarnetz, einem verhüllenden oder wehenden Schleier, mit Perlenhalsband und Ohrgehängen dargeſtellt. Die Umſchrift iſt: ΚΟΡΗ ΣΩΤΕΙΡΑ oder auch blos ΣΩΤΕΙΡΑ, Namen, welche, wie wir oben geſehen haben, die Göttin, auch in Sparta und Megalopolis führte[69]). Der Schutz der Perſephone ward auch bei dem Erdbeben deutlich, welches den Peloponnes, den Hellespont und die Propontis ſo oft heimſuchte[70]), da ſchützte die Göttin Kyzikos[71]). Auch den Namen Δέσποινα ſcheint die Göttin in Kyzikos geführt zu haben. Das ſchließe ich aus einer Münze des Trajan, welche ΔΟΜΝΑ ΣΩΤΕΙΡΑ umſchrieben iſt. Es iſt hier ebenſo wenig an die Julia Domna zu denken, da die Zeit nicht paßt, als an die Damia und Auxeſia, wie Müller[72]) wollte. Domna bedeutet Domina und iſt offenbar eine Überſetzung von Δέσποινα, wie die Göttin namentlich in Arkadien hieß[73]). Die Perſephone ſcheint auch als Mondgöttin in Kyzikos Cult gehabt zu haben, wie aus einigen Münzen[74]) geſchloſſen werden kann, welche auf der Vorderſeite einen Demeter- oder Perſephonekopf, auf der Kehrſeite einen Halbmond zeigen. Es läßt ſich leicht denken, daß die Nähe der barbariſchen Culte Aſiens und die allgemeine Göttervermiſchung der Orphiker Einfluß auf den Dienſt von Kyzikos hatten. So ſtanden vielleicht auch die Pherephattien in Beziehung zu der Mondgöttin[75]). Das Feſt hieß Φεῤῥεφάττια oder Φεῤῥεφαττεῖα. Lobeck[76]) glaubt, daß ſie in Beziehung zu der Περσεφόνη φωςφόρος ſtanden. Spanheim[77]) identificirt die Perſephone mit der Artemis, und der Hekate Noctiluca, weil ſie bei Plutarch[78]) φωςφόρος heißt; in dieſem Sinne heiße ſie auch φερσεφάεσσα oder φερσεφάττα. Deshalb werde auch die Κόρη ſowol, als die ihre Tochter ſuchende Mutter δᾳδοῦχος genannt. Dieſe Bemerkungen haben allerdings ihre Richtigkeit, aber nur für die durch aſiatiſchen Einfluß und die Orphiker verdorbene griechiſche Religion. Das Feſt der Pherephattien entſpricht ganz den Κορείοις auf Sicilien[79]).

Der Satz, daß wo die Tochter ihre Wohnſtätte aufgeſchlagen hat, auch die Mutter ſein muß, hat auch für Kyzikos ſeine Richtigkeit; auch die Demeter kommt häufig auf den Münzen der Stadt vor; man erkennt auf einigen einen Demeterkopf mit dem Haarnetz, während andere die ganze Figur der Göttin entweder ſchreitend,

58) Nach *Wesseling* ad *Diod.* V, 4. 59) p. 37. 60) *Deilochos* in Schol. ad *Apollon.* Rhod. I, 987. 61) ſ. Müller, Orch. S. 243. 254; vergl. Schol. *Apollon.* Rhod. I, 1037. 62) ſ. Müller, Orch. S. 287. 63) ſ. *Appian.* Mithrid. 75. *Steph. Byz.* s. v. Βέσβικος. 64) Das bezeugt der Verfaſſer des 76. Priapeiſchen Gedichts in den Verſen:

Ennaeae Cererem nusus frequentant,
Raptam Cyzicos ostreosa divam,

und dann ſage Appian (l. c.), daß die Perſephone dort am meiſten von allen Göttern verehrt werde. 65) ſ. *Plutarch.* Lucull. 10. *Jacobs*, Anthol. XI, 229. *Lobeck*, Aglaoph. p. 1081. 66) ſ. *Agathokles* ap. *Steph.* s. v. Βέσβικος. 67) ſ. Müller, Orch. S. 217. Dor. I, 401. Proleg. p. 155. *Marquardt*, Cyzicus. p. 121. 68) ſ. *Liebe*, Goth. Num. p. 374. *Mionnet*, Supplem. V, p. 332. Nr. 326; p. 322. Nr. 254; p. 355. Nr. 472. Auch Properz (IV, 22) deutet darauf hin. Vergl. *Ruhnken* ad *Hom.* Hymn. in Cerer. v. 17.

69) Vergl. *Marquardt*, Cyzicus. p. 123. 70) ſ. Wachsmuth, Helleniſche Alterthumskunde. I, 1, 1. 71) Eine Inſchrift bei Orelli (ſ. Nr. 1474) ſagt es deutlich aus, daß die Göttin gegen dieſes Unglück geſchützt habe. Sie lautet Proserpinae Servatrici Sex. Volumulus pro Aemilia Petelina conjuge sibi restituta ex voto suscepto aram consecravit. 72) Aegin. p. 170. Dor. I, 402. 73) Vergl. *Marquardt*, Cyzicus. p. 124. 74) bei *Mionnet* Supplement. V. Nr. 164, 166, 249, 314. 75) Vergl. *Plut.* Lucull. 10. 76) zum *Phrynich.* p. 369. 77) Hymn. in Dian. V, 10. p. 132. Der utrechter Ausg. v. J. 1697. 78) de facie in O. L. V. IX. p. 716. R. 79) ſ. *Plut.* Lucull. c. 10. *Caylus*, Rec. d'antiq. II, 242. *Ebert*, Σικελ. p. 32.

in jeder Hand eine Fackel ſchwingend, zuweilen mit verſchleiertem Antlitz, um die traurende und ſuchende Mutter anzudeuten, oder auch ſtehend mit einer oder zwei Fackeln, oder in der Hand einen Speer ſchwingend, wie eine Pallas, endlich noch andere ſie auf einem von zwei Schlangen gezogenen Wagen darſtellen [80]).

Die Myſterien, welche man in Kyzikos den beiden Göttinnen feierte, hatten ohne Zweifel in den Tyrrheniſchen Pelasgern ihren Grund, welche zugleich mit den Ägiden die Thebais verlaſſen [81]) und ſich in dieſen Gegenden niedergelaſſen hatten [82]). Der kyzikeniſche Cult iſt alſo, wie der von Akragas auf den Thebaniſchen zurückzuführen [83]). Marquardt (S. 126) ſtimmt nicht mit Müller überein, und beruft ſich auf zwei Inſchriften von Samothrake, auf welche wir aufmerkſam machen zu müſſen glauben. Die erſte iſt von einem Weihgeſchenk entnommen, welches die Hieropoiá und andere Kyzikener, die das Glück hatten, in die Myſterien von Samothrake aufgenommen zu ſein, dahin geſchenkt hatten. Die andere Inſchrift ſtand unter einem Geſchenk des Asklepiades, welcher, da er zugleich Baumeiſter und Epoptes der ſamothrakiſchen Myſterien war, zur Erbauung einiger Heiligthümer nach Samothrake berufen war. Das beweiſt aber nichts gegen Müllee; gab es nicht auch in Theben Kabirencult, und ſtand dieſer nicht mit der Demeter in engſter Verbindung? Wir haben ſo ein Wechſelverhältniß. Die Myſterien ſtammten aus Theben, einem alten Kabirenſitz, und auf die Kyzikeniſchen werden die ſamothrakiſchen, welche durch die Pelasger gleichfalls mit Theben in Verbindung ſtanden, von Einfluß geweſen ſein; deshalb leſen wir in den Inſchriften *μύστης, ἐπόπτης βασιλεύς* und *μυστάρχης* [84]).

Von den auf Münzen häufig wiederkehrenden Attributen der Perſephone nennen wir den Stier, die Kuh, das Kalb, Stierkopf, was an die gehörnte Demeter auf Sicilien erinnert, Eber und Mohn. Manche zeigen deutlichen Einfluß aſiatiſcher Barbarei.

§. 20. **Das übrige Kleinaſien.** Da die Eleuſinien in Athen ſchon vor der Zeit blühten, als die Jonier nach Aſien hinübergingen, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß in dieſer Landſchaft der Cult ſo ſehr aufkam [85]). Die Notiz des Himerios [86]) aber, daß zur Zeit des Pindar Abkömmlinge des Neleus und Kodros nach Athen gekommen waren, *πῦρ τὸ μυστικὸν καὶ τὴν τελέτην τὴν κατ' Ἐλευσῖνα ποθήσαντες* darf nicht ſo ſehr auffallen, als Preller (S. 29) glaubt, da die Notiz nicht ſagt, daß in Jonien die Eleuſinien nicht gefeiert wurden. Sie wurden in Epheſus gefeiert, und ihre Beſorgung war den Androkliden anvertraut [87]). Deßhalb heißt es in einer epheſiſchen Grabſchrift [88]) „ich wohne in dem heiligen Hauſe der Heroen, nicht am Acheron, denn ein ſolches Ziel des Lebens iſt den Weiſen gewiß." Ferner in der kariſchen Stadt Aphrodiſias muß der Cult der Demeter und Kora geblüht haben, da in der dort gefundenen Inſchrift [89]) Julia, nach Eckhel [90]) nicht die Gemahlin des Auguſtus, ſondern Julia Domna zur *νέα Δημήτηρ* gemacht und Nr. 2839 ein *τέμενος θεᾶς κόρης* genannt wird. Auf den Cult der chthoniſchen Götter bezieht ſich auch wol die Inſchrift Nr. 2851: „Es leuchtet auch den Todten ein Licht der Tugend, welche viel duldend überall Liebe zu den Göttern gezeigt haben." Solche Lehren konnten nur die Eleuſinien in Umlauf ſetzen. Wer kennt ferner nicht das Demeterheiligthum bei Knidos. Triopas hängt, wie Preller [91]) bemerkt, mit den Dryopern zuſammen, welche den Demetercult nach Hermione und Aſine brachten. Hunger treibt ihn aus dem dotiſchen Felde in Theſſalien nach Knidos, wo er das Triopion gründete [92]). Das Heiligthum der Thesmophoriazuſen in Milet war von der Stadt nur wenig entfernt [93]). Folglich war dort der Dienſt der *θεαὶ θεσμοφόροι*, von welchen bei Sicilien geredet iſt. Die Demeter auf dem Viergeſpann ſtehend zeigt eine Münze von Temenos Porla, einer phrygiſchen Stadt, die unter Valerianus oder Gallienus geprägt iſt, folglich war dorthin der Cult gedrungen [94]). Bei Nyſa war der Raub ſogar local. Bei dieſer kariſchen Stadt war eine charoniſche Höhle, dabei ein Tempel der Perſephone, und ein heiliger Hain des Pluton, in welchem jährlich die Theogamien des Gottes mit nicht geringerer Feierlichkeit als in Sicilien begangen wurden. Auch Münzen [95]) von Nyſa führen die Inſchrift *θεογάμια οἰκουμενικά*. Für Nyſa ſpricht vielleicht ſchon der 16. Vers des Homeriſchen Hymnus auf die Demeter [96]). Auch Sardes, Hierapolis und Tralles, Thyatira, Gordium und Magneſia zeigten den Raub des Perſephone auf ihren Münzen [97]). Abia, des Jatrokles Tochter, eine tralliſche Prieſterin der Demeter, wird in einer Inſchrift genannt [98]). Ferner Mida und Ortheſia [99]) und Hermopolis auf dem berühmten Hermesfelde in Lydien. Auch die Münzen von Nikäa erinnern an die Theogamien. Im Allgemeinen ſind es mindeſtens 14 kleinaſiatiſche Städte, welche den Raub auf ihren Münzen darſtellen, folglich muß der Cult der chthoniſchen Götter dort ſehr ausgebreitet und angeſehen geweſen ſein [1]). Auch in Knidos wurde Demeter [2]) verehrt, folglich auch die Kora. Eine Inſchrift von Prymneſia [3]), dem jetzigen Seid-el-Ghazi, zeigt, daß auch dorthin der Cult der chthoniſchen

---

80) ſ. *Marquardt* Kyzikos p. 126. 81) ſ. *Müller*, Proleg. p. 148. 82) ſ. Konon 41. *Steph. Byz.* s. v. *Κύζικος* und *Βέσβικος*. 83) ſ. *Müller* Proleg. p. 156. 84) ſ. *Marquardt* l. c. 85) ſ. *Böckh* Praef. Ind. lect. Berol. Sommer 1830, und K. Fr. Hermann in Allg. Schulzeitung 1833, II. S. 60. 86) Orat. XI, 4. 87) ſ. *Walter*, Copt. *Perry*, De Reb. Ephesior. (Gotting 1837) p. 54. *Strabo* XIV, 938 mit der Note des Caſaub. und *Cic.* de Divinat. I, 40.

88) ſ. C. I. Nr. 3019. 89) Ib. Nr. 2815. 90) D. N. Tom. VII. p. 196. 91) Demeter. p. 331. 92) ſ. *Artimach.* Lyd. p. 34. *Callim.* Hymn. Cerer. v. 24. 93) *Parthenius*, Erotic. c. 8. cf. *Steph.* s. v. *Μίλητος* und *Rambach*, De Mileto ejusq. colon. (Hallae 1790.) p. 20. 94) ſ. Spanheim zum Callimachus. S. 666. 95) Ebendaſ. 96) ſ. *Marquardt*, Cyzicus. p. 123. 97) ſ. *Liebe* G. N. p. 347. 98) C. I. Nr. 2987. 99) ſ. Spanheim a. a. O.

1) ſ. *Marquardt* p. 122. 2) ſ. Spanheim S. 185. 3) ſ. C. I. Nr. 2042 und Franz, Fünf Inſchriften und fünf Städte in Kleinaſien. (Berlin 1840. 4.) S. 5.

Digitized by Google

Götter gedrungen war. Sie lautet: *Θεοῖς καταχθονίοις καὶ Διῒ βροντῶντι.* Darunter ſind zwei aufgehobene Hände abgebildet. Hier war der olympiſche Zeus, der mit Blitz und Gewitter drohende Gott, der Demeter und Kora zugeſellt. Ziemlich gewiß iſt es, daß der Cult in Akmonia Eingang fand. Eine von Baron Wolff auf dem Gottesacker von Ahatkoi, dem alten Akmonia, entdeckte Inſchrift beginnt alſo: *Ἀγαθῇ τύχῃ ὁ δῆμος καὶ ἡ βουλὴ ἐτείμησεν Νικίαν τὸν Ἀσκληπιοδώρου καὶ Λούκιον ἱερέα Σεβαστῆς Εὐβοσίας διὰ βίου* u. ſ. w. Wir lernen daraus, daß Nikias lebenslänglicher Prieſter einer Kaiſerin war[4]). Dort kommt auf einigen Münzen die Gemahlin des Claudius, die jüngere Agrippina vor, ſo liegt die Vermuthung nahe, daß Nikias Prieſter der Agrippina war. Aus Äoliſchen Inſchriften[5]) wiſſen wir, daß die ältere Agrippina, Gemahlin des Germanicus, unter dem Peädicat *Θεὰ Αἰολὶς καρποφόρος* als Demeter verehrt wurde. Eckhel bezieht die Inſchrift Nr. 2183 auf die jüngere Agrippina, es ſcheint ſomit, als ſei die Ehre der Mutter auf die Tochter übergetragen. In Äolien wird die Demeter Nationalgöttin geweſen ſein, auch ihre Tochter ſtand dort in großen Ehren. *Εὐβοσία* war wol ein Epitheton der Demeter und erinnert an *καρποφόρος* und *πολύκαρπος*[6]). Demeter muß unter dieſem Namen dort Localgöttin geweſen ſein. Zwar könnte man bei *εὐβοσία* an die perſonificirte Fruchtbarkeit denken, welche in Pheygien Cult gefunden haben mochte, Welcker[7]) aber hält den Namen für eine Adjectivform, welche nur zufällig mit dem Subſtantiv *εὐβοσία* zuſammengetroffen ſei. Sie veehält ſich zu *εὔβοτος* wie *ἐπιστροφία* zu *ἐπίστροφος*[8]). In Phrygien gab es alſo eine Demeter Euboſia, welche ſich mit den dort gangbaren Städtenamen Polybotos, Eukarpia, Euphoebion, aber auch, wie Feanz (S. 9) bemerkt, mit einer Erzählung[9]) in Verbindung ſetzen läßt, wornach Euphorbos zur Zeit einer Hungersnoth den Göttern ein ſo wohlgefälliges Opfer dargebracht hatte, daß ſie *εὐβοσίαν καὶ πολυκαρπίαν* über das Land verbreitete. Wir lernen aber aus der Inſchrift dreierlei, erſtens, daß in phrygiſchen Städten die jüngere Agrippina unter dem Namen Demeter Euboſia verehrt waed, zweitens, daß Demeter ſelbſt unter dieſem Beinamen dort einen Cult hatte, drittens daß auch Kora dort heilig gehalten wurde, denn man verehrte gern einen ganzen Accord von Göttern ſtatt eines einzelnen, wie bei Ariſtophanes[10]), Demeter und Kora, Plutos und Kalligeneia die Kurotrophus u. ſ. w. zuſammen genannt werden. Acht engliſche Meilen von Pergamos auf dem Wege nach Soma, nächſt dem alten Gaima lag das alte Gambreion, welches Stephanus von Byzanz *πόλις Ἰωνίας* nannte. Nichtsdeſtoweniger müſſen wir annehmen, daß unſere Stadt in Myſien lag, wenn man nicht vorzieht, zwiſchen zwei Städten gleiches Namens zu unterſcheiden. In einer dort gefundenen Inſchrift[11]) iſt Zeile 20 von Thesmophorien die Rede und Zeile 31 wird uns ein Thesmophorion genannt. Wie ſehen, daß auch dort der Demeter- und Koracult verbreitet war, die Göttinnen dort Tempel und Feſte hatten. Der Cult der chthoniſchen Götter war alſo in Kleinaſien ſehr verbreitet, und findet ſich bis in ſpäte Zeiten dort erhalten.

§. 21. **Die Inſeln des Ägäiſchen Meeres.** Auf den Münzen der Lesbiſchen Stadt Ereſus, in deren Nachbarſchaft der beſte Weizen wuchs, kommt ein mit Kornäheen geſchmücktee Perſephonekopf vor, und auf den Cult der Mutter und Tochter bezieht ſich wahrſcheinlich eine Inſchrift[12]). Die Götter weeden darin *καρποφόροι* und *τελεσφόροι* genannt. Der Name der Demeter ſcheint in den Buchſtaben *ΔΗΜΗ* der erſten Zeile enthalten zu ſein[13]). Dann war auf Kreta der Cult zu Hauſe[14]). Man hatte einen Monat Thesmophorion[15]). In einem kretiſchen Eidſchwur[16]) ſcheint Demeter *ἐλευσίνα* zu heißen. Kora und Demeter nennen noch zwei Inſchriften von Hierapytna[17]). Die erſte ſcheint ſich auf den Krieg des Metellus und die Niederlage des Ariſton zu beziehen[18]). Nach dem Homeriſchen Hymnus auf die Demeter (V. 122) wollte die verſtellte Göttin aus Kreta gekommen ſein, und nach Bakchylides[19]) war Perſephone auf dem Eilande geraubt worden[20]). Dort buhlte Demeter auf drei Mal geackertem Brachfeld mit ihrem Geliebten Jaſios[21]). Der kretiſche Triptolemos kommt bei Heſychios[22]) und Ariſtoteles[23]) vor. Als Theſeus aus Kreta in die Heimath zurückkehrte, feieete er Demeter- und Bakchosfeſte[24]). Auch nach Paros, der von Keeta aus coloniſieten Inſel, über welche der Jaſios nach Samothrake kam[25]) und von da nach Thaſos, kamen Demeterprieſter, den Cult ihrer Göttin zu begründen. Polygnot aus Thaſos hatte in der Delphiſchen Leſche unter den Figuren ſeiner Hadesfahrt auch Tellis und Kleoböa gemalt und zwar die letztere mit dem myſtiſchen Abzeichen der Demeterlade. Dieſe beiden hatten die Gründung des Demetercultus geleitet[26]). Die beiden Göttinnen werden in Archilochos' Jobakchen[27]), ein zu der Demeter Betender von Archilochos[28]) genannt; Thaſos heißt der Demeter Küſte bei Archilochos[29]). Auf thaſiſchen[30]) Münzen iſt die Demeter häufig, und die Demeter *ἀνθοφόρος* wird in einer Inſchrift[31]) genannt. Die pariſche Demeter Thesmophoros iſt auch aus Miltiades' Geſchichte bekannt[32]).

4) Über die göttlichen Ehren der römiſchen Kaiſer und Kaiſerinnen ſ. *Eckhel* D. N. V. VIII, 456 sq. 5) ſ. C. I. Nr. 3825. 6) Ib. Nr. 313. 7) bei *J. Franz* l. c. p. 8. 8) ſ. *Paus.* I, 40, 5. 9) bei *Stephanus Byzantinus* s. v. *Ἀζανοί.* 10) Thesmophoriaz. v. 297. 11) bei Joh. Franz S. 16.

12) bei *Pococke* Descr. Orient. T. III. p. 5. 13) ſ. *Plehn* Lesbiaca p. 120. C. I. Nr. 2675. Vergl. Nr. 2177. 2183. 2192. 14) ſ. Hoeck, Kreta II, 81. 15) ſ. *Ebert Σικελ.* p. 23. *Castelli* ad Inscr. Sic. p. LXXI. *Paciaudi* Mon. Pelop. I. p. 180. 16) ſ. C. I. Nr. 2554, IV. Z. 183. 17) Nr. 2567 u. 2568. 18) ſ. Hoeck Kreta III. S. 312. Vergl. Nr. 2599. 19) im Schol. ad *Hesiod.* Theog. v. 914. Fragment ap. *Neue* p. 69. 20) Vergl. *Tzetz.* ad *Hesiod. Ἔργ.* 33. 21) *Hesiod.* Theogonie. v. 962. Vergl. Hoeck Kret. 1. S. 330. 22) s. v. *Βουζύγης.* 23) bei *Serv.* ad Georg. I, 19. 24) ſ. *Plut.* Thes. c. 22. 25) ſ. Hoeck Kreta I, 332, II, 227 fg. 26) ſ. *Paus.* X, 28, 1. 27) bei *Hephaest.* 102, 4. 28) bei *Hephaest* 50, 14. 29) Fragm. *Liebel.* p. 3. cf. *Dionys.* Perieg. p. 523. *Eustath.* p. 202. 23. Etym. M. s. v. *Θάσος* u. *Πάρος.* 30) ſ. *Eckhel* D. N. V. II. p. 541. 31) ſ. C. I. Nr. 2162. 32) *Herod.* II, 134. Schol. *Arist.* p. 691. C. I. Nr. 2557.

Digitized by Google

Das Theſmophorion war das Staatsarchiv. Die Prieſter der Demeter hießen Kabarner, weshalb die ganze Inſel Kabarnis genannt ward[33]). Der Archaget war Kabarnos[34]). Er hatte der Demeter den Raub gemeldet[35]). Die Inſel hieß auch Demetrios. Auf Paros waren die Jamben entſtanden, für welchen Ausdruck man eine Etymologie füglich nicht ſuchen darf. Die ein Jauchzen ausdrückenden ὀλολυγμοί liegen ihnen zum Grunde, der Bildung nach verwandt iſt damit Θρίαμβος, der Bakchiſche Feſtzug, διθύραμβος, ein Bakchiſcher Hymnus, und ἴθυμβος, auch eine Art Bakchiſcher Lieder. Daß ſie überall geſetzlich wurden, iſt ſchon bemerkt worden. Wir finden darüber ein Zeugniß bei Ariſtoteles[36]): „Da wir das Reden unanſtändiger Dinge aus dem Staat verbannen, ſo iſt es klar, daß wir auch das Schauen von ſolchen Bildern und Vorſtellungen unterſagen. Die Obrigkeiten müſſen alſo dafür ſorgen, daß weder irgend eine Statue noch ein Gemälde exiſtire, welches ſolche Dinge darſtellt, außer bei gewiſſen Götlern von der Claſſe, welchen nach dem Geſetze die muthwillige Luſtigkeit gebührt. Bei ſolchen Heiligthümern geſtattet auch das Geſetz denen, welche ein reiferes Alter erlangt haben, für ihre eigene Perſon, Kinder und Frauen den Göttern zu huldigen. Für die Jüngeren aber ſoll das Geſetz gegeben werden, daß ſie weder bei Jamben, noch bei Komödien zuſchauen ſollen, ehe ſie zu dem Alter gelangt ſind, wo ſie ſich bei Gaſtmälern lagern und bis zur Trunkenheit trinken dürfen." Teleſikles der Kabarne, Vater des Archilochos, führte Olympias XV. oder XVIII. eine Colonie nach Thaſos. Archilochos ſelbſt ſiegte mit ſeinem Demeterhymnus über andere Preisbewerber; eine ganze Abtheilung ſeiner Lieder, die Jobakchen, war der Demeter und dem Dionyſos gewidmet. Der Feſtgebrauch des Spottens gab ihm Gelegenheit mit ſeinen zügelloſen Jamben hervorzutreten und mit Geiſt und Talent aus den Neckereien, wie ſie aus dem Stegreif ohne Kunſt und Überlegung hingeworfen waren, eine eigene Kunſtgattung zu ſchaffen, welche den Namen Jamben beibehielt[37]). In einer Inſchrift[38]) von der Inſel Syros kommt ein ἱεροκήρυξ τῶν Δημητριείων vor. Auch auf Melos wurde die myſtiſche Perſephone verehrt, deshalb heißt es in einer Grabſchrift[39]), welche dort gefunden iſt: „Ich wohne in der herrlichen Behauſung der Perſephone, an dem Orte der Frommen (χώρῳ ἐν εὐσεβέων). — Selbſt nach Kypros drang der Cult; eine Inſchrift[40]) nennt eine ἀρχιέρεια τῶν κατὰ Κύπρον Δήμητρος ἱερῶν[41]). Die Göttin ward bei dem überwiegenden Aphrodiledienſt ſchnell mit dieſer Göttin in Verbindung geſetzt. Im Dienſte der Demeter und Kora ſtanden wol die Ἀχαιομάντεις, ſchwerlich in dem der Aphrodite[42]). Ferner noch Thera. Dort gab es einen Monat Eleuſinios[43]). — Auch nach Rhodus kam der Cult; Heſychios nennt uns ein Feſt Ἐπίσκαφα[44]), offenbar ein Feſt beim Untereggen des Getreides[45]). Demeter gehörte zur Zahl der älteren Goltheiten, denen zu Ehren die Triopien gefeiert wurden; die Kora wird uns auf Rhodus freilich nicht genannt, allein wenn auch der Cult der chthoniſchen Götter hier ſehr in den Hintergrund zurückgedrängt war, ſo läßt ſich doch nicht denken, daß man in der Demeter nur die agrariſche Potenz verehrte, nicht auch die Mutter, zumal da die Stiftungen des Ackerbaues überall als Folge des Suchens der Demeter ſich herausſtellen. Über die naxiſche Perſephone handelt Engel[46]). Er hält die Braut des Dionyſos, die Ariadne, für identiſch mit der Perſephone; beide Göttinnen ſtänden in Verhältniß zum Monde, beide würden mit der ſyriſchen Aphrodite, der Braut des Adonis, verbunden; auch die kypriſche Göttin werde mit der Ariadne zuſammengeſtellt. Deſſenungeachtet iſt dieſe Identität höchſt zweifelhaft, und nimmt man ſie an, ſo muß man glauben, daß ſie erſt in der Orphiſchen Schule zu Stande gebracht iſt. Daß der Kabirendienſt mit dem Geheimdienſte der Demeter und Kora in Böotien aufs Engſte verbunden war, iſt oben bemerkt worden; man kann daher vermuthen, daß auch in Samothrake, Lemnos, Imbros und einigen Ortſchaften von Troas und Pergamene daſſelbe ſtatthatte. Dort verſchmolz freilich der Cult mit dem Dienſte der Idäer und Korybanten[47]). Aber er ging gewiß von den Tyrrheniſchen Pelasgern aus, denn die Kabiren ſind Herrſcher über Sturm und Meer, weil die Tyrrhener ein ſeefahrendes Volk waren. Mnaſeas[48]) ſagt: die Kabiren, in deren Geheimniß man zu Samothrake eingeweiht wird, ſind drei an der Zahl, Axieros, Axiokerſa, Axiokerſos, die Demeter, Perſephone und Hades. Einige aber fügen noch einen vierten hinzu, den Kadmilos, das iſt Hermes nach dem Zeugniß des Dionyſiodor. Es iſt einleuchtend, daß Kadmilos nicht im gleichen Verhältniß zu jenen drei ſtehen kann, er iſt ihr Vater, wie aus Akuſilaos erhellt[49]). Das Wort Ἄξιος, welches den Anfang der Namen der drei Kabiren macht, wird man ſich denken müſſen, wie das neugriechiſche ἅγιος, denn auch die Eleer riefen den Dionyſos Ἄξιε ταῦρε an. Die drei wirklichen Namen der Kabiren ſind alſo Ἔρος, Κέρσα und Κέρσος, die beiden letzteren müſſen myſtiſche Verhältnißnamen und Eros wird Demeter, Kerſos-Pluton, Kerſa-Perſephone geweſen ſein. Kadmilos war Hermes, deſſen Phallusgeſtalt die Athener von den Pelasgern überkommen hatten, welche Samothrake bewohnten, und darüber einen ἱερὸς λόγος hatten[50]). Er war jedenfalls der junge Gott, Sohn des Kabiros, aber zugleich Vater der Kabiren, und wurde ſpäter mit dem Sabazios identificirt[51]). So haben wir alſo die Eleuſinien in Samothrake; Demeter, Kora, Hades und Jakchos kehren in beiden Myſterien wieder. Der Hephäſtos, welcher Zeus genannt wird, iſt Vater des

33) ſ. Steph. s. v. Πάρος. 34) ſ. C. I. Nr. 2384. 2388. 2415, 15. 35) ſ. Steph. s. v. 36) Polit. VII, 15. 37) ſ. Müller, Literaturgeſchichte. I. S. 236. 38) ſ. C. I. Nr. 2347, C. 3. 50. 39) Ib. Nr. 2439, 5. 40) Ib. Nr. 2637. 41) Vergl. Engel, Kypr. II. p. 653. 42) Wie Engel meint Kypros II, 104. 43) ſ. C. I. Nr. 2448. II. 3. 9. III. 3. 4.

44) Vergl. Phavorinus s. v. 45) Vergl. Heffter, Götterdienſte auf Rhodus. 3. Heft. S. 54. 46) In den Quaestiones Naxiae. (Götting. 1835.) p. 48. 47) ſ. Müller, Orchom. S. 452. 48) Beim Scholiaſt zum Apollonios I, 915. 49) ſ. Müller, Orchom. S. 455. 50) Ebend. 51) ſ. Cic. de N. D. III, 23.

Digitized by Google

Kadmilos, offenbar die obere Natur, während Kadmilos oder Dionyſos die untere Natur bezeichnet. Die Vermittelung der Geiſter- und Körperwelt geſchieht durch Hermes, wie er ja auch in der gewöhnlichen Mythologie der *ψυχαγωγός* iſt. Eros, die Demeter iſt das ewig ſchaffende Princip, Hades-Kerſos, das vernichtende Element, iſt Räuber und Entführer der Kora. Die Kerſa-Perſephone ſchwankt zwiſchen Hades und Demeter, ſie gehört beiden zugleich an. Sie iſt die Welt, das Geborene und Werdende, ſie iſt vergänglich und ihr Daſein iſt ein Traum, aber ſie iſt wirklich, denn ſie wird entlaſſen vom Hades, und ſo erneuern ſich jährlich die Eleuſiniſchen und ſamothrakiſchen Myſterien. Samothrake war eine Colonie der Samier, welche Androklos, König der Epheſier, aus dem Vaterlande vertrieben hatte[52]). So kann man ſich nicht wundern, wenn ſich auch in Samos Demetercult findet. Das beſtätigt uns aber Heſychius[53]), wo er von dem Demetertempel zu Samos redet[54]). Auf unſeren Cult beziehen ſich auch wol die ſamiſchen Münzen, welche ein weibliches Haupt mit einem Halbmond, und auf der Kehrſeite die Inſchrift *ΘΕΟΝ ΣΥΝΚΛΗΤΟΝ* zeigen[55]).

§. 22. Ägypten und Antiochia. Wie die Athener den Cult des Sarapis von Ägypten aus bekamen[56]), ſo wanderte umgekehrt der Attiſche Demetercult nach Alexandria hinüber, und wurde dort in allen ſeinen Eigenthümlichkeiten mit Hilfe griechiſcher Prieſter begangen[57]). In Ägypten kommt ferner eine Demeter Pharia oder Ägyptiaca vor[58]). In Alexandrien gab es ein Quartier, Eleuſis[59]). Dort feierte man den Raub der Perſephone[60]). Ja, ein Theil des Prieſtergeſchlechts der Eumolpiden muß nach Alexandrien hinüber gewandert ſein, denn bei Ptolemäos kommt ein Eumolpide Timotheos vor[61]). Selbſt nach dem ſyriſchen Antiochia war der Cult der großen Göttinnen gedrungen. Nach Libanius[62]) gab es dort einen Tempel der Demeter[63]). Ferner ein Hermestempel an der Stelle, wo ſpäter die Baſilica des Rufinus[64]). Dann ein unterirdiſcher Tempel der Hekate, zu dem man auf 365 Stufen gelangte (ſ. *Malalas* p. 307). Ferner ein Tempel des Zeus Philios, deſſen Cult wahrſcheinlich aus Megalopolis entnommen war, wo er mit dem der Demeter und Perſephone verbunden war[65]).

52) ſ. *Paus.* VII, 4. *Scymn. Chi.* Perieges. v. 678. 53) s. v. *Ἐνελύσεις.* 54) Vergl. *Panofka*, Res Samior. p. 6. 55) Ib. p. 18. 56) ſ. *Paus.* 1, 18, 4. 57) So heißt es im Scholien zum 1. Vers des Hymnus auf die Demeter von Kallimachos: *Ὁ Φιλάδελφος Πτολεμαῖος ἔθη τινὰ ἵδρυσεν ἐν Ἀλεξανδρείᾳ, ἐν οἷς καὶ τὴν τοῦ καλάθου πρόοδον· ἔθος γὰρ ἦν ἐν Ἀθήναις ἐν ὡρισμένῃ ἡμέρᾳ ἐπὶ ὀχήματος φέρεσθαι καλάθιον εἰς τιμὴν τῆς Δήμητρος.* 58) Quae sine forma, rudi palo et solo staticulo ligni informis repraesentatur. cf. *Tertull.* ad Nat. I, 12. 59) *Strab.* VII. p. 800. cf. *Liv.* XLV, 12 und *Suid.* s. v. *Καλλίμαχος.* 60) ſ. Schol. *Arat.* Phaenom. v. 150. 61) Vergl. *Tacit.* Hist. IV, 83. Timotheum Atheniensem e gente Eumolpidarum, quem ut antistitem caerimoniarum Eleusine exciverat. Vergl. noch *Plut.* de Isid. et Osirid. p. 301, F. 62) *Antioch.* p. 311. 312. R. 63) Vergl. *Πρεσβευτ.* p. 480. *Julian.* Misopogone. p. 346. *Spanh. Liban.* ad Julian. Leg. p. 480. 64) ſ. *Liban.* p. 405. *Müller*, Quaest. Antioch. II. §. 16. 65) ſ. *Paus.* VIII, 31, 2. Creuzer, Symb. II, 471. *Gerhard*, Prodrom. mythol. p. 114.

§. 23. Proſerpina. Wie die meiſten griechiſchen Culte nach Rom hinübergingen, ſo auch der Dienſt der chthoniſchen Götter; wir haben jetzt zu unterſuchen, wie er ſich hier geſtaltet hat. Ehe ich jedoch zu der gräciſirten Gottheit übergehe, glaube ich das römiſche Weſen darſtellen zu müſſen. Der Name Proſerpina iſt augenſcheinlich ein romaniſirtes griechiſches Wort, und kommt in den Stiftungen und im Cultus nirgends vor. Man hat es unrichtig von proserpendo abgeleitet[66]). Orcus, der Bändiger, von *ἔργω*, ſcheint ſeine Gattin auf ähnliche Weiſe gewonnen zu haben, wie der Helleniſche Aidoneus, worauf uns nicht nur der durch alle Jahrhunderte geltende Gebrauch des Mädchenraubes, als eines hochzeitlichen Ritus, der im Raube der Sabinerinnen mythiſch dargeſtellt wird[67]), ſondern namentlich der Ausdruck Orci Nuptiae hinweiſt[68]). Ebert[69]) leitet das römiſche Feſt von den Theogamien in Sicilien ab, was möglich, aber doch wegen der alten Sitte nicht wahrſcheinlich iſt, denn ſobald Orcus ein Weib hat, und die Feier ſeiner Vermählung ein religiöſes Feſt geworden iſt, muß ein Raub im Cultus vorkommen, und man darf nicht den Gebrauch durch eine Analogie im griechiſchen Sicilien erklären wollen. Die römiſche Göttin hieß Libitina, Lubentina, Lubentia, Lubia, offenbar ein euphemiſtiſcher Ausdruck, welcher dem Griechiſchen nicht im mindeſten entſpricht. Varro[70]) leitet den Ausdruck von libere ab[71]). Ähnlich Nonius[72]). Auch Arnobius (IV, 19) und Auguſtin (IV, 8) erklären ſo. Der Name bezeichnet die Göttin nicht als eine ſchreckliche, ſondern als eine milde Königin, und mit ihr hat auch der Tod ſein Schreckliches verloren. Das unvermeidliche Loos des Sterbens wird von Hoffnungen begleitet. Der Körper war ein Samenkorn geworden, das Grab ein Ackerfeld, und aus der Verweſung ſollte ein ſchöneres Jenſeits aufblühen. Dieſes ſcheint auch Plutarch[73]) ſagen zu wollen. Er nennt die Libitina eine *ἐπίσκοπον τῶν περὶ τοὺς θνήσκοντας ὁσίων θεὸν οὖσαν*, welche von den gebildeten Römern am beſten der Aphrodite verglichen würde, indem ſie in das Weſen einer Gottheit Macht über menſchlichen Anfang und Ende hineintrügen (*τὰ περὶ τὰς γενέσεις καὶ τὰς τελευτάς*). Damit ſtimmt Cap. 23 der quaest. Rom., wo er die Frage, warum man den Leichenzubehör im Tempel der Libitina beſorge? dahin beantwortet, daß man keinen Anſtoß nehme am Todten, und ihn nicht fliehe wie einen Unreinen; man ſolle ſich erinnern, daß das Leben vergänglich ſei[74]). Bei der Aphrodite hat man natürlich nicht an die Liebesgöt-

66) ſ. *Varro.* D. L. L. 410. *Augustin.* de civ. dei. VII, 20. *Remig.* in Mythogr. Lat. III, 7, 15, 4. und Mythogr. I, 112, II, 15. 67) ſ. *Fuss.* Antiq. Rom. §. 478. 68) bei *Serv.* ad *Virg.* Georg. I, 344. Servius erklärt folgendermaßen: aliud est sacrificium aliud nuptias Cereri celebrare, in quibus re vera vinum adhiberi nefas erat: quae Orci nuptiae dicebantur, quas praesentia sua pontifices ingenti sollemnitate celebrabant. Die Erklärung iſt ganz richtig, ſobald man ſtatt Cereri — Proserpinae ſchreibt. Denn die Gattin des Orcus war Proſerpina, nicht Ceres. 69) *Σικελ.* p. 18. 70) D. L. L. VI, 47. 71) a lubendo libido, libidinosus, ac Venus Libentina et Libitina, sic alia. 72) s. v. *prolubium. Serv. Aen.* I, 724 73) V. Numae c. 12. 74) Vergl. *Cinc. Aliment.* ap. *Macrob.* Sat. I, 12.

Digitized by Google

tin, ſondern an die ἐπιτυμβία zu denken, welcher im Delphiſchen Tempel eine Bildſäule errichtet war, πρὸς δ' τοὺς κατοιχομένους ἐπὶ τὰς χοὰς ἀνακαλοῦνται. Die Libitina iſt alſo eine myſtiſche Gottheit, welche die Todten jenſeit des Grabes empfängt und aufnimmt.

Alles, was vom Tempel und von der Verehrung der Libitina bekannt iſt, bezieht ſich auf Tod und Leiche. Ihr Tempel vor der Porta Libitina, welche vielleicht mit der Esquilina identiſch iſt[75]), war ein Leichenhaus; alle zum Leichenbegängniß nöthigen Geräthſchaften wurden dort aufbewahrt. Die Libitinarii ἐπιταφιάσται ihre Diener, waren Leichenbereiter[76]). Mit dem Vorſteher des Tempels der Libitina konnte man über das ganze Leichenbegängniß accordiren, dort den Leichenwaſcher, den Salber, die Träger und die dazu nöthigen Geräthſchaften miethen[77]). So wurde denn bald Libitina ganz materiell aufgefaßt, und man verſtand Beſtattung, Bahre, Scheiterhaufen, Beerdigung und Tod darunter[78]). Auch das Thor im Circus Maximus, durch welches die getödteten Fechter hinausgetragen wurden, hieß Porta Libitina[79]). Nach einer Verordnung des Servius Tullius wurde in das Schatzhaus des Tempels der Libitina eine Münze für jeden Geſtorbenen niedergelegt, eine Einrichtung, welche nicht nur die Zählung der Volksmaſſe erleichterte, ſondern auch die Einkünfte des Tempels vermehrte[80]). Das iſt die Göttin, welche man mit der griechiſchen Perſephone verglich, ein geheimnißvolles Weſen, eigentlich nichts als die Königin der Todten, wenn auch der euphemiſtiſche Name auf reinere Ideen, die aber vergeſſen ſein mögen, hindeutet. Den Römern ſelbſt war ſie offenbar ein Geheimniß. Varro in den Antiquitates Rerum divinarum führt die Ops, Proſerpina, Veſta und andere Göttinnen auf die eine Tellus zurück, und fügt hinzu: cum quibus opinio majorum de his deabus, quod plures eas putarunt esse, non pugnat[81]). Es muß alſo etwas Segnendes in ihrem Weſen enthalten ſein, ſonſt würde der gelehrte Varro ſie nicht mit Ops und Tellus zuſammengeſtellt haben. Ob aber Varro hier eine römiſche Idee verfolgte, iſt eine andere Frage. Segnete die Göttin, ſo erſtreckt ſich ihre Wirkſamkeit nur auf die Todten; dort beſtrafte, dort belohnte ſie. Weiße und ſchwarze Genien, beide mit Hämmern gerüſtet, harrten des Todten, und ſtritten ſich um ſeinen Beſitz. Die weißen waren die Genien der Freude, die ſchwarzen die verhängnißvollen des Schmerzes. Beide ſtanden im Dienſte der Libitina[82]). Die Strafen waren furchtbar, welche die Göttin austheilte. Ein Tarquiniſches Grab zeigt die Verdammten aufgehängt, und mit Feuer und Mordinſtrumenten gequält[83]). Auf die Pflanzenwelt erſtreckte ſich die Thätigkeit der Libitina nicht. Eine Kora iſt ſie nie geweſen, noch geworden. Man darf daher die Worte des Feſtus[84]): Mense Augusti XIII. Kal. Sept. Veneri templa sunt consecrata alterum ad Circum Maximum, alterum in luco Libitinensi, quia in ejus deae tutela sunt, horti, nicht misverſtehen[85]). Denn die Venus Libitina, welche die Gärten in ihre Obhut nimmt, iſt eine gräciſirte Göttin. Der Ceresdienſt kam nach Rom ſeit dem Gelöbniß des Conſuls Aulus Poſtumius, als man während eines Krieges mit den Sabinern große Furcht vor Hungersnoth hatte[86]). Der Tempel auf dem Circus Maximus war im J. 261 vollendet, und wurde vom Conſul Sp. Caſſius der Ceres, dem Liber und der Libera geweiht. Vitruv nennt den Tempel ein Muſter der toscaniſchen Gattung, die griechiſchen Maler und Thonbildner Damophilus und Gorgaſos verzierten ihn[87]). Aus deſſelben Sp. Caſſius eingezogenem Vermögen wurde der Ceres das erſte römiſche Erzbild gegoſſen[88]). Aber hätten wir auch dieſes Zeugniß des griechiſchen Einfluſſes nicht, wir würden nichtsdeſtoweniger den Cult aus Griechenland abzuleiten haben. Beſuchten doch römiſche Kaufleute und Seefahrer die Handelsplätze von Sardinien, Sicilien und der weſtwärts von Carthago liegenden Küſte von Afrika, und die Clauſel im erſten Bündniſſe Roms mit der afrikaniſchen Handelsſtadt[89]), zeigt zur Genüge, daß es den Römern nicht an Unternehmungsgeiſt fehlte, um im Mittelmeere noch weiter nach Südoſten vorzudringen. Der griechiſche Geiſt hatte nicht blos die Seeſtädte von Latium, er hatte Rom ſelbſt erfaßt. Sagt doch Cicero[90]) ſelbſt, daß mit den Tarquiniern griechiſche Weiſe und Kunſt in Rom eingedrungen ſei, daß die Stadt dadurch an Stärke gewonnen habe, ja daß Servius Tullius der Anfang alles römiſchen Rechts eine Helleniſche Erziehung genoſſen habe[91]). Unter ſolchen Umſtänden können wir uns nicht wundern, wenn derſelbe Cicero[92]) ſagt, daß der Ceresdienſt aus Griechenland entlehnt, durch griechiſche Prieſterinnen ausgeübt, und der ganze Cult mit griechiſchen Namen benannt worden ſei. Nichtsdeſtoweniger mußte die griechiſche Prieſterin, welche den Ritus angab und verrichtete, die zum Heile Roms dargebrachten Opfer als römiſche Bürgerin verrichten, die Göttin ſollte zwar mit fremder Kenntniß, aber doch mit einheimiſcher Frömmigkeit verehrt werden.

Gewöhnlich fügt Cicero hinzu, finde ich, daß die

75) ſ. *Donat.* ap. *Nardini* Roma Vetus. p. 938 C. *Varro* ap. *Nonium* s. v. *prolubium.* 76) Libitinarius qui libitinae praeest, aut qui curam sepeliendorum cadaverum habet. ſ. *Ulpian.* 55, 8. 77) ſ. Schol. ad *Horat.* Od. III, 30, 7. 78) ſ. *Martial.* X, 97, 1. *Val. Max.* V, 2, 10. *Horat.* Epist. II, 1, 49. *Sidon.* Epist. II, 8. Die beiden von Hartung (Religion d. Röm. II. S. 90) noch angeführten Stellen *Liv.* XL, 19 u. XLI, 21 beweiſen nichts. 79) ſ. *Senecα* Epist. 93. *Lamprid.* Commod. 18. 19. 80) ſ. *Dionys. Hal.* IV, 15. 81) ſ. *Augustin.* de civit. Dei VII, 24 und Ambraſch, Studien und Andeutungen auf dem Gebiete des römiſchen Bodens und Cultus I. S. 165. Anm. 50. 82) ſ. *Wilc.* philos. transact. LIII, IV, 7—9. *Azincourt.* hist. de l'architect. p. 10, 1, 2. *Inghirami.* IV, 4, 25—27 u. VI, 4. 8. *Micali* IV, 63.

83) ſ. *Dempster.* II, 88. *Azincourt.* II, 5. *Inghirami.* IV, 24. 84) bei Müller, S. 265, 30. 85) Vergl. S. 289, 10. 86) Vergl. *Dionys. Halic.* VI, 17, der jedoch I, 33 den Dienſt ein Inſtitut Evander's nennt. Hartung, Religion der Römer vergleicht nach *Liv.* III, 55. XXXIII, 25. *Serv.* Georg. I, 7. *Ovid.* Fast. III, 786. *Cic.* de N. D. II, 24. *Tacit.* Annal. II, 49. 87) ſ. Müller, Arch. S. 189. 88) Ebend. S. 190. Vergl. *Plin.* H. N. XXXV, 45. Hirt, Geſchichte der bildenden Künſte bei den Alten. S. 117. 89) ſ. *Polyb.* III, 23. 90) De Rep. II, 19. 91) ſ. c. 21. 92) pro Balbo. c. 24.

Digitized by Google

Prieſterinnen aus Neapel oder Velia verſchrieben wurden, welche Staaten ohne Zweifel damals mit Rom im Bündniß ſtanden[93]). Feſtus[94]) ſagt, daß das Feſt aus Griechenland, natürlich Großgriechenland, nach Rom gekommen, und daß von Matronen die Proſerpina geſucht ſei. Dieſe Proſerpina iſt aber nicht die Libitina, ſondern das Kind der Demeter. Nichtsdeſtoweniger wurde die Göttin ziemlich römiſch behandelt, und mit der Tellus identificirt, da ihr Weſen dieſem römiſchen Numen am meiſten zu entſprechen ſchien. Gemeinſchaftlich war den Griechen und Italern die ſymboliſche Beziehung des Schweinsopfers; dieſer Gebrauch darf bei den Römern nicht erſt aus Griechenland abgeleitet werden; bei der Glebae injectio wurde der Ceres ein Schwein, die porca praesentanea, geopfert, und konnte der Gebrauch nicht vollſtändig vollzogen werden, oder war ein Fehler bei der Ceremonie gemacht, ſo mußte vor der Einſammlung oder dem Genuſſe der neuen Früchte die Porca praecidanea dargebracht werden[95]). Offenbar glaubte man, daß die Ceres durch die Schuld gegen die Todten beleidigt, den Früchten nicht das rechte Gedeihen zukommen laſſen würde. Gegen die Annahme aber, daß der Cerescult aus Großgriechenland kam, ſpricht durchaus nicht der Umſtand, daß die Göttin unter den Tuskiſchen Penaten genannt wird[96]). Sie kommt auch in einer Inſchrift von Piſä und ſonſt vor[97]). Denn die Etrusker waren Pelasger, und die Demeter eine Pelasgiſche Gottheit. Soviel über die Ceres. Wir haben die **Libera** zu betrachten. Wenn Liber eine Überſetzung von *κύρος* oder *κοῦρος* war, wie Jakchos zuweilen, obwol ſeltener, genannt wird[98]), ſo möchte Libera die Kora ſein. Sie ſind Geſchwiſter, aber auch Gatten, wie dies in der Mythologie ſo häufig der Fall iſt[99]). Die griechiſche Perſephone iſt alſo zur Libera geworden, aber man hatte ſchnell den in ihrem Weſen liegenden Begriff vergeſſen und vom Dionyſos vorzüglich die eine Seite des *λυαῖος* auffaſſend, übertrug man dieſe Ideen auch auf die Libera, leitete das Wort von liberare ab, und bezog den Namen auf die ungebundene Ausgelaſſenheit der am 17. März gefeierten Liberalien, zugleich auf die Hingebung im Liebesgenuß[1]). So geſchah es, daß die Libera bald mit Venus, bald mit Ariadne identificirt ward. Der Dienſt der Göttin iſt ganz unkenntlich geworden. In Unteritalien bildeten Liber und Libera ein den Dodonäiſchen Gottheiten gleiches Paar, und ſind Lebens- und Todesgötter. Ohne das eheliche Verhältniß heißt die Göttin Libitina. Liber iſt aber der vom Leben befreiende Gott, ähnlich dem Dionyſos-Hades, dem Dodonäiſchen Zeus[2]).

93) ſ. *Valer. Max.* I, 1, 1. *Cic.* de leg. II, 9, 21. 15, 37. 94) s. v. *Graeca sacra.* p. 97 *Müller.* 95) *Fest.* s. v. *Praesentanea* ap. *Muller* p. 250. Vergl. v. Plena sue p. 238. Porcum aureum. p. 238. *Gellius*, N. A. IV, 6. 96) ſ. Müller, Etrusk. II, 61. 97) ſ. *Gori*, Inscr. Etr. urb. II, 1. 98) ſ. *Casaub.* ad *Athen.* v. p. 213, D. 99) ſ. *Cic.* de N. D. II, 24. Idcirco Cerere nati nominati sunt Liber et Libera.

1) Vergl. *Varro* ap. *Augustin.* VII, 2, 21. VI, 9. *Isidor.* VIII, 11, 3. Hartung, Relig. der Römer. II, 138. 2) ſ. Klauſen, Ital. Volksreligion. II, 7, 55. *Engel*, Kypros. II, 245.

III. §. 24. **Geſchichte des Mythos der Perſephone.** Wir haben oben auseinandergeſetzt, daß das Weſen der Kora ziemlich vom Anfang an ein doppeltes iſt, ihr Name urſprünglich Kora, die Benennung Perſephone nur ein Beiname ſei. Preller leitet *περσεφόνη* von *πέρθειν* und *φόνος* ab. Er blieb auf griechiſchem Boden, und wir ließen die Anſicht ſtehen, ſo lange, als es nicht in unſerem Intereſſe war, dagegen zu ſtreiten. Aber was ſagt denn der Name nach dieſer Etymologie? eine Todzerſtörende, oder durch Tod zerſtörende! Das iſt ſie nicht! Sie ſchafft aus der Verweſung! Wie aus dem Saatkorn, das der Landmann in die Furche ſtreut, neue Keime ſich entwickeln, ſo ſproßt aus dem der Perſephone übergebenen Leichnam neues Leben auf, und an ihre *ἄνοδος* knüpften ſich Ideen der Auferſtehung, wenigſtens in den Eleuſiniſchen Myſterien. Vielleicht hat man bisher in der Etymologie des Wortes *περσεφόνη* einen ganz verkehrten Weg eingeſchlagen, indem man die Sylbe *περ* für zum Stamme gehörig betrachtete. Das Wort ſcheint vielmehr von *σήπω* abzuleiten zu ſein, und *περ* iſt wie in *περικλύμενος* und unzähligen anderen Wörtern blos eine Verſtärkungspartikel. Dann iſt *περσεφόνη* eigentlich die **verweſende Kora**, und man hat den Ausdruck auf die im Winter verwelkende Pflanzenwelt zu beziehen, wie die *Φεῤῥεφάττια*, das Feſt der Perſephone auch nur die *κάθοδος Κόρης*, nicht die *ἄνοδος* betrafen. Leicht ging aber, ſobald Perſephone Königin der Unterwelt geworden war, die paſſive Bedeutung des Wortes in eine active über, und *περσεφόνη* blieb nicht mehr die verweſende Göttin, ſondern wurde die **Verweſung hervorbringende**, indem ſich an ihre *κάθοδος* Ideen des Todes der Natur und Menſchenwelt knüpften. Nimmt man dieſe Etymologie an, ſo hat man wenigſtens nicht nöthig, ſich über die Form *περσέφασσα* ferner den Kopf zu zerbrechen, indem ſie nur eine Aoriſtform deſſelben Stammes iſt. Eigentlich heißt die Göttin alſo *περσεφώνη*, wie *Δηϊώνη*, aber das *Ω* iſt in *O* verkürzt, wie im Epiſchen umgekehrt *δύο* in *δύω*, *Διόνυσος* in *Διώνυσος* verlängert wird. Auch das *E* im Anfange des Wortes verlängert ſich in der von Heſychios s. v. als lakoniſch bezeichneten Form *πηρεφόνεια*, ſowie im Homer *Μηθώνη* ſtatt *Μεθώνη*, bei Aratus *ἀητὸς* ſtatt *ἀετὸς* vorkommt, und *φηρετιάδης* von *φέρης* abgeleitet wird. Die Verwandlung der Partikel *περ* in *πηρ* hat an und für ſich betrachtet nichts Auffälliges. So wird *ἐν* in *εἰν*, *μὲν* in *μήν*, *παρ* in *παραι*[3]) verwandelt. Die Endung *Περσεφόνεια* iſt demnach nur eine verlängerte Form. Von demſelben Stamme iſt das Gebirge *Σήπια*[4]), die *Σηπιάδες*[5]) und die Schlange *σήψ*, deren Biß augenblickliche Verweſung verurſacht[6]). Nachdem Perſephone Königin in der Unterwelt geworden, und deshalb als eine Verwandte des Schlafgottes mit dem Mohnſtengel abgebildet wurde[7]), wurde ſie

3) Il. II, 711. 4) bei *Paus.* VIII, 16, 2. 5) Ib. 27, 14. 6) Ib. 4, 7. 16, 7. 7) ſ. Panofka, Terracott. des berliner Muſeums. 1. Hft. S. 14. Taf. I. II. III.

mit den meiſten Weſen der Unterwelt in Verbindung geſetzt.

§. 25. **Die Hekate** zuvörderſt iſt eine myſtiſche Göttin des nachhomeriſchen Alterthumes, welche bei den Thrakern in Nordgriechenland als eine fluchabwendende und ſegnende Gottheit unter dem Namen *Ἑκάτη*, die in die Ferne Wirkende oder die Entfernende, verehrt wurde [8]). Sie iſt eine Titanin und ihre Großmutter Phöbe eine uralte Göttin der Verſöhnung und Weiſſagung [9]). In ſpäteren Tagen wurde ſie mit der Artemis, ſeitdem die Selene mit ihr verbunden war, und darauf mit der Perſephone identificirt [10]). Hekate heißt auch bei dem Dichter des Homeriſchen Hymnus Tochter des Perſes, bei Bakchylides [11]) dagegen eine Tochter der Nacht, die Bewahrerin der Schlüſſel des Weltalls, mächtig im Himmel, Land und Meer, die Göttin des Grabes, welche umherſchwärmt mit den Seelen der Todten [12]), die Gewaltige in der Unterwelt, die Chthonia Hekate [13]). Ihr Bild war dreiköpfig mit einem Pferds-, Hunds- und Schweinskopf [14]). Der Pferdekopf erinnert vielleicht an den Poſeidon Hippios; auch Demeter hieß Hippia, des Bakchos Ernährerin, die jauchzende Jungfrau, die unterirdiſche Mutter, die in Phrygien wohnt, auf Ida's heiligem Berge [15]). In den Argonaut. [16]) heißt die Hekate *ταρταρόπαις*, Tochter des Ariſtäos, des Päon bei Pherekydes [17]). Schon in dem Hymnus auf die Demeter [18]) iſt ſie Begleiterin der Perſephone; ſie hatte aus der Zerynthiſchen Höhle in Samothrake [19]) die Entführung der Perſephone gehört [20]), mit der Fackel in den Händen die ſchreckliche Thatſache der Demeter verkündigt, freute ſich der wiedergefundenen Tochter und wurde von nun an ihre Dienerin und Begleiterin [21]). Obgleich aber überall die Hekate für eine ſegnende Beſchützerin galt, weshalb ſie von dem Dichter des Orphiſchen Hymnus (71) mit der Tyche vermengt und von einem Scholiaſten [22]) gradezu Tyche genannt wird, ſo wurde doch in ihr bald der Begriff einer unterirdiſchen und grauenvoll erſcheinenden Göttin vorwaltend. Sie iſt eine Göttin der Nacht und wird mit der Selene identificirt [23]). Sie heißt bei Sophron [24]) eine unterirdiſche Göttin und des Schattenreiches Obwalterin. Sie iſt eine Brimo [25]). Sie tobt mit den Seelen der Verſtorbenen durch die Gräber, aber ſie geleitet auch mit dem Hermes gute Seelen zur Unterwelt [26]). Sie führt die Frommen aus Elyſion in geſonderter Schar wieder empor [27]): Ideen, welche ſie mit der *ἄνοδος* und *κάθοδος* der Kora in Verbindung ſetzen. Aber ſie iſt auch eine Göttin des Spukes, ihre Dienerin iſt das Geſpenſt Empuſa [28]). Auch Perſephone hieß Brimo, wie oben bemerkt iſt, und da die ganze Deutung der Hekate ſich auf die Unterwelt bezieht, kann man ſich nicht wundern, daß die unterirdiſche Hekate mit der Perſephone vermiſcht worden iſt. Es gab eine dreifache Hekate, ſie war Selene, Artemis und Perſephone zugleich [29]). Die Perſephone iſt der Hekate letzter Theil [30]). Die mit der Hekate identificirte Göttin aber war wegen des dunkeln, geheimnißvollen Rahmens, der ihr Weſen umſchloß, den Orphiſchen Myſtikern ein willkommenes Weſen. Sie wurde von ihnen die Eingeborene genannt, ein Beiname, welchen ihr auch Oppian [31]) gibt, ſie ward die Thürhüterin der Unterwelt, die gehörnte Mondgöttin [32]). Ja Hekate wird der Deo Tochter vom ſtarken Vater genannt [33]). Bei Anderen iſt Hekate Schweſter der Perſephone, Tochter des Zeus und der Demeter, ein Mädchen in voller Kraft und Größe, unter die Erde geſchickt, um die Perſephone zu ſuchen, die jetzt aber Artemis heißt, Hüterin, Lichtträgerin, Fackelträgerin, Unterirdiſche [34]). Perſephone wurde Mondgöttin, und als ſolche *φωσφόρος* genannt [35]), die wegobwaltende Tochter der Demeter, welche den Wandel bei Nacht beſchirmt und die Gänge des Tages [36]). Eigentlich iſt das aber Hekate. So wird Perſephone zur Hebamme [37]) und zum Monde ſelbſt [38]). Deshalb heißen die Planeten Hunde der Perſephone [39]). Sobald Perſephone zur Mondgöttin geworden iſt, erklärt es ſich leicht, wie ſie Weggöttin *ἐνοδία* ſein kann. So hatte Lykophron irgendwo die Weggöttin Perſephone genannt [40]). An eine urſprüngliche Identität der Hekate und Perſephone [41]) iſt nicht zu denken, die vollſtändige Vermiſchung iſt erſt durch die Orphiſche Schule zu Stande gekommen. Schwerlich wird man ferner glauben [42]), daß ſchon bei Homer nicht blos Artemis und Perſephone, ſondern auch Demeter und Perſephone verwechſelt worden ſei. Dieſe Theokraſie iſt gleichfalls erſt durch die Orphiker veranſtaltet, die Confuſion wurde zuletzt ſo vollſtändig, daß Kallimachos [43]) diejenigen tadelt, welche der Deo Tochter von der Artemis trennen. Statius [44]) führt daher Perſephone als Artemis auf. Die Artemis wurde gleichfalls mit der Selene und Hekate vermengt, und ſo wurde, wie Apollon zum Helios, ſeine Schweſter zum Monde [45]). Aber die Artemis-Perſephone [46]) iſt in der Bearbeitung

8) ſ. Voß, Mythologiſche Briefe. III, 191. 9) ſ. *Hesiod.* Theog. 136. 404. *Aeschyl.* Eumenid. v. 7. 10) Feſtus ſagt (p. 99 *Müller s. v. Hecate*): Diana eadem putabatur et Luna et Proserpina. 11) Fragm. 40 *Neue.* 12) *Orph.* Hymn. 1. 13) *Virg.* Aen. VI, 247. *Macrob.* Saturn. I, 12. 14) *Virg.* Aen. IV, 511. *Ovid.* Fast. I, 141. 15) ſ. *Orph.* Hymn. 49. *Barth*, Hertha. p. 113. 16) *Orph.* v. 978. 17) Fragm. 88 *Sturz.* 18) v. 25. 52. 439 sq. 19) ſ. *Lycophr.* Cass. v. 77. 20) ſ. Hymn. in Cer. v. 25. 21) ſ. *Claudian.* XXXIII, 18. 22) zu *Hesiod.* Theog. 423. 23) ſ. *Sophocl.* Fragm. 480. *Eurip.* Phoeniss. 108. 24) Schol. *Theocr.* II, 12. 25) *Orph.* Argonaut. 17. *Apollon.* III, 1200. *Lycophr.* 1176. 26) ſ. *Soph.* Oed. Col. 1548. 27) ſ. *Stat.* Theb. IV, 431.

28) ſ. Schol. *Apollon.* III, 862. *Suid.* et *Harpocr.* s. v. 29) ſ. *Serv.* ad Aen. IV, 511. *Prudent.* c. *Symm.* 1. 30) ſ. *Lucan.* VI, 700. 31) Halieut. III, 489. 32) ſ. Hymn. *Orph.* XXVIII. 33) Schol. *Apoll. Rhod.* III, 468. 34) ſ. Schol. ad *Theocr.* II, 12. 35) ſ. *Aeschyl.* ap. *Herod.* II, 156. *Paus.* VIII, 37, 3. 36) ſ. *Eurip.* Ion. 1048. 37) ſ. *Hesych.* s. v. *χειρογόνια*. 38) ſ. *Varro* de ling. Lat. V, 68. *Plut.* de fac. orb. Lun. p. 942. D. 944. C. *Porphyr.* antr. nymph. 29. Mythograph. Lat. 1, 7. II, 100. III, 7, 2. *Bode.* 39) *Lobeck*, Agl. p. 837. 40) ſ. den Scholiaſten zu *Sophokles* Antigone 1199. 41) wie *St.-Croix* Myster. I, 179—197 glaubt. 42) Was Welcker (Raub der Kora, S. 123 fg.) behauptet. 43) Fragm. 48. 44) Theb. IV, 429. 45) ſ. *Aeschyl.* Fragment. 158. *Eurip.* Suppl. 992. Iphig. in Aul. 1576. über Artemis-Hekate ſ. *Lobeck*, Aglaoph. p. 79. 46) Von welcher Kallimachus (Fragm. 38) und Servius (*Virg.* Bucol. III, 26) handeln.

Digitized by Google

der Orphiker ein wunderbar bedeutſames Weſen geworden. Die Artemis iſt Tochter der Perſephone und Dionyſos iſt ihr Bruder[47]). Als Mondgöttin empfängt und gibt ſie, ſetzt ſie zuſammen und trennt ſie, Ilithyia iſt das verbindende, Artemis-Perſephone das trennende Weſen. Hier wird Perſephone einerſeits zur Aphrodite, welche den Lebensfaden anſpinnt, auf der anderen Seite zur Libitina, zu der Beenderin des Lebens. Die Göttin der Erde gibt den Menſchen den Körper, die Mondgöttin gibt die Seele, der Sonnengott den Geiſt bei der Zeugung. Deshalb ſtirbt der Menſch auch eines doppelten Todes, der eine löſt ihn in drei Subſtanzen auf, in Körper, Seele und Geiſt, der andere Tod macht den Menſchen aus einer doppelten Weſenheit zu einer einzigen und einfachen. Den erſten Tod ſtirbt der Menſch im Gebiete der Demeter, aber der Tod im Monde iſt der Perſephone unterworfen. Genoſſe der Demeter iſt der unterirdiſche, Genoſſe der Perſephone der himmtiſche Hermes. Demeter reißt geſchwind und gewaltſam die Seele vom Körper, Perſephone löſt den Geiſt von der Seele ſanft und in langſamen Zeiträumen. Deshalb heißt die Göttin *μονογενής*, weil der beſſere Theil des Menſchen durch ſie befreit, ein einziges (*μόνον*) wird[48]). Einſt wollte Hermes der Mondgöttin Gewalt anthun, da verwandelte ſie ihr Angeſicht und erſchien fürchterlich als Brimo[49]). Hermes wurde ſchon von Plutarch[50]) als ſolariſches Princip aufgefaßt. Auch Porphyrius[51]) verbindet Hermes mit der Sonne und Perſephone mit dem Monde, aber jener wird ſchon zur männtichen, beſamenden Kraft; er theilt der Perſephone nicht allein die Befruchtung mit, ſondern auch den Bildungstrieb und das Bildungsgeſetz, dadurch, daß ſie das Geſetz empfängt und in ſich bildet, wird das Geſetz ein gemeinſames (*σύνθετος λόγος*). Plotinus[52]) bildet die Sache noch weiter aus, Hermes wird zur Idee und zur Form (*εἶδος*), Perſephone zur Materie (*ἡ ἑτέρα φύσις*); jene iſt fruchtbar, dieſe unfruchtbar. So mußte ſich Hermes ſtets im gereizten Zuſtande befinden, ſtets zum Zeugen aufgelegt ſein, weil ſonſt die unfruchtbare Natur in ihre Formloſigkeit, in ihr Nichts zurückſinken würde.

Der Name der Hekate, Brimo, wurde auch auf die phrygiſche Kybele, welche Euripides[53]) *ὄβριμα* nennt, auf die Rhea[54]), auf die Demeter[55]) ausgedehnt[56]). Die Demeter wurde alſo wiederum mit ihrer Tochter vermiſcht, die Mutter hieß die ältere Demeter, die Perſephone die jüngere[57]). Die Orphiker unterſcheiden zwiſchen einer unterirdiſchen und der erſcheinenden Demeter[58]) und Statius[59]) nennt die Perſephone die tiefe, untere

47) ſ. *Cic.* de N. D. III, 38 48) ſ. *Plut.* de fac. in orb. Lun. p. 817 sq. nach Wyttenbach's Emendationen. 49) ſ. *Cic.* de N. D. III, 22. Etym. Magn. s. v. *Βριμώ.* 50) ſ. de fac. in orb. Lun. p. 943. B. de Isid. p. 367, D. 51) bei *Euseb.* Praep. Evang. III. p. 114. Colon. 52) p. 321. 53) Orest. 1554. 54) ſ. *Tzetz.* Lycophr. 77 u. *Theodoret.* Ther. Serm. I. 55) *Clemens,* coh. p. 10. 56) ſ. *Lobeck.* Aglaoph. p. 226. 543. 1133. 57) ſ. den Scholiaſt zu *Eurip.* Phoeniss. 689 und die Inſchrift der Regilla Anth. Br. II. p. 302. Vergl. *Spanh.* ad *Callim* Hymn. in Cerer. 133. 58) ſ. Hymn. XXXIX. 59) Theb. IV, 460. V, 156.

Demeter. Wenn nun aber die Hekate bei Sophokles[60]) erdumfaſſende Artemis heißt, und im Hymnus des Proklos die vielnamige Göttermutter gegrüßt wird, ſo wird es klar, wie ſie dreiförmig, für die Göttermutter, für Perſephone und für die Heſtia genannt wird[61]). Die Identität der Mutter und Tochter zeigt ſich auch ſonſt. So heißt ſie bei Varro[62]) die Tellus-Proſerpina[63]).

§. 26. Perſephone iſt auch Mutter des Zeus, alſo Mutter des eigenen Vaters[64]). Das iſt eine dunkele, unerklärbare Idee, welche nur in das Syſtem der Orphiker paßt. Aber es läßt ſich doch erläutern; denn Zeus iſt Dionyſos. Er war am Alpheios geboren von Semele, von Themele-Thyone, welche auch Rhea-Demeter-Perſephone hieß[65]). Eigentlich, wenigſtens in den Eleuſiniſchen Myſterien, iſt Perſephone Mutter des Jakchos, des Zagreus, des Eleuſiniſchen Dionyſos, und Zeus iſt ſein Vater[66]), und Dionyſos erleidet im Grunde daſſelbe Unglück, wie die Kora. Nach einer heiligen Legende der Orphiker verfolgte einſt Zeus ſeine Mutter Rhea oder Demeter, welche ſich ſeinen Umarmungen zu entziehen ſuchte und in eine Schlange verwandelte; Zeus aber nahm gleiche Geſtalt an, umſtrickte ſie mit dem Herakleiſchen Knoten, und erzeugte mit ihr die Perſephone; dieſe aber hatte außer den zwei gewöhnlichen Augen noch zwei andere auf der Stirn, hinten am Nacken ein Thiergeſicht und Hörner auf dem Kopfe. Die Mutter erſchrak über die Misgeſtalt und verweigerte der Tochter die Bruſt; deshalb hieß ſie in der myſtiſchen Sprache die Nichtgeſäugte *Ἀθηλᾶ*, gewöhnlich jedoch Kora und Perſephone. Aber auch mit dieſer misgeſtalteten Perſephone begattete ſich der Vater in Schlangengeſtalt, und erzeugte mit ihr den Dionyſos[67]). Wir haben hier ein Stück einer Kosmogonie, zu welcher Damascius ſelbſt den Schlüſſel gibt. Es war ein drittes Princip geboren worden, und daraus eine Schlange mit dem Kopfe eines Stieres und eines Löwen hervorgewachſen, in der Mitte ſtand das Geſicht eines Gottes. Auch hatte ſie Flügel auf den Schultern. Das war die nimmer alternde Zeit, der *χρόνος ἀγήρατος*, die nicht geſäugt zu werden braucht, und doch gedeiht, und ſie gebiert von dem ihr ähnlichen Vater die Natur, das iſt Dionyſos. Sie ſelbſt heißt auch Herakles wegen ihrer Stärke, und mit ihr vermiſcht ſich die Anagke oder die Natur. Eine Perſephone mit Hauptflügeln glaubte Winkelmann[68]) auf etruskiſchen Kunſtwerken zu entdecken. Aber die Göttin tritt auch in ein eheliches Verhältniß zum Dionyſos; ein großer Komos am unteren Frieſe der großen Parisvaſe ſtellt die Vermählungsfeier des Dionyſos mit der Kora dar. Die Figuren ſind (nach Creuzer's Erklärung) die Prieſterin Myſtis, Erzie-

60) Oed. Tyr. 160. 61) ſ. Voß, Mythol. Briefe. S. 209 und Schol. ad *Stat.* Theb. IV, 141. 62) ap. *Augustin.* de civ. dei. VII, 24. 63) Vergl. noch *Muncker* ad *Hygin.* p. 635. 64) ſ. Creuzer, Symb. IV. S. 213. 65) ſ. *Herod.* ap. *Diod.* III, 65. Voß, Mythol. Briefe. III. S. 34. 66) ſ. *Nonnos,* Dionys. V, 565. VI, 154. 67) ſ. *Athenagoras*, Leg. pro Christ. p. 18 sq. ed. Colon. 1686. *Damascius* in *J. Chr. Wolf*, Anecd. Gr. p. 183. 68) ſ. Geſch. d. Kunſt. I, 3, 2. §. 3.

herin des Dionyſos, ein Käſtchen darreichend, dann Eudia, das Käſtchen empfangend, Anthea, Dione, eine Thyrſosträgerin, vielleicht Eriphyllis, eine Dryade als Bakchantin, eine Bakche mit zurückgeworfenem Haupte, begeiſtert, aufwärtsblickend und mit beiden Händen ein Tuch ausbreitend und tanzend; Galene, Dionyſos ohne Bart, entkleidet, die Chlamys über den einen Arm gelegt, mit breitem gezacktem Diadem, mit herabhängenden Zipfeln und mit Blättern beſteckt. In der einen Hand den Thyrſus haltend, wendet er ſich ruhigen Blicks der Tänzerin neben ſich zu. Endlich die zur Kora gewordene Ariadne, eine mädchenhafte, reizende, dem Dionyſos zugewendete Tänzerin mit der Lydiſchen Baſſara und quer zurückgeſchwungenem Thyrſus. Dann folgt Marſyas, bärtig, mit Ephêu bekränzt, auf einem Pantherfell ſitzend, und auf der Doppelflöte pfeifend. Die untere Reihe ſchließt eine Baſſaride. In der oberen Reihe ſind zwei Chariten, Auxo und Hegemonia, dann die Horen Thallo, einen blühenden Zweig tragend, und Karpo, den Schleier über der Schulter aufnehmend. Wahrſcheinlich bezieht ſich der ganze Komos auf Orphiſche Myſterien [69]). Solche Darſtellungen kehren auf Vaſen und geſchnittenen Steinen häufig wieder, doch begnügen wir uns, dieſe eine berührt zu haben.

§. 27. Auch mit der Aphrodite amalgamirte ſich das Weſen der Perſephone. Aphrodite ſchickt die ihr verhaßte Pſyche mit einer Büchſe zur Perſephone, um ſich von ihr Etwas von ihrer Schönheit zu erbitten [70]). Daraus geht doch Freundſchaft und innige Verbindung der beiden Weſen hervor. Aber eine im Forſt von Belesme, im franzöſiſchen Departement der Orne, gefundene Inſchrift bezeichnet ſie gradezu als Göttin der Unterwelt; dieſe lautet: Diis infernis, *Veneri*, Marti et Mercurio sacrum [71]). Dann wird bei Apulejus [72]) gebetet, als die angerufene Luna ſich aus einer Wolke enthüllt: Du, Königin des Himmels, ſeiſt Du nun die ernährende Ceres in Eleuſis, oder die Zeugerin aller Dinge und des Menſchengeſchlechts, die himmliſche Venus in Paphos oder des Phöbos Schweſter, die als geburtlindernde Völkererzieherin in Epheſos verehrt wird, oder die durch nächtliche Jammerſtimmen furchtbare Proſerpina, die in dreifacher Geſtalt den Anfall der Geſpenſter hemmt und die Klüfte der Erde verſchließt.

Die Göttin antwortet: Hier bin ich, Mutter Natur, aller Stoffe Königin, der Zeugungen Urſprung, oberſte der Mächte, Königin der Manen, Fürſtin der Himmliſchen, die ewig einförmige Geſtalt der Götter und Göttinnen, ich ordne Himmel, Meer und Unterwelt mit meinem Wink, meine einige Kraft wird in vielfacher Offenbarung mit mannichfachen Gebräuchen und Namen gefeiert, ich bin die phrygiſche Göttermutter, die Attiſche Minerva, die kypriſche Venus, die kretiſche Dictynna, Diana, die ſiculiſche ſtygiſche Proſerpina, die Eleuſiniſche Ceres; Andere nennen mich Juno, Andere Bellona, Viele Hekate, Viele Rhamnuſia, die Oſtäthiopen und die Arier und die Ägypter durch Weisheit des Alterthums und eigene Anbetungen ausgezeichnet, grüßen mich wahrhaft als Königin Iſis.

Unſere Göttin iſt alſo ein vielumfaſſendes Naturweſen geworden, mit welcher auch noch die Io in Verbindung geſetzt wird [73]). Wir müſſen hier auf Hermes zurückkommen, welcher in den Kabirenculten zu Samothrake, Lemnos und Imbros ſehr bedeutſam auftritt [74]). In Samothrake war er der Vermittler zwiſchen Nacht- und Lichtwelt, und wurde beim Anblick der Perſephone phalliſch dargeſtellt [75]). Die Vermählung, welche er dort begehrt, unterſcheidet ſich nicht weſentlich von der einer Aphrodite, mit welcher er in Megalopolis und Argos verbunden iſt. Wenn Hermes alſo mit Aphrodite in Liebe verbunden iſt, und andererſeits mit der Perſephone buhlt, ſo erklärt es ſich, wie Aphrodite zugleich Lebens-, Liebes- und Todtengöttin ſein konnte. Die heilige Lade, in welcher die Myſterien der Aphrodite verborgen ſein ſollten, enthielt die Unterpfänder der wiederverjüngten Natur im Zeugungsſymbole des Phallos. Dieſer iſt aber das Symbol des weſentlichſten Bandes zwiſchen Gottheit und Menſchheit, zwiſchen den Reichen des Todes und des Lebens. In den Eleuſinien war er das Symbol der Liebesverbindung zwiſchen Zeus und Perſephone, woraus der Dionyſiſche Beſeliger Jakchos hervorgeht [76]). Aphrodite wurde in den Gärten zu Athen als die älteſte der Mören verehrt [77]). Als Kora gehört Aphrodite dem Reiche der Nacht an. Als Mutter ſchließt und öffnet ſie das menſchliche Auge. Sie iſt Hekate, ſie iſt Perſephone und löſt, mit der Scheere in der Hand, das geborene Kind von der Nabelſchnur, und ſchneidet die Locke vom Haupte der Sterbenden. Sie iſt eine zum Todesſchlaf einwiegende Göttin, und wird daher neben dem Schlaf und dem Tode abgebildet [78]). In Delphi wurde Dionyſos als Zagreus verehrt, deſſen Natur auf Tod, Unterwelt und Palingeneſie deutet [79]). Und ebendort wurde eine Grabesaphrodite, das heißt eine mit der Perſephone vermengte Aphrodite verehrt, die *ἐπιτυμβία*, welcher man Todtenopfer darbrachte [80]). Aphrodite iſt alſo eine Todesgöttin geworden, ſie heißt *τυμβωρύχος*, in Argos befreit ſie aber auch vom Tode und ruft aus dem Grabe ins neue Leben zurück [81]). Sophokles [82]) nennt ſie gradezu Hades, was offenbar eine Göttin der Unterwelt, die Perſephone bedeuten ſoll, wenn er auch den Ausdruck nur in ethiſcher Beziehung nimmt, und die die menſchliche Seele hinmordende Gewalt der Liebe darunter ver-

69) ſ. Fr. Creuzer, Auswahl griechiſcher Thongefäße der großherzoglich badiſchen Sammlung in Karlsruhe. S. 56 fg. und die Tafel. 70) ſ. *Apulej.* Metam. VI, 129. 71) ſ. *Barth*, Hertha. p. 175. 72) Met. XI. p. 257.

73) ſ. Preller, Demeter. S. 53. 74) ſ. *Müller*, Proleg. p. 151. 75) ſ. *Cic.* de. nat. deor. III, 22, 56. II, 51. *Arnob.* IV, 14. 76) ſ Ed. Gerhard, Hyperb. Röm. Studien. S. 42. 69 fg Halle'ſche Literaturzeitung. 1833. Sept. Nr. 153. S. 6 und *Tertullian.* adv. Valent. p. 289. 77) ſ. *Paus.* I, 19, 4. *Gerhard*, Prodrom. p. 131. *Plut.* de Isid. et Osirid. 30. 78) ſ. *Paus.* III, 18, 1. 79) ſ. *Plut.* de Isid. et Osirid. c. 35. 80) ſ. *Id.* Quaest. Rom. 23. 81) ſ. *Clemens Alex.* Protrept. p. 32. 82) bei *Plut.* Erot. 12.

Digitized by Google

ſteht [83]). Aphrodite ſtieg als chthoniſche Gottheit ſelbſt in die Unterwelt, um den Adonis heraufzuholen [84]). Damit ſtimmt die Vermiſchung der Venus mit der Libera und Libitina in Rom gänzlich überein. Auch in Änos in Thrakien gab es eine Aphrodite ἐπιτυμβία [85]). Aphrodite wird ganz zur Hekate-Perſephone und eine Höhlengottheit. Die zerynthiſche Höhle in Samothrake war die hauptſächlichſte Stätte dieſes Cultes. Aber man zeigte auch auf der gegenüberliegenden Thraciſchen Küſte eine zerynthiſche Höhle [86]). Aphrodite ſelbſt heißt die zerynthiſche [87]). Ihr wurden, wie der Hekate, Hundsopfer dargebracht. Engel [88]) meint gar, daß es dort eine und dieſelbe Gottheit war, welche bald Hekate, bald Aphrodite genannt würde. Sie hieß Morpho-Zerynthia [89]), das heißt die Schwarze, wie Demeter in Phigalia die Schwarze hieß [90]). Gerhard hält ſie für eine Göttin von irdiſcher Geſtalt und Bedeutung. Pauſanias [91]) bemerkt, daß in Sparta ein Tempel der Aphrodite-Morpho über einem anderen, dem der bewaffneten Aphrodite, gebaut ſei. Die Göttin war ſitzend dargeſtellt, mit verhülltem Haupte, Tyndareus hatte ihre Füße gefeſſelt, weil er mit den Feſſeln die Treue der Frauen gegen ihre Gatten verglichen hatte. Die Göttin gehört [92]) der Erde und der Unterwelt an; mit heiligem Ernſte waltet ſie wie Hera über die Ehe und wurde auch auf Kypros mit der zerynthiſchen Hekate-Aphrodite verbunden [93]). Auch die Sirenen ſind im Dienſte dieſer Aphrodite. Jene ſüßklagenden, das Herz auflöſenden, den Leib verweſenden Leichenvögel, jene Dienerinnen der Perſephone in den ſikuliſchen Mythen gehören auch der Aphrodite an; wenn die Göttin im Frühling nach Theſſalien zieht, ſo begleitet die Sirene ſie mit Geſang [94]). Aber Perſephone iſt nicht blos Todesgöttin, an ihre ἄνοδος knüpfen ſich unſterbliche Ideen, ſie beſeelt die Geſtorbenen mit neuem Leben, und ſo iſt auch Aphrodite eine Vermittlerin zwiſchen der Unterwelt und dem Reiche des Lichts. Das ganze Geſchick ruht in ihrer Hand, ſie ſpendet Glück und Unglück. Sie hat ihre Freude daran, die Götterwelt mit den Menſchen zu vereinigen [95]). Sie heißt ψυχοπόμπος, aber ſie geleitet die Todten nicht in die Unterwelt, ſondern in das Elyſion und auf den Olymp. Namentlich ſendet ſie Liebende und Jünglinge gern ins Elyſium [96]). Dort ſpendet ſie Auserwählten die Glückſeligkeit, welche ihnen nur immer werden konnte. Ihre große Verwandtſchaft mit dem Hermes liegt am Tage, denn auch er geleitet die Seelen in die Unterwelt, er trägt die Gebete der Menſchen zu den Todten hinüber. Aber auch dem Dionyſos iſt ſie verwandt, welcher wenigſtens auf Augenblicke die Geſtorbenen zu der ſeligen Freude der Götter erhebt. Die Aphrodite iſt auch Zaubergöttin geworden, aber ihre Macht äußert ſich doch mehr in der Liebe, und wir haben keinen Grund, dieſe ihre Eigenſchaft grade aus ihrer Beziehung zu der Unterwelt zu erklären [97]). Aber Aphrodite iſt, wie die Demeter, auch Erinnys [98]), die zürnende Demeter in Phigalia war Erinnys genannt, weil Poſeidon ihren Schmerz verachtete; Aphrodite wurde Erinnys, wie es ſcheint, da Ares ihren Geliebten Adonis erſchlug, welche Sage auf Kypros local war. Die ſchwarze Aphrodite zu Thespiä muß nothwendig mit ihr zuſammengeſtellt werden. Pauſanias [99]) erklärt ſie für eine nächtliche Zeugungsgöttin, aber ſie führte den Namen Melainis, und wurde außerdem bei einer Quelle bei dem Arkadiſchen Melangeia und in Korinth unter demſelben Namen verehrt [1]), und dort hatte ſie Sühncult [2]). In Theſſalien gab es eine Aphrodite ἀνδροφόνος [3]). Dorthin war Lais, die Begünſtigte der Melainis, von Korinth gegangen, und wurde im Tempel der ἀνδροφόνος von eiferſüchtigen Weibern ermordet. Von der Zeit hieß die Göttin ἀνόσια [4]). Der Name ἀνδροφόνος deutet auf Mordſühne, und ihr Gatte Ares wirft wol einiges Licht auf dieſen Namen.

Ausdrücklich genannt fanden wir die Aphrodite-Perſephone erſt von Pſeudo-Ariſtoteles [5]), welcher von einer Säule bei Hypate, im Lande der Änianen in Theſſalien, redet, die mit alter Schrift geſchmückt war; die Einwohner ſandten nach Athen, um ſich die Worte entziffern zu laſſen; Abgeordnete reiſten nun durch Böotien und erfuhren, daß ſich im Tempel des Ismeniſchen Apollon eine ähnliche Inſchrift befinde, verglichen ſie mit anderen Aufſchriften auf Weihgeſchenken mit ähnlichen Charakteren, und waren ſo in den Stand geſetzt, die hypatiſche Inſchrift zu leſen [6]). Die drei erſten Verſe ſind erhalten und lauten: „Herakles hat der Kythera Paſiphaeſſa ein Heiligthum gegründet, als er die Heerde nach Erythia oder von daher getrieben hatte, die durch Sehnſucht gebändigt hat die Göttin Paſiphaeſſa.“ Wie viel an der Erzählung wahr iſt, laſſen wir dahin geſtellt ſein, genug, daß die Aphrodite an irgend einer Stelle Perſephone heißt. Daß die Inſchrift jedoch nicht ſo alt iſt, wie Pſeudo-Ariſtoteles und Creuzer [7]) glauben, geht ſchon aus der Sache ſelbſt hervor. — Aber wie verhält ſich Aphrodite zur Perſephone? Sie iſt der beſſere Theil der Göttin. Die Macht der Liebesgöttin geht über das Grab hinaus, aber auch dort iſt ſie Liebe, denn die Todten gelangen durch ſie ins Elyſium. Eigentlich iſt auch hier nur die Perſephone thätig, Aphrodite iſt aber eine Phaſe derſelben, ſie iſt ein Lichtpunkt in dem dunkeln Weſen der Göttin. Die myſtiſche Ceres iſt freilich mitunter auch Gegnerin der

83) ſ. *Engel*, Kypros II, 243. 84) ſ. *Johann Monach.*, in *Boissonnade*, Anecd. IV, 248. *ὅπως ἐξαγοράσῃ τὸν Ἄδωνιν ἀπὸ τῆς Περσεφόνης.* 85) ſ. *Virg.* Aeneid. III, 62 sq. 86) ſ. *Ovid.* Trist. I, 10, 19. 87) ſ. *Zonaras*, im Lex. s. v. *Ζηρυνθᾶ* und Etym. M. 411, 30. 88) Kypros II. p. 247. 89) ſ. *Lycophr.* Cassandr. 449. 90) ſ. Schwenck, Andeutg. S. 289. 91) III, 18, 9. 92) wie Engel, a. a. O. richtig bemerkt. 93) ſ. *Lycophr.* Cassandr. v. 150. 94) ſ. *Engel*, Kypros II. p. 249. 95) ſ. *Tibull.* I, 3, 58. Epithalam. M. Luccej 8, 27. bei *Wernsdorf*, Poet. Lat. Min. 2, 8, 207. 96) ſ. *Wernsdorf*, Poet. Lat. Min. II. Exc. p. 507.

97) Das that Engel (II. p. 253). 98) *Hesych.* s. v. *Ἐριννύς δαίμων καταχθόνιος, ἢ Ἀφροδίτης εἴδωλον.* 99) VIII, 6, 2

1) ſ. *Athen.* XIII. 588. *Paus.* II, 2, 4. 2) ſ. *Engel*, Kypros. II. p. 257. 3) ſ. *Plut.* Erot. 91. 4) ſ. *Athen.* XIII, 589. 5) *Mirabil.* Auscult. c. 145. p. 29. 6) ſ. *Fabric.* Biblioth. Graec. III. p. 246 sq. und dort Harles. 7) Symb. IV, 93 sq.

myſtiſchen Venus [8]). Doch thut dieſes der Verbindung der Perſephone und Aphrodite keinen Abbruch. So heißt auch Adonis, der Geliebte der Aphrodite, Sohn der Perſephone, der Vielbeweinte, welcher bald in dem Tartarus wohnt, bald den fruchtzeitigen Leib zum Olympos emporhebt, Jüngling zugleich und Mädchen [9]). Der todte Adonis liegt ſechs Monate in den Umarmungen der Aphrodite oder auch der Perſephone. Er iſt der Geliebte der Perſephone [10]), weßhalb er auch mit Dionyſos identificirt wird [11]). Vollſtändig iſt jedoch die Identification der Aphrodite und Perſephone nie zu Stande gekommen, denn suillum genus invisum Veneri ob interfectum Adonin [12]). Die Anſicht jedoch, daß die Hellenen der Aphrodite überall keine Schweine opferten, iſt irrig, wahr nur, daß nicht alle Hellenen es thaten [13]). Auf Kypros wurden der Aphrodite jährlich am 2. April Schweine geopfert [14]), ferner in Metropolis in Theſſalien [15]), dann brachten die Argiver an den Hyſterien der Aphrodite Sauopfer [16]), endlich war dieſe Sitte noch in Aependus am Eurymedon in Pamphylien und in Side [17]).

§. 28. Auch mit Athene wurde Perſephone vermengt, weil ſie aus einer reinen Lichtgöttin zu einer Mondgöttin abſtrahirt iſt, denn was Apollon in der Sonne iſt, das iſt Athene im Monde [18]). So nennt auch Arnobius (IV, 25) die Göttin luminis ministra. Sie iſt der Mond, in ſofern er ſtrahlt und leuchtet. Das ſchwarze Geſicht, welches man im Monde zu ſehen glaubte, war das Gorgoniſche, weßhalb der Mond γοργόνιος heißt [19]). Aber Athene und Artemis laſen mit der Kora, da ſie geraubt wurde, Blumen. Ihr gehört ein Theil von Sicilien, ſie wohnt in Himera, wo ſie die Blumen liebt [20]). Gemeinſchaftlich weben die drei Jungfrauen dem Vater Zeus einen Peplos [21]). Nach Claudian [22]) hatte Aphrodite die Athene und Artemis zu Hilfe gerufen, um die Perſephone deſto beſſer zu täuſchen, und nach der Orphiſchen Argonautik (v. 1195 sq.) war Perſephone von ihren Schweſtern beim Blumenleſen betrogen worden, als Pluteus das Mädchen überwältigte. In den Eleuſiniſchen Myſterien iſt Athene mit Demeter ihrem Weſen nach nahe verwandt. Sie hieß Σιτωνία [23]) und Demeter führte den Namen Σιτώ. Ja! nach Orphiſcher Lehre wurde Kora in Abſicht des Jenſeits, der Anordnung und Verwaltung (κατὰ τὸ πέρας τῆς διακοσμήσεως) Athene genannt, und dann heißt es von der Kora, ſie ſoll vermöge der Athene und der Artemis, die in ihr iſt, ewig Jungfrau bleiben [24]). Deſſenungeachtet verbindet ſich die Perſephone mit dem Hades und gebiert neun Töchter. Athene rettet den Dionyſos, das Kind der Perſephone. Ohne Athene konnte Dionyſos gar nicht geboren werden, denn erſt durch das Verſchlingen des Herzens vom Zagreus wurde Semele in den Stand geſetzt, den Dionyſos zu gebären [25]). Athene hatte das noch ſchlagende Herz des Zagreus zum Vater Zeus gebracht und ſo das Segenskind gerettet [26]), und als ſolche tritt ſie in Verbindung mit Apollon, Artemis und Perſephone.

§. 29. Auch Hera amalgamirt ſich der Perſephone. Sie wurde früh zur Rhea-Demeter [27]), und faſt ebenſo früh zur Mondgöttin [28]). Der Raub des Mädchens Hera und ihre Umarmung vom Zeus auf dem Kithäron iſt auch nichts, als ein Koraraub, Hera iſt eine Perſephone geworden und Zeus der chthoniſche Gott. Die alten Herakleen kannten auch eine unterirdiſche Hera [29]). Der Hera gehört auch das Reich der Nacht an, ſie ſchließt, wie Aphrodite-Perſephone, das menſchliche Auge, ſie löſt mit der Scheere in der Hand das werdende Kind von der Nabelſchnur, und ſchneidet die Locke vom Haupte der Sterbenden. Deßhalb hieß auch die Aſtarte der Sidonier Hera [30]). Sie hieß die unterirdiſche [31]) Perſephone, die unterirdiſche Hera [32]). Die Hera wurde zur Erdmutter [33]), und erhielt wie dieſe Altäre von Aſche [34]); ebenſo wie Perſephone erlangte ſie, obgleich Mutter, immer ihre Jungfrauſchaft wieder, nachdem ſie im Meere bei Nauplia gebadet hatte [35]). Im Peloponnes gab es eine zum Todesſchlaf einwiegende Hera, und die italiſche Juno Feronia iſt nicht minder der Proſerpina verwandt [36]). Dieſe Göttin heißt beſtimmt Perſephone; in ihrem Tempel erhielten die befreiten Sklaven die Haarſchur; ſie iſt alſo überhaupt eine befreiende Göttin, indem ſie nicht nur, wie Perſephone die Seele von den Banden des Leibes löſt, ſondern überhaupt eine Freundin der Bedrängten und Schutzanflehenden geworden iſt [37]). Hera iſt der Mond, die Erde und das Dunkel auf und unter der Erde, ſie iſt Finſterniß und Nacht und die Bewußtloſigkeit der Schlafenden [38]). Die Göttin iſt alſo, wie Aphrodite Perſephone, ein allgemeines Naturweſen geworden.

Ferner ſtand Tyche mit der Perſephone in innigem Verhältniß, ſie war ihre Geſellſchafterin, da die Göttin geraubt ward [39]). Bald ſchmilzt aber das doppelte Weſen in ein einziges der Perſephone-Tyche zuſammen, welches Macrobius [40]) auf die Mondgöttin deutet. Überhaupt

8) ſ. *Apulej.* Metam. VI. im Anfang, wo Ceres die Pſyche bemitleidet und Venus ſie verfolgt. 9) ſ. *Orph.* Hymn. 56. 10) ſ. *Clem. Alex.* Adm. ad Gent. p. 21. 11) ſ. *Plut.* Symb. IV, 621, B. 12) ſ. *Macrob.* Sat. I, 21. *Apollod.* III, 14. 13) ſ. Schol. *Arist.* Acharn. 800. 14) ſ. *Joh. Lyd.* VIII, 92. IV, 45, und *Antiph.* ap. *Athen.* III, 92. 15) *Kallim.* Fragm. 102. *Strabo* IX, 438. 16) *Athen.* III, 96. 17) ſ. *Eustath.* ad *Dionys.* Perieg. 852. *Cic.* de divin. I, 40. *Eckhel.* Doct. Nummor. III. 26. 18) ſ. *Porphyr.* ap. *Euseb.* Praep. Evang. III, 11. 19) bei *Clem. Alex.* Strom. V. p. 676. 20) ſ. die Münzen bei Paruta Taf. 93. 21) ſ. *Diod.* V, 3. 22) de Raptu Proserp. I, 227. 23) ſ. *Steph. Byz.* s. v. u. *Eustath.* ad Il. II. v. 696.

24) ſ. *Procl.* ad *Plat.* Cratyl. Fol. 137 u. 142. 25) ſ. *Hygin.* fab. 176. Creuzer, Symb. II. 667. 26) Ebend. II, 769. III, 23. 27) *Apulej.* Metam. V, 117, verbindet Ceres und Juno. ſ. Preller, Demeter S. 245. 28) ſ. Creuzer, Symb. II, 190. *Barth,* Hertha p. 190 u. *Macrob.* Sat. I, 15. 29) ſ. Creuzer, Symb. II, 578. 30) ſ. *Augustin.* ad Jud. L. II. cf. XVI. 31) ſ. *Virg.* Aeneid. VI, 138. *Stat.* Sylv. II, 1. Abſch. v. 147. *Silius Italicus,* XIII, 601. *Ovid.* Metam. XIV, 114. 32) *Claud.* d. R. P. I, 2. 33) *Varro,* de ling. Lat. IV, 26. 34) *Paus.* V, 14. 35) Ib. II, 38. 36) ſ. *Creuz.* Meletem. I, 29 und die dort angeführten Stellen. 37) Derſ. Symb. II. 584. 38) ſ. *Plut.* ap. *Euseb.* Praep. Evang. p 83. 39) ſ. *Paus.* IV, 30, 2. 40) Sat. I, 19.

Digitized by Google

wird Perſephone mit allen Erd- und Naturgottheiten identificirt, ſo mit der Phyſis [41]), mit der Gäa [42]), mit der Heſtia [43]), mit Selene und Eileithyia und der Orphiſchen Prothyräa [44]). Selbſt die Ägyptiſche Iſis ſuchte man in ihren Kreis zu ziehen, wenn man ſich unter dieſer Göttin auch mehr die Demeter dachte [45]). Aber auch Iſis iſt eine Kabire geworden [46]).

§. 30. Die Orphiſche Perſephone iſt alſo durch die Identification mit chthoniſchen und olympiſchen Weſen eine ganz andere geworden, als ſie urſprünglich war. Die Göttin ward auch vom Pluton Mutter der Erinnyen [47]). Sie iſt jetzt ein kosmiſches Urweſen und Alles in Allem. „Du heilige," wird bei Apulejus [48]) gebetet, „du ewige Retterin des Menſchengeſchlechts, wie du ſo gern die Sterblichen pflegſt, ſo gern die ſüße Mutterliebe dem Unglück der Armen zuwendeſt. Es vergeht kein Tag, der dich nicht beſchäftigte, kein Augenblick iſt leer von deinen Wohlthaten. Auf dem Meer, auf dem Feſtland ſchützeſt du die Menſchen, du ſtreckſt die beſeligende Rechte aus, um des Lebens Stürme zu beſchwichtigen, um des Fatums unauflösbare Verkettungen zu zerreißen, die Gewitter des Lebens zu beendigen, um die ſchädlichen Gänge der Geſtirne zu hemmen; dich lieben die Götter (colunt Superi), dich ehren die Todten (observant Inferi), du wälzeſt den Erdkreis, du erleuchteſt die Sonne, dir gehorcht die Weltordnung, du ſtampfeſt den Tartarus, dir antworten die Geſtirne, dein freuet ſich die Geiſterwelt, zu dir kehrt die Ewigkeit zurück, die Elemente ſind deine Sklaven. Auf deinen Befehl heulen die Winde, werden die Wolken geboren, keimen die Saaten, ſproſſen die Keime. Vor deiner Majeſtät beugen ſich die Vögel am Himmel, das irrende Wild auf dem Gebirge, die Schlangen, welche ſich bergen am Boden, die Ungeheuer des Meeres. Mein Geiſt iſt zu ſchwach, um dein Lob zu verkünden, mein Gut zu gering, dir Opfer zu bringen, mir fehlen die Worte, deinen Preis zu verkünden, nicht tauſend Stimmen, nicht tauſend Zungen, nicht eine ewige Kette nie verſtummender Rede vermag dich zu loben." Sie iſt ein Inbegriff aller Gottheiten geworden, herrſcht zugleich im Himmel und in der Unterwelt, jetzt Rinder jochend, jetzt der Eumeniden Schlangengeißel ſendend, jetzt auf der Jagd ſich vergnügend, und wenn ſie als Selene im Halblicht glänzte, und als Jägerin aufgeſchürzt Pfeile warf, hieß ſie Latonia [49]). Dem Adonis brach ſie die eheliche Treue [50]). Als Pherephatta und Praxidike war ſie die Handhaberin der Gerechtigkeit, die Rächerin des Meineides [51]). Zwar iſt ſie Königin der Unterwelt geblieben, aber der Orphiker konnte ſich nie die Unterwelt allein denken, deshalb wird ihr Himmel, Erde und Meer unterthan. Sie iſt Herrſcherin der Welt im allgemeinſten Sinne des Worts. Aber dieſes mythologiſche Unding iſt ebenſo ſehr in der unſittlichen Orphiſchen Schule, als in den Studirſtuben der ſtoiſchen Theologen gediehen. So erklärt Kleanthes die Perſephone durch *τὸ διὰ τῶν καρπῶν φερόμενον καὶ φονευόμενον πνεῦμα* [52]). Viele andere wunderbare Verſuche ſind noch mit der Erklärung des Weſens der Göttin angeſtellt, welche Preller (Demeter, Beilage I.) ziemlich vollſtändig aufgezählt hat. Es iſt mit der Kora gegangen, wie mit den meiſten Gottheiten des Alterthums, aus reinen Naturweſen werden allmälig geiſtige Potenzen, dieſe verallgemeinern ſich immer mehr, und ſo ſind mythologiſche Monſtra entſtanden. (*Eckermann.*)

41) *Orph.* Hymn. IX 42) Ib. XXV. 43) Ib. LXXXI. 44) Ib. 1. 45) ſ. Preller, Demeter S. 36. 46) ſ. Creuzer, Symb. II, 349. 47) ſ. *Lobeck*, Aglaoph. p. 547. 48) Metam. XI, 274. 49) ſ. *Prudent.* in *Symmach.* I. v. 355 — 366. 50) *Clem. Alex.* p. 21. 51) ſ. *Hesych.* s. v. *Vas*. de Idolol. 224. *Clem. Alex.* adv. gent. p. 11.

52) ſ. *Plut.* de Isid. et Osirid. 66.

PERSEPOLIS, d. h. Perſerſtadt (*Περσέπολις*; bei *Strab.* XV. c. 3. p. 729 passim und *Aelian.* histor. anim. I. 59 *Περσαίπολις*; *Plin.* H. N. VI, 29. Persaepolis). So hieß bekanntlich die Hauptſtadt der Landſchaft Perſis, des Heimathlandes der alten Perſer; ſie wird zugleich Hauptſtadt des ganzen großen perſiſchen Reiches genannt, jedoch in einem eigenthümlichen Sinne, den wir erſt nachher feſtſetzen können. Der Name iſt offenbar griechiſche Überſetzung des einheimiſchen; da wir nicht wiſſen, welches altperſiſche Wort darin für Stadt ſtand, noch die alte einheimiſche Benennung anderswoher kennen, läßt ſich das Wort nicht ins Altperſiſche zurück übertragen. In dem Artikel Perſis iſt nachgewieſen, daß bei der arabiſchen Eroberung an der Stelle der alten Hauptſtadt eine neuere Saſſanidiſche unter dem Namen Iſtakhar aufgeblüht war; Firduſi [1]) überträgt zwar dieſen Namen auf die alte Reſidenz der Achämeniden; ob aber mit Recht, iſt zweifelhaft. Die Griechen hatten gewiß einen anderen Namen vor Augen; man hat überſehen, daß dieſe oft *ἐς Πέρσας* ſagen, wo ſie nicht das Land, ſondern ganz eigentlich die Hauptſtadt meinen [2]); es war der Wohnſitz der Perſer *κατ' ἐξοχήν* und wahrſcheinlich perſiſche Redeweiſe.

Über die Lage der Stadt kann kein Zweifel obwalten, da die Ruinen ſie noch bezeichnen. Die große Perſerſtadt lag jenſeits, d. h. nördlich des Fluſſes Araxes (jetzt Bendemir) und nicht weit davon [3]); unmittelbar an den Bergen, in einer ſchönen und fruchtbaren, an Dörfern und Städten reichen Ebene, der geſundeſten von ganz Aſien [4]), durchſtrömt vom Araxes, welcher den Medus (jetzt Polwar oder Fluß von Murghab) in ſich aufnimmt. Dieſe Ebene heißt jetzt Merdaſcht und die Ruinen der perſiſchen Königsburg liegen auf einem Vorſprunge der niedern Berge, welche die Ebene im Norden begrenzen, ſieben teutſche Meilen nordnordöſtlich von der jetzigen Hauptſtadt Schiras, eine halbe nördlich von dem Dorfe Merdaſcht; die gleichnamige Ebene fängt hier an ſich zu erweitern und wie der Bendemir, iſt auch der Polwar aus ſeinem engern Felsthale hervorgetreten. Die Ruinen liegen öſtlich (auf der linken Seite) des Polwar [5]), der erſt unterhalb in den Bendemir fällt; das Gemünde beider Flüſſe liege von den Ruinen ſüdſüdweſtlich.

1) bei *Vullers*. Chrest. Schahn. I. v. 3. 2) z. B. *Arrian*, Anab. III, 18, 22. *Plut.* Alex. 37 etc. 3) Nur 20 Stadien nach *Curtius* V, 7. 4) Ich beziehe mich vorzugsweiſe auf Niebuhr's Karte (II. tab. XVII), die ſicherer und deutlicher iſt, als viele Beſchreibungen. 5) Nach *Curt.* V, 4, deſſen Be-

Dieſe werden jetzt entweder Takht-i-Dſchemſchid, d. h. Thron des Dſchemſchid, oder Tſchil-Minâr, d. h. die vierzig Säulen, genannt. Es ſind ihrer, jetzt wenigſtens, nicht ſoviel, es iſt eine runde Zahl und die Benennung iſt aufgekommen, weil die noch ſtehenden Säulen weithin von der Ebene aus ſichtbar ſind. Da trotz aller Fabeln der neuern Perſer von König Dſchemſchid und der kaum weniger fabelhaften Deutungen derſelben von europäiſchen Gelehrten ich behaupten muß, daß es nie einen König dieſes Namens gegeben, ſo hat die erſte Benennung für mich nur die Bedeutung, daß ſie uns die Vorſtellungen oder richtiger die Unwiſſenheit der jetzigen Einwohner von dieſen Überreſten verdeutlicht. Außer den Ruinen, welche der alten Königsburg angehören, iſt die ganze Nachbarſchaft reich an Überbleibſeln des Alterthums, theils des Achämenidiſchen, theils des Saſſanidiſchen; die letztern, von denen Nakſch-i-Ruſtam und Nakſch-i-Redſchib die hauptſächlichſten ſind, haben wir in dem Artikel Perſis (ſ. Perser, Ältere Geographie) berührt; hier wollen wir nur die wichtigeren und großartigeren der älteren Zeit behandeln, nachdem wir zuerſt dargelegt haben, was die Alten über die von Alexander in größter Herrlichkeit vorgefundene Stadt berichten.

Die beſſern Schriftſteller, namentlich Arrian, berühren Alexander's Aufenthalt in Perſepolis ſehr kurz, der Letztere deutlich aus Misbilligung der Zerſtörung der ſchönen Perſerburg [6]). Im Oriente lagert ſich bald eine große Stadt um eine bleibende Reſidenz der Könige und ſo müßten wir uns die Burg von Perſepolis von einer beträchtlichen Stadt umgeben vorſtellen, wenn es auch nicht Curtius ausdrücklich erwähnt hätte [7]); dieſe wurde von dem makedoniſchen Heere geplündert. In der Burg fand Alexander ſehr große Schätze vor, er verbrannte bekanntlich wenigſtens einen Theil dieſer Paläſte, entweder nach ſeiner Rückkehr von ſeinem 30tägigen Feldzuge gegen die Bergbewohner des ſüdlich gelegenen Landes oder vor demſelben [8]); dieſes wol richtiger. Es waren hier, wie in Suſa, Babylon, Ekbatana, Paſargadâ, Schatzkammern [9]); eine etwas ausführlichere Beſchreibung der ganzen Burg gibt nur Diodor, wir kommen ſogleich darauf zurück. Curtius übertreibt die Zerſtörung, wenn er ſagt, nur durch den Araxes könnte man nachher die Lage der alten Stadt wiederfinden [10])! Es iſt noch kein Reiſender dort geweſen, der darüber nicht dem Zeugniſſe ſeiner Augen getraut hätte. In dem Artikel Perſis haben wir darauf hingewieſen, daß noch nach Alexander Perſepolis als Hauptſtadt des Landes erſcheint, ſowie darauf, daß während der Saſſanidenherrſchaft hier unter dem Namen Iſtakhar eine Hauptſtadt blühete.

Außer den Schatzkammern [11]) und Paläſten waren hier noch die Gräber der Könige (*θηκαὶ βασιλικαὶ Arr.* III, 22 *τῶν βασιλέων τάφοι Diod.* XVII, 71); dieſe bilden einen Haupttheil des alten Perſepolis und müſſen uns ebenfalls ſpäter beſchäftigen.

Wer Perſepolis gegründet, iſt nicht ganz klar. Zwar Älian [12]) ſagt, der alte Kyros habe ſich auf ſeinen Königsſitz in Perſepolis viel zu gute gethan; doch iſt dieſe beiläufige Notiz kaum authentiſch genug, um für ſicher gehalten zu werden, zumal hier eine Verwechſelung mit Paſargadâ vermuthet werden darf; von Kyros fanden ſich bis jetzt keine Spuren in Perſepolis. Aber der Sohn Kambyſes wurde hier begraben [13]), ja es wird ihm ausdrücklich die Anlage von Diodor zugeſchrieben. Die meiſten Bauten ſtammen jedoch von Darius I. und Xerxes, ſeinem Sohne, her, wie uns die Inſchriften belehren. Noch Artaxerxes II. hat zu dieſen Anlagen beigetragen, vielleicht auch andere Achämeniden; nur eine vollſtändige Unterſuchung aller dort noch vorhandenen Inſchriften könnte uns darüber aufklären.

Es möge jetzt Diodor's Beſchreibung (XVII, 71) folgen: „Die merkwürdige Burg (*ἀκρά*) umgibt eine dreifache Mauer, von denen die erſte durch ſehr großen Aufwand ausgeführt war, 16 Ellen Höhe hatte und mit einer Bruſtwehr verſehen war. Die zweite war der erſten in der ſonſtigen Conſtruction ähnlich, aber zweimal ſo hoch. Die dritte Einfaſſung bildet ein Viereck, hat die Höhe von 60 Ellen und iſt aus ſehr harten und zur ewigen Dauer geeigneten Steinen wohl zuſammengefügt. An jeder Seite ſind eherne Thore und daneben eherne Paliſaden, 20 Ellen hoch, von denen dieſe errichtet ſind, um durch ihren Anblick Furcht einzuflößen, jene zur Sicherung. An der Oſtſeite der Burg iſt ein Berg in einer Entfernung von vier Plethra, den man den königlichen nennt, weil in ihm die königlichen Gräber ſind. Denn der Fels war dort ausgehauen und enthält in der Mitte mehre Behauſungen, in denen die Stätten der Todten waren, welche keinen durch Kunſt gemachten Zugang haben, ſondern welche die Särge der Verſtorbenen, nachdem dieſe durch gewiſſe künſtliche Maſchinen in die Höhe gewunden worden waren, empfingen. Auf der Burg waren zur Aufnahme der Könige und der Anführer Herbergen koſtbarer Einrichtung und Schatzkammern zweckmäßig erbaut, um die Schätze aufzubewahren."

Was Diodor hier beſchreibt, iſt ganz eigentlich das, was jetzt Tſchil-Minar oder Takht-i-Dſchemſchid genannt wird, der königliche Berg mit den Gräbern heißt jetzt mit beſonderm Namen der Berg Rachmed.

Dieſe Ruinen ſind von vielen europäiſchen Reiſenden beſucht und beſchrieben worden; ein Verzeichniß der frühern Berichte gibt Langlès in ſeiner Ausgabe des Chardin [14]). Auszuzeichnen ſind vor allen die genauen Angaben und getreuen Abſchriften der Inſchriften von Niebuhr;

ſchreibung, obwol rhetoriſch übertrieben, noch jetzt wahr iſt und ein genaues Original vor Augen gehabt haben muß. Die Lesart: Medus a mari et ad meridiem versus, die ſtatt ad mare aufgenommen worden, enthält puren Unſinn.

6) III, 18. 7) V, 6. 8) Nach *Curt.* V, 6 oder *Diod.* XVII, 72. 9) ſ. die Stellen bei *Brisson*, de regio Persarum principatu. p. 255 sq. 10) V, 7. 11) Nach Strabo (XV. p. 730 extr.) über Paſargadâ könnte es ſcheinen, als ob Kyros alle Schätze nach Suſa gebracht; es iſt aber *πάντα* ꝛc. auf Alexander zu beziehen, wie die franzöſiſchen Überſetzer (V. 124) richtig bemerken. 12) Hist. an. I, 59. 13) *Ctesiae* Persic. 15. *Diod.* I. p. 55. 14) *Chardin* voyages en Perse. Par M. *Langlès*. (Paris 1811) Vol. VIII. p. 245.

die Sculpturen und Bauwerke ſind am getreueſten abgezeichnet und wiedergegeben von Sir Robert Ker Porter in ſeinen travels etc. (London 1821. 2 voll. 4.) Die Berichte der orientaliſchen Schriftſteller hat am vollſtändigſten geſammelt *William Ouseley*, Travels etc. II. p. 222 sq. Einzelnes hat Morier in ſeinen beiden Reiſeberichten (Travels in Persia. London 1812. Second journey. London 1818) zu den früher bekannten hinzugefügt. Die Inſchriftenſammlung iſt ſehr bereichert worden durch James Rich (Babylon and Persepolis. [London 1839.]). Doch fehlt noch vieles daran, daß dieſe Fundgrube des Alterthums ſchon vollſtändig erſchöpft wäre; die meiſten beſuchen und beſchreiben nur das leichter Zugängliche und ſchon Beſchriebene, nur wenige haben durch Ausgrabungen ſich bemüht, Neues zu entdecken, manches iſt nur noch mangelhaft bekannt und man muß noch oft zu den ältern Werken von Chardin, Kämpfer und Le Brun ſeine Zuflucht nehmen, zu dem erſten namentlich wegen einiger ſonſt fehlenden Abbildungen.

Um eine deutliche Einſicht in den Zuſammenhang der Überbleibſel des Alterthums, welche in und nahe bei dem alten Perſepolis noch gefunden werden, zu gewinnen, wird es zweckmäßig ſein, zuerſt die Örtlichkeiten genau zu beſtimmen, an welchen noch Achämenidiſche Ruinen vorkommen; es wird ſich dann von ſelbſt zeigen, welche von ihnen perſepolitaniſch ſind, welche nicht.

Als nördlichſte Abtheilung der Ruinengruppen dieſer Gegend iſt die bei Murghab im Thale des Polwarfluſſes zu bezeichnen; es findet ſich hier außer andern Überbleibſeln, deren Beſtimmung noch unklar iſt, das Gebäude, welches Grab der Mutter des Salomon's oder Meſchhed-i-Mader-i-Sulaiman genannt und welches ſo oft und noch jetzt für das Grabmal des Kyros gehalten wird. Darüber weiter zu ſprechen, wäre hier nicht der Ort, und wir erwähnen dieſer Ruinen nur, um zu bemerken, daß ſie zu weit von Perſepolis abliegen, um zum eigentlichen Bezirke dieſer Stadt gezählt werden zu können [15]).

Südlicher, jedoch noch im Polwarthale, anderthalb teutſche Meilen im Norden von Tſchilminar und ³/₄ Meile vor dem Eintritte des Fluſſes in die Merdaſchtebene liegt zwiſchen hohen Bergen am Südufer des Fluſſes das Wenige, was noch von dem ſogenannten Harem des Dſchemſchid übrig iſt [16]). Niebuhr's Vermuthung, es ſei der Palaſt der Königin Homai, die ganz fabelhaft iſt, kann uns hier nicht aufhalten, wir werden es ſpäter als ein Werk der Achämenidenzeit erkennen. Herum ſind noch viele Spuren anderer Bauten, und da zwiſchen dieſem Orte und Tſchilminar die Ruinen der Saſſanidiſchen Stadt Iſtakhar liegen, ſo iſt Niebuhr's Vermuthung höchſt wahrſcheinlich, daß die Bauten um dieſes ſogenannte Harem bei der ſpäteren Stadt als ein Steinbruch verwendet worden ſeien; daher ſo wenig von dieſen älteren Werken ſtehen geblieben. An den Felswänden finden ſich Pehlviinſchriften, alſo Saſſanidiſche; die Ruinen der Stadt Iſtakhar liegen aber grade an der Stelle, wo der Polwar in die Ebene eintritt und verbinden die Überreſte von Tſchilminar mit dieſen nördlichern Überbleibſeln, welche man, wo nicht für einen eigentlichen Theil der Anlagen von Perſepolis, doch jedenfalls als zu deſſen Umgebung gehörig betrachten muß.

Auf der Nordſeite des Fluſſes Polwar und eine Meile in gerader Linie nördlich von Tſchilminâr [17]), alſo dem Harem des Dſchemſchid beinahe gegenüber, ſind die Königsgräber, welche als ein weſentlicher Theil der Werke von Perſepolis zu betrachten ſind. Dieſe Denkmale werden jetzt Nakſch-i-Ruſtam oder Bild des Ruſtam genannt, eine Benennung, die vorzugsweiſe wol von den Bildern der Saſſanidenkönige hergenommen iſt, welche ſich zugleich hier finden und ringende Helden darſtellen, die der neuere Perſer für den berühmten Helden ſeines Epos hält. Über die letzteren Denkmale verweiſen wir auf den Artikel Persis, die erſteren werden uns ſpäter beſonders beſchäftigen.

In derſelben Felswand, aus welcher die Terraſſe von Tſchilminâr hervorſpringt, liegen auf der Hälfte des Weges von dieſem Orte nach Iſtakhar andere Todtenkammern mit Sculpturen, welche die neuere Unwiſſenheit Nakſch-i-Radſchab nennt nach einem nicht einmal in der Sage berühmten Namen. Auch dieſe ſind Saſſanidiſch und fallen in den Umkreis der Stadt Iſtakhar; auch über ſie müſſen wir auf den Artikel Persis verweiſen.

Am ſüdlichſten endlich und unmittelbar an der Merdaſchtebene, in welche ſie hineinſpringt und welche ſie beherrſcht, liegt die Terraſſe von Tſchilminâr ſelbſt; auf dieſer Terraſſe lagen einſt die ſchönen Paläſte von Perſepolis, an der Bergwand, welche öſtlich von ihnen dieſe Terraſſe begrenzt, im Berge Rachmed, findet ſich die zweite Reihe von Achämenidengräbern. In der Ebene unter der Burgterraſſe zeigen ſich noch manche Überreſte alten Anbaues in Kanälen zur Bewäſſerung und in Trümmern verſchiedener Art. Wir werden hierin Überbleibſel der Stadt Perſepolis erkennen, welche in der Ebene die Königsburg umgab und die, aus leichterm Material erbaut, auch leichter der völligen Zerſtörung anheimfiel.

Faſſen wir nun zuſammen, ſo zerlegen ſich die Achämenidiſchen Überreſte um Perſepolis in folgende Gruppen: a) Tſchilminâr mit dem angrenzenden Gräberberge Rachmed; b) Nakſch-i-Ruſtam von da nordweſtlich auf dem Nord- oder rechten Ufer des Polwar; die Achämenidengräber bilden hier die Ergänzung derer von Rachmed; c) die Überreſte des ſogenannten Harems des Dſchemſchid auf derſelben Flußſeite mit Tſchilminâr und davon ebenfalls nördlich, aber zugleich öſtlich [18]). Die Ruinen von Murg-

15) Die beſte Beſchreibung bei Porter (I, 485) nebſt pl. XII.
16) Niebuhr II, 154.

17) Niebuhr II, 155. 18) Ich berufe mich bei dieſen Angaben vorzüglich auf die Karte von Niebuhr (tabl. XVII.) und den Zuſammenhang ſeiner Angaben, nach denen das Harem des Dſchemſchid, Nakſchi-Radſchab und Tſchilminâr auf derſelben Seite (d. h. auf der ſüdlichen) des Polwarfluſſes, die von Nakſch-i-Ruſtam aber auf der nördlichen liegen; die beiden Nakſch alſo ſich ſchräg gegenüber, aber an ſich entgegengeſetzten Seitenwänden des Polwarthales; die Felſen des Nakſch-i-Ruſtam müſſen dem Bergzuge angehören, welcher das Thalgebiet dieſes Fluſſes von dem des Bendemir trennt; die übrigen Ruinen liegen, wenn man ſie in einer ge-

Digitized by Google

hab haben wir ausgeſchloſſen als zu weit entfernt und durch große Zwiſchenräume einer an alten Denkmalen leeren Gegend von Perſepolis getrennt. Daſſelbe gilt von den geringen Überbleibſeln eines andern Achämenidiſchen Gebäudes, eine Meile aſtſüdöſtlich van Schiraz, welches die Moſchee der Mutter Salomon's genannt wird und mit ihrer ſogenannten Grabſtätte in Murghab nicht zu verwechſeln iſt.

Tſchilminâr. Die Stelle für den Königsſitz der Achämeniden, war eine ſehr glücklich gewählte; man denke ſich einen Felſenvorſprung, deſſen Oberfläche durch Kunſt geebnet, deſſen Seiten theils durch Behauung, thrils durch Ausfüllung und Mauerwerke ſenkrecht gemacht warden waren, ſodaß das Ganze die Geſtalt einer beinahe viereckigen Terraſſe gewannen hat. Die vordere Seite iſt gegen Weſten gerichtet, die zweite rechts und links gegen Norden und Süden, an der hinteren aber Oſtſeite hängt die Terraſſe mit dem höhern Berge zuſammen, der ſich in der Mitte zurückzieht und an beiden Enden hervorſpringt, die Terraſſe gleichſam amphitheatraliſch einſchließend [19]). Dieſes iſt der Berg Rachmed. Alle Augenzeugen ſind einſtimmig in der Bewunderung der ſchönen Ausſicht, die man von der Terraſſe aus über die varliegende Gegend genießt, ſawie des ſchönen Anblicks, den die jetzt ſo ſehr verſtümmelten Bauwerke von der Ebene aus gewähren. Man denke ſich aber dieſe Ebene, wie ſie einſt war, überall angebaut und mit Parkanlagen geſchmückt, wie ſie die Perſerkönige liebten.

Man hat bei dieſer Terraſſe keine ſtrenge Regelmäßigkeit erſtrebt, ſondern nach den Bedingungen des vorhandenen Felſens ſich begnügt, die Wände ſenkrecht zu machen, indem man zu ſtarke Vorſprünge abtrug, Lücken und Klüfte durch ſtarkes Mauerwerk ausfüllte. An der Nordweſtecke iſt noch ein Stück Fels übeiggeblieben, deſſen Abtragung nur begonnen war [20]). Die Oſtſeite hat natürlich keine ſolche Mauer. Das Ganze hat ſomit zwar im Allgemeinen die Form eines Viereckes, jedoch mit vielen Ecken und kleinen Vorſprüngen [21]). Niebuhr macht die Bemerkung, daß an der Südſeite nahe am Beege die Mauer hinausgerückt worden, um auf dieſer künſtlichen Grundlage ein Gebäude aufzuführen. Man ſuchte alſo keine kleinlich ſtrenge mathematiſche Figur, obwol die Seiten mit Fleiß nach den vier Weltgegenden orientirt ſind.

Wegen der Unebenheit des Bodens, auf dem der Felsvorſprung ruht, hat die äußerr Wand oder Mauer verſchiedene Höhe an verſchiedenen Stellen; an der Südſeite zwiſchen 14½—18¾ Fuß, an der weſtlichen 32—41, an der nördlichen 16—27 nach Niebuhr's Meſſung [22]). Doch iſt ein Theil der Erde durch Schutt van der herabgeſtürzten Mauer erhöht und urſprünglich wol die Höhe gleichförmiger geweſen. Die Länge von Nord nach Süd iſt nach Chardin (p. 248) 1200 Fuß, die Tiefe van Weſt nach Oſt 1690. Das Mauerwerk iſt aus dem grauen und harten Marmor, woraus der Fels, wie der Berg Rachmed beſteht und welcher eine ſchöne Politur annimmt, dadurch aber dunkler wird. Die einzelnen Blöcke haben zwiſchen 30—50 Fuß Längenfläche bei einer Dicke van 4—6 Fuß, doch gibt es einige noch längere; ſie ſind vierſeitig und dieſe ungeheueren Steine ſind ſa genau und feſt ahne Kalk und Mörtel an einander gefügt, daß die Fugen auch jetzt noch, nachdem die Eiſenklammern, womit ſie urſprünglich zuſammengehalten wurden, verwittert ſind, oft kaum zu entdecken ſind [23]). Die Mauer iſt an einigen Stellen mit Gewalt zerſtört, an andern eingeſtürzt, namentlich an der Nord- und Südſeite, und die Bruſtwehr überall abgetragen, die Steine ſind wol zu andern Bauten aerſchleppt [24]); die Löcher, in denen die Paliſaden einſt eingefügt warrn, ſind noch deutlich zu erkennen [25]).

Diodor erwähnt, daß die innerſte Mauer ein Viereck bildete; dieſes läßt ſich noch von dieſer Terraſſe ſagen. Wir müſſen nur kein gleichſeitiges Viereck verlangen. Die Terraſſe ſelbſt hat nicht überall die gleiche Höhe ihrer Oberfläche und es laſſen ſich auf ihr wiederum drei Abſtufungen aber Terraſſen unterſcheiden, von denen die höchſte bei G und I des Niebuhr'ſchen Grundriſſes [26]) iſt; etwa 50 Fuß über dem Horizonte [27]). Es ſcheint, daß ſich einige die drei Abtheilungen der Burg, welche Diador angibt, als dieſe drei Abſtufungen der Terraſſe ſelbſt gedacht haben. Dann wäre aber anzunehmen, daß die zweite Terraſſenſtufe von der erſten, die dritte von der zweiten duech hohe Mauern getrennt geweſen wäre, wovan keine Spuren ſind, und was unmöglich iſt, weil dann die einzelnen Paläſte, welche das Innere der Burg ausfüllten, durch Mauern geſchieden geweſen wären. Auch ſagt Diador nicht, daß der Grund, auf dem die drei Mauern ſtanden, jedesmal höher war, die Mauern ſelbſt waren höher jedes Mal um das Doppelte, wenn ſeine Zahlen richtig ſind; 16 Ellen die erſte, 32 die zweite, 60

raden Linie von Norden nach Süden denkt, in der Baſis eines Dreiecks, deſſen Seitea vom Polwar und Bendemir gebildet werden. Ich gebe dieſe Angaben ſo beſtimmt aa, als ich es mit Worten kann, weil allerdings einige Unklarheit in mehren Berichten herrſcht und aus ihnen in andere Darſtellungen übergegangen iſt. So hat Ritter (Erdkunde VIII, 883) eine ſehr reichhaltige und genaue Zuſammenſtellung über die Lage dieſer Ruinen gegeben, die aber durch eine Angabe mich wenigſtens längere Zeit in Ungewißheit gehalten hat. Er läßt einige Ruinen auf der Weſt-, andere auf der Südoſt- oder linken Seite des Bendemir liegen; da der Fluß von Weſt nach Oſt ſtrömt, wäre wol Nord- und Südſeite richtiger; dann aber, und dieſes iſt die Hauptſache, liegen alle Ruinen links, d. h. nördlich, oder (wenn man will) nordöſtlich vom Bendemir, nicht dieſer, ſondern der Polwar trennt ſie, d. h. Nakſch-i-Ruſtam von den übrigen. Alle Reiſende ſind, von Schiraz kommend, über den Bendemir gegangen, d. h. auf ſein Nordufer, um zu dieſen Ruinen zu gelangen, und fanden gar keine diesſeits, auf dem ſüdlichen. Ich könnte ſchon den ältern Le Brun zur Beſtätigung anführen, will aber nur auf Rich verweiſen, der (p. 231 sq.) genau die Dörfer und Flußübergänge angibt und namentlich zwiſchen Nakſch-i-Ruſtam und Nakſch-i-Radſchab (Rejib) den Fluß Polwar anführt.

19) *Chardin* VIII. p. 249 nebſt den Anſichten tab. LII und LIII, dem Grundriſſe tab. LIV. Niebuhr II. S. 123. 20) Niebuhr S. 123.

21) *Rich*. p. 255. 22) S. 124. Vergl. *Chardin* VIII, 249 und *Le Brun* II, 262. 23) *Chardin* p. 250. Vergl. Niebuhr S. 124. 24) Derſ. S. 125. 25) *Porter* I. p. 584. 26) Dieſer iſt hier beigefügt und ich bitte ihn fleißig zur Hand zu nehmen, da alles nach ihm orientirt iſt. 27) Niebuhr S. 124.

Digitized by Google

die dritte; da dieſe letzte die Terraſſe umgab, war ihr Grund allerdings höher, bis über 40 Fuß, und dieſe Höhe ihrer Grundfläche muß wol zu der der Mauer hinzugefügt werden; ſie mußte, um 60 Ellen zu erreichen, auch dann noch beträchtlich hoch ſein und ihre Höhe erſcheint bei Diodor beinahe übertrieben; von den beiden äußern Mauern iſt nichts mehr übrig, ich finde wenigſtens nichts von ihnen erwähnt. Einige Überreſte, welche außerhalb der Terraſſe liegen, müſſen innerhalb dieſer äußern Mauern gelegen haben. So das, wovon Niebuhr S. 152 ſpricht: „in der Ebene und nicht weit von der Südweſtecke des Palaſtes ſind noch einige Überbleibſel von einem Gebäude. Darunter iſt eine aufrechtſtehende Säule. Weiter nördlich, gleichfalls im freien Felde, ſtehen noch ein Paar Thürpfoſten, von eben der Arbeit, wie die vorher beſchriebenen."

Ich ſchließe daraus, daß auch in dieſen zwei äußern Mauerumfaſſungen mancherlei Gebäude waren, wovon ſpäter mehr. Wir wenden uns zur dritten, in welcher nach Diodor's Zeugniß eherne Thore und hohe Paliſaden angebracht waren. Dieſe Mauer umgab nun die eigentliche Königsburg, die innere Stadt des Königs, das antahpuram nach indiſchem Ausdrucke, grade wie der innerſte, ſiebente Mauerkreis die Burg des Deioces in Ekbatana, *ἐν δὲ τῷ τελευταίῳ τὰ βασιλήια ἔνεστι καὶ οἱ θησαυροί* [28]).

Als Ausgang zu dieſer Terraſſe diente eine Treppe an der Weſtſeite, jedoch nicht in der Mitte, ſondern mehr nach Norden hin [29]). Es iſt eine Doppeltreppe, die ſchönſte und dauerhafteſte, die je ausgeführt worden. Jede hat einen Ruheplatz in der Mitte, die linker Hand unten noch 57, oben 47 (oder 46 nach Chardin) Stufen, ihre ſenkrechte Höhe iſt 33 Fuß, und alſo iſt jede Stufe noch nicht 4 Zoll hoch. Alles iſt aus demſelben Marmor, die Steine ſo groß, daß einer „oft mehr als die halbe Treppe und ſeine Höhe viele Stufen ausmacht." Man könnte noch hinaufreiten und zwar zehn Pferde neben einander [30]). An der Südſeite iſt eine kleinere, ſteilere Treppe von 30 Stufen, aus einem Stein; eine ähnliche war wahrſcheinlich an der Nordſeite [31]), es ſind wol natürliche Vorſprünge des Felſens dazu benutzt. Ganz oben auf der großen Treppe findet man an drei Stellen Löcher in den großen Steinen, in welchen Thürangel geſtanden zu haben ſcheinen [32]).

Grade vor der Treppe und 42 Fuß öſtlich davon [33]) ſtehen noch die zwei Wände des ehemaligen Thorweges, der nur 13 Fuß breit iſt, deſſen Wände aber 30 Fuß hoch; (A auf dem Grundriſſe); er war alſo nur für Fußgänger beſtimmt [34]). Er iſt aus großen Steinen aufgeführt, der Boden mit großen Stücken polirten Marmors belegt, von Fenſtern iſt in den Wänden keine Spur. Dieſe Thorhalle, welche auf der erſten Stufe der Geſammtterraſſe der Königsburg die Hauptſache bildet, ſteht auf einer fünf Fuß hohen Platteform und beſteht aus vier Pilaſtern, zwei bei A, ebenſo viel bei AE; in der Mitte zwiſchen ihnen ſtanden vier Säulen, von denen jetzt nur zwei noch aufrecht ſind; dieſe ſind etwas höher, als die Pilaſter (nach Le Brun 54 Fuß), cannelirt und mit eigenthümlichen Capitälen verſehen [35]). Aus dieſer Thorhalle tritt man ſüdwärts gewendet an die große Treppe, durch welche man die zweite Stufe, oder, wie wir künftig ſagen wollen, die zweite Terraſſe der Burg erſteigt. Einſt führte von hier gewiß auch ein Gang oſtwärts nach O.; doch davon unten. Außer der Thorhalle iſt auf dieſer unterſten Terraſſe nur noch zu erwähnen der Waſſertrog bei a, der 3½ Doppelſchritte lang, 3 breit und jetzt noch 2 Fuß hoch über der Erde iſt, ganz aus dem Felſen gehauen [36]); er muß mit den Waſſerleitungen unter der ganzen Terraſſe im Zuſammenhange geſtanden haben. Von kleineren Gebäuden finden ſich in der Nähe der Thorhalle noch die Grundmauern [37]); Wohnungen für die Wachen ſind hier zu erwarten.

Daß die Thorhalle einſt bedeckt war, iſt kaum zweifelhaft; an den Pilaſtern ſind vor allem die daran ausgehauenen Wunderthiere bemerkenswerth; es ſind ihrer zwei, daſſelbe an den zwei weſtlichen Pilaſtern (bei A), das zweite an den zwei öſtlichen (bei AE). Das erſte hat vom vorderſten bis zum hinterſten Fuße die Länge von 18 Fuß [38]) und fängt 4 Fuß 8 Zoll über der Erde an. Der Körper iſt im hohen Relief, die Köpfe und Vorderfüße ſprangen ganz aus der Wand heraus. Obwol die Köpfe zerſtört ſind, erkennt man doch noch ſicher das häufig bei dieſen Bauten vorkommende Einhorn [39]). Dieſes Thier ſchaut nach Weſten. Bei den Pilaſtern AE iſt das beinahe ebenſo große Thier noch bis auf die Naſe erhalten, es ſchaut nach Oſten und ſtellt die ſogenannte perſiſche Sphinx vor [40]). Über jedem Thiere ſteht eine dreifache, auch von Rich noch nicht abgeſchriebene Keilinſchrift [41]). Über die Bildung und Bedeutung dieſer Thiere wird noch geſtritten; wir kommen unten darauf zurück.

Nordwärts von dieſer Thorhalle nach der äußern Mauer hin finden ſich keine noch erkennbaren Bauten mehr [42]); doch ſind auch hier noch Reſte, große Steine liegen umher, auch Stücke einer nicht cannelirten Säule; die Entfernung der Mauer von dem Porticus beträgt 150 Fuß. Auch in der Richtung nach Oſten und dem Berge bezeugen viele Trümmer das Vorhandenſein einſtiger Bauten [43]).

Von der Thorhalle aus nach Süden iſt ein Abſtand

28) *Herod.* I, 93. Es wäre dieſe Vergleichung noch ſchlagender, wenn nachzuweiſen wäre, daß auch bei Perſepolis die beiden äußern Mauern kreisförmig geweſen wären, alſo große Kreisſegmente mit dem Berge Rachmed als Chorde. In den Paliſaden erkenne ich die Promachéonen der Burg des Deioces wieder; das Anſteigen der Mauern war geringer. 29) *Chard.* p. 251. Niebuhr S. 125. 30) *Chard.* p. 252. 31) *Id.* 251. Eine Anſicht en face der großen Treppe bei Chardin (pl. LIII. LV). Weniger gut *Le Brun* Nr. 117. 118. 32) Niebuhr S. 125. 33) *Le Brun* p. 262.

34) Niebuhr S. 125. 35) Bei *Porter* I. pl. XLV, B. 36) Niebuhr S. 127. 37) Ebend. 38) Oder 20 lang, 18 hoch, nach Porter (zu pl. XXXI), Chardin (tab. LVII) hat falſch ergänzt. 39) Niebuhr S. 126. tab. XX, A. 40) Derſ. tab. XX. B. 41) Babylon und Perſepolis. S. 255. 42) *Le Brun* p. 263. 43) *Ouseley* II. p. 247. Niebuhr S. 148. *Chardin* p. 255.

Digitized by Google

von 70 Fuß bis zur zweiten Terraſſe, auf welche wieder eine Doppeltreppe hinaufführt [44]). Dieſe Terraſſe nennen wie die zweite, und da wir auf dieſer die großen Paläſte finden werden, iſt es nicht überraſchend, daß der Aufgang dazu mit großem Reichthume geſchmückt war. Die Ausdehnung dieſer zweiten Treppe (bei d. b. c.) iſt beinahe der der erſten gleich; ſie nimmt nämlich 212 Fuß an der Façade der Terraſſe ein, dagegen ſteigt ſie nur wenig, nur 10 Fuß, wo ihre Baſis nicht durch Schutt bedeckt iſt. Die Doppeltreppe (b) iſt in der Mitte, zwei Reihen von Stufen gehen erſt aus einander bis zum Ruheplatze, von da gehen ſie in entgegengeſetzter Richtung einander zu und führen dann beide hinauf auf die Terraſſe, wo man grade vor der großen Säulenhalle (B. C. D. E. F.) anlangt. Jede dieſer Reihen von Stufen hat deren 30, die Stufen ſind ſehr niedrig, keine 3 Zoll, ſie ſind aber 16 Fuß lang und 14 Zoll breit; dieſe Mitteltreppe ſpringt um 20 Fuß aus der Terraſſe hervor [45]). Auf jeder Seite, alſo öſtlich und weſtlich, ſind einfache Treppen von ungleicher Stufenzahl. Die Wände der Terraſſe an und zwiſchen dieſen Treppen (von γ bis δ) ſind mit Sculpturen bedeckt, die zu den merkwürdigſten und ſchönſten Überbleibſeln des Alterthums gehören.

Die vordere, hervorſpringende Wand der Mitteltreppe zeigt uns zuerſt eine Anzahl Basreliefs, welche zu beiden Seiten eines jetzt wenigſtens leeren Inſchriftenfeldes geordnet ſind; dieſes iſt unmittelbar unter dem Rande der äußern Treppenwand; die Rampe darüber zwiſchen den beiden obern Stufenreihen bildet die Vorſtufe zu den Colonnaden. In jeder Ecke der Wand ſtehen 6 ſäulenartige Schäfte, verkürzte Palmenſtämme oder richtiger übereinandergeſtellte Lotuskelche; neben ihnen in den untern, ſpitzen Ecken der Wand die ſchöne, öfters wiederholte Gruppe des Löwen, welcher das Einhorn angreift [46]); wir nennen das Thier zur Unterſcheidung ſo, ohne noch zu fragen, ob es einem Stier oder einem andern Thiere nachgebildet ſei. In der Mitte zu beiden Seiten des Inſchriftenfeldes ſtehen Leibwachen, ihre Speere aufrecht mit beiden Händen haltend, drei auf der einen, vier auf der andern (linken) Seite. Sie tragen die hohe Tiara, das weite mediſche Gewand, gekräuſelten Bart, gelocktes Haar; die vier haben dazu Bogen und Köcher über der Schulter hangend, die drei dagegen einen großen, runden Schild. So gekleideter Leibwachen werden uns nachher noch viele wieder vorkommen, hier nur die Bemerkung, daß die Siebenzahl eine beſtimmte Beziehung haben müſſe und zwar wol die auf die ſieben Amſchaspands; wie dieſe darüber wachen, daß das Böſe nicht eindringe in die Ordnung des Weltalls, ſo dieſe Thürſteher am Aufgange zur Königsburg darüber, daß keine Störung in die Ordnung des königlichen Hauſes ſich hinaufwage.

An der hinteren Treppenwand oder an der Wand der Terraſſe, aus welcher die Treppe hervorſpringt, iſt, ſoweit dieſe reicht, alles mit Sculpturen bedeckt; und zwar ſind ihrer drei Reihen über einander, in der oberſten ſind die Figuren noch nur halb, zum Beweiſe, daß die Wand einſt höher war und daß die Terraſſe mit einer Bruſtwehr umgeben war. Die Figuren haben nie über 2½ Fuß Höhe, wegen der geringen Höhe der Wand. In den Seitenecken wiederholt ſich das Bild des Löwen im Kampfe mit dem Einhorn, und dieſer Thiergruppe zur Seite ſteht jedes Mal eine Keilinſchrift, wovon nachher. Fangen wir an mit den Figuren an der Wand öſtlich von der Mitteltreppe (bei c oder unter der Colonnade B).

Die drei Figurenreihen ſind hier ſo geordnet, als ob ſie die Treppe hinauf zur Säulenhalle oben hinaufſchritten; die Länge dieſer Reihen iſt etwa 68 Fuß [47]). In der unterſten ſind 45 Figuren; zuerſt 32 Männer, theils in dem weiten ſchon erwähnten mediſchen Gewande, theils in eng anſchließender Bekleidung, die mit größter Wahrſcheinlichkeit für die eigentlich perſiſche Tracht gehalten worden iſt [48]); ſtatt der Tiara iſt hierbei die Kopfbedeckung eine flache Mütze. Beiderlei Männer tragen Halsketten, Ohrgehänge und Armbänder, gekräuſelten Bart und künſtliche Haarfriſur. Einige tragen den Bogen im Behälter und das kurze perſiſche Schwert, andere ſind unbewaffnet. Sie ſchreiten zwar vorwärts, aber nicht in ſtrenger Ordnung; einige wenden ſich um, um mit den nachfolgenden zu ſprechen; es iſt noch fern von der Nähe des Herrſchers und es gilt noch größere Freiheit. In der Hand tragen einige einen kurzen Stab mit einer Kugel. Dieſe ſind gewiß die Melophoren, von denen 1000 waren, als die tapferſten aus den 10,000 ſogenannten Unſterblichen ausgewählt, goldene Äpfel auf kurzen Stäben tragend [49]). Es war eine Leibwache und nur geborne Perſer. Andere tragen ein kelchförmiges Gefäß, wie es der König ſelbſt hält, vielleicht zum Opfergebrauch. Die Perſer hatten das weite mediſche Gewand als Hofkleid angenommen, und man erkennt in den damit bekleideten wol richtig ſolche, welche als Ehrengeſchenk vom König ein ſolches Kleid (ein Kalat) erhalten. Daß auch der übrige Schmuck nur als Geſchenk des Königs getragen worden, ſcheint eine unnöthige Annahme. Wir haben überhaupt in dieſen Figuren die Hofleute zu erkennen, welche um die Perſon des Königs waren und von ſeinem Tiſche Speiſe erhielten; es ſind *οἱ ἐπὶ θύραις* [50]); denn auch der vornehmſte in der Umgebung des Königs war noch ſo ſehr unter ihm, daß er nicht als Bewohner des inneren Palaſtes galt; er hatte am Thore zu warten, bis er herbeigerufen würde. Dieſes iſt der Sinn des Ausdruckes, den man oft nicht richtig verſtanden hat.

Vor ihnen gehen 21 Speerträger, Doryphoren oder Aichmophoren; denn dieſe werden unterſchieden [51]), und es iſt ſchwer zu ſagen, welchen von beiden die zwei Claſſen von Bewaffneten entſprechen, welche wir in dieſen Sculp-

44) *Chardin* l. c. Le Brun (p. 263) ſagt 172 Fuß; und dieſes ſtimmt beſſer zu dem Grundriſſe. 45) *Chardin* p. 256. *Le Brun* p. 263. 46) *Porter* pl. XXXV. XXXVI. *Chardin* pl. LVIII, G.

47) Niebuhr S. 128. tab. XXI. *Chardin* p. 257. tab. LIX. *Le Brun* p. 270, mit wenig brauchbaren Abbildungen; wegen des Schuttes ſahen dieſe beiden letztern nicht die unterſte Reihe. Vor allen *Porter* I. p. 605. pl. 37 sq. 48) Heeren, Hiſtor. Werke. X, 215. 49) Man ſ. *Brisson* p. 271. 50) *Id.* p. 40. 273. 51) *Id.* p. 273.

Digitized by Google

turen vorfinden; einige haben den Bogen über dem linken Arm, den Köcher auf dem Rücken, andere blos den Speer in beiden Händen; auch die Kopfbekleidung iſt verſchieden. Es waren auf jeden Fall die eigentlichen Leibwachen des Königs.

Ebenſo ſind in der zweiten Reihe zuerſt 32 Männer der erſten Art, dann wieder 21 ſpeertragende Leibwachen. Vor ihnen ſind Cypreſſenblätter abgebildet, an denen ſie gleichſam vorüberſchreiten. Die Cypreſſe war in Zoroaſter's Religion ein heiliger Baum; hier könnte ſie ſchon als Symbol des Friedens und der Ruhe gelten; auch die Bewaffneten tragen ihre Waffen nicht zum Kampfe gerüſtet, nur zum Schmucke und zur Auszeichnung.

Die Figuren der oberſten dritten Reihe ſind nicht mehr ſicher zu beſtimmen, weil die oberen Theile heruntergebrochen ſind. Die hier geweſene Inſchrift iſt erloſchen.

Viel intereſſanter noch ſind die Figuren auf der Weſtſeite der Mitteltreppe (d).

Auch in dieſen Reihen, von denen die oberſte wiederum nur halb erhalten iſt, iſt die Anzahl der Figuren etwa dieſelbe, dieſe ſelbſt aber ſind ganz verſchieden. Es ſind lauter Abtheilungen von 6, die durch ein Cypreſſenblatt von einander getrennt werden; die erſte Figur trägt ein weites, faltiges Gewand, eine Tiara, den Dolch im Gürtel, einen langen Stab in der Hand; andere jedoch von dieſen Führern haben eine flache Mütze und ein enges oder weites Kleid. Es ſind die σκηπτοῦχοι der griechiſchen Nachrichten [52]). Jeder dieſer Anführer hält ſeinen Nachfolger bei der Hand; dieſe zweiten Perſonen, wie die ſpäter folgenden jeder Abtheilung, ſind verſchieden gekleidet, jede Abtheilung hat ihre eigene Tracht; die zweite Perſon trägt ſelbſt nichts, die darauf folgenden aber ſehr verſchiedene Dinge in den Händen oder ſie führen Thiere herbei, wie Ochſen, Pferde, oder lenken endlich Wagen [53]). Es gehen dieſen Reihen keine Doryphoren vorher, dieſe waren aber hier über den Stufen der Treppen angebracht, über jeder Stufe einer.

Über die Erklärung dieſer Darſtellung iſt man im Allgemeinen längſt einig; ein perſiſcher Kämmerer führt den Geſandten eines der unterwürfigen Völker an der Hand; dem Geſandten folgen die Abgeordneten des Volkes mit Geſchenken für den König. Bei welcher Veranlaſſung dieſe Geſchenke gebracht wurden, iſt weniger ſicher zu errathen; man könnte an den Neujahrstag denken, oder an den Geburtstag des Königs. Ebenſo wenig gelungen iſt die Deutung der einzelnen Völker, ja ſie iſt im Zuſammenhange gar nicht verſucht worden. Es brachte gewiß jedes Volk das Beſte und Schönſte ſeines Landes; aber theils ſind viele der kleineren Geſchenke undeutlich, theils gehören mehre der Thiere in vortrefflicher Art mehr als einem Lande des perſiſchen Reiches, wie das Pferd; dann kennen wir zwar aus Herodot die Kriegsrüſtung der perſiſchen Völker; hier erſcheinen ſie aber, obwol nicht ohne Waffen, doch nicht zum Kriege gerüſtet, und die tägliche Tracht dieſer Völker iſt uns von den wenigſten bekannt. Doch ließe ſich manches durch Vergleichung mit einem ſpäter zu erwähnenden Basrelief und der dazu gehörigen Inſchrift wol noch erläutern.

Es ſind nach Porter im Ganzen 20 Abtheilungen geweſen, ſo viele, als Darius Satrapien einſetzte. Wenn man dieſe hier wiederfinden wollte, vergäße man, daß jene Eintheilung oft verſchiedene Völker unter eine Satrapie zuſammenfaßte und auf die jährliche Steuerabgabe ging; hier erſcheint aber eine außerordentliche Darbringung von Geſchenken, wie ſie im Perſerreiche neben den regelmäßigen Abgaben vorkamen.

Die Inſchrift an dieſer Seite iſt von Niebuhr und Porter copirt [54]). Ich gebe ſie hier ergänzt, überſetzt und mit Berichtigung früherer Erklärungen:

Deus magnus Auramazdes; is hanc terram creavit, is illud coelum creavit, is mortales creavit, is fata mortalium creavit, is Xerxem longaevum constituit multorum regem, longaevum multorum rectorem.

Posui Xerxes, rex magnus, rex regum, rex populorum multa (dona) advehentium, rex existentis (?) terrarum orbis magni, sustentator, auctor (?), Darii regis filius, Achaemenius, nobili genere natus.

Xerxes, rex magnus, ille mihi opus posui; tum hoc ibi alterum [55]) opus meridiem versus, ex voluntate Auramazdis. Me qui feci tuere, o Auramazdes, semper cum diis, tum hoc regnum, tum hoc opus.

Die außer Ormuzd angerufenen Götter ſind gewiß die θεοὶ ἐγχώριοι oder πατρῷοι, welche in Gebetsformeln der Perſer bei den Alten vorkommen [56]). Ohne Zweifel iſt dem Xerxes auch die Errichtung der Oſthälfte der Façade in der dort geweſenen Inſchrift zugeſchrieben geweſen; hätten wir dieſe, würden wir wiſſen, ob der Ausdruck gegen Süden richtig gefaßt iſt, oder ob er nicht eher öſtlich bedeutet; denn dieſe beiden Abtheilungen der Façade liegen ſich öſtlich und weſtlich; iſt ſüdlich richtig, geht das Wort opus (karta) auf den Palaſt G, der allerdings auch von Xerxes herrührt. Eine genaue Unterſuchung aller Stellen, wo Inſchriften geſtanden, und vollſtändige Sammlung aller auch der kleinſten Überreſte, wäre zur vollſtändigen Erklärung äußerſt wünſchenswerth; ihre Formeln ſind ſo wenig wechſelnd, daß der Eigenname des Königs und die kurze jeder Inſchrift eigenthümliche Phraſe gewöhnlich hinreichen, die ganze Inſchrift herzuſtellen.

Auch an den Wänden $\gamma\ \delta$, weiter gegen Oſt und Weſt, an den einfachen Treppen ($\beta\ \alpha$) finden ſich Sculpturen, unter denen ſich der Kampf des Löwen mit dem Einhorn auch wiederfindet [57]). An der Wand γ, die ſehr zerſtört iſt, kam noch eine Fortſetzung der Geſchenke brin-

52) *Brisson* p. 809. 53) *Porter* pl. 37—43. *Chardin* LVIII. a. u. b. Niebuhr (tab. XXII. XXIII) gibt nur eine Auswahl. Le Brun (Nr. 126) iſt wenig brauchbar.

54) Niebuhr A. Der Anfang fehlt, läßt ſich aber, da er nur feſtſtehende oft wiederkehrende, Formeln enthält, mit Sicherheit herſtellen. ſ. meine altperſiſchen Keilinſchriften. S. 165. 55) Apataram ſcheint mir nämlich nur eine andere Form des ſanſkritiſchen aparam, deſſen Ableitungsaffix ein verkürztes iſt, ra für tara. 56) *Brisson* p. 347. 57) Niebuhr S. 134.

Digitized by Google

genden Völker; auf dieſe überhaupt geht der Ausdruck der Inſchrift: König der vielbringenden Völker. Die Wand bei δ wird eine Fortſetzung der Hofleute und Leibwachen geweſen ſein; ich finde keine ausdrückliche Nachricht darüber.

Eine Bemerkung Heeren's [58]) verdient hier hinzugefügt zu werden, daß die Völker auf der rechten, bei den Perſern geringeren Seite zur Säulenhalle emporſteigen, während das Hofgeſinde des Königs, ſeine „Freunde und Verwandte" [59]) die Ehrenſeite einnehmen.

Wir ſteigen jetzt auf die zweite Terraſſe empor, auf welcher wir von dem viereckigen Ruheplatze, wo ſich die Züge, die von beiden Seiten die Mitteltreppe emporgeſtiegen, begegneten, hinanſchreiten zur prächtigen Säulenhalle, nach welcher Tſchilminâr jetzt den Namen trägt (Grundriß B C D E). Von dieſen Säulen ſtehen nur noch 17 aufrecht, auch dieſe ſind vielfach beſchädigt; ihre urſprüngliche Anzahl läßt ſich noch nachweiſen aus den noch erkennbaren Baſen. Sie waren geordnet in Gruppen zu 6; in der Mitte waren 6 ſolcher Gruppen im Viereck, alſo 36 oder 6 Reihen, jede zu 6 Säulen. Vorn (nach Norden und der Treppe zu), ſowie an jeder Seite wieder 2 Gruppen zu 6, oder auf jedem Flügel 2 Reihen zu 6 von Norden nach Süden geordnet, vorn 2 Reihen von Weſten nach Oſten. Nach Süden hin oder nach den Gebäuden dahinter waren aber keine. Im Ganzen alſo 72 Säulen. Der Abſtand zwiſchen der Mittelgruppe und den beiden Flügeln nebſt der Vorhalle war größer, als zwiſchen den Säulenreihen der beſondern Gruppen; jede Säule ſtand nämlich 28 Fuß von denen ihrer eigenen Abtheilung, die äußerſten Säulen jeder Abtheilung doppelt ſo fern von den äußerſten der Nachbargruppe [60]). Sie ſind alle von demſelben ſchwarzen Marmor, cannelirt jede mit 52 Rinnen, der Schaft hat 16 Fuß Umfang, iſt vom Sockel zum Capitäl 44 Fuß hoch, mit dieſem 60; doch ſind die Säulen der großen Mittelgruppe um 5 Fuß niedriger. Die Capitäle der Säulen der Seiten- und Vordergruppen ſind gebildet aus Doppel-Vordertheilen des Stieres [61]); der leere Raum zwiſchen den beiden Nacken der Thiere bildet ein Viereck, um einen Balkenkopf zu tragen; an den in Stein gehauenen Façaden der Grabmäler finden ſich ſolche Balken abgebildet, woraus alſo folgt, daß dieſe Säulen ein Dach trugen; es waren wol Cedernbalken, welche Curtius in ſeiner Beſchreibung der Perſepolisburg erwähnt.

Die Capitäle der Mittelgruppe ſind höher und beſtehen aus abwärts gewendeten Lotuskelchen; darüber vierfache Schneckenwindungen oder Doppelwulſte. Obwol nicht ſo deutlich, ſcheint auch auf dieſen Säulen ein Dach geruht zu haben.

Dieſe Säulen mit ihren Capitälen ſind alle von ſehr ſchönen, zierlichen Verhältniſſen und der ausgeführteſten Arbeit; ſie machten auf alle Beſucher den ergreifendſten Eindruck [62]).

Den ſorgfältigen Nachforſchungen Porter's gehört die Bemerkung, daß die 12 inneren Säulen der Mittelgruppe höhere Baſen hatten, alſo wol einen erhöhten Sitz umgaben, oder mit andern Worten einen Thronſeſſel des großen Königs. Die Zwiſchenräume waren ohne Zweifel mit Vorhängen verſehen, um die Sonne abzuhalten. Der Fußboden endlich war mit großen Marmorplatten belegt.

Heeren [63]) erklärt dieſe Halle für den Ort der großen Reichsfeſte oder den, wo der König auf ſeinem Throne die Geſchenke der Völker empfing. Zugegeben, daß Porter Recht hat, auch hier einen Thron anzunehmen, ſo kann ich doch dieſes offene Gebäude nicht für einen eigentlichen Empfangſaal halten [64]); es wurde höchſtens wol dazu gebraucht, wenn die Jahreszeit es vorziehen mochte, nicht ſowol in geſchloſſenen Räumen, als unter dieſen luftigen Säulen Reichshandlungen vorzunehmen. Es war nach meiner Meinung blos die Vorhalle zu den eigentlichen, dahinter liegenden Paläſten, namentlich zur großen Feſthalle. Bei allen orientaliſchen Audienzen gelangt man nicht ſobald in die Gegenwart des Monarchen, erſt nachdem man durch eine Reihe von Räumen durchgegangen iſt. Es war eine Vorhalle, wo die Erlaubniß des Vortritts vor den König abgewartet wurde, wo die Züge ſich ordneten; als eigentliche Audienzhalle läßt ſich eine andere beſtimmt nachweiſen; die Basreliefs an der Treppe weiſen darauf hin, daß man von da zu einem Orte gelangte, wo die Geſchenke empfangen wurden, dafür läßt ſich ebenſo wol die hinter den Colonnaden liegende, jetzt ganz zerſtörte, Feſthalle in Anſpruch nehmen. An den eigentlichen Gebäuden finden wir immer den König ſelbſt abgebildet mit Attributen, welche darauf hinweiſen, wozu er das Gebäude gebrauchte; an dieſer Säulenhalle fehlt jede Hindeutung der Art. Solche Vorhallen ſind bei morgenländiſchen Paläſten noch jetzt nichts Seltenes.

Die Säulenhalle nimmt den größern Theil (⅔) der vordern oder nördlichen Fläche der zweiten Terraſſe ein; dieſe Fläche erſtreckt ſich im Ganzen von N. nach S. 350, von O. nach W. 380 Fuß. Südlich ſtoßen daran die eigentlichen Paläſte, zunächſt G und M und der ganz zerſtörte Bau zwiſchen beiden. Dieſe liegen höher, als die Säulen [65]); nach Oſten ſenkt ſich die Terraſſe (bei O L K bis R am Rande); dagegen ſteigt ſie nach Süden noch höher (bei I und H); dieſen höchſten Theil nennen wir die dritte Terraſſe und nehmen alſo drei Terraſſen als Unterabtheilungen der ganzen, großen Terraſſe der Burg zu Perſepolis an. Wegen der Unebenheit des Bodens unterſcheidet Porter noch genauer fünf Unterabtheilungen, doch gewährt dieſes eine weniger deutliche Überſicht; die

58) a. a. O. X, 227. 59) ſ. *Brisson* p. 279. 60) *Chardin* p. 277. 61) Nach Porter; andere haben darin knieende Kameele ſehen wollen; Heeren beſteht darauf, daß es Pferdeköpfe ſeien; nach Niebuhr war es das Einhorn, womit er nur ſagen will, daß der Kopf ein Horn hatte, ohne den Charakter deſſelben zu beſtimmen.

62) *Porter* I. p. 662. pl. 45. Niebuhr S. 134. tab. XXV. *Chardin* tab. LX. 63) a. a. O. S. 231. 64) Niebuhr führt an, daß bei e. e. vor der Mittelhalle Spuren von Waſſerleitungen ſind. S. 135. Es waren hier wol Fontainen und dieſe weiſen auch auf ein Gebäude, welches nur in der heißen Jahreszeit zum Aufenthalt beſtimmt ſein konnte. 65) Niebuhr S. 124.

Baumeiſter dieſer Anlage ſuchten keine ängſtliche Regelmäßigkeit und wir wollen darin ihrem Beiſpiele folgen.

Ehe wir weiter gehen, noch eine Bemerkung über die Höhe der zweiten Terraſſe. Vom Porticus ſtieg die Treppe um 10 Fuß; die Säulen liegen ein wenig höher, als die obere Rampe der Treppe, das Gebäude G 10 Fuß höher, als die Säulenhalle. Die zweite Terraſſe liegt alſo bei den jetzt zu erwähnenden Gebäuden etwas über 20 Fuß über der erſten.

Das Gebäude G liegt grade ſüdlich vom Weſttheile der Säulenhalle; man ſtieg durch eine Treppe [66]) hinan, an beeen Wänden, wie bei den ſchon beſchriebenen ebenfalls Basreliefs waren; auch unter dieſen kehrt der Kampf des Löwen mit dem Einhorn wieder, nebſt einer großen Inſchrift, die noch nicht copirt iſt [67]). Das Gebäude ſelbſt liegt, wie alle andere, in Ruinen; nur einzelne Theile der Wände mit Fenſtern, Thüeen, Thürpfoſten ſtehen noch aufrecht [68]). Es hatte 170 Fuß Länge, 95 Breite. Außer der erwähnten Treppe waren im Norden an den Ecken noch zwei Treppen; bei g ſteht noch ein Thürpfoſten; die Weſtſeite hatte eine große, geſchmückte (f), an der Südſeite bei den Ecken (h i) ebenfalls kleinere; an der Oſtſeite (bei o p) ſcheint ein Vorbau mit Thüren geweſen zu ſein. Nach den Treppen zu urtheilen war die Hauptfronte gegen Weſten, hier war auch eine ſchöne Ausſicht in die Ebene.

Es wiederholen ſich hier in den Basreliefs ſchon bekannte Darſtellungen mit einigen, die uns noch neu ſind; es iſt die Baſis des Gebäudes ſtark mit Schutt bedeckt und erſt durch deſſen Wegräumung wird man eine vollſtändigere Überſicht der hier vorkommenden Scene geben können. An den Treppenwänden ſind auch hier Doryphoren [69]) und ein Zug von Männern, welche Gaben hinauftragen, jedoch andere, als die früher vorgekommenen, ein Lamm, eine Melone und anderes [70]); ſie ſind aber hier hinaufgehend dargeſtellt und es fehlt, wenn Niebuhr, wie zu vermuthen, genau berichtet, der den Geſandten vorangehende Kämmerer; es ſcheinen vielmehr alle Männer dieſelbe Tracht zu haben; was Niebuhr davon als Weiber unterſcheidet, müſſen hier, wie ſie auch ſonſt bei ihm ebenſo misverſtanden worden, Eunuchen ſein. Dieſe Sculpturen ſind bei den Treppen h i. Es ſind alſo keine Völker, ſondern eher die täglichen Nahrungsmittel, die hinaufgetragen werden; auf ein Gebäude zum täglichen Gebrauche deuten auch die Eunuchen. An den Thürpfoſten bei der Thüre g iſt der König abgebildet [71]), 7½ Fuß hoch, gehend, hinter ihm ein Sonnenſchirmträger und ein Fliegenwedelträger, der in der Linken ein Tuch trägt; beide ſind kleiner und reichen dem Könige kaum bis an die Schulter. Es war, wie in Indien, Vorrang königlicher Perſonen, Sonnenſchirm und Fliegenwedel über ſich tragen zu laſſen. Der König ſelbſt trägt in der rechten Hand einen gerade gehaltenen, langen Stab, ſein Scepter; in der linken einen Becher. An der geraden, hohen Mütze, wie an der Bruſt, den Händen und Schultern ſind Löcher, die ohne Zweifel einſt dazu dienten, den Schmuck von Gold und koſtbaren Steinen darin zu befeſtigen. Die Haare und der Bart ſind mit großer Sorgfalt geordnet. An einem andern Thürpfoſten iſt ganz dieſelbe Darſtellung, nur trägt der König hier ſtatt des Scepters einen Keſſel [72]).

Der König erſcheint auch öffentlich mit jenen zwei Begleitern, aber nicht mit dem Keſſel und ohne Scepter; dieſes, ſowie die Eunuchen, welche Nahrungsmittel hinauftragen, weiſen darauf hin, daß dieſes Gebäude wol einen Speiſeſaal enthielt; es war nicht ein Wohnhaus, denn der ſchreitende König deutet an, daß der König das Haus zwar beſuchte, nicht gewöhnlich aber darin wohnte.

An einem andern Pfoſten (p) iſt die Figur der Perſon, welche einen jungen Löwen emporhebt und mit dem Arme on die rechte Seite drückt, während er in der linken Hand einen Dolch hält, jedoch ohne den Willen an den Tag zu legen, das Thier damit durchbohren zu wollen. Der König (denn dieſer muß es wol ſein; gegenüber bei o iſt der ſchreitende König abgebildet) iſt hier nur 5½ Fuß hoch. Dieſe Vorſtellung findet ſich ſonſt als viertes Stück zu den Kämpfeu des Königs mit drei verſchiedenen Ungeheuern, und wird dort beſſer beſprochen weeden können.

Das Gebäude hatte drei Abtheilungen; auch dieſes deutet auf eine mehr häusliche Beſtimmung deſſelben; der nördlichſte dieſer Räume war in zwei ungleiche Theile getheilt. Die Mauern ſind zwiſchen 4—5 Fuß dick, ſogar die 12 Fuß hohen Thürpfoſten ſind aus einem Stücke gemacht, wie die Fenſter und blinden Fenſter, oder richtiger Niſchen, die 6 Fuß breit, 7¾ Fuß hoch ſind. In den Fenſtern ſind noch die Löcher ſichtbar, in denen die Angeln der Fenſterladen feſt waren. Dieſe Fenſter und Niſchen haben oben und an den Seiten Keilinſchriften [73]).

An den Thürpfoſten der Zimmer (bei l) wiederholt ſich das Bild des Königs mit ſeinen zwei Begleitern; bei denen bei m n des mittleren Raumes, ſowie an der gegenüberliegenden Oſtwand deſſelben Zimmers ſtellen ſich uns die verſchiedenen Kämpfe des Königs mit den Ungeheuern dar [74]). Die Nord- und Südwand dieſes Zimmers hatten wieder die Darſtellung des Königs, aber nach Porter [75]) nicht ſchreitend, ſondern auf ſeinem Throne ſitzend und über ihm ſchwebend ſein Genius oder Ferver. Viel weniger iſt von den Wänden der übrigen Theile des Gebäudes übrig und von Basreliefs nichts, das nicht ſchon erwähnt wäre.

Außer der erwähnten Fenſterinſchrift finden ſich hier noch folgende. Über dem Könige mit ſeinen Begleitern die von Niebuhr mit B C D bezeichnete. An einem Pilaſter der Südweſtecke des Gebäudes eine, von Niebuhr erwähnte (S. 141), von Rich copirte Inſchrift [76]). Dann

66) *Chardin* p. 282. 67) Chardin erwähnt ihrer a. a. O. *Porter* I, 641. 68) Niebuhr tab. XXVI. 69) *Porter* I. pl. 46. 70) Niebuhr S. 136. 71) Derſ. tab. XXV, e.

72) Niebuhr tab. XXV, g. 73) Derſ. S. 138. Die Inſchrift bei *Le Brun* Nr. 134. Kämpfer S. 347. 74) Niebuhr S. 149. 75) I. p. 656. pl. 48. Niebuhr übergeht dieſen Unterſchied. 76) *Rich* tab. XIII. XIV. XV. Die Copie von Le Brun (Nr. 131) iſt auch hier ſchlecht.

Digitized by Google

eine auf der Südfaçade der Plattform, worauf das Gebäude ſteht, die Rich ausgegraben und abgeſchrieben hat; ſie ſteht in der Mitte von zwei Reihen von Leibwachen [77]). Pehlviinſchriften finden ſich ebenfalls, natürlich aus ſpäterer Zeit, auch hier, ſowie aus noch ſpäterer arabiſche und perſiſche. Sie können uns nur belehren, daß auch noch bis zum 15. Jahrhundert dieſe alten Gebäude von Muhammedaniſchen Fürſten zu Lagerplätzen benutzt wurden; es iſt ein Wunder, daß dieſe Bilderhaſſer noch ſo vieles übriggelaſſen haben [78]).

Um nun zu vertheilen, was über jedes dieſer Gebäude zu ſagen iſt, wollen wir unſere Bemerkungen über die Thierkämpfe aufſparen, bis uns dieſe aufs Neue entgegentreten, hier aber die Inſchriften betrachten.

Die Fenſterinſchrift belehrt uns, daß Darius, der Sohn des Hyſtaspes, dieſes Gebäude errichtet hat. Darius, rex magnus, rex regum, rex populorum, Achaemenius. Is hoc palatium (?) faciendum curavit [79]).

Dieſes beſtätigt die Fenſterinſchrift, welche, wenn das ganz unbekannte zweite Wort Fenſter bedeutet, ſonſt ſicher überſetzt werden darf mit: altas fenestras ponentis Darii regis opus.

Vollendet worden in Beziehung auf die Ausſchmückung des Äußern iſt aber das Gebäude erſt vom Sohne, Xerxes. Die Inſchrift XIII bei Rich lautet nach der gewöhnlichen Einleitung und den Titeln: hanc adorationem Darius dux fecit, is pater meus. Me, Auramazdes, tuere semper cum diis, tum hoc opus, tum hoc opus patris Darii ducis. Auramazdes, tuere semper cum diis. Die Inſchrift XX iſt ganz gleichlautend.

Auch hier iſt der erſte Satz uns noch undeutlich, man könnte vermuthen, daß das mit Verehrung überſetzte Wort eher den beſondern Theil des Baues bezeichne, an dem die Inſchrift angebracht iſt. Doch ſpricht die mir bis jetzt wahrſcheinliche etymologiſche Beziehung des Wortes für die gewählte Erklärung. Ormuzd wurde verehrt durch Bauten, die unter ſeinen Schutz geſtellt wurden, und durch Inſchriften, die ſeine Allmacht verkündigten. Eine geſichertere Erklärung mag der Zukunft anheimgeſtellt bleiben.

Was nun die Bedeutung dieſes Gebäudes betrifft, ſo vermuthe ich aus der Art der hinaufgetragenen Dinge, ſowie aus den vom Könige getragenen Geräthſchaften, endlich aus der verhältnißmäßigen Kleinheit der Räume, daß es Speiſeſäle enthielt, und zwar zum täglichen Gebrauche. Es grenzt an die inneren Gemächer, an die eigentliche Wohnung und dicht daran war die große Feſthalle. Es wird bezeugt, daß die Perſerkönige von allen Ländern ſich die beſten Speiſen durch eigene Leute holen ließen [80]) und zwar waren die beſtimmten Naturallieferungen für den Tiſch des Königs, die einzelnen Gebieten und Stäoten auferlegt waren, davon wol verſchieden; ſolche ausgeſuchte Nahrungsmittel mögen in den Basreliefs dargeſtellt ſein. Die Perſerkönige ſpeiſten, außer an großen Feſten, meiſt allein, oder mit wenigen Auserwählten; von ihrem Tiſche wurden aber den Freunden und den Leuten um die Perſon des Königs Speiſen gegeben, wie noch jetzt im Oriente den Perſonen, die man ehren will [81]). Dieſe mögen in den Räumen um den königlichen Speiſeſaal bewirthet worden ſein.

Dem Gebäude G gegen Oſten und dem Berge der Gräber zu war bei M ehemals auch ein anſehnlicher Bau [82]), von dem nur einige Grundmauern, Säulenſockel, 5 Thürpfoſten und die Seitenwände von drei Eingängen übrig ſind. Die Hauptfigur an den Wänden iſt der König auf ſeinem Thronſeſſel, die Füße auf den Schemel ſtützend, in der Rechten das lange Scepter, einen Becher in der Linken [83]); der Fliegenwedelträger hinter ihm hat ebenfalls einen Becher in der Linken. Unter ihm ſtehen viele kleine Figuren, die ihre Hände in die Höhe halten. An den Thürpfoſten erſcheint der ſchreitende König mit den bekannten zwei Begleitern.

Auch hier iſt die Deutung gewagt wegen des Mangels an Abbildungen der entſcheidenden Figuren. Der König, der an der Thüre gehend, im Innern aber thronend vorgeſtellt iſt, deutet auch hier auf ein Gebäude, welches von ihm nicht bewohnt, aber zu beſtimmten Zeiten und in beſtimmten Geſchäften beſucht wurde. Wegen der um Gnade flehenden Figuren könnte man den Gerichtsſaal in dieſem Gebäude vermuthen.

Zwiſchen den Gebäuden G und M iſt ein großer Raum, der auf Niebuhr's Grundriß wie ein Hügel erſcheint. Porter's genauere Unterſuchung [84]) belehrt uns, daß dieſes ein unermeßlicher Schutthaufe von 315 Fuß Länge; ſeine Vermuthung iſt zugleich die, daß wir hier die Trümmer des von Alexander zerſtörten großen Feſtſaales zu ſuchen haben. Daß Alexander's Zorn ſich vorzüglich gegen die Halle richtete, in welcher die Perſerkönige in grenzenloſer Pracht geſchwelgt hatten, iſt gewiß; je prachtvoller dieſer Saal war, deſto bedeutungsvoller war grade ſeine Zerſtörung. Wir leſen bei dieſer Zerſtörung nur von einem Brande, der das Geſtein nicht verzehren konnte, aber doch Spuren hinterlaſſen mußte; ſolcher Spuren zeigen ſich ſonſt gar keine bei dieſen Trümmern. Es gewinnt ſomit jene Vermuthung eine große Wahrſcheinlichkeit.

Ich habe ſchon oben angegeben, daß die Gebäude G und M niedriger, als die ſüdlichern H und I, aber höher als die im Norden vorliegende Säulenhalle liegen; dieſe letztere haben wir jedoch mit zur zweiten Terraſſe

77) *Rich* tab. XX—XXII. 78) Dieſe Inſchriften ſtehen bei Niebuhr (tab. XXVII). Überſetzungen S. 139. Vorzüglich de Sacy hat ſie erläutert. Mémoires sur quelques monuments de la Perse. p. 129. 79) Das bezweifelte Wort überſetzte ich früher durch Thor. Doch ſagt Niebuhr ausdrücklich (S. 138), die Inſchrift ſtehe über dem Könige; nach Porter, wie es ſcheint, nicht blos über dem ſchreitenden, ſondern auch über dem thronenden. Man kann ebenſo gut vermuthen, es bedeute einen Theil des Gebäudes oder deſſen beſondere Beſtimmung. Ich wage hierüber gar nichts zu beſtimmen.

80) *Brisson* p. 132. 81) *Id.* p. 149. 156. 82) Niebuhr S. 145. 83) Niebuhr gibt nur Beſchreibung und verweiſt auf tab. XXIX u. XXX, denen der König hier zwar ähnlich, doch nicht ganz dieſelbe Darſtellung ſei. 84) I. p. 646. Ich habe ihn auf dem Grundriſſe mit Z bezeichnen laſſen.

Digitized by Google

gezählt, weil ſie durch die große Treppe deutlich von der unteren Terraſſe geſchieden wird. Nach Oſten hin zwiſchen der Säulenhalle, dem Gebäude M und G, den noch höhern der dritten Terraſſe, H und I einerſeits und dem Geäberberge andererſeits, iſt eine natürliche Senkung des Bodens; in dirſer liegen die Bauten O und L und zwar ſogar niedriger, als der Thorweg bei A und Æ[85]). Am allerniedrigſten liegt das ſüdlichſte Gebäude in dieſer Reihe von Nord nach Süd, nämlich K. Wir beſchäftigen uns zuerſt mit den zwei erſten.

Von O ſind noch einige Säulentrümmer übrig, dieſe ſind glatt geweſen, nicht wie ſonſt canneliet[86]); es waren die Capitäle auch hier dir mit dem Doppelthier. Auch laſſen ſich noch die Teümmer einrs großen Thoeweges erkennen, deſſen große Steine umgeworfen umherliegrn. Verbinden wir dieſe Angaben mit der Nähe des Thorweges A Æ, ſo läßt ſich ein Theil des Planes dieſer Anlagen mit voller Gewißheit in Gedanken herſtellen. O ſelbſt war einr bedeckte Säulenhalle, wie die früher beſchriebene bei B C D E. Zu ihr führte ein Porticus, der auf irgend eine Weiſe mit dem bei A Æ in Verbindung geſtanden haben muß. Von der erſten Treppe heraufkommend ging man alſo entweder gerade aus nach der Säulenhalle bei O oder wendete ſich rechts zur großen Treppe b und zu der Säulenhalle B C und durch dieſe zu den Paläſten der zweiten Terraſſe G Z M. Um zu O zu gelangen, brauchte man keine Treppe zu ſteigen, weil der Boden nicht ſtieg. O liegt nun aber grade dem großen Palaſte L gegenüber und bildete zu ihm gewiß eine ebenſolche Durchgangshalle, wie wir ſie ſchon für die Paläſte der zweiten Terraſſe kennen. Dieſe Anordnung zeigt keine vollſtändige Symmetrie, aber einen richtigen Sinn für die Anpaſſung der natürlichen Bodenbeſchaffenheit an die beabſichtigten Anlagen. Eben die kleinen Unebenheiten des Bodens verteugen ſich am beſten mit der Trennung des Ganzen in einzelne Palaſtanlagen; die Vereinigung aller Bauten in einer großen zuſammenhängenden Fronte würde beiweitem nicht den Reichthum und die Mannichfaltigkeit gewährt baben. Doch iſt die Symmrtrie beobachtet worden, daß beide Säulenhallen gegen Norden den Gebäuden, zu denen ſie gehörtrn, vorlagen; obwol nicht in gleicher Breitrnparallele, lagen ſie doch mit ihren ſüdlicheren Paläſten in parallelen Meridianen.

Das Gebäude L iſt das größte von allen, deren Umriſſe uns noch erkennbar ſind. Wir könnrn uns jedoch über dieſes kürzrr faſſrn, da ſich bei ihm vieles Bekannte wiederholt. Es iſt ein großes Viereck, jede Seite hat 210 Fuß; die Mauern ſind 10½ Fuß dick und, wie alles hier, aus Marmor. An jeder Seite ſind zwei Thüren, die bei w w und x x 13 Fuß hoch und dopprlt ſo breit, als die anderen bei a a und b b, y und z. Die Thürpfoſten der kleineren ſind aus einem Stücke. Die Hauptfaçade war gegen Norden und voe ihr ſtanden einſt Thierkoloſſe, von denen nur die Pirdeſtale vorhanden ſind, 18 Fuß lang, 5 hoch (bei c c); es waren wieder die Thiere mit einem Horne, Einhörner oder Stiere[87]). Dieſer Porticus muß mit der Säulenhalle bei O in Verbindung geſtanden haben.

Das ganze Gebäude bildete nur einen einzigen großen Saal und iſt bedeckt gewrſen. Auch hier waren die inneren Wände reich mit Sculpturen geſchmückt, namentlich die Nord- und Südwand. An den Wänden waren Niſchen, etwa um Blumenvaſen aufzunehmen. An den großen Thürpfoſten w w ſtellt das Relief den thronendrn König vor, auf bekannte Weiſe, vor ihm ſteht, was wie zwei Rauchgefäße ausſieht[88]). Der Fliegenwedelträger hinter dem Könige iſt kein Weib, ſondern die weibiſche Tracht bezeichnet den Eunuchen; das Tuch in ſeiner Linken diente dem Könige wahrſcheinlich zum Schweißabtrocknen. Hinter ihm ſteht aber hier der Waffenträger des Königs, deſſen Bogen auf der Schulter und deſſen Dolch in der Hand tragend, ſeinen eigenen im Güetel. Hinter dieſem ein Speerträger. Unter dem Throne erſcheinen in vier Reihen, von beiden Seiten der Mitte das Geſicht zuwendend, 40 Leibwachen mit drn zwei früher erwähnten Unterſchieden[89]). Vor dem Könige erſcheint ein Geſandter, die Hand vor dem Munde, als ob er ſeinen Athem verhindern wollte, den König zu verunreinigen, ſo erfoderte es perſiſche Sitte; hinter ihm ſteht ein Eunuch, ein Gefäß in der Hand. Die Rauchgefäße könnten darauf gedeutet wrrden, daß auch die Luft zwiſchen dem Könige und den Feemden mit Wohlgerüchen erfüllt und gereinigt werden mußte. Da es allgemeine Sitte des Morgenlandes iſt, daß man nicht vor den Herrſcher treten darf, ohne durch ein Geſchenk ſeine Huldigung zu bezeigen, ſo erwaetet man hinter dem Geſandten am natürlichſten einen Träger von Geſchenken; das Grfäß, welches der Eunuch trägt, weiſt jedoch eher auf Räuchereien hin. Über dem Könige ſchwebt das Geſieder einer nicht ſichtbaren Geſtalt, welches aus Strahlen zuſammengeknüpſt ſcheint; es ſindet ſich hier zwei Mal über einander; in der gegenüberſtehenden Darſtellung aber noch ein drittes Mal und trägt dann den Ferver des Königs. Zu beiden Seiten ſtehen einander zugekehrt je deei Thiere, die ſich ebenfalls bei dem zweiten Geſieder wiederholen, in drr dritten Reihe aber neben dem Ferver nicht da ſind. Dieſe Reihen ſind geſchieden durch Roſen, die ebenfalls die ganze Daeſtellung einfaſſen. Die Roſe iſt bekanntlich eine beſonders von den Perſern geſchätzte Blume und muß es auch ſchon im Alterthume geweſen ſein; ob ſie zugleich eine allegoriſche Bedeutung hier habe, weiß ich nicht zu beſtimmen. In einer ähnlichen Verlegenheit befinde ich mich in Beziehung auf die Thiere über dem Könige; man kann ſie nach den Zeichnungen für Hunde, Stiere oder Löwen halten. Heeren nimmt ſie für die erſtern und brzieht ſie auf die Heilighaltung des Hundes in der Lehre des Zoroaſter; es war der wachſame Hüter gegen böſe Feinde[90]). Die beiden andern Thiere würden hier dieſelben Bezie-

85) Niebuhr S. 124. 86) Derſ. S. 148.

87) Niebuhr S. 148. *Porter* I. p. 664. 88) Niebuhr tab. XXX. *Chardin* tab. LXIII. *Porter* pl. 49 sq. 89) Chardin hat fünf Reihen und 50. 90) Hiſtoriſche Werke. X. S. 261.

Digitized by Google

hungen haben, wie in andern Darſtellungen, in denen ſie erſcheinen.

Schon Niebuhr hat in dieſer ganzen Darſtellung eine Audienz erkannt, und wir finden nichts, was dieſer Anſicht irgend widerſpricht.

Gegenüber bei x x kehrt dieſe Sculptur des thronenden Königs wieder mit dem einzigen Unterſchiede, daß hier die Träger des Thrones nicht Leibwachen ſind, ſondern Männer in verſchiedener Tracht[91]), in drei Reihen, oben vier, dann fünf und fünf. Sie tragen mit emporgehobenen Armen den Thron. Hier erſcheint Niemand vor dem Könige, hinter ihm nur der Fliegenwedelträger.

Niebuhr[92]) hat in den 14 verſchiedenen Geſtalten ſchon verſchiedene Völker erkannt; die letzte Geſtalt hat krauſe Haare und dicke Lippen; es iſt nach Niebuhr ein Äthiope aus Afrika. Der Ferver endlich erhebt die Rechte, wie betend, und hält in der Linken einen Ring, das Symbol der Herrſchaft. So erſcheint auch dieſer Ring auf den Sculpturen der Saſſaniden, wo die zwei um die Herrſchaft der Welt ringenden Kämpfer ſich einen Ring zu entreißen ſtreben.

Es erſcheint alſo der König hier in ſeinem großen Audienzſaale, wo er die Geſandten der Völker empfing; er iſt dargeſtellt auf ſeinem Throne[93]), welcher ruht auf der Kraft und Menge ſeiner Völker, der zugleich vertheidigt wird von der Tapferkeit ſeiner perſiſchen Speerträger und Bogenſchützen. Es erſcheint der König aber zugleich als frommer Verehrer ſeiner Götter und namentlich auch unter dem Schutze ſeines Fervers.

Die hier erwähnte Darſtellung wiederholt ſich zweimal an jeder Thüre, alſo vier Mal an derſelben Wand; es heißt zwar, daß alle vier ganz gleich ſeien; ich wage jedoch zu behaupten, daß eine genauere Unterſuchung in den Trachten der Völker Unterſchiede finden würde; warum, werde ich nachher ſagen.

Bei den zwei Thüren der beiden anderen Wände finden ſich (bei y. z. a. a. b. b.) Darſtellungen der Kämpfe mit den vier Thieren, auf die ich ſogleich zurückkomme. In den Thüren auf den Pfoſten ſelbſt ſtehen überall zwei Speerträger. An der Südſeite des Gebäudes finden ſich wieder zwei Keilinſchriften, jede in den drei gewöhnlichen Schriftarten; nur die eine iſt in allen drei Alphabeten copirt, die wichtigere nur in einem[94]).

Es ſcheint hier am paſſendſten, zuerſt dieſe Inſchriften zu beſprechen, und dasjenige über ſie im Allgemeinen zu bemerken, was in dieſe Darſtellung etwa gehören mag. Das paläographiſche Element muß natürlich von dieſer Skizze ausgeſchloſſen bleiben.

Alle Keilinſchriften in Perſepolis ſind entweder noch, oder waren einſt, oder ſind beſtimmt geweſen, in dreifacher Schrift und dreifacher Sprache eingehauen zu werden. Die Schärfe und Zierlichkeit, womit dieſes geſchehen, iſt von allen Reiſenden bewundert worden, und wenn die Schwärze des Marmors ſie jetzt öfters undeutlich macht, ſo iſt zu bedenken, daß ſie einſt alle mit Gold eingelegt waren. Ich berufe mich dabei auf Chardin's ausdrückliches Zeugniß[95]), daß wo nicht alle, doch wenigſtens einige (und wenn ſo, die Namen und vielleicht auch die Titel des Königs) vergoldet waren. Wir werden nachher ſehen, daß auch die Sculpturen einſt ähnlichen Schmuck hatten. Die einzelnen Buchſtaben ſind meiſt zollgroß.

Welchen Ländern die drei Sprachen und Alphabete angehören, ſcheint mir kaum zweifelhaft. Man hat zwar geglaubt, daß eine der Arten, die zweite, Mediſch ſei[96]). Dieſem muß ich widerſprechen und zwar aus zwei Gründen. Erſtens iſt es gegen die ausdrücklichen Zeugniſſe des Alterthums, daß die Meder und Perſer ſich weſentlich in der Sprache unterſchieden; es ſcheint daraus wahrſcheinlich, daß ſich beide Völker auch derſelben Schrift bedient haben werden[97]). Zweitens waren die Perſer ein erſt ſpäter wie zur Macht, ſo auch zur Cultur gelangtes Volk, früher ein einfaches Bergvolk, dem die Schrift wol ganz fremd war. Als ſie plötzlich zu großer Macht gelangten, nahmen ſie die meiſten (um nicht zu ſagen alle) Staatseinrichtungen der Meder an, ihrer nächſten Vorgänger in der Herrſchaft. Wahrſcheinlich auch die Schrift. Denn die Meder hatten auch in Ekbatana und ſonſt große Bauten aufgeführt, an denen ſie auch Inſchriften werden angebracht haben und die Schrift war gewiß eine Keilſchrift. Es iſt natürlicher anzunehmen, daß die Perſer dieſe Schrift von ihren Vorgängern mit ſo vielen anderen Dingen annahmen, als einem ungebildeten Volke eine eigene Schriftbildung zuzuſchreiben. Denn war die mediſche Schrift von der altperſiſchen Schrift verſchieden, muß dieſe, welche jetzt nur auf altperſiſchen Denkmalen vorkommt, eine neue Anwendung der Keile zur Bezeichnung von Lauten geweſen ſein. Da auch das Inſtitut der Mager von den Medern zu den Perſern überging, iſt die Annahme, daß mit ihnen zugleich ihre Schrift eingeführt wurde, kaum zu vermeiden.

Die erſte Gattung perſepolitaniſcher Schrift, die wir allein bis jetzt mit einiger Sicherheit leſen können, iſt eine rein alphabetiſche, und wenn es die jüngſte Stufe der Schriftausbildung iſt, für Conſonanten und Vocale eigene ſelbſtändige Zeichen zu haben, ſo iſt dieſe erſte und einfachſte zugleich die jüngſte Anpaſſung des Keilſyſtems zur Lautbezeichnung. Was in ihr geſchrieben iſt, darf jetzt für Altperſiſch ausgegeben werden. Dieſe Sprache war auch den Medern verſtändlich und es iſt kein Grund anzunehmen, daß die Perſerkönige für dieſes Volk ſollten die Inſchriften noch einmal haben einhauen laſſen.

91) Niebuhr tabl. XXX. *Chardin*, tabl. LXIV. *Porter*, pl. 50. 92) S. 147. 93) Niebuhr bemerkt ausdrücklich, daß der ſchreitende König hier gar nicht vorkomme. S. 148. Es iſt dieſer gewiß abſichtlich und bedeutet, daß der König ſtets regierte, ſtets auf dem Throne ſaß. 94) Niebuhr, S. 150. tabl. XXXI. H. I. K. L. *Porter*, 65 a und b. Meine altperſiſchen Keilinſchriften. S. 148. S. 156.

95) p. 321. Ebenſo waren die Keilinſchriften am See Van einſt mit gelber Farbe eingelegt. *Schulz*, Mémoir. p. 304. 96) So Rawlinſon, der viele ſchöne Forſchungen über dieſe Alphabete angeſtellt hat. Journal of the geographical Society X. p. 23. 97) Ich verweiſe wegen der Sprache auf d. Art. Perſiſch.

Digitized by Google

Die Meder erbten die Herrſchaft der Chaldäerkönige von Babylon; dieſe waren Nachfolger der Könige von Ninive und Aſſyrien. Beide Dynaſtien hatten ihre Hauptſtädte mit großen Bauten geſchmückt, in deren Ruinen noch Steine gefunden werden mit eigenthümlicher Keilſchrift. Durch die Anwendung der beiden Gattungen von Keilſchrift, die dieſen beiden Völkern zugehörten, auf ihren eigenen Denkmalen verkündigten die Achämeniden zugleich ihren Ruhm, die Nachfolger jener weitbeherrſchenden Könige zu ſein. Sie vereinigten, indem ſie ihre eigene urſprünglich mediſche Schrift voranſetzten, alle die drei monumentalen Alphabete, die in dieſen Ländern auf großen Denkmalen im Gebrauch geweſen waren, aber nur einzeln. Daß man nicht allen Völkern lesbare Inſchriften ſetzen wollte, iſt klar; waren ja doch den Phöniciern und Kleinaſiaten die Keilſchriften nicht geläufig. Daß der frühere Gebrauch einer monumentalen Schrift hier die Richtſchnur abgab, dafür ſpricht, daß auch die heilige Schrift der ſonſt ſo verhaßten Ägypter mit Keilſchriften zuſammengebraucht worden iſt auf dem Kambyſes-Monument bei Beirut und auf einem in Suſa[98]); doch nur als ſeltene Ausnahme. Die ſonſt ausſchließlich gebrauchten ſind eben nur die drei Alphabete der vielfach mit einander verkehrenden und kämpfenden großen Herrſchervölker Aſiens, der Babylonier, Aſſyrer und Meder; bei allen dreien galt die Keilſchrift gewiß zugleich als eine geheiligte[99]).

Dieſe blos hiſtoriſchen Betrachtungen mögen genügen, um wahrſcheinlich zu machen, daß wir in Perſepolis unter den altperſiſchen aſſyriſche, unter dieſen babyloniſche Inſchriften anzunehmen haben; paläographiſche Unterſuchungen der Alphabete und Denkmale werden, glaube ich, zu demſelben Ergebniſſe führen. Die Inſchrift H. bei Niebuhr, obwol weder vollſtändig erhalten, noch ganz mit Sicherheit erklärbar, gibt uns doch, dünkt mich, einen ſchätzbaren Fingerzeig. Ich ſetze zuerſt den wohl erhaltenen Theil her: **Auramazdes magnus; is maximus deorum, ipse Darium regem constituit, favore (?) suo regnum evexit. Ex voluntate Auramazdis Darius rex nobilis, Darius rex hujus terrae Persicae; hanc per me evexit Auramazdes. Haec .... ex voluntate Auramazdis**[1]). **Atque mei, Darii regis, hae (sunt) preces**[2]). **Precor devotus (?), genere nobilis Darius rex. A me, Auramazdes, cultum accipe semper cum diis patriis atque hanc terram, Auramazdes, tuere.**

Von hier an (Z. 16) bis zum Schluſſe, iſt die Inſchrift ſtark verſtümmelt, namentlich gegen das Ende (von Z. 20 an). Dieſes Letzte war aber gewiß nur die gewöhnliche Anrufung am Schluſſe der größeren Inſchriften; Ormuzd und die anderen Götter ſind darin zu erkennen. Die vier vorhergehenden Zeilen, obwol nicht unverletzt, laſſen einige Worte und einen Theil des Inhaltes erkennen, der für uns wichtig iſt. Ich muß mich hier kurz darüber faſſen.

Es werden ganz ſicher vier Dinge erwähnt, die fortgewünſcht werden; dieſes beweiſt die particula averruncandi *mâ*, vier Mal wiederholt[3]); die Dinge ſelbſt heißen: *âzmijâ*, *hinâ*, *dhusijârâ* und *darugâ*. Im vorhergehenden Satze ſcheint zu ſtehen, daß dieſe Dinge das Land heimſuchen, doch ſind nur drei erwähnt und ſtatt des erſten folgt auf das zweite ein unleſerlich gewordener Zuſatz. Vermuthungen wären hier zu gewagt. Ich halte mich nur an die vier Dinge, bei denen man ſogleich an die vier Thierkämpfe denken wird.

Von den vier Wörtern iſt eins ganz klar; *daruga* oder *druga* iſt das Zendwort drug', das Darudſch der Zendſchriften, der Name der böſen Geiſter im Dienſte des Ahriman[4]). Es folgt, daß auch die übrigen Wörter böſe Weſen bedeuten müſſen.

Wenn man bedenkt, daß Ahriman das erſte und das letzte der von Ormuzd erſchaffenen und beglückten Länder durch daſſelbe Übel zu Grunde gerichtet, durch den Winter[5]), daß unter den Devs oder böſen Geiſtern auch die „Nordwinde aus dem Norden“ vorkommen[6]), endlich, wenn man die Ähnlichkeit des Zendworts für Winter zjâ, dem aber in den verwandten Sprachen ein *m* noch angehört (Sanſkrit hima, hiems, χειμών) mit den â-zmijâ der Inſchrift hinzunimmt, ſo trage ich kein Bedenken anzunehmen, daß einer der erwähnten böſen Geiſter der Winter ſei.

Für die zwei übrigen Wörter weiß ich aber noch nichts einigermaßen Genügendes vorzutragen.

Iſt nun aber das erſte Wort, wie mir ſcheint, ſicher, das zweite mit Wahrſcheinlichkeit erklärt und die Beziehung der vier böſen Geiſter der Inſchrift auf die vier Thierkämpfe an den Thoren des Gebäudes L. und anderer deutlich, ſo haben wir einen werthvollen Fingerzeig, um zu einer richtigen Erklärung der Basreliefs zu gelangen.

In dieſen Kämpfen erſcheint der König ohne königlichen Schmuck, in einem loſen, aufgeſchürzten Gewande, mit einem einfachen Bande ums Haar und nackten Armen[7]); es iſt keine Kriegsrüſtung, eher wol ein leichter

98) *Porter*, II, 414. 99) Bei den Alten kommen die Benennungen aſſyriſche und chaldäiſche Schrift vor, als Bezeichnungen der Keilſchrift, die erſte bei Herodot. Die Geſchichtſchreiber Alexander's ſprechen von perſiſchen Buchſtaben. Sie unterſcheiden aber durchaus nicht die einzelnen Gattungen, und man kann daraus nur ableiten, daß ſie die Keilſchrift grade nur bei dieſen drei Völkern kannten.

1) Die Worte: hijâ, nibâ, uwaçpâ, umartijâ, verſtehe ich nicht. uwaçpa iſt altperſiſche Orthographie für Choaspes, wahrſcheinlich ſprach man huwaçpa. Dieſes bedeutet gutes Pferd. Ich ſuche in der Stelle eine Anſpielung auf das bekannte Pferdeorakel; ganz conjectural, obwol mir ſelbſt wahrſcheinlich iſt dieſe Übertragung: haec (terra) contigit per equum bene memorem ex voluntate Aur. Es wäre der Mühe werth, nachzuforſchen, ob kein Basrelief unter den Trümmern jene Geſchichte darſtellt. Herodot ſpricht (III, 88) von einer ſteinernen Säule mit einem Bilde des Pferdes, eines Reiters und einer Inſchrift. Bis auf die Nennung des Stallknechtes iſt der Inhalt der Herodot'ſchen Überſetzung in unſerer Stelle enthalten.

2) ânijanâ ſteht in demſelben Sinne. I, 20. 3) Eine ähnliche averruncatio kommt vor in I. gegen das Ende. 4) ſ. *Burnouf*, Yaçna I. p. 493. Ich verdanke dieſe Erklärung, ſowie die folgende, dem verſtorbenen Jacquet in Paris. 5) *Vendidad*, Farg. I. 6) *Jescht Ardibehakht* bei Kleuker II, 192. 7) *Porter* I. pl. 52. 53. 54. Niebuhr S. 147. tab.

Jagdanzug; er ergreift das Ungethüm mit der linken Hand beim Horne oder Ohre und rennt ihm einen gewaltigen Dolch in den Leib; er thut dieſes mit großer Seelenruhe und wie er nur eine einfache Waffe und ſeine nackten Arme gegen das Thier zur Vertheidigung hat, ſoll ſein Muth, ſeine Kraft und Zuverſicht gewiß durch dieſe Darſtellung hervorgehoben werden. Die Sculptur iſt bei dieſen Basreliefs im Techniſchen vielleicht am vollendetſten und die Zuſammenſetzung der Unholde aus verſchiedenen Thiertheilen iſt trotz aller phantaſtiſchen Bizarrerie doch gefällig und macht den Eindruck eines gewaltigen und böſen Weſens aus einem fremden, unheimlichen Gebiete der Schöpfung.

Man geräth in der That in einige Verlegenheit, wenn man angeben ſoll, aus welchen Theilen anderer Thiere die Ungethüme zuſammengeſetzt ſind; ſo wenig ſtimmen die Zeichnungen und Angaben der Reiſenden und die Auffaſſungen der Ausleger dieſer Figuren. Zwar über eine iſt kein Zwieſpalt; es iſt dieſes die Darſtellung, die von den drei übrigen abweicht[8]), wo der König einen jungen, oder wenigſtens kleiner vorgeſtellten Löwen im linken Arme an die Bruſt feſthaltend, den Dolch in der Rechten geſenkt hält, während er ins Freie hinausſchaut und auch der Löwe ſich umwendend gleichſam einem Ankommenden oder Zurufenden entgegenſieht. Der König ſcheint aber des Löwen ſchonen zu wollen.

Von den übrigen Thieren hat das eine (der ſogenannte Greif) den Kopf und an den Füßen die Klauen des Adlers, iſt auch beflügelt, hat aber ſonſt den Leib eines vierfüßigen Thieres, wahrſcheinlich eines Löwen. Das zweite einen Wolfskopf mit aufgeſperrtem Rachen, Leib und Füße des Löwen, den Oberleib aber befiedert, dazu einen nackten Knochenſchweif und am Kopfe ein Horn. Das dritte Thier wäre nach Niebuhr das Einhorn, doch da er auch das vorhergehende Thier ein geflügeltes Einhorn nennt, wendet er offenbar dieſe nichtsſagende Benennung zu häufig an; es iſt nach der Abbildung bei Chardin wol ein wilder Eſel, hat wiederum ein Horn an der Stirn, ein Halsband um den Hals, die Hufe eines Pferdes oder eines Stiers und iſt nicht beflügelt; ſein langer Schweif endigt in einen Haarbüſchel.

Die Deutung dieſer Thiere iſt ſehr verſchieden geweſen; Chardin erinnerte an die Wunderthiere der Propheten[9]) und denkt, die Thiere bedeuteten beſiegte Reiche; ſo hat auch Porter gedacht. Bloße Jagdſcenen darf man wegen der Wunderthiere nicht darin ſuchen. Heeren nimmt eine religiös-politiſche Deutung an; es ſeien die Thiere des Ahriman's, der Finſterniß, die böſe Schöpfung, gegen welche ſtets anzukämpfen Pflicht des Ormuzd-Dieners ſei[10]). Dieſer Deutung muß ich im Ganzen beiſtimmen; die Wunderthiere ſtellen phyſiſche und damit verwandte moraliſche Übel dar, welche jeder Diener des Ormuzd zu bekämpfen hat, der König aber zugleich als Oberhaupt ſeines Reichs, und für dieſes das Übel abwehrend. In dem Wolfe erkenne ich den Winter; denn der Wolf iſt ein Thier des Winters, grimmig wie dieſer, raubſüchtig und verwüſtend; die Devs gehen auch in Wolfsgeſtalt herum[11]). Die Claſſe der Devs, welche Darudſch heißen, wird durch eins der anderen Thiere bezeichnet ſein; doch wage ich hierüber keine Vermuthung.

In Beziehung auf den Löwen erinnere ich an die Darſtellung eines Siegels, auf dem Darius vorgeſtellt iſt mit einem auf ihn losgehenden Löwen kämpfend; er fährt auf ſeinem Wagen und hat ſchon den aufrechtſtehenden großen Löwen an der Stirn und an der Vordertatze verwundet; ein kleiner im Rücken angeſchoſſener flieht unter dem Wagen davon. Zu jeder Seite des Kämpfenden ſtehen Palmen als Zeichen des Friedens nach dem Siege. Daß hier der große Löwe Ahriman ſelbſt ſei, iſt dem gelehrten Herausgeber[12]) dieſer zierlichen Darſtellung nicht zu bezweifeln.

Dann gehört aber auch der kleine Löwe zur Brut Ahriman's, und dieſen kleinen Löwen dürfen wir an unſern Paläſten wiederfinden. Warum aber der König dieſen nicht verwundet? Darüber weiß ich aus den vorhandenen Angaben nichts zu ſagen. Auf jeden Fall iſt aber der Löwe als böſes Thier zu faſſen, und ihn in einen Hund zu verwandeln, den der König an ſeine Bruſt drückt, iſt reine Willkür.

Es erſcheint alſo hier der König als ſiegreicher Kämpfer im Dienſte der guten Geiſter gegen die Mächte der Finſterniß und des Übels.

Heeren legt ein großes Gewicht darauf, dieſe Wunderthiere, ſowie die koloſſalen Thürhüter, die uns zunächſt beſchäftigen müſſen, als diejenigen nachzuweiſen, welche Kteſias beſchreibt[13]) als einheimiſch im indiſchen Gebirge, alſo als indiſche Vorſtellungen. Doch muß er ſelbſt eingeſtehen, daß nur die Beſchreibung des Greifs bei Kteſias auf das erſte der beſchriebenen Wunderthiere paßt; bei dem zweiten und dritten, wie bei den noch zu erwähnenden, muß er zugeben, daß nur Einzelnes zutrifft und ebenſo weſentliche Dinge abweichen. Doch behauptet er, es ſei nichts gewiſſer, als daß dieſe altperſiſche Thierſymbolik baktriſch-indiſchen Urſprungs ſei; dieſe Wunderthiere ſeien gedacht als auf dem hohen Gebirge zu Hauſe, welches Indien und Baktrien von Innerasien, vom chineſiſchen Turkeſtan und der Wüſte Kobi ſcheide.

Daß die Wunderthiere, welche Kteſias beſchreibt, wirklich in der indiſchen Vorſtellung lebten, bin ich nicht geſonnen zu leugnen, da ich vielmehr glaube, dieſe, wie die fabelhaften Völker indiſcher Abkunft bei Kteſias, in indiſchen Dichtungen nachweiſen zu können[14]). Ihre gewöhnlichſte Heimath iſt das Land nördlich von Kaſchmir, das Hochland an den Quellſtrömen des Indus. Soweit kann ich mit dem berühmten Gelehrten Hand in Hand gehen.

XXV. d. e. *Le Brun*, Nr. 129. p. 245. *Chardin*, tab. LXV. p. 301.

8) Niebuhr XXV, c. *Le Brun* Nr. 145. 9) p. 301. 10) Hiſteriſche Werke. X. S. 243.

11) Zendaveſta von Kleuker. II. 192. 12) Grotefend, Beiträge zur Erläuterung der babyloniſchen Keilſchrift. 1840. S. 5. 56. 13) l. c. p. 209. 210. 239. 14) Einiges darüber ſchon in der Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes. II. S. 40. 65.

Weiter aber auch nicht; aus zwei Gründen. Erſtens beſchränkt ſich die Ähnlichkeit der perſiſchen Wunderthiere mit den indiſchen, nehmen wir etwa den Greif aus, auf die ganz allgemeine, daß nicht wirkliche Thiere auf wunderbare Weiſe aus Theilen verſchiedener wirklicher zuſammengeſetzt wurden. Zwar haben die Perſer jene indiſchen Wunderthiere wol gekannt, da Kteſias ſie in Perſien kennen lernte; ſie konnten ſie abee ebenſo gut von ihren weſtlichen Nachbaren, den Babyloniern und Aſſyrern, nehmen, von denen auch ihr Schriftſyſtem entlehnt war, und hier iſt die Erinnerung an Daniel's Wunderthiere ſehr paſſend, weil der Prophet beweiſt, daß in Babylon ſolche Wunderthiere bekannt waren; babyloniſche Teppiche ſtellten ſolche dar, in der babyloniſchen Kosmogonie kamen ſchon allegoriſche Wunderthiere vor, und unter den wenigen Denkmalen bildender Kunſt von Babylon und Ninive erſcheinen auch wunderbare Thiergeſtalten. Dann haben zweitens die indiſchen Wunderthiere keine moraliſch-allegoriſche Bedeutung, es ſind Schöpſungen der unermüdet thätigen Phantaſie; die Inder gaben wol ihren Göttern einzelne Thierſymbole, es werden wirkliche Thiere den Göttern als ſymboliſche Bezeichnungen beigegeben, aber eine Symbolik ethiſch-religiöſer Bedeutung durch Wunderthiere kennen wir in Indien nicht. Die Perſer der alten Zeit ſtellten ihre Götter gae nicht bildlich dar und kleideten nur ihre Vorſtellungen von phyſikaliſchen und moraliſchen Kräften, vorzüglich von den böſen, in die Geſtalt wunderbarer Thiere. Der gute Genius des Königs erſcheint ſtets in rein menſchlicher Bildung.

Ich glaube daher ſowol dem inneren Charakter der altperſiſchen Wunderthiere, als dem hiſtoriſchen Zuſammenhange der Culturgeſchichte der aſiatiſchen Völker ihr Recht widerfahren zu laſſen, wenn ich jene Thiere als, vielleicht eigenthümlich umgewandelte, allegoriſche Bezeichnungen babyloniſcher Vorſtellungsweiſe hinſtelle.

Doch es iſt Zeit, die koloſſalen Thiergeſtalten zu betrachten, welche an der erſten Terraſſe ſchon und ſonſt öfters, als Wächter der Thore uns entgegentreten. Es iſt zuerſt das ſogenannte Einhorn nach Niebuhr's Benennung, die wir ſchon deshalb bedenklich ſanden, weil verſchiedene Wunderthiere mit einem Horne begabt ſind. Porter's genaue Unterſuchung beſtimmte es als einen Stier; es iſt auf jeden Fall ein Wunderſtier, da es nur ein Horn hat [15]); Heeren beſteht darauf, es ſei die Geſtalt dem Pferde, oder dem wilden Eſel oder endlich auch dem Nashorne nachgebildet. Das zweite Rieſenthier hat dieſelbe ſtarke Stiergeſtalt, hat aber kräftig emporgehobene Flügel, eine Tiara auf dem Kopfe, daher wahrſcheinlich einſt ein menſchliches Geſicht, von dem noch der Bart übrig iſt [16]). Es iſt mit dem gröſten Fleiße gearbeitet, namentlich die Federn der Flügel und die Haaee des zierlich geordneten Bartes mit bewundernswerther Genauigkeit. Es hatte alſo königlichen Schmuck. Heeren glaubt in ihm den von Kteſias beſchriebenen Martichoras, d. h. Menſchenfreſſer, zu erkennen; doch auch hier zeigt ſich das Hinkende dieſer Beziehungen; denn eine genaue Betrachtung der Abbildungen verräth keine andere Ähnlichkeit mit Kteſias' Beſchreibung, als das Menſchengeſicht. Kteſias' Martichoras hat Löwenfüße, unſer Rieſenthier aber Stierhufe, und ſchon die Benennung Menſchenfreſſer muß bedenklich machen bei einem Thiere, welches offenbae als Hüter der königlichen Paläſte daſteht. Wir wollen es lieber mit anderen die perſiſche Sphinx nennen.

In Ermangelung der Inſchriften, die uns auch wol bei dieſen Thieren einen belehrenden Wink geben würden, wollen wir die Erklärung dieſer Thiere aus ihren Attributen ſuchen. Durch das Diadem und den nach Art des Königs ſelbſt geſchmückten Bart ſtellt ſich die Sphinx als königliches Thier dar; es iſt nun aber der Stier in der Zoroaſtriſchen Lehre das Oberhaupt der reinen Thiere; daher die Sphinx den Körper des Stieres erhielt; das Menſchengeſicht gibt ihr aber den Verſtand der Menſchen, und die Flügel ſtellen die Möglichkeit der ſchnellen Bewegung dar. Ich ſehe daher in dieſem Thiere ein Symbol der heiligen Gewalt des Königthums, der Herrſchaft, und zwar eines guten Königthums, weil es durch den Stier, durch das Thier des Ormuzd bezeichnet wird; die Weisheit der Regierung und ihre weithin wirkende Gewalt ſind durch das Menſchengeſicht und durch die Flügel bezeichnet [17]). Das Ganze war alſo ein Symbol des guten, weiſen, weitreichenden Herrſcherthums.

Das erſte Thier, den einhörnigen Stier, hat man als Bild der Schnelligkeit und Stärke gefaßt, vorzüglich wol, weil Kteſias' Einhorn ſo ſchnell geweſen ſein ſoll; denn der Stier, den wir annehmen müſſen, ſteht kräftig, wie im Gehen begriffen, von Schnelligkeit iſt kein Symbol da, noch wird der Stier als ſchnell gelten können, das Horn zeigt aber auf einen nicht gewöhnlichen Stier hin. Erwägen wir nun, daß der Stier im Zendaveſta gilt als das erſte Thier der Schöpfung, von dem alles Lebende ausgeht, alſo als Symbol der Fruchtbarkeit und des Hervorbringens; es iſt das Thier, welches die Erde willig für den Menſchen bearbeitet und dafür mit einer Silberglocke am Halſe geſchmückt wird [18]). Im Gegenſatze zu ſeinem Nachbar iſt dieſes Rieſenthier aber ohne königlichen Schmuck, es iſt alſo wol eben ein Symbol der vom Könige beherrſchten, der Unterthanen, aber der willig für den König arbeitenden, der thätigen und der Vieles erzeugenden.

Wenn dieſe Deutungen richtig ſind, ſo ſtänden als Wächter der groſſen Paläſte allegoriſch die beiden Grundpfeiler eines mächtigen Regiments da, das mit Weisheit und Kraft herrſchende Königthum und eine gehorſame, vieles durch ſeine Thätigkeit hervorbringende Unterthanenſchaft. Dieſe Symbole faſſen zuſammen, was ſpäter in einzelnen Bildern auseinandergelegt wird; der König thro-

15) *Porter* pl. 31. 35. Niebuhr XX, a. *Le Brun* Nr. 122. Ich glaube, daß der Wunſch Kteſias' Einhorn oder wilden Eſel wiederzufinden, Heeren's Urtheil beſtochen hat. 16) *Porter* pl. 32. 33. Niebuhr XX, b.

17) Dieſe Deutung erweitert nur die von Heeren (S. 218); da er den Stier nicht anerkennt, fehlt bei ihm natürlich die Beziehung auf das Oberhaupt der reinen Schöpfung. Blos als ſolches wollte es Rhode erklären. Siehe die heilige Sage des Zendvolkes. S. 219. 18) Zendaveſta II, 363.

nend, oder ſeinen verſchiedenen Geſchäften nachgehend; die Unterthanen, theils den König und ſeine Burg bewachend, theils die Früchte ihrer Länder und ihres Fleißes ihm bringend.

Kürzer können wir die Vorſtellung behandeln, in welcher derſelbe Stier von einem Löwen angegriffen wird, auch eine der vortrefflichſten Sculpturen dieſer Burgen [19]). Wir müſſen vor allem die Thiere hier nicht im andern Sinne nehmen, als wir ſie einzeln uns oben gedeutet haben [20]). Es muß uns der angreifende Löwe wieder der böſe Geiſt ſein, Ahriman, der hinterrücks heranſpringt und vertilgen will, er greift aber den Stier an, die Unterthanen des Reichs, will die eine Stütze der Macht des Königs vernichten. Der Stier dreht ſich aber muthig um zur Vertheidigung und iſt keineswegs geneigt, ſich überwältigen zu laſſen; es ſind die Völker des Perſerreichs entſchloſſen, in dem ſtets fortgehenden Weltkampfe der guten und böſen Geiſter tapfer auf der Seite des Ormuzd zu ſtreiten. Dieſes Bild ſteht aber gewiß nicht ohne Abſicht in der tiefſten Ecke der Treppenfaçade; draußen, wo der König nicht ſelbſt iſt, in den finſtern Winkeln, lauert der böſe Ahriman; die Ergänzung dieſes Bildes iſt in den Kämpfen des Königs mit den dämoniſchen Thieren zu ſuchen; nur der König, der tapfere und weiſe Streiter, vermag die Ungeſtalten zu überwinden. Mit dieſer Bedeutung hängt nun deutlich zuſammen, daß in der Inſchrift neben dem Löwenkampfe Ormuzd angerufen wird, auch die Herrſchaft, das Reich zu ſchützen.

Ich empfehle den Kundigen dieſe Deutungen zur Prüfung; ſie ſcheinen mir zuerſt den Bildern ihre richtige Beziehung wie zu einander, ſo auch zu den Gebäuden, welche ſie ſchmücken, zu geben.

Kürzer kann ich mich über die zweite Inſchrift des Gebäudes L faſſen, welches wir beinahe ganz aus den Augen verloren haben. Der größere verſtändliche Theil lautet:

Posui Darius, rex magnus, rex regum, rex regionum harum multarum, Vistaspis filius, Achaemenius, genere nobilis. Darius (ego) rex ex voluntate Auramazdis, hae terrae (sunt), eas posui (exhibendas curavi) debellator (?) [21]). Semper isti Persae vectigalium immunes, hae adorationem Igni, mihi tributa attulere: Susa, Media, Babylon, Arabia, Assyria, Gordyene [22]), Armenia, Cappadocia, Sparda [23]), Iones tum terrestres, tum maritimi [24]); porro terrae hae: Parutes [25]), Asagarta (Sagartii), Parthi, Zarangia, Arii, Bactria, Sogdia, Chorazmia, Sattagydia, Arachosia, India, Gandaritis, Sacae, Maca [26]).

Der Reſt der Inſchrift (Z. 19—24) iſt zum Theil verſtümmelt und mir noch unklar; da er hier nicht von Wichtigkeit iſt, laſſe ich ihn bei Seite; er enthält jedenfalls ein Gebet, um die Perſer von gewiſſen Übeln zu befreien.

Die Völkertafel bezieht ſich nun ganz gewiß auf die entſprechenden Sculpturen; ſie iſt in zwei Theile getheilt und zählt zuerſt zehn Völker weſtlich von der großen perſiſchen Wüſte auf, dann 14 öſtlich davon. Es iſt nun gewiß nicht zufällig, daß die den Thron tragenden Völker der Sculptur auch grade 14 an der Zahl ſind; die zweite Abtheilung der Inſchrift bezieht ſich auf ſie und wir haben ein Mittel, da die Reihenfolge dieſelbe ſein wird, jeder Figur ihren Namen zu beſtimmen. Dieſes hier im Einzelnen zu thun, kann meine Abſicht nicht ſein, nur über das letzte Volk ſei eine Bemerkung erlaubt. An dem unterſten und hinterſten Volke erkannte Niebuhr [27]) ſchon Äthiopiſche Negerbildung, dicke Lippen und krauſe Haare. Er, wie Heeren ſahen darin Afrikaner. Doch wie kommen dieſe unter die oſtaſiatiſchen Völker? Auch hier hilft uns der treffliche Herodot; es ſind ſeine Äthiopen aus Aſien [28]). Und auf dieſes Volk führt auch wol der Name; denn ihr Vaterland war Gedroſien, nach Indien hin und dieſes Land heißt in der einheimiſchen Geographie Makran; das Maka der Inſchrift wird ebendaſſelbe bedeuten [29]).

Die zehn (oder 11, wenn die Griechen zweimal abgebildet waren) Völker der erſten Hälfte des Verzeichniſſes müſſen in dem gegenüberſtehenden Basrelief abgebildet geweſen ſein; dieſes haben die Reiſenden entweder übergangen, oder es iſt zerſtört.

Um nun zu ſchließen: Dieſer große und königliche Bau ſtammt ſchon vom erſten Darius her; die Vortrefflichkeit, in welcher hier perſiſche Baukunſt und Sculptur hervortreten, während die Perſer noch unter Kyros ein rohes Bergvolk waren, wäre unerklärlich ohne die Annahme, daß er ſich dazu auswärtiger Künſtler bediente.

Wir haben nun die Gebäude der zweiten Terraſſe betrachtet; dieſe waren alle für öffentliche Handlungen des Königs beſtimmt; es fehlen nur die Gebäude zu ſeinem und ſeiner nächſten Umgebung, der Frauen und des Harems, Privatgebrauche; dieſe lagen nach orientali-

19) *Porter* pl. 35. Niebuhr tab. XXIII. *Chardin* tab. LVIII. 20) Nach Heeren (S. 229) ſoll das Bild bedeuten: „der Gewalt des Perſerreichs kann nichts widerſtehen.“ Er läßt den Löwen das Einhorn zerreißen, alſo das Thier, welches eben vorher als Wächter erſchien. Ein Symbol übler Vorbedeutung für die Erbauer dieſer Paläſte. 21) Vielleicht invictus. 22) Nach Rawlinſon und der Inſchrift am Grabe des Xerxes Ägypten, was wahrſcheinlicher, nämlich Mudrâjâ, d. h. Mizraim, mit d für z auf perſiſche Weiſe. Eine kleine Änderung erlaubt Midrâjâ zu leſen. 23) Ich halte dieſes für den perſiſchen Namen der lydiſchen Satrapie nach der Hauptſtadt Sardes ſo benannt; hieß dieſe lydiſch Svarda, mußte perſiſch Sparda daraus werden; die Griechen mußten das v weglaſſen.

24) Auch dieſe Erklärung gehört Rawlinſon; *uskahjâ* vom zendiſchen *huska*, siccus, neuperſiſch *khuosk*, das trockene Land; dann *darajahjâ* von darajah, das neuere darja, Fluß, Meer, im Zend *zarajangh*, ganz wie *dest*, perſiſch Hand, im Zend *zasta*. Alſo Kleinaſiatiſche und Inſelgriechen. 25) d. h. Bergland, eine der Paratacenen der ältern, des Kohiſtan der neuern perſiſchen Geographie. Man ſehe die Art. Paryetae und Paraetacene. 26) Ich hielt dieſes Land früher für das der ſkythiſchen Maci; eine andere Erklärung wird ſogleich im Texte gegeben werden. 27) II, 147. Heeren X, 237. 28) III, 97. VII, 70. Nur gibt er ihnen ſchlichte Haare, nicht krauſe. Sie waren wie die Inder gerüſtet, doch etwas verſchieden. Dieſes zeigt ihre Lage. Wegen der Haare wäre eine genaue Unterſuchung der Originale wünſchenswerth. 29) Auch dieſe Bemerkung rührt von Rawlinſon her.

Digitized by Google

ſchem Gebrauche im innerſten Theile der Burg, am entfernteſten von dem Haupteingange; das heißt hier auf der dritten, von Natur höchſten Terraſſe. Die Gebäude ſind die mit H und I bezeichneten; das noch übrige Gebäude K lag in der Senkung zwiſchen den Terraſſen und dem Gräberberge und am allerniedrigſten; es iſt daher auch am meiſten mit Schutt überweht [30]). I liegt am allerhöchſten und zwar 50 Fuß über dem Horizonte.

Von H iſt wenig mehr übrig; eine Treppe führte bei q hinauf; die Mauer q r iſt ebenfalls mit Sculpturen und Inſchriften geſchmückt, aber zugleich ſehr mit Erde bedeckt [31]). Die Inſchrift auf der Fronte oder Nordmauer hat Rich abgeſchrieben [32]). Sie gehört Artaxerxes II. und zählt nach dem gewöhnlichen Lobe des Ormuzd das Geſchlecht der Achämeniden auf bis auf Arſames, den Großvater des Darius I. In dem Schlußgebete wird außer dem Ormuzd auch Mithra um Schutz angerufen, das erſte und bis jetzt einzige Mal, daß neben dem höchſten guten Gotte ein anderer erſcheint [33]).

Es geht aus der Inſchrift nicht hervor, ob das ganze Gebäude von Artaxerxes II. herrühre oder nur die Verzierung der äußeren Wand, an welcher die Inſchrift ſteht. Das Letztere ſcheint mir das Wahrſcheinlichere.

H iſt durch einen ſchmalen Gang von I getrennt (r s): dieſes Gebäude hatte ebenfalls ſeine Hauptfronte gegen Norden, wo große Treppenanlagen waren (bei N N), kleinere ſind gegen Süden bei s und t. Wahrſcheinlich führten Wege von den Colonnaden zu dieſem Gebäude an der Oſt- und Weſtſeite des Gebäudes Z. In den Trümmern des Gebäudes I. iſt das Geſtein am verwittertſten, daher hielten es Niebuhr und Porter für das älteſte von allen; dieſes beſtätigen aber nicht die Inſchriften; es mag als das höchſte eher am meiſten den Stürmen und dem Regen ausgeſetzt geweſen ſein. Die ſüdliche Grundmauer des Gebäudes und der Fußboden ſind aus dem lebendigen Felſen durch ſenkrechte Abtragung und wagerechte Abplattung gebildet worden. Was davon übrig iſt [34]), zeigt dieſelbe Bauart, wie bei den übrigen Paläſten; Thürpfoſten, Säulen, Fenſter, Thüren und Ausſchmückung durch Basreliefs ſtimmen überein; wir wollen uns hier nur auf die eigenthümlichen beſchränken.

Es war ein Wohngebäude, was ſchon daraus hervorgeht, daß es in größere und kleinere Zimmer getheilt war; dieſe liefen um eine Säulenhalle von 36 Säulen herum, die einſt bedeckt war. Das größte Zimmer war der tägliche Speiſeſaal; drei Eunuchen ſind abgebildet, Schüſſeln mit Speiſen und einen Weinſchlauch hinauftragend [35]). Das benachbarte H wird das Harem geweſen ſein.

Die Inſchriften ſind folgende. Über der Figur des gehenden Königs dieſe kurze (G. bei Niebuhr): Xerxes, rex magnus, rex regum, Darii regis filius, Achaemenius. In dieſen inneren Gemächern, wo er einfacher erſchien, ſind auch die Titel einfacher. Eine andere Inſchrift hat Rich (tabl. XVI — XVIII) hinzugefügt; ſie wiederholt ſich an den Pfeilern der nordweſtlichen Ecke des Gebäudes; ſie iſt ebenfalls von Xerxes und enthält nach der gewöhnlichen Einleitung und den Titeln folgenden Schluß: hanc adorationem feci. Me qui feci, Auramazdes, tuere semper cum diis, tum hoc regnum, tum hoc opus.

Es ſcheint alſo das ganze Gebäude von Xerxes errichtet worden zu ſein.

Zuletzt eine Bemerkung über das Gebäude K. Es war kleiner, als die übrigen und hatte nur zwei Abtheilungen; nur einzelne Fenſter und Thüren ſind noch erhalten [36]). Am Eingange erſcheint der König gehend mit ſeinen zwei Begleitern, im Innern aber thronend; beide Male ſchwebt der Ferver über ihm; Leibwachen erſcheinen hier aber nicht. In der Mitte des Gebäudes finden ſich vier Pfeiler, zwiſchen denen nach Porter's Vermuthung [37]), der Platz war, wo das heilige Feuer unterhalten wurde; ein Altar. In der That deutet die Abweſenheit der Wachen auf einen heiligen, ſtillen Ort; ein ſo großartiger Königsſitz entbehrte gewiß nicht eines Heiligthums, und dieſes darf hier geſucht werden. Inſchriften ſind hier noch keine gefunden worden.

Es lagen alſo in dieſer hinterſten Reihe und am entfernteſten von dem großen Eingange diejenigen Gebäude, welche der Stille des Privatlebens beſtimmt waren: das Harem, der tägliche Speiſeſaal, das Heiligthum; die beiden erſten zugleich am höchſten und die übrigen Gebäude beherrſchend. Der Plan der ganzen Anlage, wie ſie ſich jetzt herausſtellt, iſt ein ſo angemeſſener, daß wir dadurch zugleich von der Richtigkeit unſerer Auffaſſung überzeugt werden. Es muß dieſer Plan ſchon bei dem Anfange der Anlage gefaßt worden ſein, ſo zuſammenhangend iſt er im Ganzen.

So zahlreich auch die einzelnen Gebäude ſind, die wir noch nachweiſen können, ſo reichen ſie doch nicht für den ganzen Bedarf der üppigen Hofhaltung aus, die wir bei den Achämeniden annehmen müſſen. Was wir noch vermiſſen, ſind aber nicht ſowol Wohnungen für den König und Einrichtungen für die Beſorgung der Reichsgeſchäfte, als Wohnungen für die Perſonen, welche nicht bleibend am Hofe waren oder nicht in der unmittelbaren Nähe der Perſon des Königs ſtets verweilen mußten. Es lebten die nächſten Verwandten des Königs oft an ſeinem Hofe und für die Vornehmen des Reichs, wenn ſie in Geſchäften an die hohe Pforte kamen, waren gewiß Wohnungen zur Aufnahme bereit. Diodor ſpricht ja ausdrücklich von ſolchen Herbergen. Ob dieſe innerhalb der Burg ſelbſt und wo vorhanden waren, iſt nicht mehr klar, wenigſtens aus den vorliegenden Berichten. Für die zahlreiche, untere Dienerſchaft, für die Leibwachen und andere geringere Perſonen des Hofes läßt ſich wol mit großer Wahrſcheinlichkeit behaupten, daß ihre Wohnungen außerhalb der inneren Burg und der Terraſſen waren, zwiſchen den äußeren Mauern. Zur perſiſchen Hofhaltung gehörten noth-

30) Niebuhr S. 124. 31) Derſ. S. 142. 32) tab. XXIII. 33) Ich erlaube mir auf die ausführliche Behandlung dieſer Inſchrift in der Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes, 3. Bd. 3. Heft zu verweiſen. 34) Niebuhr tab. XXVIII. 35) *Porter* I. pl. 47. Niebuhr S. 143.

36) Niebuhr S. 146. 37) I. p. 660.

Digitized by Google

wendig eine Menge von Pferden, und eine Hauptbeluſtigung der perſiſchen Großen war die Jagd, zu welcher ſie die großen indiſchen Jagdhunde vorzogen. Man würde alſo, wenn dieſes mehr als ein leeres Spiel wäre, leicht die Räume innerhalb der äußeren Mauern mit Bauten aller Art ausfüllen können.

Über den großen Raum, der nach dieſer Auseinanderſetzung leer zu bleiben ſcheint, vorzüglich zwiſchen den Gebäuden und dem Berge in Oſten, läßt ſich aber mit ziemlicher Sicherheit eine Vermuthung aufſtellen. Ein Haupttheil des perſiſchen Luxus war der Beſitz großer Gärten, ſogenannter Paradieſe. Ich verweiſe auf die bekannte Schrift eines älteren Gelehrten für die Belege [38]), daß die Achämeniden in ihrem ganzen Reiche ſolche Anlagen hatten, daß ſie in dieſen ſelbſt ſich der Pflege der Bäume und Pflanzen annahmen, darin gern ihre Mußeſtunden zubrachten. Es waren die Paradieſe aber zweierlei Art; theils große Parken, große Gehege, worin Wild gehegt und Jagden abgehalten wurden; theils kleinere Baum- und Obſtgärten, und von dieſer Art waren gewiß auch Anlagen in Perſepolis, namentlich in dem oben bezeichneten Raume. Kyros' Grab lag in einem ſchönen Garten, und grade durch die obige Annahme erhalten die Gräber im Berge Rachmed zugleich ihre Gärten.

Ein anderer Theil dieſer großartigen Anlagen, und auf den offenbar großer Fleiß verwendet worden war, liegt noch ſehr im Dunkeln und iſt in der That ſchwer im Zuſammenhange aufzuklären; ich meine die Waſſerleitungen. Es hat vorzüglich Chardin ſich vielfach mit den hier vorhandenen, unterirdiſchen Gängen beſchäftigt [39]); die ganze Anlage iſt gleichſam von Canälen untergraben, die ſich nach allen Richtungen hin erſtrecken, und nicht der am wenigſten Staunen erregende Theil derſelben iſt, wenn man überlegt, daß dieſe Waſſerleitungen im harten Felſen ausgegraben und oft ſo eng und niedrig ſind, daß man nicht hat ſtehend in ihnen arbeiten können. Sie müſſen theils zum Gebrauch und zur Abführung der Unreinlichkeit beſtimmt geweſen ſein, dann wol zum Schmuck, als Waſſer-Baſſins und Fontainen über der Erde, endlich auch zur Bewäſſerung der Gärten. Die Perſer waren ſchon im Alterthum (und dieſes hängt mit Vorſchriften ihrer Religion zuſammen) tüchtige Waſſerbaumeiſter zur Befruchtung der Felder und Gärten. Dieſe Waſſerleitungen fangen unmittelbar am Berge an; bei Q iſt eine Waſſerciſterne im Felſen ausgehauen [40]); bei a auf der erſten Terraſſe, alſo am andern Ende ebenfalls eine; man kann ſie unter allen Gebäuden verfolgen. Der Verſuch einer Darſtellung im Einzelnen wäre noch nicht ausführbar und hier am wenigſten angebracht.

Endlich müſſen wir noch eine Frage aufwerfen. Wo waren die Schatzkammern, die nach vielen Zeugniſſen des Alterthums zur Burg der Perſerkönige gehörten? Es hat noch kein Reiſender ſie aufgefunden. Waren ſie über der Erde, durften ihre Trümmer kaum fehlen; wahrſcheinlich waren auch ſie in dem feſten Geſtein ausgehöhlt.

38) *Brisson* p. 107 sq. 39) p. 303. Auch Niebuhr und Porter erwähnen ihrer an einzelnen Stellen. 40) Niebuhr S. 151.

Wir kommen jetzt zu dem Gräberberge.

Von den öſtlichſten Säulen der zweiten Terraſſe liegt dieſer in einer Entfernung von etwa 230 Schritt [41]); das eine Grab liegt grade öſtlich vom Gebäude L; das zweite 400 Schritt ſüdlicher, beide grade in der Mitte der Bergwand, gleich entfernt von der Spitze, wie vom Fuße, 300 Fuß über dem Boden. Fangen wir mit dem erſten Grabe an. Die äußere Bergwand iſt hier ſenkrecht zu einer Façade geebnet, von etwa 130 Fuß Höhe und genau 72 Fuß Breite [42]); herum iſt der Fels in ſeiner urſprünglichen Rauheit gelaſſen. Wo der Fels nicht genug hervorſprang, hat man künſtlich ausgefüllt; dieſe Ausfüllungsſteine ſind zum Theil heruntergefallen; vor der Façade liegen Stufen oder Terraſſen, zu hoch, um zu Treppen zu dienen; ihr Gebrauch iſt nicht klar [43]).

Unten an dieſer Façade ſind Säulen ausgehauen, die acht Zoll aus der Bergwand hervorſpringen, während die Wand zu beiden Seiten der zwei äußerſten ſechs Fuß Breite hat; in dieſer Seitenfläche ſtehen ſechs Doryphoren, auf jeder Seite, in drei Reihen über einander, jede zu zwei. Der Säulen ſind vier, zwiſchen den zwei mittleren iſt eine ſchmale Thüre abgebildet, drei Zoll tiefer eingegraben, als der Rahmen, der mit Roſen geſchmückt iſt; ſie iſt nur blind, denn ein Eingang war hier nie. Die Säulen haben auch ihr Capital aus Doppelſtieren mit dem Horne, zwiſchen den beiden Thiernacken iſt in Stein ein viereckiger Balkenkopf ausgehauen, wie er ſonſt aus Holz geweſen ſein muß. Auf dieſen Säulen ruht ein einfaches Gebälk mit hervorſpringendem Kranzleiſten; dieſer iſt allein geſchmückt, nämlich mit einer Reihe von zwölf Hunden, von denen ſechs auf jeder Seite nach der Mitte ſich hinwenden. Auf dieſem Gebälk ruht weiter die eigentliche Darſtellung, auf die es uns hier ankommt [44]). Dieſe hat die Geſtalt eines reich verzierten Sarkophags, oder richtiger wol eines Katafalks. Dieſer iſt auf den Seiten geſtützt durch Säulen, welche ganz aus einem vierfüßigen Wunderthiere gebildet ſind. Die hinteren Füße, welche Klauen haben, ſtemmen ſich auf ein Poſtament, während der Leib in einen kurzen, runden Schaft zuſammengerollt keine Theile eines Thieres zeigt, und nur die Mitte der Säule bildet. Von da an tritt das Thier wieder hervor, vom Vordertheile an, als Capital. Es iſt ruhend dargeſtellt mit hervorgeſtreckter Tatze; der Hals iſt beſchuppt oder vielleicht beſiedert; der Kopf iſt der des Stiers mit einem aufwärts gekrümmten Horne, mit aufgerichtetem Ohre und die Zähne zeigend. Die uns zugekehrte Seite des Katafalks zeigt uns ferner zwei Reihen männlicher Figuren, mit emporgeſtreckten Armen die obere Platte tragend, nach Chardin 14 in jeder Reihe, oder in der zweiten Grabfaçade zwölf oben, zehn unten.

41) Nach Niebuhr's Grundriß. Chardin (p. 305) ſagt 600, was wol übertrieben. Auf jeden Fall ſind Diodor's vier Plethra eher zu wenig, als zu viel. 42) Chardin (p. 306, tab. LIII) gibt eine gute Anſicht. 43) Niebuhr S. 150. *Chardin* p. 306. 44) *Chardin* tab. LXVIII. Doch will ich nicht dafür ſtehen, daß die Thiere wirklich Hunde ſind. Vielleicht nach der Abbildung eher Löwen. Die angeführte Abbildung nebſt LXVII ebendaſelbſt ſind die einzigen von den Gräbern in dieſem Berge.

Digitized by Google

Es ſind jedoch, der Tracht nach zu urtheilen, nicht verſchiedene Völker, ſondern Perſer. Auf jeder Seite des einen Katafalks ſtehen zwei Speerträger, auf dem anderen ergreift ein Mann auf jeder Seite das Poſtament der Seitenſäule, wie klagend, und der Rahmen, welcher den Katafalk einfaßt, zeigt Speerträger, auf jeder Seite ſechs. Der Katafalk war mit einem koſtbaren Teppiche bedeckt, von dem die Frangen über den Rand herunterhangen; auch der Sarkophag des Kyros war mit babyloniſchen Teppichen behängt [45]. Auf dem Katafalke ſteht rechts ein Altar mit loderndem Feuer, ihm gegenüber der König, dem Feuer zugewendet, oder umgekehrt der König rechts, der Altar links; der König trägt hier eine einfache, ſchmuckloſe Kleidung, keine Tiara mehr; denn er regiert nicht mehr; in der Linken hält er ſeinen Bogen, der nun keine Senne mehr hat; die Rechte iſt zum Beten erhoben. In der Mitte ſchwebt oben der Ferver, auf ſeinem Flügelpaare; der allein ſichtbare Oberleib iſt rein menſchlich gebildet, wie der König gekleidet, und hat dieſelbe flache Mütze; die rechte Hand iſt betend erhoben, in der Linken zeigt ſich wieder der Ring der Weltherrſchaft. Er iſt einmal dem Feuer, in der zweiten Darſtellung dem Könige zugewendet. Über dem Altare ſchwebt eine Kugel [46]).

Es iſt klar, daß hier der verſtorbene König vorgeſtellt iſt; es fehlt jetzt der königliche Schmuck, auch die königliche Begleitung des Sonnenſchirms und des Fliegenwedels. Nach der Lehre der Mager iſt das Leben ein ſteter Kampf, der Gute muß im Dienſte der guten Geiſter kämpfen; die heimiſche Waffe der Perſer war aber der Bogen; der König hat jetzt ſeinen Lebenskampf ausgekämpft, ſein Bogen hat keine Senne mehr. Er denkt jetzt nur an ſein Loos im zukünftigen Leben; der Ferver, der ihn im Tode wie im Leben begleitet, betet mit ihm und ſie richten ihr Gebet an die beiden höchſten Gottheiten nach Ormuzd, an die Sonne und an das Feuer, welches im Zendaveſta der Sohn des Ormuzd heißt [47]). Daß hier ein König vor uns ſtehe, zeigen auch die Träger der Katafalks; die Perſer, die während ſeiner Regierung ihm die Hauptſtütze ſeiner Macht waren, bewahren ihm auch nach dem Tode ihre Treue. Über die Ruhe des Grabes wachen die Speerträger; auf dieſe Bewachung wären auch die Hunde zu deuten, wenn ſie wirklich da ſind. Als Wächter ließe ſich auch das Wunderthier nehmen, es hat offenbar eine drohende Stellung; doch hatte es gewiß auch in ſeiner Zuſammenſetzung genauere Beziehungen im einzelnen auf die hier vorgeſtellte Scene, welche zu beſtimmen ich aber nicht unternehme.

Da das ewige Feuer bei dem Tode eines Königs ausgelöſcht wurde [48]), hier aber noch brennt, ſo muß die dargeſtellte Scene wol das nach ſeinem Tode an ſeinem Grabe für ihn beſonders angezündete Feuer bezeichnen; denn der König iſt offenbar ſchon geſtorben, nicht im Sterben begriffen.

Daß die perſiſchen Könige begraben wurden, iſt durch die Geſchichte bezeugt; wir kennen ſchon Diodor's Zeugniß, und Heeren hat aus Kteſias nachgewieſen, welche Achämeniden bis zu deſſen Zeit in Perſepolis begraben worden waren [49]); dem letzten Darius ließ noch Alexander dort ein Grabmal errichten; im Ganzen ſechs; Kyros hatte das ſeinige bekanntlich in Paſargadä. Das Zoroaſtriſche Geſetz ſtellt nun aber die Leichname der Verſtorbenen an einſamen Stellen aus, den wilden Thieren zur Beute. Ich will hier nicht unterſuchen, ob im früheren Alterthume die Perſer etwa ihre Todten begruben und erſt nach Einführung des Mager-Geſetzes das Ausſtellen der Todten annahmen; zu Herodot's Zeit war die perſiſche Sitte dieſe, die Leichname von einem Vogel oder Hunde zerreißen zu laſſen und dann zu begraben [50]). Wir dürfen annehmen, daß auch bei den Königen, obwol vielleicht in gemilderter Form, dieſer Ritus beobachtet wurde. Kyros' Begräbniß weicht aber darin von den ſpätern ab, daß er ſein Grab in einem Haine über der Erde hatte, während die Leichname der ſpäteren Könige in tiefen, dunkeln Kammern der Erde der Verweſung überliefert wurden, entfernt von der Nähe der Lebenden, und wenn in Perſepolis die Gräber am Berge Rachmed nicht ſehr weit von den Wohnungen der Lebenden ſind, ſo iſt dieſes wieder eine Abweichung von der älteren Sitte; die älteſten Könige waren in Nakſch-i-Ruſtam, in der einſamen Bergſchlucht, beigeſetzt, nicht, wie bis jetzt geglaubt worden, am Berge Rachmed.

Wir haben im Ganzen Kenntniß von ſieben Achämeniden-Gräbern, womit wir freilich nicht für die ganze Dynaſtie ausreichen, auch wenn wir Artaxerxes III. abrechnen, der nicht in Perſepolis begraben wurde; außer ihm und Kyros müſſen noch zwei anderswo begraben geweſen ſein. Bei den Gräbern im Rachmed-Berge finden ſich keine Inſchriften, und wir können ihnen nicht einzeln ihre früheren Beſitzer mit Sicherheit anweiſen; das Folgende wird aber zeigen, daß hier die ſpäteren Könige beigeſetzt waren.

Aus der angeführten Stelle des Diodor, wie aus einer nachher mitzutheilenden des Kteſias, wiſſen wir, daß die Todtenkammern geſchloſſen waren oder richtiger keine gangbaren und ſich zeigenden Zugänge hatten; denn was Diodor ſchreibt, ſie hätten keine durch Kunſt gemachten Zugänge, iſt gedankenloſe Schreiberei, da hier keine natürlichen Öffnungen ſind und alles durch Kunſt gemacht iſt; nur waren die Öffnungen nicht gemacht, um einen Zutritt zuzulaſſen und wurden nach dem Begräbniſſe verſchloſſen. Aus Kteſias [51]) lernen wir, daß Darius I. ſchon bei Lebzeiten ſich ſein Grab hatte machen

45) *Arrian* VI, 29. 46) Le Brun ſpricht auch von einem Monde auf einer dieſer Darſtellungen (p. 277), doch ſcheint dieſes ein Irrthum. 47) Daß bei den Perſern ein Todtencultus ſtattfand, wenigſtens für die Könige, geht aus *Arrian* VI, 29 hervor, in Paſargadä angeſiedelte Mager hatten die Verpflichtung dafür zu ſorgen und waren von Darius von Ekbatana dahin verpflanzt. *Plin.* VI, 29. Der Cultus war vorzugsweiſe an das Feuer, welches die Mager überall begleitete, gerichtet; dann an die Sonne; denn das Pferd, welches jeden Monat am Kyrosgrabe zu opfern war, iſt ein Sonnenopfer. *Brisson* p. 339.

48) *Brisson* p. 351. 49) a. a. O. S. 256. 50) I, 140. cf. III, 16. 51) *Pers.* c. 15.

laſſen; ſeine Ältern, die es ſehen wollten, ließen ſich an Stricken emporziehen, welche zerriſſen, ſodaß die Ältern kläglich umkamen. Dieſe Nachricht und dieſe Stelle des Diodor beweiſen, daß die Särge in die Höhe durch Winden an Stricken gezogen wurden, um in die Todtenkammern eingelaſſen zu werden; nachher müſſen die Öffnungen ſehr ſorgfältig verſchloſſen worden ſein; denn trotz vielfacher Nachforſchungen iſt es keinem Reiſenden gelungen, zu entdecken, wie die Särge hineingebracht worden. Wahrſcheinlich von der Seite, vielleicht von Oben; nur Porter glaubt eine ſolche ehemalige Thüre an der Seite entdeckt zu haben [52]).

Öffnungen ſind jetzt zwar da, doch ſind dieſe anerkannt ſpätern Urſprungs und mit roher Gewalt gemacht, um die Gräber zu plündern. Wir haben dadurch Unterſuchungen über das Innere erhalten, und wiſſen, daß hinter den Façaden Todtenkammern ſind, das heißt Höhlen mit Niſchen [53]), in den Felſen ausgehauen; auch Särge ſind noch da, die geöffnet und geplündert, daher leer ſind, außer an faulem Regenwaſſer, die Deckel liegen zur Seite und der Marmor, woraus ſie gemacht, iſt verſchieden von dem ſchwarzen des Felſens und der Paläſte; ſie müſſen ſchon deshalb von Außen hineingebracht worden ſein. Wir werden nachher ſehen, daß mehr als ein Sarg in jeder Kammer war; es wird wenigſtens wol die Königin neben ihrem Gemahle geruht haben.

Wegen der unzugänglichen Lage der Gräber, namentlich des erſten, ſind ihre Façaden weniger von der Barbarei der ſpätern Beſitzer des Landes, vorzüglich der Muhammedaner, heimgeſucht worden. Daher gibt die Façade des beſchriebenen Grabes uns das beſte Mittel, über den Grad der Vollendung der perſiſchen Sculptur zu urtheilen; ſie erſcheint hier in einem ihrer ſchönſten, vortrefflichſten und wohlerhaltenſten Werke.

Die übrigen Gräber ſind alle in derſelben Weiſe, wie das erſte, und zeigen nur unbedeutende Unterſchiede, die uns zum Theil noch unbekannt ſind. Südlich von Q iſt am Rachmed-Berge ein zweites, wovon Chardin allein eine Zeichnung gegeben hat [54]); dieſes hat mehr durch die Zeit gelitten. Ein drittes liegt eine Viertelſtunde weiter nach Süden [55]), iſt jedoch nie fertig geworden; daher die nicht unwahrſcheinliche Vermuthung Ritter's, es ſei das des letzten Darius, dem Alexander ein väterliches Grab beſtimmt hatte [56]); die Zeit nach Alexander's Tode war ſehr unruhig, die Nachfolger ſeiner Macht hatten ſo ganz andere Angelegenheiten am Herzen, als ein Denkmal für den letzten Sprößling der geſtürzten Achämeniden-Dynaſtie zu errichten, daß das Grab des Darius Codomannus kaum hat fertig werden können, es würden dazu mehre Jahre gehört haben.

Dieſe Gräber bilden aber nur einen Theil und ihre Anzahl wird ergänzt durch diejenigen in Nakſch-i-Ruſtam; wenn man auch nicht annehmen darf, daß die Stadt Perſepolis ſich bis dahin ausgedehnt habe, ſo gehören dieſe letztern Gräber doch gewiß mit zu dem urſprünglichen Plane der Anlagen von Perſepolis, zumal wenn es ſich zeigt, daß grade die älteſten Gräber dort waren. Es war alſo in Nakſch-i-Ruſtam der älteſte königliche Kirchhof der Achämeniden.

Nakſch-i-Ruſtam. Auch die hieſigen vier Gräber ſtimmen bis auf Kleinigkeiten mit den drei früher erwähnten überein. Hier war der Fels von Natur beinahe ſenkrecht und die Façaden leichter zu machen [57]). Auch hier ſind die Thüren nur blind und die jetzigen Öffnungen ſpätere gewaltſame Durchbrüche, aber auch ſo ſind ſie nicht ohne Lebensgefahr zu erklettern. Das Innere iſt auch hier leer bis auf die ſteinernen Käſten, für welche die Niſchen in den Wänden dieſer Kammern wol urſprünglich beſtimmt waren. Die vier Façaden füllen eine Bergwand von etwa 200 Schritt Länge; dieſe iſt gegen Südoſten gerichtet, der aufgehenden Sonne gegenüber; auch dieſer Umſtand mag dieſen Ort haben vorziehen laſſen [58]). Der Marmor des Felſens iſt derſelbe wie der von Tſchilminâr, aber härter. Unten an der Erde ſind Sculpturen aus der Saſſaniden-Zeit, die uns hier nicht beſchäftigen dürfen [59]). Die Achämenidengräber liegen 60, 30 und 100 Schritt aus einander in ziemlich gleicher Höhe von der Erde, 60—70 Fuß [60]). Es iſt nur eins genauer unterſucht, das dritte von Süden; das zweite ſoll allein Keilinſchriften haben, dieſe aber von ſehr großer Ausdehnung [61]); ſie ſind noch nicht bekannt gemacht, aber jetzt von Rawlinſon abgeſchrieben; ſie gehören dem Xerxes, deſſen Grab alſo hier iſt. Wahrſcheinlich haben aber auch einige andere Inſchriften, die nur wegen der Unzugänglichkeit überſehen warden [62]). Wegen der Nähe des Grabes ſeines Sohnes ſuche ich hier das Grabmal des Darius, welches nach den Nachrichten der Alten eine Inſchrift hatte [63]); deren Inhalt, obwol nicht ganz genau wiedergegeben, doch zum Theil wol echt iſt; die Thatſache einer Inſchrift aber jedenfalls als ſicher zu betrachten. Es möchte wegen der Nachricht von einer Inſchrift am zweiten Grabe dieſes am meiſten Anſprüche haben, das des Darius zu ſein. Dazu kommt, daß Diodor den Berg Rachmed, wie wir geſehen, den königlichen nennt, Kteſias aber den, worin Darius begraben war, den doppelten [64]). Es iſt gar keine Nöthigung, den königlichen Berg des Diodor für den doppelten des Kteſias zu halten, noch weniger Kteſias' Ausdruck durch eine Conjectur zu ändern [65]), ſobald man annimmt, daß der Berg bei Nakſch-i-Ruſtam der doppelte hieß, und daß (was uns aus andern Gründen wahrſcheinlich wurde) Darius daſelbſt ſein Grab ſich erbauete. Es war eigent-

52) I. p. 523. Chardin hat ſich viele Mühe mit dieſer Unterſuchung gegeben. p. 812. Seine Vermuthung, die Särge ſeien von linken durch Kanäle hineingebracht, widerlegt die Enge der Kanäle und die Stelle des Kteſias. 53) *Le Brun* p. 159. *Chardin* p. 314. 54) tab. LXVIII. Vergl. Niebuhr S. 152. 55) Ebendaſ. 56) *Arrian.* III, 22. Ritter, Erdkunde. VIII, 930.

57) Niebuhr S. 155. Le Brun (p. 281) ſagt nur wenig. *Kaempfer*, Amoen. exot. p. 312 sq. 58) *Chardin* p. 337 und die Anſicht tab. LXXIV. 59) Darüber ſ. den Art. Persis. 60) *Porter* I. p. 615. pl. 17—25. 61) Ib. p. 524. 62) p. 353 ſpricht Chardin von einer Inſchrift von 15 Zeilen über dem zweiten. 63) *Strab.* XV. c. 3. 64) Pers. c. 15. *ἐν τῷ δισσῷ ὄρει.* 65) Mit Heeren (a. a. O. S. 257), er ſchlägt vor *ἀδύτῳ* für *δισσῷ*.

lich der zweite Gräberberg, der von Rachmed der erſte, wenn man von Perſepolis aus ſich orientirte; oder es hießen dieſe beiden Berge zuſammen der Doppelte und zu Kteſias' Zeit müſſen die Anlagen von Gräbern am Berge Rachmed ſchon begonnen haben, da Kambyſes, Darius I., Xerxes und Artaxerxes I. die vier Gräber in Nakſch-i-Ruſtam ſchon ausfüllen. Von Artaxerxes I. erfahren wir, daß auch ſeine Gemahlin mit ihm begraben wurde [66]); da in den unterſuchten Gräbern ſich mehre Särge vorfinden, geſchah dieſes wol allgemein und mehr als ein Achämenide hatte mehr als eine ebenbürtige Gemahlin.

Ich erwähne von dem allein beſchriebenen und abgebildeten dritten Grabe in Nakſch-i-Ruſtam nur dieſes, daß hier zur Seite des Grabmals mehre klagende Männer abgebildet ſind, in perſiſcher Kleidung.

Ich habe ſchon oben erwähnt, daß bei dem Grabe des Kyros bis auf Alexander's Zeit ein Todtencultus beobachtet wurde; daſſelbe müſſen wir von den übrigen annehmen. Aus der Beſchreibung des Grabes des Kyros ſehen wir zugleich, daß viele Koſtbarkeiten den Königen in ihren Gräbern beigegeben waren; dieſe Koſtbarkeiten waren aber verſchieden von den Schätzen, die ebenfalls bei den Grabmälern erwähnt werden. Andere Schätze wurden aufbewahrt an Orten, wo keine königlichen Begräbniſſe waren, in Suſa, Babylon, Ekbatana und ſonſt, zu den gewöhnlichen Bedürfniſſen der Regierung verwendbar [67]). Daneben wird von Schätzen der einzelnen Könige geſprochen, die an ihren Gräbern aufbewahrt blieben; ſo noch zu Alexander's Zeit der Schatz des alten Kyros an ſeinem Grabe [68]). Ja es ſcheint, daß jedem Könige der Schatz, den er bei ſeiner Regierung geſammelt, ihm nach ſeinem Tode verblieb, als Denkmal ſeiner Verwaltung, vielleicht auch aus Gründen, welche im Zuſammenhange mit Anſichten über das Loos der Seelen nach dem Tode ſtehen [69]); doch wird dieſes nur von Suſa bemerkt, und ich finde nicht, daß dieſe Schätze den Königen nach ihren Begräbniſſen folgten. Jedenfalls waren auch in Perſepolis ſehr große Schätze, ſie können aber in der Burg ſelbſt geweſen ſein [70]).

Wir müſſen alſo in der Nähe der Gräber wenigſtens für die Mager und für die Wachen noch Wohnungen annehmen; wir finden außerdem, daß die angeſehenſten und intimſten Hofbedienten des Königs ihm folgten und bei ſeinem Grabe bis zu ihrem eigenen Tode verblieben [71]). Alſo werden auch Wohnungen von einer gewiſſen Pracht bei den Grabmalen angenommen werden müſſen.

Von ſolchen Anlagen iſt bei der großen Zerſtörung um Nakſch-i-Ruſtam nichts mehr zu unterſcheiden, als ein einziges Gebäude und zwar ganz in der Nähe des erſten und ſüdlichſten Grabes [72]). Es iſt aus viereckigen, weißen Marmorſteinen aufgeführt, jede Seite 22 Fuß breit, 35 hoch, doch jetzt zum Theil mit Schutt bedeckt und einſt höher. Es iſt auf allen Seiten mit kleinen Niſchen geziert und nur nach Norden in halber Höhe von der Erde eine Öffnung, wie eine Pforte, ſechs Fuß hoch, fünf Fuß breit; im Innern iſt eine kleine Kammer, zwölf Fuß im Quadrat, 15 hoch, in welcher Spuren von Feuer vorkommen. Daher vermuthet wird, es ſei ein Ateſchkah oder Tempel zur Aufbewahrung des heiligen Feuers geweſen. Es iſt aber ein Gebäude aus jener ältern Zeit der Achämeniden.

Die übrigen Trümmer dieſer Nähe ſind zu unkennbar, um hier erwähnt zu werden.

Harem des Dſchemſchid. Am kürzeſten können wir uns über dieſe Überreſte faſſen. Es iſt hier über dem Ufer des Polwar unter dem Felſen eine Terraſſe ſichtbar, um welche noch viele zertrümmerte Bauſtücke liegen; eine einzige Säule (zu Niebuhr's Zeit noch zwei) ſteht aufrecht, 20 Fuß hoch, mit dem bekannten Capital von Doppelthieren [73]); von anderen liegen noch die Capitäle umher. Nach den umherliegenden Quadratſteinen zu urtheilen, muß einſt hier ein prächtiger Palaſt geweſen ſein; von Thürmen, die ihn umgaben, ſind noch die Grundmauern ſichtbar. Vielleicht war hier die Wohnung eines königlichen Verwandten mit einem Parke. Die Entfernung von Tſchilminâr beträgt 1¼ Meile, und wir ſind hier in nordöſtlicher Richtung zu dem äußerſten Punkte gekommen, der noch zu der unmittelbaren Nähe Perſepolis gerechnet werden kann. Doch iſt dieſe Ausdehnung keineswegs zu groß, wenn wir überlegen, daß gewiß auch viele der Großen bleibende Wohnungen um die Königsburg hatten, die durch parkähnliche Gärten weite Räume einnahmen. Nach den anderen Seiten hin, wo die offene Ebene vorlag, ſind die Grenzen der einſtigen Stadt aber gar nicht mehr mit Sicherheit anzugeben [74]).

Wir gehen jetzt über zu einigen allgemeinen Bemerkungen, womit wir dieſe Darſtellung beſchließen wollen.

Schlußbemerkungen. Zuerſt kann bei Perſepolis keine Frage darüber ſein, ob wir wirklich die Ruinen der einſtigen Hauptſtadt Perſiens vor uns haben oder nicht, der Augenſchein ſpricht dafür, ſowie alle Angaben; nichts dagegen.

Zweitens müſſen auch wir die Frage beantworten, was Perſepolis eigentlich war? denn es iſt bemerkt worden, daß Perſepolis zwar oft Metropole und Hauptſtadt des perſiſchen Reichs genannt wird [75]), doch aber nicht

66) *Ctesias*, Pers. c. 45. 67) *Brisson* p. 253 sq. 68) *Arrian*. III, 18. τὰ χρήματα, ἐν τοῖς Κύρου τοῦ πρώτου θησαυροῖς. 69) *Strab.* XV, 3. Ἐν γὰρ Σούσοις ἑκάστῳ τῶν βασιλέων ἐπὶ τῆς ἄκρας ἰδίᾳ πεποιῆσθαι οἴκησιν, καὶ θησαυροὺς, καὶ παραθέσεις, ὧν ἐπράττοντο φόρων, ὑπομνήματα τῆς οἰκονομίας. 70) *Strab.* XV, 3 von Perſepolis und Paſargadä: καὶ ἥ γε γάζα, καὶ οἱ θησαυροὶ, καὶ τὰ μνήματα ἐνταῦθα ἦν τοῖς Πέρσαις, ὡς ἐν τόποις ἐρυμνοτέροις, καὶ ἅμα προγονικοῖς. 71) Heeren a. a. O. S. 267.

72) Niebuhr S. 159. *Porter* I. p. 563. pl. 25. *Kaempfer*, Amoen. exot. p. 322. Nr. 14. 73) Niebuhr S. 154. *Porter* I. p. 515. 74) Bemerkungen darüber ſtehen bei *Porter* I, 575 und *Ouseley* II. p. 317. 412. Es iſt bekannt, daß, mit Ausnahme der Wohnungen der Großen, orientaliſche Städte meiſt ſchlecht gebaut ſind, und ſo verſchwinden mit der Blüthe der Stadt auch leicht die Spuren der kleinen Wohnungen mit den Bewohnern gänzlich. Die gegebene Ausdehnung Perſepolis wird man nicht zu groß finden, wenn man ſie mit der ſicher ermittelten Babylons vergleicht. 75) Die Stellen ſtehen bei *Brisson* p. 96.

Digitized by Google

wirklich als ſolche erſcheint, indem die Großkönige abwechſelnd nach den Jahreszeiten in Suſa, Babylon und Ekbatana reſidirten [76]). Wenn von dieſen Städten aber eine den Vorzug haben ſoll, ſo iſt es Suſa, und dieſes war ſchon unter Xerxes der eigentliche Mittelpunkt des großen Reichs geworden [77]). Dorthin gehen alle wichtigen Boten, dorthin führte der große königliche Weg aus den Weſtländern. Wie iſt nun Perſepolis zugleich Hauptſtadt? Es war die Heimath und Todtenreſidenz der Könige, antwortet einer unſerer ausgezeichnetſten Geſchichtsforſcher [78]). Doch wird Perſepolis gewiß mehr als nur dieſes geweſen ſein; es ſind da zwar Wohnungen für die todten Könige geweſen; doch nicht weniger für die lebenden und von einer Größe und Pracht, daß ſie nicht etwa blos für den Aufenthalt eines kleinen Theiles des Hofes gebaut ſein können, noch weniger nur für die, welche mit der Beſtattung der verſtorbenen Könige beauftragt waren. Wir haben einen entſprechenden Fall in der parthiſchen Geſchichte: in Sauloë waren die Gräber ihrer Könige [79]), doch hören wir nie, daß ſie dort wohnten. Ich glaube alſo, daß Perſepolis etwas mehr war, als Todtenreſidenz. Es war dieſes letztere, als Hauptſtadt des Heimathlandes, und weil Kambyſes ſchon, von dem die Anlagen in Perſepolis zuerſt ausgingen, dieſe ſehr glückliche Wahl getroffen hatte. Es war beſtimmt geweſen, auch wirkliche Haupt- und Reſidenzſtadt für das ganze Reich zu ſein; weil es aber zu weit ablag, von den weſtlichen Ländern, mit denen die Perſerkönige die wichtigſten Verhandlungen hatten, zogen ſie bald Suſa als Hauptreſidenz vor und auch in dieſem Falle erſcheint der erſte Darius als der Feſtſetzer der Ordnung für die Folgezeit; ihm wird die Anlage von Suſa zugeſchrieben [80]), und danach wird die Stelle des Strabon zu faſſen ſein, in welcher das oben angegebene Motiv der Verlegung des Königsſitzes richtig angegeben wird, aber Kyros als derjenige erſcheint, von dem ſie ausgegangen [81]). Die Stiftung von Suſa iſt aber als Einrichtung und Verſchönerung zur perſiſchen Reſidenz zu faſſen; denn die Sagen vom Memnonium beweiſen, daß dort früher die Reſidenz einheimiſcher Dynaſten war.

Da die meiſten Bauten in Perſepolis dem Darius und ſeinem Sohne angehören, ſo dürfen wir annehmen, daß dieſe beiden Könige noch öfters in Perſepolis anweſend waren, und die väterliche Reſidenz nicht vernachläſſigten; beide waren noch, vorzüglich der erſte, thätiger Natur und auf langen Kriegszügen abweſend; unter ihnen wird der regelmäßige Wechſel unter den drei anderen Reſidenzen wol noch nicht ſich feſtgeſetzt haben. Die folgenden Könige erſcheinen aber (bis auf den allerletzten) kaum mehr perſönlich bei den Kriegsunternehmungen des Reichs, ſie beſchränkten ſich auf die Genüſſe eines üppigen Serail-Lebens und unter ihnen wird in Perſepolis kaum viel mehr gebaut worden ſein, nur von Artaxerxes II. fand ſich davon keine Spur. Unter ihnen war alſo wol Perſepolis gar nicht mehr gewöhnliche Reſidenz, blieb aber dem Range nach ſtets die Hauptſtadt des Reichs, weil es im väterlichen Lande lag, und wegen ſeiner Heiligkeit als Ruheſitz der abgeſchiedenen Vorfahren. Es waren dort, ſagt Strabon in einer oben angeführten Stelle, die Denkmale der Perſer, und es lag in einer einſamen und vorväterlichen Gegend. Um ein neueres Beiſpiel anzuführen, es war wie Moskau im ruſſiſchen Reiche, nicht mehr Reſidenz, aber doch Hauptſtadt und Heiligthum des Reichs.

Es wird aber darum Perſepolis auch von den ſpäteren Königen nicht unbeſucht geblieben ſein; ja, wenn auch nicht nachgewieſen werden kann, daß beſtimmte Reichsfeſte oder Regierungshandlungen in Perſepolis gefeiert wurden, wie etwa Huldigungen, ſo mußte doch jeder Perſerkönig einmal während ſeiner Regierung nach Perſepolis kommen, weil er einmal nach Paſargadä mußte. Dort empfing er ſeine Weihe als König [82]) und konnte dorthin nur über Perſepolis kommen. Sollten aber auch nicht da auf den Regierungsantritt bezügliche Handlungen vorgenommen worden ſein, etwa eine Huldigung der Völker in dem großen Reichsſaale, wie ſie Darius dort empfangen hatte?

Was nun drittens die Lage des Ortes betrifft, ſo war, abgeſehen von der politiſch ungünſtigen Entfernung von den bewegtern Weſtgrenzen des Reichs, Perſepolis als Perſerhauptſtadt höchſt glücklich gelegen. Der ſchönſte Theil des väterlichen Landes lag ausgebreitet um die Burg herum, fruchtbare Ebenen, reiche Bewäſſerung, die geliebten Berge mit ihren Wäldern und Jagdrevieren in der Nähe. Dann gab der Ort ſelbſt ein vortreffliches Material, und es konnten hier die Achämeniden ganz anders dauerhaft bauen, als ihre Vorgänger in der Herrſchaft Aſiens, in Ninive und Babylon; der Fels ſelbſt gab die Bauſteine und die Bauten ruhten auf der Grundlage der ewigen Felſen. Man würde ganz den Sinn des altperſiſchen Geiſtes verkennen, wenn man überſehen wollte, daß ſie ihren Stolz darein ſetzten, daß das Feſteſte in der Natur, die Felſen, von ihren Thaten ſprechen ſollten. So ließ Darius die Bergwand von Biſitun in Basreliefs und Inſchriften ſeine Thaten erzählen, Xerxes die von Nakſch-i-Ruſtam, und die Bauten von Tſchilminâr ſind in demſelben ſtolzen Sinne entworfen. Die Achämeniden geboten, mit Ausnahme des entfernten innern Indiens und China's, über alle reichen und gebildeten Völker Aſiens, oft auch über Ägypten und dieſer großartigen Mittel nicht unwürdig ſind die Bauwerke, die in Perſepolis ausgeführt worden ſind. Von der Größe des Planes, nach welchem ein ganzer Berg zum Träger eines ganzen Vereins von Paläſten gemacht wurde, von der Feſtigkeit der Bauart können wir uns noch eine deutliche Vorſtellung machen; auch von der angemeſſenen Anordnung der einzelnen Theile dieſes Ganzen. Nach dem oben Geſagten wollen wir darauf nicht zurückkommen. Weniger deutlich wird man ſich jetzt noch die

76) *Brisson* p. 88. 77) *Herod.* VIII, 99. V, 49. 107 sq. 78) Heeren a. a. O. S. 291. 79) *Isidor.* Char. p. 7. 80) *Plin.* VI, 27. Vetus regia Persarum, Susa, a Dario, Hystaspis filio, condita. 81) XV, 3. *Οἱ γὰρ Πέρσαι κρατήσαντες Μήδων καὶ ὁ Κῦρος κτλ.*

82) *Plutarch.* Artax. c. 3.

Pracht der inneren Einrichtung und des Schmuckes, der bei dieſen Bauten verſchwendet war, vorſtellen können. Der neueſte Unterſucher der Ruinen, ſelbſt ein Architekt[83]), hat die Behauptung aufgeſtellt, daß ſich an den Basreliefs noch vielfache Spuren einer reichen Verzierung mit Farben, Gold und Edelſteinen zeigen; eine Ausſtattung, die uns vielleicht in barbariſche Überladung überzugehen ſcheinen mag, bei der aber die Perſer nur dem Beiſpiele in der Kunſt weit berühmter gewordenen Völker folgten. Von den Bildern des Königs haben ſchon frühere Berichterſtatter bemerkt, daß zu ſolchem Schmucke die Vorkehrungen noch ſichtbar ſind; die genauern Unterſuchungen hierüber ſind noch abzuwarten.

In Beziehung viertens auf den Styl der perſiſchen Architektur drängt ſich die Bemerkung auf, daß das Terraſſen-förmige in der Anordnung etwas Charakteriſtiſches ſei, bei den Perſern aber als eine Nachahmung erſcheine[84]). Die hängenden Gärten in Babylon ſind ein berühmtes Beiſpiel ſolchen Terraſſenbaues, und die Nachricht iſt bekannt, wonach die mediſche Königin des Nebukadnezar dadurch ihre Sehnſucht nach ihren heimathlichen Bergen zu ſtillen ſuchte. Auch die Burg von Ekbatana zeigte eine ſolche anſteigende Anordnung der Theile; wir haben ſchon oben darauf hingewieſen. Ein ähnlicher emporſtrebender Geiſt ſpricht ſich in den ſchlanken, zierlichen Säulen aus, und man erkennt mit Recht darin, ſowie in der Vorliebe für luftige Säulenhallen den Geiſt des kräftigen Bergvolks, das kühnen Strebens voll war und ein Freund ſeiner luftigen Berghöhen.

Der Bauſtyl der Grabmäler iſt ein eigenthümlicher und aus den religiöſen Vorſtellungen der Perſer abzuleiten; ob auch hier die Meder mit ihrem Beiſpiele vorangingen, iſt nicht mehr nachzuweiſen. Es trugen aber die Perſer dieſen Sepulcralſtyl über auf die von ihnen beherrſchten Länder, die zum Theil auch wol noch in vorperſiſcher Zeit ſchon ähnlichen Gebrauch hatten. Man hat ſchon früher an die Grabmäler in Telmeſſus erinnert[85]); neuere Abbildungen beſtätigen dieſe Verwandtſchaft[86]).

Was die Sculpturen betrifft, ſo zeigt eine ſorgfältigere Unterſuchung ſtets mehr die beinahe ängſtliche Sorgfalt, womit auch die kleinſten Einzelnheiten, Haare, Nägel u. ſ. w., ausgeführt ſind[87]). Nur eine lange Vorübung konnte eine ſolche Meiſterſchaft in der techniſchen Behandlung des harten Geſteins geben. Hierbei, aber auch ſchon bei der Vollendung des Mauerwerks, aus ſo gewaltigen Steinblöcken zuſammengeſetzt, drängt ſich die Bemerkung auf, daß die Perſer ſelbſt, vor Kurzem noch ein ungebildetes Hirten- und Jägervolk, und nachher dem Kriege, der Jagd, dem Landbau und den Genüſſen der Herrſchaft hingegeben, nicht ſelbſt die Baumeiſter und Bildhauer können geliefert haben, die in Perſepolis thätig waren. Hat man aber fremde Künſtler anzunehmen, ſo führt die oben angeführte Stelle Diodor's auf Ägypten, woher Kambyſes ſich Baukünſtler habe kommen laſſen.

Die Ägypter verſtanden vortrefflich, den Meißel zu gebrauchen und den Stein zu behandeln, und Kambyſes konnte keine beſſern Techniker finden. Der Styl ägyptiſcher Kunſt iſt aber ein ſo verſchiedener, daß den Künſtlern, wenn ſie Ägypter waren, vorgeſchrieben worden ſein muß, nach andern Muſtern zu arbeiten. Die Babylonier baueten in Ziegelſteinen und waren wol kaum geübt in der Technik, welche bei Perſepolis erfodert wurde. Man könnte eher an eine Theilnahme aſſyriſcher Künſtler denken; denn der Berg von Van zeigt noch Anlagen, namentlich von Treppen, die in feſten Felſen ausgehauen und mit Keilinſchriften bedeckt ſind; dieſe ſind ohne Zweifel älter als die perſiſche Herrſchaft, und wenn ſie auch nicht, wie die Sage will, der Semiramis angehören, können ſie nicht jünger ſein, als die babyloniſch-chaldäiſchen Könige. Doch ſind ſie ohne Sculpturen[88]). Auch die ſpärlichen Überreſte mediſcher Palaſt-Anlagen in Ekbatana und Gaza (Takht-i-Suleiman) geben keine Aufklärung. Ich wage alſo nur aus hiſtoriſchen Gründen den Satz feſtzuhalten, daß die Perſerkönige ſich nicht perſiſcher Hände bei ihren Bauten in Perſepolis bedienten, ohne entſcheiden zu wollen, woher der eigenthümliche Styl der Kunſt ſtamme, der in ihnen hervortritt. Ich beſtimme hiermit zugleich den Sinn, worin ich glaube, daß von altperſiſcher Kunſt die Rede ſein kann.

Dieſe Kunſt iſt nun aber nicht blos merkwürdig wegen der Vollendung ihrer äußern Technik oder als hiſtoriſche Berichterſtatterin über das Weſen und die Beſtrebungen des altperſiſchen Alterthums; auch als ſchöne Kunſt nimmt ſie eine hohe Stelle ein. Die maſſive und wie zur ewigen Dauer beſtimmte Kraft des Mauerwerks hat keine Spur von Plumpheit und durch die Verbindung mit den ſchlanken, ſchön verzierten Säulen muß das Ganze den Eindruck dauerhafter Tüchtigkeit und kräftig aufſtrebender, doch geregelter und zierlicher Leichtigkeit und Grazie gemacht haben. Trotz ihrer etwas phantaſtiſchen Capitäle kann man das Maß und die Schönheit der Säulen nicht genug loben. Am wenigſten möchten die Basreliefs alle Kunſtbedingungen erfüllen, wenn wir mehr als techniſche Vollendung verlangen. Es ſind nicht reich belebte, durch contraſtirende Leidenſchaften feſſelnde und einem gemeinſamen Mittelpunkte zugewendete Handlungen, die dargeſtellt ſind; der König ſchreitet ruhig einher oder ſitzt ruhig auf ſeinem Throne, die Leibwachen ſtehen unbeweglich da oder ſchreiten, wie die Geſandten mit ihrem Gefolge einförmig zum Empfange hinauf. An den Grabfaçaden und unter dem Königsthrone ſind die Träger auf eine Weiſe angeordnet, die zwar regelmäßig, aber in der Wirklichkeit unmöglich iſt. Die Sculptur ordnet die einzelnen Bilder nicht nach einem maleriſchen Grundſatze; ſie iſt hier ganz im Dienſte der Baukunſt, welcher ſie als Erklärerin untergeordnet iſt. Doch liegt jener Mangel an Bewegung nicht ſowol im Mangel an Fähigkeit,

83) Der bekannte Reiſende Texier, in einem Briefe im Journal des debats. 27. Jun. 1840. 84) Heeren a. a. O. S. 289. 85) Derſ. S. 267 nach *Choiseul-Gouffier*, Voyage pittoresque. I. p. 118. pl. LXVII. 86) *Fellows*, Asia minor. p. 226. 87) *Texier* l. c.

88) Man ſehe jetzt Mémoire sur le lac de Van et les environs, par *Fr. Ed. Schulz*, im Journ. Asiatique. III, 9. p. 257 sq.

Digitized by Google

etwas Lebendigeres darzuſtellen, als in den Gegenſtänden, die dargeſtellt werden ſollten. Der König durfte nur mit Ruhe, Ernſt und Würde erſcheinen; in ſeinen Paläſten durfte keine wilde Leidenſchaft ſich Luſt machen. Nackte Figuren darzuſtellen verbot der orientaliſche Begriff des Anſtandes. Wo dem Künſtler Gelegenheit geboten ward, bewegtere Scenen darzuſtellen, bleibt er hinter ſeiner Aufgabe nicht zurück. Die ſtolze und zuverſichtliche Ruhe, womit der König die wilden Ungethüme bewältigt, iſt abſichtlich berechnet und angemeſſen; wo der Löwe mit dem Stieee kämpft, iſt das Bild voll der kräftigſten Bewegung und von höchſt naturgemäßer Wahrheit. Als Ankömmlinge aus der unheimlichen Welt der Dämonen ſind nach meiner Meinung die ſymboliſchen Thiere ausgezeichnet und verleugnen in ihrer barocken Zuſammenſetzung doch nicht die Zierlichkeit, welche die Kunſt erfodert. Ob die perſiſche Kunſt ſich zur Bildung freiſtehendee Statuen erhoben hat, wiſſen wir nicht; Überreſte davon ſind keine vorhanden, und nur die Vordertheile der thürhütenden Rieſenthiere ſpringen ſoweit hervor, daß ſie über das hohe Relief hinausgehen.

Zum Schluſſe wollen wir fünftens kurz die Erklärer bezeichnen, die außer den Reiſebeſchreibern ſich ein bleibendes Verdienſt um das Verſtändniß dieſer Denkmale erworben haben. Es iſt hier var Allen Heeren zu nennen, von dem ich nur in einzelnen Dingen, nicht in der Erklärung des Ganzen glaubte abweichen zu müſſen. Hierbei will ich aber nicht überſehen, daß die hiſtoriſch allein richtige Auffaſſung, daß in Perſepolis Gebäude der Achämeniden ſind, ſchon von Le Brun aufgeſtellt iſt[89]). Chardin brachte die Meinung auf, es ſeien Tempel und die örtliche Überlieferung, welche in Perſepolis den Reichspalaſt des fabelhaften Dſchemſchid ſieht, wurde von Herder mit einer Lebhaftigkeit verfochten, die uns jetzt erſtaunen machen muß[90]). Für das Verſtändniß der Örtlichkeit hat Ritter mit freigebiger Hand aus ſeinem reichen Schatze von Kenntniſſen alle Angaben geſammelt dargelegt[91]). Was uns noch fehlt, ſind Ausgrabungen an Ort und Stelle, um noch Unbekanntes zu entdecken, Beſchreibung und Abbildung der nur oberflächlich angegebenen Denkmale, dann Sammlung aller Inſchriften mit genauer Angabe der Örter ihres Vorkommens, überhaupt ein ſyſtematiſches Studium nach gehörigee Vorbereitung. Damit, daß einer hinreiſt und beſieht und beſchreibt, was ſchon zwanzig geſehen und beſchrieben haben, werden wir niemals zum vollſtändigen Verſtändniß dieſer merkwürdigen Überreſte gelangen. (*Lassen.*)

PERSEPTOLIS (*Περσέπτολις*), m., der Sohn des Telemach, welchen dieſer entweder mit Polykaſte, Neſtor's Tochter[1]), zeugte, oder mit Nauſikaa, der Tochter des Alkinoos[2]). Diktys (VI, 6) nennt den Sohn des Telemach und der Nauſikaa Poliporthus; vgl. *Meziriac Ovid.* Her. I. p. 106. (*Krahner.*)

PERSER. Unter dieſer Überſchrift wird hier zuerſt die alte und neue Geſchichte des Volkes, dann die ältere und neuere Beſchreibung des Landes, mit dazu gehöriger Statiſtik, darauf die Sprache und zuletzt die Literatur behandelt. Die religiöſen Intereſſen ſind unter den Art. **Ahriman, Ormuzd, Parsen** ſchon zum Theil beſprochen und ſollen unter **Zend** noch ausführlicher beſprochen werden; durch einige Separataetikel, wie **Persische Baumwolle, Beeren, Birn, Erde, Kriege, Seide, Persischer Meerbusen, Persisches Huhn, Pferd, Rad** ꝛc., weeden die genannten hiſtoriſchen und ſtatiſtiſchen Hauptartikel vervollſtändigt; wegen **Persischer Kunst** genüge vorläufig eine Verweiſung auf die Artikel **Persepolis** und **Persische Münzen**; unter dem Art. **Kunst (Geschichte der)** wird ferner noch im Zuſammenhange darüber gehandelt.

A) Geſchichte des Volks.

Es gibt für uns kaum eines andern Volkes und eines andern Landes Geſchichte, die in ſo frühe Zeit zurückliefe, wie die Geſchichte des perſiſchen, und von dieſer an bis auf unſere Tage in ſo ununterbrochener, fortlaufender und im Ganzen genommen auch ſicher beglaubigter Kette ſich dahin zöge. Denn einen Zeitraum von faſt drittehalbtauſend Jahren umfaßt, eine frühe und zweifelsvolle Urzeit hinweggerechnet, Perſiens beglaubigte, wenn auch in vielen Punkten lückenhafte Geſchichte. Wie viele andeee Staaten und Völker erſcheinen da, den Perſern gegenüber, als Jünglinge, als Anfänger in dem Weltleben. Der faſt ungeheure Zeitraum, den es hier zu überſchauen gibt, iſt angefüllt mit einer langen Reihe von Vorgängen, Ereigniſſen, Bewegungen und Stürmen, welche für Land und Volk von Perſien Veränderung, Umgeſtaltung und Wechſel und wiedee Veränderung, Umgeſtaltung und Wechſel in ihrem Schooße getragen haben. Da nun der Kreis, welcher hiee überſehen werden muß, räumlich ſo weit und in ſich ſelbſt ſo bunt und vielgeſtaltet iſt, wird es nothwendig, der Betrachtung mehre Ruhepunkte zu gewähren und die Geſchichte Perſiens in mehre Perioden zu vertheilen. Ein ſolches Vertheilen iſt um ſo paſſender und um ſo leichter, als der Gang der Schickſale, die Land und Volk gehabt, ſie von ſelbſt darbietet. Denn mehr als einmal ſind über beide Veränderungen und Ereigniſſe, die das ganze Leben, Weſen und Sein umzugeſtalten deoheten, oder es wirklich umgeſtalteten, gekommen. Zuerſt hat Jahrhunderte lang die perſiſche Nationalität frei und ſelbſtändig, ja über Andere herrſchend dageſtanden, darauf ſind Fremde über ſie gekommen und vaben verſucht, ob ſie ſich unterwürfig machen laſſe. Die Nationalität hat ſich dann wieder erhoben gegen das Fremde, es ausgetrieben oder vernichtet, und abermals eine mehrhundertjährige Freiheit und Selbſtändigkeit behauptet. Aber eine Dauer auf immer hat ſie doch nicht zu erlangen vermocht; zum zweiten Male iſt mit ungleich größerer Kraft das Fremde auf ſie eingeſtürmt und hat ſie ſo gebrochen, daß heute nur arme und traurige Teümmer von der alten perſiſchen Nationalität übriggeblieben. Eine neue Nationalität bildete ſich aber, nachdem die alte von den Fremden vernichtet worden, durch die Vermiſchung der alten und eigentlichen Perſer

89) Voyage II, 285 sq. 90) In ſeinem Perſepolis und den perſepolitaniſchen Briefen. 91) Erdkunde. VIII, 858 fg.

1) *Hesiod.* ap. *Eustath.* Hom. Od. p. 1796, 39. 2) *Aristoteles* et Hellanic. ap. *Eustath.* l. c.

Digitized by Google

mit dieſen Fremden, die von allen Seiten herbeigezogen. Die neue Nationalität hat während ihrer Bildung und nachdem dieſe Bildung vollendet, wieder einen langen und harten Kampf, in dem ſie von Weltſtürmen bald hierhin, bald dorthin geriſſen und geſtoßen wird, zu beſtehen, ehe ſie wieder Anerkennung finden, ehe ſie wieder eine äußerlich-freie, ſelbſtändige Stellung gewinnen kann. Und nachdem ſie gewonnen, hören die Stürme, hört dee Jammer doch nicht auf, und der Unterſchied zwiſchen der frühern Zeit und der, welche der Gegenwart benachbart, ruht nue darin, daß dir Noth erſt mehe von Außen nnd dann mehe von Innen herausgeht. Es iſt ein langſamer Vertrocknungs-, ein langſamer Verſcheidungsproceß, welchen Perſien uns vor die Augen ſtellt. Durch dieſe Betrachtung ſind die Hauptepochen der Geſchichte des Landes und des Volkes von Perſien bereits angedeutet. Nachdem das altperſiſche Nationalreich länger als zwei Jahrhunderte beſtanden und die erſte Hauptperiode begründet, verſuchen die Macedonier-Griechen in dee zweiten die Völker Perſiens ſich unterthan zu machen. In der dritten bereiten die Parther die Wiederherſtellung der Nationalität voe, die Saſſaniden vollenden ſie und halten ſie wieder mehre Jahrhunderte feſt. In der vierten kommt von Arabien her ein Sturm des Islams, vor dem die alte Nationalität vergeht, und allmälig bildet ſich rine neue. In dieſer Zeit wird unter der Namensherrſchaft dee arabiſchen Khalifen, der Seldſchuken, der Mongolrn, der Turkomannen Perſien abermals Jahrhunderte lang auf eine furchtbare Weiſe zerrüttet und jammervoll hin- und hergeſtoßen. In der fünften ſtellen die Sſaffi die nationale Unabhängigkeit des perſiſchen Bodens wieder her, die unter Jammer und Noth, vertrocknend und verſchwindend, ſich doch noch erhält bis auf dieſen Tag.

Wenn man den Ausdruck „perſiſche Geſchichte“ braucht oder brauchen will, ſo muß man ſich zuerſt vergegenwärtigen, daß unter dem Namen „Perſien“ oder „das perſiſche Reich“ dreierlei verſtanden wird. Zuerſt das eigentliche Perſien, das in ſeinem Süden an den perſiſchen Meerbuſen ſtößt, ein Land etwa zwei Drittheile von Teutſchland an Größe. Paes iſt der alte, einheimiſche Name. In dee arabiſchen Ausſprache lautet er Fars. Das iſt Perſien in dem engſten nnd eigentlichen Sinne des Wortes, Perſien, das Hauptland des alten Reiches der Perſer und Meder. Aber von Perſien im weitern Sinne des Wortes, in der weitern Bedeutung iſt dieſes Perſien nur ein geringer Theil. In dieſer zweiten, erweiterten Bedeutung war das alte Perſien jenee ungeheure Raum, den die Zend-Völker, von denen die eigentlichen Perſer ein Zweig waren, ausfüllten. Es iſt dann das große Gebiet, welches zuerſt im Norden das kaspiſchr Meer zur Grenze hat. Die ſüdliche Markung iſt der perſiſchr Meerbuſen und der indiſche Ocean, die öſtlichr zieht ſich bis in die Nähe des Indusſtromes, ohne ihn jedoch, außer etwa in der Nachbarſchaft der Mündung, ſelbſt zu erreichen. Das Gebirge, Kho genannt, bildet hier die Scheide. Die weſtliche Markung iſt in der Nähe des Tigris, der von Zend-Stämmen beſonders auch nur in der Nachbarſchaft dee Mündung und des Meeres erreicht ward [1]). So war das ganze mittlere Südaſien das Land der mehr oder weniger unter einander verwandten Zend-Stämme. Es war Jean, das gute Land der Ormuzddiener, das Land des Lichtes und des Heils, und jenſeits, beſonders im Norden, war Turan, das Land des Böſen und der Finſterniß, das Land feindlichee Barbaren. Im dritten und letzten, abee uneigentlichen Sinne können nun auch andere, nicht von Zend-Völkern bewohnte Lande, die ihnen, beſonders den Perſern, gehorſamten, Peeſien genannt werden. Hier iſt natürlich in dem Umfange Perſiens oftmals Veränderung eingetreten, denn es hangt derſelbe von politiſchen Vorgängen und Zuſtänden ab. Feſter iſt der Schauplatz in dee erſten und zweiten Bedeutung des Namens „Perſien.“ Das gegenwärtige Perſien hat abee auch nicht völlig mehr den Umfang des alten in der zwriten Bedeutung. Fremde, die von perſiſcher Sitte und Weiſe wenig oder nichts angenommen, ſind anf den Boden der alten Zend-Familir eingedrungen. Eine perſiſche Geſchichte muß ſich über allr drei Punkte, die angegebrn worden, verbreiten, doch den erſten und den zweiten immee vorzüglich und beſonders im Auge behalten. Was nun die Urgeſchichte der Zend-Völker überhaupt und der Perſer im Beſondern anlangt, ſo vermag Niemand zn ſagen, zu welchee Zeit das geordnete Leben bei ihnen begonnen. Die Zendaveſta, ihre heilige Schrift, eine der älteſten Urkunden des menſchlichen Geſchlechts, berichtet, daß das Volk im Norden gewohnt, durch plötzlich eingetretene Veränderung des Klima's aber genöthigt worden, eine andere Heimath ſuchend, in den Süden zu wandern. In der That ſind in einer Zeit, welche Niemand kennt, große Naturveränderungen in dem Norden Aſiens eingetreten. Es mögen die Zend-Völker zugleich mit den Hindu aus dem Norden in den Süden gekommen ſein, Kinder eines und deſſelben Urbodens, denn eine nahe Verwandtſchaft herrſchtr zwiſchen beiden Hauptvölkern [2]). Es waren bei dieſer Wanderung die Hindu gen Oſten und die Zend gen Weſten gewandert. Eine Zeit aber, wann dieſe große Völkerrevolution geſchehen, vermag Niemand anzuſagen, und ebenſo wenig weiß Jemand mit Sicherheit, wo, wie, unter welchen Verhältniſſen die Cultur begann, in dee wir die Zend-Familie erblicken, als das ſichere Licht der Geſchichte über ihnen aufgegangen. Aber es ſcheint doch, daß dieſe Cultur, dieſe Civiliſation von dem Nord-Oſten, von Baktra aus, ſich erhob nnd von da aus ſich über die anderen Zend-Stämme, jedoch nicht in gleichem Grade, verbreitete. Immer blieb eine Verſchiedenheit zwiſchen feinern und gebildetern Zend-Völkern, den Baktrern, Medern, Arianern, Perſern, Suſianern, und den armen Karmanen und Gedroſen, oder den wilden Kaduſiern und Koſſäern. Aber der Glaube, der in der Zendaveſta ruht, und der Cultus, den ſie erfodert, mag ſich doch frühzeitig zu allen Zend-Stämmen, wenn auch nicht allenthalben mit gleicher Kraft, verbreitet haben. Von Baktra aus, wo auch Zoroaſter gewirkt, dem die Sage durch Ormuzd die Offen-

1) Wahl, Altes und neues Vorder- und Mittelaſien. S. 229—234. 2) Rhode, Die heilige Sage des Zend-Volkes. S. 66.

barung, die in der Zendaveſta liegt, werden läßt, ſollen die königlichen Geſchlechter der Piſchdadier und Kaianier über die Zend-Völker geherrſcht haben. Aber das Reich von Baktra verſchwindet wieder durch die Gewalt der Aſſyrer von Ninive. Fünfhundert und zwanzig Jahre ſoll die Herrſchaft der Aſſyrer über die Mitte von Südaſien gedauert haben. Das iſt Alles, was wir von den Zend-Völkern aus einer Zeit von mehr als einem Halbjahrtauſend hören. Schweigen und Nacht bedeckt alles Weitere und gibt der Phantaſie ein freies Spiel. Da erhoben ſich die Meder gegen die Fremdherrſchaft, ſtürzten die Macht Aſſyriens über die Zend-Geſchlechter, ſtellten deren Freiheit und Unabhängigkeit her im J. 717 vor Chriſto. Von den Medern ward Ninive ſelbſt nachmals im J. 597 zerſtört. Seit dieſer Zeit geht ein wenigſtens im Ganzen genommen ſicheres Licht der Geſchichte über den Zend-Stämmen auf. Das Reich der Meder, Vorgänger des perſiſchen, beginnt dieſes Licht, das Reich der Perſer bringt es zu größerer Klarheit. Vorgänger des perſiſchen war das mediſche Reich. Es ſtand daſſelbe ſchon ganz auf dem Despotismus, der zu allen Zeiten der Fluch des Morgenlandes geweſen iſt, und es war ſchon in ihm ein entnervender Luxus der Civiliſation. Die Könige der Meder waren wie Götter auf Erden, unſichtbar den Menſchen, von Verſchnittenen und Frauen umgeben, vielleicht beherrſcht [3]). Das Reich der Meder, von deſſen innerer Geſtaltung man wenig weiß, beſtand 157 Jahre. Da ging die Herrſchaft von den Medern auf die Perſer über. Aſtyages war König der Meder, als die Perſer ſich gegen dieſe erhoben. Es erzählt Herodot, Aſtyages habe eine Tochter gehabt, die er mit dem Perſer Kambyſes vermählt. Den Sohn, der aus dieſer Ehe geboren worden, habe er, durch ein Traumgeſicht gewarnt, zu tödten geboten. Aber auf faſt wunderbare Weiſe ſei der Knabe, der nachmals als Mann das Herrenthum über Aſien von den Medern an die Perſer gebracht, errettet worden. Kteſias aber ſtraft den Herodot darin Lügen und behauptet, daß zwiſchen dem Mederkönig und dem Befreier Perſiens ein verwandtſchaftliches Band nicht beſtanden [4]). Wie dem nun immer ſei, es traten, wie weiter glaubhaft berichtet wird, die Perſer, als der Meder Herrſchaft ihnen läſtig geworden, zuſammen, und ſie haben einen Edlen ihres Landes, Agradatos genannt, zum Führer und König gewählt [5]). Agradatos nimmt nun den Namen Chor, d. h. die Sonne, an, denn die Herrſcher im Morgenlande wollen Götter auf Erden, Sonnen der Welt ſein. Die Sonne galt den Zend-Völkern als das Symbol Ormuzd's, des guten, und paſſend war daher der Prachttitel: „die Sonne" für den Beherrſcher [6]). Die Griechen haben Cyrus daraus gemacht. Aſtyages kam mit den Medern und lieferte den Perſern eine Schlacht. Es war aber Feigheit unter jenen, viele gingen zu den Perſern über und Aſtyages verlor die Schlacht [7]). Lebendig fiel er in des Cyrus Gewalt, und ward entweder getödtet, oder in Gefangenſchaft gehalten bis an ſeinen Tod [8]).

So ging im J. 560 das alte Reich der Meder unter, und die erſte Periode der perſiſchen Geſchichte beginnt, die einen Zeitraum von 226 Jahren umfaßt. Die Perſer, damals ein kräftiges Naturvolk, ergoſſen ſich mit reißender Schnelle über das Reich und gewannen es, wie es ſcheint, ohne großen Kampf, da nur noch einer Heerfahrt des Cyrus von Ekbatana, Mediens Hauptſtadt, gen Baktra gedacht wird. Nach Baktra mag Cyrus gezogen ſein, weil es nach Medien als das zweite Hauptland im Reiche angeſehen ward. Die Zend-Völker fügten ſich leicht dem neuen Königthume der Perſer, weil die eintretende Veränderung auch nur eine leichte ſchien; ging doch die Herrſchaft nur von einem Zend-Stamme auf den andern über. Es hatte nun aber das Reich der Meder ſo ziemlich ganz auf einem nationalen Boden geſtanden, indem es faſt weiter nichts als die Zend-Stämme umfaßte. Zwar hatten auch die Mederkönige ſchon ihre naturgemäßen Grenzen zu überſchreiten und Kleinaſien, worüber ſie mit den Lydern am Strome Halys viele Schlachten geſchlagen, zu gewinnen verſucht [9]). Doch wirklich vollzogen war eine größere, naturwidrige Ausdehnung des Reiches nicht worden. Nur über einen kleinen Theil der Semitiſchen Stämme, die in ihrer Nachbarſchaft gelegen, bis an die Ströme Tigris und Halys hatten die Meder die Grenzen ihres Reiches vorgeſchoben [10]). In einer anderen Weiſe verfuhren die roheren Perſer und Cyrus, denn es war ihnen das Maß ihrer eigenen Kräfte und Einſichten unbekannt. Jugendlicher Umgeſtüm, aufgeſtachelt durch glänzende Erfolge, trieb ſie und ihn von Eroberung zu Eroberung, als könnten ſie die Welt erobern, und wenn ſie erobert ſei, ſie auch beherrſchen. So iſt der unbeholfene Koloß des alten perſiſchen Reiches entſtanden. Cyrus hat zunächſt eine Heerfahrt gegen die Sacen unternommen. Die Sacen waren Barbaren, die an den nordöſtlichen Marken des Geſammtlandes der Zend-Völker wohnten. Die Heerfahrt gegen ſie mag nothwendig geweſen ſein, weil die Barbaren das Grenzland zwiſchen den Strömen Oxus und Jaxartes beunruhigten. Schon die Meder hatten deshalb hier kämpfen müſſen [11]). Der König der Sacen wird getödtet und das Volk muß fortan dem Cyrus die Heeresfolge mit 20,000 Reitern leiſten [12]); denn ſchon ſchleppen die Perſer die Streitkräfte aller eroberten und beſiegten Völker mit ſich fort. Daher iſt der Perſerſturm wie eine ſtets ſchwellende Lavine. Wie es ſcheint noch während des Kampfes gegen die Sacen überſchritt Cyrus die naturgemäßen Grenzen ſeines künftigen Reiches. Er ſtürmte über den Halys nach Kleinaſien hinein, und brach das Reich von Lydien im J. 557 zuſammen. Kröſus, König von Lydien, hatte von einem Bunde mit Babylon und Ägypten vergeblich Rettung vor den Perſern gehofft [13]). Gefangen ſollte er im Feuer ſterben; nur ein Zufall wendete es ab. Kröſus

3) *Herod.* I, 99. 4) *Ctesias*, Pers. §. 2. 5) *Herod.* I, 107—126. 6) *Strabo*, lib. XV. tom. VI. p. 205. ed. *Siebenkees*. 7) *Herod.* I, 127. 128.

8) *Ctesias*, Pers. §. 2. *Herod.* I, 130. 9) Ib. I. 74. 10) Ib. I, 72. 11) *Diod. Sic.* II, 34. 12) *Ctesias*, Pers. §. 3. 13) *Herod.* I, 77. III, 2.

durfte den Reſt ſeines Lebens friedlich in der Stadt Barme bei Ekbatana verleben [14]). Die Eroberung von Kleinaſien hat ſchon eine Menge von fremdartigen Beſtandtheilen zu dem neuen Zend-Reiche der Perſer gebracht. Auch die Griechenſtädte des Feſtlandes von Kleinaſien ſind dabei durch Harpagus, den Feldherrn des Cyrus, unterworfen worden. Lächeln mochte der Perſerkönig an der Spitze ſeiner Hunderttauſende über die Einfalt der fernen Spartiaten, die ihm in Sardes wiſſen ließen, daß ſie es nicht dulden würden, wenn er Griechen zu unterjochen wagen wolle [15]). Cyrus ſelbſt aber ſtürmte wieder in das Innere von Aſien zurück, um das Reich von Babylon zu vernichten. Labonnedus, Babylons letzter König, verlor eine große Schlacht gegen die Perſer und ſuchte Schutz hinter den Mauern ſeiner Stadt. Die Perſer verſtanden nicht, wie man feſte Städte bezwingen könne; aber die Maſſen, über welche Cyrus gebieten konnte, halfen ſeiner Unkenntniß nach. Er ließ das Waſſer des Euphrats, der Babylon in zwei Hälften ſchied, in die Sümpfe und Seen der Nachbarſchaft leiten, und auf dem trockenen Grunde des Stromes drangen die Perſer in die Stadt. So fiel im J. 538 das alte Reich von Babylon. Der Tempel des Baal zu Babylon ward von den Perſern damals noch geſchont, obwol Götzen und Bilder den Ormuzddienern ein Gräuel der Verwüſtung waren. Die Israeliten aber empfingen die Erlaubniß zur Heimkehr und erhielten auch die Kleinodien des Tempels zurück. In ganz verſchiedener Weiſe erzählen nun Herodot und Kteſias den Untergang des großen Kriegsfürſten Cyrus. Der erſte läßt ihn über den Araxes gehen, um die Maſſageten und ihre Königin Tomyris zu beſiegen. Dort ſei eine furchtbare Schlacht geſchlagen worden, in der endlich die Maſſageten geſiegt, Cyrus gefallen [16]). Dann läßt der überhaupt faſt romanenhaft lautende Bericht den Körper des Cyrus auf der Tomyris Befehl grauſam verſtümmelt werden. Aber die Leiche des Cyrus ſcheint nicht in Feindeshände gefallen zu ſein. Sie lag ja in den Königsgräbern von Paſargadä [17]). Kteſias läßt den Cyrus gegen die Derbicen ziehen, die am kaspiſchen Meere gewohnt zu haben ſcheinen, eine Wunde im ſiegloſen Kampfe empfangen und an ihr verbluten. Darauf kamen die Perſer wieder und rächten durch das Blut von 30,000 Derbicen ihres Königs Fall [18]). In dem vorliegenden Falle möchte der Bericht des Kteſias den Vorzug verdienen. Jedenfalls endete der Stifter des Perſerreiches im J. 529 ſein Leben.

Herodot läßt nun auf Cyrus ohne Weiteres deſſen älteſten Sohn Kambyſes folgen. Kteſias aber berichtet, Kambyſes als der älteſte Sohn ſei zwar nach dem Willen des Vaters König geworden, aber ein zweitgeborener Sohn, Tanyoxarces, habe Baktrien, Parthien, Karmanien und das Land der Choraſmier ohne Zins und Tribut gleichſam als ein abhängiges Reich empfangen. Zwei andere Söhne noch von einer andern Gemahlin empfingen nach Kteſias kleinere Herrenthümer. Bei beiden Geſchichtsſchreibern wendet Kambyſes, auf dem Wege des Vaters weiter ſchreitend, ſeine Waffen zuerſt gegen den Pharao von Ägypten, den Herodot richtig Pſammenit, Kteſias fälſchlich Amyrtäus nennt. Die Macht des Pharao, die beſonders auf griechiſchen und kariſchen Söldnern beruht, wird in einer Schlacht überwunden, Memphis fällt und, wie es ſcheint, ohne allen weitern Widerſtand, läßt das entartete Volk Ägyptens von den Perſern ſich unterwerfen. Bei Herodot muß der Pharao Blut trinken, bis er ſtirbt. Bei Kteſias wird er nur gefangen nach Suſa abgeführt [19]). Ganz perſiſch, ganz dem Geiſte der Zend-Völker iſt es gemäß, daß Kambyſes den Thierdienſt Ägyptens mit Schauder betrachtete, daß er den heiligen Stier tödten ließ, daß er die Götter des Landes verlachte und verſpottete [20]). Das Erſcheinen der Perſer in Ägypten hat Schrecken auch in Afrika verbreitet, die Libyer und die Griechen von Barca und Cyrene ſenden demüthige Geſchenke. Kambyſes aber will bis an die äußerſten Enden der Welt dringen, Carthago, Äthiopien und die Oaſe, auf der ſich Amun's Tempel befindet. Aber gegen Carthago verweigern die Phönicier den Dienſt, da ſie ihre Tochterſtadt nicht bekämpfen konnten. Phönicien war vielleicht erſt von Kambyſes ſelbſt unterworfen worden. In Äthiopien aber will Kambyſes ſelbſt mit einem großen Heere eindringen; aber ſein Heer ward in der Wüſte von furchtbarer Noth überfallen, da der König, obwol nun in ein ganz wüſtes Land gerathen, doch thöricht immer weiter und weiter vorwärts geht. Endlich ward das Perſerheer von ſo großem Hunger befallen, daß der zehnte Mann geſchlachtet werden mußte. Darauf erſt kehrte Kambyſes nach Ägypten zurück. Es war im wüſten Nubien, daß die Perſer, ohne Kenntniſſe und ohne Überlegung in die Welt hineinſtürmend, von ſolcher Noth befallen worden. Ein anderes Heer, welches gegen Amun's Tempel in der Wüſte ausgeſendet, ward, alſo iſt berichtet, vom Sande überweht und Niemand davon kehrte zurück [21]). Nun berichtet Herodot, daß Kambyſes einen Bruder gehabt, Smerdis genannt. Dieſen habe er aus Ägypten zurückgeſendet und durch ein Traumgeſicht bewogen, welches die künftige Größe des Smerdis verkündet, in Suſa durch den Perſer Prexaspes tödten laſſen [22]). Der Mord ſei verheimlicht worden. Einen Mager habe Kambyſes als Reichsverweſer zurückgelaſſen, und der habe, weil Kambyſes zu lange in Ägypten verweilt, ſeinen Bruder, der dem Smerdis ſehr ähnlich geſehen, behauptend, daß er Smerdis ſei, als König aufgeſtellt. Nun ſei von Perſien aus ein Befehl nach Ägypten und an das Heer, daß Niemand mehr dem Kambyſes gehorſamen ſolle, geſendet worden. In einer andern Weiſe berichtet Kteſias von dieſen Dingen. Nach ihm kommt der Mager Sfendanates nach Perſien und erfüllt Kambyſes mit Mistrauen gegen Tanyoxarces, den Bruder. Auf Anſtiften dieſes Magers wird dann dieſer ſo, daß nur ſehr wenige Perſonen darum wiſſen, getödtet. Sfendanates ſelbſt, der

14) *Ctesias*, Pers. §. 4. 15) *Herod.* I, 152. 177. 16) Ib. I, 201—204. 17) *Strab.* lib. XV. p. 414. *Arrian.* VI. 29. 18) *Ctesias*, Pers. §. 6. 7.

19) *Herod.* III, 10—15. *Ctesias*, Pers. §. 8—10. 20) *Herod.* III, 37. 21) Ib. 25. 26. 22) Ib. 30. 35.

Digitized by Google

dem Tanyoxarces ungemein ähnlich, wird mit den Gewändern des Ermordeten bekleidet und am Hoſe von Allen für den Ermordeten gehalten. Der Mager kehrt nun auch nach Baktra zurück, waltet hier lange, wie früher der wirkliche Tanyoxarces gewaltet, fällt aber endlich von Kambyſes ab. Der König kehrt aus Ägypten zurück, ſtirbt aber in Babylon, ohne Sſendanates erdruckt zu haben im J. 522, und ſo bleibt dieſer König [23]). Bei Herodot ſtirbt Kambyſes, bei der Nachricht vom Aufſtande aus Ägypten ausgrbrochen, zu Agbatana in Syrien, nachdem er drn Perſern bekannt gemacht, daß er ſeinen wahren Beuder habe tödten laſſen, und daß Sſendanates, der Mager und Meder, nur ein Betrüger ſei. Die Perſer, ermahnte er, möchtrn nicht dulden, daß die Herrſchaſt von ihnen wiedee an die Meder komme. Die Perſer aber meinen geraume Zeit, von Kambyſes betrogen worden zu ſein, da Preraſpes ſtandhaſt leugnet, den Smerdis getödtet zu haben [24]). So behauptele ſich der mediſche Mager ſieben Monate im Beſitz des Heernthums, in dem er den Völkern ſehr mild war; auf drei Jahre hatte er alle Tribute erlaſſen [25]). Beide Berichte, ſoweit von einander abgehend, haben faſt gleiche Unwahrſcheinlichkeitrn. Überhaupt läßt ſich über die ganze Sache nichts mit Sicherheit beſtimmen. Die Könige der Perſer ſind den Gemeinen unſichtbar, höchſtens nur den Vornehmen ſichtbar. Es könnte ſein, daß die ganzr Geſchichte vom Morde des Tanyoxarces oder Smerdis durch Kambyſes, dem überhaupt gar viele Verbrechen und Gräuel Schuld gegeben werden, und von dem mediſchen Mager, der ſich an ſeine Stelle geſetzt haben ſoll, von den Vornehmen nur erſonnen worden, um dem Volke den Mord des Tanyoxarces, den ſie ſelbſt begangen, zu verhehlen. Tanyoxarces, deſſen Milde gegen die Unterworſenen ja ſo geprieſen wird, herrſchte vielleicht nicht in dem Geiſte des perſiſchen Adels, und in despotiſchen Staaten helſen unzuſriedene Große ſich oſtmals durch des Herrſchers Ermordung. Kann dabri, dem Volke gegenüber, noch geleugnet werden, daß man ſich an dem königlichen Blute vergriffen, ſo muß das höchſt bequem gefunden werden. Sieben Monate hat der angeblichr Magrr und Meder geherrſcht, als die vornehmen Perſer Alles entdeckt zu haben behaupten. Sieben von ihnen brechen in den Palaſt, hauen den König niedee, und dem Volke wird verkündet, daß die mediſchen Mager die Heerſchaſt hätten an ſich reißen wollen. Wo nun in der erſten Wuth ein Perſer nur einen mediſchen Mager ſand, da ward derſelbe niedergehauen und viele Magier fanden ſo den Untrrgang. Auch feierten die Perſer nachmals ein Feſt der Ermordung der Magrr [26]). Das Ganze ſieht faſt aus wie eine Revolution im morgenländiſchen Style, von den vornehmen Perſern gegen das Haus des Cyrus, mit dem ſie unzufrieden geworden, gemacht. Es iſt doch wenig wahrſcheinlich, daß außer Tanyoxarces und Kambyſes kein Mitglied dieſes Hauſes mehr ſollte vorhanden geweſen ſein. Aber es iſt keine Rede von einem ſolchen. Iſt vielleicht das ganze Geſchlecht vernichtet worden? Herodot läßt nun die vornehmen Perſer nach des Magers Ermordung ſich unter rinander berathen, ob ſie Demokratie, Oligarchie oder Monarchie aufrichten ſollten. Vielleicht liegt dieſem nicht im Geiſte und im Charakter des Morgenlandes geſaßten Berichte die geſchichtliche Thatſache, von der Herodot wol noch gehört haben konnte, zum Grunde, daß die vornehmen Perſer zweifelhaft geweſen ſind, ob ſie die Einheit des Reiches unter einem großen König fortbehaupten, oder das Herrnthum über die eroberten Lande unter ſich theilen ſollten. Dieſe Nachricht hätte Herodot dann im Geiſte des Grirchenthumes aufgefaßt [27]).

Aber die Sieben wählen einen aus ihrer Mitte, Darius, den Sohn des Hyſtaſpes, zum Könige, der ſofort durch Vermählung mit den Töchtern des Cyrus ſich in den frühern Königsſtamm rinzuimpfen ſucht [28]). Im Anfangr mag Darius ziemlich abhängig von denen, die ihn auf den Thron geſtellt hatten, geweſen ſein. Einen von dieſen Männern, der mit ungeſtümer Heftigkeit alle Achtung vor dem Königthume aus den Augen ſetzt, den Intafernes, muß er tödten laſſen [29]). In Hauptſachen, wie es ſcheint, muß der König dieſen Perſern nachgeben. Es wird erzählt, Darius habe zuerſt das Reich in zwanzig Satrapien eingetheilt, Satrapen eingeſetzt und jedes Landes Tribut an den König feſt beſtimmt [30]). Dir Satrapen ſind die Statthalter des Königs in den eroberten Landen; Perſien, das eigentliche Perſien allein, bildet keine Satrapie. Nun hat es Statthalter dre Könige ſchon früher gegeben. Cyrus und Kambyſes haben ſchon ſolche eingeſetzt [31]). Die Einrichtung iſt alſo eine durchaus neue nicht. Neu war wol nur, daß das Reich in nur zwanzig Satrapien getheilt, daß beſtimmt ward, was jeder Satrap von ſeinem Lande an den König zu leiſten habe. Neu mochte dabei noch manches Andere ſrin, was die Satrapen, dir nruen Statthalter, in größere Freiheit, dem Könige gegenüber, brachte, abee wir kennrn es nicht. Dieſe Satrapien mögen zum guten Theil an die vornehmen Perſer geſallen ſein, welche die Revolution gemacht [32]). Es behaupteten wenigſtens nachmals die Könige von Armenien und die Könige von Pontus von jenrn Sieben abzuſtammen [33]). Das wären alſo Satrapen-Familien, die, an einen äußerſten Saum des Reiches geſtellt, eine Art von Unabhängigkeit gewannen, welche die Übrigen nicht erreichen konnten. Die nur 20 Sateapien dauerten auch nicht; es gibt in ſpäterer Zeit viel mehrc. Sonſt blieb in Darius noch derſelbe Sinn, der in Cyrus und Kambyſes geweſen; auch er wollte die Welt erobern. Bald nach dem Antritte ſeiner Herrſchaſt ſendete er, um das Land zu erforſchen, ſeine Späher bis nach Griechenland, ließ Libyen umſchiffen, die Landenge von Suez durchſtechen und dir Indusländer auskundſchaften [34]). Doch ward drr

23) *Ctesias*, Pers. §. 10—13. 24) *Herod.* III, 61—66. 25) Ib. 67. 26) Ib. 68—79.

27) *Herod.* III, 80—87. 28) Ib. 88. 29) Ib. 118. 119. 30) Ib. 89. 31) Ib. 120. IV, 166. 32) Plato (De Legib. III, p. 144. ed. Bipont.) berichtet ſogar, daß Darius nach ſeiner Erhebung das Reich in nur ſieben Satrapien getheilt. Aber die Nachricht iſt unwahrſcheinlich und ſonſt unbeſtätigt. 33) *Strabo*, lib. XI, 12. *Appian*, De bello Mithrid. 112. 34) *Herod.* III, 39. 43. 44.

Digitized by Google

Geiſt neuer Eroberungen zuerſt zu einem Stillſtande gezwungen; denn Babylon erhob ſich in Aufſtand gegen die Perſerherrſchaft. Die Babylonier traten dabei mit einer furchtbaren Entſchloſſenheit auf. Sie tödteten ſelbſt einen großen Theil ihrer Frauen, um ſich die Vertheidigung ihrer Stadt zu erleichtern. Faſt zwei Jahre mußten die Perſer kämpfen, ehe ſie, im J. 516, Babylon wieder gewinnen konnten[35]). Damals ward der Tempel des Baal in Babylon von den Perſern verwüſtet. Alexander der Große fand ihn noch in dem Zuſtande der Verwüſtung und der halben Zerſtörung[36]). Darauf unternahm Darius die große Heerfahrt gegen die Scythen, wobei Kteſias berichtet, daß Ariamnes von Kappadocien die Scythen auf des Königs Gebot ſchon früher angegriffen, womit es wahrſcheinlich unglücklich abgelaufen war[37]). Mit 800,000 Streitern ging Darius über den Bosporus, während die Flotte nach den Mündungen der Donau ſegelte. Über dieſen Strom ward eine Brücke geſchlagen, deren Wache der König der Treue der Joniſchen Tyrannen anvertraute. Die Perſer drangen an den Ufern des Pontus Euxinus und des Palus Mäotis dahin und kamen noch weit über den Tanaïs (Don). Vergeblich hoffte Darius bald, daß die Scythen und Sauromaten ſich zu einer Schlacht ſtellen, bald, daß ſie ſich unterwerfen würden. Die Barbaren, Alles mit ſich fortführend und das Land, durch welches die Perſer ziehen mußten, nach Möglichkeit ausleerend, zogen ſich immer weiter zurück. Die Perſer kamen in große Noth und das ungeheure Heer mag meiſt vernichtet worden ſein[38]). Darius kehrte über die Donau und bald darauf auch über den Bosporus nach Aſien zurück. Indeſſen ſetzten ſich die Perſer ſeit dieſer Zeit in Europa feſt und Megabazus blieb als Satrap von Thracien zurück, und die neue Satrapie von Thracien breitete ſich durch allmälige Eroberungen an der Küſte hin aus, bis die Grenzen von Griechenland erreicht waren[39]). So blieb die Heerfahrt doch nicht ganz erfolglos. Dagegen mag nun etwa um dieſelbe Zeit auch eine Heerfahrt in die Indusländer unternommen worden ſein. Indien erſcheint ſchon unter Darius mit unter den zinszahlenden Satrapien. Aber wie weit nach Indien hinein die perſiſche Herrſchaft ſich erſtreckte, darüber läßt ſich nichts mit Beſtimmtheit ſagen. Doch ſcheint, daß eine unmittelbare Herrſchaft der Perſer nur bis zum Indusſtrome reichte. Darüber hinaus, im Panjab, mochten indiſche Könige noch Tribut an die Perſer zahlen, ohne daß ſie als eigentlich zum Reiche der Perſer gehörend angeſehen werden können[40]). Aber ſie mögen ihn nur kurze Zeit und nur dann gezahlt haben, wenn ſie mußten. Morgenländiſche Schriftſteller geben nachmals als einen Grund der Heerfahrt Alexander's des Großen über den Indus an, daß die indiſchen Könige dem Reiche den gewöhnlichen Tribut verweigert. Mächtige Satrapen unternahmen oftmals ſolche Heerfahrten zur Erweiterung des Reiches, welche zugleich Erweiterung ihrer eigenen Macht war, zuweilen ſelbſt, wie es ſcheint, ohne Königs Befehl und wie auf eigene Fauſt. So ſendete Argandes, den Kambyſes über Ägypten geſetzt, ein Heer zur Unterwerfung Libyens aus. Aber die Perſer eroberten dabei nur die Griechenſtadt Barca, deren Bewohner nach Baktrien verpflanzt wurden[41]). Cyrene wollten ſie auch angreifen, aber es ward nichts daraus, und Cyrene zahlte ſeit Kambyſes doch Tribut, war jedoch dabei dem Perſerreiche nicht eigentlich unterworfen. Auch mag dieſer Tribut nur eine kurze Zeit, und nur dann, wenn man eben mußte, gezahlt worden ſein[42]). Darius ſelbſt hatte ſein Abſehen beſonders auf Griechenland, auf Europa gerichtet. Über das Einzelne dieſer Kämpfe zwiſchen den Perſern und den Griechen iſt jedoch der Aufſatz „Perſiſche Kriege" nachzuſehen. Daß der erſte Verſuch zur Unterjochung Griechenlands mislang, erregte den Zorn des mächtigen Königs. Es ward, nachdem im J. 490 der Schimpf der Schlacht von Marathon hatte erduldet werden müſſen, eine große Rüſtung durch das ganze Reich angeordnet, über welcher drei Jahre verliefen. Da fiel Ägypten ab und konnte nicht ſogleich niedergekämpft werden. Der Sturz des Reiches der Pharaonen hatte die Prieſter Ägyptens um ihre politiſche Macht, welcher die Perſer keinen Raum ließen, gebracht. Es waren daher immer die Prieſter, welche die Empörungen gegen die Perſer aufſtachelten, welche die nationale Unabhängigkeit wieder herſtellen wollten. Darius rüſtete ſich, um zuerſt Ägypten zu bekämpfen. Da brach unter ſeinen Söhnen Streit um die Nachfolge aus, denn es war Sitte, daß vor einer großen Heerfahrt der Thronfolger förmlich ernannt ward. Darius hatte von einer frühern Gemahlin und ehe er König geworden, drei Söhne, von denen Artobazanes der älteſte war. Die Tochter des Cyrus hatte ihm als König vier andere Söhne geboren, von denen wieder Xerxes der älteſte war. In dem Streite zwiſchen Artobazanes und Xerxes berief ſich Letzterer beſonders darauf, daß er aus dem alten Königsblute ſtamme. Dieſes, ſowie die große Gewalt, welche Atoſſa, die Tochter des Cyrus, überhaupt über Darius hatte, entſchied und Xerxes ward zum Thronfolger beſtellt[43]). Darius ſelbſt aber ſtarb im J. 486, ehe er die Heerfahrt gegen Ägypten antreten konnte.

Ohne Streit ward nun der Thron der Perſer von Xerxes beſtiegen. Im zweiten Jahre nach des Darius Tode ward Ägypten wieder beſiegt und viel härter behandelt als früher[44]). Die harte Behandlung, welche uns nicht weiter beſchrieben wird, traf wol beſonders die Prieſterkaſte, des Aufſtandes Anſtifterin. Kteſias, deſſen Nachrichten überhaupt von den Herodoteiſchen oftmals abweichen, erwähnt dieſes Aufſtandes von Ägypten nicht, dagegen hat er die Nachricht von einer neuen Empörung der Babylonier, die den perſiſchen Satrapen Zopyrus erſchlagen[45]). Zopyrus war einer der Sieben, durch welche Darius die Herrſchaft empfangen. Durch treue Aufopferung hatte er die erſte Wiedereroberung Babylons erleich-

35) *Herod.* III, 150—160. 36) *Ael.* Var. Hist. XIV, 3. 37) *Ctesias*, Pers. §. 16. 38) *Herod.* IV, 121—142. 39) Ib. III, 143. 40) Ib. 94.

41) *Herod.* III, 167. 42) Ib. 165. 43) Ib. VII, 2—4. 44) Ib. 7. 45) *Ctesias*, Pers. §. 21.

Digitized by Google

tert, und war dafür mit der Satrapie belohnt worden. Der Art und Weiſe, wie Babylon unter den Gehorſam der Perſer zurückgekommen, gedenkt Kteſias weiter nicht. Nun wird die große Heerfahrt gegen Griechenland angetreten, bei der Herodot und Kteſias wieder bedeutend von einander abweichen. Denn während der Erſtere ſagt, daß eine Maſſe von fünf Millionen Menſchen, Krieger und Nicht-Krieger, für dieſen Zug in Bewegung geſetzt worden [46]), behauptet der Letztere, daß Xerxes nur mit 800,000 Streitern ausgezogen ſei, wobei er jedoch die Bemannung der Flotte nicht mit in Anſchlag zu bringen ſcheint [47]). Die Angaben Herodot's mögen auch allerdings etwas übertrieben ſein. Xerxes ſoll auch für den Angriff auf Griechenland ein förmliches Bündniß mit Carthago geſchloſſen haben, damit durch dieſen Staat die Griechen Siciliens und Italiens beſchäftigt würden [48]). Es nimmt aber die große Heerfahrt einen jammervollen Ausgang, der ſicher weit weniger der Vaterlandsliebe und der Tapferkeit der Griechen als der Thorheit und dem Ungeſchicke zuzuſchreiben iſt, mit welchem die Perſer das Ganze angeſtellt. Die Griechen machten nun in dem Fortgange der Zeit allmälig die thraciſche Küſte, die Inſeln zwiſchen Griechenland und Kleinaſien und die Weſtküſte Kleinaſiens von der thatſächlichen Perſerherrſchaft frei. Das hatte für die Griechen eine weit größere Bedeutung als für die Perſerkönige, die ſich ſehr wenig darum kümmerten, wenn ihr Reich in einem äußerſten Grenzpunkte angefreſſen ward. An allen Grenzpunkten überhaupt war die Perſerherrſchaft zu allen Zeiten unſicher und ſchwankend. Dem Könige wurden von den Satrapen Kleinaſiens doch die Tribute, die ſie an der Küſte und auf den Inſeln nicht mehr einziehen konnten, in Rechnung gebracht [49]). Konnten ſie wirklich nicht zahlen, weil ſie auch nichts eingezogen, ſo blieben ſie doch auf dem Schuldregiſter ſtehen.

Dadurch nur iſt die verunglückte Heerfahrt ſogleich und zunächſt auch für die Perſer von Wichtigkeit, daß ſie den Gedanken an eine Eroberung Europa's, überhaupt den Gedanken an die Beſiegung der Welt, aufgeben. Es waren jüngſt ſo viele ſchwere Niederlagen in Nubien, in Scythien, in Griechenland erlitten worden! Xerxes mag ſich nach dem griechiſchen Zuge ganz in ſeine wolluſtigen Paläſte zurückgezogen haben. Dieſe Paläſte waren ſchon eine Stätte von Weiber- und Eunuchen-Intriguen. Es ſcheint aber das neue königliche Haus noch immer auf ſchwachen Füßen geſtanden zu haben. Denn Artabanus, der Hyrkanier, der bei Xerxes viel gilt, ſann darauf, den königlichen Stamm zu vernichten und ſich ſelbſt des Thrones zu bemeiſtern. Xerxes hat drei Söhne, Darius, Artaxerxes und Hyſtaſpes, der als Satrap von Baktra abweſend. Artabanus verſtändigte ſich mit dem Eunuchen Spimatres und ſie ermorden zuerſt den Xerxes in ſeinem Gemache, im J. 465. Darauf bringen ſie den Artaxerxes auf den Glauben, daß Darius es geweſen, der den Vater ermordet habe. In derſelben Nacht noch ſcheint nun auch Darius mit Hilfe des Artaxerxes niedergehauen worden zu ſein. Nun mag eine kurze Zeit verlaufen ſein, in welcher Artaxerxes I. in Frieden geherrſcht. Artabanus aber ſchmiedete weitere Plane, denn er gedachte das königliche Haus allmälig zu vernichten. Er verſtändigte ſich mit zwei andern Vornehmen, Megabazus und Aſpramitres. Es ſollte, wie es ſcheint, nun auch Artaxerxes I. in der Stille des Palaſtes ermordet werden. Megabazus aber ward an den Verräthern zum Verräther, und ſo geſchah, daß nicht der König, ſondern Artabanus und Aſpramitres den Untergang fanden [50]).

Unter Xerxes I. war das Reich der Perſer auf ſeinen Höhepunkt gekommen, unter Artaxerxes I. begann, nachdem ſchon früher die böſen Anzeichen davon nicht gefehlt, das Sinken. Es möchte daher jetzt die bequemſte Zeit ſein, den Blick auf die innern Zuſtände des Reiches zu richten. Denn von den Völkern und ihrem Leben kann eigentlich keine Rede ſein, da es über ſie an ſolchen geſchichtlichen Anführungen mangelt, die auch im Einzelnen ſichere Beſtimmungen geſtatteten. In der Weiſe alles Morgenlandes iſt auch die Geſchichte Perſiens nur eine Geſchichte der Könige, des Hofes und der Großen. Von den eigentlichen Perſern wird uns berichtet, daß ſie in mehre Stämme zerfielen. Es waren deren zuerſt drei edle, die Paſargaden, Maraphier und Maſpier. Unter den erſten, welche die Vorzüglichſten geweſen ſein mögen, waren wieder die Achämeniden das vornehmſte Geſchlecht [51]). Herodot berichtet, daß nur aus ihm die Könige Perſiens genommen worden. Alſo ſcheint, daß auch Darius und ſeine Familie ihm angehört. Drei andere Stämme trieben Ackerbau, die vier letzten zogen als Nomaden herum. Niemand berichtet, welches Verhältniß zwiſchen den edlen und unedlen Stämmen ſtattfand. Die Meder zerfielen auch in ſolche Stämme, deren ſechs aufgezählt werden [52]). Ob nun auch wol unter den mediſchen Stämmen die Mager als einer aufgezählt, und es ſomit ſcheinen könne, als habe es eine geſchloſſene Prieſterkaſte bei den Zend-Völkern gegeben, als ſei überhaupt geſchloſſenes Kaſtenweſen vorhanden geweſen, ſo gibt es doch dafür, daß in dem Style Indiens und Ägyptens ein ſtrenges Kaſtenweſen geherrſcht, keinen Beweis. In der Zendaveſta kommt nichts vor, was die Mager als eine erbliche Prieſterkaſte erſcheinen laſſe [53]). Sie ſcheinen nach ihr im Gegentheil ein freier Stand geweſen zu ſein. Die Stammeintheilung in Edle, Ackerbauer und Nomaden, bei den Perſeen und Medeen ausdrücklich erwähnt, mag ſich bei allen größern und bedeutendern Zend-Völkern gefunden haben. Sie ruhet zum Theil ſelbſt auf der Natur des Bodens Perſiens, das ſeßhaftes Leben nicht allenthalben geſtattet und das Hirtenleben und Nomadiſiren gebietet. Noch in dem gegenwärtigen Perſerreiche beſteht der eine Theil der Menſchen aus den Bewohnern der Städte und Dörfer, der andere, ein Viertheil der geſammten Bevölkerung, aus den nomadiſirenden Hirten. Was nun aber das alte Reich der Perſer anlangt, ſo zerfiel es in einer

46) *Herod.* VII, 184. 186. 47) *Ctesias*, Pers. §. 22. 23. 48) *Diod. Sic.* XI, 20. 49) *Thuc.* VIII, 5.

50) *Ctesias*, Pers. §. 27. 28. *Diod. Sic.* XI, 69. 51) *Herod.* I, 125. 52) Ib. 110. 53) **Rhode**, die heilige Sage des Zend-Volkes. S. 332.

erſten Beziehung in zwei Theile, in den, welcher von Zend-Völkern, und in den, welcher von anderen, den eigentlichen Perſern ganz fremden Völkern bewohnt war. Faſt alle Zend-Völker gehörten zu dem Reiche der Perſer. Nur ein Theil der Ciſſier auf den Bergen Suſiana's, die Koſſäer und Parätacener in Großmedien, und die Kaduſier in der Nähe des kaspiſchen Meeres, welche eigene Könige hatten, machten davon, wie es ſcheint, eine Ausnahme. Den Ciſſiern auf den Bergen und den Koſſäern mußte ſogar Tribut gezahlt werden, wenn der Perſerkönig durch ihr Land zog. Die wilden Kaduſier wurden zu mehren Malen vergeblich angegriffen. Sonſt ging die Macht des Königs über die größern Stämme, über die Perſer, Arier, Suſianer, Meder, Baktrer, Arachoſen, Gedroſen, Karmanen, Parther, Hyrkanier und Sogdianer, ſowie über die kleinern der Marder, Karduchen, Elymäer, Drangen, Zaranganer, Choraſmier, Dragogen und Urier. Alle dieſe Völker waren unter einander nahe verwandt[54]), ſelbſt die Dialekte der gemeinſamen Zendſprache wichen wol nur wenig von einander ab, wofür es ſelbſt beſtimmte Anführungen gibt[55]). Es hatten nun aber die Perſer ihrem Reiche eine unnatürliche Ausdehnung über die Marken der großen Zend-Familie hinausgegeben, alſo daß im Oſten Hindu oder doch den Hindu nahe verwandte Völker, im Norden Scythen, welche von den Perſern Sacen genannt wurden, nach Weſten zu Semitiſche Völker, Ägypter, Phryger und Griechen mit zu dem Reichskörper gebracht worden.

Im Anfange ſind dieſe Völker von den Perſern vielfach in ihren religiöſen Eigenthümlichkeiten verletzt worden, denn die Zend-Völker waren nur an bilderloſe Gottheiten gewöhnt. Oftmals verbrannten ſie daher die Tempel ſolcher ſichtbar gemachten Götter, die ihnen ein Gräuel waren. Kambyſes hatte in Ägypten viele Tempel verbrennen laſſen[56]), Darius den Tempel des Baal in Babylon verwüſtet, Xerxes ließ auch noch deſſen goldenes Bild aus dem großen Tempel von Babylon wegſchaffen[57]). Indeſſen ſcheinen die Perſer bald begriffen zu haben, daß ſie die religiöſen Eigenthümlichkeiten der andern Völker ihres Reiches um des Beſtandes deſſelben willen nach Möglichkeit unangetaſtet laſſen müßten. Gegen Ägypten und ſeine Prieſter ſtimmte ſchon Darius einen mildern Ton an, und die Ägyptiſchen Prieſter rühmten daher von ihm, daß er ihrem Collegio gegenüber nicht darauf beſtanden, daß des großen Seſoſtris Bild hinweggenommen und das ſeinige an deſſen Stelle geſetzt werde. Sie behaupteten ſogar, daß der König ſich in die Geheimniſſe ihrer Wiſſenſchaft habe einweihen laſſen[58]). Freilich, als Ägypten auf Anſtiften der Prieſter mehr als einmal aufſtand und immer wieder niedergeworfen ward, fiel die Strafe beſonders auf ſie, von denen der Aufſtand ausgegangen war.

An der Herrſchaft aber hatten alle die Völker, welche nicht zum Zend-Stamme gehörten, keinen Theil. Selbſt die Heerhaufen, welche ſie ſtellen mußten, ſtanden wol unter ihren beſonderen nationalen Anführern, aber dieſe ſelbſt waren wieder dem Oberbefehle von Perſern, vor denen ſie auch weiter nichts als Knechte ſind, untergeordnet[59]). Das große Heer, welches Xerxes gegen die Griechen führt, wird von lauter edlen Perſern angeführt. Es ſcheint aber dieſer Vorzug der eigentlichen Perſer ſich nicht bis zum Untergange des Reiches behauptet zu haben. In den hohen Reichswürden haben die edlen Perſer vor den Edlen der übrigen Zend-Stämme den Vorzug nicht lange behauptet. Baktrer, Meder, Hyrkanier, Suſianer und Andere erſcheinen ebenſo gut als die eigentlichen Perſer in den hohen Reichswürden. Fremde, die nicht zum Zend-Stamme gehörten, ſcheinen davon ganz ausgeſchloſſen geweſen zu ſein. Man ſieht, die Perſerkönige haben eine Ahnung davon, daß ein nationales Band vorhanden ſei, aber zu vollem Bewußtſein darüber ſind ſie nicht gekommen. Wieder in einer andern Beziehung zerfällt das Reich der Perſer in zwei an Umfang und Größe ſehr ungleiche Theile. In dem einen iſt der große König der Perſer unmittelbarer Herr, in dem andern iſt er nur mittelbarer. Der letztere aber iſt der beiweitem kleinere. Bei den Choraſmiern, Koſſäern, Ciſſiern und in Armenien, Cilicien, Paphlagonien, Bithynien, Kappadocien, Karien, Pontus, in den phöniciſchen Städten des Feſtlandes und auf der Inſel Cypern ſind einheimiſche, nationale Fürſten von den Perſern gelaſſen worden. Bei einigen dieſer kleinen Reiche, namentlich bei Armenien und Pontus, iſt es indeſſen zweifelhaft, ob die einheimiſchen Fürſten oder Königsgeſchlechter nicht erſt aus perſiſchen Erbſtatthaltern emporgewachſen. Wären ſie es, ſo ſind ſie doch in der ſpätern Zeit des alten Perſerreiches als einheimiſche und nationale Fürſten anzuſehen. Alle dieſe ſtehen um den großen Perſerkönig wie demüthige Knechte. Zwei Dinge gaben dem perſiſchen Reiche den Charakter der Schwäche und der Haltloſigkeit. Er ruht zuerſt darin, daß es kein reines Nationalreich war, indem es außer der Zend-Familie noch viele fremde Völker, die mit Nothwendigkeit nach nationaler Unabhängigkeit zurückſtreben mußten, umfaßte. Er ruhte ferner darin, daß die Perſer doch manchen Völkern ihres Reiches ihre einheimiſchen Fürſten gelaſſen, welche noch kräftiger als die Völker ſelbſt, dieſe Unabhängigkeit zurückerſehnen mußten.

An der Spitze nun dieſes Reiches ſtand der König der Perſer, der ohne weitern Zuſatz den Titel „der große König“ oder „der König der Könige“ führte. Es war in der Theorie Nichts vorhanden, wodurch die Gewalt des großen Königs eingeſchränkt ſei; er konnte thun, was er wollte, ſein Wille war das bürgerliche und ſelbſt das religiöſe Geſetz[60]). Beinahe wie ein Gott auf Erden ward der Perſerkönig angeſehen. Niemand durfte ſich ihm nahen, ohne das Haupt tief zur Erde zu beugen, und die Hände hinter dem Rücken zu verbergen. Das Glück, den König zu ſehen, ward ſelten dem Volke, in der Regel nur den Vornehmen zu Theil. Vor dem Könige galt Nichts und Niemand Etwas; Alle waren in gleicher Weiſe ſeine Sklaven, wie Alles, was überhaupt

54) *Herod.* VII, 62. 55) *Strabo*, XV, 2. §. 1. 56) *Diod. Sic.* I, 46. 57) *Herod.* I, 182. 58) *Diod. Sic.* I, 58. 95.

59) *Herod.* VII, 96. 60) Ib. III, 31.

Digitized by Google

vorhanden, als ſein Eigenthum angeſehen ward[61]). Was den König umgibt, was in ſeiner Nähe ſteht, muß mit derſelben faſt abgöttiſchen Hochachtung betrachtet werden, wie er ſelbſt. Es iſt Frevel, den Palaſt ohne ſeine Erlaubniß zu betreten, Frevel, den Thron zu berühren, oder ein königliches Kleid zu tragen. Vor allem Andern iſt es Frevel, eine Frau anzuſchauen, welche zum König geführt wird, und wenn der Harem ausgeführt wird, ſo muß bei Todesſtrafe Alles die Flucht ergreifen[62]). Das goldene Bild des Königs ſteht in allen Städten und Jedermann muß es ehrfurchtsvoll begrüßen. Der Geburtstag des irdiſchen Gottes wird durch das ganze Reich wie ein hohes Feſt gefeiert. Iſt er geſtorben, dieſer irdiſche Gott, ſo ſchweigt fünf Tage das Recht und ſelbſt das heilige Feuer wird ausgethan. Der Glaube an die faſt göttliche Macht des Königs auf Erden war tief in die Herzen der Menſchen eingegraben; in demüthigem Schweigen unterwarf man ſich ſeinem Willen. Die Perſer, ſelbſt wenn ſie ſtückweiſe auf Befehl des Königs niedergehauen wurden, dankten noch, daß er ſich ihrer doch gnädig erinnert habe. Freilich hinderte dieſer Glaube ebenſo wenig in Perſien als in andern despotiſchen Staaten, in denen er ebenfalls waltet, daß ſich Einzelne vor dem irdiſchen Gott durch ſeine Ermordung und die Aufſtellung eines andern zu helfen ſuchten; freilich hinderte es auch nicht, daß Empörung nicht ſelten nach ſeinem Diademe die Hand ausſtreckte, denn es iſt der morgenländiſche Geiſt voll von den ſeltſamſten Widerſprüchen. Ein großer König lebte ſeiner eigenen Größe gemäß. Die Fülle, Pracht und Herrlichkeit ſeines Hofes war ungeheuer; die Griechen wiſſen nicht Worte genug zu finden, ſie zu ſchildern[63]). Der Hof, dem gewöhnlich der Name „die Pforte" gegeben worden zu ſein ſcheint, wanderte mit den Jahreszeiten zwiſchen Babylon, Suſa und Ekbatana. Der Frühling ward in Ekbatana zugebracht. Der Palaſt daſelbſt war mit ſilbernen Ziegeln gedeckt und das Innere vielfach mit goldenen und ſilbernen Platten ausgelegt[64]). Schwelgerei und Vergnügen herrſchte in dieſen Paläſten. Das Beſte aus dem ganzen Reiche mußte an die Tafel des Hofes geliefert werden. Es gab eigene Beamte, die verpflichtet waren, auf neue Speiſen und neue Bereitung zu ſinnen; es waren Prämien auf die Erfindung neuer Vergnügungen geſetzt[65]). Das Vergnügen ward auf der Tafel, auf der Jagd, in dem Anſchauen üppiger Tänzerinnen, in der Luſt des Harems geſucht. Das Harem ſcheint aus 360 Frauen, — ſo viele Tage hatte das perſiſche Jahr, — beſtanden zu haben. Die Frauen des Harems waren ſtreng von Eunuchen bewacht, abee freier, unbeobſichtigt von den Eunuchen, lebten die eigentlichen königlichen Gemahlinnen, die von dem Troſſe der Haremsfrauen, von den Beiſchläferinnen wohl unterſchieden werden müſſen. Eine königliche Gemahlin ſtand ſo hoch, daß ſie kein Verdacht erreichte. Nur die Söhne dieſer Königinnen wurden als zur Thronfolge berechtigt angeſehen. Das Herkommen verlangte wol, daß imme der erſtgeborne Sohn Nachfolger des Königs ſei; doch war der Wille eines Königs auch hierin, wie in allen andern Stücken, frei. Ein unermeßlicher Troß von Menſchen bildete den königlichen Hof, und wenn er ſich bewegte von einem Lande zum andern, ſo war es wie die Fahrt eines großen Heeres. Die Bewachung der königlichen Perſon war, wie es ſcheint, ausſchließlich den eigentlichen Perſeen anvertraut. Sie bildeten mehre Haufen, die man königliche Leibgarden nennen könnte. Schon Cyrus hatte 10,000 Steeiter aus den Perſern erleſen, die beſtimmt, des Königs Perſon immer und allenthalben zu bewachen. Nicht aus den Gemeinen, ſondern aus den Edlen und Vornehmen wurden ſie genommen, und ihre Zahl ſtets vollſtändig erhalten, weshalb ſie auch den Namen „die Unſterblichen" führten. Sie zerfielen wieder in beſondere Haufen, unter denen die Melophoren, Somatophylaken und Doryphoren genannt werden[66]). Eine ungeheure Menge von Edlen lebte an des Königs Hofe. Sie erſcheinen zuerſt unter dem Namen der „an Ehre Gleichen" (ὁμότιμοι) und die mögen wol ſtets nur aus den edlen Perſern und aus dem Stamme dee Paſargaden geweſen ſein[67]). Dieſe ſtehen im Palaſt der Perſon des Königs am nächſten. Eine Anzahl von ihnen, zum Schutz und zu jedem Dienſte bereit, befindet ſich ſtets unmittelbar vor den Thüren der königlichen Gemächer. Dann erſcheinen „die Verwandten des Königs," die συγγενεῖς; deren Zahl ſich auf 15,000 belaufen haben ſoll[68]). Auch von ihnen wird zwar angedeutet, daß ſie nur aus eigentlichen Perſern beſtanden, doch iſt es wenigſtens für die letztern Zeiten des alten Perſerreiches nicht wahrſcheinlich. Aus den Verwandten werden die großen Reichswürden beſetzt, und in dieſen erſcheinen ja auch Mitglieder anderee Zend-Stämme. Die Verwandten dienten dem Könige zu Hof-, wie zu Staatsdienſten, worin das Morgenland und eine ungebildete Zeit überhaupt keinen Unterſchied machte. Die, welche mit dem beſondern Vertrauen des Königs beehrt waren, führten den Titel „die Augen, die Ohren des Königs"[69]). Es iſt wol anzunehmen, daß aller Adel dee bedeutendſten Zend-Stämme in eine nahe Verbindung mit dem Könige gebracht, abſichtlich und politiſch an den Hof herangezogen war. Die Jugend des Adels ward theils an dem Hofe des Königs ſelbſt, theils an den Höfen ſeiner Statthalter (Satrapen) erzogen in körperlichen Übungen, in dem Glauben Zoroaſter's unterwieſen und nach deſſen Sittengeſetz geleitet. Vom 17. Jahre an, wenn ſie herangewachſen, begann man die Jünglinge zunächſt in ſolchen Staatsgeſchäften, die körperliches Geſchick und Schnelle erfoderten, anzuwenden. Die, welche am königlichen Hofe nach einer beſtimmten Regel und unter beſtimmtee Aufſicht auferzogen wurden, bildeten auch, wenn der König auf die Jagd ging, die Hälfte

61) *Herod.* IX, 116. 62) *Plut.* Artax. 27. *Diod. Sic.* XI, 56. Es iſt das Courruc der neuen Perſerkönige. *Chardin*, Voyage en Perse. (Paris 1811.) VII. p. 33—37. 63) *Heraclid.* Cum. ap. *Athen.* XII, 13. *Parmenio* ap. *Athen.* XIII, 87. 64) *Polyb.* X, 27. 65) *Clearch.* ap. *Athen.* XII, 39. 55.

66) *Herod.* VII, 83. *Heracl.* Cumae. ap. *Athen.* XII, 54. 67) *Xen.* Cyropaed. II, 1. 68) *Herod.* III, 120. *Diod. Sic.* XVII, 37. *Arr.* VII, 17. 69) *Xen.* Cyropaed. VIII, 4. *Id.* Anab. I, 9. §. 3.

Digitized by Google

ſeiner Leibgarden, damit ſie ſich an den Dienſt gewöhnten. Zehn Jahre mußten ſie wieder in der Claſſe der Herangewachſenen verharren. Dann erſt traten ſie in die Reihen der Männer ein, die zu allen Hof- und Staatsdienſten fähig waren. Es wird berichtet, daß zu ſolchen nur zugelaſſen worden ſei, wer in dieſer beſtimmten Weiſe auferzogen worden war [70]). Die politiſche Abſicht dieſer ganzen Adelserziehung iſt unverkennbar.

Von dem Hofe aus waltete nun der König in einer dem Morgenlande eigenen Weiſe über das Reich. Er war mehr Herr des Reiches, als daß er es regiert hätte, weshalb auch ein Miniſterium oder ein Staatsrath nicht vorhanden zu ſein brauchte. Der König berieth ſich nur mit den Verwandten über die zu ergreifenden Maßregeln. Noch öfter aber wurden die Angelegenheiten durch die Frauen des Harems oder die Eunuchen, welche ſchon bei Cyrus und Kambyſes eine bedeutende Rolle ſpielten, entſchieden [71]). Als Staatsbeamte in unſerm Sinne des Wortes ſcheinen an dem Hofe nur die königlichen Schreiber, welche die Befehle ausfertigten und überſendeten, und die Aufſeher des königlichen Archives vorhanden geweſen zu ſein [72]). Regiert ward das Reich nicht unmittelbar, ſondern nur mittelbar durch den König, wozu ihm die Großen des Reiches, der Adel der bedeutendſten Zend-Stämme, diente. Dieſe Regierung verfolgt zwei Hauptrichtungen. Die erſte iſt, die eroberten Provinzen in Gehorſam zu erhalten und ſie zum Beſten des Königs und der Großen des Reiches, die ein Prachtleben führen wollen, auszubeuten. Die zweite iſt, nun wieder dieſe Großen, durch welche der König das Reich regieren muß, in Gehorſam zu erhalten. Die Provinzen ſind für Beherrſchung und Benutzung in Statthalterſchaften, Satrapien ſeit Darius genannt, eingetheilt. Nur das eigentliche Perſien bildete eine ſolche Satrapie nicht, und zahlte daher auch keinen Tribut [73]). Die eigentlichen Perſer waren dem großen Könige nur zum Kriegsdienſte, der dafür aber auch mit einer furchtbaren Strenge begehrt ward, verpflichtet. Doch iſt zweifelhaft, ob dieſer Vorzug des eigentlichen perſiſchen Volkes ſich bis zum Untergange des alten Reiches erhalten. Wenigſtens wird Ariobarzanes, der gegen Alexander den Großen Perſien zu vertheidigen ſucht, Satrap genannt [74]). Die Zahl der Satrapien läßt ſich nicht beſtimmen; ſie wechſelte mit der Zeit und nach den Launen des Hofes, der bald mehre Satrapien in eine zuſammenſchlug, bald ſie wieder trennte. Die Beſtimmung der 20 Satrapien des Darius war eine ganz vorübergehende. Die Satrapien wurden durch Heerhaufen, die nicht allein aus Perſern, ſondern aus den bedeutenden Zend-Völkern überhaupt genommen, in Zaum und Zügel gehalten. Sie ſcheinen in Lagern, Städten und Burgen zerſtreut gelegen zu haben. In den ſpäteren Zeiten des Reiches kommen zu ihnen noch die fremden, beſonders die griechiſchen Soldtruppen. Von den königlichen Truppen in den Provinzen ſind nun noch die beſondern Truppen des Satrapen, ſeine Garden, zu unterſcheiden. Alle zuſammen bilden eine bedeutende Streitkraft, daß das Land wol gehorſamen muß. Die Satrapen ſind nun freilich angewieſen, für ihre Provinzen, für den Ackerbau, für die Blüthe der Städte zu ſorgen, weil das nothwendig iſt, wenn ſie immer richtig ſollen zahlen und leiſten können [75]). Im Übrigen aber ſcheinen die Perſer ſich um die unterworfenen Völker wieder nicht gekümmert zu haben, und deren ganzes inneres Leben, wo es nicht die Tribute, die Lieferungen, die großen Heerfahrten und die Militairpflichtigkeit gilt, unberührt gelaſſen worden zu ſein. Die Satrapie iſt beſonders nur da, um das Prachtleben des Königs und der Reichsgroßen zu ſichern.

Auf den Provinzen laſtete ein ſchwerer Druck. An den König hatten ſie theils regelmäßig beſtimmte Tribute an Geld, theils außergewöhnliche zu liefern, und den ganzen königlichen Hof mit ſeinem furchtbaren Troß zu ernähren. Beſtimmte Leiſtungen an Thieren und Früchten laſteten noch außer den Geldtributen auf den Landen. Die Geldtribute wurden durch den Satrapen eingezogen und an den Hof geliefert; bei der Naturatienlieferung dagegen ſcheint eine andere Einziehungsweiſe ſtattgefunden zu haben. Ferner ſind auch den Satrapen Geldleiſtungen zu machen, und der Hof deſſelben iſt in derſelben Art wie der Königshof durch Leiſtungen von Naturalien zu erhalten. Die Provinzen hatten einen zwiefachen Hof zu erhalten. Die Laſt, die auf ihnen ruhte, muß ungeheuer geweſen ſein, denn beinahe Unglaubliches wird von der Schwelgerei der perſiſchen Satrapen berichtet. Sie hatten ihre Harems, ihre Garden, ihren Hofſtaat, ihre Paläſte gleich dem König und Alles in rieſenmäßigem Maßſtabe. Die dritte Laſt, welche die Provinzen zu tragen hatten, war die Ernährung und die Beſoldung der Truppen, der königlichen ſowol als auch der ſtatthalterlichen [76]). Nach Möglichkeit war Alles, wie auch noch in dem jetzigen Reiche der Perſer, darauf berechnet, daß der König nichts oder doch ſo wenig als möglich auszugeben habe. Wenn er belohnen wollte, ſo wies er einen Diſtrict oder mehre Flecken und Städte zu lebenslänglichem Genuß an. Das Reich war für den Genuß des Königs und der Großen da, der König hatte ihn aber nicht allein; er mußte ihn mit den Großen, obwol dieſe ſonſt ſeine Sklaven waren, theilen. Die Länder, welche noch nationale Fürſten hatten, ſtanden entweder unter perſiſchen Satrapen oder es war vom großen König gleich die Satrapie dem Fürſten ſelbſt aufgetragen. Die zweite Hauptrichtung und Hauptſorge aber war für König und Hof nun wieder die Großen, die ſich in dem Beſitze der Satrapien befanden, in Zaum, Zügel und Gehorſam zu erhalten. Im Allgemeinen ſollte furchtbare Grauſamkeit und Ausdehnung der Strafe auf Weib, Kinder und Geſchlecht zur Warnung und zum Schrecken dienen. Bei Ungehorſam gegen königliche Befehle ſtanden, wie es ſcheint, faſt immer die gräßlichſten Strafen da. Verſtümmeln, Augenausſtechen, Verbrennen, Lebendigbegraben, Steinigen, Schinden, mit

70) *Xen.* Cyropaed. VII, 5. 71) *Ctesias*, Pers. §. 2. 4. 72) *Herod.* III, 128. *Joseph.* antiq. XI, 6. *Quint. Curt.* VII, 3. 4. 73) *Herod.* III, 97. 74) *Diod. Sic.* XVII, 68. *Arr.* III, 18.

75) *Xen.* Oeconom. IV. §. 10—12. 76) *Herod.* I, 192.

Digitized by Google

allen denkbaren Qualen bis zum Tode Martern, ſind da die gewöhnlichen Weiſen des Königs zu ſchrecken[77]). Aber vor Allem mußte dafür geſorgt ſein, daß die Satrapen ſich nicht in eine Lage bringen könnten, wo ſie den Zorn des Königs mit ſeinen grauſamen Strafen nicht mehr zu fürchten brauchten. Daher war zuerſt die Gewalt des Satrapen nicht zur alleinigen in der Provinz gemacht. Der Befehl über die königlichen Truppen war wenigſtens in der früheren Zeit des Reiches von der Satrapie getrennt. Vorſichtig, wie es auch in dem neuen perſiſchen Reiche der Fall iſt, ſuchte man die großen und feſten Städte, deren Wiedereinnahme einem Perſerheer ſo ſchwer fiel, der Macht des Satrapen zu entreißen[78]). Man beſtellte über ſie beſondere königliche Beamte und der Befehl über die Stadt war dann wieder getrennt von dem Befehle über die Burg, wenn die Stadt eine ſolche hatte, damit allenthalben die Intereſſen getheilt wären und eine Vereinigung gegen den König erſchwert ſei. Neben dem Satrapen ſtanden ferner beſondere vom Könige geſetzte Schatzmeiſter, damit Jener nicht Herr über die Gelder werde[79]). Die Schatzmeiſter hatten wahrſcheinlich die Einziehung der Tribute zu übernehmen und für die Ablieferung des Eingegangenen an den großen königlichen Schatz zu ſorgen. Endlich aber hatte man auch Mittel, um einen Abfall des ſo beobachteten Satrapen zu hindern oder doch ihn ungemein zu erſchweren[80]). Jahr aus, Jahr ein erſchienen beſondere Beauftragte des Königs an der Spitze von Heerhaufen in den Satrapien. Sie hatten nachzuſehen, ob in jeglicher Satrapie Alles wohl ſtehe, und, was ſie Unebenes fanden, das mußten ſie ſofort abſtellen. Vermochten ſie es nicht, ſo hatten ſie den König ſogleich in Kenntniß zu ſetzen, damit weitere und größere Maßregeln ſchnell genommen werden könnten. Die, welche die Namen „Augen oder Ohren des Königs" führten, mögen außerdem noch die Pflicht gehabt haben, auf Alles zu achten, was in dem Reiche vorging, und was Mistrauen rechtfertigte und Verdacht erregte. Das Reich iſt in ſeinen Hauptrichtungen von einer Art königlicher Poſten durchſchnitten, daß ſchnell des Hofes Befehle allenthalben hin und Berichte von allenthalben her an den Hof befördert werden konnten[81]). In beſtimmten Zwiſchenräumen, eine Tagfahrt immer von einander entfernt, waren Mann und Roß Tag und Nacht bereit, jede Botſchaft an den königlichen Hof zu bringen. Dieſe Einrichtung ſoll ſchon Cyrus getroffen haben. Das war die Regierungsweisheit der Perſer in den beiden angegebenen Hauptrichtungen.

In naher Verbindung mit dieſen beiden ſtand nun eine dritte noch, die mit Nothwendigkeit verfolgt werden mußte, wenn man beſtehen und wenn Könige und Reichsgroße den Genuß nicht verlieren ſollten. In dieſer dritten Nebenrichtung mußte für die Waffenmacht geſorgt werden. Nur Gewalt hielt die Zend-Völker in dem Perſerreiche zuſammen, nur Gewalt hielt die Völker, die der Zend-Familie nicht angehörten, an das Perſerreich. Das ganze militairiſche Weſen deſſelben war immer beſonders Landmacht; vor dem Meere hatten die Zend-Völker eine Art Abneigung und das alte Perſerreich beſaß ebenſo wenig wie das gegenwärtige eine eigene nationale Flotte. Bei einer großen Heerfahrt, wo eine Flotte durchaus nothwendig war, ward ſie, wie beim Zuge des Xerxes gegen Griechenland, von den fremden, dem Reiche unterworfenen Völkern geſtellt, wo denn Perſer und Meder, weil den Fremden nicht getraut ward, als Mitbemannung auf die Schiffe gethan werden[82]). Das Landheer war zuerſt ein regelmäßig ſtehendes und durch dieſes waren die Provinzen, Burgen, Städte und die wichtigen Päſſe beſetzt. Dieſes Heer ſcheint beſonders aus den Völkern des Reiches, mit deren Adel der König in enger Verbindung ſteht, deren Adel den Mitgenuß vom Reiche hat, gebildet zu ſein. Perſer, Meder, Baktrer, Parther, Hyrkanier, Suſianer und andere, kurz die Hauptvölker des Zend-Stammes, erſcheinen in demſelben. Dieſen, beſonders aber den Perſern, Medern, Baktrern und Parthern, wird der Ruhm der Tapferkeit nirgends beſtritten. Die eigentlichen Perſer dienen beſonders als Reiterei. Roß und Mann waren ſchwer, aber zu ſchwer gerüſtet, ſodaß ſie die Hitze der Schlacht nicht lange ertragen konnten. Es kommen indeſſen auch perſiſche Schleuderer vor. Ohne alle Anſtrenzungen kann das eigentliche Perſien dem großen König 100,000 Streiter ſtellen[83]). Fremde, dem Reich unterworfene, aber dem Zend-Stamme nicht angehörende Völker ſcheinen in das regelmäßig ſtehende Heer gar nicht aufgenommen worden zu ſein, wol aber ward es durch Söldnerſcharen bedeutend vermehrt. Schon Cyrus hat in ſeinem Heere ſolche Söldner. Man nahm ſie am liebſten aus den fremden Nomaden, die an den Reichsgrenzen oder außerhalb derſelben wohnten, und ſie bildeten dann eine treffliche leichte Reiterei. In den ſpätern Zeiten des Reiches wurden auch ſtarke Haufen von Griechen, die ein ſehr gutes Fußvolk gaben, von den Satrapen und vom großen Könige geworben. Unter dem letzten Darius muß die Zahl der griechiſchen Söldner ſehr bedeutend geweſen ſein. Wenn aber eine große Heerfahrt nach Außen zu, etwa über die Reichsgrenzen, unternommen werden ſoll, ſo fanden die Perſer das ſtehende Heer nicht genügend und können es nicht, da doch auch während des Krieges die Provinzen überwacht ſein wollten. Es genügten ihnen dann aber auch die Zend-Stämme nicht, die in der That zu den größten Unternehmungen genug waren, ſondern ſie verfuhren in einem ſolchen Falle mit einem großen Maße von Thorheit. Die Perſer meinten, durch die Maſſe ließe ſich Alles erreichen, die Maſſe müſſe Alles niederwerfen und erdrücken, ſie begreifen nicht, daß ſie nicht im Stande ſind, eine wahrhaft ungeheure Maſſe zu leiten, zu lenken oder auf einer längern Heerfahrt auch nur zu ernähren. Wenn auch nicht alle, doch eine ſehr große Anzahl aller Waffenfähigen des Reiches, die nicht gehörig bewaffnet, am wenigſten aber für den Krieg ein-

77) *Herod.* III, 119. *Ammian. Marcell.* XXIII, 5. 78) *Xen.* Oeconom. *Arr.* III, 16. 79) *Joseph.* Antiq. XI, 4. *Diod. Sic.* XVIII. 80) *Xen.* Cyropaed. VIII, 5. 81) *Herod.* VIII, 98.

82) *Herod.* VII, 96. 83) *Arr.* II, 18. *Plut.* Alex. 18.

geübt, ward dann auf irgend einen Punkt des Reiches zuſammengetrieben[84]). Wenn ſie gekommen, werden ſie wie Viehheerden nach Tauſenden und Zehntauſenden abgemeſſen und unter den Befehl des Adels der Zend-Stämme geſtellt. Dann ward, der König, die Perſer und die Garden in der Mitte, die Heerfahrt angetreten[85]). Wälzte ſich das Heer, wie bei der Heerfahrt nach Griechenland, über die Reichsgrenzen, ſo ward auch außerhalb derſelben noch Alles, weſſen man von waffenfähigen Männern habhaft werden konnte, mit fortgeſchleppt; der Troß und mit ihm die Verwirrung ward daher immer größer[86]). Zwar ſchleppten Tauſende von Kameelen Lebensmittel nach, zwar war wenigſtens für die Erhaltung des königlichen Hofes und der Großen einige Vorauſtalt getroffen, aber Niemand denkt an die Ernährung der Gemeinen, des Haufens, des unermeßlichen Troſſes. Fällt ein ſolches Perſerheer in eine Gegend ein, ſo iſt im Nu von den Vordern Alles aufgezehrt und die Hintern haben nichts[87]). Die Menſchen flüchten, wohin es kommt, und drei, vier Monate genügen, um es durch Hunger und Verwirrung aufzulöſen, noch ehe es zum Kampfe mit dem Feinde gekommen iſt. So ging's in dem großen Kriege gegen Griechenland. Oder es kommt, wie bei Iſſus und Arbela, zum Kampfe. Die wahrhaft tapfern Völker des Reiches waren gepreßt und gehindert durch die Maſſe der Halbbewehrten, Ungeübten, Feigen und Unterworfenen, die nur auf eine leiſe Veranlaſſung warteten, um davon zu laufen. Der Feind hat nur nöthig, auf das Centrum zu dringen, wo die Perſer und ihre Stammgenoſſen ſtehen, und es zum Weichen zu bringen. Iſt das einmal geſchehen, ſo löſt ſich ſofort Alles in ungeheure Verwirrung auf, und die Garden, die Perſer, Meder, Baktrer u. a. m. werden von dem wilden Sturme der Flucht mit fortgeriſſen.

So war das Reich der alten Perſer ein ſchwerer, unbeholfener Körper, die Könige, gefangen gehalten von dem gewöhnlichen Geiſte des Morgenlandes, vermochten nicht ihm eine Seele, ihm Kraft einzuflößen. Es hätte einer großen und freien Geſinnung, die das Morgenland überhaupt bis auf dieſen Tag nur als eine ſeltene Ausnahme erzeugt hat, bedurft, um nicht blos genießen, um in einem nationalen Geiſte, einem Geiſte, der den Zend-Stamm umfaßt, zu herrſchen. Die Perſer, die ſich nur mit dem Adel der übrigen Zend-Stämme, nicht mit den übrigen Zend-Völkern ſelbſt verſchwiſtert, die eine Maſſe ihnen ganz Fremder in ihr Reich hereingezwungen, ſtanden locker und haltlos in ihrer Herrſchaft über Aſien da. Von dem erſten einigermaßen bedeutenden Sturme mußten ſie niedergebrochen werden. Noch einige Zeit iſt ihnen vergönnt, einen ſolchen Sturm nicht heraufziehen zu ſehen. In dieſer Zeit will ſich bald die Nationalität der fremden Völker gegen das Perſerreich geltend machen, bald bricht der innere Zwieſpalt zwiſchen dem großen Könige und den kleinen Königen, den Satrapen, in blutigem Streite hervor. Ein innerer Zwieſpalt iſt hier ſtets vorhanden. Die, welche das Glück gehabt, Satrapien zu empfangen, ſtehen zu groß und zu herrlich da, als daß in ihnen nicht der Gedanke aufſteigen ſollte, ſich aus der Knechtſchaft des großen Königs zu erlöſen, ſich zu freien Herren zu machen. In der Mitte dieſer Kämpfe erſcheint nun noch eine Reihe von Palaſtintriguen, Palaſtgräueln und Palaſtrevolutionen, bei denen Weiber und Eunuchen die Hauptrollen ſpielen. In ſolchen Dingen ruht nun die Geſchichte der letztern Zeit des alten Perſerreiches.

Dee Anfang der Regierung Artaxerxes' I. iſt von einer ſchweren Bewegung begleitet. Jener Artabanus, der nach dem Throne geſtrebt und im Palaſte den Untergang gefunden hat, iſt nicht ohne großen Anhang geweſen. Faſt ſcheint es, als ſei ein guter Theil der Reichsgroßen auch mit dem Hauſe des Darius ſchon wieder ſo unzufrieden geworden, als man es mit dem Hauſe des Cyrus geweſen. Faſt ſcheint es, als habe man auch der Nachkommen des Darius ſich wieder erledigen wollen. Darum hatte Artabanus auf den Thron geſtellt werden ſollen. Auch nachdem er todt, war doch ſeine Partei noch da. Die Sache mislang aber dieſes Mal, weil nicht alle Große, ſondern nur ein Theil von ihnen das Haus des Darius nicht mehr wollte. Artaxerxes mußte zuerſt eine große Schlacht gegen die Partei des Artabanus ſchlagen, die er gewann und in welcher drei von deſſen Söhnen den Tod fanden. Darauf hatte der große König noch einen Kampf mit dem Satrapen von Baktra zu beſtehen, der ebenfalls Artabanus genannt wird und der alſo wol auch mit der Familie des erſten Artabanus zuſammenhangen mag. Erſt nach zwei Schlachten ward Artaxerxes I. wieder Herr von Baktra. Der König iſt darauf genöthigt, eine große Veränderung mit dem Reiche vorzunehmen. Die Übelgeſinnten wurden aus den Satrapien entfernt und Wohlgeſinnte an ihre Stelle gebracht[88]). Noch aus der Dürftigkeit dieſer Nachrichten erkennt man, daß die Bewegung groß geweſen, daß der Thron der Familie des Darius auf dem Spiele geſtanden. Nicht nach, ſondern bereits während dieſer Bewegung, und ſehr bald nach dem Tode des Xerxes, führte Inarus, der ein Libyer genannt wird, der aber wol nur ein vor der Perſerherrſchaft nach Libyen geflüchteter Ägypter war, einen neuen Abfall Ägyptens herbei. Achämenes, der Bruder des großen Königs, der die Satrapie dieſes Landes hat, lieferte den Empörern eine Schlacht, ward von ihnen beſiegt, gefangen und getödtet[89]). Inarus waffnete die Eingeborenen und ſchloß einen Bund mit Athen, welches an der Griechenküſte noch gegen die Perſer fortkämpfte, und Athen ſendete ſofort dem empörten Ägypten eine Flotte zur Hilfe. Artaxerxes I. wollte nun ſelbſt gegen Ägypten, aber die Freunde widerriethen es, und ſo ward Achämenides, der Ohm, ausgeſendet, um die Empörung zu unterdrücken. Die Perſer ſcheinen den Nil hinaufgedrungen zu ſein; bei Memphis, welches zum

84) *Herod.* IV, 23. VII, 20. Noch unter den erſten Saſſaniden kommt ein ſolches Zuſammentreiben alles Volkes zuweilen vor. *Herodian.* VI, 5. 85) *Arr.* III, 11. 86) *Herod.* VII, 40. VII, 186. 187. *Arr.* II, 11. 87) *Herod.* VII, 25. 121.

88) *Ctesias*, Pers. §. 30. 31. *Diod. Sic.* XI, 71. 89) *Herod.* III, 12. VII, 7. *Ctesias*, Pers. §. 33.

Digitized by Google

Theil noch in der Gewalt der Perſer geweſen zu ſein ſcheint, ward eine Schlacht geſchlagen, in der ſie vor den Ägyptern und Athenienſern ſieglos blieben. Die Trümmer und Reſte der Perſer flüchteten in die Burg von Memphis, wo ſie belagert wurden. Artaxerxes I. foderte nun ſchon die Spartiaten auf, einen Einfall in das Gebiet von Athen zu thun, damit er Luft bekomme. Aber noch läßt ſich Sparta mit dem großen Könige nicht ein[90]). Jetzt ward, denn auch Achämenides war von den Ägyptern getödtet worden, jener Megabazus, der an dem Verräther Artabanus zum Verräther geworden, mit großer Heeresmacht gegen Ägypten geſendet. Nun erſt wurden Siege gewonnen und die Perſer allmälig wieder Herren des Landes, Inarus und die Griechen aber in Byblus eingeſchloſſen, wo ſie ſich lange vertheidigten, endlich aber doch zur Capitulation gezwungen ſind. Die Reſte der Athenienſer erhielten freien Abzug nach Cyrene. Inarus dagegen ward gefangen nach Perſien geführt. So endet der abermalige Aufſtand Ägyptens im J. 456. In den moraſtigen Theilen des Landes ſoll ſich aber ein Mann, Amyrtäus genannt, noch unabhängig behauptet haben[91])..

Fünf Jahre verlaufen nach dieſem Ereigniſſe, da bricht Artaxerxes I., von ſeinen Frauen bewogen, die Capitulation, welche Megabazus, der Satrap von Syrien, mit Inarus geſchloſſen, und läßt dieſen kreuzigen. In der Theorie iſt Jeder Sklave des Königs, der mächtigſte Satrap ebenſo gut wie der Gemeinſte, in der Praxis aber geſtaltet ſich die Sache oftmals anders. Megabazus fühlte durch den Bruch der Capitulation ſeine Ehre verletzt, ging in ſeine Satrapie von Syrien und empörte ſich dort gegen den großen König. Es kann von der Macht ſolcher Satrapen eine Vorſtellung geben, daß Megabazus im Stande iſt, ein Heer, das nur an Fußvolk 150,000 Streiter zählt, zuſammenzubringen. Er iſt einer der Perſer geweſen, die den Vorzug griechiſcher Streiter vor den morgenländiſchen am früheſten begriffen. Er ſcheint daher Griechen in ſeinem Heere gehabt zu haben. Alle königlichen Truppen, die gegen Megabazus geſendet, blieben zuerſt ſieglos, und mehre Jahre lang behauptet er ſich mit Glück gegen die ganze Macht des großen Königs. Doch zuletzt endet der Kampf, ohne daß wir genau erführen, wie? Megabazus hatte Verzeihung empfangen und lebte am königlichen Hofe, wo er auch ſtarb. Vielleicht verlor er nicht einmal ſeine Satrapie von Syrien, vielleicht ging ſie ſogar auf ſeinen Sohn Zopyrus über. Es kommen überhaupt mehre Beiſpiele vor, daß die Satrapien wie erbliche Reichslehen von dem Vater auf den Sohn übergehen. Wenigſtens wird erzählt, daß nach des Megabazus Tod, ſeiner Söhne einer, Zopyrus genannt, ſich auch gegen den König empört habe, und das hätte er ja wol nicht thun können, wenn er nicht in dem Beſitze einer Satrapie geweſen wäre. Zopyrus aber wird erdrückt und König Artaxerxes I. ſtirbt im J. 424[92]). Er hatte nur einen Sohn, den Xerxes, den eine der königlichen Gemahlinnen geboren, hinterlaſſen. Xerxes II. ſtieg nach perſiſcher Sitte auf den Thron. Von den Frauen des Harems aber waren noch mehre andere Söhne da, Sogdianus zuerſt, dann Ochus, der vom Vater mit Paryſatis, der Schweſter, vermählt worden und Satrap von Hyrkanien war; noch ein dritter endlich, Arſites genannt. Nur 45 Tage herrſchte Xerxes II., da ward er von Sogdianus ermordet und ſo iſt der echte Stamm des Darius, das echte Königsblut, ſchon untergegangen. Sogdianus hat nur etwa ein halbes Jahr den Thron behauptet. Ochus muß auch irgend eine Satrapie gehabt haben. Oftmals an den königlichen Hof berufen, um ſeine Treue zu erweiſen, kam er nicht und griff endlich zu den Waffen. Der Befehlshaber der Reiterei, die Satrapen von Ägypten und Armenien fielen zu ihm ab und ſetzten ihm das königliche Diadem auf. Sogdianus ſcheint ohne Kampf das Reich aufgegeben zu haben. Er überlieferte ſich ſeinem Gegner und ward ermordet[93]). Ochus nahm nun, denn alle Könige gaben ſich bei der Thronbeſteigung einen neuen, den Namen des Geſchlechtsälteſten, Darius an[94]).

Unter dieſem Darius II. bietet das Perſerreich, ſoweit die ſehr dürftigen Nachrichten zu ſchließen erlauben, nichts weiter als eine Kette von Empörungen bald königlicher Prinzen, bald mächtiger Satrapen, bald unterworfener Völker, das Innere des königlichen Palaſtes aber nichts als Schwäche, Feigheit, Frauen- und Eunuchenherrſchaft dar. Zuerſt empört ſich wieder ein Bruder des Königs, jener Arſites, der irgend eine Satrapie beſeſſen haben mag. Mehre Große, beſonders Artyphius, ein Sohn des Megabazus, iſt mit ihm. Im Palaſte war der alte königliche Stamm, wol nicht ohne vieler Großen Mitwirkung, vernichtet worden. Sie wollten ſich die Bequemlichkeit machen, aus dem unechten Stamme heraus, einen König nach dem andern aufſtellen zu können, damit die königliche Macht überhaupt immer ſchwächer würde. Der Schauplatz aber des Kampſes gegen Arſites ſcheint in Kleinaſien geweſen und ſeine Stärke in griechiſchen Söldnern beſtanden zu haben. Der königliche Feldherr Artaſyrus, in zwei Schlachten erſt beſiegt, wird nicht durch Waffen, ſondern dadurch Meiſter, daß er die griechiſchen Söldner ſeines Gegners ſich erkauft. Arſites und Artyphius werden gefangen und durch glühende Aſche getödtet. Piſoudnes, Satrap von Kleinaſien, empört ſich ebenfalls, was vielleicht noch mit dem Aufſtande des Arſites zuſammenhangt, und auch er kann von Tiſſaphernes nicht anders als durch die Beſtechung, die er gegen die griechiſchen Söldner anwendet, unterdrückt werden[95]). Je länger, je mehr fangen die Satrapen an, ſich ſelbſt mit Übermuth gegen den großen König zu betragen. Ein ſolcher Satrap, Teritouchmes, auf den auch ſchon die Satrapie ſeines Vaters wie ein fürſtliches Erbe übergegangen, wagt ſogar, Amiſtris, die königliche Tochter, die ihm zur Gemahlin gegeben worden, grauſam ermorden zu

90) *Diod. Sic.* XI, 74. 75. 91) *Thuc.* I, 109. 110. *Diod. Sic.* XI, 77. *Ctesias*, Pers. §. 33. 34. 92) Ib. §. 37–43.

93) *Ctesias*, Pers. §. 44. 45. *Diod. Sic.* XII, 64. 94) *Ctesias*, Pers. §. 46. 47. *Diod. Sic.* XII, 71. 95) *Ctesias*, Pers. §. 50–55.

Digitized by Google

laſſen. Auch er denkt darauf an Abfall, wird aber noch rechtzeitig niedergehauen. Der Hof läßt nun die Familie des Xeritpuchmes lebendig begraben oder bei lebendigem Leibe zerſägen. Auch Medien war unter Darius II. wieder einmal abgefallen, aber leicht abermals unterworfen worden[96]). Ägypten aber, von Amyrtaus eingenommen, vermochten die Perſer jetzt nicht zu beſiegen, und der Hof konnte ſich entweder gar nicht um Ägypten bekümmern, oder mußte ſich mit einem Tribute des neuen Pharao Amyrtäus begnügen. In dem Innern des Palaſtes verſuchte einmal ſogar einer der drei Eunuchen, von denen Darius II. ſich beherrſchen ließ, Artoxares, den König aus dem Wege zu räumen und ſich an deſſen Stelle zu ſetzen, fand aber bei dem Verſuche den Untergang[97]). Wenn Alexander der Große nicht das alte Perſerreich geſtürzt, es würde wol, wie nachmals das Reich der Khalifen, durch die Statthalter aus einander gebrochen ſein. König Darius II. aber ſtarb im J. 405. Von der königlichen Gemahlin Paryſatis, die ſtets ſehr großen Einfluß auf ihn gehabt, waren zwei Söhne da. Arſaces war der ältere, aber er war geboren, als der Vater noch nicht König war, Cyrus war der jüngere, geboren, als der Vater König war. Nach dem Herkommen und nach früheren Beiſpielen hatte Cyrus deshalb in der Thronfolge den Vorzug. Auch ſchien er von dem Vater zu großen Dingen beſtimmt zu ſein, denn er war mit einer wichtigen Sendung nach Kleinaſien beauftragt worden. Die Perſer waren in dem Laufe der Zeit immer aufmerkſamer auf das Volk der Griechen geworden, denn die griechiſchen Soldtruppen hatten ſich bei ihnen in eine furchtbare Achtung geſetzt. In dem letzten Theile des Peloponneſiſchen Krieges ging nun den Perſern die Hoffnung auf, wieder in den Beſitz der Küſte Kleinaſiens zu kommen. Sparta wollte Athens Macht brechen und ſie konnte dadurch am ſicherſten gebrochen werden, wenn man die unterwürfigen Bundesgenoſſen Athens in Kleinaſien, auf den Inſeln und in Thracien frei machte. Sparta aber getraute ſich nicht, dieſes Werk allein zu vollenden, und rief daher die Hilfe der perſiſchen Satrapen in Kleinaſien dazu auf. Der Satrap Tiſſaphernes, welcher dem großen Könige mit Tributen in Rückſtand geblieben, weil Athen die Küſte und die Inſeln beherrſchte, ſchloß mit Sparta drei Bündniſſe, vermöge deren alles Land, das früher dem König gehört, an die Perſer zurückkommen ſollte[98]). Unter dieſer Bedingung wollte Tiſſaphernes Geld zum Kriege gegen Athen geben. Er that's, aber nicht ſo wie Sparta wollte und wie es für dieſen Krieg nothwendig war, denn er fürchtete, Sparta werde die Perſer am Ende nur betrügen, das Geld nehmen und wenn Athens Macht gebrochen, die Küſte für ſich behalten. Die Sache war bis zu den Ohren des großen Königs, Darius II., gekommen, und der hatte Cyrus, den Sohn, nach Kleinaſien geſendet, um dieſe Staatsſache zu leiten. Cyrus ſchlug einen andern Weg ein, gab reichlich Geld, und ſo gelang es, Athens Macht zu brechen. Doch erſt im zweiten Jahre nach Darius' II. Tode ward der Peloponneſiſche Krieg ganz geendet.

Cyrus aber war noch vor des Vaters Tode an den Hof zurückgerufen worden, wie es ſchien, um zum Thronfolger beſtimmt zu werden, wofür auch Paryſatis kräftig arbeitete[99]). Dieſes Mal aber entſchieden andere Einflüſſe über den König, und Arſaces war zum Thronfolger beſtimmt worden. Cyrus ſollte nun die Satrapie in Lydien und den Heerbefehl in Kleinaſien empfangen. Als nun Darius II. geſtorben, nahm Arſaces den Namen Artaxerxes II. an. Wenn nun Cyrus vielleicht auch nicht ſogleich daran dachte, ſich des Thrones doch noch zu bemeiſtern, ſo fürchtet es doch Artaxerxes II., bei dem auch Tiſſaphernes noch als Ankläger gegen Cyrus auftrat. Es wäre Cyrus einſt niedergehauen worden, wenn Paryſatis ihn nicht mit ihrem eigenen Leibe geſchützt[1]). Die Königin-Mutter vermittelte, daß er in ſeine Satrapie geſendet ward. Cyrus, der ſich ſelbſt für einen großen Mann gehalten zu haben ſcheint, ging mit dem feſten Entſchluſſe, ſich auf den Thron zu erheben. In Kleinaſien angekommen, traf er ſeine Anſtalten und ſuchte beſonders griechiſche Soldtruppen zu erlangen, denn das hatte auch er begriffen, daß nicht die Maſſe, ſondern die Art der Krieger den Sieg entſcheide[2]). Gegen 16,000 Griechen brachte er allmälig zuſammen, indem Sparta ſeine Entwürfe in aller Weiſe unterſtützt, denn es iſt dieſem Staate darum zu thun, eine Verwirrung in dem perſiſchen Reiche, in welcher er ſich in den Beſitz der griechiſchen Küſtenſtädte Kleinaſiens ſetzen könnte, zu erzeugen[3]). Tiſſaphernes verklagte nun zwar Cyrus und ſeine Plane unaufhörlich am königlichen Hofe, aber Paryſatis iſt dort deſſen Beſchützerin. Cyrus trieb endlich den Tiſſaphernes ſogar mit Waffengewalt aus den Joniſchen Städten, aber nicht einmal das rüttelte den ſchlaffen Artaxerxes II. aus ſeiner ruhigen Sicherheit auf[4]). Zuletzt bricht Cyrus, ſeine feindlichen Abſichten ſo lange als möglich verhehlend, auf und dringt in das Innere Aſiens hinein[5]). Sein Heer war allmälig, die Griechen ausgenommen, bis auf 100,000 Streiter geſtiegen. Artaxerxes II. hatte, als er ſah, daß der Bruder ſich wirklich empört, ſich erſt in das eigentliche Perſien zurückziehen wollen, damit ein möglich großes Heer zuſammengezogen werden könnte. Endlich folgte er aber doch beſſerem Rath und entſchloß ſich, nicht in Perſien, ſondern ſchon im vordern Aſien die entſcheidende Schlacht zu liefern. Mehr als eine Millon Streiter hatte Artaxerxes II. für dieſen Kampf zuſammengebracht, und doch wäre er wol, als er bei Kunaxa in Babylonien mit Cyrus zuſammentraf, beſiegt worden, wenn nicht dieſer ſelbſt, im J. 401, durch einen Zufall den Tod gefunden[6]). Dieſer Tod löſte das ganze Unternehmen in Nichts auf. Vielfache Verbindungen ſind nun zwiſchen Perſern und Griechen eingetreten, und die letztern haben die Überlegenheit ihrer Waffen,

96) *Xen. Hell.* I, 2. §. 19. 97) *Ctesias*, Pers. §. 53. 98) *Thuc.* VIII, 18. 37. 58.

99) *Xen. Hell.* II, 1. §. 13.

1) *Plut.* Artax. 2. 2) *Xen.* Anab. I, 7. §. 10. 3) *Plut.* Artax. 6. 4) *Xen.* Anab. I, 9. §. 7—12. 5) *Diod. Sic.* XIV, 20. 21. 6) *Plut.* Artax. 8—13.

Digitized by Google

ja auch ſchon den ſchwachen, innern Zuſtand des perſiſchen Reiches kennen gelernt. Schon ſcheint auch das Schickſal andeuten zu wollen, durch wen das Reich der Perſer fallen wird. Als Tiſſaphernes die Griechenſtädte Kleinaſiens, die ſich nach dem Abzuge des Cyrus in Freiheit geſetzt, wieder unterwerfen wollte, ergriff Sparta die gewünſchte Veranlaſſung zum Kriege gegen die Perſer. Der kühne Ageſilaus erſchütterte die Perſerherrſchaft in Kleinaſien und es ward den Griechen weiter offenbar, auf wie hohlem Boden dieſe ruhe. Indeſſen ſo lange Griechenland in ſo viele kleine, ſich ſelbſt feindliche, Staaten getheilt war, drohte doch den Perſern von da her keine ernſtliche Gefahr. Eine Vereinigung aber der Griechen mußten ſie verhindern, und geraume Zeit iſt es ihnen damit auch gelungen.

Der große König Artaxerxes II. verwendete von nun an einen Theil ſeiner Macht und beſonders ſeines Geldes, um die Spaltung unter den Griechen zu erhalten. Es gelang ihm nicht allein damit, ſondern es gelang ihm auch, die Griechenſtädte an der Küſte Kleinaſiens wieder zu gewinnen. Das war nur ein vorübergehendes, durch Geld und durch die Geſinnung der Griechen ſelbſt gewonnenes Glück. Doch iſt dem alten Perſerreiche das Leben noch für eine geraume Zeit gefriſtet, aber eine innere Kraft war nicht vorhanden und nur der Zufall erhielt es noch. Die unterworfenen Fürſten, die unterworfenen Völker, ſelbſt die Zend-Stämme, wenn auch in einem mindern Grade als die fremden, ſehnen ſich nach Unabhängigkeit, und den Satrapen iſt das Beſtehen des Reiches mindeſtens gleichgültig. Es beſteht nur noch, weil die Griechen noch geſpaltet, weil in dem Morgenlande ſelbſt eine Kraſt, die es brechen könnte, nicht vorhanden iſt. Der Großen des Reiches hat in dem langen Genuſſesreichthum eine furchtbare Schlaffheit und Schwelgerei ſich bemächtigt, die ſich allenthalben mit der dem Morgenlande eigenen Grauſamkeit gepaart haben mag [7]). An dem Hofe Artaxerxes' II. erſcheint für uns das im hohen Grade, was an den Höfen der Satrapen im niedern geweſen iſt, elende Cabalen, furchtbare Verbrechen und raffinirte Grauſamkeit. Damit wüthet Paryſatis, immer ihr Anſehen über den elenden Großkönig behauptend, gegen die Feinde des Cyrus, und Artaxerxes II. ſelbſt wüthet gegen die, welche ſein feiges Mistrauen aufregen, beſonders gegen die Großen des Reiches. Seit dem Untergange des Cyrus ſcheint der große König ſich nur noch einmal aus den Greueln und den Wolluſten ſeiner Paläſte herausbewegt zu haben. Er zog gegen die Kaduſier und brachte Schimpf und Schande mit nach Hauſe zurück. Die Großen, denen die Führung der Reichsſachen überlaſſen, leben unter einander in derſelben Spannung, mit demſelben Mistrauen, welche der Großkönig gegen ſie insgeſammt hat [8]). Einer arbeitet dem Andern entgegen, Einer ſucht durch Verleumdung beim Hofe den Andern zu ſtürzen. Darum können auch die kleinſten Unternehmungen nicht mehr hinausgeführt werden. Der tapfere Euagoras, der ſich in den Beſitz von faſt ganz Cypern geſetzt, kann nach zehnjährigem Kampfe nicht überwältigt werden, weil die gegen ihn ausgeſendeten Feldherren Orontes und Tiribazus ſich entgegenarbeiten [9]). Größer noch als unter den perſiſchen Großen iſt die Spaltung zwiſchen dieſen und den Griechen, die nun immer häufiger in perſiſchem Dienſte erſcheinen. Der König ſelbſt hatte nunmehr griechiſche Soldſcharen. Mit ſolchen und den einheimiſchen Truppen ſollte nun unter Iphikrates, dem Griechen, und Pharnabazus, dem Perſer, eine Fahrt gegen Ägypten unternommen werden, welches ſeit Darius II. vom Reiche abgefallen, und wo Nectanebus Pharao war. Schon waren die Perſer glücklich im Lande eingedrungen, und es handelte ſich darum, einen entſcheidenden Schlag auf Memphis zu thun; aber darüber konnten Iphikrates und Pharnabazus ſich nicht vereinigen. Die Zeit verlief, das Steigen des Nils nahte, die Ägypter faßten wieder Muth und die ganze Unternehmung der Perſer löſte ſich ſo in Nichts auf [10]). Allenthalben ward Nichts als Schande und Spott von den Perſern eingeerntet [11]). Gegen das Ende aber des Lebens Artaxerxes III. ſcheinen beſonders die fremden Völker im Reiche von heftigem Verlangen, ſich von demſelben loszutrennen und ſich zu befreien, beſeelt worden zu ſein. Ein faſt allgemeiner Aufſtand verbreitet ſich in den weſtlichen Theilen Aſiens. Syrien, Phönicien, Phrygien, Karien, Kappadocien, Cilicien, Pamphylien, Lycien ſind gegen den großen König unter die Waffen getreten. Perſiſche Satrapen nehmen an dieſem Aufſtande gegen das Reich Theil; ſo ſehr ſind alle nationale Gefühle entwichen. Orontes, wahrſcheinlich derſelbe, welcher in der Geſchichte Artaxerxes II. früher genannt, wird von den Aufgeſtandenen ſogar zum oberſten Feldherrn ernannt. Tachus, der Pharao von Ägypten, nahm an dieſem Aufſtande eifrigen Antheil, brach ſelbſt aus Ägypten hervor und trat in Phönicien, die Perſer bekämpfend, auf. Die Geſchichte des Krieges gegen die Aufgeſtandenen iſt uns auf eine höchſt dürſtige und verworrene Weiſe berichtet worden. Das nur ſieht man deutlich, nicht anders als durch Beſtechungen, durch Mord und durch Verräther weiß Artaxerxes II. ſich zu helfen. Seltſame Vorgänge in Ägypten mögen auch zur Unterdrückung des Aufſtandes beigetragen haben. Nectanebus, der Sohn des Pharao, empört ſich gegen ſeinen Vater, als dieſer in Syrien eingebrochen, und Tachus wird genöthigt, ſeine Zuflucht zu Artaxerxes II. zu nehmen. Dadurch mögen die Perſer der andern Lande, die auf Hilfe von Ägypten her gezählt und ſie nun wegen der inneren Wirren, die des Nectanebus Abfall von Tachus erzeugt, nicht empfingen, wieder Meiſter geworden ſein [12]).

Artaxerxes II. aber ſtarb im J. 362. Er hatte in ſeinen letzten Tagen trübe Ereigniſſe im eigenen Palaſte geſehen. Den älteſten ſeiner königlichen Söhne, Darius,

7) *Lync.* Aegyptia. ap. *Athen.* IV, 33. 8) *Ctesias*, Pers. §. 60. 61. *Plut.* Artax. 24. 25.

9) *Diod. Sic.* XV, 8. 10. 10) *Plut.* Artax. 24. *Diod. Sic.* XV, 41—43. 11) *Isocr.* Paneg. §. 141. 12) *Diod. Sic.* XV, 90—93.

Digitized by Google

hatte er zum Thronfolger beſtimmt, mußte ihn aber tödten laſſen, weil er ihm nach Reich und Leben trachtete. Dann mußte er erfahren, daß ſein jüngſter Sohn Ochus einen andern Sohn, Namens Ariaſpes, durch ſchändliche Cabalen, wie ſie nur in der tiefſten Verworfenheit dieſes Hofes und des alten Königs ſelbſt möglich waren, bis dahin gebracht, daß er ſich ſelbſt den Tod gegeben. Endlich mußte er, alt und ſchwach geworden, dulden, daß Ochus den geliebten, von einer Haremsfrau erzeugten Sohn, Arſames, niederhauen ließ [13]). Der blutige Ochus ſtieg nun nach ſo vielen Unthaten auf den Thron und nahm den Titel Artaxerxes III. an. Unter dieſem leuchtete das alte Perſerreich zum letzten Male in einem blutigen Glanze auf. Nachdem die Empörung des Satrapen Artabanus, der nach Macedonien zu König Philipp entwichen ſein ſoll, und nicht ohne die größten Anſtrengungen, unterdrückt worden [14]), erhoben ſich Phönicien und Cypern, furchtbar nach dem jüngſten Aufſtande behandelt, von Neuem in Empörung. Nectanebus, Pharao von Ägypten, ſchloß ſich ihnen an und ſendete griechiſche Truppen unter Mentor zu Hilfe. Auch Artaxerxes III. kämpfte in dieſem Kriege beſonders mit griechiſchen Söldnern, denn auf ſich ſelbſt ſcheinen die Perſer kaum noch gezählt zu haben. Er ſiegte noch einmal durch Verrath und durch Geld. Tennes, König von Sidon, welchem Phönicien den Heerbefehl gegeben, verrieth die Seinen, und Mentor, der Grieche, verrieth die Abgefallenen ebenfalls. So wurden die Perſer wieder Herren von Phönicien. Wie man dort die Perſerherrſchaft betrachtete, das geht ja wol ſattſam daraus hervor, daß die Bewohner von Sidon ſich ſammt Weib und Kind lieber ſelbſt tödteten, als daß ſie ſich den Perſern noch einmal unterworfen. Darauf brach das Perſerheer auch in Ägypten ein, und ſiegte hier beſonders durch den Unverſtand und die Feigheit des letzten Pharao Nectanebus, der nach Äthiopien entrann, ſowie der Kampf ſich ungünſtig wendete. Wie hungerige Wölfe ſtürzten die Perſer über Ägypten her; Alles ward geplündert, was zu plündern war, und ſelbſt die Tempel blieben nicht verſchont, ſelbſt die heiligen Bücher wurden fortgeſchleppt und den Ägyptern ſpäter nur für ſchwere Summen wiedergegeben [15]). Die verübten Gräuel mußten beſonders in den fremden Völkern des Reiches eine brennende Sehnſucht nach einer Änderung erzeugen, und ihnen Jeden, der kommen würde, um das alte Perſerreich zu zerſtören, als einen Befreier erſcheinen laſſen. Je näher das Ende des alten Reiches der Perſer kommt, um deſto unſicherer werden die Berichte über daſſelbe und um deſto mehr müſſen ſie aus Schriftſtellern, deren Sorgfalt und Treue zu bezweifeln, gezogen werden. Die Bewegung, welche uns als nur über Ägypten, Cypern und Phönicien gehend geſchildert worden, muß ſich doch noch weiter verzweigt haben; denn wir hören, daß Mentor, der Grieche, in den Provinzen noch andere Kämpfe zu beſtehen hat, damit der Gehorſam allenthalben wieder hergeſtellt ſei [16]). Jedenfalls ging der macedoniſchen Eroberung eine große innere Verwirrung und Zerrüttung voraus, die nicht unbedeutend zum ſchnellen Falle des alten Reiches beigetragen hat. Das geht auch daraus hervor, daß mehre Perſer an den Hof von Macedonien geflohen ſind, oder ſich an denſelben haben ziehen laſſen [17]).

Nur noch eine kurze Zeit iſt dem Geſchlechte des Darius Hyſtaſpes zum Leben vergönnt, und ſie ſcheint mit blutigen Gräueln ausgefüllt worden zu ſein. Artaxerxes III. beſudelte ſich, wird erzählt, mit dem Blute vieler Vornehmen und des königlichen Stammes [18]). Wol mag dieſe Angabe Wahrheit enthalten, denn der königliche Stamm war gewiß reich an Mitgliedern geweſen, bei der macedoniſchen Eroberung aber erſcheint außer dem König Darius Codomannus und ſeiner unmittelbaren Familie Niemand mehr. Bagoas, ein Eunuch, der Chiliarch, läßt Artaxerxes III. im J. 338 durch einen Arzt wegräumen und ſtellt Arſes, den jüngſten von deſſen Söhnen, auf den Königsſtuhl. Die ältern Söhne Artaxerxes' III. werden ermordet, damit Niemand da ſei, welcher der Herrſchaft des Eunuchen im Wege ſtehe. Das Reich der Perſer iſt zu der unterſten Stufe des Serai- und Haremweſens herabgeſunken. Etwa zwei Jahre mag Arſes unter der Leitung des Bagoas den Namen eines Herrſchers geführt haben; denn im J. 336 ließ Bagoas auch ihn aus dem Wege räumen. Da er wieder einen brauchte, in deſſen Namen er walte, ſo ſtellte er den Darius Codomannus, einen Seitenverwandten des königlichen Hauſes, auf den Thron. Darius Codomannus ſoll abſtammen von Oſtanes, einem Bruder des Artaxerxes, womit wahrſcheinlich irgend ein unehelicher Sohn Darius' II. gemeint iſt. Bagoas erkannte bald, daß er ſich dieſes Mal vergriffen, und wollte ſich daher des neuen Königs wieder durch Gift erledigen. Der letzte Darius, der früher auch gegen die Kaduſier nicht ohne Tapferkeit gefochten haben ſoll, war aber nicht grade ein Mann, der ein Spiel mit ſeinem Leben und ſeinem Königthume treiben ließ. Da er die Sache entdeckt, zwang er den Eunuchen, den Giftbecher ſelbſt zu leeren [19]). Nur eine kurze Zeit iſt der Thron der Perſer dieſem Darius noch gegönnt.

Hier endet nun die erſte Periode der Geſchichte Perſiens überhaupt, und die zweite beginnt, die einen Zeitraum von etwa 206 Jahren umfaßt. Man kann dieſer zweiten Periode den Namen der macedoniſch-ſeleucidiſchen geben. Das alte Perſerreich wird durch den Angriff des Macedoniers Alexander des Großen vernichtet, ein neues Perſerreich mit einer fremden Überkleidung, ein Reich, welches man das perſiſch-macedoniſche nennen könnte, ſoll entſtehen, aber Alexander's früher Tod erſtickt die junge Schöpfung noch während ihrer Geburt. Es bemeiſtern ſich dann nach einem vielverworrenen Kampfe die Seleuciden des größten Theils der Völker und des Bodens, auf dem das alte Perſerreich geſtanden. Die Seleuciden ſind eine wirkliche Fremdherrſchaft, eine Fremdherrſchaft

13) *Plut.* Artax. 26—30. 14) *Diod. Sic.* XVI, 52. 15) Ib. 40—51. 16) Ib. 52.

17) *Quint. Curt.* VI, 4. 5. 18) *Justin.* X, 3. 19) *Diod. Sic.* XVII, 5. *Justin.* X, 3.

in viel größerer, umfänglicherer Bedeutung, als Alexander's Herrſchaft geweſen. Bald aber erfolgt eine Reaction des Morgenlandes gegen dieſe Fremdherrſchaft und die Zend-Völker ſchütteln das Joch, das ihnen auferlegt werden ſollte, wieder von ſich ab. Die Wiederherſtellung eines reinen Perſerreiches wird durch die Parther vorbereitet und, ob auch erſt nach Jahrhunderten, durch die Saſſaniden vollendet.

Seit Artaxerxes' II. Herrſchaft war eine ſehr genaue Verbindung zwiſchen Perſien und Griechenland eingetreten, welcher von Seiten der Perſer zwei Dinge zum Grunde lagen. Sie mußten Verbindung mit den Griechen haben, um aus Griechenland immer Söldner, welche die letzten Perſerkönige als ihre Hauptſtütze betrachteten, ziehen zu können. Ohne griechiſche Söldner, obwol da oftmals Griechen gegen Griechen ſtritten, hätten die empörten Satrapen, Phönicien und Ägypten nicht wieder unterworfen werden können. Der große König ſiegte in dieſen Kämpfen nur darum, weil er das meiſte Geld hatte und mehr griechiſche Söldner als die Empörer aufſtellen konnte. Zweitens aber mußten die Perſer eine enge Verbindung mit Griechenland haben, damit ſie hinderten, daß unter den Griechen nicht eine größere Macht entſtehe, denn vor einer ſolchen fürchteten ſie, beſonders ſeit dem Angriffe des Ageſilaus, den Untergang ihres Reiches. Daher das viele Arbeiten der Perſer bald in dieſer, bald in jener Weiſe, damit Griechenland in ſo viele kleine Staaten als möglich zerſpalten bleibe. Es gehen nun immer Botſchaften hin und her, und daher ſind die Ereigniſſe und die Zuſtände Griechenlands am Hofe des großen Königs ſtets genau bekannt. Unter Artaxerxes III. aber wollen die zeither auf Griechenland angewendeten Künſte nicht mehr ausreichen. Auch mögen die vielen Bewegungen in dem Perſerreiche ſelbſt dazu beigetragen haben, die früher auf Griechenland gewendete Aufmerkſamkeit zu ſchwächen. Nachdem aber Phönicien, Cypern und Ägypten wieder unterworfen worden, wendeten die Perſer ihre Augen abermals nach Griechenland, und gewahrten ſicher mit Angſt, daß Philipp, König von Macedonien, auf eine Vereinigung aller Griechen unter ſeiner Macht hinarbeite; auch ſahen ſie, daß unter einem Theile der Griechen ſelbſt ſich der Gedanke erhebt, man müſſe ſich vereinigen, die im Innern nutzlos ſich bekämpfenden Kräfte zum Kampfe gegen Perſien vereinigen. Botſchafter Athens unterrichteten ja den Großkönig von allen Vorgängen und Zuſtänden in Griechenland [20]). Die Satrapen in Kleinaſien erhielten nun Befehl, der weitern Ausdehnung der macedoniſchen Macht entgegen zu arbeiten, und ſie thaten es, obwol im Ganzen vergeblich [21]). Philipp vereinigte doch den größten Theil Altgriechenlands zwar nicht unter ſeiner feſten und geſchloſſenen Macht, aber doch unter ſeiner Hegemonie, und der Beſchluß des nationalen Krieges gegen die Perſer ward, wie Artaxerxes III. geſtorben und Arſes auf dem Throne ſaß, gefaßt. Die Verwirrungen im Reiche und im Palaſte müſſen dazu beigetragen haben, die Aufſtellung und Anordnung der Vertheidigungsmaßregeln der Perſer zu ſchwächen. Indeſſen kam es ihnen zu Statten, daß Philipp von Macedonien im J. 336 ermordet ward, und ſein Sohn Alexander der Große Zeit brauchte, ſeine durch des Vaters plötzlichen Tod erſchütterte Herrſchaft wieder zu befeſtigen. Unterdeſſen war nun Darius Codomannus auf den perſiſchen Thron gekommen. Sein Vorgänger und er, ſie hatten weſentlich zur Erſchütterung der macedoniſchen Macht beigetragen. Große Summen waren aus Perſien an die anti-macedoniſche Partei unter den Griechen gegangen [22]). Sichtbar hoffte man an dem perſiſchen Hofe lange, daß es zu einem Angriffe Alexander's des Macedoniers auf das Reich nicht kommen würde, da er in Griechenland ſelbſt Beſchäftigung genug finden werde. Als aber Alexander allen Widerſtand, den die anti-macedoniſche Partei ihm entgegengeſetzt, beſiegt, dann erſt ſcheinen die Perſer ihre Vertheidigungsanſtalten in größerem Maßſtabe und mit völligem Ernſte betrieben zu haben. Darum ſind ſie noch nicht fertig, als der Angriff wirklich erfolgte. Das Heer, mit dem Alexander der Große die Küſte Kleinaſiens im J. 334 betrat, belief ſich auf noch nicht 40,000 Streiter. Dabei iſt jedoch in Anſchlag zu bringen, daß dem König nach Aſien allmälig ſtarke Haufen Macedonier ſowol als auch Griechen nachgekommen ſind, von denen aber auch immer viele wieder, beladen mit reicher Beute, in die Heimath zurückkehrten [23]).

Die Eroberung des perſiſchen Aſiens war ein dreifaches Werk, ein Werk der Waffen, ein Werk der Zuſtände, und ein Werk der Berechnung Alexander's des Großen. Als der Macedonier im J. 334 kam, waren die Perſer mit ihren Rüſtungen noch nicht fertig, das große Nationalheer noch nicht auf dem Kampfſchauplatze eingetroffen, die phöniciſche Flotte, welche Hellespont und Bosporus hätte decken können, noch nicht herauf. Nur die Vorhut des großen Nationalheeres, aus Perſern, Baktrern, Medern und Hyrkanern beſtehend, war da, und die Satrapen Kleinaſiens hatten etwa 20,000 griechiſche Söldner zuſammen. Alexander lieferte ſeine erſte Schlacht am Granikus etwa mit gleichen Streitkräften und gewann ſie. Das Perſerheer ſcheint durch dieſe Schlacht faſt vernichtet worden zu ſein [24]). Wie das erſte Werk der Waffen gelungen, trat das Werk der Umſtände und der Berechnung hervor. Die nationalen Fürſten, welche in Kleinaſien, am Pontus und am Euphrat übriggeblieben, konnten ſich nur freuen, wenn das Perſerreich auseinanderging, da ſie nicht glaubten, daß ein neues auf den Trümmern deſſelben entſtehen würde. Sie ſchloſſen ſich entweder, wie Ada, die Königin von Karien, an die Macedonier an, oder ſie verhielten ſich gleichgültig. Alexander war dabei wol klug genug, ſie vor der Hand ganz unbeunruhigt zu laſſen. Die andern Völker Kleinaſiens aber nahmen die Macedonier meiſt jauchzend und wie

20) *Dem.* III. Philipp. §. 71. 21) *Diod. Sic.* XVI, 74—76.

22) *Plut.* Demet. 23. *Dem.* adv. Phorm. §. 38. 39. 23) *Diod. Sic.* XVII, 17. *Plut.* Alex. 15. *Arr.* I, 11. 24) *Diod. Sic.* XVII, 30. *Quint. Curt.* III, 8.

Digitized by Google

Befreier auf. Alexander benutzte das gut. Er kündete ſich als Befreier an, und obwol ſich bald zeigte, daß er ein neues Reich auf dem Umſturze des perſiſchen gründen will, ſo ſollte doch dieſes ungleich größere Freiheit für die Völker als das alte enthalten. So ſtürzte die Perſerherrſchaft in Kleinaſien leicht zuſammen, ohne daß man jedoch ſagen könnte, daß die macedoniſche ſogleich an ihre Stelle getreten. Die Macedonier herrſchten nur ſoweit, als die Furcht vor ihren Schwertern reichte, und es reichte dieſe keineswegs allenthalben hin. Die meiſten Barbaren hofften wol nur auf den Umbruch des Perſerreiches und betrachteten alles Andere als vorübergehend. Alexandee brachte nun den Winter in Kleinaſien zu, und obwol die Perſerflotte, aus phöniciſchen Schiffen beſtehend, bald nach der Schlacht am Granikus an den Küſten erſchienen[25]), ſo brach ee doch mit dem Frühjahre nach Syrien auf, darauf rechnend, daß die Phönicier, von den Perſern erſt jüngſt wiedee unterworfen und grauſam behandelt, eben große Anſtrengungen für den Großkönig nicht machen würden, zumal wenn er ſelbſt bis zu den phöniciſchen Städten vorgedrungen und der Perſerherrſchaft in ihnen ein Ende gemacht. Darius war bei der Landung der Macedonier in Kleinaſien noch in Suſa. Das allgemeine Aufgebot an alle Völker des Reiches iſt ergangen, doch können die Contingente aus den öſtlichen Provinzen nicht abgewartet werden. Im Frühjahre iſt Darius in Babylon. Er will eine entſcheidende Schlacht liefern, damit der Feind nicht noch mehr feſten Fuß im Reiche faſſe. Im Gefühle ſeiner Richtigkeit hat Darius erſt den Heerbefehl nicht ſelbſt übernehmen, ſondern denſelben dem Griechen Mentor überlaſſen wollen. Das iſt durch den Tod dieſes Mannes gehindert worden[26]). Amyntas, ein zu den Perſern geflüchteter Macedonier, räth dem großen König vergeblich, die Schlacht nur auf den Ebenen von Syrien zu liefern, wo ſeine Reiterei und ſeine Überlegenheit ihm von Vortheil ſein mußte. Dee thörichte Großkönig rückte, wie Alexander will, in die Gebirge und Engpäſſe am Meere, da wo Cilicien und Syrien ſich von einander ſcheiden, hinein, denn er fürchtete, die Macedonier würden ſeinem ungeheuern Heere entlaufen. So wird im J. 333 die Schlacht bei Iſſus geſchlagen. Auf dem gebirgigen Terrain, in den Engpäſſen hat das perſiſche Heer in nutzloſer Tiefe hinter einandee aufgeſchichtet werden müſſen. Es ſcheint, nur die wirklichen Perſer und die griechiſchen Soldtruppen konnten eben wegen des Terrains in die eigentliche Schlachtreihe gebracht werden. Dieſe mögen an Zahl dem macedoniſchen Heere gar nicht viel überlegen geweſen ſein. Die Macedonier ſtürmen, jedoch nur nach hartnäckigem Widerſtande, dieſe Scharen nieder, und ſofort löſt ſich Alles in Flucht und ungeheure Verwirrung auf. Die zuſammengetriebenen Völker hatten an dem Erhalt des Reiches nicht das mindeſte Intereſſe, und Jeder ergriff die erſte Veranlaſſung zur Flucht, welche bei dieſer Maſſe und bei dieſem Troß bald zur vernichtenden Verwirrung werden mußte. Darius ſoll, zitternd für die eigene Perſon, der Erſte mit im Fliehen geweſen ſein[27]).

Sowie dieſe für die Perſer unglückliche Schlacht geſchlagen, offenbarte ſich, auf wie unſicherem Boden ihr Reich ſtand. Schon fingen die Vornehmen deſſelben an, ſich dem Sieger zuzuwenden und Verbindung mit ihm zu ſuchen; ſchon verzagte Darius daran, ſein Reich mit den Waffen zu behaupten, und bot alle Länder des Reiches im Weſten des Euphrats, ſammt der Hand ſeiner Tochter, die, wie die ganze Familie des Darius, bei Iſſus in macedoniſche Gefangenſchaft gerathen, dem Sieger an. Sicher bot Darius die Länder jenſeit des Euphrats nicht als ein ganz unabhängiges Reich, ſondern als eine große Satrapie mit dem Königstitel. Aber ſchon aus dieſem Anerbieten mußte Alexander erkennen, wie es mit dem Perſerreiche ſtand, und darum wies er das glänzende Gebot doch ab[28]). Der Macedonier wendete ſich nach dem Siege bei Iſſus, ohne ſich vor der Hand weitee um Darius zu kümmern, da das ganze Perſerheer durch die Niederlage in Auflöſung gebracht worden, nach Phönicien. Phönicien, Cypern und Paläſtina unterwerfen ſich nicht allein, ſondern ſie empfangen ihn auch als Befreier. Seltſam ſticht gegen die Freude, mit der die andern phöniciſchen Städte den Macedonier aufnehmen, der lange, ja verzweifelte Widerſtand ab, den die Stadt Tyrus leiſtete. Dieſer Widerſtand ward aber weder aus Liebe zu den Perſern, noch durch Furcht vor ihnen hervorgerufen, denn von den Perſern iſt Tyrus auch abgefallen und ſpricht das beſtimmt aus[29]). Obwol allein vor Tyrus ſieben Monate verloren gegangen, war Alexander doch wegen der Perſer und ihrer neuen Rüſtungen völlig ruhig, und unternahm eine Heerfahrt nach Ägypten. Er ſcheint zu wiſſen, daß Darius nicht wieder über den Euphrat kommen werde, wozu dieſer auch entſchloſſen geweſen ſein ſoll. Es wird erzählt, auch nach dem Abbruche der Unterhandlungen habe der Perſerkönig immer noch gehofft, daß ſich Alexander mit den Ländern jenſeit des Euphrats begnügen würde[30]). Niemand vermag zu ſagen, ob nicht vielleicht auch noch Täuſchungskünſte gegen die Perſer angewendet, ob ſie nicht mit dieſer Hoffnung betrogen worden ſind. Ägypten unterwirft ſich ebenfalls nicht allein ohne Widerſtand, ſondern ſelbſt mit Freude. Alexander zog in die Wüſte zu Amun's Tempel, um ſich dem Volke von Ägypten als einen Diener des Amun zu empfehlen. Und nun, erſt im Frühjahre 331, brach er wieder gegen den armen Großkönig auf. Nach der Schlacht bei Iſſus ſcheint Darius erſt in Babylon ſich aufgehalten zu haben. Ein neues Aufgebot war an die Völker des Reiches ergangen[31]); aber der Ertrag davon war, im Verhältniß zu früheren, nur ein geringer. Die geringſte Angabe verdient den meiſten Glauben, und nach dieſer hatte Darius in ſeiner letzten Schlacht nur 240,000 Streiter[32]). Die Griechen über-

25) *Arr.* I, 18. 26) *Diod. Sic.* XVII, 30. *Quint. Curt.* III, 2.

27) *Arr.* II. 4—11. *Diod. Sic.* XVII, 32—36. *Plut.* Alex. 19. 20. 28) *Arr.* II. 14. 25. *Plut.* Alex. 29. 29) *Arr.* II, 16. *Diod. Sic.* XVII, 40. 30) *Arr.* III, 7. 31) *Plut.* Alex. 32. 32) *Quint. Curt.* IV, 12.

Digitized by Google

trieben ſonſt die Zahlen auf der Seite der Gegner und verminderten ſie auf Seiten Alexander's, damit deſſen Siege wie Wunder durch die Welt leuchten möchten. Außer den 45,000 Macedoniern und Griechen, die genannt und angeführt werden, hat Alexander offenbar auch ſchon den Heerbann aus vielen Provinzen des weſtlichen Perſerreiches genau ſo wie ein Perſerkönig begehrt und erhalten. Alſo ſcheinen bei Arbela oder Gaugamela jenſeit des Tigris die Streitkräfte einander ziemlich gleich geweſen zu ſein. Die Macedonier ſiegten auch hier wieder dadurch, daß ſie ſich mit der größten Kraft auf das Mitteltreffen der Feinde, dahin, wo Darius ſtand, warfen und es erſchütterten. Da ergriff der Perſerkönig wieder die Flucht, und ſofort löſte ſich abermals Alles in vernichtende Verwirrung auf. Die Schande der Feigheit möchte von dem letzten der alten Perſerkönige nicht abgenommen werden können. Ob nun wol Darius nicht mehr im Stande, ſich im offenen Felde zu zeigen, kann doch das perſiſch-macedoniſche Reich noch immer nicht als gegründet betrachtet werden, denn noch iſt für Alexander die Hauptſache, die wirkliche Unterwerfung des beiweitem größten Theiles des Reiches, der Oſtprovinzen, die im Weſentlichen von Zend-Völkern bewohnt ſind, übrig [33]).

Die griechiſchen Schriftſteller haben abſichtlich vermieden, hervorzuheben, wie dieſe Unterwerfung gelungen, damit nicht die Thaten des großen Alexander's aus dem Zauberreiche der Wunder in das Land des Erklärlichen gezogen würden. Aber es wird für uns nichtsdeſtoweniger klar, wie der Macedonier zum wirklichen Beſitz des Reiches gekommen. Es iſt weniger durch Waffengewalt, als dadurch geſchehen, daß er ſich im Anfange gut ſetzte mit den Vornehmen des Reiches, daß er ſie in dem Beſitz der Satrapien ließ. Der größte Theil des perſiſchen Adels, wie er ſah, daß das alte Reich auseinandergehe, dachte gleich an Verrath und ſuchte beſonders ſich ſelbſt zu retten [34]). Dieſe Stimmung verſtand Alexander trefflich zu benutzen. Welcher Satrap ſich unterwarf, der behielt ſeine Satrapie; wo ſich einer nicht unterworfen und deßhalb entfernt werden mußte, da wird doch ein anderer vornehmer Barbar an ſeine Stelle geſetzt, und nur als Ausnahme, wenigſtens über die Zend-Völker, werden Macedonier als Satrapen aufgeſtellt [35]). Überhaupt ward dem Adel gezeigt, daß wenig in dem Reiche geändert werden ſollte. Darum leiſtete er nur einen geringen Widerſtand. Zwar fehlt es an einem ſolchen keineswegs ganz, es kommen ſelbſt Fälle vor, daß Reichsgroße, die ſich dem Macedonier bereits unterworfen, wieder von ihm abfallen, aber auch hohe Treue fand dieſer unter ihnen, und oft konnte er die Wiederabgefallenen durch andere Barbaren niederkämpfen laſſen, ohne daß er macedoniſch-griechiſche Streitkräfte dazu anzuwenden brauchte. In einer oder der andern Weiſe, entweder durch Waffengewalt, oder durch kluge Politik, zumeiſt aber durch letztere, fallen bald nach der letzten Schlacht viele Satrapien. Babylon zuerſt, wo die Macedonier als Befreier willkommen ſind, dann Suſa, Perſien, Medien, Aria, Parthien, Hyrkanien, Tapurien, Arachoſien, Drange und Paropamiſus; ferner die Lande der Parätacener und der Marder. In dem eigentlichen Perſien, wo die nationalen Gefühle ſich noch am ſtärkſten ausſprechen mußten, fanden die Macedonier einen indeſſen ziemlich harten Widerſtand. Der Satrap Ariobarzanes und das Volk, ſie vertheidigten ſich mit Hartnäckigkeit, bis ſie endlich doch niedergekämpft wurden [36]). In Aria fiel der Satrap Satibarzanes wieder ab, und Arſames, der Perſer, den Alexander an ſeine Stelle geſetzt, wiederholte dieſen Abfall, jedoch auch vergeblich [37]). Alle Satrapien, mit Ausnahme von Aria, Arachoſien und Drange, die von dem Macedonier gewonnen, wurden an perſiſchen Adel verliehen. Während der Unterwerfung dieſer Oſtprovinzen war der flüchtige Darius ſchon von Allen verlaſſen; nur die Satrapen von Baktra und Arachoſien waren nicht aus Treue, ſondern um ihn zu verderben, noch bei ihm, weil Beſſus von Baktra hoffte, in der Verwirrung das Perſerreich für ſich neu begründen zu können. Die beiden Satrapen tödteten Darius im J. 330 auf der Flucht vor den Macedoniern in Baktra, und Beſſus ſuchte ſich in Baktra und Sogdiana zu halten. Er nahm den Titel „König Artaxerxes“ an. Aber nichts beweiſt mehr, als grade dieſer Verſuch, wie ſchwach die perſiſche Nationalität, und wie bereit der perſiſche Adel, ſich an den Fremden anzuſchließen, der wenig in dem Reiche ändern zu wollen ſchien. Zwei Perſer ſelbſt, Spitamenes und Dataphernes, brachten den Artaxerxes gefeſſelt zu den Macedoniern [38]). Baktra und Sogdiana unterwarfen ſich nun auch, und die Macedonier erreichten die nordöſtlichen Grenzen des Reichs. Karmanien und Gedroſien blieben jetzt noch unberührt und ſind erſt auf der indiſchen Heerfahrt unterworfen worden. Nunmehr mag das Reich, welches gewiſſermaßen ein neues genannt werden könnte, das perſiſch-macedoniſche Reich als daſtehend betrachtet werden. Es iſt nur eine Fortſetzung des alten, und Alexander der Große hat weder Regierungs-, noch Organiſationsweisheit entwickelt. Die Satrapien, wenigſtens in den Zend-Ländern, ſind in den Händen des perſiſchen Reichsadels geblieben; es ſtehen jetzt macedoniſche Schlachthaufen unter macedoniſchen Befehlshabern neben den perſiſchen Satrapen [39]). Sie ſcheinen beſonders in Städten und Burgen gelagert zu haben. Nur die Perſon des Königs iſt eine andere geworden, und einige Maximen, einige Stützpunkte, auf denen dieſe Fortſetzung des alten Perſerſtaates beruht, haben ſich geändert.

Zuerſt ſcheint Alexander zu wiſſen, daß das Perſerreich aus zwei wol von einander zu unterſcheidenden Hauptmaſſen, Zend-Völkern und ſolchen, die nicht zum Zend-Stamme gehören, beſtanden hat. Bei den letztern nun ſollen die nationalen und religiöſen Eigenthümlichkeiten in ſeinem Reiche beſſer als in dem alten perſiſchen geachtet werden. So ward in Lydien und in Ägypten

33) *Arr.* III, 8—16. *Diod. Sic.* XVII, 53—63. *Plut. Alex.* 31—34. *Quint. Curt.* 34) *Quint. Curt.* V, 8. 35) *Arr.* III, 16. 19. 25. 28. *Quint. Curt.* V, 1.

36) *Arr.* III, 18. *Diod. Sic.* XVII, 68—70. 37) *Arr.* III, 25. 38) Ib. 29. 30. *Just.* XII, 5. 39) *Arr.* III, 22.

die innere alt-nationale Verfaſſung, welche von den Perſern geſtört oder ganz aufgehoben worden, wieder aufgerichtet [40]); als Satrapen werden in ſolchen Ländern entweder Eingeborene oder Macedonier, nicht perſiſche Reichsgroße, genommen. In Ägypten erklärte ſich Alexander nicht allein als einen Diener, ſondern ſelbſt für den Sohn Amun's [41]); in Jeruſalem betete er Jehovah an und erließ für das Sabbatjahr den Tribut [42]); in Babylon war er ein Diener des Baal, und gebot, den von den Perſern verwüſteten Tempel wieder auszubauen [43]). Daß nun die Völker, welche dem Zend-Stamme nicht angehören, zu einer freiern Stellung in dem Reiche erhoben, das konnte ſchon als ein neuer Stützpunkt angeſehen werden, indem nun Zend-Stämme und Nicht-Zend-Stämme in einen Gegenſatz zu einander traten. Einen zweiten Stützpunkt ſollte bei allen Völkern des Reiches überhaupt die Milde und eine ſtrenge Obſicht über die Satrapen geben. Die Tribute wurden wahrſcheinlich nach einem geringern Anſchlag als bei den Perſern beſtimmt, und Alexander ſah mit Strenge darauf, daß die Satrapenregierung nicht in willkürlichen Druck ausartete. Deshalb ſoll das damalige Morgenland Alexander geſegnet und geprieſen haben. Jetzt aber fluchen ihm die Parſen als dem erſten und dem Propheten Muhammed als dem zweiten Zerſtörer ihres alten Reiches. Einen andern Stützpunkt ſuchte Alexander in einem dem Morgenlande fremden Elemente, das er über daſſelbe zu verbreiten trachtete. In einer zwiefachen Weiſe ſollten Griechen und Macedonier in dem alten Perſerreiche ſich verbreiten, als Bewohner zuerſt feſter Städte und Burgen; dieſe wurden deshalb auch beſonders an Küſten, an Päſſen, an Übergangspunkten angelegt, weil ſie Stützpunkte ſein ſollten; zweitens als ein Theil des ſtehenden Heeres und der königlichen Garden. Sicher hat Alexander die Abſicht gehabt, die Hegemonie, die er über das eigentliche Griechenland bereits gewonnen, in ein wirkliches Herrnthum, wie er es über das alte Macedonien hatte, umzuſchlagen. Dann konnten in noch größerer Zahl, als es ſchon jetzt geſchah, Griechen bald für dieſen, bald für jenen Zweck in das Morgenland gezogen werden. Dieſe Dinge hinweggerechnet, blieb zuerſt nach Möglichkeit Alles, wie es ſonſt geweſen. Alexander machte ſich ſoviel er konnte zu einem Perſer. Er legte dieſelben Titel an, die von den alten Perſerkönigen geführt worden [44]); er betrachtete ſich als ihren rechtmäßigen Nachfolger und rächte als ſolcher die Ermordung des Darius; er ſuchte ſich in den alten Königsſtamm einzuſchieben, indem er Barſinen, die Tochter des Darius, zur königlichen Gemahlin erhob; er umgab ſich mit dem perſiſchen Hofweſen, und ſelbſt der Harem der 360 Frauen fehlte nicht [45]); er ließ dem perſiſchen Adel ſeine Stellung und ſeine Pflichten am Hofe; er war, neben den macedoniſch-griechiſchen, auch von perſiſchen Garden umgeben. Dabei ſollten jedoch die Perſer, und überhaupt die Barbaren, welche zum Waffendienſte entboten wurden, allmälig an macedoniſche Weiſe gewöhnt werden. Als ein Diener des Ormuzd und ein Sohn der Sonne wird ſich Alexander unter den Zend-Stämmen ſicher auch geprieſen haben. Das eigentliche Perſien ſcheint ebenfalls vom Tribut frei geblieben zu ſein. Durch die Annahme des perſiſchen Weſens iſt aber Alexander in viele Widerſprüche hineingekommen, die zum Theil ſchon während ſeines kurzen Lebens ſich geltend machten. Den Völkern des Morgenlandes gegenüber wollte er ein Gott ſein, wie die Perſerkönige, und er kann nun auch, ſeinen Macedoniern gegenüber, nicht nur ein fürſtliches Haupt, wie ſeine Ahnen geweſen, bleiben wollen. Er mußte verſuchen, auch für ſie ein Gott zu werden, und es ging daraus Unzufriedenheit und Verſchwörung unter dem macedoniſchen Adel, Grimm und Empörung unter den Griechen hervor [46]). Andere Widerſprüche würden ſich bei längerem Leben des Königs auch noch geltend gemacht haben. Alexander konnte nicht zugleich als Diener des Ormuzd, des Baal, des Amun, Jehovah's und der Götter Macedoniens und Griechenlands angeſehen werden.

Das gewiſſermaßen neue Reich war aber kaum gegründet, als Alexander, getrieben von dem Verlangen, über ganz Aſien König zu ſein, erſt über den Jaxartes in das Land der Barbaren des Nordens zog. Die Heerfahrt wird aufgegeben, als man ſieht, daß Aſien viel größer iſt, als gedacht worden. Dann wendete ſich der König nach Indien hinein. Die indiſche Heerfahrt, die vom J. 328 bis zum J. 326, zwei volle Jahre, gedauert, iſt auch in der Vorausſetzung unternommen, daß Indien viel, viel kleiner ſei, als es wirklich iſt. Alexander kehrt um, ſowie er eine Vorſtellung von dem ungeheuern Umfange Indiens empfangen, und begnügte ſich, die Rajahs im Panjab unterworfen und zu macedoniſchen Satrapen gemacht zu haben. Gedroſien und Karmanien ſind erſt bei oder nach dieſer Heerfahrt unterworfen worden. Perſiſche Satrapen hatten ſich dort wie unabhängige Könige behauptet. Das Land der Oreiten am untern Indus blieb nur ſo lange, als Macedonier dort waren, in wirklichem Gehorſam. Die Heerfahrt nach Indien war zugleich eine Probe geweſen, ob das perſiſch-macedoniſche Reich in ſich ſelbſt ſchon eine Bürgſchaft ſeiner Dauer beſitze. Dieſe Probe war nicht völlig genügend ausgefallen; es hatte ſich offenbart, daß, wenn auch nationale Geſinnung unter den Völkern des Morgenlandes nur in geringem Maße vorhanden, doch unter einem Theile des perſiſchen Adels der Wille und Wunſch, entweder das alte Perſerreich wiederherzuſtellen oder kleinere, unabhängige Reiche zu ſchaffen, geblieben. In Medien war ein Vornehmer, Baryares genannt, aufgeſtanden und hatte die königliche Tiara angelegt, womit ſicher geſagt werden ſollte, daß das alte Perſerreich wieder hergeſtellt ſei. In Perſien hatte ſich Orxines eigenmächtig zum Satrapen gemacht, was wol der Anfang der Begründung eines eigentlichen Perſerreiches ſein ſollte [47]). Alle Satrapen, Perſer wie Macedonier, ſcheinen erwartet zu haben, daß

40) *Diod. Sic.* XVII, 21. *Quint. Curt.* IV, 7. 41) *Arr.* VII, 8. 42) *Joseph.* Antiq. XI, 8. 43) *Arr.* III, 18. 44) *Plut.* Alex. 34. 45. 45) *Diod. Sic.* XVII, 53. *Aelian.* Var. Hist. IX, 3.

46) *Arr.* IV, 9. VII, 8. 47) Ib. VI, 29.

Digitized by Google

Alexander aus Indien nicht zurückkommen werde [48]). Abulites, der perſiſche Satrap von Suſa, war ebenfalls ſo gut als abgefallen [49]). Indeſſen genügte das Wiederkommen des Königs, um alle dieſe Bewegungen zu erdrücken. Die Hauptbewegung, die in Medien ſtattgefunden, war ſelbſt ohne Zuthun des Königs, durch den Satrapen Atrobates, den Perſer, unterdrückt worden [50]). Ward nun aber auch Alles wieder erdrückt, ſo hatte es ſich doch offenbart, daß der Adel des Perſerreiches der Unabhängigkeit noch gedenke. Eine lange Zeit dürfen ihn die Macedonier dereinſt nicht laſſen, ſonſt wird er ſich doch wieder regen. Alexander ſcheint auch ſeit dieſen Vorgängen Mistrauen, beſonders gegen die Satrapen aus dem alten Reichsadel, zu faſſen; es ward ihnen daher geboten, ihre Garden und beſondern Truppen zu entlaſſen [51]), und jede Gelegenheit, die Perſer aus den Satrapien zu verdrängen und Macedonier an ihre Stelle zu bringen, iſt ſeitdem ergriffen worden. So hatte ſelbſt das eigentliche Perſien zuletzt einen Macedonier zum Satrapen erhalten, und das Reich ſtand auf dem Punkte, aus einem perſiſch-macedoniſchen ein macedoniſch-perſiſches zu werden. Aber nicht lange nach der indiſchen Heerfahrt, im J. 323, ſtarb Alexander der Große in der Blüthe ſeiner Jahre, und damit werden die Fäden zerriſſen, die er geknüpft.

Der König, der auf ein langes, oder doch auf ein längeres Leben gezählt, wollte, daß der Sohn einer Perſerin, Herkules, den er mit Barſinen, der Tochter des letzten Darius, gezeugt, ihm auf dem neuen Throne folge. Aber nach ſeinem Tode werden Barſine und Herkules ſogleich in den Hintergrund gedrängt. Adel und Volk Macedoniens wollte nicht von dem Sohne einer barbariſchen Frau beherrſcht ſein. Sie ſind nach Macedonien abgeführt und dort im J. 309 ermordet worden [52]). Eine wilde Verwirrung, die das Viertheil eines Jahrhunderts dauert, erhob ſich bald um allgemeine Herrſchaft, bald um Theilung der perſiſchen Provinzen unter den Feldherren Alexander's. Die Völker des perſiſchen Reiches und ihr Adel, obwol er von den Macedoniern allmälig ganz aus dem Beſitze der Satrapien gedrängt ward, ſpielten in dieſen Kämpfen lange doch nur eine leidende Rolle. Mit Erſtaunen muß man ſehen, wie eine Handvoll Macedonier und Griechen über das Morgenland nach Willkür ſchaltete, wie ſchweigender Gehorſam ihnen geleiſtet ward, wie die Zend-Stämme ſich ſelbſt für dieſe Fremdlinge opfern, da ſie doch die Gewalt haben, zur nationalen Freiheit und Unabhängigkeit zurückzukehren. Denn die macedoniſchen Satrapen müſſen die Kriege unter einander größtentheils mit barbariſchen Truppen, die jetzt nach macedoniſcher Art gewaffnet und gerüſtet ſind, führen. Es brauchte nur der Wille da zu ſein, und die Barbaren, die durch die Macedonier auch wieder ſiegen lernen, wären frei geworden. Aber ſie ſcheinen Kampf und Sieg nur für ihre Unterdrücker, nicht für ſich ſelbſt zu lernen. Eine tiefe Entartung, einen feigen Sklavenſinn muß die Weiſe des alten Reiches unter den Zend-Stämmen, in Perſien in der zweiten Bedeutung des Wortes, erzeugt haben. Nur von dem obern Medien aus wird die Zeit der Kämpfe unter den Macedoniern ſelbſt benutzt. Atrobates, dem Alexander der Große die Satrapie gegeben, gründet hier ein unabhängiges Reich [53]). Und die kleinen Könige der Kaduſier, Elymäer und Choraſmier können von den ſich ſtets ſelbſt bekämpfenden Macedoniern freilich auch nicht unterdrückt werden. Endlich aber erhob ſich aus jenen Kämpfen der Macedonier unter einander der Satrap von Babylon, Seleucus Nikator.

Das Reich, welches ſich derſelbe ſeit dem J. 312 (Anfang der Ära der Seleuciden) durch Talent, Kraft und wunderbares Glück gewann, umfaßte, mit Ausnahme Ägyptens und Anfangs auch Kleinaſiens, ſo ziemlich wieder den Umfang des alten perſiſchen Reiches. Seleucus Nikator begann ein Regierungsſyſtem, welches von ſeinen Nachfolgern ſtandhaft feſtgehalten worden. Die Seleuciden wollen ſich nicht mit dem Morgenlande, nicht mit dem großen Zend-Stamme, wie Alexander der Große, befreunden und verſchmelzen. Sie wollen, vielleicht weil ſie meinen, das, was Alexander gewollt, ſei doch Unmöglichkeit, vielleicht weil ihr Inneres dazu drängte, Macedonier und Griechen bleiben, ſich nur auf Macedonier und Griechen ſtützen. Nur macedoniſch-griechiſcher Cultus herrſchte daher am Hofe der Seleuciden, nur Macedonier und Griechen bildeten ihre nächſten Umgebungen, ihre Garden, den Kern ihrer Truppen überhaupt. Die Barbaren ſind in dem Reiche der Seleuciden nur da, um zu zahlen, um zu dienen, um beherrſcht zu werden; ſelbſt von einem perſiſchen Adel iſt hier keine Rede mehr. Die Satrapien werden allein an Macedonier oder Griechen gegeben. Wie ſchwierig, trotz des entſchlafenen Nationalgeiſtes, eine Beherrſchung der Barbaren in dieſer Weiſe ſein würde, das fühlen die Seleuciden wohl. Darum ſtrebten ſie nach zwei Dingen. Zuerſt wollten ſie ſo viele Macedonier und Griechen als möglich in das Morgenland verpflanzen, um an ihnen einen Stützpunkt zu haben. Schon Seleucus Nikator hat eine große Maſſe derſelben nach Aſien gezogen. Sie dienten ihm dazu, die neuen Städte zu bevölkern, mit denen er bis nach Hyrkanien und Parthien hin ſein Reich überzieht. Dieſe Städte, unter denen Antiochia am Orontes und Seleucia am Tigris die bedeutendſten waren, warfen zwar einen Schimmer von Griechenthum ſelbſt auf das Innere Aſiens, machten die griechiſche Sprache der aſiatiſchen Welt bekannt, vermochten aber doch nicht den Geiſt und den Charakter des Morgenlandes abzutödten. Ferner trachteten die Seleuciden, in den Beſitz auch der Herrſchaft über Macedonien und Griechenland zu kommen, damit die Quelle der Kraft, auf welche ſie ſich im Morgenlande ſtützen wollten, ihnen ſelbſt gehöre, ihnen zu freier Verfügung ſtände. Seleucus Nikator ſchlug ſeine Reſidenz im vordern Aſien, in der Stadt Antiochia am Orontes, auf, denn ſeine Augen waren mehr auf Europa als auf das Morgenland gerichtet. Das Reich war in 72 kleine

48) *Arr.* VI, 4. *Diod. Sic.* XVII, 106. 49) *Arr.* VI, 27. 50) Ibid. 51) *Diod. Sic.* XVII, 106. 52) *Id.* XX, 28.

53) *Polyb.* V, 55.

Digitized by Google

Satrapien getheilt, um die Satrapen unſchädlicher zu machen[54]), und über die öſtlichen Provinzen ward der Sohn Antiochos, geboren von der Perſerin Apamea, als Unterkönig geſtellt[55]). Das war das Einzige, was den Zend-Völkern nachgegeben worden, daß ſie einen eigenen Unterkönig, den Sohn einer Perſerin, empfingen. Kurz vor ſeinem Tode gewann Seleucus Nikator auch Kleinaſien noch. Hier empfing das Seleucidiſche Reich an den kleinen Königen von Armenien, Kappadocien, Pontus, Paphlagonien, Bithynien, Cilicien und Karien, zu denen ſpäter noch Pergamos kommt, eine ſehr üble Zugabe. Auf der Fahrt, die er unternahm, um Macedonien zu erobern, ward Seleucus Nikator im J. 281 ermordet. Unter der Herrſchaft ſeines Sohnes, Antiochos Soter genannt, verſchwindet die Geſchichte der Zend-Stämme faſt gänzlich. Der König erſcheint nur in Kleinaſien, wo er mit den kleinen Königen und den eingebrochenen Galliern zu ſtreiten hat. Der Zend-Stämme und ihrer Verhältniſſe gedenkt Niemand. Nur beiläufig ſagt ein alter Schriftſteller, Antiochus Soter habe mit Mühe noch das ganze Reich ſeines Vaters zuſammengehalten. Antiochus Soter ward im J. 261 in Kleinaſien erſchlagen[56]), und das Reich ging wieder auf deſſen Sohn Antiochus Theos über. Auf den Zend-Stämmen, wie auf dem ganzen Reiche der Seleuciden, liegt für uns abermals ein tiefes Dunkel. Antiochus Theos wird auf Anſtiften einer ſeiner Gemahlinnen, der Laodice, die ſelbſt aus dem Geſchlechte der Seleuciden iſt, im J. 245 ermordet[57]). Laodice läßt dann auch eine zweite Gemahlin, Berenicen, die Schweſter des Ptolemäus Euergetes, des Königs von Ägypten, ermorden, und ſtellt ihren Sohn, Seleucus Kallinicus genannt, auf den Thron. Hierdurch wird eine ungeheure Verwirrung im Reiche der Seleuciden hervorgerufen, in der endlich zuerſt wenigſtens ein Zend-Volk den Muth, ſich gegen die Fremdherrſchaft zu erheben, wieder findet[58]). Ptolemäus Euergetes von Ägypten griff den Seleuciden an, und der größte Theil der Provinzen des Reiches ward von dem Ägyptiſchen Heere überſchwemmt oder doch durchzogen. Über Syrien, Phönicien, Babylon und Meſopotamien hinweg drang das Heer des Ptolemäus Euergetes bis nach Suſa, Perſien, Medien und Baktra, während auch Kleinaſien von den Ägyptiſchen Flotten angegriffen ward. Die Barbaren und die Satrapen ſcheinen ſich dem Sieger mit noch viel größerer Leichtigkeit gefügt zu haben, als ſie ſich Alexander dem Großen unterworfen hatten[59]). Ptolemäus Euergetes kann ſich einen Augenblick als wirklichen Herrn aller wahrſcheinlich nur flüchtig durchzogenen Länder betrachten und einen Oberſatrapen über ſie beſtellen[60]). In einer Zeit nun, wo es überhaupt zweifelhaft iſt, ob das Seleucidiſche Reich dauern wird, ließ ſich in Kleinaſien Antiochus Hierax, des Königs Seleucus Kallinicus jüngerer Bruder, zum König ausrufen[61]). Ptolemäus Euergetes, um einen ſchnellen Fall des Seleucidiſchen Reiches herbeizuführen ſcheint die Unabhängigkeit dieſes Antiochus Hierax anerkannt zu haben. Seleucus Kallinicus aber zieht ſeinen Bruder bald wieder zu ſich herüber, indem auch er deſſen Königstitel anerkennt. Vor der Vereinigung beider Seleuciden muß Ptolemäus Euergetes zurückweichen und im J. 240 einen zehnjährigen Waffenſtillſtand ſchließen, in dem er das behält, was ihm im Augenblicke des Abſchluſſes von ſeinen mehr glänzenden als ſichern Eroberungen noch geblieben[62]). Cöleſyrien, Phönicien, Paläſtina, mehre kleine Diſtricte und Städte in Kleinaſien, das iſt Alles, was der Ptolemäer behält und zum Theil noch lange behauptet. Über eine ganze Maſſe von Ereigniſſen ſind wir nur durch dürftige Worte unterrichtet.

Zwei wichtige Ereigniſſe aber hängen nun offenbar mit dieſen Stürmen zuſammen. Der Grieche Theodotus, der Seleucidiſcher Satrap von Baktra war, benutzte die entſtandene Verwirrung und machte ſich unabhängig, breitete auch, wie es ſcheint, ſeine Macht noch über die Satrapie von Sogdiana aus, nahm aber wol den Titel eines Königs noch nicht ſogleich an, ſondern erwartete den weitern Gang der Dinge und des Glückes, wie es auf dem Boden des alten Perſerreichs von Satrapen ſo oft geſchehen war. Baktra's Abfall und ſicher noch weit mehr die allgemeine Verwirrung, in welche das Seleucidiſche Reich durch den Ägyptiſchen Krieg gefallen, gab nun endlich auch einem edlen Geſchlechte des Perſerreiches den Muth, ſich wieder zu erheben. Zwei Brüder, Arſaces und Teridates, bewogen Parthien zum Abfall und erſchlugen den Seleucidiſchen Satrapen Pherekles. Die Brüder ſcheinen mit nordiſchen Barbaren, mit Dahern, nach Parthien, ihrem Heimathlande, gekommen zu ſein und mit ihnen leicht die Macedonier-Griechen, die ſich hier befanden, niedergekämpft zu haben. Sie behaupteten Abſtammung von den alten Perſerkönigen, wie ſo viele andere, und wol mit Recht, denn wie viele Königstöchter mochten ſonſt nicht an Edle des Reichs vermählt worden ſein[63])! So entſtanden die Reiche von Baktra und Parthien, und mit dem letztern erſcheint eine kleine, leiſe Regung des Nationalgeiſtes der Zend-Völker gegen die Fremdherrſchaft. Die beſten Zeugniſſe ſagen, daß das Partherreich in der Verwirrung entſtand, welche den Seleuciden durch den Ägyptiſchen Krieg erregt ward, und das hat zugleich auch die meiſte innere Wahrſcheinlichkeit[64]). Jener Krieg aber dauerte vom J. 245 bis zum J. 240; eine noch genauere Zeitbeſtimmung zu gewinnen, iſt unmöglich. Arſaces, der Gründer des Reiches, ſcheint nur zwei Jahre König geweſen zu ſein, obwol die Nachrichten darin nicht übereinſtimmen. Teridates, ſein Bruder, folgt ihm, und nimmt nun auch den Namen Arſaces an. Die Partherkönige adoptirten alſo die Sitte der Perſerkönige, die bei der Thronbeſteigung den Namen wechſelten, und ſie nahmen den Namen „Arſaces“

54) *Appian*. de reb. syriac. 72. 55) *Memnon*. hist. Heracl. excerpt. 12. 56) *Euseb*. Chronic. Armen. p. 345. *Memnon*. hist. Heracl. excerpt. 15. 57) *Pylarch*. apud *Athen*. XII, 43. *Appian*. de reb. syriac. 65. 58) *Just*. XXVII, 1. 59) *Polyb*. V, 58. Monum. Adulit. apud *Chishull*, Antiquit. Asiatic. p. 79. 60) *Hieronym*. Sanct. ad Daniel. XI.

61) *Porphyr*. ap. *Euseb*. Graec. p. 187. 62) *Just*. XXVII, 2. 63) *Moses Chorenensis* I, 7. *Arrian*. ap. *Phot*. cod. 28. *Just*. XLI, 4. 64) *Appian*. de reb. syriac. 65.

Digitized by Google

weil er in der altperſiſchen Königsfamilie öfters vorgekommen. Die Schriftſteller verwechſeln daher oft den zweiten Arſaces mit dem erſten. Seleucus Kallinicus aber mag um ſo mehr über die Regung der Barbaren erſchrocken ſein, als ſich die Parther auch bald über Hyrkanien ausbreiteten. Daher unternahm er, und es muß das gleich nach Beendigung des Ägyptiſchen Krieges durch den zehnjährigen Waffenſtillſtand geſchehen ſein, eine Heerfahrt gegen die Parther und den zweiten Arſaces. Unterdeſſen aber iſt auch Theodotus I. von Baktra geſtorben, und ſein Sohn Theodotus II. auf ihn gefolgt. Beide, Arſaces II. und Theodotus II., vereinigen ſich gegen den Seleuciden; Seleucus Kallinicus wird geſchlagen und die Parther feierten lange den Siegestag als ein Feſt[65]). Sicher aber ſind es weniger die Siege der Parther und der Baktrer geweſen, durch welche ſie errettet und erhalten worden ſind, als eine neue große Verwirrung, die über Seleucus Kallinicus kam, und welche ihn von den Parthern und Baktrern bald zu laſſen nöthigte. Antiochus Hierax erhob ſich gegen den Bruder und ſchien ihm das Reich entreißen zu wollen[66]). Alle Feinde der Seleuciden nahmen an dieſen abermaligen Wirren Theil, Ptolemäus Euergetes, die Könige von Pontus, Bithynien und Pergamos. Seleucus Kallinicus hatte einen langen und furchtbaren Kampf zu ſtreiten, in dem Reich und Leben mehr als einmal auf dem Spiele ſtand. Antiochus Hierax fand zwar in dieſem Kampfe den Untergang, aber das Seleucidiſche Kleinaſien war unter dieſen Wirren an den König Attalus von Pergamos gefallen und Seleucus Kallinicus hatte an die fernen Oſtprovinzen nicht wieder denken können. Er ſtarb im J. 227 und ſein älteſter Sohn Seleucus Keraunos folgte ihm. Auch der vermochte der Oſtprovinzen nicht zu gedenken und rüſtete nur, um Kleinaſien wieder zu gewinnen; aber noch ehe er die Fahrt dahin antreten konnte, mußte er im J. 224 vom Leben ſcheiden.

Das Reich der Seleuciden hatte die ganze Regierung der Könige Seleucus Kallinicus und Seleucus Keraunos hindurch in der größten Schwäche dagelegen. Fremde Feinde und heimiſcher Bruderzwiſt hatten es auf das Entſetzlichſte verwirrt, und wenn die Perſer, wenn die Zend-Völker ſich hätten befreien, ihrer Nationalität ſich erinnern wollen, es wäre kaum Jemand da geweſen, der es ihnen zu wehren vermocht. Aber es herrſcht ein tiefes Schweigen, das Beiſpiel der Parther findet noch keine Nachahmung, und ſelbſt Arſaces II. mag ſich in dieſer Zeit nicht über Parthien und Hyrkanien hinausbewegt haben. Ein moraliſcher Tod ſcheint auf den Zend-Stämmen zu liegen. Nun ſtieg nach dem Tode des Seleucus Keraunos ſein jüngerer Bruder Antiochus der Große auf den Thron. Es gelang durch den Feldherrn Achäus, das Seleucidiſche Kleinaſien wieder zu gewinnen, aber nachmals fiel dieſer Achäus ſelbſt von dem Könige ab. Dabei treten die faſt verklungenen Namen Medien und Perſien einmal wieder an das Licht der Geſchichte. Zwei Brüder, Molo, Satrap von Medien, und Alexander, Satrap von Perſien, fielen von Antiochus ab. Dieſer Abfall mag ſich noch weiter verbreitet haben, als uns ausdrücklich berichtet wird, denn in dem Fortgange der Ereigniſſe werden nur noch zwei treue Satrapen, Diogenes von Suſa und Phythiades vom rothen Meere in dem ganzen Reiche der Seleuciden genannt. Ein königliches Heer ward gegen Molo geſendet. Nur mit barbariſchen Truppen kann Molo gekämpft haben; die Zend-Stämme ließen ſich alſo noch immer von den Maceboniern und Griechen nach Luſt und Belieben treiben und ſtoßen. Molo gewann einen großen Sieg über die zuchtloſen Söldnerſcharen des Seleuciden, worauf auch Suſa, Babylon und Seleucia am Tigris in ſeine Gewalt fielen. In einer zweiten Schlacht aber, im J. 220, ging Molo zu Grunde; er tödtete ſich ſelbſt und damit iſt der ganze Aufſtand geendet. In einem Theile der Oſtprovinzen ward der Seleucide nun wieder Herr, und es konnten neue Satrapen über Suſa, Medien und Perſien beſtellt werden[67]). Antiochus wollte nun auch noch Artabazanes, den König des obern Mediens, angreifen, aber es kam eine böſe Nachricht aus den weſtlichen Landen, welche an dieſem Angriff hinderte. Achäus hatte nun ſeinen Abfall offen ausgeſprochen und ſelbſt das königliche Diadem angelegt[68]). Er hatte auch in Syrien einbrechen wollen, und nur die Nachricht von dem Untergange Molo's und Alexander's ſcheint ihn davon abgehalten zu haben. Antiochus eilte daher in die Weſtprovinzen zurück, um das Wetter zu beſchwören, welches ſich dort gegen ihn zuſammengezogen. Die Parther aber und ihr König werden bei dieſen Ereigniſſen gar nicht genannt; es iſt offenbar, daß das Partherreich viel weniger durch nationale Kraft als durch die Macht der böſen Verhältniſſe emporgekommen, die immer das Geſchlecht der Seleuciden bedrängen. Arſaces II., der über Parthien und Hyrkanien nicht hinausgekommen, ſtirbt bald im J. 217 nach dieſen Vorgängen, und auf ſeinen Thron kam Artabanus, ſein Sohn, der ebenfalls den Namen Arſaces annahm. In dem Reiche von Baktra dagegen ging, etwa um dieſelbe Zeit, eine Revolution vor ſich. Theodotus II. ward von einem andern Griechen, Euthydemus genannt, geſtürzt[69]).

Es verlaufen nun wieder einige Jahre, in denen Antiochus der Große beſonders mit dem Kampfe gegen Achäus, der auch im J. 215 unterging, beſchäftiget war. Dann wurden große Anſtalten getroffen, um die verlorenen Oſtprovinzen wieder zu gewinnen. Die größten Opfer mögen dabei gebracht worden ſein, um ein Heer von 100,000 Streitern zuſammenzubringen. Antiochus der Große erſcheint zuerſt in Ekbatana, Mediens alter Königsſtadt, wo prachtvolle Paläſte und Tempel ſtehen. Schon iſt das Meiſte vom Gold und Silber von den Macedoniern fortgeſchafft, Antiochus, der ſich in großer Geldnoth befindet, iſt genöthigt, das Gold und Silbee eines großen Tempels auch noch fortzuſchleppen, was ihm gegen 4000 Talente einbrachte[70]). Arſaces III. hat ge-

65) *Just.* XLI, 4. 66) *Strab.* XI, 10.

67) *Polyb.* V, 40–54. 68) *Strab.* XIII, 13. *Polyb.* V, 55–57. 69) *Polyb.* XI, 34. 70) Ib. X, 27.

hofft, daß der Seleucide nicht leicht bis in ſein Land werde kommen können. Er wollte auch die Brunnen, die unterweges ſind, zerſtören laſſen, Antiochus der Große aber hinderte es. Die Kräfte, über welche Arſaces III. zu gebieten hat, ſcheinen nun gar nicht bedeutend zu ſein, denn er vermied eine Schlacht. Antiochus dringt in Parthien ſelbſt ein, Arſaces III. aber entweicht nach Hyrkanien. Dorthin zog ihm Antiochus nach und die Parther ſuchten nun den Paß über das Gebirge Lebos zu vertheidigen. Aber ſie wurden vertrieben, und das Seleucidiſche Heer ſtürmte nun nach Hyrkanien hinein. Hier bricht die fragmenrariſche Erzählung, die wir über dieſe Vorgänge beſitzen, ab. Wir erfahren noch aus einer andern Quelle, daß ein Friede zwiſchen Antiochus und Arſaces III. geſchloſſen worden[71]. Vermuthen läßt ſich, daß Arſaces III. durch denſelben auf den Beſitz von Parthien beſchränkt ward, denn ein ſpäterer Arſacide muß Hyrkanien wieder erodern. Vermuthen läßt ſich ferner, daß Arſaces III., behielt er auch den Königstitel; doch den Namen eines Seleucidiſchen Satrapen auf ſich nehmen mußte. Antiochus wendete ſich darauf gegen Euthydemus von Baktra, ſchlug ihn in einer großen Schlacht, ſchloß aber dann Bund und Freundſchaft mit ihm, denn die Macedoniergriechen fühlten, daß ſie, den Barbaren gegenüber, doch auch gemeinſchaftliche Intereſſen hätten[72]. Hierauf brach Antiochus der Große ſelbſt in Nordindien ein, doch, wie es ſcheint, nur um den Rajah Sophagaſenos zur Herausgabe von Elephanten zu zwingen, und kehrte, als er ſie erhalten, in die Weſtprovinzen zurück im J. 205. Ob nun gleich die Reiche von Parthien und Baktra durch dieſen Zug nicht zerſtört, ſo waren ſie doch, beſonders Parthien, gedämpft worden. Und ſo mag dieſe Heerfahrt als ein letzter Blick des Glückes, der auf die Seleuciden fiel, betrachtet werden.

Nach dieſen Vorgängen tritt eine lange Pauſe und eine tiefe Lücke in der Geſchichte der Oſtprovinzen des Seleucidiſchen Reiches, die von den Zend-Stämmen bewohnt ſind, ein. Dieſe Lücke kann nur zum Theil durch beſtimmte Anführungen ausgefüllt werden, zum anderen iſt ſie nur durch Vermuthungen zu ergänzen. Das aber iſt ſicher, daß ein neues Schickſal der Zend-Stämme in dieſer Zeit entſchieden wird. Nationale Unabhängigkeit, ſehr begünſtigt durch die Verhältniſſe, beginnt ſich wieder zu geſtalten. Antiochus der Große iſt nach der erwähnten Heerfahrt in den Oſten bis kurz vor dem Ende ſeines Lebens nie wieder im Stande, ſich um denſelben zu kümmern. Zuerſt trieb ihn der Muth, den er aus der halbgelungenen Heerfahrt nach dem Oſten geſchöpft haben mochte, einen Eroberungskrieg gegen Ptolemäos Euergetes von Ägypten zu beginnen; bald aber werden ſeine Augen auf die furchtbar ſteigende Macht Roms gerichtet, und er meinete alle ſeine Aufmerkſamkeit nach dem Weſten richten zu müſſen, denn von daher drohe die größte Gefahr. Der große Krieg, den er endlich im J. 191 nach langem Zögern und Beobachten gegen die Römer beginnt, nimmt im J. 189 einen Ausgang, der das Seleucidiſche Reich im Weſten zur Hälfte vernichtet, da Kleinaſien bis an den Taurus abgetreten werden muß. In dieſer Zeit hat die Herrſchaft der Seleuciden über die Zend-Stämme aufgehört; unter Antiochus Epiphanes ſind Meſopotamien und Babylon die öſtlichſten Satrapien ihres Reiches. Trotz aller Dunkelheit, die auf Allem ruhet, was damals bei den Zend-Stämmen vorgegangen, iſt es doch ſicher, daß nicht die Parther es waren, von denen eigentlich die nationale Unabhängigkeit zuerſt ausging. Denn ſie erſcheinen unmittelbar nach dem letzten Angriffe Antiochus' des Großen als gar wenig bedeutend. Arſaces III. ſtirbt im J. 197 und iſt offenbar nicht im Stande geweſen, ſich über Parthien hinweg weiter auszudehnen. Von ſeinem Nachfolger Priapatius, als König Arſaces IV. genannt, hört man gar nichts. Arſaces IV. ſtarb im J. 182 und Phrahates, ſein Sohn, als König Arſaces V. genannt, beſchränkte ſeine Thaten auf die Unterwerfung des kleinen benachbarten Volkes der Marder. Dahingegen ſind, entweder während des Kampfes zwiſchen Antiochus und den Römern oder in Folge des unglücklichen Ausganges deſſelben, Medien und Perſien von den Seleuciden abgefallen und haben wieder eigene Reiche gebildet. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Artabazanes, der früher ſchon erſchienen, König des obern Mediens, die Zeit der Verwirrung benutzt hat, um ſich in den Beſitz von ganz Medien zu ſetzen. Von wem aber das Reich in Perſien errichtet worden, darüber läßt ſich nicht einmal eine Vermuthung aufſtellen. Die beiden Reiche von Medien und Perſien erſcheinen nochmals zur Zeit des Seleuciden Antiochus Epiphanes, und es iſt daher höchſt wahrſcheinlich, daß ſie unter Antiochus dem Großen entſtanden ſind. Auf den andern Ländern der Zend-Stämme aber liegt ein noch ſchwereres Dunkel; nicht einmal ſichere Vermuthungen kann man über ſie aufſtellen; nur dies Eine, daß ſie dem Reiche der Seleuciden nicht mehr angehörten, läßt ſich mit Sicherheit behaupten. Nach dem Ausgange des unglücklichen Krieges gegen Rom erſcheint Antiochus der Große noch einmal in den Oſtprovinzen. Aber grade dieſer Zug beweiſt, daß die Seleuciden dort Nichts mehr zu herrſchen haben. Der Seleucide, welcher Geld brauchte, um die ſchweren Contributionen an Rom zu zahlen, plünderte in dem Lande der Elymäer, die zwiſchen Medien und Suſa wohnten, einen Tempel und ward ſammt ſeinem Heere dabei von dem Volke im J. 187 geſchlagen und erſchlagen[73]. Seleucus Philopator, ſein Sohn und Nachfolger, ſcheint nur mit der Wiederherſtellung der durch den römiſchen Krieg ganz geſchwächten Streitkräfte beſchäftigt geweſen zu ſein. Des Oſtens konnte er nicht gedenken. Als er im J. 175 erſchlagen worden, kam Antiochus Epiphanes auf den Thron.

Es verläuft eine geraume Zeit und der König, im Kriege mit Ägypten, kümmerte ſich um die verloren gegangenen Oſtprovinzen nicht, weil ſie für die Seleuciden ſchon in den Hintergrund getreten waren. Endlich ward

71) *Polyb.* X, 27–31. *Justin.* XLI, 5. 72) *Polyb.* X, 49. XI, 34.

73) *Diod. Sic.* Fragm. lib. XXIX. *Just.* XXXII, 2.

Digitized by Google

doch, es ſcheint im J. 165 geweſen zu ſein, ein Verſuch gemacht, ob ſich dort nichts wieder gewinnen laſſe. Die Satrapien des Oſtens ſind ganz verloren, ſie zahlen keinen Tribut mehr, weil wieder nationale Reiche in Medien und Perſien entſtanden, und um die Tribute iſt es dem Könige Antiochus Epiphanes ganz beſonders zu thun [74]). Er drang wieder in Perſien ein, wobei Perſepolis, die heilige Todtenſtadt der alten Perſerkönige, in ſeine Gewalt gefallen ſein ſoll; er ging weiter nach Medien und nahm auch Ekbatana [75]). In dem Lande der Elymäer aber vermochte er den reichen Tempel nicht zu erobern, und ſtarb entweder in Perſien oder auf der Heimfahrt im J. 164 [76]). Das ſind die dürftigen Notizen, die über dieſen Verſuch der Seleuciden, den Oſten wieder zu gewinnen, uns geblieben. Jedenfalls iſt die Heerfahrt eine ganz vergebliche geblieben. Mag Antiochus Epiphanes einen Augenblick in Perſepolis und einen andern in Ekbatana geweſen ſein, Medien und Perſien ſind geblieben, was ſie früher waren, verloren für die Seleuciden. Unterdeſſen war Arſaces V. im J. 174 geſtorben und der Partherthron übergegangen auf ſeinen Bruder Mithridates, als König Arſaces VI. geheißen. Unter ihm beginnt die Größe des parthiſchen Reiches. Wie es ſcheint, hatten die griechiſchen Könige von Baktra ſich allmälig über Aria, Gedroſien, Karmanien und Drange ausgebreitet. Arſaces VI. kämpfte ihnen dieſe Provinzen ab und ſoll ſeine Herrſchaft ſogar bis an den Indus ausgedehnt haben. Die Könige von Medien, Perſien und der Elymäer wurden ihm zinspflichtig und unterthan, und ſo mag wol ſchon jetzt der größere Theil der Zend-Stämme in dem Partherreiche vereinigt geweſen ſein [77]). Es ſcheint das von den Parthern erſt nach einem langen und harten Kampfe erreicht worden zu ſein. Das Reich der Seleuciden war damals ſchon im Vergleiche mit dem, was es einſt geweſen, auf einen jammervoll kleinen Beſtand zuſammengeſchrumpft, und ſchon an ſich ſelbſt kaum noch im Stande, dem Morgenlande zu gebieten. Dazu ſorgten nun auch noch die Römer dafür, daß das Reich nicht wieder zur Kraft gedeihen könne. Es ward in Syrien zunächſt nach dem Tode des Antiochus Epiphanes Antiochus Eupator, ein unmündiger Knabe, ſein Sohn, auf den Thron geſtellt. In Rom aber befand ſich noch als Geiſel der Sohn des Seleucus Philopator, Demetrius geheißen. Der römiſche Senat, der ſonſt ſeine Staatsgefangenen ſehr gut feſtzuhalten verſteht, wenn das Staatsintereſſe ſie feſtzuhalten erfodert, ließ ihn entweichen, weil ein Bürgerkrieg im Seleucidiſchen Reiche entſtehen ſollte. Indeſſen dauerte derſelbe nicht lange, denn bald, nachdem Demetrius nach Syrien gekommen, ging im J. 161 Antiochus Eupator zu Grunde. Demetrius, der als König den Beinamen „Soter" geführt, war auch nicht im Stande, an die abgefallenen Satrapien des Oſtens zu denken. Denn Rom, immer beſorgt, daß der Seleuciden Reich ſich nie wieder erholen möchte, entzündete bald wieder einen neuen Bürgerkrieg. Alexander Balas, angeblich ein Sohn des Antiochus Epiphanes, ward, offenbar auf Anſtiften Roms, als König aufgeſtellt, und Demetrius Soter fand in einer Schlacht im J. 157 den Tod. Kaum aber hatte ſich jener auf dem Throne befeſtigt, als Demetrius, nachmals Nikator zugenannt, ein Sohn des Demetrius Soter, ſich gegen ihn erhob. Alexander Balas fiel im J. 145 und Demetrius Nicator war dadurch König. Das Reich des Parthers Arſaces VI. ſcheint damals in ſeinem höchſten Glanze geſtanden zu haben, denn die Satrapien von Meſopotamien und Babylon ſind nun an die Parther verloren gegangen. Unter Demetrius Soter werden ſie noch als zum Seleucidiſchen Reiche gehörend erwähnt [78]); hernach verſchwinden ſie.

Indeſſen leuchtete dem Demetrius Nikator doch noch ein Hoffnungsſtrahl vom Oſten auf. Drückend und hart erſchien den im Oſten wohnenden Macedoniergriechen die Herrſchaft der parthiſchen Barbaren, drückend erſchien ſie auch den jüngſt unterworfenen Königen der Meder, Perſer und Elymäer, gefährlich und drohend dem damaligen griechiſchen Könige von Baktra Eukratides II. Alle baten den Demetrius Nikator ihnen zu Hilfe zu kommen. Meder und Perſer verlangten Seleucidiſche Hilfe gewiß nicht, damit das Reich der Seleuciden ſich wieder über den Oſten erhebe, ſondern nur damit ſie von den Parthern erlöſt würden [79]). Demetrius Nikator aber hoffte, daß ſich unter dieſen Verhältniſſen wieder etwas erreichen ließe [80]). Er brach im J. 139 in den Oſten ein und Meder, Perſer und Baktrer vereinigten ſich mit ihm. Die Parther wurden in vielen Schlachten beſiegt; der Ausgang aber des Ganzen war doch ein Sieg der Parther. Demetrius Nikator ward mit ſeinem Sohne Seleukus im J. 138 gefangen genommen und in Hyrkanien feſtgehalten [81]). Sehr bald nach dieſen Vorgängen iſt Arſaces VI., etwa im J. 137, geſtorben, und ſein Sohn Phrahates II. folgte ihm als Arſaces VII. [82]). Es haben die Parther ihre durch dieſe Ereigniſſe allerdings erſchütterte Macht ſehr bald wieder hergeſtellt, ja, begünſtiget von den Umſtänden, ſie erweitert. Die Meder, Perſer und Elymäer ſind wieder unterworfen, Meſopotamien und Babylon wieder erobert, ja auch Baktra und Sogdiana gewonnen worden. Denn das griechiſche Reich von Baktra wird um dieſelbe Zeit von nördlichen Barbaren furchtbar heimgeſucht. Es ward durch dieſe vernichtet, die Parther aber ſetzten ſich in den Beſitz der Erbſchaft [83]). Der Kampf gegen die nordiſchen Barbaren mag die Parther gehindert haben, ihre Vortheile nach Weſten zu weiter zu verfolgen und die Wirren zu benutzen, welche die Gefangenſchaft des Demetrius Nikator in dem Seleucidiſchen Reiche herbeiführte. Erſt nach einem harten Kampfe konnte Antiochus Sidetes, Bruder des gefangenen Königs, zum feſten Beſitze des Reiches

74) *Joseph.* Antiquit. XII, 7. 75) *Appian.* de reb. syriac. 66. *Polyb.* XXXI, 11. 76) *Porphyr.* ap. *Euseb.* Graec. p. 187. *Euseb.* Chronic. Armenic. p. 348. 77) *Paul. Oros.* V, 4. 5. *Just.* XLI, 6. *Diod. Sic.* Fragm. lib. XXXIII.

78) *Joseph.* Antiquit. XII, 10. 79) *Just.* XXXVI, 1. *Joseph.* Antiquit. XIII, 5. 80) *Euseb.* Chronic. Armenic. p. 349. 81) *Appian.* de reb. syriac. 68. *Euseb.* Chronic. Armenic. p. 349. *Porphyr.* ap. *Euseb.* Graec. p. 189. 82) *Just.* XLII, 1. 83) *Strab.* XI, 11.

Digitized by Google

gelangen. Arſaces VII. ſcheint dann vollenden zu wollen, damit das alte Perſerreich wieder hergeſtellt werde. Mit großer Heeresmacht gingen die Parther über den Euphrat [84]), Antiochus Sidetes aber raffte alle ſeine Kräfte zuſammen, gewann drei Schlachten und drang darauf bis Babylon vor [85]). Noch war das Reich der Parther ſchwach, noch ſehnten ſich die Zend-Stämme nach Freiheit und Unabhängigkeit von der Partherherrſchaft, und ergriffen jede Gelegenheit, dieſe zu gewinnen. Sowie Antiochus Sidetes einiges Glück gehabt, fielen die Meder, Perſer und Elymäer, die jetzt immer ſtatt aller andern allein genannt werden, von den Parthern ab und ſtellten ſich zu den Seleuciden. So geſchieht, daß Antiochus Sidetes bis nach Medien und Perſien vorzudringen vermochte. Arſaces VII. ward in das eigentliche Parthien zurückgedrängt und mag einen Augenblick in Verzweiflung geweſen ſein. Denn es ſcheint, er war es, der die Friedensverhandlungen, deren die Geſchichte gedenkt, eröffnete; Antiochus Sidetes aber war verblendet und meinte, daß er die größten Dinge erreicht habe oder ſie noch erreichen könnte; er begehrte daher, daß der Partherkönig aus allen andern Satrapien weichen und für Parthien Tribut bezahlen ſollte [86]). Aber die Scene änderte ſich bald. Antiochus Sidetes traf Anſtalten, ſich im Oſten wieder anzubauen, das Seleuciſche Reich hier wieder aufzurichten. Das hatten die Bundesgenoſſen nicht gewollt; ſie hatten den Seleuciden nur zu benutzen gedacht gegen die Parther. Daher fielen ſie von ihm wieder zu Arſaces VII. ab, ſowie ſie ſein Streben erkannt. Nun ward im J. 128 eine große Schlacht geſchlagen, in welcher Antiochus Sidetes entweder den Tod fand, oder verzweiflungsvoll ſelbſt ſich ihn gab [87]). In demſelben Jahre noch iſt auch Arſaces VII. geſtorben. Dieſer iſt der letzte Verſuch geweſen, den die Seleuciden gemacht, ſich unter den Zend-Stämmen wieder anzubauen. Die zweite Periode der perſiſchen Geſchichte endet, wie der letzte Schein der macedoniſch-griechiſchen Fremdherrſchaft hiermit verſchwunden iſt.

Die dritte Periode der Geſchichte Perſiens kann nach den Dynaſtien den Namen der Arſacidiſch-Saſſanidiſchen führen. Sie umfaßt den ungeheueren Zeitraum von etwa 780 Jahren, und zerfällt nach ihrem Gehalte wiederum in zwei Hälften. Die erſte nehmen die Arſaciden von Arſaces VII. und von der Abſchüttelung der macedoniſch-ſeleucidiſchen Fremdherrſchaft bis zu Artaban's Sturze durch Ardſchir, den Saſſaniden, mit einer Zeit von 354 Jahren ein. Die zweite wird durch die Herrſchaft der Saſſaniden ausgefüllt, und läuft, bis dieſe durch die Moslemen ihren Untergang finden. Dieſe beiden Hälften der dritten Periode perſiſcher Geſchichte unterſcheiden ſich ſo von einander, daß die Zeit der Parther eine halbe und die Zeit der Saſſaniden eine ganze und völlige Reſtauration des alten Perſerthums iſt. Die Reſtauration unter den Saſſaniden iſt ganz und völlig, wenn auch nicht immer und allenthalben das Alte zurückgekehrt, wenn auch der Fortlauf der Zeit ſeine Rechte geltend gemacht hat. Denn was in dem Reiche der Perſer unter den Saſſaniden etwa verändert erſcheint, wenn man an die Zeit des Darius Hyſtaſpis zurückdenkt, das iſt doch nicht durch fremde Gewalt aufgenöthigt, ſondern frei und eben durch den bloßen Fortlauf der Zeit aus dem Reiche ſelbſt hervorgewachſen. Eine Aufzählung der einzelnen Partherkönige und eine Aufführung ihrer beſonderen Geſchichte kann hier aus zwei Gründen nicht gegeben werden. Zuerſt, weil an einer anderen Stelle dieſes Werkes (vergl. den Art. Parther) eine ſolche bereits geliefert worden, und zweitens, weil die, welche überhaupt hingeſtellt werden kann, beſonders nur die Kriege zwiſchen dem Römer- und dem Partherreiche zu berichten vermag, da die Quellen etwas Weiteres nicht darbieten. Aus der Geſchichte jener langen, ſich immer von Neuem wiederholenden Kriege zwiſchen den Parthern und den Römern fällt kein Licht auf die innern Zuſtände und Verhältniſſe der Zend-Völker, und es handelt ſich in dieſen Kriegen vorzüglich nur darum, ob das Land zwiſchen dem Tigris und dem Euphrat den Parthern oder den Römern gehören ſoll. Denn wenn auch die Parther nicht ſelten in Syrien, und die Römer zuweilen in das Innere des Zend-Gebietes eindrangen, ſo blieb doch immer jeder Theil zu ſchwach, um den anderen vernichten zu können. Die Zend-Völker ſind in dieſen Jahrhunderten wie aus der Geſchichte verſchwunden; Niemand gedenkt ihrer, kaum ein armſeliger Laut über ſie tönet aus ihnen zu uns herüber. Die Arſaciden haben ſich in dem Laufe der Zeit in drei Linien getheilt. Die Hauptlinie, welche mit Arſaces I. entſtanden, führt das Königthum in dem Herzen des Zend-Gebietes, eine zweite Linie wird in Baktra angebaut [88]), nachdem die ſcythiſchen Völker, die dort das griechiſche Reich vernichtet hatten, niedergekämpft worden, und eine dritte wird nach Armenien geſetzt. Allerdings haben die Partherkönige dieſelben Titel angelegt, wie die alten Perſerkönige, allerdings haben ſie ſich mit Magern und mit der hohen Ariſtokratie umgeben, wie dieſe, doch haben ſie dabei einen unverkennbaren Zug zu dem Griechenthume, von dem durch Alexander's Eroberung ein Zug in das Morgenland gebracht worden iſt [89]). Als die Saſſaniden aufſtehen, gilt es das alte Perſerthum und das reine Zend-Weſen wieder herzuſtellen, und es iſt alſo das Eine wie das Andere unter den Parthern in Verfall gekommen. Was aber in Verfall gekommen und wie es in Verfall gekommen, das läßt ſich nicht ſagen, weil auf Allem, was nicht den Kampf mit den Römern und den Thronwechſel bei den Partherkönigen betrifft, in dieſen langen Jahrhunderten ein unaufhellbares Dunkel liegt.

84) *Euseb.* Chronic. Armenic. p. 350. 85) *Paul. Oros.* V, 10. 86) *Just.* XXXVIII. 10. *Paul. Oros.* V, 10. *Diod. Sic.* Fragm. lib. XXX. ap. *Maium.* p. 105. 87) *Just.* XXXIX, 1. *Joseph.* Antiq. XIII, 9. *Appian.* de reb. syriac. 68.

88) Das Reich der Arſaciden von Baktra oder Kouſchan, wie es bei Moſes Choronenſis heißt, ſcheint ſich dicht an dem Indusſtrome hingezogen und einen Theil von Indien umfaßt zu haben. Auch mag es erſt bei der Eroberung Aſiens durch die Moslemen völlig untergegangen ſein. *Saint Martin,* Mémoires géographiques et historiques sur l'Arménie. I. p. 50. 89) *Visconti,* Iconogr. Grecque. III. p. 114.

Die Nationalität der Zend-Völker ſcheint einen langen Schlaf zu halten, ſo lange die Herrſchaft der Parther über das mittlere Südaſien dauert. Doch iſt dieſer Schlaf vielleicht minder tief und minder allgemein geweſen, als er uns zu ſein ſcheint. Das Reich der Parther war offenbar, wenigſtens bis auf ſeine ſpäteren Zeiten, ein Föderativſtaat, an deſſen Spitze die Partherkönige ſtanden, und der in ſeinem Innern für die Könige und ihre Völker noch freie Bewegung genug gelaſſen zu haben ſcheint. Solche Könige hatten unter der Hoheit der Parther wol die bedeutendſten Zend-Völker alle. Dieſe neuen Dynaſtien waren in der Zeit, wo die macedoniſch-ſeleucidiſche Herrſchaft allmälig zu Grabe ging, entſtanden. In der Geſchichte erſcheinen für uns freilich nur die Könige der Meder, Perſer und Elymäer, aber das mag an der Armuth und Dürftigkeit unſerer Quellen allein liegen. Daher erklärt ſich auch die Schwäche, in welcher die Parther zuweilen den Römern gegenüber erſcheinen. Sie trat ein, wenn die Könige jener Völker, wie bei den Kämpfen zwiſchen Seleuciden und Parthern, den letztern ungetreu geworden. Allmälig aber haben die Partherkönige ihre mittelbare Herrſchaft offenbar in eine unmittelbare umgeſchlagen. Mit ziemlicher Sicherheit kann man annehmen, daß das Reich Medien etwa im J. 46 n. Chr. von den Parthern vernichtet ward. Die ſpätern Partherkönige beſitzen das Land unmittelbar und Ekbatana iſt eine ihrer Reſidenzen. Im zweiten Jahrh. n. Chr. zählt Iſidor von Charax 20 Satrapien des Partherreiches auf, von denen 18 auf dem Zend-Boden gelegen ſind. Es fehlen aber in dieſer Aufzählung die Provinzen Karmanien, Perſien und Suſiana. Sie fehlen wahrſcheinlich deshalb, weil ſie den Perſerkönigen gehören und dem Partherreiche nur mittelbar unterworfen ſind. Strabo, ungefähr Zeitgenoſſe Iſidor's, berichtet, daß das Perſerreich noch beſtehe, die Macht aber der Perſerkönige nur gering ſei, indem ſie den Parthern unterworfen. Bis zu dem Anfange des dritten nachchriſtlichen Jahrh. muß nun auch dieſe perſiſche Königsdynaſtie, von der wir im Übrigen nichts weiter wiſſen, von den Parthern noch vernichtet worden ſein, denn bei dem Aufgange der Saſſaniden iſt ſie offenbar nicht mehr vorhanden. Es iſt zwar die Vermuthung ausgeſprochen worden, daß Babek, der Vater des Gründers der Dynaſtie Saſſan, zu dem vor den Parthern nur verblichenen, nicht untergegangenen perſiſchen Königshauſe gehöre, ja ſelbſt König geweſen ſei [90]); es hat aber dieſe Meinung keinen andern Stützpunkt, als die bloße Vermuthung und ſie ſteht in Widerſpruch mit ausdrücklichen Anführungen. Im Übrigen war im Laufe des zweiten nachchriſtlichen Jahrhunderts das Chriſtenthum unter den Zend-Völkern eingedrungen, und ſcheint eine nicht unbedeutende Ausbreitung gefunden zu haben [91]).

Die langen Kämpfe gegen Rom hatten die Kräfte des eigentlichen Parthervolkes erſchöpft und ſelbſt die Stumpfheit der Völker des Morgenlands mußte endlich begreifen, daß ſie nicht nöthig hätten, ſich von den Parthern länger beherrſchen zu laſſen.

In dem eigentlichen Perſien mußten wegen der alten Erinnerungen die nationalen Gefühle ſich am ſtärkſten ausſprechen. Darum ging die Revolution, durch welche die Arſaciden geſtürzt wurden, auch von dem eigentlichen Perſien aus. Dort wohnte die Magerfamilie Saſſan, die ſich im Beſitze des Amtes der Aufſeherſchaft über die heiligen Feuertempel befunden zu haben ſcheint. Ob die Familie von den alten Perſerkönigen abſtammte, oder ob ſie in Verbindung ſtand mit dem Königsgeſchlechte, das Perſien unter den Arſaciden beherrſchte, läßt ſich nicht entſcheiden. Eine niedrige und gemeine Rolle aber ſpielte ſie ſicher nicht [92]). Babek war der Älteſte dieſes Geſchlechts; er hatte viele Söhne, unter denen Ardſchir und Schapur genannt werden [93]). Die Revolution war zuerſt von Babek, dem Vater, der auf ſpätern Monumenten „König" genannt wird, ausgegangen; doch mußte des Alten Schwäche die Sache zumeiſt der Kraft der Söhne überlaſſen. Schapur ſollte nach dem Willen des Vaters König ſein, aber Ardſchir übermeiſterte ihn und machte ſich zum Herrn. Die Revolution hatte ſchon geraume Zeit gewährt, ehe Artaban ſich erhob, um zu retten, was noch zu retten war. In dieſem Zögern liegt wol der Beweis, daß die in Perſien begonnene Bewegung bald eine allgemeine geworden und ſich auch über andere Provinzen des Reichs verbreitet hatte, die Parther ziemlich auf ihre eigenen Kräfte beſchränkt waren. In Suſiana auf der Ebene von Hormuz, nicht weit vom Meere, ward eine große Schlacht geſchlagen, in welcher Artaban ſieglos blieb. Ardſchir, den die Griechen und Römer Artaxerxes I. nennen, nahm nun den Titel Schahinſchah, d. h. König der Könige, an. Darauf folgten noch zwei andere Schlachten; in der letzten ward Artaban gefangen und in der Gefangenſchaft dann getödtet [94]). Von dem Anfange der Revolution bis zum Untergange Artaban's ſcheint eine Zeit von zehn bis zwölf Jahren verlaufen zu ſein. Der Anfang des Reiches der Saſſaniden aber muß auf das J. 226 geſetzt werden, wo Ardſchir nach der erſten Schlacht den Titel Schahinſchah angenommen. Die Seitenlinien der Arſaciden in Armenien und Baktra blieben jetzt noch ſtehen, alle andern Arſaciden ſollen von Artaxerxes I. vernichtet worden ſein, wobei indeſſen nur an das unmittelbare Königsgeſchlecht gedacht werden darf. Nicht ohne viele Kämpfe ſcheint es Artaxerxes I. gelungen zu ſein, das ganze Reich wirklich zu unterwerfen. Es ward aber die Reſtitution des Alten dann vollſtändig, und alle Zend-Völker, vielleicht mit Ausnahme derer, die in der Nähe des Indus wohnten, waren wieder unter dem Perſerreiche vereinigt. Der Saſſanide duldete nicht, daß neben ihm noch ein anderer den Königstitel führte und die Geſchlechter, die unter den Parthern geherrſcht, mußten ſich mit der Satrapie, die jedoch in vielen Fällen eine

90) *Silvestre de Sacy*, Mémoires sur diverses Antiquités de la Perse. p. 34. 91) *Euseb.* Praep. Evang. VI, 10.

92) *Niceph.* Hist. eccl. I, 55. *Zonaras* ed. Paris. p. 618. 93) *Silvestre de Sacy*, Mémoires sur diverses Antiquités de la Perse. p. 169. 170. 94) *Agathias* ed. *Niebuhr*. II, p. 122. 123. *Herodian.* VI, 2. *Dio Cass.* lib. LXXX.

Digitized by Google

erbliche geweſen zu ſein ſcheint, begnügen. Für die Satrapen ließ Artaxerxes eine Inſtruction entwerfen, die ihnen das Betragen, welches ſie in allen Fällen zu beobachten hätten, vorſchrieb. Dieſe Inſtruction ſendete nachmals Nuſchirvan der Große den Satrapen wieder zu, weil ſie in Vergeſſenheit gekommen war. Der Aufgang der Saſſaniden aber iſt als eine große nationale Reſtitution zu betrachten. Mit beſonderem Eifer arbeitete Artaxerxes I. an der Wiederbelebung des Glaubens und der Kirche Zoroaſter's. Er ließ eine große Verſammlung der gelehrten Mager halten, um die Doctrin wieder feſt und ſicher zu ſtellen. Es ſoll dieſe zuerſt 80,000 Männer umfaßt haben. Da aber, wird erzählt, unter ſo vielen Köpfen eine Einheit nicht habe gewonnen werden können, ſo ſei die Zahl von Artaxerxes I. immer vermindert worden, bis nur ſieben der Beſten und Gelehrteſten übriggeblieben, unter denen Erdaviraph der bedeutendſte geweſen. Von dieſen nun ſei die Doctrin wieder ſicher geſtellt worden. Sie mochte durch den Untergang vieler Schriften Zoroaſter's in der macedoniſch-ſeleucidiſchen und parthiſchen Zeit unfeſt und ſchwankend geworden ſein. Auch die Kirche ward wieder zu ihrem früheren Glanze zurückgebracht, und es ſcheint, daß die Mager, an deren Spitze ein oberſter Pontifex ſtand, unter den Saſſaniden von größerem Einfluß waren, als früher unter den alten Perſerkönigen. In einer alten Liturgie wird Artaxerxes I. als Wiederherſteller der Lehre Zoroaſter's geprieſen[95]). Alle Saſſaniden preiſen ſich ſelbſt, wo ſie können, als die Diener des Ormuzd. Das Altnationale trat wieder in ſeine Rechte ein, und das griechiſche Gewand, das über das Reich gebreitet worden, und welches ſich unter den Parthern forterhalten, kam in den Hintergrund. Die griechiſchen Tempel mögen zerſtört worden ſein. Artaxerxes I. wollte aber auch den äußern Umfang des alten Perſerreiches wieder herſtellen, und ſo mußten ſich ſeine Waffen beſonders gegen Rom wenden. Vergebens hatte daher der Imperator Roms, Alexander Severus, ihn auffodern laſſen, den Frieden zu bewahren. Artaxerxes I. brach im römiſchen Meſopotamien ein, und 400 vornehme Perſer erſchienen in Rom, im Namen des neuen Großkönigs der Perſer den Römern ſtolz gebietend, daß ſie aus allen Landen weichen ſollten, die vor Jahrhunderten zum Perſerreiche gehört. Die Boten wurden aber in Rom ſehr übel bewillkommnet, gefangen genommen und zur Zwangsarbeit verurtheilt. Alexander Severus bildete drei große Heere, die im Norden, in der Mitte und im Süden in das perſiſche Reich einbrechen ſollten. Das nördliche Heer von Chosrov I., dem Könige von Armenien, unterſtützt, brach auch in Medien ein, und das ſüdliche bedrohte das eigentliche Perſien. Alexander Severus ſelbſt hatte das Perſerreich in der Mitte faſſen wollen. Aber aus Feigheit und Schwäche unterließ er dieſen Angriff, und ſo ward der ganze Plan vereitelt. Die Römer ſcheinen indeſſen auf dem Rückzuge aus Medien ſehr ſchwere Niederlagen erlitten zu haben, die vor dem Senate durch pomphafte Reden von glänzenden Siegen, deren Ergebniſſe jedoch nirgends zu finden, verborgen werden ſollten. Artaxerxes I., der in dieſem Kriege viel Kraft und Thätigkeit entwickelt, gab indeſſen doch auch, ohne das Mindeſte gewonnen zu haben, den Krieg gegen die Römer auf[96]). Den Kampf aber gegen Chosrov von Armenien ſetzte der Perſerkönig, jedoch ebenfalls ohne Erfolg, fort[97]). War es ſo auch völlig mislungen, das alte Perſerreich wieder aufzubauen, ſo dauerte doch der Gedanke unter den Saſſaniden, Alles, was von ihren Vätern beſeſſen worden, den Römern wieder zu entreißen, immer fort, denn ſie betrachteten immer das weſtliche Südaſien als ihr rechtmäßiges Eigenthum und Erbe. Artaxerxes I. aber, der Wiederherſteller Perſiens, der Stifter des Reiches der Saſſaniden, ſtarb im J. 239, wie 14 Jahre ſeit der entſcheidenden Schlacht gegen Artaban verlaufen waren.

Im Ganzen genommen, erſcheinet das neue Perſerreich in einem günſtigern Lichte als das alte. Der Ausdruck „ſcheint" iſt hier freilich noch in einem anderen Umfange zu nehmen als in dem gewöhnlichen. Die Berichte, die wir über die Saſſanidenzeit haben, ſind dürftig und armſelig, ſie eröffnen ſehr ſelten einen Blick in die innern Zuſtände und Verhältniſſe des Perſerreiches. Römer und Griechen erzählen nur weitläufig die Kriege, welche zwiſchen dem perſiſchen und dem römiſchen Reiche geführt wurden, und die ſpätern Geſchichtsſchreiber des Morgenlandes können und mögen in die innern Verhältniſſe noch weniger ſehen. Was aber vorliegt, das berechtigt doch zu der Behauptung, daß es in dem Reiche der Saſſaniden beſſer als in dem alten perſiſchen geſtanden. Von der elenden Frauen- und Eunuchenherrſchaft hört man nicht mehr, und von der tigermäßigen, mit Erbärmlichkeit und Feigheit gepaarten Grauſamkeit, die im alten Perſerreiche ſo heimiſch geweſen, hört man nur ſelten. Verſchwunden iſt die eintönige Kette der Palaſtrevolutionen und Satrapenempörungen des alten Perſerreiches, in denen Verrath, Treuloſigkeit und Tücke die Hauptrollen ſpielten. Solche Dinge erſcheinen nur noch als einzelne ſeltene Ausnahme. Als der Grundcharakter des Reiches erſcheint zuerſt wieder das abſolute Königthum, das Königthum, welches in der Theorie ſo ganzes und vollſtändiges Alleinherrnthum iſt. Auf ihren Münzen, in ihren Briefen nennen ſich die Saſſaniden Abkömmlinge der Gottheit, Brüder der Sonne und des Mondes[98]). Den Chriſten im Reiche wird es unter Sapor II. zum ſchweren Vorwurfe gemacht, daß ſie die Gottheit der Könige nicht anerkennten, daß ſie behaupteten, die Saſſaniden wären auch nur gewöhnliches menſchliches Blut[99]). Es war ein allgemeines Herrnthum, welches von dieſen in Anſpruch genommen ward. Sie nannten ſich Herren der geſammten Welt. Dieſer Prachttitel lautete, wenn er

95) *Silvestre de Sacy* l. c. p. 43. *Hyde*, De religione Persarum. p. 276.

96) *Herodian.* VI, 4—6. *Lamprid.* Alex. Sev. 57. *Zonaras.* ed. Paris. I. p. 619. 97) *Moses Choren.* II, 69. 70. 98) *Amm. Marcell.* XVII, 5. *Theophylact. Symocatt.* III, 8. 99) Acta Martyr. Oriental. Syriac. p. 160. 161.

Digitized by Google

ins Griechiſche überſetzt ward „König der Arianer und der Antarianer.“ Unter den Arianern waren die Zend-Stämme, die Diener des Ormuzd, verſtanden, unter den Antarianern alle Völker der Welt, die zu dieſen nicht gehörten [1]). Im Serai und am Hoſe mag das Meiſte von den alten Einrichtungen zurückgekehrt, namentlich der Reichsadel in ſeiner alten Stellung um den Hof geblieben ſein. Der perſiſche Senat, deſſen bei griechiſchen Schriftſtellern gedacht wird, beſteht ſicher aus dieſem Reichsadel, mit dem der König über Staatsgeſchäfte rathſchlagt. Dem Serai ſcheinen dieſe entzogen zu ſein, und die Saſſaniden haben eine Art von Reichsgroßbeamten um ſich, unter deſſen Leitung, wie es ſcheint, die Geſchäfte allein ſtanden. Größer als in dem alten Perſerreiche mag der Einfluß der Mager in dem neuen geweſen ſein. Die Mager werden auch in Staatsangelegenheiten befragt, wenn dieſe, ob auch nur von fern, mit religiöſen Anſichten und Dingen zuſammentreffen. Sie entſcheiden, wer als ein Reichs- und Nationalfeind angeſehen werden müſſe, ob triſtiger Grund zu einem Kriege vorliege oder nicht u. a. dgl. m. [2]). Die bloße Laune, Willkür und Zufälligkeit des alten Reiches iſt aus dem neuen verbannt. Auch iſt der ganze Charakter des Geſchlechtes der Saſſaniden ein anderer, als er bei den alten Königen zu finden. Tyrannei, Grauſamkeit und Wildheit erſcheint nur als einzelne Ausnahme. Die Familie ſchützt Handel, Verkehr, Pflanzung und Ackerbau. Schon Artaxerxes I. ſoll den Ausſpruch gethan haben, daß das Reich auf dem Ackerbaue ruhe, daß derſelbe nicht mit zu ſchweren Laſten beladen werden dürfe. Auch hat die Familie, iſt den Angaben der ſpätern morgenländiſchen Schriftſteller zu trauen, einen Hang zur Beſchaulichkeit und Betrachtung gehabt. Sehr viele ſchöne Sprüche einzelner Saſſanidenkönige, Lehren der Weisheit, der Tugend, der Staats- und Lebensklugheit, die aus ihrem Munde gefloſſen, theilen die morgenländiſchen Schriftſteller mit.

Als der zweite Grundcharakter des Reiches muß die Ariſtokratie angeſehen werden. Zuweilen tritt ſie auf eine recht frappante Art hervor. Der große Reichsadel nimmt ſich in außergewöhnlichen Fällen das Recht, zum König zu erkieſen, welchen Saſſaniden er will [3]). Der Reichsadel, der zum Theil noch immer in den nächſten Umgebungen des Königs wohnte, hatte das herkömmliche Recht, in wichtigen Staatsſachen um ſeine Meinung befragt zu werden [4]), und die Großbeamtenſchaften des Reiches beſanden ſich in ſeiner Hand [5]). Darunter gehören auch die Satrapien. Die Satrapien ſcheinen in der Regel vom Vater auf den Sohn fortgegangen zu ſein, und vielleicht war grade die Sicherheit, welche die hohe Ariſtokratie durch die Erblichkeit der Satrapien erlangt, das Mittel zur Aufrechthaltung der größern Ruhe des Reiches geworden [6]). So bietet das Reich der Saſſaniden einen erfreulichern und ruhigern Anblick als das altperſiſche dar.

Von Artaxerxes I. ging der Thron über auf Schapur I., ſeinen Sohn, den die Griechen Sapores nannten, und durch ihn leuchtete das Reich wieder im Siegesglanze auf. Chosrov von Armenien ward ermordet und die Perſer bemeiſterten ſich nun Armeniens, welches ſie auch faſt vier Jahrzehnte behaupteten. Teridates, der junge Sohn Chosrov's, war indeſſen entronnen. Dann griff Sapor I., auch das römiſche Reich ſelbſt an und der Imperator Valerianus brach endlich auf, den Perſern entgegenzutreten. Die Römer drangen über den Euphrat und verloren eine große Schlacht. Valerianus fand entweder keine andere Auskunft, als ſich den Saſſaniden zu überantworten, oder er ward bei einer Zuſammenkunft, die Sapor für ein friedliches Abkommen veranſtaltet, treulos gefangen genommen. Das römiſche Heer mußte die Waffen niederlegen [7]). Auf den Monumenten von Nakſch-i-Ruſtam bei Perſepolis erſcheint Sapor I. noch in dem Glanze des Sieges über Roms Imperator. Der Perſerkönig ſtellte einen Römer, Namens Cyriades, als Imperator auf, ſicher, damit Jemand da ſei, welcher die Eroberungen, die er zu machen gedachte, ihm förmlich abtrete. Die Perſer drangen darauf in Syrien ein, wo ſie Antiochien eroberten, und breiteten ſich unter großen Verheerungen bis nach Kappadocien aus; eine große Menge von Menſchen und eine noch größere von Geld und Schätzen ward in das Innere des perſiſchen Reiches abgeführt. Indeſſen ward Sapor I. durch die beginnende Macht des Odenat von Palmyra bald genöthigt, ſeine Eroberungen wieder aufzugeben [8]). Die Schriftſteller des römiſchen Reiches ſtellen Sapor I. als einen blutigen Menſchen, der den gefangenen Valerianus habe ſchinden laſſen, dar. Vielleicht hat der gefangene Imperator Hohn des Siegers nach morgenländiſcher Weiſe dulden müſſen, ſonſt iſt er aber wol in Frieden geſtorben [9]).

In dem Innern des Lebens der Zend-Stämme war unter Sapor I. eine große, religiöſe Bewegung. Die Wiederbelebung des Glaubens und der Kirche Zoroaſter's hatte die Aufmerkſamkeit auf das Religiöſe geleitet. Die fortgeſchrittene Zeit ſuchte Klarheit da, wo die frühere und einfältigere ſich mit der Unklarheit begnügt hatte. Man begehrte zu wiſſen, ob Ormuzd und Ahriman als zwei von Ewigkeit einander entgegengeſetzte Grundweſen, oder ob ſie als ein urſprüngliches Urweſen zu betrachten wären. Die Bücher Zoroaſter's gaben darüber eine ſichere Beſtimmung nicht, und ſo waren zwei Parteien oder Sekten unter den Magern entſtanden, von denen die eine den abſoluten Dualismus annimmt, die andere ihn verwirft. Unter dieſer Bewegung der Gemüther erhebt ſich Mani, der Mager, der das Chriſtenthum und den Parſismus in einander verſchlingen will. Feſthaltend

1) *Visconti*, Iconogr. Grecq. III. p. 152. 153. *Ammian. Marcell.* XVII. 5. *Theophyl. Symor.* IV, 8. *Moses Chorenen.* III, 17. 2) *Procop.* de bell. Pers. I, 3. 5. *Agathias.* IV, 25. 3) *Procop.* l. c. I, 5. 21. 4) *Amm. Marcell.* XXIII, 6. 5) *Theophyl. Symocatt.* III, 16. Die Hauptſtelle über die Saſſanidiſchen Reichsbeamten.

6) *Procop.* de bell. Pers. I, 6. 7) *Moses Choren.* II, 71. 73. *Zonaras.* ed. Paris. p. 597. 8) *Id.* I. p. 633. 9) *Agathias* ed. *Niebuhr.* IV. p. 258.

an den Grundlehren Zoroaſter's, miſchte er etwas von dem Chriſtenthume auf eine ſeltſame Weiſe in ſie hinein, Jeſus Chriſtus war ihm der reine Geiſt der Sonne, der den Kampf des Lichtreiches gegen das Reich der Finſterniß unterſtützt, bis letzteres dereinſt wird vernichtet ſein. Mani, der ſich den von Chriſto verheißenen Paraklet nannte, ſich mit zwölf Apoſteln und 70 Jüngern umgab, trat gegen das Ende der Herrſchaft Sapor's I. auf, ſoll aber weite Reiſen nach Sina, Indien und in das mittlere Aſien hinein unternommen und erſt nach dem Tode Sapor's I. nach Perſien zurückgekehrt ſein. Dieſer ſtarb im J. 270 und ſein Sohn Hormuz, Hormisdas von den Griechen genannt, gelangte auf den perſiſchen Thron. Mani kam nun nach Perſien zurück. Die Größe und der Umfang der Bewegung, welche durch ihn unter den Anhängern Zoroaſter's entſtanden, läßt ſich nicht mehr genau würdigen und überſehen. Überhaupt aber ſtattgefunden hat eine ſolche Bewegung ſicher, und König Hormuz nahm, wie es ſcheint, an ihr für Mani Theil. Es mag damals unter Hormuz geſchehen ſein, daß ſich eine Manichäiſche Kirchengeſellſchaft, von den rechtgläubigen Chriſten wie von den Magern ketzeriſch genannt, in dem perſiſchen Reiche förmlich organiſirte. Hormuz aber ſtarb ſchon im J. 272 und ſein Sohn Bahram I., bei den Griechen Varanes geheißen, kam zur Herrſchaft. Auch dieſer ſoll Anfangs Mani begünſtiget, bald aber ſich gegen ihn gewendet haben.

Es mochten die Saſſaniden geraume Zeit gemeint haben, daß Mani's Reformation die Zend-Stämme gewinnen würde. Daher die halbe Begünſtigung, welche ihr zu Theil ward. Als ſich aber dieſe Ausſicht nicht verwirklichte, traten ſie von ihm zurück. Bahram ließ ein Geſpräch zwiſchen Mani und den rechtgläubigen Magern anſtellen. Der angebliche Paraklet ward für beſiegt erklärt und, da er nicht widerrufen wollte, getödtet [10]). Eine ſichere Zeitbeſtimmung iſt für dieſe Begebenheit nicht zu gewinnen. So wurden von nun an, wie von den ſpätern chriſtlichen Imperatoren Roms, die Anhänger Mani's ſchon jetzt als Ketzer und Abtrünnige vom nationalen Glauben im Reiche der Saſſaniden behandelt. Bahram I. ſcheint um die Zeit der Hinrichtung Mani's ebenfalls, wahrſcheinlich im J. 276, geſtorben zu ſein. Bahram II., ſein Sohn, wird Schahinſchah. Die griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller reden ſtets, ohne ſich um die inneren Verhältniſſe des perſiſchen Reiches zu kümmern, von den Kriegen zwiſchen Rom und Perſien, die im Grunde von einer ſehr untergeordneten geſchichtlichen Wichtigkeit ſind, da es ſich in ihnen ſtets nur um den Beſitz einiger Grenzdiſtricte handelt, wenn auch die Römer ſich zuweilen zu dem Gedanken an die Zerſtörung des perſiſchen Reiches, die Saſſaniden zu dem Entwurf, alles Erbe ihrer Ahnen zurückzuerobern, erheben. Die Morgenländer führen uns nur die weiſen Sprüche der Saſſaniden und einige Berichte von Ereigniſſen und Zuſtänden an, deren Zuſammenhang und Gründe ſie völlig unerörtert laſſen. Bahram II. ſoll zuerſt als Tyrann geherrſcht, durch die Ermahnung aber des Oberprieſters bald auf beſſeren Weg gebracht worden ſein. Die Römer dringen unter dem Imperator Carus in Perſien ein, während Bahram II. mit inneren Bewegungen und einem Kriege am Indus beſchäftiget [11]). Selbſt Seleucia und Kteſiphon fallen in die Gewalt der Römer. Und doch geben ſie, als der Imperator Carus auf dieſer Heerfahrt einen zufälligen Tod gefunden hatte, das ganze Unternehmen gegen Perſien auf. Indeſſen ſah Bahram II. noch von einer andern Seite einen andern Unfall über ſich und ſein Reich kommen. Seit der Zeit Sapor's I. befanden ſich die Perſer in dem Beſitze von Armenien. Lange haben ſie gearbeitet, dieſes Land feſtzuhalten, und lange will es ihnen nicht gelingen. Die Perſer hatten nun Adel und Volk Armeniens nicht allein durch ihre politiſche Herrſchaft, ſondern auch durch ihre religiöſe Intoleranz beleidigt. Armenien ſoll zur Annahme der Lehre Zoroaſter's und des Feuerdienſtes gezwungen werden. Da erſchien des ermordeten Chosrov's Sohn, Teridates, ein Mann von rieſenmäßiger Kraft, im J. 286 wieder in Armenien und es erfolgte eine nationale Reaction gegen die Perſer, die Teridates, nachdem er ſich wieder auf dem Throne ſeiner Väter befeſtigt, in ihrer Heimath ſelbſt aufſuchte [12]). Unterdeſſen war Bahram II. im J. 292 geſtorben und ſein Sohn Bahram III. hatte nach ihm nur wenige Monate auf dem Throne geſeſſen, indem der Tod ihn bald hinwegnahm. Es ſtritten zwei Brüder Bahram's III., Hormuz und Narſes, um die Herrſchaft, Narſes aber ſcheint bald Meiſter ſeines Bruders geworden zu ſein. Nun wenden ſich die Perſer wieder gegen Armenien, und Teridates wird aus dem Lande getrieben. Da griffen die Römer in dieſe Angelegenheiten ein und der Auguſtus Diocletian ſendet unter dem Cäſar Galerius ein Heer nach Perſien. Aber die Römer erlitten am Euphrat eine ſchwere Niederlage und mit Mühe konnte Teridates das Leben retten [13]). Galerius rächt indeſſen bald wieder den Schimpf, den die römiſchen Waffen erfahren, Narſes erleidet eine ſchwere Niederlage, und hat noch den Schmerz, zu ſehen, daß ſein Harem in die Hände der Römer gefallen. Der Saſſanide mußte einen bittern Frieden mit Rom ſchließen, allen Anſprüchen auf Meſopotamien und Armenien entſagen und fünf kleine Provinzen am linken Ufer des Tigris abtreten [14]). Nicht lange nach dem Kriege gegen Rom entſagte Narſes dem Reiche im J. 302 und zog ſich in die Einſamkeit zurück. Hormuz II., ſein Sohn, iſt der achte König in der Reihe der Saſſaniden. Etwa zehn Jahre herrſchte er, ohne daß etwas von Bedeutung in ſeiner Zeit geſchehen.

Bei ſeinem Tode, im J. 312, iſt die Königin guter Hoffnung und die Großen des Reiches foderten die Mager auf, zu ſagen, ob ein Knabe oder ein Mädchen kommen werde. Die Mager verkündeten, daß es ein Knabe

10) *Mirkhond*, ap. *Silvestre de Sacy*, Antiquités de la rse. p. 295. 296.

11) *Eutrop.* IX, 18. *Vopisc.* Vita Cari 8. *Zonaras.* ed. Paris. I. p. 638. 12) *Moses Choren.* II, 76. 79. 13) Paneg. Vet. III, 1. 14) *Zonaras.* ed. Paris. I. p. 641.

Digitized by Google

ſein werde und die Perſer krönten nun das Kind im Mutterleibe[15]). Bald darauf ward Sapor II. geboren, der zehnte der Saſſaniden. Sapor's II. ſeltſame Erhebung iſt von der hohen Ariſtokratie des Reiches, deren Macht ſich dabei einmal recht bedeutend ausſpricht, ausgegangen. Es iſt ein herangewachſener Sohn Hormuz's II., ebenfalls Hormuz geheißen, vorhanden. Die Ariſtokratie will ihn aber nicht, weil ſie ihn für einen wilden Menſchen, beſonders für ihren Feind hält. Dieſer Hormuz war bei Sapor's II. Thronerhebung in harte Haſt gethan worden, fand aber nach 13 Jahren Gelegenheit zu entrinnen. Er entwich zu den Römeen, zu dem Imperator Conſtantinus dem Großen, und wendete ſich, wie dieſer, zum Chriſtenthume. Sapor II. ſendete ihm ſpäter ſeine Gemahlin nach[16]). Es verläuſt im Übrigen eine geraume Zeit, bevor Sapor II. an das Licht der Geſchichte tritt. In ſeiner Jugend ſoll ein König von Yemen ſich der Hauptſtadt des Reiches bemeiſtert und den Schahinſchah wie einen Gefangenen gehalten haben. Sowie aber Sapor II. herangewachſen, habe er, wird erzählt, der Herrſchaft der Araber ein Ende gemacht. Deutlicher ſtellen ſich die Verhältniſſe Perſiens zu dem römiſchen Reiche und zu Armenien hervor und werfen auch einiges Licht auf die innern Zuſtände des Saſſanidenreiches, da beide in einen Zuſammenhang unter einander kommen. Dicht in ihrer Nachbarſchaft, ja auf einem Boden, den die Perſer als den ihrigen betrachteten, ward dem Chriſtenthume ein Thron gebaut, als Teridates von Armenien zu demſelben übertrat[17]). In Perſien ſelbſt war das Chriſtenthum, als Sapor II. herrſchte, etwa ſeit anderthalb Jahrhunderten, eingedrungen, und halte ſich, wie es ſcheint, beſonders in den Grenzprovinzen am Tigris, wo Syriſch geſprochen, oder doch verſtanden ward, ziemlich weit ausgebreitet. Aber auch in das Innere des Reiches war es eingedrungen und allenthalben bekannt. Mager ſelbſt, wie Mani's Auftreten beweiſt, wendeten ſich chriſtlichen Lehren und Vorſtellungen zu. Das Chriſtenthum muß bis auf Sapor II. eine ziemlich geſicherte Stellung in Perſien genoſſen haben, wie die bedeutende Anzahl der vorhandenen Biſthümer beweiſt. Die orthodoxen Mager mochten das Chriſtenthum bekämpfen, aber der Staat verfolgte es wol nicht, nur der Manichäismus war bis jetzt von ſolcher Verfolgung getroffen worden. Unter Sapor II. änderten ſich die Verhältniſſe; das Chriſtenthum ward von den Saſſaniden als ſtaatsgefährlich betrachtet, als der römiſche Imperator Conſtantinus der Große ſich zu demſelben wendete. Aus der mühſeligen und kümmerlichen Toleranz, die ſie im Reiche der Saſſaniden genießen mochten, ſehnten ſich nun auch die perſiſchen Chriſten nach völlig geſicherter Stellung und Herrſchaft, glaubten dieſe nur durch Rom gewinnen zu können und wendeten ſich daher dem römiſchen Intereſſe zu. Alſo mußten die Chriſten in Perſien, nachdem das römiſche Imperatorenthum, früher dem Chriſtenthume ſo feind, ſich mit Conſtantinus dem Großen demſelben zugewendet, vom Staate mit ganz anderen Augen als ſonſt betrachtet werden, und wenn der chriſtliche Imperator dem Könige Sapor II. die perſiſchen Chriſten ausdrücklich anempfahl, ſo konnte damit ſicher nur eine ganz andere, als die beabſichtigte Wirkung hervorgebracht werden[18]). Feindſchaft und Kämpfe mit Rom, die kaum ausbleiben konnten, mußten auch Feindſchaft gegen die perſiſchen Chriſten erzeugen, ſeitdem man wußte, daß dieſe nach Rom, als auf ihren Hort, blickten. Die Saſſaniden konnten Armenien nicht vergeſſen, und ſchon dem Könige Teridates hatten ſie dadurch Noth und Verlegenheit zu bereiten geſucht, daß ſie wilde Stämme Mittelaſiens gegen ihn aufſtachelten. Teridates ſtarb nun im J. 314 und ſein Sohn Chosrov II. ward von den Perſern offen angegriffen. Da wendete er ſich an Rom, und die Perſer ſahen ſich in ihren Hoffnungen betrogen. Chosrov II. ſtarb im J. 322 und die Perſer, den Kampf wieder beginnend, waren gegen Diran, ſeinen Sohn, glücklicher. Durch Verrath erhielten ſie ihn in ihre Gewalt und geblendet ward er in das Innere des Reiches abgeführt. Die armeniſchen Arſaciden und alle Große des Landes ſendeten abermals eilige Boten nach Rom. Dieſe Dinge geſchahen in dem J. 337 und kurz vor dem Tode Conſtantinus' des Großen. Ehe die römiſche Hilfe herankommen konnte, hatten die Perſer ſich ſchon in den Beſitz Armeniens geſetzt, aber als die Hilfe kam, mußten ſie die Beute wieder fahren laſſen. In einem Frieden zwiſchen Rom und Perſien, im J. 338 geſchloſſen, ward Arſaces, des geblendeten Diran Sohn, als König in Armenien eingeſetzt.

Nicht lange darauf, wahrſcheinlich vom J. 342 an, ließ Sapor II. die Chriſten in ſeinem Reiche verfolgen. Es war dem Schahinſchah berichtet worden, daß die Chriſten römiſche Kundſchafter bei ſich aufnähmen, daß ſie ſelbſt verrätheriſche Verbindung mit Rom unterhielten, und daß ſie alle Geheimniſſe des Reiches dorthin berichteten[19]). Von der römiſchen Prieſterſchaft war ſchon damals der reine Geiſt entwichen, und der falſche mag ſich auch über die perſiſche verbreitet haben. Daher iſt nicht unwahrſcheinlich, daß auch in Perſien falſche Mittel, um es zu einem Siege des Chriſtenthums zu bringen, ergriffen worden. Sapor II. legte zuerſt den Chriſten eine ſchwere Steuer auf, die von den Biſchöfen eingetrieben werden ſoll. Symeon, der Biſchof von Seleucia, antwortete darauf in einer hochfahrenden und dem Weſen des Morgenlandes ſo widerſprechenden Weiſe, daß Sapor II. die Chriſten wol als Verächter der königlichen Macht und politiſche Feinde betrachten mußte. Denn Symeon ſagte, der Schahinſchah ſei nur ein Mitknecht Gottes, der ungerechte Befehle nicht geben dürfe, und dem man nicht zu gehorſamen brauche, wenn er ſie gäbe. Sicher war das nicht die rechte Sprache, um den König zu gewinnen und ſeinen Verdacht wegen der Verbindung mit Rom zu zerſtreuen. Darum geſtaltete ſich die Sache nun zu einer eigentlichen Verfolgung, und es kam der Befehl, daß die Geiſtlichen hingerichtet, die heiligen Geräthe weggenommen und die Kirchen geſchloſſen werden

15) *Agathias* ed. *Niebuhr* IV. p. 261. 16) *Zosim.* II, 27. 17) *Moses Choren.* II, 77. 78.

18) *Euseb.* Hist. IV, 9. *Cedrenus* I. p. 516. ed. *Niebuhr*. 19) *Theophan.* Chron. ed. *Niebuhr*. p. 36.

Digitized by Google

ſollten. In dem J. 344 ward geboten, daß überhaupt alle Chriſten, die ihren Glauben nicht verleugnen, nicht Ormuzd und die Sonne verehren wollten, hingerichtet werden müßten. Beinahe 40 Jahre lang, bis zu dem Lebensende Sapor's II., hat die Verfolgung, in welcher viele Märtyrer fielen, gedauert, aber ſie kann nicht immer mit gleicher Heftigkeit gewüthet und nicht über alle Satrapien ſich gleichmäßig ausgedehnt haben. Denn es bleiben viele Chriſten in Perſien übrig und wenigſtens nach dem Tode Sapor's II. iſt auch die Kirchenorganiſation wieder aufgeſtanden und öffentlich geweſen [20]).

Sapor II. war lange durch Kämpfe mit nordiſchen Völkerſchaften beſchäftiget, aber im J. 358 trat er wieder bedeutend gegen Rom auf, und begehrte vom Imperator Conſtantius wenigſtens Meſopotamien und Armenien, obwol er ganz Aſien als das Erbe ſeiner Väter in Anſpruch nehmen könne [21]). Hierüber brach der Krieg mit Rom abermals aus. Sapor II. rückte in Meſopotamien ein, aber die geringen Erfolge, die er gewonnen, wurden bald durch des Imperators Julianus gefährlichen Angriff auf Perſien ſelbſt zerſtört. Verwegen drang Julianus in Perſien ein und ſchon war Kteſiphon, wo Sapor II. ſeine Reſidenz aufgeſchlagen, bedroht, ſchon war auch wol der Schahinſchah ſelbſt auf ſeinem Throne bedroht, da jener Hormisdas, den die perſiſche Ariſtokratie zu den Römern getrieben, gewiß nicht ohne eine große Beſtimmung, ſich beim römiſchen Heere befand. In offenen Feldſchlachten blieben die Perſer vor den Römern ſieglos, wol aber verſtanden ſie das Land zu veröden und Mangel und Noth im feindlichen Heere zu erzeugen. Julianus mußte den Rückzug antreten, fand auf demſelben den Tod, und Jovianus, ſein Nachfolger, mußte den freien Abzug aus Perſien durch einen ſchimpflichen Frieden erkaufen. Die fünf Provinzen, welche Narſes hatte abtreten müſſen, kehrten zum Perſerreiche zurück und der römiſche Imperator konnte noch obenein nicht erreichen, daß Arſaces von Armenien mit in den Frieden eingeſchloſſen würde [22]). Sapor II. wendete ſich nach dem Abzuge der Römer gegen Armenien, das ihm gleichſam als Beute überlaſſen worden. Waffengewalt und Liſt vereinte der Perſer mit einander, um Arſaces zu ſtürzen. Nach einem Widerſtande von etwa vier Jahren ward der König von Armenien gefangen und Armenien ſelbſt wieder zu dem Perſerreiche gebracht. Eine furchtbare Verfolgung erging nun über dieſes Land, theils um den nationalen Geiſt zu ertödten, theils um das Chriſtenthum zu vernichten. Alle griechiſche und armeniſche Bücher wurden verbrannt; Niemand ſollte eine andere als die perſiſche Schrift anwenden [23]). Indeſſen ſtellte noch vor dem Lebensende Sapor's des II., Para, der Sohn des Arſaces, die nationale Unabhängigkeit Armeniens wieder her. Es ſtarb aber der König der Perſer, der auch gegen Iberien und die Arſaciden von Baktra lange Kriege geführt, und die gewöhnliche Reſidenz nach Kteſiphon verlegte, im J. 381, und ſeinen Söhnen ward der Thron von einem Bruder entriſſen, der ſich indeſſen als Ardſchir oder Artaxerxes II. nur etwas über vier Jahre auf dem Throne behauptete [24]). Er ſcheint der Ariſtokratie nicht behagt zu haben; ſie ſetzten ihn im J. 385 ab und ſtellten Sapor III., einen Sohn Sapor's II., als König auf, der wiederum fünf Jahre waltete. Dann kam Bahram IV. auf den Thron, der 12. in der Reihe der Saſſaniden. Er herrſchte eilf Jahre und ſtarb im J. 399 [25]). Die Geſchichte weiß von dieſen drei Saſſaniden nichts Bedeutendes; nur hatten Römer und Perſer, von nordiſchen Völkern Beide bedrängt, einen alten Grund zu Feindſchaft und Kämpfen unter ſich hinwegräumen wollen und daher das Reich von Armenien in zwei Theile zerlegt. Der beiweitem größere Theil, Perſarmenien genannt, ſollte unter perſiſcher, der kleinere unter römiſcher Hoheit ſtehen, jeder aber ſeinen beſondern König haben. In dem römiſchen ward Arſaces, der Sohn Para's, in dem perſiſchen Choſrov, deſſen Zuſammenhang mit den Arſaciden unbekannt, König. Der größte Theil des armeniſchen Adels, unzufrieden mit Arſaces, wanderte auf das perſiſche Gebiet aus.

Auf den perſiſchen Thron nun kam nach dem Tode Bahram's IV. Yezdijird, den die Griechen Isdegerd [26]) nannten. Es trat eine lange Waffenruhe mit Rom ein, denn Rom war nicht mehr im Stande, an eine Unterwerfung Perſiens zu denken, und bei den Saſſaniden war der Entwurf, ſich des ganzen Erbes ihrer Ahnen zu bemeiſtern, wol auch in den Hintergrund getreten. Isdegerd I. ſchloß einen hundertjährigen Frieden mit Rom und Kaiſer Arkadius ſoll ihn ſogar zum Vormund ſeines Sohnes, Theodoſius II., eingeſetzt haben [27]). Über die Wahrheit dieſes Factums waren indeſſen ſchon im Alterthume die Stimmen getheilt. Isdegerd ſoll nach den morgenländiſchen Geſchichtsſchreibern ein verſchwenderiſcher und grauſamer Mann geweſen ſein; ſicher iſt wol, daß die Ariſtokratie des Reiches mit ihm ſehr unzufrieden ward. Den Chriſten aber erwies ſich der König freund, bis er durch unbeſonnenen Eifer des Biſchofs Abdas von Suſa, der einen Feuertempel zerſtört hatte, gereizt ward. Isdegerd verlangte nur, daß der Biſchof den Tempel wiederherſtellen ſollte. Als er ſich ſtandhaft weigerte, ward er hingerichtet, und es ſcheint eine abermalige Zerſtörung der chriſtlichen Kirchen im Reiche angeordnet worden zu ſein [28]). Isdegerd ſtarb im J. 420, und deutlich trat nun die Stimmung der Ariſtokratie gegen ihn hervor. Der Adel erwählte in Kteſiphon Choſru, Choſroes von den Griechen genannt, einen andern Saſſaniden, nicht einen der Söhne Isdegerd's, zum König. Sapor, der älteſte dieſer Söhne, war vom Vater jüngſt in das Reich Armenien geſetzt worden. Er kam herbei, um dem Choſru den angemaßten Thron wieder zu entreißen, fand aber bei dieſem Unternehmen den Untergang. Glücklicher war

20) *Sozomen.* Hist. ecclesiast. II, 9–14. *Assemani* Acta Martyrum. 21) *Amm. Marcell.* XVII, 5. 22) *Zosim.* III, 31. *Amm. Marcell.* XXV, 7. *Zonaras.* XIII, 14. 23) *Procop.* de bell. Pers. I, 5. *Amm. Marcell.* XXVII, 12. *Moses Choren.* III, 34. 35.

24) *Faust.* Byzant. V, 6. *Amm. Marcell.* XXVII, 12. 25) *Zonaras* XIII, 24. *Agathias* IV, 25. 26) *Moses Choren.* III, 42. *Faust.* Byzant. VI. 1. 27) *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr* p. 125. 28) *Sozomen.* Hist. ecclesiast. IX, 4.

Digitized by Google

Bahram, der zweitgeborene, dem mit Hilfe arabiſcher Stämme gelang, ſich des Thrones zu bemeiſtern, auf dem er ſich durch Milde befeſtigte[29]). Vielleicht war es nicht allein Unwille der Ariſtokratie über ariſtokratiſche Intereſſen, welcher die Söhne Isdegerd's vom Throne entfernen wollte, vielleicht war auch der nationale Geiſt durch eine halbe Begünſtigung der Chriſten verletzt worden. Bahram V. fand es daher nothwendig, die Verfolgung gegen die Chriſten zu erneuern. Sie dauerte 30 Jahre unter ſeiner und Isdegerd's II. Herrſchaft. Wer dem Chriſtenthume nicht entſagen wollte, den traf der Tod[30]). Es fielen eine große Anzahl von Märtyrern, unter denen auch Einige aus der hohen perſiſchen Ariſtokratie genannt werden[31]). Die Verfolgung, welche die Griechen als eine gräßliche beſchreiben, dehnte ſich auch auf Armenien aus. Bahram V. hatte im J. 423 noch einen Arſaciden, Ardſchir genannt, als König nach Armenien geſetzt. Armeniſche Große arbeiteten aber ſelbſt auf den Untergang Ardſchir's durch die Perſer hin, Bahram V. zog das Reich Armenien ein, und nun ſollte auch dieſes zum Dienſte des Ormuzd gezwungen werden[32]). Die morgenländiſchen Berichte reden noch von einem gefährlichen Kriege, den er mit dem Khane von Turkeſtan zu führen hatte, und von einer wunderbaren Reiſe, die er nach Indien unternommen. Bahram V. ſtarb im J. 440 und Isdegerd II. folgte. Die Kriege, welche um dieſe Zeit mit den Römern noch geführt wurden, ſind ſehr wenig bedeutend. Das weſtrömiſche Reich ſteht bereits am Rande des Unterganges und das oſtrömiſche ſteht demſelben nicht gar fern. Die nordiſchen Völker, welche Rom ſo hart bedrängten, ſind aber für die Perſer nur beſchwerlich. Die Hauptmaſſe der Hunnen hat ſich nach Europa gezogen, und die Perſer haben es nur mit den ſogenannten Hephthaliten zu thun, die im Oſten des kaſpiſchen Meeres zurückgeblieben. Die großen Weltbegebenheiten der damaligen Zeit ſcheinen an den Saſſaniden vorübergegangen zu ſein, ohne ſehr ihre Aufmerkſamkeit zu erregen. Isdegerd II. wendete alle ſeine Kraft auf die Vernichtung des Chriſtenthums in ſeinem Reiche. Es erneuerte ſich am Anfange ſeiner Regierung die Verfolgung mit großer Härte. Sie erging beſonders über die orthodoxen Chriſten. Die Neſtorianer, im römiſchen Reiche als Ketzer betrachtet, wurden geſchont, ſonſt aber kein Mittel geſpart, um die Chriſten zu vernichten. In den Kriegen gegen die Hunnen wendete man oft Chriſten an, damit ſie den Untergang finden ſollten. Den bedeutendſten Kampf hatte der Eifer der Magier in Armenien zu beſtehen. Die Chriſten in Armenien ſetzten den Muth der Verzweiflung allen Verfolgungen entgegen. Isdegerd hatte es hier auf völligen Untergang des Chriſtenthums abgeſehen. Im J. 450 erſchien ein mit den größten Schmähungen gegen den Chriſtenglauben angefüllter Königsbefehl, der Allen augenblickliche Annahme der Lehre Zoroaſter's gebot, 700 Mager wurden zur Bekehrung und Belehrung in das Land geſendet, und Biſchöfe und Prieſter zum abſchreckenden Beiſpiel geſchlachtet. Und doch ſah ſich der Schahinſchah nach einem blutigen und wechſelvollen Kampfe genöthigt, den armeniſchen Chriſten Toleranz zu bewilligen[33]). Isdegerd II. ſtarb im J. 458 und die Verfolgung gegen die Chriſten ſcheint wenigſtens unterbrochen worden zu ſein[34]).

Er hinterließ zwei Söhne, Hormuz und Firuz, bei denen ſich nicht unterſcheiden läßt, welcher der ältere, welcher der jüngere. Hormuz III. bemeiſtert ſich zuerſt des Thrones. Firuz entwich zu den Hunnen, und es entſtand ein Kampf zwiſchen den beiden Brüdern, der etwa vier Jahre währte. Hormuz III. wird geſtürzt und ermordet. Firuz, den die Griechen Peroſes nannten, ſtieg auf den perſiſchen Thron. Firuz ſcheint durch die Hilfe der Hunnen König geworden zu ſein, doch wendete er, König geworden, ſeine Waffen wieder gegen ſie, weil ſie den früher gezahlten Tribut länger zu geben verweigerten. Firuz war unglücklich in dieſem Kriege, und ward mit ſeinem Heere ſo umſchloſſen, daß er nicht entrinnen konnte[35]). Der Fürſt der Hunnen wollte nur ſo freien Abzug geſtatten, daß Firuz ewigen Frieden ſchwöre und anbetend vor ihm niederfalle. In den Magern kann der alte Geiſt nicht mehr geweſen ſein. Auf Befragen des Königs entſchieden ſie, daß er den Frieden immer ſchwören und mit dem Schwur dann machen ſolle, was er wolle. Auch wegen der Anbetung wußten ſie eine caſuiſtiſche Auskunft, denn ſie riethen, Firuz ſolle nur vor dem Hunnenfürſten beim Aufgang der Sonne niederfallen, ſo ſei das Gewiſſen gerettet und eigentlich nicht der Hunnenfürſt, ſondern die Sonne angebetet[36]). So ward Firuz frei, brach aber den Frieden nicht lange darauf und brach, von dreißig Söhnen begleitet, in das Land der Hunnen ein. Die Perſer erlitten dort im J. 484 eine entſetzliche Niederlage, bei welcher Firuz ſelbſt ſammt allen ſeinen Söhnen, die ihn begleitet, den Tod fand[37]). Nur der jüngſte derſelben, Covad, ein Knabe, den die Griechen Cavades nannten, war in dem Reiche zurückgeblieben und dadurch gerettet worden. Die Großen des Reiches eilten nach Kteſiphon, um einen König zu erkieſen. Ein ſolches Recht nahmen ſie ſich ſicher in außergewöhnlichen Fällen immer. Sie ſchloſſen Covad wegen ſeiner Jugend aus und ernannten Palaſch, Obalas bei den Griechen, einen Bruder des Firuz, zum Herrn. Mit den Hunnen mußte ein ſchimpflicher Friede geſchloſſen, Tribut verſprochen, ja Covad als Geiſel geſtellt werden.

Durch dieſe Vorgänge war das alte Anſehen der Saſſaniden, wie es ſcheint, erſchüttert worden, und der Geiſt der Unabhängigkeit unter die Reichsgroßen gekommen. Er mag überhaupt auch unter den Saſſaniden nie

29) *Agathias*, IV, 26. *Procop.* de bell. Pers. I, 2. *Cedrenus* I. p. 586. ed. *Niebuhr.* 30) *Theodoret.* Hist. ecclesiast. V. 39. *Sozomen.* Hist. ecclesiast. VII, 21. 22. 31) *Theodoret.* V, 39. *Socrat.* VII, 18. *Agathias* IV, 27. 32) *Moses Choren.* III, 67.

33) *Lazar.* Pharb. c. 28—54. 34) *Theophan.* Chronogr. ed. *Niebuhr.* p. 252. 35) *Procop.* de bell. Pers. I, 3. 4. *Agathias* IV, 27. *Josua Stylites* ap. *Assemani*, Bibl. Oriental. I. 36) *Procop.* de bell. Pers. I, 4. 37) *Agathias*, IV, 27. *Procop.* de bell. Pers. I, 4. *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr.* p. 191.

Digitized by Google

ganz verbannt geweſen ſein; nur ſind unſere Berichte über die innern Zuſtände zu dürftig, als daß er immer geſeben werden könnte. Palaſch ſcheint ſehr geringes Anſehen in dem Reiche genoſſen zu haben. Die Hunnen werden, abee nicht durch den König, ſondern durch Suſaran, den Befehlshaber der Grenze, genöthigt, dem Tribut zu entſagen, wobei auch Covad wieder frei wird. Palaſch beleidigt die Magee, indem er den Gebrauch der Bäder in Perſien einfüłren wollte; die Mager betrachteten ja das Waſſer als heilig. Nun griff Covad zu den Waffen, der Adel und die Magier ließen Palaſch, der geſtüezt und geblendet ward, fallen, und ſo ward Covad König im J. 488 [38]). Die Herrſchaft des Schahinſchah Covad, iſt die Zeit einer großen innern Bewegung, die von uns nicht mehr vollſtändig gewürdigt und verſtanden werden kann. Mazdak, dee Mager, erhob ſich mit ſeiner Irrlehre, und Leben und Staat erfuhren duech ihn eine tiefgehende Erſchütterung. Denn es ſcheint die Lehre Mazdak's, ſoweit ſich nach den unvollſtändigen Nachrichten urtheilen läßt, eine hauptſächlich politiſche geweſen zu ſein [39]). Er lehrte die Nichtigkeit des Standesunterſchiedes unter den Menſchen und wollte ihn vernichten, eine völlige, ultrademokratiſche Gleichheit an deſſen Stelle ſetzen, wobei er ſoweit ging, Gemeinſchaftlichkeit der Güter und der Frauen als nothwendig anzunehmen. Daß in einem ſo durchaus ariſtokratiſchen Lande wie Perſien einmal auch der äußerſte demokratiſche Gegenſatz hervortrat, läßt ſich ja gar wol begreifen. Mazdak ſoll ſich überdies gleich Mani füe den abſoluten Dualismus entſchieden, gegen Luxus und Kleiderpracht geeifert und begehrt haben, daß der Menſch nur von Früchten lebe. Die Anführung, daß Mazdak die Gleichgültigkeit aller Handlungen gelehrt, mag auf Irrthum, Übertreibung oder Verleumdung beruhen. Covad entſchied ſich nun füe die Lehre Mazdak's, und ſoll an Zertrümmerung des alten Staates gearbeitet, eine Menge Neuerungen eingeführt, ſelbſt die Gemeinſchaft dee Frauen durch ein Geſetz geboten haben [40]). Der König mag ſich für Mazdak nur aus dem Grunde, weil er in ſeiner Lehre ein Mittel ſah, die Macht der Ariſtokratie zu brechen, entſchieden haben. Nicht allein im eigentlichen Perſien, ſondern auch in Perſarmenien wollte Covad die Lehre Mazdak's aufzwingen, worüber die Cheiſten ſich abermals in einem blutigen Aufſtande erhoben. Die Chriſtenverfolgungen haben übrigens ſeit Isdegerd II. in ſofern aufgehört, als die Chriſten nicht mehr von dem Chriſtenthume ſelbſt hinweg, ſondern nur zum Neſtorianismus, der im Römerreiche Ketzerei iſt, gezwungen werden ſollten. Es erhebt ſich aber, vom König, wie es ſcheint, in ihrem Daſein bedroht, die Ariſtokratie und Covad ward im J. 498 abgeſetzt und Dſchamaſp, ein Bruder des Palaſch, auf den Thron geſtellt; Covad ſoll nach der Entſcheidung der Ariſtokratie zwar nicht des Lebens beraubt, aber für immer auf ein Schloß, das Schloß der Vergeſſenheit genannt, gethan werden. Von dort aber entrann er zu den Hunnen und bemeiſterte ſich mit ihrer Hilfe ſeines Thrones, den Dſchamaſp freiwillig verließ, wieder [41]). Das geſchah im J. 501, nachdem Dſchamaſp etwa zwei Jahre das Herrnthum beſeſſen [42]).

Die Bewegung, welche Mazdak's demokratiſche Lehre in Perſien geſchaffen, kennt man im Einzelnen nicht, ihre Größe aber und ihr Umfang läßt ſich doch aus dem Umſtande vermuthen, daß bei der Revolution, durch welche Covad geſtürzt worden, auch Mazdak gefaßt worden, die Ariſtokratie aber nicht gewagt hatte, ihn zu tödten. Covad aber ſcheint nach der Wiederherſtellung ſeine Gunſt dem Mazdak und der Sekte, die er um ſich gebildet, allmälig entzogen zu haben, begreifend entweder, daß die Ariſtokratie überhaupt nicht gebrochen, oder daß, um ſie zu brechen, dieſer nicht der rechte Weg ſei. Nichtsdeſtoweniger mag die Sekte immer bedeutender und die Bewegung immer größer geworden ſein. Es hat aber der König vier Söhne. Den älteſten, Koaſes, haßte der Vater und gedachte ihn vom Throne auszuſchließen. Der zweite, Zames, war einäugig und dadurch nach perſiſcher Sitte vom Throne ausgeſchloſſen. Den dritten, Choſru, liebte der Vater und ihm ſollte daher dee Thron zugewendet werden. Einmal bat Covad den oſtrömiſchen Imperator Juſtinus, daß er den Choſru adoptiren ſollte, womit er ihm jedes Falles nur römiſchen Schutz und römiſche Freundſchaft ſichern wollte. Die Römer aber wieſen die ſeltſame Bitte zueück, fürchtend, daß Choſru durch die Adoptions-Rechte auf ihr Reich gewinnen ſollte [43]). Der vierte von den Söhnen hieß Phtaſuras. An dieſen wendeten ſich die Anhänger des Mazdak, gewannen ihn für ihre Lehre, wollten ihn zum König machen, und Phtaſuras ging auf dieſe Entwürfe ein. Da, wird erzählt, verſtellte ſich Covad und gab ſich das Anſehen, als wolle er den Mazdakiten nachgeben. Er ließ deshalb eine große Verſammlung veranſtalten, wobei der Adel des Reiches, die chriſtlichen Biſchöfe und die Mazdakiten mit ihrem Oberprieſter, Indazar oder Indarazar genannt, geladen, als ſollte die Throneinſetzung des Phtaſuras vor ſich gehen. Die Mazdakiten gingen in die Falle und kamen, dee König aber hatte zugleich ein Heer verſammelt und ließ ſie niederhauen. Darauf gingen allenthalben hin königliche Schreiben, daß die Mazdakiten getödtet und ihre Büchee verbrannt werden ſollten [44]). Ob Mazdak ſelbſt unter Covad oder erſt unter Choſru untergegangen, läßt ſich nicht entſcheiden; denn die Einen berichten das Erſtere, und die Andern das Zweite. Außerdem führte Covad mehre Kriege gegen Oſtrom, die aber nur in den Augen der Genoſſen jener Zeit von einiger Wichtigkeit ſein konnten. Er überlebte ſeine Wiederherſtellung 30

38) *Agathias* IV, 27. *Procop.* de bell. Pers. I, 6. *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr* p. 214. 39) *Hyde*, De religione Persarum p. 282 sq. *D'Herbelot.* Biblioth. Orient. II. p. 588. 40) *Agathias*, IV. 27. *Procop.* de bell. Pers. I, 5. *Cedrenus* I. p. 624. ed. *Niebuhr.*

41) *Mirkhond* ap. *Silvestre de Sacy*, Antiquités de la Perse. p. 455. *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr.* p. 214. *Agathias* IV, 28. 42) *Theophyl. Symocatt.* IV, 6. *Procop.* de bell. Pers. I, 6. 43) *Procop.* l. c. I. 11. *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr* p. 258. 44) *Theophan.* l. c. p. 262. *Joan. Malalae* Chronog. ed. *Niebuhr.* p. 444. *Cedreus* I. p. 659 ed. *Niebuhr.* *Zonaras*, ed. Paris. II. p. 60.

Digitized by Google

Jahre und ſtarb im J. 531, nachdem er durch ein Teſtament Choſru zum Nachfolger im Reiche beſtellt. Nach ſeinem Tode wollte Coaſes ſich des Thrones bemeiſtern, aber die Ariſtokratie duldete es nicht. Sie behauptete, nur ihre Wahl gebe das Recht zum Throne und ſie wollte Choſru zum König, weil ſich derſelbe ſtets als ein heftiger Feind der Mazdakiten erwieſen. Es ward eine große Verſammlung der Ariſtokratie gehalten, das Teſtament Covad's verleſen, und Choſru, der ſich Anfangs weigerte, den Thron zu beſteigen, erwählt [45]).

Choſru hat faſt ein halbes Jahrh. auf dem perſiſchen Thron geſeſſen, denſelben und das Reich mit neuem Glanze umgeben und ſich den Beinamen der „großmüthigen Seele" erworben. Nach den verſchiedenen perſiſchen Dialekten lautet auch dieſer Beiname Choſru's etwas verſchieden, entweder Anuſch-rewan, oder Nuſch-rewan, oder Nuſchin-rewan, oder Anuſchrewan, oder endlich Nuſchirwan. Oſtrömiſche Schriftſteller, die in ihm nur den Feind ihres Reiches geſehen haben, ſtimmen in das Lob Anderer nicht ein, werfen ihm Geiz, Grauſamkeit und Treuloſigkeit vor [46]). In den Kriegen gegen das oſtrömiſche Reich hat er es freilich auch an letzterer wirklich nicht fehlen laſſen, aber nichtsdeſtoweniger muß er als ein im Geiſte und in der Weiſe des Morgenlandes großer Fürſt angeſehen werden. Mit einer Weitläufigkeit und Weitſchweifigkeit, welche ermüdet, erzählen die Griechen beſonders Nuſchirwan's Kämpfe gegen Oſtrom, die für uns nicht von der mindeſten Bedeutung ſein können, denn nachdem ſie ein Vierteljahrh. gewährt, ließen ſie den äußern Beſtand beider Reiche, wie er früher geweſen, und die vielen Triumphe, die er gefeiert, halfen dem Nuſchirwan nicht. Die byzantiniſchen Griechen mußten für ſolche Dinge einen andern Maßſtab haben, als wir ihn nehmen müſſen, daher die Breite, mit welcher ſie dieſe Kriege berichten. Für uns ſind andere Dinge von ungleich größerer Wichtigkeit. Nuſchirwan war ein Fürſt, der begriff, daß die Zend-Stämme bis jetzt ein zu abgeſchloſſenes Leben geführt, der daher die Schranken brechen wollte, die ſie von anderer Civiliſation trennten, der das Große und Schöne, was anderwärts war, nach Perſien zu ziehen gedachte. Selbſt Freund der Philoſophie eines Plato und eines Ariſtoteles, verſuchte er die ganze griechiſche Philoſophie auf perſiſchen Boden zu verpflanzen und ließ die am meiſten geſchätzten Werke derſelben in die Sprache ſeines Landes übertragen, die keinesweges, wie der Grieche Agathias meint, zu rauh und unbeholfen iſt, als daß ſo hohe Dinge in ihr ausgedrückt werden könnten [47]). Und das Gute ſollte nicht in den höheren Kreiſen bleiben, es ſollte ſich über das ganze Leben verbreiten und allenthalben wurden Schulen angelegt. Welche Früchte dieſe Beſtrebungen Nuſchirwan's getragen, darüber iſt uns freilich nichts bekannt. Sie ſind nur Zeugniſſe über des Mannes eigenen Geiſt. Auch der Staat erfuhr ſeine kenntnißvolle Sorgfalt. Nuſchirwan ſchaffte das einige Vezirat ab, das im Namen des Schahinſchah früher über das ganze Reich geboten zu haben ſcheint, und errichtete, um den Gang der Geſchäfte zu erleichtern, vier große Vezirate, über Aſſyrien, Medien, Perſien und Baktra. Den Satrapen ward der Coder Artaxerxes' I. von Neuem eingeſchärft. Und das Leben entbehrte dieſer Sorgfalt ebenfalls nicht. Erziehung und Ackerbau waren die Dinge, auf welche Nuſchirwan vor andern achtete. In den Städten waren Waiſenhäuſer angelegt und mit Sorgfalt ward für das Fortkommen der Unglücklichen geſorgt. Es wehete unverkennbar ein dem Morgenlande ſonſt fremder Geiſt der Milde über Nuſchirwan, der ſich auch in religiöſen Angelegenheiten nicht verkennen läßt. Zwar die Anhänger der ſtaatsgefährlichen Lehre des Mazdak wurden entweder von ihrem Glauben hinweggezwungen oder vernichtet, aber die Chriſten blieben, wie es ſcheint, ſtets unverfolgt. Nuſchirwan duldete, daß in einem Friedenstractate mit Oſtrom Toleranz für die Chriſten bedingt ward, die Königin ſelbſt war Chriſtin, und obwol Nuſchizad der Sohn, ebenfalls Chriſt, ſich einſt gegen den Vater empörte, ſo ſcheint doch die Toleranz gegen die Chriſten dadurch nicht unterbrochen worden zu ſein [48]). Nuſchizad ſelbſt aber hat bei dieſem Unterfangen den Untergang gefunden. Weit verbreitete ſich der Glanz von Nuſchirwan's Thatkraft und Waffen; Oſtrömer, Turkomannen, Hunnen, Araber und Indier mußten ſie fühlen, und ſelbſt Sina und Tibet buhlten um die Freundſchaft des großen Schahinſchah.

Nachdem er faſt ein halbes Jahrh. mit Glanz und mit Glück gewaltet, ſtarb Nuſchirwan im J. 579. Nun kam ein Sohn von ihm, Hormuz IV., deſſen Weſen ſchon dem Vater große Beſorgniſſe eingeflößt, auf den Thron; Nuſchirwan's Werk drohte unter ſeiner Leitung jammervoll zuſammenzubrechen. Von Natur zu Geiz, Mistrauen und Grauſamkeit geneigt, regten ihn Seherſprüche, daß er durch Verſchwörung und Aufſtand die Herrſchaft verlieren würde, zu wildem Grimme auf. Die Seher, welche ſolche Sprüche gaben, mögen auf die Stimmung der Reichsariſtokratie geſehen und nach ihr über die Zukunft geſprochen haben. Nuſchirwan's Kraft hatte die Ariſtokratie niedergehalten, und ſie war unzufrieden geworden, weil das Königthum ſich mit größerer Beſtimmtheit als ſonſt geltend gemacht. Hormuz rief nun durch wilde Grauſamkeiten dieſe Unzufriedenheit ſchnell zu Aufſtand und Empörung vor [49]). Seine Wuth wendete ſich beſonders, wenn auch Alle ſie miterfuhren, gegen die Ariſtokratie. Der Tigris, ſagt ein Grieche, ward das Grab der perſiſchen Großen; dahinein ließ Hormuz ſie bei den leiſeſten Veranlaſſungen ſtürzen. Hormuz führte zuerſt einen Krieg gegen Oſtrom und kämpfte in demſelben mit Unglücke und mit Ungeſchicke. Und während dieſes Krieges erhob ſich der Khan der Türken und begehrte von dem Perſerreiche einen noch ſchwerern Tribut, als er ſo ſchon gezahlt werden mußte, denn der Glanz, den Nu-

45) *Agathias* IV. 28. *Procop.* de bell. Pers. I, 22. 46) *Theophyl. Symocatt.* III, 16. *Procop.* l. c. I, 23. 47) *Agathias* II, 28.

48) *D'Herbelot*, Biblioth. Orient. III. p. 57. *Mirkhond* ap. *Silvestre de Sacy*, Antiquités de la Perse. p. 369—372. 49) *Theophyl. Symocatt.* III, 16. *Evagr.* VI, 16.

Digitized by Google

ſchirwan gewonnen, war ſchnell wieder verſchwunden. Gegen die Türken ſendete Hormuz den tapfern Bahram, der von den Arſaciden abzuſtammen behauptete. Bahram gewann über die Türken große Siege und nöthigte ſie, den Tribut ſelbſt zu zahlen, den ſie erſt von den Perſern empfangen, erhob ſich aber ſeitdem auch zu dem ſtolzen Gedanken, Hormuz IV. zu ſtürzen, und ſuchte deshalb beſonders das Heer an ſich zu ketten. Der Schahinſchah, zu derſelben Zeit von den Oſtrömern geſchlagen, glaubte Bahram beſchimpfen zu müſſen, damit er ihn nicht an Würdigkeit übermeiſtere, nannte ihn ein Weib und wollte ihn des Heerbefehls berauben. Da empörte ſich Bahram offen an der Spitze ſeines Heeres, das nach Beſiegung der Türken ebenfalls an die römiſchen Grenzen gezogen worden[50]). Unter dieſen Verhältniſſen faßte die Ariſtokratie Muth. Der Reichsadel ſammelte ſich in Kteſiphon, wohin Hormuz ſich nach dem Aufſtande Bahram's gerettet. Dort riſſen ſie ihn vom Throne, ſtießen ihm die Augen aus und warfen ihn in ein Gefängniß im J. 590. Ja ſo groß ſoll die Wuth der Ariſtokratie geweſen ſein, daß ſie die Mutter des Hormuz lebendig zerſchneiden ließen. Dennoch fiel die Ariſtokratie nicht dem Bahram zu, ſondern wählte Choſru, Hormuz' Sohn, zum König, der ſeinen Vater, weil er im Gefängniſſe tobt und raſet, mit Keulen erſchlagen ließ. Bahram aber konnte von Choſru nicht bewogen werden, ſeinen Aufſtand nun einzuſtellen. Der Rebell nahm den Titel eines Freundes der Gottheit und eines Feindes der Tyrannen an, wies alle Anerbietungen des Schahinſchah ſchnöde zurück und kam mit ſeinem Heere in die Nähe von Kteſiphon. Unweit der Stadt lieferte Choſru eine unglückliche Schlacht[51]), die ihn nöthigte zu flüchten und ſich in die Arme des oſtrömiſchen Imperators Mauritius zu werfen[52]). Bahram eroberte nun Kteſiphon, aber vergebens ſuchte er die Ariſtokratie und die Mager zu beſtimmen, ihn zum König zu wählen. Darum bekleidete er ſich ſelbſt am Feſttage des Himmels und der Sterne mit dem königlichen Titel. Indeſſen blieben Perſarmenien und die Lande am kaspiſchen Meere dem Geſchlechte der Saſſaniden treu[53]), und auch im Innern des Reiches ſcheint Bahram's Herrſchaft, wo ſie überhaupt beſtand, nur durch die rohe Gewalt ſeines ergebenen Heeres beſtanden zu haben[54]). Mauritius gibt dem geflüchteten Choſru ein Heer, das unter dem tapfern Narſes im J. 591 Bahram an den Ufern des Fluſſes Zab beſiegt. Damit iſt der Thron der Saſſaniden wieder hergeſtellt[55]). Bahram war zu dem Khane der Türken entronnen und hat bei ihnen nachmals den Tod gefunden. Aber die Unruhen und Bewegungen ſcheinen noch geraume Zeit fortgedauert zu haben, zumal da Choſru fortfuhr, die Ariſtokratie zu züchtigen, und ſelbſt die tödtete, die ihn auf den Thron erhoben, weil ſie ſich dabei der Empörung gegen ſeinen Vater ſchuldig gemacht. Lange noch herrſchte Choſru nach dieſer Kataſtrophe, ohne die Erwartungen der Chriſten, die von einem Übertritt zu ihrem Glauben geträumt haben mögen, zu erfüllen, obwol eine der königlichen Gemahlinnen, Sira, eine Chriſtin war, und Choſru den Chriſtenheiligen Sergius hoch verehrte.

Nahe waren nun ſchon für die alten und eigentlichen Perſer die Tage des Unterganges gekommen. In Arabien ſollte das Feuer ausbrechen, durch welches das Reich der Saſſaniden und das alte Perſervolk ſein Ende finden mußte. Es war am Anfange des ſiebenten Jahrh., daß dieſes Feuer emporbrannte, und die Perſer achteten nicht darauf. Grade in dieſer Zeit erſchöpfen ſie die Kräfte ihres Reiches in einem fruchtloſen Unternehmen, durch welches zwei Reiche, das Saſſanidiſche und das oſtrömiſche, ſich auf das Tiefſte erſchöpften[56]), als wollten ſie ſelbſt den Arabern ihre Beute zubereiten. Von Choſru's innerem Walten nach ſeiner Wiederherſtellung iſt uns nichts Näheres und nichts Einzelnes bekannt. Doch kann angenommen werden, daß es ſeinem erſten Auftreten gemäß, daß es wild und blutig geweſen, denn es herrſcht offenbar große Unzufriedenheit unter der Ariſtokratie des Reiches, die nach mehren Jahrzehnten in einer zweiten furchtbaren Kataſtrophe ausbricht[57]). Vielleicht wünſchte Choſru dieſer Unzufriedenheit eine Ableitung zu geben, und darum faßte er einen alten Gedanken der Saſſaniden, an deſſen Ausführung indeſſen bis jetzt Niemand mit Ernſt geſchritten, den Gedanken, noch das ganze Erbe des alten Perſerreiches zu gewinnen, auf. Der oſtrömiſche Imperator Mauritius hatte an des Choſru Wiederherſtellung einen bedeutenden Antheil, der freilich durch die Abtretung von Perſarmenien hatte erkauft werden müſſen, gehabt. Choſru hatte ſeitdem, wie aus Dankbarkeit, Frieden mit ihm gehalten. Nun ward aber Mauritius in Conſtantinopel durch Phokas geſtürzt im J. 602 und ſammt ſeinen Kindern erſchlagen. Es verbreitete ſich indeſſen bald das falſche Gerücht, daß Mauritius noch lebe. Dieſes benutzte Choſru, um angeblich für Mauritius, ſeinen Freund, und gegen Phokas, den Tyrannen, auftreten zu können[58]). Der Perſer eröffnete im J. 604 den Krieg gegen das oſtrömiſche oder byzantiniſche Reich, welches von innern Stürmen bewegt, kaum einen Widerſtand entgegenzuſetzen vermochte. Choſru eroberte leicht Perſarmenien wieder, ſeine Heere nahmen Edeſſa, drangen über den Euphrat, verheerten Kleinaſien und kamen bis unter die Mauern von Chalcedon. Im J. 609 ſcheinen die Perſer zurückgekehrt zu ſein. Ihre erſte Fahrt in das oſtrömiſche Reich hinein war von den entſetzlichſten Verheerungen begleitet[59]). Nun ward in Conſtantinopel im J. 610 Phokas von Heraklius geſtürzt und der Tod des Mauritius iſt im Laufe der Zeit ſo offenkundig geworden, daß ihn

50) *D'Herbelot*. Biblioth. Orientale. II. p. 260. *Theophyl. Symocatt.* III, 6. 18. *Evagr.* V. 20. *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr*. p. 405. *Zonaras*. ed. Paris. II. p. 74. 51) *Theophyl. Symocatt.* III. 8. 18. IV, 1—6. 52) *Evagr.* VI, 16. 17. *Zonaras*. ed. Paris II. p. 77. *Menander*. Excerpt. leg. ed. Paris. p. 184. 185. 53) *Theophyl. Symocatt.* IV. 7—12. *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr*. p. 409. 54) *Theophyl. Symocatt.* IV, 14. *Menander*. Excerpt. legat. ed. Paris. p. 186. 55) *Evagr.* VI, 18—21. *Theophyl. Symocatt.* IV, 15. 16. V, 1—11.

56) *Menander*. Excerpt. legat. ed. Paris. p. 171. 57) *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr*. p. 465. 58) *Theophyl. Symocatt.* VIII, 15. 59) *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr*. p. 463.

Digitized by Google

Niemand mehr bezweifeln kann. Dennoch ſetzte Choſru, der in Wahrheit auch gleich vom Anfangr an nicht an Mauritius gedacht, ſondern durch ſein Vorgeben ſich nur die Bahn der Eroberung hatte erleichtern wollen, den Krieg fort. Die Perſer ſchrinen von Zrit zu Zeit furchtbare Einbrüche in das byzantiniſche Reich unternommen zu haben, ohne daß weitere Erfolge daraus hervorgingen, denn ſie waren offenbar nicht ſtark grnug, um gemachte Eroberungen lange zu behaupten. Ein beſonders entſetzlicher Einbruch geſchah im J. 615. Die Perſer kamen unter dem Feldherrn Schaharbarz nach Syrien. Alles wich vor dem Brande, der Zerſtörung und dem Morde, die ſie allenthalben hin verbreiteten. Sie nahmen dabei auch die heilige Chriſtenſtadt Jeruſalem, die ihre beſondere Wuth erfahren zu haben ſcheint, ein. Die Perſer hatten hier auf 80,000 Chriſten zuſammengebracht, die über den Tigris geführt werden ſollten. Da, wird erzählt, kauften die Juden die Gefangenen und hieben ſie alle nieder[60]). Das heilige Kreuz ward auch fortgeſchleppt und die Auferſtehungskirche niedergebrannt. Um dieſe Zeit müſſen in dem Perſerreiche größere Anſtalten, um größere und dauernde Erfolge zu gewinnen, getroffen worden ſrin. Man findet ſie auf mehren Punkten des oſtrömiſchen Reiches zugleich. Eins ihrer Heere war im J. 616 in Ägypten eingedrungen und ſchrint das ganze Land überſchwemmt zu haben[61]). Dieſes griff ſelbſt das oſtrömiſche Afrika und Carthago an, welches auch im folgenden Jahre wirklich genommen ward. Ein anderes Heer war durch Kleinaſien bis Chalcedon vorgrrückt und ſtand gewiſſermaßen im Angeſichte von Conſtantinopel. Jammer und Noth herrſcht allenthalben in dem Reiche von Oſtrom; die Perſer haben ſich mit einer Kraft und mit einer Anſtrengung, wie früher niemals erhoben, denn es iſt ein großer Entwurf, den ſie aufgefaßt. Auch kehren ſie jetzt nicht, wie bei Choſru's frühern Einfällen geſchehen, von Zeit zu Zeit in die Heimath zurück, ſie blriben, um das byzantiniſche Reich abzumüden und abzutödten. Schon im J. 616 flehte drr Senat von Conſtantinopel bei Choſru um Frieden, empfing aber die ſtolze Antwort, daß der Gekrruzigte verleugnet und die Sonne angebetet werden müſſe[62]). Kaiſer Heraklius wollte auch ſchon, Alles aufgebend, nach Afrika flüchten, und nur der Patriarch von Conſtantinoprl bewegte ihn noch zu bleiben[63]). Doch ward die Gefahr noch größer, als im J. 619 auch die Avaren, die plündernd faſt bis unter die Mauern der Hauptſtadt kamen, das unglückliche Reich bekämpften. Glück, ja vielleicht Rettung vor dem Untergange fand Heraklius noch in den Geldmitteln, die ſein Reich ihm noch immer bot, und die er, freilich durch gewaltſame Maßregeln, herbeizog. Damit erkaufte er im J. 620 Frieden vom Khan der Avaren, damit gewann er ein Heer, aus den Barbaren des Nordens gebildet. Um das oſtrömiſche Reich zu retten, mußte Heraklius verwegen werden. Ihm ſtand eine Flotte, den Perſern dagegen keine zu Gebote. Heraklius fuhr mit ſeinem Heere nach Cilicien und brach von dort aus im J. 622 in Perſarmenien ein. Dieſer Angriff nöthigte die Perſer, Kleinaſien aufzugrben und zur Vertheidigung ihrer Heimath zurückzukehren. Nun entbrannte ein Krieg, der zu den merkwürdigſten und ſeltſamſten Erſcheinungen der Geſchichte überhaupt gehört. Heraklius mit den nordiſchen Völkern, den Feinden des perſiſchen Reiches, beſonders mit den Chazaren verbündet, bekämpfte die Perſer auf ihrem eigenen Boden, und die Perſer, indem ſie ſich in dem eigenen Lande gegen das Heer des Heraklius zu vertheidigen ſuchten, hielten nichtsdeſtoweniger auch an dem erſtrn Gedanken der Vernichtung des byzantiniſchen Reiches feſt[64]). Choſru war nur im Anfange durch die Kühnheit des Heraklius, Perſirn ſelbſt anzugreifen, während das byzantiniſche Reich in Aſien und Afrika von perſiſchen Heeren überſchwemmt, erſchüttert worden und hatte ſeine Heere in die Heimath zurückgerufen. Bald ermannte er ſich aber wieder und ließ im J. 626 unter dem Feldherrn Schaharbarz ein Heer durch Kleinaſien gen Conſtantinopel aufbrechen. Bulgaren und Avaren verbündeten ſich mit den Perſern, als ſie am Hellespont und Bosporus erſchienen. Sicher rechneten ſie dirſes Mal auf den Fall der Hauptſtadt des byzantiniſchen Reiches, obwol Perſer und Avaren, durch das Waſſer getrennt, ſich nicht die Hände reichen konnten, da die meerbeherrſchende Flotte von Byzanz ſie aus einander hielt[65]). Drei Tage hinter einander beſtürmten die Avaren die Stadt, ohne ſie gewinnen zu können. Da verzagten die Avaren an dem Gelingen des Unternehmens und zogen ſich zurück, die Perſer aber blieben noch im Angeſichte der Stadt ſtehen. Choſru hatte wol darauf gerechnet, daß der bedrohliche Angriff auf Conſtantinopel den Kaiſer Heraklius aus Perſien entfernen werde. Dieſer aber war wie in halber Verzweiflung geblieben, meinend, nur damit noch Rettung gewinnen zu können, daß er dem Entwurfe des Feindes einen ganz gleichen entgegenſetze. Während alſo Choſru darauf rechnete, durch den Angriff auf Conſtantinopel die Oſtrömer aus ſeinem Reiche hinwegzuzwingen, dachte Heraklius durch die Bedrohung Kteſiphons die Perſer aus dem ſeinigen hinauszudrängen. Heraklius gewann gegen Choſru den 16. Dec. 627 eine große Schlacht am Zab und drang nun in das Innere des Reiches ein, die wilden Verheerungen der Perſer in ſeinem Reiche mit nicht minder wildrn Verheerungen in Perſien vergeltend. Der königliche Palaſt Daſtagerd ward vom Heere des Heraklius verwüſtet und niedergebrannt[66]).

Der Kaiſer war ſchon Willens, einen Angriff auf Kteſiphon zu unternehmen, als er vernahm, daß unter den Perſern eine Revolution gegen Choſru ausgebrochen ſei. Der Schahinſchah hatte ſich fortwährend mit wilder Grauſamkeit

60) *Cedren.* I. p. 715. ed. *Niebuhr.* *Zonaras* ed. Paris. II. p. 80. 83. *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr.* p. 463. 61) *Nicephori* Constant. Hist. ed. Paris. p. 7. 62) *Cedrenus* I. p. 716. ed. *Niebuhr.* *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr.* p. 464. 63) *Nicephori* Const. Hist. ed. Paris. p. 9.

64) *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr.* p. 467. *Cedrenus* I. p. 717 sq. ed. *Niebuhr.* 65) Chronic. Alexandr. p. 392. *Cedrenus,* I. p. 727. ed. *Niebuhr.* 66) *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr.* p. 492. *Cedren.* I. p. 731. ed. *Niebuhr.*

gegen die Ariſtokratie benommen. Jene Revolution aber ſcheint von Schaharbarz, der vor Conſtantinopel ſtand, begonnen worden zu ſein. Choſru hatte nach der Schlacht am Zab einem andern Großen den Befehl zugeſendet, Schaharbarz zu tödten und das Heer nach Perſien zurückzuführen. Die Byzantiner hatten dieſen Befehl aufgefangen und den perſiſchen Feldherrn durch deſſen Mittheilung zum Aufſtand gegen den Schahinſchah und friedlichen Abzug aus dem Reiche bewogen[67]). Die Nachricht von dem Aufſtande des Schaharbarz mag unter der perſiſchen Ariſtokratie eine große Bewegung hervorgerufen haben, denn ſie warteten wol längſt auf eine Gelegenheit, ſich von dem Tyrannen zu befreien. Covad, Choſru's älteſter Sohn, gewöhnlich Siroes genannt, ward für ſie gewonnen; denn der Schahinſchah ſtand im Begriff, ſeinen Sohn Medarſas, den Sohn der Chriſtin Sira, zum Thronfolger zu erklären. Covad pflanzte in Kteſiphon das Banner des Aufſtandes auf, und das Heer, mit dem Choſru gegen Heraklius kämpfte, ſprach ſich für die Revolution aus[68]). Choſru wollte entrinnen, ward aber auf der Flucht gefaßt und zum Hungertode verdammt, aus Erbarmen aber doch noch mit Pfeilen getödtet, als 50 Hungertage ihn noch immer nicht getödtet[69]). Covad war ſchon vor dem völligen Gelingen der Revolution mit Heraklius in Verbindung getreten. Dieſe Vorgänge fallen in die erſten Wochen des Jahres 628[70]). Nach demſelben fand der Abſchluß des Friedens im Frühlinge des Jahres 628 keine weiteren Schwierigkeiten. Beide Theile waren des ungeheueren und erfolglos gebliebenen Kampfes müde. Die gegenſeitigen Gefangenen und die gegenſeitigen Eroberungen wurden zurückgegeben, ſodaß die Grenzen beider Reiche blieben, wie ſie vorher geweſen. Auch ward den Chriſten die Reliquie des heiligen Kreuzes wieder ausgeantwortet.

Eine kurze Zeit nur verlief nach der Revolution, welche Siroes emporgebracht, und es kamen die Tage des Untergangs, die ſich mit dem Anfange dieſes Jahrh. in Arabien vorbereiteten. Schon Choſru war von Muhammed, dem Propheten, aufgefodert worden, den Glauben, den er verkündete, zu bekennen, und der Schahinſchah hatte die Auffoderung ſtolz und übermüthig zurückgewieſen. Die Perſer waren damals noch im Beſitz eines Theiles von Yemen, wo ein Reſt der Eroberungen Nuſchirwan's fortbeſtand. Dem Statthalter deſſelben, Badhan genannt, ſoll Choſru den ſtolzen Befehl, den angeblichen Propheten gefangen vor ſein Angeſicht zu führen, gegeben haben. Badhan aber und die Perſer, die bei ihm ſind, wendeten ſich am Anfange der Herrſchaft des Siroes zum Islam, den Muhammed verkündete. Die Geſchichte der letzten Saſſanidenzeit iſt dunkel, unſicher und lückenvoll. Das aber erkennt man wohl, die blutigen Revolutionen haben das alte Anſehen der Familie Saſſan's vernichtet, die Ariſtokratie erhob ſich frech und trieb mit dem Throne ein böſes Spiel, der Krieg gegen Oſtrom hatte Verwirrung und Schwäche im Reiche erzeugt, und ein kräftiger Nationalgeiſt war unter der Saſſaniden Herrſchaft nicht geſchaffen worden. Unter Siroes ging noch Armenien für die Perſer verloren. Er ſcheint nur einige Monate, entweder ſechs oder neun, über den am Vater begonnenen Mord hinaus gelebt zu haben. Ob Gewiſſensbiſſe, ob die Peſt, ob die Ariſtokratie ihn hinwegſchaffte, das vermag Niemand zu entſcheiden[71]). Darauf war in einer Zeit, welche etwa vier Jahre währte, der perſiſche Königsthron offenbar ein Spiel des Ehrgeizes und der Parteiung unter den Reichsgroßen. Ardſchir, der ſiebenjährige Knabe Covad's, ward zuerſt als König aufgeſtellt. Da erhob ſich der Feldherr Schaharbarz, der unter Choſru und bei der Revolution gegen denſelben eine ſo bedeutende Rolle geſpielt[72]). Ardſchir ward, nachdem er, wie es ſcheint, ein Jahr und etwas darüber König genannt worden, von dieſem Feldherrn geſtürzt und wahrſcheinlich auch getödtet. Kaiſer Heraklius iſt vielleicht nicht ohne alle Theilnahme an dieſen Ereigniſſen geweſen, und die Byzantiner wollten ſich an den Saſſaniden wegen der Noth, die ihnen jüngſt gemacht worden, rächen. Schaharbarz ſoll ſich nun nach Ardſchir's Ausgange ſelbſt auf den Thron der Saſſaniden geſetzt und durch eine Vermählung mit Purandokth, der Tochter Choſru's, ſich auf demſelben zu befeſtigen geſucht haben[73]). Aber nach zwei Monaten verliert er das Herrnthum wieder, welches auf Djevanſchir übergeht, der ein Brudersſohn jenes Bahram geweſen ſein ſoll, der gegen Choſru als Empörer aufgeſtanden. Wir erfahren in dieſer Zeit nur Königsnamen, ohne zugleich über den Gang der Ereigniſſe berichtet zu werden. Indeſſen ſieht man doch, daß die Saſſaniden auf dem Punkte ſtehen, von dem Throne hinweggedrängt zu werden. Schon haben zwei Männer, die dem Königsgeſchlecht nicht angehörten, ſich Könige zu nennen gewagt. Djevanſchir wird indeſſen nach wenigen Monaten gewiß unſicherer Herrſchaft von Purandokth geſtürzt. Das Geſchlecht der Saſſaniden muß durch die letzten Revolutionen faſt vernichtet worden ſein; es ſind nur noch Kinder, Frauen und Seitenverwandte vorhanden[74]). Purandokth waltete ebenfalls nur wenige Monate. Es war wol die Ariſtokratie, von der ſie bald wieder entfernt, und von welcher darauf ein Seitenverwandter des königlichen Hauſes, Tſchaiſchinendeh geheißen, als König aufgeſtellt ward. Wiederum nach kurzer Zeit ward er abgeſetzt, und eine Königin in Azermidokth, einer andern Tochter Choſru's, aufgeſtellt. Die Ariſtokratie trieb offenbar ihr Spiel mit den letzten Saſſaniden, und wechſelte mit den Königen ſo ſchnell als möglich, um eigentlich gar keinen Herrn mehr zu haben. Und ſie trieb es im Angeſichte einer großen Gefahr, die von Arabien her immer näher und näher rückte. Schon unter Azer-

67) *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr.* p. 497. *Zonaras* ed. Paris. II. p. 84. *D'Herbelot*, Biblioth. Orient. II. p. 444. 68) Chronic. Paschale. I, 728. ed. *Niebuhr.* 69) *Nicephor.* Constant. Hist. ed. Paris. p. 14. Chronic. Alexandr. p. 398. *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr.* p. 402. *Cedren.* I. p. 734. ed. *Niebuhr.* 70) Chronic. Paschale I. p. 734. ed. *Niebuhr.*

71) *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr.* p. 503. 72) *Nicephor.* Constant. Hist. p. 15. 73) *Cedren* I. p. 735. ed. *Niebuhr.* *Zonaras* ed. Paris II. p. 85. 74) *Mirkhond* ap. *Silvestre de Sacy*, Antiquités de la Perse. p. 411—417.

Digitized by Google

midokth's Herrſchaft und noch vor dem Tode des Propheten Muhammed ſcheinen die Perſer zum erſten Male mit den Arabern zuſammengetroffen zu ſein. Die Araber griffen das kleine Reich Hira, das, an den Mündungen des Euphrat und des Tigris gelegen, unter perſiſcher Hoheit ſtand, an. Die Perſer ſendeten Hilfe, wurden aber in einer furchtbaren Schlacht überwunden. Azermidokth aber ward nach einer ebenfalls ſehr kurzen Herrſchaft geſtürzt, und nun tauchen noch zwei Königsnamen, Choſru und Ferokhzad, aus dem Gewirre hervor.

Endlich ſtellten die Perſer den jungen Isdegerd III., einen 15jährigen Jüngling, der ein Enkel Choſru's, als König auf. Seine Thronbeſteigung fällt zwiſchen den 16. Juni des J. 632 und den 16. Juni des J. 633. Dieſer Tag war der erſte des perſiſchen Jahres. Die Regierung eines Königs ward immer von dem erſten Tage des Jahres, in welchem er König geworden, gerechnet. Nach dieſer Sitte iſt es zu beurtheilen, wenn der 16. Juni des J. 632 als der Anfang der Herrſchaft Isdegerd's III. gewöhnlich gerechnet wird. Ein anderer Saſſanide, Hormuz geheißen, ſoll ihm vier Jahre lang den Thron ſtreitig gemacht, endlich aber den Untergang gefunden haben[75]). Es waren alſo wol von dem Reichsadel zwei Könige aufgeſtellt worden, und das zur allerhöchſten Unzeit, denn mit dem J. 634 wurden die Angriffe der Araber höchſt gefährlich. Die Siege und die Fortſchritte der Araber in Perſien werden begreiflicher, wenn man, wozu die Erwähnung des Hormuz berechtigt, annimmt, daß ſie zuerſt feſten Fuß während eines Kampfes unter den Perſern ſelbſt faßten. Isdegerd III. verlor im J. 636, nicht weit vom alten Babylon, die Schlacht bei Kadeſiah gegen die Araber, die dabei die perſiſche Reichsfahne, welche dem Khalifen zugeſendet ward, eroberten. Darauf fiel Kteſiphon, jedoch, wie es ſcheint, erſt nach einer abermaligen Schlacht, in die Hände der Moslemen, die hier alle von den Saſſaniden zuſammengehäuften Reichthümer fanden[76]). Erſt nach einer dritten Schlacht, die nicht weit von Kteſiphon geſchlagen ward, zog ſich Isdegerd, um neue Kräfte zu ſammeln, in das Innere des Reiches, nach Medien, zurück. Durch die furchtbare Schlacht bei Nahawend am 29. Nov. 642 eröffneten ſich die Moslemen den Weg nach Medien und die Länder am kaspiſchen Meere. Isdegerd flüchtete nun in die Oſtprovinzen, und ward im J. 643 auch aus ihnen getrieben. Er ging zu den Türken und flehte ſelbſt den Kaiſer von Sina um Hilfe an, kehrte indeſſen bald zurück und behauptete ſich in einem Theile der Oſtprovinzen bis an ſeinen Tod. Dieſer erfolgte im J. 651. Türken, die er ſich zu Hilfe gegen die Moslemen entboten, waren es, die ihn tödteten. Isdegerd hatte zwei Söhne, Firuz und Bahram, von denen der älteſte ſich ebenfalls noch mehre Jahre über den Tod des Vaters hinaus auf perſiſchem Boden behauptete. Erſt im J. 661 ſoll er den Untergang gefunden haben. Indeſſen wird das Ende des Reiches der Saſſaniden billig mit dem Tode Isdegerd's III. geſetzt. Vierhundert und ſechsundzwanzig Jahre waren unter der Herrſchaft dieſer Familie verlaufen.

Mit dem Falle der Saſſaniden iſt die dritte Periode der perſiſchen Geſchichte zu Ende gegangen, und die vierte beginnt. Dieſe vierte umfaßt wiederum einen unermeßlichen Zeitraum, etwa 850 Jahre, denn ſie reicht von der Mitte des 7. bis in den Anfang des 16. Jahrh. hinein. Und doch iſt ſie diejenige von allen, über welche am kürzeſten hinweggeſchritten werden muß, denn ſie iſt nur eine Übergangsperiode für ein neues Leben der Perſer und des perſiſchen Reiches, das nach einer langen Unterbrechung, nach einem langen Kampfe, und nach theils ſeltſamen, theils furchtbaren Schickſalen endlich wieder aufwachen ſoll. In dem größten Theile dieſes unermeßlichen Zeitraumes iſt kein ſelbſtändiges Perſien da, und die Gebiete der alten Zend-Völker drohen in einem ungeheuren Reiche, welches die halbe Welt umfaßt, zu verſchwinden. Dieſes Reich, das Reich der Khalifen, bricht freilich aus einander und es werden Verſuche gemacht, wieder eine Selbſtändigkeit in der neuen Geſtalt, welche durch den Islam den Zend-Völkern aufgezwungen worden iſt, hinzuſtellen, aber es bringen dieſe Verſuche nirgends eine dauernde und kräftige Geſtaltung hervor. Darauf erſchließen ſich die Thore des nördlichen und des mittleren Aſiens und das einſt ſo verhaßte Turan ſtürzt ſich auf die iraniſche Welt. Neue Jahrhundeete von Jammer, Noth und Leiden gehen der endlichen Reſtauration des perſiſchen Reiches voraus.

Bis auf den Untergang der Saſſaniden mag der alte Zend-Stamm noch als rein und unvermiſcht, im Ganzen und Großen genommen, angeſehen werden, obwol ſchon damals turkomanniſche Stämme ſich in den Nordrand eingedrängt zu haben ſcheinen. Aber das Hereinbrechen der Araber führt eine gewaltige Umgeſtaltung mit ſich herbei. Araber und die Wanderſtämme vom Euphrat und Tigris, gewöhnlich Sarazenen genannt, drängen ſich in einer zwiefachen Weiſe unter die Zend-Völker ein. Theils bleiben ſie, wie die arabiſchen Horden, am perſiſchen Meerbuſen unvermiſcht für ſich, nur auf den Zend-Boden geſtellt, theils miſchen ſie ſich mit den Zend-Völkern, und aus der Miſchung geben neue Völker und eine neue Sprache, die neuperſiſche, hervor, die in mehren Dialekten aus einander läuft. Die arabiſche Eroberung kommt mit dem Schwerte in der einen und mit dem Koran in der andern Hand. Sie laſſen, die Bekenner der Lehre Zoroaſter's nicht als Anhänger einer gottgeoffenbarten Religion, die im Islam geduldet werden ſollen, wenn ſie Tribut zahlen, anerkennend, meiſt nur die Wahl zwiſchen Flucht vom Heimathlande, Tod für den alten Nationalglauben und Annahme des Islams, der Lehre, die in dem Koran ruht. Die Zend-Völker ſchreiten in zwei Theile aus einander, die ſich jetzt fremd und feindlich entgegenſtehen. Nicht mit einem Schlage, aber langſam und allmälig, endlich doch iſt der beiweitem größere Theil der Gewalt des Sieges und des Schwertes gewichen, und hat die Lehre Zoroaſter's mit dem Islam vertauſcht. Im 10. Jahrh. findet Ebn Haukal, der Geograph, auf dem ganzen Boden, wo das Saſſanidenreich geſtanden, kaum ein Dorf, das nicht noch

75) Chronic. Syriac. p. 105. 76) *Cedrenus* I. p. 750 ed. *Niebuhr*. *Theophan.* Chronog. ed. *Niebuhr*. p. 514.

Digitized by Google

ſeinen Feuertempel habe [77]), aber ſeitdem ſind ſie faſt alle in Trümmer auseinandergegangen und haben keine Verehrer mehr. Die dem Glauben der Väter treu Gebliebenen zogen ſich vor dem Einbruche der Moslemen und vor der Verfolgung, die mit ihnen kam, kämpfend und immer erliegend, in die fernen Provinzen des Saſſanidenreiches, beſonders nach Paropamiſus und Karmanien zurück. Und von da, beſonders von Karmanien oder Kerman, ſind ſie nach Indien entwichen, das heilige Feuer, die heiligen Symbole und die heiligen Schriften mit ſich führend. Die Perſer oder Parſen in Indien nennen ſich ſelbſt Mazdiesnan, d. h. die den Ormuzd anrufen; von den Moslemen werden ſie Guebern, Kafern, Geber, d. h. Ungläubige, genannt. Auch auf dem Heimathboden ſind noch einzelne Colonien von Guebern übriggeblieben. Ihre Zahl aber ſchwindet von Jahr zu Jahr mehr zuſammen. Sie nehmen, immer gedrückt und immer verfolgt, entweder den Islam noch an, oder fliehen ihren Brüdern nach Indien nach [78]). Der beiweitem größere Theil der Nachkommen drr alten Zend-Völker, mit Arabrrn, Sarazenen, Turkomannen und allerlei Volk vermiſcht, nun dem Islam ſeit langen Jahrhunderten angehörend, verachtet und flucht die alten Stammgenoſſen, welche dem Glauben der Väter treugeblieben ſind.

Das Hereinbrechen der räuberiſchen und wilden Söhne der Wüſte, der Araber, Sarazenen und Turkomannen, und die Vermiſchung mit ihnen, iſt den Zend-Stämmen nur nachtheilig geworden. Der alte Sinn, nach Zoroaſter's Gebot auf Arbeit, Fleiß, Thätigkeit und Regſamkeit gerichtet, hat ſich verloren und, wenn auch noch viele gute Züge des Alten übriggeblieben ſind, doch im Ganzen in Faulheit, Tücke und Raubſucht umgewandelt. Die Moslemen und die Araber haben einen beſſern Staat, als die Zend-Völker vor ihrem Erſcheinen hattrn, weder begründen können, noch begründen wollen, und der Islam ſelbſt hat den Segen, den er auf der einen Seite durch die Lehre von Gottes Einheit brachte, auf der andern durch die grimmige Glaubensſpaltung, die er zwiſchen den beiden Hauptſekten der Sunniten und der Schiiten geſäet, und durch die Art und Weiſe, wie jene erhabene Lehre praktiſch gemacht worden, halb wieder vernichtrt. Der Islam und die Araber, ſie ſind zwar im Stande geweſen, umzuſtürzen, aber ſie ſind nicht im Stande geweſen, friſche und lebenskräftige Schöpfungen an die Strlle des Umgeſtürzten zu ſetzen.

Um die Zeit, da die Saſſaniden zuſammenbrachen, herrſcht erſt von Damascus, dann von Bagdad aus das Khalifengeſchlecht der Abbaſſiden über die geſammte Muhammedaniſche Welt und auch über die Zend-Völker, welche den bittern Umwandlungsproceß, den die Araber und der Islam mit ihnen vornehmen, über ſich müſſen ergehen laſſen. Es verlaufen beinahe zwei Jahrhunderte, ohne daß ein bedeutendes geſchichtliches Moment, welches Perſien oder die Zend-Völker überhaupt beſonders beträfe, hervortritt. Ob ſich nun aber wol auch die beiweitem größere Zahl der Menſchen allmälig zum Islam wenden muß, ſo erhält ſich doch, brſonders in den öſtlichen Provinzen des Saſſanidenreiches, wo die alte Zendweiſe erſt nach einem harten Kampfe weicht, der Geiſt der Oppoſition, wenn auch nicht gegen den Islam überhaupt, doch gegen die Form deſſelben, welche ſich des Thrones und der Herrſchaft bemeiſtert, gegen die Sunna. In dem Oſten wird verſucht, den Islam mit dem Magismus zu verbinden, in dem Oſten iſt der Haupttummelplatz der Schiiten. Aber auch in die Mitte des Saſſanidenreiches hinein verbreitet ſich die Srkte der Schii gewaltig. Der erſterbende alte Nationalgeiſt der Zend-Völker ſcheint im Sterben ſich noch geltend machrn zu wollen. Er opponirt den Herrſchenden noch, kann er auch nur als eine Form des Islam gegen eine andere, die herrſchende Form der Sunna, opponiren. Aber vom Anfange des 9. Jahrh. an, wie ſich nun der Islam bereits ſo feſtgeſetzt, daß Alles, was auf dieſem Boden entſtehen und ſich behaupten will, nur in inniger Verbindung mit ihm auftreten kann, beginnt ſich auch die perſiſche Nationalität wieder äußerlich gegen die weltliche Herrſchaft der arabiſchen Khalifen zu regen. Das Reich der Abbaſſiden geht überhaupt vom 9. Jahrh. an durch die ungetreuen Statthalter, welche den Nachfolgern des Propheten nur die kirchliche und einen matten Schein der weltlichen Hohrit laſſen wollen, aus einander. Aber auf dem altperſiſchen Boden allein hat dieſes Erheben gegen die unmittrlbare weltliche Herrſchaft der arabiſchen Khalifen zu Bagdad auch einen nationalen Charakter, denn faſt alle, welche hier auf den Trümmern des Khalifats neue Reiche zu begründrn ſuchen, behaupten von den Saſſaniden abzuſtammen, und ſomit rechtmäßigrre Herren als ſelbſt die arabiſchen Abbaſſiden zu ſein. Aber dieſe erſte Regung des perſiſchen Nationalgeiſtes in ſeiner neuen Geſtalt führt noch zu keiner beſtimmten Schöpfung, denn Einer verdrängt den Andern und Einer vernichtet den Andern, bis er ſelbſt wieder von einer neu hereintretenden fremden Gewalt vernichtet wird. Kaum ſind, ſeit dem J. 820, die Thaheriden in den nordöſtlichen Provinzen aufgetreten, als ſie auch wieder um das J. 880 von den Soffariden ſich geſtürzt ſehen. Und die Soffariden, obwol ſie ihre Herrſchaft auch über das eigentliche Perſien (Fars, Farſiſtan) ausgedehnt, behaupteten eine größere und glänzende Herrſchaft doch nur eine ganz kurze Zeit. Denn ſchon im J. 900 waren ſie durch die Samaniden wieder gebrochen und auf einen kleinen Raum beſchränkt, auf dem ſie bedrutungslos verbleichen. Die Samaniden hatten einen Augenblick großen Glanzes, in dem ihr Reich von prächtigen Städten, wie Bokhara, Balkh, Samarkand, Herat u. a. m., angefüllt, ſich von den Küſten des kaspiſchen bis an das perſiſch-indiſche Meer erſtreckte und die ſchönſten Theile des alten Zend-Gebietes umfaßte. Aber ſchon am Ende des 10. Jahrh. ſchwand durch neue Dynaſtien, die ſich auf dieſem Boden erhoben, das Reich der Samaniden zuſammen, und am Anfange des folgenden, im J. 1004, fand das Geſchlecht den Untergang. In den Provinzen am kaspiſchen Meere und im Norden halten ſich unterdeſſen die Ziaden, in dem ei-

77) *Ibn Haukal*, Oriental. Geograph. ed. *W. Ousely* (London 1810). 78) *Morier*, A Journey through Persia in the years 1808 and 1809. p. 434.

Digitized by Google

gentlichen Perſien die Buiden und an den Grenzen von Indien die Sultane von Ghaſna erhoben. Die Ziaden blieben unbedeutend, aber die Ghaſnaviden erhielten dadurch eine Wichtigkeit, daß ſie mit den Waffen in der Hand dem Islam eine Bahn nach Indien brachen, und die Buiden gewannen ſie dadurch, daß ſie die Khalifen von Bagdad nöthigten, ihnen die Ausübung der weltlichen Macht, ſoweit ſie dem Khalifat noch geblieben, zu übertragen und ſie zu Emirs al Omra zu ernennen. Die Buiden, welche bis Karmanien (Kerman) hin herrſchten, aber mit den Ghaſnaviden in ſteten Kriegen lagen, hatten auch wieder den Titel der Saſſaniden „Schahinſchahs" angelegt. Die Khalifen aber von Bagdad hatten auf den Wechſel der Dinge und der Dynaſtien zwar vielfach eingewirkt, aber ſie waren nie im Stande geweſen, ihm eine ſolche Wendung zu geben, daß die Erneuerung ihrer unmittelbaren weltlichen Gewalt daraus flöſſe. Darum ergriff der Khalif Abdalla Abu Djaffar Kaim Beamrillah, als, wie der Oſten des großen Khalifenreiches, den die Zend-Stämme bewohnten, ſo auch deſſen Weſten ſich in eine Menge theils größerer, theils kleinerer Herrenthümer aufgelöſt, das verzweifelte Mittel, daß er den turkomanniſchen Stamm der Seldſchuken, der ſich plündernd und ſiegend aus dem mittlern Aſien in das ſüdliche verbreitet, zu ſeiner Hilfe und zur Wiederherſtellung ſeiner unmittelbaren, weltlichen Macht aufrief. Die Seldſchuken vernichteten nun freilich eine Maſſe von Dynaſtien, die ſich auf Koſten des Khalifats erhoben, aber ſchon dem erſten Heerführer der Seldſchuken, Togrul Bek, mußte der Khalif im J. 1058 die Ausübung ſeiner weltlichen Macht übertragen, alſo daß er im Weſentlichen um nichts gebeſſert war. Für die ehemaligen Zend-Völker hatte das Erſcheinen der Seldſchuken die Bedeutung, daß damit die ſchwachen Verſuche, die neugewordene Nationalität ſelbſtändig hinzuſtellen, unterbrochen wurden. Im Übrigen bricht die Macht der Seldſchuken nach einem kurzen Glanze wieder aus einander. Das Großſultanat, welches ſie zu Bagdad neben dem Khalifen aufgerichtet, war um ſo weniger im Stande, das große Reich, welches ſie ſich im raſchen Fluge ihres erſten Auftretens aufgebaut, zuſammenzuhalten, als die Seldſchuken-Sultane nicht verſtanden, wie ſie das weite Land ſelbſt und unmittelbar von Bagdad aus beherrſchen ſollten. Darum hatten ſie für die Brüder, Ohme und Vettern des Hauſes eine Maſſe größerer und kleinerer Statthalterſchaften aufgerichtet, die ſich bald unabhängig machten. Ja in der Mitte des 12. Jahrh. ſchon hörte die Bedeutung der Großſultane von Bagdad auf, und in den Stürmen am Anfange des folgenden gingen ſie völlig unter. In Farſiſtan, Lariſtan, Kerman, Choraſan, Aderbidjan und andern Zend-Gebieten trieb ſich eine Maſſe größerer und kleinerer Seldſchukenherren herum, die im 13. Jahrh. theils durch die Schahs von Chowaresmien, theils durch die Mongolen einen ruhmloſen Untergang fanden. Etwa 90 Jahre vor ihrem Falle durch die Mongolen erhoben ſich die Khalifen von Bagdad wieder zum Beſitz einer unmittelbaren Macht, welche die nächſten Diſtricte um Bagdad umfaßte. Aber viel bedeutender als die Khalifen machten ſich die Schahs von Chowaresmien, die vom Oſten des kaſpiſchen Meeres, entſtanden am Ende des 11., beſonders ſeit dem Anfange des 13. Jahrh. ſich vom kaſpiſchen Meere bis Choraſan und Kerman auf Koſten der Seldſchuken ausdehnten. An den Grenzen Indiens war auf dem alten Zend-Boden eine dritte Macht entſtanden. Dort waren die Sultane von Ghaſna in der Mitte des 12. Jahrh. durch ein kleines, aber tapferes Volk, die Ghoriden, geſtürzt worden. Die Ghoriden-Sultane ſetzten die Eroberungen der Ghaſnaviden in Indien fort und dehnten ſich dort gewaltig über Bengalen aus. Die Ghoriden kämpften mit den Schahs von Chowaresmien lange um den Beſitz von Choraſan und Kerman, erlagen aber vor ihnen und fanden nach einhundertjähriger Herrſchaft den Untergang, worauf das Reich von Chowaresmien ſich bis an die Grenzen Indiens ausbreitete.

Seit dem Auftreten der Seldſchuken hatte die perſiſche Nationalität ſich nicht wieder in einer politiſch bedeutenden Weiſe geltend machen können, die Reiche, welche aufſtanden und untergingen, trugen den allgemeinen Charakter der Muhammedaniſchen Staatenwelt, aber keinen beſondern perſiſchen. Und ehe dieſe Nationalität wieder auftreten konnte, mußte noch ein furchtbarer Sturm und eine abermalige Fremdherrſchaft, welche Jahrhunderte währte, erduldet werden. Das nördliche und das mittle Aſien, die ſo oft ihre Völkermaſſen auf das ſüdliche geſpieen, eröffneten ſich noch einmal, und der furchtbar verheerende Strom der Mongolen brach über das einſtige Zend-Land ein. Unter Tſchingiſchan traten ſie auf und brachen mit entſetzlichen Verheerungen, mit Zerſtörung der Blüthe, zu der es die Muhammedaniſchen Staaten des ſüdlichen Aſiens gebracht, in das Reich der Chowaresmier ein, deſſen letzter Sultan Dſchellaledin Mankberni im J. 1231 vor ihnen zu Grunde ging. Schon Tſchingiſchan, der im J. 1227 ſtarb, hatte mongoliſche Statthalter über das alte Zend-Gebiet geſetzt, doch ſchwankte die mongoliſche Herrſchaft noch, bis Mangu, einer ſeiner Nachfolger, Hulagu, den Bruder, im J. 1254 ausſendete, um auf dieſer Seite zu Ende zu kommen. Hulagu ward der Gründer des Reiches der perſiſchen Mongolen, der Ilchane, d. h. der Landesfürſten. Er eroberte Bagdad und ließ den Khalifen Moteaaſſimbillah im J. 1258 mit Keulen erſchlagen, womit das einzige Herrenthum verſchwand, welches hier noch von Bedeutung war. Es war nun vom Oxus bis an den Indus und bis über den Tigris hinaus wieder ein großes einiges Reich entſtanden, obwol die Mongolen noch einige Zeit in Aderbidjan, Fars und Lariſtan kleine abhängige Fürſten duldeten. Hulagu und die perſiſchen Mongolen wollten ihre Macht auch über das weſtliche Aſien ausbreiten; ſie ſind aber ſtets von den Mamluken Ägyptens rüſtig zurückgewieſen worden. Schon Hulagu, obwol dem Heidenthume noch ergeben, ſuchte ein regelmäßiges Gouvernement zu begründen und machte ein Ende mit den wilden Verheerungen, welche die mongoliſche Eroberung bis jetzt begleitet. Mongoliſche Truppen unter mongoliſchen Befehlshabern hielten Alles in Gehorſam, und die Statthalterſchaften waren den Prinzen des Hauſes überwieſen, die Häupter der Stämme

Digitized by Google

und die Großbeamten bildeten neben der Herrſchaft des Khans eine Art von ariſtokratiſcher Macht. Nach Hulagu's Tode pflanzte ſich im J. 1265 die neue Herrſchaft auf ſeinen Sohn Abaca fort. Auf denſelben ſetzten die Chriſten große Hoffnungen, daß er zu ihrem Glauben übertreten werde, Hoffnungen, die ſelbſt Papſt Gregor X. theilte. Doch erfüllten ſie ſich nicht, obwol den Chriſten freie Bewegung in dem Reiche der perſiſchen Mongolen geſtattet ward. Abaca ſchirmte die perſiſchen Wiſſenſchaften, kämpfte gegen die Mamluken vergeblich und ſtarb J. 1282. Nach ſeinem Tode ward Teguder, ſein Bruder, von den Reichsgroßen auf den Thron erhoben. Teguder ſprach feierlich ſeinen Übertritt zum Jslam aus, aber bald erhob ſich gegen ihn Arghun, Abaca's Sohn. Arghun, in offener Feldſchlacht beſiegt und gefangen, ward doch von Teguder begnadigt. Da erhob er ſich zum zweiten Male und nun fand im J. 1284 Teguder den Untergang. Arghun's Herrſchaft war nur kurz und unberühmt. Die Chriſten erhoben ſich, da Arghun den Jslam nicht bekannte, zu neuen Hoffnungen, die ſich indeſſen abermals nicht erfüllten. Arghun lud, indem er einen Juden als Finanzminiſter anſtellte, tödtlichen Haß auf ſich. Er ſtarb ſchon im J. 1291 und die Großen hoben den Hulagiden Kendſchatu, einen Schlemmer und Praſſer, auf den Thron, der aber auch ſchon im J. 1295 von Baidu geſtürzt ward [79]). Baidu behauptete ſich nur wenige Monate gegen Ghaſan, den Sohn Arghun's. Ghaſan ſcheint unter allen Hulagiden der Tüchtigſte und Aufgeklärteſte geweſen zu ſein. Doch entſchied er ſich aus politiſchen Gründen völlig für den Jslam, und befahl, alle Götzentempel, Feueraltäre, Synagogen und Kirchen niederzureißen, ein Gebot, welches jedoch ſpäter in Beziehung auf die chriſtlichen Kirchen wieder zurückgenommen worden iſt. Aber auch unter Ghaſan bietet das Reich der Mongolen in Perſien doch weiter nichts als ein eintöniges Schauſpiel von wilden Empörungen, die durch wilde Grauſamkeiten unterdrückt werden, dar. Ghaſan ſtarb im J. 1304, und der Thron ging auf Muhammed Khudabende, d. h. den Diener Gottes, über. Dieſer Ilchan trat zu der Sekte der Schii und verſchaffte ihr im eigentlichen Perſien das Übergewicht. Er gründete die noch blühende Stadt Sultanieh und ſtarb im J. 1316. Der Knabe Abu Said, ſein Sohn, gelangte auf den Thron. Die heimiſchen Empörungen und die Gefahren von Außen her, beſonders von den ſtammverwandten Mongolen von Kipdſchak und der Bucharei, mehrten ſich unter ſeiner langen Herrſchaft, die mit ſeinem Tode im J. 1335 ſchloß. Abu Said's Tod bezeichnet den Untergang der Hulagiden in Perſien. Es erhoben ſich eine Menge von Kronprätendenten, Muſa, Muhammed, Toka-Timur, Tſchihan-Timur, Haſſan, Suleimam und Anuſchivan. Unter ihnen war ein wilder Kampf; endlich entſchied ſich in ſoweit der Sieg für Haſſan, daß er Bagdad gewann. Aber das Reich der Mongolen war in dieſer Zeit in große Verwirrung gefallen, und viele kleine Herrenthümer waren auf ſeinem Boden entſtanden. In ebenderſelben Zeit hatte ſich auch im eigentlichen Perſien, was als der Anfang eines Wiederaufwachens des nationalen Geiſtes betrachtet werden kann, Muhammed Ben Moſaffer gegen die Ilchane erhoben und ein perſiſches Reich gegründet. Moſaffer ſtarb im J. 1364 und dieſes Herrnthum, das ſich über Chuſiſtan (Suſa) und Kerman ausdehnte, ging auf ſeinen Sohn, Schah Seedſcha, über, den ſein Zeitgenoſſe, der perſiſche Dichter Hafiz, auf das Höchſte preiſt. Da brach über alle Zend-Länder ein neuer Mongolenſturm herein. Timur, nachdem er über die Mongolen der Bucharei, deren Hauptſitz Samarkand war, im J. 1369 das Herrnthum an ſich geriſſen, wollte wieder die Welt erobern wie Tſchingiſchan, und die Horden der Mongolen brachen wieder nach allen Seiten vor. Die Hulagiden fanden vor dem ſtammverwandten Weltſtürmer den Untergang und auch die Moſaffariden entgingen dieſem Schickſale nicht. Seedſcha zwar erkaufte durch demüthige Unterwerfung im J. 1386 einen kurzen Frieden, und ſtarb noch in demſelben Jahre. Sein Sohn und Nachfolger aber, Seinol-aabidin, wollte den Tribut nicht zahlen, und die Mongolen kamen im J. 1387 bis Jspahan und richteten ein grauſames Blutbad an. Indeſſen erhielten ſich Moſaffariden noch als Statthalter der Mongolen einige Jahre. Aber im J. 1391 wurden Schah Manſur und alle Moſafferiden niedergehauen, womit dieſer erſte Verſuch, wieder ein perſiſches Reich aufzubauen, jammervoll ſcheiterte. In dem ungeheuren Reiche, welches Timur gegründet, und von dem das Perſerland nur einen Theil bildete, erhob ſich nach ſeinem Tode im J. 1405 eine blutige Verwirrung unter den Seinen. Zwar ward derſelben von Schah Rokh, ſeinem Sohne, noch einmal ein Ende gemacht und von demſelben ſeit dem J. 1415 bis zum J. 1446 das Reich zuſammengehalten. Aber nach Schah Rokh's Tode erhob ſich die Verwirrung nur um ſo wilder und um ſo allgemeiner. Unter dieſen Wirren, durch welche die Timuriden bald alle Bedeutung verloren, verſuchten die Häuptlinge zweier turkomanniſcher Stämme, vom ſchwarzen und vom weißen Hammel, ſich der Herrſchaft in Perſien zu bemeiſtern. Uſſun Haſſan, Herr der Horde vom weißen Hammel, beſiegte und vernichtete ſeinen Gegner Dſchihanſchah, gab den perſiſchen Timuriden noch einen Todesſtoß und konnte ſich bei ſeinem Tode im J. 1478, obwol Timuriden noch hin und wieder fortzuckten, als Herrn Perſiens betrachten. Die Mongolenherrſchaft in Perſien kann um dieſe Zeit als geendet angeſehen werden. Wie es ſcheint, haben die Mongolen nur geringe Spuren ihres Daſeins in Perſien hinterlaſſen. Nun wollen ſich neue Fremdlinge, die Turkomannen vom weißen Hammel, zu Herrſchern machen. Aber die Nachkommen Uſſun Haſſan's geriethen in nicht mindere Wirren unter ſich ſelbſt als die Timuriden, und das Reich in nicht mindere Verwirrung als nach dem Tode Schah Rokh's des Mongolen. Da erhob ſich die Familie Sſaffi, die ſchon in den letzten Zeiten eine ſehr bedeutende Rolle in Perſien geſpielt. Sie behauptete von Sſaffieddin Ebu Iſhak, einem Heiligen der Schii, der im J. 1334 geſtorben, abzuſtammen. Haß gegen die Fremden, die ſo

79) *Muradja d'Ohsson*, Histoire des Mogols. I–IV. (Paris 1831.) Hammer-Purgſtall, Geſchichte der Ilchâne, d. i. der Mongolen in Perſien (ſ. Darmſtadt 1842).

lange in Perſien gewüthet und ſchiitiſcher Glaubenseifer führte Iſmael Sſaſſi zahlreiche Streiter zu. Zwei Brüder, Nachkommen Uſſun Haſſan's, Muhammed und Elwand Mirſa, ſtritten eben um den Thron, als Iſmael ſich erhob. Elwand Mirza ward in der Schlacht von Nachdſchiwan im J. 1499 von Iſmael geſchlagen. Muhammed im Jahre darauf beſiegt.

So beginnt denn durch den Sturz der Turkomannenſchahs das Reich der Sſaſſi (Sefi, Sophi), das vor beinahe neunhundert Jahren verſchwundene Reich der Perſer kehrt wieder in die Welt zurück und füllt die letzte Periode dieſer Geſchichte an, die einen Raum von etwa 340 Jahren umfaßt. Das Reich der Sſaſſi hat einſt eine Ausdehnung gehabt, wie das Reich der Saſſaniden. Jetzt freilich unter der Kadjaren-Dynaſtie iſt, nachdem ein großer Theil der Oſtprovinzen abgefallen, nachdem Rußland einige andere an ſich geriſſen, der äußere Umfang bedeutend zuſammengeſchmolzen. Zur Zeit ſeiner Blüthe beſtand das Reich der Sſaſſi, einige nur vorübergehende Erwerbungen nicht mit in Anſchlag gebracht, aus 24 Provinzen [80]). Neun davon ſind durch den Abfall der Afghanen, drei durch die Ruſſen verloren gegangen, und die gegenwärtige Schahfamilie beherrſcht nur noch zwölf von jenen Provinzen. Was zuerſt die Menſchen in dieſem Reiche betrifft, ſo hat die Zeit und die Gewalt der Ereigniſſe vieler Jahrhunderte, als das Geſchlecht der Sſaſſi ſich emporſchwang, die größten Veränderungen, wenn man die Zeit der Saſſaniden vergleicht, erzeugt, ohne jedoch im Stande geweſen zu ſein, das Alte ſo, daß es ſich nicht mehr erkennen laſſe, umzugeſtalten. Allerdings haben Turkomannen und Usbeken, den ganzen Nordrand des Reiches anfreſſend, hin und wieder ſich ſelbſt tiefer in das Innere eingedrängt, allerdings haben Stämme, die rein arabiſche blieben, ſich an der Südküſte mächtig ausgebreitet, und ganze Colonien von Fremden anderer Stämme ſich vielfach über das Land ausgeſtreut. Dennoch ſteht das alte perſiſche Volk oder vielmehr das Zend-Volk, wenn auch wol mit Arabern hin und wieder vermiſcht, nur verwandelt, doch nicht gänzlich umgewandelt da. So lange auch das alte Reich der Perſer, ſo lange auch die Reiche der Parther und der Saſſaniden währen, der Zuſtand der eigentlichen Maſſe der Bevölkerung, der ſeßhaften Bewohner des Flachlandes, bleibt uns unbekannt. Aber wahrſcheinlich iſt es doch, daß ſie unter der Herrſchaft der edlen Stämme ſtanden und denſelben dienſt- und zinspflichtig waren. Alle Stürme, die über das Zend-Land gegangen, ſind nicht im Stande geweſen, das Weſentliche dieſes Verhältniſſes umzugeſtalten.

Durch das ganze perſiſche Reich, wie es unter den Sſaſſi war, und noch über deſſen Grenzen hinaus findet ſich der Stamm der Tadjiks, hier als Landbewohner mit Dienſt- und Zinspflichtigkeit, dort als das gemeinere, handarbeitende Volk der Städte. Dieſe Tadjiks ſind offenbar die unteren Stämme der alten Zend-Völker, die ſich viel weniger als die höhern mit den Fremden vermiſcht haben und einen Dialekt ſprechen, der dem Altperſiſchen näher verwandt geblieben, als die eigentliche neuperſiſche Sprache. Die Tadjiks ſind bei der Sunna geblieben, während die Vornehmen in Perſien Schii geworden ſind. Sie ſtehen in großer Verachtung und werden nicht zum Kriegsdienſte gezogen [81]). Bei den Kurden hat ſich der alte Stammunterſchied am vollſtändigſten erhalten, ja vielleicht noch beſtimmter ausgebildet, als er in den Jahrhunderten des Alterthums geweſen. Die Kurden zerfallen in zwei ſcharf von einander geſchiedene Zweige, die eigentlichen Kurden, die ſich ſelbſt Kurmanji, d. h. Kriegeriſche, Tapfere, nennen, und die Gurans, d. h. die Bauern. Die anderwärts in Perſien Tadjiks genannt werden, führen bei den Kurden dieſen letztern Namen. Die Gurans ſtehen unter der faſt willkürlichen Herrſchaft der kurdiſchen Herren. Beide Zweige der Kurden ſind ſelbſt dialektiſch ziemlich weit von einander verſchieden [82]). Die Tadjiks und Gurans ſind alſo die Abkömmlinge der untern Stämme der alten Zend-Völker, die zum Theil aus den ſchweren Verhältniſſen, in denen ſie früher geſtanden, nicht herausgekommen. Der Islam, den ſie angenommen haben, bildet jetzt eine Scheidewand zwiſchen ihnen und den Parſen oder Guebern, welche den Lehren Zoroaſter's treugeblieben. Neben dieſem ſeßhaften Volke bewegen ſich die wandernden Stämme. Schon das alte Perſien war ſolcher wandernder Stämme voll, die nur zum Theil der Zend-Familie angehörten. Nun führen zwar bis auf den heutigen Tag noch Kurden- und Afghanenſtämme ein wanderndes Leben, im Ganzen aber haben die Abkömmlinge des Zend-Stammes das Wandern, wie es ſcheint, aufgegeben. Die Wanderſtämme des jetzigen Perſiens, Ilyat, Ilat, was mit dem türkiſchen Worte Il, Ili, d. h. Familie, Stamm, zuſammenhängt, ſind zum größten Theile Turkomannen, welche der Sturm der Völkerbewegung des Mittelalters aus dem mittlern in das ſüdliche Aſien geführt [83]). Schon die alten Perſerkönige bildeten einen guten Theil ihrer Streitkräfte aus den Nomaden, die innerhalb des Reiches und an deſſen Grenzen ſich befanden. Wie ſich denn nun zwiſchen dem alten und dem neuen Perſien überhaupt noch ſo manche große Ähnlichkeit findet, ſo nahmen auch die Sſaſſi noch immer den beſten Theil ihrer Streitkräfte aus den wandernden Völkern des Reiches. In neuern Zeiten bemerkt man, daß die Wanderſtämme abnehmen, indem immer mehre ſich an feſte Wohnſitze gewöhnen. Doch gibt es ihrer immer noch

80) Sabuliſtan, Chunſt, Aſchnagar, Bedachſcham, Ghur, Candahar, Tocheriſtan, Mekran, Sedſchiſtan, Kuhiſtan, Choroſan, Teberiſtan, Maſanderan, Ghilan, Irak, Fars, Kerman, Chuſiſtan, Kurdiſtan, Aran, Aderbidjan, Schirwan, Dagbiſtan, Georgien. Hammer, Perſiſche Geographie in Wiener Jahrbücher der Literatur 1819.

81) *Malcolm*, History of Persia. II. p. 606. *Elphinstone*, An Account of the Kingdom of Caubul. p. 309. 629. 82) *Rich*, Narrative of Kurdistan. I. p. 81. 100. 137. *Ker Porter*, Travels in Georgia, Persia, Armenia and ancient Babylon. II. p. 457. 458. 83) *Morier*, Some account of the Iliyats or wandering tribes of Persia im Journ. of the geogr. Societ. of London VII. p. 230 – 242. *Ousely*, Travels in various countries of the East; more particulary Persia (London 1819). I. p. 307. 308.

Digitized by Google

eine ſehr große Zahl, und es ſcheint mehr als ein Viertheil der Bevölkerung des Reiches aus ihnen zu beſtehen.

Das dichte Nebeneinanderſtehen der Seßhaften und der Wanderſtämme gibt dem perſiſchen Reiche ein ſehr eigenthümliches Gepräge. Von einer einigen Nation iſt ſchon in den untern Kreiſen des Lebens nicht die Rede; die perſiſchen Tadjiks, die in tiefer Verachtung ſtehen und dienſtbar ſind, und die turkomanniſchen Ilats ſind ſich ſchroff entgegengeſetzt. In den höhern Kreiſen des Lebens aber erſcheinen uns drei verwandte Hauptſtämme in dem Reiche, die alle drei aus der alten Zend-Familie emporgewachſen, zwiſchen welche aber die Zeit getreten, die ſie weiter von einander entfernte, als ſie ſich früher geſtanden, die Kurden, die Afghanen und die eigentlichen Perſer. Der Name der Kurden ſtammt offenbar aus dem Alterthume und iſt aus dem Namen eines altperſiſchen Volkes, der Karduchen, das am Tigris hauſte, verdorben. Die Kurden, nur zu einem Theile unter dem perſiſchen, zum andern unter dem türkiſchen Reiche ſtehend, wohnen nicht allein in Kurdiſtan, ſondern ſie ſind als Coloniſten noch weiter über das Land verbreitet. Kurden ſind beſonders an der Weſtgrenze und in Chorasan angeſiedelt worden. Ihre Sprache gehört zur perſiſchen Sprachfamilie und iſt der eigentlichen neuperſiſchen nahe verwandt, obwol ſie ungleich roher als dieſe und viel weniger als Schriftſprache fortgebildet iſt. Sie verhält ſich zu der neuperſiſchen Sprache wie ein roher, unausgebildeter Volksdialekt. Die kurdiſchen Großen gebrauchen gern noch die altperſiſchen und Saſſanidiſchen Namen, wie Bahram, Choſru, Covad, Parwiz u. a. m. [84]). Unter ſich ſelbſt ſind ſie wieder in ſehr viele Stämme getheilt, deren Häupter den Titel „Muzzim“ führen, und deren Zuſammenhang mit dem perſiſchen Reiche ſich zuweilen auf Null reducirt. Die Kurden ſind zum Theil Sunniten, und auch das hat auf ihre Stellung zu dem Reiche eingewirkt. Neuere Reiſende haben einige Kurdenſtämme noch in dem Zuſtande der größten Rohheit gefunden; im Ganzen genommen ſind ſie aber doch ein kräftiges und edelgeartetes Volk, bei dem auch die Frauen eine viel größere Freiheit genießen, als bei andern Moslemen. Die Kurden ſind wol aus den höhern Stämmen der Zend-Völker, die in der Nähe des Tigris wohnten, hervorgegangen. Es läßt ſich indeſſen darüber nichts als eine jedoch ſehr wahrſcheinliche Vermuthung aufſtellen. Wie die Kurden im Ganzen genommen im Weſten, hauſen die Afghanen im Oſten, wo ſie das Grenzvolk zwiſchen Perſien und Indien bilden. Sie ſelbſt nennen ſich Puſchtaneh. Die Sprache, welche von ihnen geſprochen wird, hat ſich der urſprünglichen Zend-Sprache viel näher gehalten, als die neuperſiſche, ihre Verfaſſung iſt auch noch ganz die alte Zend-Verfaſſung, ſodaß ihre Abkunft von den alten Zend-Völkern des Oſtens nicht bezweifelt werden kann [85]). Wie die alten Perſer zerfallen ſie noch in die zwei Hauptclaſſen der ſeßhaften und der nomadiſirenden, und wie bei jenen beruht auch bei ihnen noch Alles auf Stammverſchiedenheit und Stamm- und Familienverfaſſung. Die Familie hat ihr Haupt wie der ganze Stamm das ſeinige. Das Oberhaupt des Stammes heißt Khan, und die Würde geht durch Erbe, aber auch durch Wahl der Familienhäupter weiter. In der großen Anzahl von Stämmen, in welche die Afghanen zerfallen, zeichnen ſich die Durani und die Gildſchi als die größten und die bedeutendſten aus. Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit, gepaart mit Muth, Ausdauer und Tapferkeit, iſt ein Grundzug in dem Charakter der Afghanen [86]). Als in der Mitte des 18. Jahrh. ein beſonderes afghaniſches Reich aus dem perſiſchen ſich bildete, waren auch die Afghanenſchahs aus dem Stamme der Durani nicht im Stande, dieſem Unabhängigkeitsſinn ein Ende zu machen. Sie mußten die innere Verfaſſung der andern Stämme unangetaſtet laſſen und ſich mit einigen Abgaben und dem Heerdienſte begnügen, der ihnen oft auch nur dann geleiſtet ward, wenn die Durani ſtark genug waren, ihn zu erzwingen. Die afghaniſchen Stämme ſcheinen ohne Ausnahme Sunniten zu ſein. In der Mitte zwiſchen Kurden und Afghanen wohnen die eigentlichen Perſer, deren Hauptſitz und Mittelpunkt noch immer das alte Perſien iſt, die Provinzen Farſiſtan und Lariſtan. Die Stammverſchiedenheit iſt bei ihnen etwas mehr als bei Kurden und Afghanen in den Hintergrund getreten, aber noch immer in ſolcher Geltung, daß die Menſchen ſich nicht mit dem allgemeinen, ſondern mit dem Stammnamen nennen. Die gegenwärtigen Perſer haben ſich alle ſeßhaft gemacht. Sie bilden die höhern Stände des Landes, die, unter denen die Tadjiks ſtehen, und den vornehmern Theil der Bevölkerung der Städte. Wie die Kurden und Afghanen ſind auch ſie wol, mit Arabern gemiſcht, im Ganzen aus den edlern Stämmen der Zend-Völker entſtanden. Die Europäer mußten ein nicht ungünſtiges Urtheil über die Perſer fällen. Sie erſchienen und erſcheinen ihnen als einer der beſten Theile der Muhammedaniſchen Welt. Eine gewiſſe Milde liegt in dem Nationalcharakter, dem es auch an Biegſamkeit ebenſo wenig als ihrem Geiſte an Auffaſſungskraft gebricht. Dabei ſind die Perſer aber auch abergläubiſch, lügneriſch, trugvoll und zweideutig den meiſten Europäern, die zu ihnen kamen, erſchienen [87]). Manche altperſiſche Weiſe hat ſich noch unter ihnen erhalten, und der Islam iſt nicht im Stande geweſen, überhaupt alles Nationale auszutilgen. Die eigentlichen Perſer ſind Schii und ſtehen den Chriſten weit weniger ſchroff als die ſunnitiſchen Türken entgegen. Selbſt an den ſunnitiſchen Afghanen wird die Toleranz, welche ſie in der Regel den Chriſten wie den Hindu erweiſen, gerühmt. Die ganze Maſſe der Bevölkerung mag gegen die Jahrhunderte der alten Perſerzeit und der Saſſaniden um ein ſehr Bedeutendes geſchmolzen ſein, und mit Einſchluß der Kurden und der Afghanen

84) *Rich*, Narrative of Kurdistan, I. p. 163. 85) Klaproth, über Sprache und Urſprung der Afghanen. 1810. Wilken, über die Verfaſſung, den Urſprung und die Geſchichte der Afghanen. Abhandlungen der königl. Societät der Wiſſenſchaften. (Berlin 1820.)

86) *Elphinstone*, An Account of the Kingdom of Caubul, p. 324—448. *Henry Pottinger*, Travels 1816. 87) *Ker Porter*. Travels in Georgia, Persia, Armenia and ancient Babylon. 1821. I. p. 480. II. p. 39.

jetzt etwa noch 25 Millionen Menſchen betragen. Das neue Reich der Perſer, wie es durch die Sſaffi entſtand, bietet nirgends den Charakter der Einheit, allenthalben nur Verſchiedenheit, Zertheilung und Trennung dar. Zuerſt ſind die alten Zend-Völker durch den Glauben in zwei Hälften auseinandergeriſſen worden. Der beiweitem kleinere, die Parſen oder Guebeen, dem alten Nationalglauben treugeblieben, hielt ſich nur noch ſchwach, kümmerlich und verfolgt auf dem Boden ſeiner Väter. Der beiweitem größere hat ſich zum Islam wenden müſſen. Und dieſer iſt nun wieder in ſich ſelbſt religiös und politiſch in mehre Hauptmaſſen getheilt, welche in Stämme, die Stämme in Abtheilungen, die Abtheilungen in Familien auseinandergehen. Dazu die Araber, Turkomannen, Armenier und andere Fremde, die ſich unter ſie eingedrängt haben, oder in ſie hineingeſchoben worden ſind. Alles will ſich auf dieſem Boden frei und ſelbſtändig bewegen, der Staat iſt ohne Mittel und Kräfte, eine Einheit zu erzeugen; mühſam nur hält er äußerlich und locker das Ganze zuſammen. Und es iſt nicht einmal dieſes Zuſammenhalten allenthalden und immer gelungen. Das Reich der Afghanen, erſt in der Mitte des 18. Jahrh. entſtanden, iſt im Anfange des 19. und zum Theil wenigſtens durch den Unabhängigkeitsſinn der Stämme ſchon wieder aus einander gebrochen.

Das perſiſche Reich aber unter den Sſaffi und unter der gegenwärtigen Dynaſtie iſt, obwol es daſelbſt keinen eigentlichen Adel in unſerm Sinne des Wortes gibt, doch ein Land der Ariſtokratie und beſonders der hohen Ariſtokratie, die durch die Häupter der Stämme, unter denen in der Regel wieder die kurdiſchen, arabiſchen, afghaniſchen und turkomanniſchen emporragten, begründet wird. Es hat aber die Ariſtokratie nicht, wie in dem Reiche der alten Perſer, einen herkömmlichen Anſpruch auf die hohen Staatsämter, und auch nicht, wie in dem Reiche der Saſſaniden, einen faſt geſetzlichen Antheil an der Staatsregierung. Es beruht ihre Gewalt in dem Reiche mehr unten als oben, und beruht in dem Unabhängigkeits- und Freiheitsſinne ihrer Stämme. In der Theorie indeſſen ſteht das Königthum noch immer ſo hoch, wie es vor Jahrtauſenden geſtanden. Selbſt der Islam iſt nicht im Stande geweſen, die Vorſtellung, daß die Schahs eine Art von Göttern auf Erden wären, auszutilgen. Es iſt dagegen verſucht worden, ihr eine dem Islam gemäße Faſſung zu geben. Der Schah iſt der Stellvertreter Gottes, des Propheten und der Imane auf der Erde. Unter den Sſaffi war, beſonders unter der Prieſterſchaft, eine Partei, die behauptete, ein ſolcher Stellvertreter der Imane müßte aber auch, ſolle ſein Herrenthum als ein rechtmäßiges angeſehen werden, rein von Sitten und ſo gelehrt ſein, daß er ohne Zögern auf alle religiöſe und civilrechtliche Fragen antworten könne. Dieſe Partei iſt zuweilen als eine ſtaatsgefährliche angeſehen und verfolgt worden [88]). Der Schah beſitzt als Stellvertreter des Propheten und der Imane übernatürliche Kräfte und kann Kranke durch ſeine Berührung heilen, eine Ehre, welche unter den Sſaffi nur ſelten und nur an die Vornehmſten geſpendet ward. Alles, was mit der Perſon des Königs zuſammenhängt, von ihm berührt wird, von ihm ausgeht, wird mit beinahe abgöttiſcher Ehrerbietung betrachtet. Die Ställe der königlichen Roſſe ſogar werden als ein heiliger und rettender Zufluchtsort verehrt. Dieſe faſt abgöttiſche Ehrenbezeigung, welche faſt Alle in Perſien dem Könige zollen, verzweigt ſich nun von ihm auf die Vornehmen und Großen, die von den Gemeinern wieder nur um einige Grade und Stufen weniger als der König geehrt werden. Daher iſt das ganze perſiſche Leben voll ſteifer und abgemeſſener Förmlichkeit und eine Zwangsjacke des menſchlichen Seins zu nennen. Ein Sklave des Königs zu heißen, iſt die größte Ehre, welche der vornehmſte Perſer zu kennen ſcheint, und ſelbſt dann, wenn ihm von demſelben der Befehl zu ſterben zugekommen iſt, halten ſie ſich noch immer für verpflichtet, ihm zu danken, daß er ſich ihrer gnädig erinnert. Wenn nun zu der abgöttiſchen Verehrung, mit welcher Alles betrachtet wird, was zum Könige gehört, noch die glühende Eiferſucht des Morgenlandes tritt, ſo werden entſetzliche Dinge dadurch hervorgerufen. Eine Haremsfrau nur anzublicken, iſt eine Todſünde. Ziehen die Haremsfrauen auf eine Reiſe, auf einen Spazierritt aus, ſo iſt es immer noch wie in der alten Zeit. Die Garden des Palaſtes, die Eunuchen eilen voraus, verbreiten ſich weit und breit um die Straße, welche eingeſchlagen wird, und verkünden, daß des Königs Harem kommt. Alle männliche Bevölkerung von ſieben Jahren an muß dann von der Straße, aus den benachbarten Häuſern entweichen. Wer gefunden wird, den hauen die Eunuchen ſchonungslos nieder [89]). In neueſter Zeit indeſſen kommen ſolche Dinge nicht mehr vor. Der Theorie nach iſt gar nichts vorhanden, wodurch der Wille eines Schahs von Perſien gezügelt ſei, ſelbſt die religiöſen Vorſchriften binden nur dann, wenn er von ihnen gebunden ſein will. Es gibt gegen dieſen Willen nur eine Auskunft, die in Gewalt, Waffen und Aufſtand ruht. Aber nicht durch dieſe Dinge allein, die in dem Leben der Perſer oft genug erſcheinen, iſt die Theorie des Königthums praktiſch eingeſchränkt, es finden doch auch herkömmliche Rechte, beſonders der wandernden Stämme, ſtatt, die ein König nicht leicht überſchreiten darf. Dieſe Stämme wählen ihre Häupter, und der Schah kann in der Regel die Beſtätigung nicht verweigern. Sie zahlen nach beſtimmten Sätzen, ſie leiſten den Waffendienſt, aber weiter laſſen ſie nichts über ſich gewinnen. Auch die großen Städte haben das Recht, in manchen Dingen nur von ſelbſtgewählten Magiſtraten geleitet zu ſein, wodurch auch ſie, dem Schah gegenüber, eine gewiſſe Unabhängigkeit empfangen.

In der Regierung des Reiches iſt der Schah nicht mehr wie die alten Perſerkönige durch den Reichsadel gewiſſermaßen eingeſchränkt; er iſt nicht mehr verpflichtet, die Staatsbeamten aus ihrer Mitte zu nehmen, er nimmt ſie, woher er will, und oft aus der Reihe begünſtigter Sklaven. Dadurch iſt auch der frühere Umſtand, daß

88) *Chardin*, Voyage en Perse. V. p. 207.

89) Ib. VII. p. [illegible]

das Reich nicht allein zum Vortheil und zum Genuß nicht des Königs allein, ſondern auch der großen Geſchlechter war, hinweggefallen. Es hat der Schah jetzt beſtimmte Beamte zur Verwaltung der Geſchäfte. An der Spitze des Ganzen ſteht ein Vezier, deſſen Macht und Geſchäftsumfang rein perſönlich iſt und von dem Grade der Gunſt abhängt, in der er bei ſeinem königlichen Herrn ſteht. Bald ſind ihm alle einzelne Zweige der Staatsverwaltung unmittelbar untergeben, bald ſtehen ihnen wieder andere Miniſter vor, die von dem Vezier unabhängig ſind. Es iſt ziemlich Regel bei den Schahs, einen Reichsvornehmen zu der wichtigen Stelle des Veziers emporſteigen zu laſſen. Außerdem erſcheint noch eine Art von Staatsſecretairen, die beſonders genaue Rechnung über Einnahme und Ausgabe zu führen haben. Die Einkünfte der Sſaffi müſſen bei dem größeren Umfange des Reiches und bei einer früheren größeren Blüthe des Landes allerdings bedeutender geweſen ſein. Die gegenwärtige Dynaſtie, welche aber freilich auch nur etwa noch die Hälfte des Reiches der Sſaffi beſitzt, ſoll noch drei Millionen Pf. Sterl. aus dem Reiche ziehen. Die Staatseinkünfte fließen aus den Handelszöllen, einer allgemeinen Land- und Grundſteuer und den Staatsländereien. Dieſe nehmen einen guten Theil des Grundes und Bodens überhaupt ein. Sie werden verpachtet, und auf ſie ſind alle Beamte und ſelbſt die Truppen mit ihrem Sold gewieſen. Tritt ein außerordentliches Bedürfniß ein, ſo wird von dem Hofe auch eine außerordentliche Steuer, Sadir genannt, ausgeſchrieben, die dann über Alle ohne Ausnahme geht. Faſt zu allen Zeiten klagte in Perſien Alles über den gewaltigen Druck der Abgaben. In der Art, in welcher von dem königlichen Hofe aus die Provinzen beherrſcht und zuſammengehalten werden, herrſcht noch unter den Sſaffi große Ähnlichkeit mit der alten Perſerweiſe. Ziemlich genau dieſelben Vorſichtsmaßregeln, welche von den alten Perſerkönigen gegen die Satrapen in Anwendung kamen, wurden auch von den Sſaffi gegen ihre Gouverneure gehandhabt, und haben ſich auch unter der jetzigen Dynaſtie erhalten. Bis auf Schah Sſaffi, den Nachkommen Ismael Sſaffi's, war das Reich in Khanate eingetheilt. Die Khane (Gouverneure) ſcheinen noch ziemlich genau dieſelben Befugniſſe gehabt zu haben, wie die alt-perſiſchen Satrapen, und waren die oberſte Civil- und Militairbehörde. Auch waren ſie ziemlich in derſelben Stellung, wie dieſe; ſie unterhielten ſogar ihre eigenen Heerhaufen; ſie hatten auch ihren eigenen Hofſtaat wie der König, nur daß er in verkleinertem Maßſtabe war. Dadurch fraßen ſie den größten Theil der Einkünfte weg. Seit Sſaffi Schah ließ man die Khane in den Provinzen des Innern, die feindlichen Angriffen weniger ausgeſetzt, eingehen, und es ordnete ſich die Art der Reichsverwaltung nun ſo, daß das Reich in zwei verſchiedene Claſſen von Provinzen zerfällt. Zuerſt ſolche, welche große Statthalterſchaften geblieben und in denen daher die Khane fortbeſtehen, von denen die größten und bedeutendſten den Titel Beglerbeg, d. h. Herren der Herren, führen. Dieſe ſtehen denn noch immer auf ziemlich gleicher Linie mit den alten Satrapen, indem ſie in der Regel die oberſte Civil- und Militairverwaltung beſitzen. Jeder hat eine genaue Inſtruction ſeines Betragens vom Hofe empfangen und drei von dem Khane völlig unabhängige Beamte des Schahs befinden ſich immer in ſeiner Nähe, in dem Hauptorte der Provinz, um darüber zu wachen, daß Alles nach dem Willen des Schahs geſchehe. Gegen die Khane ſind nun eine ganze Menge von Vorſichtsmaßregeln, um Empörung und Abfall zu verhüten, angewendet. Nicht allein, daß einem Khane die drei erwähnten Beamten des Königs beigegeben und er außerdem noch einen Agenten am Hofe erhalten muß, der jede Stunde Auskunft und Rechenſchaft über ſein Betragen zu geben hat, es iſt auch zuerſt der Befehl über die bedeutendſten Städte der Provinz wieder in andere Hände gegeben und jede ſolche hat einen Daroghah, der wieder einen von ihm ganz unabhängigen Beamten des Schahs zur Controle zur Seite hat. Dies iſt überhaupt eine ganz allgemeine Sitte in dem Perſerreiche, daß jeder Civil- und Militairbeamte von Bedeutung einen Intendanten des Königs neben ſich ſtehen hat, der ſein ganzes Betragen auf das Sorgfältigſte überwachen muß. In den Ländern der Khane ſind nun öfters kleinere Diſtricte von der Herrſchaft der Khane eximirt und Unterſtatthaltern übergeben, welche den Namen „Sultane" führen. Sie werden unmittelbar vom Schah eingeſetzt, und ſind von dem Khane, außer in militairiſchen Sachen, unabhängig. Es können nur Klagen über ihre Verwaltung an den Khan gebracht werden, der aber darüber nicht zu entſcheiden, ſondern ſofort an den Hof des Königs zu berichten hat. Überdies iſt einem Jeden, ſich über den Khan beim Schah zu klagen, geſtattet, und ſo findet ſich derſelbe von einer ganzen Schar von Aufſehern und Wächtern umgeben, alſo daß eine Empörung den König nicht leicht unvorbereitet treffen kann[90]). Fürchtete man unter den Sſaffi, daß ein Khan, oder ein anderer Großer des Reiches, zur Empörung ſchreiten wollte, ſo gab es ein leichtes und geſchwindes Mittel, ſich ſeiner zu entledigen. Der Schah ſtellte ſich ungemein zufrieden mit dem, der fallen ſollte, und ein königliches Ehrenkleid ward ihm zugeſendet. Ein ſolches muß ſtets unter den größten und beſtimmten Ceremonien übernommen werden. Die, welche es zu überreichen hatten, gaben oftmals im feierlichen Moment des Empfangens den Todesſtoß. Oder man ließ den Verdächtigen durch georgiſche Sklaven, auf deren felſenfeſte und aufopfernde Treue die Schahs immer zählen konnten, plötzlich überfallen und niederhauen. Den Khan aber, mit dem der Hof zufrieden, läßt man im lebenslänglichen Beſitz ſeiner Stelle, und es wird dann auch die Sitte der Saſſaniden, den Vater auf den Sohn folgen zu laſſen, beibehalten. Eine zweite Hauptclaſſe von Provinzen, jedoch in der Regel nur die geringern und kleinern, iſt königlichen Intendanten, Veziers, anvertraut, denen öfters auch der Ehrentitel Aſef, d. h. groß, beigelegt iſt. Die Intendanten, denen ebenfalls ein ſie ſtets controllirender Beamter des Schahs zur Seite ſteht, ſcheinen eine viel geringere Gewalt als

90) *Chardin*, Voyage en Perse. V. p. 224–292.

Digitized by Google

die Khane zu haben. Sie haben mit der Militairverwaltung nichts zu ſchaffen, und ſind beſonders auf das Eintreiben der Staatsgelder gewieſen. Die Provinz, welche durch den Vezier verwaltet wird, bringt dem König mehr ein als die, welche unter einem Khane ſteht, indem die koſtbare Hofhaltung deſſelben, die auch von der Provinz beſtritten werden muß, hinwegfällt. Die Perſer erklären indeſſen die ganze ſeit Sſaſſi Schah eingetretene Veränderung für höchſt nachtheilig, denn ſeitdem die Khane keine beſonderen Truppen mehr halten dürften, wären die Streitkräfte und der kriegeriſche Sinn im Reiche geſunken, die Veziere ſähen auf nichts, als wie ſie ſoviel als möglich für den Schah zuſammenpreßten, die Herrſchaft der Khane ſei viel milder und patriarchaliſcher, da die Blüthe der Provinz für ſie ſelbſt von Intereſſe ſei. Überhaupt fehlt den Perſern die Sehnſucht nach einem andern öffentlichen und rechtlichen Zuſtande nicht. Europäer hörten, wie perſiſche Große Europa, wo ein Kopf nicht nach dem Gebote der tyranniſchen Laune, ſondern nur nach richterlichem Spruche fallen könne, glücklich prieſen. Unter der gegenwärtigen Dynaſtie aus dem Stamme der Kadjaren ſcheint ſich in der Verfaſſung und der Verwaltung des Reiches im Vergleich mit den Zeiten der Sſaſſi nichts von beſonderer Bedeutung geändert zu haben. Und was ſich umgeſtaltet hat, das mag nicht durch Berechnung, ſondern nur durch die veränderten Verhältniſſe des Reichs und ſeinen verminderten Umfang herbeigeführt worden ſein [91]).

Als aber Ismael Sſaſſi den Kampf gegen die Turkomannenſultane geendet und dieſe vor ihm zu Grunde gegangen, war der Streit um das Beſtehen des geſchaffenen Reiches noch keineswegs geendet. Ismael mußte nun erſt mit dem Säbel in der Fauſt die weiten Lande zwiſchen dem kaspiſchen und dem perſiſchen Meer durchwandern und den Gehorſam unter ſeine junge Herrſchaft befeſtigen. Bis über den Tigris, wo ihm ſelbſt das mächtige Bagdad gehorchte, und bis Choraſan dehnte ſich dann dieſe aus. Doch muß das neue Reich, in ſeinem Innern von ſo verſchiedenartigen Völkern bewohnt, als ein ſchwacher Bau angeſehen werden. Beſonders mislich ward deſſen Stellung dadurch, daß es auf drei Seiten von mächtigen Reichen umgeben ward, die religiös und politiſch den Perſern entgegenſtanden. Als Ismael Sſaſſi ſeine Macht aufbaute, ſtand das Reich der Osmanen im Weſten ſchon in einer furchtbaren Größe da. Und faſt zu derſelben Zeit, wo Ismael ſich erhob, ſtiftete auch die Familie Scheibani jenſeit des Oxus bei den Usbeken auf den Trümmern der Herrſchaft der Timuriden ein mächtiges Reich. Osmanen und Usbeken waren Sunniten und durch tödtlichen Haß von den perſiſchen Schii getrennt. Nach dem Tode Ismael Schah's gründete Baber, der Abkömmling Timur's, ein gewaltiges Reich in Indien, deſſen Sitz nachmals Delhi war. Gegen dieſe drei Feinde haben die Perſer faſt immer unter den Waffen ſein müſſen. Mit den beiden erſten Feinden hatte ſchon Ismael Sſaſſi gefährliche Kämpfe zu beſtehen. Scheibek Khan, der Herr der Usbeken, machte dem Schahinſchah von Perſien die Herrſchaft über Choraſan ſtreitig. Ismael Sſaſſi zog gegen ihn; Scheibek fiel im J. 1510 in der Schlacht und der in Gold und Edelſteine gefaßte Schädel des Gefallenen diente dem perſiſchen Schah fürderhin als Trinkgefäß. Die Perſer eroberten Balkh, doch blieben die wilden und räuberiſchen Usbeken immer höchſt gefährliche Feinde des Reiches. Noch gefährlicher ſchienen unter Sultan Selim I. die Osmanen werden zu wollen. Der Sultan der Osmanen ſcheint gefürchtet zu haben, daß die Schii, ſeitdem ſie ſich in Perſien wieder eines Thrones bemeiſtert, ſeinem Reiche gefährlich werden könnten. Alſo ließ er ein furchtbares Mordfeſt über alle Schii ergehen, die auf Osmaniſchem Reichsboden gefunden wurden, wobei 40,000 derſelben den Untergang gefunden haben ſollen. Dieſes Mordfeſt war die Einleitung zum perſiſchen Kriege, der im J. 1514 begonnen ward. Ismael ward in Aderbidján am 23. Aug. 1514 aufs Haupt geſchlagen, ſelbſt verwundet und beinahe gefangen. In Folge dieſer Schlacht ging das nördliche Meſopotamien von Kurdenſtämmen bewohnt, wo die Osmanen die Statthalterſchaften von Moſul, Diabekr und Roha aufrichteten, den Perſern verloren. Bis auf den heutigen Tag iſt der größere Theil der Kurden unter dem Osmaniſchen, nur der kleinere unter dem perſiſchen Reiche geblieben, und ſo ein bedeutender Theil der Abkömmlinge der alten Zend-Familie vom neuen Reiche der Perſer getrennt worden. Indeſſen kehrt Selim I. bald nach jenem Siege nach Conſtantinopel zurück, die Janitſcharen weigerten ſich, tiefer in Perſien einzudringen, und die Osmanen wendeten ihre Waffen lieber gegen das Reich der Mamluken von Ägypten und Syrien. Ismael aber ſuchte ein weiteres Zuſammentreffen mit dieſem furchtbaren Feinde nicht. Die letzte That ſeines Lebens beſtand darin, daß er Symeon, den König von Georgien, zur Zinspflichtigkeit unter Perſien nöthigte.

Ismael ſtarb im J. 1523 und hinterließ vier Söhne, von denen Thamaſip, der älteſte, ihm auf dem Throne folgte. Elkas Mirza, Sam Mirza und Bahram Mirza waren die drei jüngern [92]). Das Reich erſcheint unter Thamaſip noch in dem Zuſtande der Schwäche; noch iſt der Unabhängigkeitsſinn unter den einzelnen Stämmen, die Ismael's Säbel zuſammengebracht hat, groß, und nur mit Mühe ſcheint das Ganze gehalten worden zu ſein. Die neuen Perſerkönige kehrten zu der Sitte der Alten, den Prinzen des Hauſes große Statthalterſchaften zu geben, zurück. Sam Mirza ſcheint Statthalter in Choraſan geweſen zu ſein, und er empörte ſich dort gegen den Schah. In dieſe Wirren griffen die Usbeken ein, die damals bis vor die Stadt Herat kamen. Thamaſip aber ward der Usbeken wie ſeines Bruders Meiſter. Aber nun

91) *Morier*, A journey through Persia in the years 1808 and 1809. p. 234–236. *Ker Porter*, Travels in Georgia, Persia, Armenia and ancient Babylon. II. p. 526.

92) Viaggio d'un Mercante nella Persia dal anno 1507 sino all' anno 1520 in *Ramusio* Raccolta de viaggi. Vol. II. *Wechelii*, Rerum Persicarum Historia 1610. *Pedro Texeira*, Relationes del origen, descendencia y succession de los Reyes de Persia. (En Amberes 1610.)

Digitized by Google

trat ein gefährlicherer Feind auf, gegen den der Schah ſich in offenen Kampf nicht zu ſtellen wagte. Suleiman der Große, der Sultan der Osmanen, begann im J. 1533 einen abermaligen Krieg gegen die ketzeriſchen Schii. Tabriz und Bagdad fielen in ſeine Gewalt und doch wagte Thamaſip keine Schlacht. Sam Mirza erſcheint bei dieſer Heerfahrt als Flüchtling bei den Osmanen. Nur daß Suleiman der Große zugleich an die Beſiegung Europa's denkt, ſcheint das Reich der Sſaſſi vom Untergang gerettet zu haben. Der Sultan kehrte im J. 1535 nach Conſtantinopel zurück. Der Krieg gegen Perſien dauerte zwar fort, aber er war nicht durch Suleiman's Gegenwart belebt. Es deutet entweder auf ſchwere innere Unruhen im Perſerreiche, oder doch auf feindliche Spannung in der Schahfamilie, daß nun auch Elkas Mirza im J. 1547 als Flüchtling nach Conſtantinopel kommt und ſich unter den Schutz des Sultans ſtellt. Suleiman ſtellte ſich im J. 1548 wieder perſönlich an die Spitze des Heeres, um Perſien zu bekämpfen, und Elkas Mirza befand ſich bei den Osmanen. Der Sultan ſcheint indeſſen den Krieg nicht geführt zu haben, um den perſiſchen Prinzen auf den Thron zu ſtellen. Er führte ihn, um die Schii zu vernichten und Perſien für ſich ſelbſt zu erobern. Elkas harrte deshalb auch bei dem Sultan nicht aus, ſondern entwich zu den Kurden, von denen er an Thamaſip ausgeliefert ward, auf deſſen Geheiß er wahrſcheinlich den Tod gefunden. Suleiman ſchloß indeſſen im J. 1555 Frieden mit Perſien, fühlend, daß alle ſeine Entwürfe zugleich nicht hinausgeführt werden könnten. Was für Perſien durch Selim I. verloren worden, blieb in dieſem Friedensſchluſſe verloren, und auch Bagdad war vor der Hand dahin. Den Frieden mit der Pforte beſiegelte Schah Thamaſip bald darauf durch eine nichtswürdige Treuloſigkeit. Bajaſid, Suleiman's aufrühriſcher Sohn, floh nach Perſien und der Schah ſchwur, daß er ihn niemals an ſeinen erzürnten Vater ausliefern würde. Aber begierig, des Sultans Freundſchaft zu gewinnen und den Frieden zu befeſtigen, umging er ſeinen Schwur, und lieferte Bajaſid zwar nicht an Suleiman ſelbſt, aber an Selim, deſſen Sohn, aus, der ihn ſogleich im J. 1561 niederhauen ließ. Die Königin Eliſabeth von England verſuchte unter Thamaſip's Herrſchaft, Handelsverbindung mit Perſien anzuknüpfen. Der Schah aber wies Alles ab, denn er brauche die Ungläubigen nicht. Die Schwäche, in der Perſien unter Thamaſip erſcheint, mag ihren Hauptgrund in der Feigheit und Nullität des Schahs gehabt haben. In den ſpäteren Jahren ſeines Lebens ſcheint er nur ein Spielball in den Händen der Haremsfrauen und der Häupter der Stämme, welche die hohe Ariſtokratie des Reiches bilden, geweſen zu ſein. Die gewöhnlichen Palaſtgräuel morgenländiſcher Reiche drangen unter ihm auch bereits in die neue Schöpfung Schah Ismael's ein [93]). Thamaſip hatte mehre Söhne. Muhammed, der älteſte von ihnen, ward, weil er beinahe blind, als unfähig zum Throne angeſehen, und der Schah hatte ſeine ganze Gunſt dem fünften Sohne, Hyder genannt, zugewendet, dem er auch die Thronfolge beſtimmte. Hyder's Mutter konnte den Augenblick des natüelichen Todes des Schahs nicht erwarten. Um dem Sohne den Thron zu ſichern, vergiftete im J. 1575 ſie Thamaſip. Hyder ſuchte ſich nun des Thrones und des Palaſtes zu bemeiſtern, aber noch in derſelben Nacht, da Thamaſip geſtorben, ward er auch wieder geſtürzt. Die Häuptlinge der tſcherkeſſiſchen, kurdiſchen und turkomanniſchen Stämme, aufgeſtachelt von Peridſchanchan, Thamaſip's Tochter, hieben Hyder nieder und riefen Ismael II., den vierten Sohn, auf den Thron. Ismael war ſeit 25 Jahren von Thamaſip auf dem Schloſſe; „das Adlerneſt," weil er ſich als ein Freund der Sunniten gezeigt, eingekerkert, und hatte ſich die Einſamkeit des Gefängniſſes durch übermäßigen Genuß von Opium zu erheitern geſucht. Dee Opium hatte ſeine angeborene Grauſamkeit bis zur wahnſinnigen Wildheit geſteigert. Aus dem Kerker auf den Thron geriſſen, ſuchte er durch Mord und Blut ſeiner Wuth Luſt zu verſchaffen, die er beſonders auf die Großen des Reiches und die Familie der Sſaſſi fallen ließ. Acht ſeiner Beüder waren bereits untergegangen und der halb blinde Muhammed ſollte eben an die Reihe kommen, als er im J. 1577 in ſeinem eigenen Palaſte ermordet ward. Etwa anderthalb Jakre hat Ismael II. auf dem Throne der Sſaſſi geſeſſen.

Die Großen des Reiches ſtellten nun Muhammed Mirza, den Halbblinden, auf den Thron, auf dem er etwa zehn Jahre den Titel eines Schahs geführt hat. Denn unfähig ſelbſt zu herrſchen, eingeſchloſſen im Palaſte und den Freuden des Serai's ergeben, ſtützte er ſich zuerſt auf die Kraft Soliman's, ſeines Veziers, und ſpäter auf die Kraft ſeiner Söhne, Hamſa, Abbas und Thamaſip. Vergebens verſuchen bald die Tataren von Kipdſchak, bald die Osmanen, bald die Usbeken das Reich der Sſaſſi zu erſchüttern. Im Innern aber iſt eine fortwährende Bewegung, erzeugt beſonders durch Haß und Eiferſucht der turkomanniſchen und der kurdiſchen Stämme und ihrer Häupter unter einander. Die Turkomannen, welche die Gunſt des Hofes nicht genoſſen, verſuchlen einſt, Thamaſip auf den Thron zu ſtellen, Hamſa aber ſchlug ſie und Thamaſip ward auf ein feſtes Schloß in Sicherheit gebracht. Nun blieb, denn alle drei Söhne Muhammed's waren durch bittere Feindſchaft aus einander gehalten, noch die Eiferſucht zwiſchen Hamſa und Abbas übrig. Es ſcheint auf Anſtiften des Abbas geweſen zu ſein, daß Hamſa ermordet ward. Darauf bemeiſterte ſich Abbas des Thrones, den Muhammed Mirza ohne weiteren Widerſtand verließ. Der geſtürzte Schah wanderte in die Verbannung nach Choraſan. Dieſe Ereigniſſe fallen in den Sommer des Jahres 1587, und mit ihnen beginnt die lange Herrſchaft Schah Abbas' I., der gewöhnlich der Große zugenannt wird. Eine Zeit von Kraft und Regſamkeit, von Glanz und Höhe für das Reich der Sſaſſi. Abbas der Große iſt nicht allein ein Mann von Thatkraft, ſondern auch von einer Einſicht,

93) *Minadoi*, Istoria della guerra fra Turchi e Persiani (Vened. 1588). Memoire de Schah Thamas, second Empereur de Perse, par l'Abbé de *Tallemand*. (Paris 1758).

wie ſie bei den Beherrſchern des Morgenlandes ſonſt nur ſelten geweſen. Über den despotiſchen Geiſt aber, der wie ein Fluch auf dieſem Boden ſeit den Urzeiten laſtet, hat auch er ſich niemals zu erheben vermocht. Bis auf Schah Abbas den Großen befand ſich die militairiſche Verfaſſung in einem ſehr ungeordneten Zuſtande. Es gab zuerſt eine allgemeine Landmiliz, welche überhaupt alle Stämme des Reiches, die ſeßhaften ſowol, als auch die wandernden, umfaßte. Sie bildete die Infanterie des Heeres und war nur im Dienſt, ſo lange der Krieg währte, und Niemand ſcheint an eine regelmäßige Einrichtung und regelrechte Waffeneinübung gedacht zu haben. Die Landmiliz mußte ſich ſelbſt equipiren und bewaffnen. Etwa 150,000 Streiter konnten auf dieſe Art in das Feld geſtellt werden. Die Reiterei belief ſich auf etwa 80,000 Mann, wenn alle Kräfte aufgeboten wurden. Sie ward von den Stämmen geſtellt und von den Häuptlingen derſelben befehligt. Jedem Stamme war eine gewiſſe Quote zugetheilt. Kurden und Afghanen ſcheinen ſtets der beſte Theil dieſer Reiterei geweſen zu ſein, bei welcher, ebenſo wenig wie beim Fußvolke an regelmäßige Einübung und Waffenübung gedacht worden zu ſein ſcheint. Auch haben die erſten Schahs aus dem Stamme der Sſaffi ſchon eine Art von Garde, die in den Schlachten gegen die Osmanen den Janitſcharen gegenüber geſtellt wird, ohne jedoch von Bedeutung zu ſein. Artillerie ſcheint den Perſern vor Schah Abbas dem Großen faſt gänzlich gefehlt zu haben. Mehre Schlachten ſind vor den Kanonen der Osmanen verloren gegangen[94]. Abbas der Große begriff, daß mit dem unregelmäßigen Heere, welches Perſien bis jetzt beſaß, den Feinden des Reiches kein kräftiger Widerſtand geleiſtet und überhaupt nichts Großes erreicht werden könnte. Daher errichtet er zwei regelmäßige Corps, eins Reiterei, das andere Fußvolk, jedes 12,000 Mann ſtark. Sie waren gleichartig uniformirt, gleichartig bewaffnet und im ſtehenden Dienſt. Dieſe regelmäßige Miliz, wie man ſie im Gegenſatze der Landmiliz, die ſich daneben erhielt, nennen könnte, hat ſich bis auf die gegenwärtigen Zeiten, in denen ein Verſuch zur Einführung völlig europäiſcher Heeresordnung gemacht worden iſt, jedoch nicht in der urſprünglichen von Abbas dem Großen beſtimmten Stärke, erhalten. Die ſtehende Miliz des Schahs Abbas hat den Sſaffi's mehr gegen den äußern als gegen den innern Feind, den Unabhängigkeitsſinn der Stämme und ihrer Häuptlinge gedient, denn da Kurden, Afghanen, Turkomannen und Georgier auch in der ſtehenden Miliz die Hauptrolle ſpielen, ſitzt der Unabhängigkeitsſinn und ſeine Kraft ſelbſt da feſt, wo der Schah noch Mittel gegen ſie finden könnte. Auch die Organiſation der perſiſchen Artillerie, die zum größten Theil Kameelartillerie iſt, rührt von Abbas dem Großen her[95]. Durch dieſe Mittel hat der Schah das Perſerreich nicht allein befeſtigt, ſondern auch erweitert. Sturmbewegt und unſicher war der Anfang der Herrſchaft des großen Schahs. Die Usbeken hatten eben einen furchtbaren Einfall in Choraſan gemacht, Herat und ſelbſt die heilige Stadt Meſched genommen, ſodaß der Beſitz von ganz Choraſan auf dem Spiele ſtand. Dazu hatte Abbas einen Krieg mit den Osmanen geerbt, die, wenn auch die Zeit Suleiman's des Großen vorüber, den Perſern noch immer furchtbar genug waren. Schah Abbas mußte einen nachtheiligen Frieden am 21. März 1590 mit der Pforte ſchließen und Tabriz, Aderbidjan und Schirwan an die Pforte abtreten. Aller perſiſche Beſitz in der Nähe des Kaukaſus und im Weſten des kaspiſchen Meeres war dadurch ſchwankend und unſicher gemacht worden. Durch dieſen Frieden gewann Abbas der Große Raum und vermochte ſich gegen den Oſten und in das Innere ſeines Reiches zu wenden. Die Usbeken wurden gedämpft und in ihre Grenzen zurückgewieſen, ohne jedoch auch für eine ſpätere Zukunft unſchädlich gemacht werden zu können; ein kleines unabhängiges Reich, das bis jetzt noch in Lariſtan, frei von den Sſaffi, beſtanden, ward vernichtet, und endlich über die Afghanen, ſoweit ihr freier Sinn es vertrug, die perſiſche Herrſchaft begründet. Um die Afghanen war ſchon mancher Zwiſt zwiſchen dem Reiche von Delhi und den Sſaffi geweſen. Schah Abbas der Große faßte durch die Eroberung von Kandahar feſten Fuß in Afghaniſtan, und die öſtlichſten Provinzen können erſt von nun an als feſt mit dem Reiche verbunden angeſehen werden. Das Reich der Sſaffi dehnte ſich öſtlich von dieſer Zeit an bis an den Indus aus. Dieſe Dinge geſchahen theils noch vor, theils nach der Erneuerung des Krieges gegen die Pforte. Abbas der Große war ſchon mit Europa und ſeinen Verhältniſſen bekannt, Europäer, die Brüder Sherley, hatten ihm bei der Organiſation ſeiner ſtehenden Miliz ſchon die Hand gereicht. Er war daher mit Frankreich, Venedig, Öſterreich, ja mit dem Papſte in Verbindung getreten, um ſie zum Kriege gegen die Pforte aufzuſtacheln, und begann im J. 1603 den Kampf wider dieſe, um die Provinzen wieder zu gewinnen, die er im Frieden vom J. 1590 hatte abtreten müſſen. Blutig und wechſelvoll, doch im Ganzen für Abbas ſiegreich, dauerte dieſer Krieg bis zum Frieden vom J. 1618. Die Pforte ward genöthigt, die Eroberungen wieder herauszugeben und ſo ward auch im Weſten die Reichsgrenze wieder hergeſtellt. Im J. 1622 brach der Krieg mit der Pforte zwar von Neuem aus, aber das Glück wendete ſich ſo entſchieden auf die Seite Abbas' des Großen, daß ſelbſt Bagdad im J. 1623 in ſeine Gewalt fiel. Dieſer Krieg währte bis über den Tod des großen Schahs hinaus. In dieſen Kämpfen ward auch Georgien, welches den Perſern früher von den Osmanen abgerungen worden, zum Reiche zurückgebracht. Taymuras, der Fürſt von Kaket, hatte ſich lange rüſtig gewehrt, endlich mußte er und ganz Georgien ſchweren Bedingungen ſich fügen. Perſiſche Beſatzungen mußten in das Land aufgenommen werden, das fürderhin immer unter der oberſten Aufſicht eines perſiſchen Vicekönigs, der zwar aus dem einheimiſchen Fürſtengeſchlecht entſproſſen, aber doch den Islam bekennen müſſe, ſtehen ſollte. Dagegen empfing Georgien Steuer-

94) *Chardin*, Voyage en Perse. V. p. 292—333. 95) *Malcolm*, History of Persia II. p. 355. *Ker Porter*, Travels in Georgia, Persia, Armenia and ancient Babylon. II. p. 587.

Digitized by Google

freiheit und das Verſprechen der Sicherheit des chriſtlichen Cultes.

Als Beherrſcher ſeines inneren Reiches erhob ſich Abbas der Große einigermaßen über ſeine Vorgänger. Er ſuchte die Städte, beſonders Jspahan, wo er ſeine gewöhnliche Reſidenz aufgeſchlagen, zu verſchönern, den Handel mit Indien und Europa zu beleben, überhaupt das Land in einen blühenden Zuſtand zu bringen. Dabei zeigte er ſich, wenigſtens den Chriſten gegenüber, tolerant; die Georgier und die Armenier erhielten überall Freiheit ihres Cultes. Den Parſen und den Juden aber ward eine gleiche Toleranz nicht zu Theil und den Sunniten gegenüber iſt ſie vollends gar nicht vorhanden. Freilich gegen die einheimiſchen, dem Reiche angehörenden, Sunniten konnte eine Verfolgung nicht gewagt werden, aber auf fremdem Boden erging zuweilen Mord und Blut über dieſe Sunniten. So gebot Schah Abbas der Große bei der Eroberung Bagdads alle Sunniten niederzuhauen. Das Hauptſtreben des Schahs im Innern aber war, zuerſt die Macht der Stämme, beſonders der kurdiſchen und turkomanniſchen, zu brechen. Er zerſpaltete ſie in kleinere Stämme und Unterabtheilungen, und vertheilte ſie auf einen möglichſt weiten Raum. Darum wurden Kurden damals auch an die Nordgrenzen des Reiches verpflanzt, wo ſie ſich noch finden. Schah Abbas der Große ſuchte überhaupt die Häupter der Stämme um den Einfluß zu bringen, den ſie bis jetzt behauptet, und brachte deshalb die Staatswürden nach Möglichkeit an Menſchen, die ganz von ihm abhingen, indem er ſie aus dem Sklavenſtande emporſteigen ließ. Auch ſcheint er gefühlt zu haben, daß es ſeinem Reiche an einer nationalen Einheit fehle; er fürchtete Gefahr für den Reichsbeſtand von der herrſchenden Vielheit und Zerriſſenheit, fühlte ſich außer Stand, dieſer, einer Frucht langer Jahrhunderte, abzuhelfen, und ergriff, um dem Übel zu wehren, ein Mittel, durch welches das Übel ſelbſt nur verſchlimmert werden mußte. Abbas ſuchte die Völker des Reiches nach Möglichkeit unter einander zu miſchen. Darum wurden Georgier und Armenier aus ihrer Heimath geſchleppt und in dem Innern des Reiches zerſtreut, darum kurdiſche und turkomanniſche Stämme hier- und dorthin verpflanzt. Es ſollten in Stadt und Land allenthalben Gegenſätze und Parteiungen herrſchen, in denen das Reich der Sſaffi ſich erhalten könnte. Die gerühmte Gerechtigkeit des großen Schahs Abbas artete auch nur zu oft in blutige Grauſamkeit aus, und dieſe offenbarte ſich am entſetzlichſten in den Verhältniſſen zwiſchen ihm und ſeinen Söhnen. Schah Abbas ſtellte, von finſterem Mistrauen gequält, die Söhne nicht mehr, wie die erſten Sſaffi, über die großen Statthalterſchaften. Es iſt von nun an bis zu dem Untergange der Sſaffi Sitte geblieben, daß die Prinzen des Hauſes, bis der Augenblick gekommen, der ſie auf den Thron ruft, eingemauert bleiben. Und ſo kommen denn nur feige Schwächlinge, die durch die Freuden des Opiums und des Harems abgemattet ſind, zur Herrſchaft. Der älteſte von den Söhnen, Thamaſip Mirza, ſtarb vor dem Vater eines natürlichen Todes, der zweite, Sſaffi Mirza, ward ermordet, weil er ſich gegen Abbas ſollte verſchworen haben, und die beiden jüngſten wurden auf deſſen Befehl geblendet. Als Abbas der Große im J. 1628 ſtarb [96]), beſtimmte er ſeinen Enkel, Sſaffi Sohn des erwürgten Sſaffi Mirza, zum Thronfolger.

Unter Ismael, dem Gründer des Reiches, und Abbas dem Großen hatte das Geſchlecht der Sſaffi nicht geringe Kraft gezeigt. Aber von Schah Sſaffi an, zu deſſen Zeit auch die große Staatsveränderung beginnt, deren bereits gedacht worden, verſchwindet dieſe Kraft allmälig und das Geſchlecht bietet bis zu ſeinem völligen Untergang nur das Schauſpiel der immer mehr überhandnehmenden Schwäche, Nichtigkeit und grauſamer Tyrannei dar. Gleich Schah Sſaffi iſt ein launenvolles und blutiges Ungeheuer, das ſeine Luſt an Menſchenqual und Mord findet. Seine Wildheit kann freilich nicht weit reichen; ſie erſtreckt ſich auf den Hof, ſeine Umgebungen, ſeine Familie, aber dahin, wohin ſie treffen kann, trifft ſie auch furchtbar. Faſt alle Prinzen des Hauſes wurden geblendet, und Abbas, der eigene Sohn, wäre dieſem jammervollen Schickſal nicht entgangen, hätte nicht ein wohlgeſinnter Diener den Schah betrogen. Abbas ſtellte ſich blind, ſo lange der Vater lebte. Faſt alle Diener, die Sſaffi anwendete, entgingen dem Tode oder der Blendung nicht, und viele Große des Reiches wurden nicht minder von der grauſamen Wuth des Schahs erreicht. Wenn er ſich roth gekleidet hatte, ſo war es ein angekündeter Opfer- und Todestag. Des Schahs Wuth ſteigerte ſich, nachdem er aus dem Serai ein unwirkſames Gift empfangen, bis zum wahren Wahnſinn. Auf ein Mal wurden 40 Frauen des Harems lebendig begraben [97]). Noch einige Male zeigte ſich Sſaffi indeſſen an der Spitze ſeines Heeres und zwei blutige Ungeheuer, der Schah von Perſien und Amurad IV., Sultan der Osmanen, ſtanden perſönlich gegen einander. Indeſſen ging der Krieg gegen die Pforte im Ganzen genommen unglücklich. Im J. 1630 waren die Türken bis in das alte Medien, wo ſie Hamadan, das alte Ekbatana, niederbrannten, vorgedrungen; acht Jahre ſpäter ging auf der einen Seite die Stadt Bagdad, auf der anderen Kandahar, wenigſtens für einige Jahre, verloren. Schah Sſaffi ſtarb im J. 1641 und machte ſeinem Sohne Abbas II., deſſen Augen gerettet worden waren, Platz. Abbas II. war ein zehnjähriger Knabe, als er den Thron beſtieg, und ſo lange er minderjährig war, wurden die Sachen in ſeinem Namen nicht ſchlecht geleitet; auch Kandahar im J. 1647 wieder genommen und die perſiſche Herrſchaft in Afghaniſtan von Neuem befeſtigt. Aber nachmals verſchwindet für drei Viertheile eines Jahrhunderts faſt jedes höhere Intereſſe aus der Geſchichte Perſiens. Und als wieder Leben und Bewegung nach dem Ablauſe dieſer

96) *Herbert*. Travels into the east 1634. Viaggi di Piet. della Valle 1650. *Tavernier* Voyages 1676. *Purchas*, Pilgrims. 1625. *Ant. de Gouvea*, Relaçam das guerras y victorias del rey da Persia contra o gran Turco (Lisboa 1611). Voyages du Sieur du Loir 1654. Olearius, Neue orientaliſche Reiſebeſchreibung 1647. L'Ambassade du Don *Garcias de Silva Figueroa* en Perse. Traduite de l'Espagnol (Paris 1667). 97) Voyages de M. de *Thevenot* (Paris 1689).

Zeit hervortritt, erſcheint unter den eigentlichen Perſern nur Schwäche, Nichtigkeit und Verworfenheit. In jener Zeit aber bietet die perſiſche Geſchichte nur das Einerlei von Palaſtgräueln dar. Dieſe ſteigen unter Abbas II. nicht zu der Höhe, zu welcher ſie unter ſeinem blutigen Vater gekommen. Denn obwol der Schah einſt gebietet, die Prinzen des Hauſes nicht, wie bisher geſchehen, mit dem glühenden Eiſen zu blenden, ſondern ihnen die Augen ſelbſt auszuſtoßen, damit gar kein Schein übrigbleibe, und obwol es auch an anderen Barbareien nicht fehlt, ſo iſt doch die grauſame vernichtungsſüchtige Wuth Sſafi's, des Ungeheuers, nicht da. Abbas II. iſt mehr ein wüſter Schlemmer und Zecher, der ſich am liebſten in Bakchantiſchen Feſten herumwälzt, als ein blutiger Tyrann. Im Übrigen wird Perſien um dieſe Zeit den Europäern immer mehr erſchloſſen. Officiere, Kaufleute, Künſtler, Handwerker, Miſſionaire, aber auch Abenteurer finden ſich in Perſien ein. Abbas II. war tolerant gegen die Chriſten, und äußerte einſt, daß er die Entſcheidung über den Glauben Gott überlaſſe. Die katholiſchen Miſſionen, die jetzt in Perſien verſucht wurden, hatten indeſſen nur einen ſehr unbedeutenden Fortgang. Als Abbas II. im J. 1666 geſtorben, wollten die Großen des Reiches erſt einen nachgeborenen Sohn, Hamſa Mirza, auf den Thron ſtellen, da ſie wähnten, der älteſte Sſafi Mirza, der ſeit Langem gefangen, ſei geblendet worden. Als ſie die Unwahrheit dieſes Gerüchtes erfahren, ſtellten ſie den älteſten Sohn Abbas des II. als König auf, der nun den Namen Suleiman annahm. Die Zeit ſeiner Herrſchaft verläuft in einer großen, nur durch Einbrüche der Usbeken ſelten unterbrochenen, Ruhe. Der Schah war ein feiger Schlemmer, der beſonders dem übermäßigen Weingenuß ergeben, oft Jahre lang ſich aus dem Serai nicht heraus bewegte. Grauſam und wild war Suleiman nur, wenn er betrunken war, aber das war er auch oft. Die Regierung des Reiches, die Leitung der Staatsangelegenheit fiel in die Hände der Eunuchen des Palaſtes, welche beſonders die militairiſche Verfaſſung in tiefen Verfall kommen ließen. Wenn das Reich ohne Erſchütterungen und ohne Gefahren dahin lebte, ſo lag das kaum an etwas Anderem, als daran, daß eben Niemand da war, der es erſchüttern und in Gefahr bringen wollte und konnte. Auf der einen Seite faulte das Reich der Osmanen ebenfalls zuſammen und auf der anderen begann das Mongolenreich in Indien nicht minder ſich aufzulöſen. Schah Suleiman ſtarb im J. 1694[98]).

So große Gewalt hatten die Verſchnittenen des Hofes unter Suleiman's Herrſchaft empfangen, daß er ſterbend ihnen die Wahl ließ, welchen von ſeinen Söhnen ſie zum Throne erheben wollten, ob Abbas Mirza oder Huſſein Mirza. Die Verſchnittenen folgten ihrem Vortheil und ſtellten im J. 1694 Huſſein Mirza als König auf, da ſie, von ſeiner Schlaffheit überzeugt, wußten, daß er das Regieren ihnen überlaſſen würde. Bis jetzt hatte das Reich der Sſafi in einem großen äußeren Glanze dageſtanden; vom Indus bis zum Tigris, vom kaspiſchen Meer bis zum perſiſchen ging ſeine Gewalt. Wenn auch der Despotismus einen freien und kräftigen Aufſchwung der Völker, welche das Reich bewohnten, gehindert, ſo befand es ſich doch materiell in einem blühenden Zuſtande, allen Bedrückungen zum Trotz. Aber unter Schah Huſſein hat eine furchtbare Verwirrung begonnen, durch welche der Glanz des alten Reiches der Sſafi gebrochen worden, um bis auf dieſen Tag in ſeinem früheren Umfange nicht wiederzukehren, und unter entſetzlichen Kriegen und Verheerungen hat die ſchon früher begonnene Verödung des Landes bedeutend zugenommen. Huſſein zählte 24 Jahre, wie er den Thron beſtieg. Die trunkene Grauſamkeit ſeines Vaters beſaß er nicht, aber ſeine Schlaffheit, ſeine Lüſte und ſeine Thorheit wurden dem Reiche noch viel verderblicher, als jene Wuth. Der Schah warf ſich ganz in die Freuden des Harems, lebte nur ihnen, und überließ das Regieren den Verſchnittenen des Palaſtes und den Prieſtern, denn zu ſeinen Fehlern geſellte ſich noch arge Bigotterie. Bald war das Reich in der größten Verwirrung, die Vornehmen, von Eunuchen und Prieſtern verdrängt, unzufrieden, das Volk erbittert, weil die Gerechtigkeit nur noch verkauft, weil der Druck faſt unerſchwinglich ward. Wer den Schah aus ſeiner Behaglichkeit reißen und vor Verſchnittenen und Eunuchen warnen wollte, büßte mit dem Verluſte ſeiner Augen. Schweigend, nach ihrer Gewohnheit, trugen die eigentlichen Perſer das Joch der Verſchnittenen, aber anders war es mit den fremden, dem Reiche unterworfenen Stämmen. Die Araber, Usbeken, Turkomannen, Kurden und Lesger, beſonders aber die tapfern und freigeſinnten Afghanen, kamen in Unruhe und Bewegung. Damit dieſe Bewegung nicht in vollen Aufſtand übergehe, ſendeten die Verſchnittenen des Hofes Gurghin-Khan, den Georgier, der den Islam angenommen, mit bedeutenden Streitkräften gegen Kandahar und der erſte Aufſtand der Afghanen ward niedergeſchlagen. Gurghin-Khan, nun königlicher Statthalter von Kandahar, und als ſolcher wie ein Mongole wüthend, ſendete Mir-Veis, Kalentar von Kandahar und Haupt des Afghanenſtammes der Durani als Geiſel an den Hof von Ispahan. Mir-Veis brannte vor Verlangen, die Afghanen vom Joche der Perſer zu befreien und die kriegeriſchen Schii zu züchtigen. An dem Hofe, wo die Thorheit herrſchte, war ihm Alles möglich. Es gelang ihm, den Verſchnittenen und dem Schah Huſſein die Treue Gurghin-Khan's verdächtig zu machen, und gleichſam zu deſſen Beobſichtigung als Kalentar nach Kandahar zurückgeſendet zu werden. Mit tiefer Verachtung gegen den elenden Hof von Ispahan erfüllt, kehrte er wieder zu den Seinen zurück. Dazu kam, daß Gurghin-Khan ihn erbitterte, indem er die Tochter von ihm zur Gemahlin begehrte. Mir-Veis verſchwur ſich nun förmlich mit den Häuptern der afghaniſchen Stämme zur Befreiung vom

98) *John Fryer's* Travels into Persia, begun 1676, finished 1681 im New Account of East-India (London 1698). *Gabriel de Chinon*, Relation nouvelle du Levant (Lyon 1671). *Kämpfer*, Amoenitat. exotic. 1712. *Chardin*, Voyage en Perse et autres lieux de l'orient (Amsterdam 1735). *Sanson*, Voyage ou Relation de l'Etat présent du royaume de Perse (Paris 1695).

Digitized by Google

Joche des Hofes von Jspahan. Sie tödteten Gurghin-Khan und die Seinen bei einem Feſte, zogen deren Kleider an und bemeiſterten ſich ſo leicht der feſten Stadt Kandahar, wo eine ſchwache Beſatzung von Georgiern ſtand. Ob nun wol unter den verſchiedenen Stämmen der Afghanen eine feſte und geſchloſſene Einheit nicht beſtand, ſo blieben doch alle Anſtrengungen des Hofes von Jspahan, die Afghanen wieder zu unterwerfen, vergeblich. Die perſiſchen Truppen, die in den Kriegen gegen die Afghanen nur Feigheit zeigten, wurden ohne Erfolg durch tapfre Georgier verſtärkt. Die gegen die Afghanen ausgeſendeten Statthalter — denn Schah Huſſein blieb immer ruhig im Harem — verloren doch eine Schlacht nach der andern. Im J. 1714 erlitten die Perſer unter Muhammed Ruſtan Khan eine entſcheidende Niederlage und die Afghanen können ſeitdem als frei von den Perſern angeſehen werden. Schon wollte im Oſten des perſiſchen Reiches ein neues entſtehen, ſchon hatte Mir-Veis Münzen ſchlagen laſſen, auf denen er „Kaiſer der Welt" genannt wird, aber derſelbe ſtarb ſchon im J. 1715, und einen Augenblick ſchien es, als wollte unerwartetes und unverdientes Glück dem Schah Huſſein wieder lachen. Die Häupter der Afghanen wählten, da die Söhne des Mir-Veis noch jung, deſſen Bruder Mir Abdolla zum Fürſten. Dieſer, ein Mann friedlicher Geſinnung, wollte lieber mit Perſien einen billigen Frieden ſchließen, als einen ſchweren Kampf beſtehen. Schon waren ſeine Boten nach Jspahan, um dem Schah Kandahar wieder zu überantworten, wenn er den Afghanen keinen Tribut auflegen, keine fremden Truppen in ihr Land ſenden und der Familie Mir Abdolla's die erbliche Verwaltung auftragen wollte. Da erhob ſich Mir Mahmud, älteſter Sohn des Mir-Veis, und erſchlug den feigen Ohm. Er ward darauf von den Afghanen, denen die Verhandlungen Mir Abdolla's mit dem Hofe von Jspahan geheim gehalten worden, zum König ausgerufen. Es war etwa ſechs Monate nach des Vaters Tode. Beinahe zu derſelben Zeit ward das Perſerreich von vielen Seiten erſchüttert. Der Aufſtand der Afghanen von Kandahar hatte vieler Orten den Muth zum Abfall und den Muth zum Angriff hervorgerufen. Die Kurden nahmen die Waffen und erſchienen vor Hamadan, ja mit ſtreifenden Horden bis Jspahan, die Usbeken plünderten Choraſan, die Lesgier in Dagheſtan fielen vom Hofe ab, die Abdolli, dem Statthalter von Herat unterworfen, empörten ſich. Dieſen Augenblick einer faſt allgemeinen Verwirrung in dem Reiche, welcher der elende Hof von Jspahan nichts entgegenzuſetzen hatte, ergriff, nachdem er ihr eine Zeit lang zugeſehen und erkannt, daß die Sſaſſi ihr nicht gewachſen waren, der verwegene Mir Mahmud, und brach im J. 1720 an der Spitze von kaum 20,000 Streitern zuerſt in die Provinz Kerman ein. Mir Mahmud war verwegen, rüſtig, kriegeriſch, aber große Entwürfe hatte er wol am Anfange ſeiner Heerfahrt nicht. Erſt das Glück und die immer deutlicher ſich offenbarende Nichtigkeit der Gegner erzeugte in ihm den verwegenen Gedanken, ſich ſelbſt auf den Perſerthron zu ſchwingen. In Kerman wurde er von Luft Ali Khan, Schah Huſſein's tapferm Feldherrn, erſt aufgehalten, dann in die Flucht getrieben. In Kerman hatte Mir Mahmud ſogar die Parſen aufgefodert, ſich zu erheben und ſich an den Perſern zu rächen. In der That blieb dieſer Ruf von den Parſen nicht unbeachtet; ſie verſtärkten Mir Mahmuds Haufen. Und ſo ſah man das ſeltſame Schauſpiel, daß die Trümmer des alten Perſiens ſich wieder auf das neue Perſien ſtürzen, um mit an ſeiner Zerſtörung zu arbeiten. Die Verſchnittenen und die Prieſter aber des Hofes von Jspahan zitterten vor jeder Kraft, ſogar vor der, die ſie ſelbſt retten wollte. Luft Ali Khan ward bei Schah Huſſein verleumdet, als ob er auf Empörung ſänne. Der Schah ließ ihn gefangen nach Jspahan ſchleppen, und das Heer, welches Perſien noch vor den Afghanen gerettet, zerſtreute ſich, denn ſchon fingen die Bande, welche das Reich zuſammengehalten, an, aus einander zu gehen.

Nun gewann die Verwegenheit des kühnen Afghanen freies Spiel. Am Anfange des J. 1722 brach er an der Spitze von nur 25,000 Streitern abermals in Kerman ein, wendete ſich aber bald, die Städte, die er nicht erobern konnte, unbeſorgt im Rücken laſſend, grade nach Jspahan. Huſſein erſchrak; doch waren 50,000 Streiter bei der Hauptſtadt zuſammengerafft, und ſo wagte der Schah doch am 7. März 1722 in der Nähe von Jspahan beim Orte Gulnabat eine Schlacht. Die Afghanen hatten nicht einmal Kanonen, dennoch gewannen ſie einen entſcheidenden Sieg, und Huſſein flüchtete in ſeine Hauptſtadt zurück. Nun umſchloſſen die Afghanen die ungeheure Stadt, die damals mehr als eine halbe Million Einwohner zählte; denn Mir Mahmud rechnete richtig, daß wenn er den König und den Hof in ſeine Gewalt bekäme, auch das Reich zu ſein aufhöre. Indeſſen war die Kraft der Afghanen ſelbſt für dieſes Unternehmen faſt zu ſchwach. Mir Mahmud erlitt einige Verluſte und erbot ſich ſchon von Jspahan abzuziehen, wenn Huſſein ihm die Herrſchaft über Kandahar, Choraſan und Kerman tributfrei einräume und ihm eine königliche Tochter zur Gemahlin gebe. Huſſein aber hoffte, daß die Statthalter der Provinzen Jspahan entſetzen würden, und wies das Anerbieten zurück. Dieſe Hoffnung aber erwies ſich als vollkommen nichtig. Die meiſten Statthalter hofften offenbar das fallende Reich zu beerben, und ſich, wenn es gefallen, in ihren Provinzen zu unabhängigen Fürſten machen zu können. Indeſſen hätte ſich Jspahan ſelbſt retten können, denn es waren Menſchen und Waffen genug da. Aber Menſchen und Waffen helfen nicht, wo Feigheit und Unverſtand die Leitung haben wollen. Die Afghanen ſchloſſen die ungeheure Stadt immer enger ein, ſodaß in ihr bald eine furchtbare Hungersnoth entſtand. Die Afghanen umſchwärmten die Stadt und hieben Alles nieder, was ſich durch Flucht vor dem Hunger retten wollte. Huſſein's letzte Hoffnung beruhete auf einem ſeiner Söhne, Thamaſip Mirza, den er nach Kasbin geſendet, um dort ein Heer zuſammenzubringen. Aber auch das mislang; denn die Statthalter ſchienen nur mit Ungeduld auf den Fall des Reiches zu warten, hoffend, daß die Afghanen zwar ſtark genug ſein würden, das Reich zu ſtürzen, aber nicht ſtark

Digitized by Google

genug, um ein neues Herrnthum aufzubauen. Huſſein erbot ſich nun ſpäter vergebens, die Bedingungen, die Mir Mahmud früher geſtellt, anzunehmen. Der verwegene Afghane begehrte aber nun, daß Huſſein förmlich vom Throne ſteige, förmlich ihm das Reich übergebe. Endlich entſchloß ſich der Schah zu dieſem ſchweren Schritte. Es war am 12. Oct. 1722, daß Schah Huſſein vor dem Sieger erſcheinen und dem Reiche förmlich entſagen mußte[99]). Am folgenden Tage zogen die Afghanen in die mit den Leichen der Verhungerten angefüllte Stadt Jspahan ein, und die anweſenden Vornehmen des Reiches und Huſſein ſelbſt mußten dem Afghanenhäuptling im Palaſte die Huldigung leiſten. Schah Huſſein ward ſeines Harems beraubt und ſammt allen Prinzen des Hauſes in Gemächer des Palaſtes verſchloſſen. Man kann nun nicht ſagen, daß von dieſen Vorgängen an eine Herrſchaft der Afghanen über Perſien ſtattgehabt. Sie herrſchten nur ſoweit ſie mit ihren Säbeln zu reichen vermochten, und weit reichten ſie damit nicht. Es war nur eine ungeheure Verwirrung, die das Reich ausſaugte, und in deren Mitte die Afghanen ſich vergebens einige Zeit zu behaupten verſuchten. Mir Mahmud verſuchte allerdings, ſowie er den Namen des Reiches gewonnen, von Jspahan aus, eine Regierung zu organiſiren, die auf Milde gebaut, Afghanen und Perſer friedlich und freundlich neben einander ſtellen ſollte. Damit aber ward das Reich nicht gewonnen.

Thamaſip Mirza legte in Kasbin, ſowie er die Vorgänge in Jspahan erfuhr, auch den Titel „Schah" an. Nun waren die Afghanen zwar darin glücklich, daß Thamaſip Mirza vor einem Heerhaufen, den Mir Mahmud gen Kasbin ſendete, im Decbr. 1722 nach Tauris entwich, aber in vielen Provinzen des Reiches fand der Afghanen-Schah keinen Gehorſam und erzwingen konnte man ihn mit den geringen Kräften, die vorhanden, nicht. Dazu meldeten ſich zwei ausheimiſche Feinde von gleicher Furchtbarkeit. Schon im Laufe des Jahres 1722 hatte Peter I. von Rußland, über das kaspiſche Meer kommend, Dagheſtan angegriffen, denn der Kaiſer gedachte die Wirren im Perſerreiche zu benutzen, um ſich in den Beſitz der Provinzen am kaspiſchen Meer zu ſetzen. Im J. 1723 ſetzte Rußland dieſen Krieg fort, und grade an Rußland wendete ſich Thamaſip Mirza in ſeiner Verzweiflung, um Hilfe gegen die Afghanen zu gewinnen. In einem förmlichen Tractate, 2. Oct. 1723, trat er Dagheſtan, Baku, Ghilan, Maſanderan und Aſterabad an die Ruſſen ab. Die Türken hatten ſich kurz vor dem Abſchluſſe dieſes Tractates auch gemeldet, den Krieg an Perſien erklärt und Tiflis und Erzerum weggenommen. Trotz dem wendete ſich Thamaſip auch an ſie um Hilfe; aber ſie wollten dieſe Hilfe auch nur für die Abtretung mehrer Provinzen gewähren. Er konnte die Verhandlungen mit ihnen zu keinem Ende bringen und zuletzt vereinigten ſich Rußland und die Pforte ſogar am 24. Juni 1724, einen Tractat über die Theilung der beſten Provinzen Perſiens unter ſich. Um dieſe Zeit waren die Türken ſchon tief in das Herz des Reiches eingedrungen. Eriwan und Hamadan waren in ihre Hände gefallen und ſie droheten immer weiter vorzugehen. Schah Thamaſip wußte kaum, wohin er vor den Feinden und vor den Freunden das Haupt hinlegen ſollte.

Es war ein ungeheures Gewirre, in dem Alles untergehen zu müſſen ſchien, Türken und Ruſſen ſtürmten in das Reich hinein, ohne zu fragen, wem es gehöre, wem es gehorſame; Thamaſip und Mir Mahmud ſtanden gegen einander und die Völker, Sieger und Beſiegte, ſtanden ebenfalls gegen einander. In Kasbin waren die Afghanen ermordet worden, von Jeſchd wurden ſie zurückgewieſen. Die meiſten Provinzen des Reiches konnten ſie nicht gewinnen; hier wehrten es die Türken, dort die Ruſſen, dort die Völker und die Städte ſelbſt. Mir Mahmud hatte bald erkannt, daß er mit der Milde, die er Anfangs gewollt, nicht ausreichen werde und ſchlug nun einen andern, einen entgegengeſetzten und blutigen Weg, ein. Schon vom Anfange des Jahres 1722 an erhob er ſich mit wilder Wuth gegen die Perſer. Mehre Hundert Vornehme, mehre Tauſend der perſiſchen Garden des Schah Huſſein wurden niedergehauen. Wenn die Afghanen nun noch Städte eroberten, ſo ward mit der grauſamſten Wuth verfahren und Alles, was Odem hatte, niedergehauen, und wo ſie ſeit dem Anfange der Eroberung ſicher herrſchten, ging es kaum anders. Aus Jspahan flüchtete, wer zu flüchten vermochte und Mir Mahmud ſelbſt wollte, daß Jspahan veröde; er gedachte Kurden an die Stelle der alten Bevölkerung zu bringen. Aber die Wuth und die Grauſamkeit, die ſich auch gegen Schah Huſſein's Söhne, Brüder und Ohme, welche alle niedergehauen wurden, wendete, half um ſo weniger aus den ſchwierigen Verhältniſſen heraus, als unter den Afghanenhäuptern ſelbſt Zwieſpalt herrſchte, indem die andern den Glanz eines großen Reiches dem Mir Mahmud nicht gönnten. Mir Mahmud, der weiter nichts als ein verwegener Krieger und den verworrenen Verhältniſſen, in die er ſich geſtürzt, durchaus nicht gewachſen war, verfiel zuletzt in furchtbaren Wahnſinn, in dem er ſich ſelbſt Stücke vom Leibe riß und ſie fraß. Die Häupter der Afghanen begriffen, daß ſie, den Wahnſinnigen an der Spitze, nichts erreichen könnten. Sie verſchwuren ſich mit Eſchref, einem Neffen des Mir-Veis, und Mir Mahmud ward am 8. April 1725 erwürgt, als die Noth drängte und ſie erfuhren, daß Schah Thamaſip mit einem Heere gen Jspahan kommen wolle, welcher Verſuch ſich jedoch ſpäter in Nichts auflöſte. Eſchref fing ſeine Herrſchaft damit an, daß er die Afghanenhäupter, die ſich mit ihm gegen Mir Mahmud verſchworen und ihn auf den Thron gefördert, niederhauen ließ. Gegen das Reich aber, ſoweit er es wirklich beherrſchte, ſchlug er einen andern Weg ein als Mir Mahmud. Die wilden und blutigen Grauſamkeiten der Afghanen hörten, ſoweit Eſchref's Macht reichte, auf. Aber eine Verſöhnung ward dadurch zwiſchen den Afgha-

99) *Mamye-Clairac*, Histoire des revolutions de Perse depuis le commencement de ce siècle I. II. III. (Paris 1750). *Corneille le Bruyn*, Voyage au Levant 1725. *Gemelli-Carreri*, Relation de l'état présent du royaume de Perse 1729. *Krusinsky*, Histoire de la dernière revolution de Perse, par le P. *de Cerceau*. 1728. *John Bell*, Travels 1763.

Digitized by Google

nen und den eigentlichen Perſern nicht herbeigeführt. In Jspahan ſelbſt fühlte ſich Eſchref ſo unſicher, daß er bald zu ſeinem und aller Afghanen Schutz ein feſtes Schloß aufbauen ließ. Die allgemeinen Verhältniſſe geſtalteten ſich für die Afghanen in Perſien durch Mir Mahmud's Tod nur noch übler, als ſie ſchon früher geweſen. Denn Huſſein, des Ermordeten Bruder, machte ſich nun zum Herrn von Kandahar, betrachtete Eſchref als ſeinen Feind und ließ ihm keine Truppen mehr zukommen. So waren die Afghanen in Perſien von den Quellen ihrer Macht abgeſchnitten, und mußten ſich mit Nothwendigkeit bald verbluten. Die ungeheuren Wirren aber im Reiche dauerten nicht allein fort, ſondern ſie mehrten ſich ſelbſt mit dem Laufe der Zeit. Vergebens verſuchte Eſchref durch Liſt bald und mit Gewalt den Schah Thamaſip in ſeine Gewalt zu bekommen, vergebens verſuchte er auch die immer weiter in das Herz des Reiches ſich hineinfreſſende Macht der Türken ſich vom Halſe zu ſchaffen. Die Pforte hatte bis jetzt den Krieg nicht an die Afghanen erklärt, ſondern an die Sſaffi, die ſchiitiſchen Ketzer, aber da ſie nun bis in das Herz des Reiches drangen, ohne nach dem neuen Reiche der Afghanen zu fragen, mußte Eſchref beſorgt werden. Seine Botſchafter begehrten daher von der Pforte Rückgabe aller Landestheile des Reiches, da die Pforte den Krieg ja nur gegen ſchiitiſche Ketzer geführt, das Eigenthum der rechtgläubigen Afghanen alſo unverletzt bleiben müſſe, Perſien aber nun eben Eigenthum der Afghanen geworden ſei. Die Pforte erklärte darauf den Krieg am 4. Febr. 1726 auch an die Afghanen, und offenbarte damit, daß es die Vernichtung des Reiches ſei, was ſie beabſichtigte. Die Türken führten nun den Krieg gegen Thamaſip Mirza und Eſchref zugleich. Indeſſen leuchteten den Afghanen in Perſien noch einige matte Schimmer von Glück. Ein großes türkiſches Heer, das unter Ahmed Paſcha von Hamadan nach Jspahan vordringen wollte, ward am 20. Nov. 1726 von Eſchref, obwol es ihm vier Mal an Streitkräften überlegen, geſchlagen. Die Pforte, eingeſchüchtert durch dieſe ſchwere Niederlage, ſchloß am 3. Oct. 1727 Frieden mit Eſchref. Schimpflich waren die Bedingungen immer, denen er ſich fügen mußte; denn ein großer Theil des Reiches mit den Städten Erivan, Teheran, Sultanieh und Tabriz ward an die Pforte abgetreten; doch ward Eſchref dafür als rechtmäßiger Herr des übrigen Perſiens anerkannt. Auch beſiegten die Afghanen noch Seid Ahmed Khan, der, der Familie der Sſaffi angehörend, ſich unter den Wirren in Kerman ein unabhängiges Herrnthum gegründet.

Das war aber auch der Höhepunkt des Glückes der Afghanen in Perſien; ſeit dem Frieden mit der Pforte ging es mit reißender Schnelle abwärts. Thamaſip Mirza, auf Maſanderan, Aſterabad und einen Theil von Aderbidjan beſchränkt, hatte doch ein kleines Heer zuſammengebracht, das Fatteh Ali Khan befehligte. Bei dieſem Heere fand ſich im J. 1727 Nadir Kuli, der nachmals den Thron von Perſien ſelbſt beſtiegen, ein. Nadir Kuli war ein Tatar aus dem Stamm der Afſaren, und zuerſt Hauptmann einer Räuberbande geweſen, dann in den Dienſt eines Statthalters von Choraſan gekommen, aus dieſem aber wieder geſchieden, um noch ein Mal zu dem wilden und freien Leben eines Räuberhauptmanns zurückzukehren. In dieſem Zuſtande war er, als die Afghanen den Thron von Sſaffi ſtürzten. Die verworrene Zeit führte bald viele Männer zu Nadir Kuli's Haufen. Er aber erhob ſich in der Noth über die engen und gemeinen Schranken des Räuberhauptmanns zu dem Gedanken der Befreiung Perſiens vom Joche der Afghanen. Nachdem er ſeinen Haufen bedeutend verſtärkt und Afghanen ſchon die Schärfe ſeines Schwertes gefühlt, meldete er ſich bei Thamaſip, erhielt volle Verzeihung und einen Befehl beim Heere. Es währte nicht lange und Nadir Kuli hatte Fatteh Ali Khan verdrängt und ſich den Titel eines Khans und den oberſten Heerbefehl gewonnen. Die Zeit war nun großen Unternehmungen und großen Erfolgen ungemein günſtig, die Schwäche der Afghanen ward immer offenbarer, die Sehnſucht nach dem Ende ihrer Herrſchaft unter den Völkern des Reiches immer brünſtiger. Das allmälig ſich mehrende Heer ward längere Zeit von Eſchref thöricht verachtet. Nadir Kuli Khan eroberte Meſched und Herat in Choraſan, und wendete ſich dann gegen die Hauptmacht der Afghanen. Eſchref ward am 2. Oct. 1729 in der Schlacht von Damghan geſchlagen. In der Nähe von Jspahan ward am 13. Dec. 1729 eine zweite Schlacht geſchlagen, in welcher die Afghanen abermals ſieglos blieben. In der Nacht nach der Schlacht räumten dieſe, nachdem Eſchref noch den armen Schah Huſſein hatte niederhauen laſſen, die Stadt Jspahan und Nadir Kuli Khan konnte mit ſeinem Heer ungehinderten Einzug halten. Bald folgte ihm auch Schah Thamaſip, der in Teheran den Ausgang abgewartet. Aber es zeigte ſich nun auch gleich, daß Nadir Kuli Khan nicht im Intereſſe des Schahs die Afghanen bekämpft. Schon mußte der Schah ihm die freie Gewalt, Geld in dem Reiche zu erheben, wie er es brauche, bewilligen. Es war Ausſicht da, daß Reich wieder herzuſtellen, aber die Sſaffi waren in den Augen der Menſchen geſunken, und der Schimpf, den ſie von den Afghanen hatten erdulden müſſen, hatte den alten Zauber gebrochen. Auch war von dem königlichen Geſchlecht außer Schah Thamaſip ſelbſt kein Mann übrig; ſo ſehr war von den Afghanen gegen die Sſaffi gewüthet worden. Nadir Kuli Khan faßte den verwegenen Gedanken auf, ſich auf den Thron Perſiens zu ſtellen, und dazu bedurfte er des Heeres, und das Heer war nicht zuſammenzuhalten ohne Geld und nicht zu gewinnen ohne Sieg. Nadir Kuli Khan folgte zuerſt mit reißender Schnelle den Afghanen, die ſich nach Farſiſtan zurückgezogen, faßte ſie bei Aſtachar, in der Nähe der Trümmer von Perſepolis, und ſchlug ſie am 15. Juni 1730 auf's Haupt. Eſchref hat auf der Flucht den Tod gefunden. Schah Thamaſip fühlte ſich ſchon von dem Glanze Nadir Kuli Khans gedrückt und von ſeiner Größe gefährdet. Er verſuchte dieſen Sturm zu beſchwören und des Khans Ehrgeiz zu befriedigen, indem er ihm Maſanderan, Choraſan, Kerman und Seſtan als Statthalterſchaften auftrug. Den zugleich empfangenen Titel eines Sultans nahm der Feldherr nicht, und begnügte ſich mit dem des Diener des

Digitized by Google

Schahs. Er wendete darauf ſein tapferes Schwert gegen die Türken und eroberte Hamadan, Kermanſchah, Ardelan und Tabriz ihnen wieder ab. Aber von dieſem Feldzuge rief ihn ein Aufſtand des Stammes der Abdolli ab. Ibrahim, Nadir's Bruder, war von ihnen geſchlagen worden und darauf hatten ſie Herat erobert. Im Anfange des Jahres 1731 wendete ſich Nadir gegen ſie und brachte ſie zum Gehorſam zurück. Schah Thamaſip hatte die Gelegenheit ergriffen, um wieder empor zu kommen, war an die Spitze eines Heeres getreten und verſuchte ſich am 15. Sept. 1731 in einer Schlacht gegen die Türken bei Hamadan, die ihm eine furchtbare und ſchimpfliche Niederlage gab. Thamaſip ſchloß darauf im Anfange des Jahres 1732 einen unehrenhaften Frieden mit der Pforte; denn er wollte den Krieg enden, damit Nadir Kuli Khans große Bedeutung aufhöre. Der aber erklärte ſich ſogleich gegen den Schimpf dieſes Friedens, und foderte die Türken auf, aus allen perſiſchen Provinzen zu weichen, ſonſt ſollten ſie die Schärfe ſeines Schwertes empfinden. Das Heer war durch Sieg und Ruhm damals dem Nadir ganz gewonnen, und Schah Thamaſip war vor ihm nichts mehr. Im Auguſt 1732 war Nadir Kuli Khan mit ſeinem ſiegreichen Heere nach Ispahan zurück. Der arme Schah ward als ein Unwürdiger, dem es an dem nöthigen Verſtande fehle, des Thrones entſetzt und in ſichere Haft nach Choraſan gebracht, Abbas III., ſein junger Sohn, nur 40 Tage alt, zum König gekrönt.

Eigentlich führte Nadir Kuli Khan ſchon jetzt das Reich, der Knabe war nur aufgeſtellt, um die Menſchen auf die wichtige Veränderung vorzubereiten, daß Einer, der dem alten Stamme der Sſaffi nicht angehörte, auf den Thron ſteigen könne. Die Zeit, bis die Birne zu völliger Reife gediehen, wollte Nadir Kuli Khan mit neuen Thaten und Siegen ausfüllen. Er griff Bagdad und die Türken an, ward aber von Topal Osman in der Schlacht von Dulbſcheilik am 19. Juli 1733 geſchlagen. Indeſſen zeigte ſich Nadir Kuli Khan im Unglück faſt noch ſtärker als im Glück. Bald hatte er ſein Heer und deſſen Muth wieder hergeſtellt. Topal Osman fiel in der Schlacht bei Leitam, etwa drei Monate nach der erſten geſchlagen, und die Türken erlitten eine entſcheidende Niederlage. Im weitern Laufe des Krieges waren die Türken nicht glücklicher, als ſie bei Leitam geweſen. Sie mußten am 24. Sept. 1736 einen Frieden ſchließen, in dem ſie alle Eroberungen zurückgaben, und ſo ward das Reich von dieſer Seite völlig wiederhergeſtellt. Auch Anna, Kaiſerin von Rußland, gab alle Eroberungen zurück, welche Peter der Große an den Ufern des kaspiſchen Meeres gemacht. So ſtand Nadir Kuli Khan als der glückliche Wiederherſteller des Reiches aus ungeheuren Wirren da. Die Sſaffi ſchienen vergeſſen zu ſein; nur ein Mal hatte Muhammed Khan, Statthalter von Farſiſtan, verſucht, ſich für Schah Thamaſip zu erheben, aber der Verſuch war leicht erdrückt worden. Nun ließ Nadir Kuli Khan den jungen Abbas III. ſchon im Anfange des Jahres 1736 ſterben, und berief die Häupter des Heeres, der Völker und der Prieſter des Reiches in die Ebenen von Ardebil. Dieſe Verſammlung ward von Nadir Kuli Khan aufgefodert, dem Reiche wieder einen König zu erwählen. Sie könnten ja, ſprach er, Schah Thamaſip wieder auf den Thron ſtellen, wenn ſie ihn für tüchtig fänden; was ihn anlange, ſo gedenke er ſich in die Einſamkeit zurückzuziehen. Es ward nun ein Poſſenſpiel aufgeführt, welches einen vollen Monat dauerte. Die Verſammlung war nicht frei, die Säbel des Heeres, das dem Nadir ganz ergeben, ſchwebten über ihr; auch waren die Meiſten gewonnen, nur die Mollahs zeigten einigermaßen unabhängige Geſinnung. Tag für Tag ließ ſich Nadir bitten, den Thron zu beſteigen, und nur endlich, als könne er den dringendſten Bitten nicht widerſtehen, nahm er das Reich an. Es war am 11. März 1736, als Nadir zum Schah ausgerufen ward [1]. Eine Bedingung hatte er dabei noch geſetzt, daß den vier erſten Khalifen in den Moſcheen der Schii nicht mehr geflucht, dadurch der Grund der Spaltung zwiſchen den Schii und den Sunni hinweggeräumt, und aus den Perſern eine fünfte, rechtgläubige Sekte der Sunniten gebildet werde. Ein Gebot des neuen Schahs verkündete es auch ſofort dem Reiche, daß das Verfluchen der vier erſten Khalifen aufhören müßte. Das perſiſche Reich war von Schiiten und Sunniten bewohnt, und welcher Haß zwiſchen ihnen war, das hatte der jüngſte Kampf mit den Afghanen gezeigt. Nadir Schah wollte die Scheidewand niederbrechen, welche die Perſer von andern Völkern ihres Reiches und von den übrigen Moslemen trennte. Gleich darauf zog er auch die Güter der Moſcheen ein, und errichtete damit die kleine Art von Unabhängigkeit, die auf dieſer Seite noch vorhanden.

So ward Nadir, der glückliche Thronräuber, Schah von Perſien; eilf Jahre hat er den Thron behauptet. Er iſt unter die Großen der Welt gezählt worden, weil er in glücklichen Kriegsthaten geglänzt, weil er das Reich der Perſer, durch die Afghanen furchtbar erſchüttert, wieder hergeſtellt, weil er bis nach Indien hinein ſeine ſiegreichen Waffen getragen. Als tapfrer und verwegener Krieger zeigte ſich uns Nadir allerdings, aber ſonſt auch in Nichts über die gewöhnlichen Herrſcher des Morgenlandes, über den gewöhnlichen Geiſt des Morgenlandes erhaben. An eine innere Bildung ſeines Reiches denkt er nicht und er verſtehet nichts davon; nur der Krieg iſt ſein Element, und um den Krieg führen zu können, ſaugt er das bereits tief erſchöpfte Reich, das er nur auf militairiſche Art zu beherrſchen verſteht, auf das Wildeſte aus. Er möchte das Reich nach allen Richtungen erweitern, für welchen Zweck er, wider die Weiſe der Sſaffi, ſelbſt an Errichtung von Flotten auf dem kaspiſchen und dem perſiſchen Meere denkt, er will in das Blaue hinein erobern, ohne zu wiſſen, wie er dann das Eroberte zuſammenhalten und regieren ſollte. Der ſchwierigen Stellung, in welcher er

1) Histoire de Thamas Kuli Chan (Paris 1743). Histoire de Thamas Kuli Chan, Sophi de Perse (Amsterd. 1740). *Otter*, Voyage en Turquie et en Perse. I. II. 1748. *Jonas Hanway*, The revolutions of Persia (London 1753). *James Fraser*, The History of Nadir Schah (London 1742). The History of the life of Nadir Schah extracted from an eastern Manuscript by *William Jones* 1773.

Digitized by Google

als ein neuer Schah daſteht, zeigt er ſich nicht gewachſen; nur durch tigerartige Grauſamkeit, nur indem er ſich auf fremde und halbfremde Truppen ſtützt, glaubt er ſich behaupten zu können. Er beleidigt und ſtößt die von ſich, die ſeine Hauptſtütze ſein mußten, unb findet daher durch ihren Grimm einen zeitigen Untergang. Nadir Schah weiß auch nicht, daß wer ein raſch gewonnenes Herrnthum behaupten will, verſtehen muß, niederer unb gemeiner Leidenſchaften ſich zu entſchlagen. Eine wüthende Geldgier ſcheint ſein Inneres zu verzehren. Vorübergehend nur iſt der Glanz, der dem Reiche der Perſer von ihm gebracht ward. Und als ſeine kräftige Perſönlichkeit den neuen Bau nicht mehr hielt, war der Fall nur um ſo tiefer. In der Weiſe vieler Thronräuber mag Nadir Schah gemeint haben, daß Eroberung und Siegesglanz ihm nothwendig ſei, um ſich und ſeine Dynaſtie auf dem angemaßten Throne zu befeſtigen. Daher wendet er ſeine Waffen nicht allein an, daß das Reich wieder zuſammenkomme, wie es unter den Sſaffi geweſen, ſondern er will es auch gewaltig gen Oſten und gen Weſten ausbreiten. Nadir Schah ſelbſt wendete ſich, nachdem er die Kurden gezüchtiget, gegen die Afghanen von Kandahar, dem älteſten Sohn Riza Kuli Mirza ward aufgegeben, die Usbeken von Bochara zu züchtigen. Alle Afghanen wurden von Nadir Schah wieder unter bas Reich gebracht. Als er ſie wieder beſiegt, wenbete er ſeine Vorliebe beſonders ben Afghanen zu und bildete aus ihnen einen großen Theil ſeines Heeres. Die, gegen welche er kaum ſelbſt als Befreier aufgetreten war, ſollten nun wieder ſeine Stützpunkte in dem befreiten Reiche ſein, weil er unrechtmäßige Herrſchaft über daſſelbe an ſich geriſſen. Noch während der Belagerung von Kandahar hatte Nadir Schah Streit mit dem Hofe von Delhi und mit dem Kaiſer Muhammed wegen der Afghanen, die ſich auf indiſches Gebiet geflüchtet, und wegen anderer Beleidigungen, denn er wollte einen Krieg gegen Delhi. Es drängten damals die kräftigen Mahratten gewaltig auf Delhi ein, und Niemand konnte wiſſen, ob ſie das Reich nicht ſtürzen, ob ſie nicht Grenznachbarn Perſiens werden würden. Daher mochte es ſelbſt als nothwendig erſcheinen, das perſiſche Reich weiter auszubehnen, die Indusprovinzen zu gewinnen, um für alle Fälle gegen Indien eine feſtere und ſichrere Grenze zu gewinnen. Das war jedes Falles die Rechnung, durch welche ſich Nadir Schah nach Inbien gezogen fühlte. Nizam al Moluk, der Subbah von Dekan, der bei Verwirrung oder Untergang von Delhi auch zu gewinnen hoffte, ſcheint mit dem perſiſchen Schah in geheimem Einverſtändniß geſtanden zu haben. Es war im J. 1738, daß Nadir Schah mit mehr als 150,000 Streitern ſchnell und ehe man in Delhi an die Möglichkeit eines Krieges glaubte, in das Reich des Großmoguls hineinfuhr. Der Schah eroberte Kabul und die reichen hier aufgehäuften Schätze ſtachelten ſeinen Geiz. Darauf ging der Weg über Peſchawer nach dem Indus, der im Anfange des Jahres 1739 überſchritten ward. Nadir Schah durchſchritt nun das Panjab, wie Alexander der Große, aber verwegener und kundiger als dieſer, drang er über Lahore kühn gegen Delhi vor. An dem Hofe dort ſcheint erſt ſpät an die Möglichkeit eines Angriffes gedacht worben zu ſein; das Heer iſt nicht zuſammen und man muß den Feind bis in die Nähe Delhi's kommen laſſen, ohne eine Schlacht wagen zu können. Erſt bei Kurnal, 50 Meilen von Delhi, liefert Devran Khan, des Großmoguls Vezier, im Febr. 1739 die Schlacht. Die Elephanten halfen dem indiſchen Heere nicht, das perſiſche gewann einen entſcheidenden Sieg. Devran Khan ſtarb an den in ber Schlacht empfangenen Wunden. Der Kaiſer Muhammed behauptete ſich zwar noch in einem feſten Lager; ſeine Lage aber ſcheint durchaus verzweifelt geweſen ſein, Verrath des Nizam al Moluk mag hinzugekommen ſein, um ihn vollends zu brechen. Ohne daß man genau erführe, wie es damit zugegangen, fällt der Kaiſer in Nadir Schahs Gewalt und muß mit ihm nach Delhi ziehen, wo das perſiſche Heer am 3. März 1739 einrückte. Aller Widerſtand hörte wahrſcheinlich auf Muhammed's eigenen Befehl auf. Nadir Schah läßt ſich nun von dem Kaiſer die Gebiete im Weſten des obern Inbus mit den Städten Kabul, Ghaſan, Peſchawer abtreten, und nahm in Delhi eine furchtbare, theils methodiſche, theils gewaltſame Plünderung vor, die über das Eigenthum des Kaiſers wie der Unterthanen ging. Die baaren Schätze, die Juwelen, die Geräthe, die Kanonen, die Kriegsvorräthe, Alles, was ſich fortbringen ließ, ward fortgeſchleppt. Der Bericht eines Reiſenden ſchätzt den Werth des von Nadir Schah aus Delhi und Indien Fortgeſchleppten auf 80 Millionen Pfd. Sterl. 300 Elephanten, 10,000 Kameele und 10,000 Roſſe führten die Siegesbeute hinweg.

Nadir Schah zog am 4. Mai 1739 aus Delhi wieder ab. Es ward verkündet, daß Perſien drei Jahre hindurch dem Schah keine Abgaben zu zahlen habe. Aber es iſt nicht allein dies Verſprechen nicht gehalten worden, es hat auch Nadir ſeinem eigenen Heere die in Indien gemachte Beute liſtig abgejagt. Alle zuſammengeraubte Schätze kamen in die Feſte Kelaat in Choraſan; ſie ſind unter den Stürmen nach Nadir Schahs Tode ſpurlos, ohne daß ſie für Perſien heilbringend geweſen, verſchwunden. Während des Schahs Abweſenheit in Indien war Riza Kuli Mirza, der älteſte Sohn, Reichsverweſer geweſen. Dieſer hatte den armen Schah Thamaſip, und was noch von dem unmittelbaren Geſchlecht der Sſaffi übriggeblieben, in währender Zeit ermorden laſſen, gegen die Usbeken aber ohne entſcheidendes Glück gekämpft. Darum brach Nadir Schah, nachdem er die abgetretenen Indusprovinzen zu Gehorſam gebracht, gegen dieſe auf. Die Perſer eroberten Balkh wieder, das während der Afghanenherrſchaft mag verloren gegangen ſein, drangen über den Orus und bedrohten den Khan von Bokhara in ſeiner Heimathſtadt. Der Khan ward genöthiget, die Hoheit des perſiſchen Reiches anzuerkennen. Darauf ward auch Chieva, das in unſern Tagen von den Ruſſen vergeblich bedroht worden, gezüchtiget. Alſo erſchien das perſiſche Reich freilich wieder in einem Glanze, wie in den erſten Zeiten der Sſaffi, aber je höher dieſer Glanz ſtieg, deſto mistrauiſcher ſchien der Schah gegen ſein eigenes Reich, gegen die Völker deſſelben, die ſeine Stütze ſein ſollten,

zu werden. Schon bildeten die Afghanen einen bedeutenden Theil des Heeres, und auf der Heerfahrt nach dem Norden ſchuf ſich Nadir Schah einen andern aus Usbeken, alten Feinden des Reiches, zuſammengeſetzt. Im Anfange des Jahres 1741 kam er von ſeinen großen Heerfahrten in das Herz des Reiches zurück. Er war großer Gedanken voll; es ſollten Flotten auf dem kaspiſchen und dem perſiſchen Meer errichtet werden, theils um den Handel zu beſchützen, theils um die Küſtenvölker, beſonders die Araber am perſiſchen Meerbuſen, in Zaum und Zügel zu halten; er wollte einen Krieg gegen die Türken beginnen, um ſein Reich auch nach Weſten auszudehnen, wie es nach Oſten geſchehen. Aber im Innern bemerkte der Schah üble Geſinnungen der Menſchen. Es war von ihm ein neuer Ritus aufgeſtellt und aufgezwungen worden, denn noch immer ging er, worüber auch vielfach mit der Pforte unterhandelt ward, mit dem Gedanken um, die perſiſchen Schiiten zu einer fünften rechtgläubigen Sekte der Sunniten umzugeſtalten. Die Schiiten aber, beſonders die Prieſterſchaft, waren wider des Schahs Entwürfe. Nadir behandelte daher die Prieſter mit immer größerer Strenge und ſchaffte auch die Würde eines Oberprieſters ab. Dadurch aber wurden die eifrigen Schii immer heftiger gegen ihn aufgeregt. Nadir Schah glaubte im Grunde wol an gar nichts. Zwar ließ er einſt die Bibel und den Koran ins Perſiſche überſetzen und die Überſetzungen vor ſich bringen, aber nur, um vor Moslemen, Juden und Chriſten, beiden Büchern zu lachen. Bei der Vereinigung aber der Schii ſeines Reiches mit den Sunniten glaubte er aus politiſchen Gründen verharren zu müſſen. Nun geſchah, daß auf einer Heerfahrt gegen die wilden Lesgier, die ſich empört, ein Anfall auf Nadir Schahs Leben gemacht ward. Dieſer Anfall, dem er indeſſen entging, mag auf ſein wildes und mistrauiſches Gemüth einen erbitternden Eindruck gemacht haben. Zuerſt hielt er ſeinen älteſten Sohn Riza Kuli Mirza für den Anſtifter und ließ ihn blenden, ſcheint aber ſpäter ſelbſt deſſen Unſchuld erkannt und den Grund des Mordanfalls in dem Haſſe, welchen die Schii auf ihn geworfen, gefunden zu haben. Sein wilder Haß fällt nun beſonders auf die eigentlichen Perſer. Die Tyrannei erreichte zuerſt die Köpfe der Vornehmen, dann aber auch die Köpfe der Gemeinen. Nadir Schah, der geizig alle indiſche Schätze zurückbehielt, ließ, nachdem er den Krieg gegen die Lesgier aufgegeben, ungeheure Rüſtungen zu einem Kriege gegen die Pforte, welche das Land bezahlen mußte, machen. Die Pforte erbitterte ihn, weil ſie die fünfte ſunnitiſche Sekte nicht anerkennen wollte, weil ſie einen perſiſchen Abenteurer für einen Sohn des Schah Huſſein ausgab. Der Krieg mit der Pforte brach im J. 1743 aus und gab der Wuth und dem Mistrauen Nadir Schahs reichliche Nahrung. Denn die Türken ließen den vorgeblichen Sohn des Schah Huſſein, Sſaffi Mirza von ihnen genannt, in Perſien einbrechen, und es fand derſelbe in Schirwan, Farſiſtan und Maſenderan großen Anhang. Aber Nadir Schahs Heere wurden im J 1744 des Aufſtandes Herr, und die Provinzen, die dem angeblichen Sſaffi angehangen, wurden mit Strömen von Blut bedeckt. Sſaffi Mirza ſelbſt ward gefangen und niedergehauen. Der Krieg gegen die Türken dauerte noch einige Zeit fort. Nadir Schah gewann den großen Sieg bei Eriwan am 10. Aug. 1745 über ſie, gab aber vor der Hand die Eroberungsentwürfe auf dieſer Seite auf, und ſchloß am 4. Sept. 1746 Frieden mit den Türken. Nadir Schah hatte ſich mit ſeinem Heere lieber gegen die Eingeweide ſeines eigenen Reiches gewendet. In den letzten Tagen ſeines Lebens wüthete er auf eine unerhörte Weiſe beſonders in Farſiſtan, Iran, Choraſan und Kerman. Nicht mehr Einzelne, ſondern Hunderte, ja Tauſende wurden auf ein Mal abgeſchlachtet. Die Menſchen flohen in Wälder und Wüſten, wo Nadir Schah erſchien. Hier galt es, Opfer ſeinem krankhaften Mistrauen zu bringen, dort Geld zu erpreſſen, dort Schiiten zu Sunniten umzuſtempeln. Endlich aber ſchlug des Ungeheuers Stunde. Er befand ſich bei ſeinem Heere und wollte gegen ſeinen Neffen Ali Kuli Khan ziehen, der im Verdachte des Abfalls ſtand. Da ſoll er mit den Usbeken und Afghanen ſich verabredet haben, damit alle Perſer in ſeinem Heere ermordet würden. Das war ruchbar geworden, und vier vornehme Herren erſchlugen Nadir Schah am 20. Juni 1747.

Sein Tod iſt für Perſien ein Ereigniß von der größten Wichtigkeit geworden; ſeitdem iſt unter einer ungeheuren Verwirrung der alte Glanz und die alte Größe unwiederbringlich verloren gegangen. Gleich nach dem Tode des Tyrannen wollte ein Kampf zwiſchen dem Heere entbrennen. Auf die eine Seite ſtellten ſich die Afghanen und die Usbeken, um den Mord Nadir Schahs zu rächen, auf die andere die Aſſaren, Kurden und Perſer, um die Mörder zu beſchützen. Aber lange währte der Streit nicht, denn Ahmed, der Anführer der Afghanen, aus dem Stamme der Durani, entſchloß ſich mit den Seinen in die Heimath zurückzukehren. Seitdem iſt das alte Reich der Perſer in zwei Hälften aus einander gefallen. Im Weſten bleibt das eigentliche perſiſche Reich, im Oſten erhebt ſich das Reich der Afghanen, welches auch das oſtperſiſche genannt werden kann. Ahmed Schah ward der Stifter dieſes Reiches, das auf dem Stamm der Durani ſtand. Während Jahre lang in dem Herzen des perſiſchen Reiches nach dem Tode Nadir Schahs eine furchtbare Verwirrung herrſcht, erhoben ſich die Durani unter Ahmed Schah mit bewundernswürdiger Schnelle und Kraft, wobei ihnen die Zerrüttung des Perſerreiches auf der einen und die Zerrüttung des Reiches von Delhi auf der anderen Seite allerdings ſehr zu Statten gekommen. Die andern afghaniſchen Stämme, auch die Gildſchi, die Beludſchen und Balkh ſcheinen ſich dem Ahmed Schah ohne großen Kampf unterworfen zu haben. Die Statthalter, die Nadir Schah nach Ghaſna, Kabul, Peſchawer und Balkh geſetzt, müſſen dem neuen Herrn des Oſtens ſich fügen und ſchon im J. 1748 überſchreiten die ſiegreichen Afghanen den Indus. Panjab, Kaſchemir und die Gebiete am mittlern Indus werden gewonnen. Die Afghanen drangen bereits im J 1749 in Choraſan ein, entriſſen dem weſtlichen Reiche einen großen Theil deſſelben und eroberten im J. 1750 Herat. Bei 15 Millionen Menſchen zählte das Afghanenreich unter Ahmed

Digitized by Google

Schah. Vier davon waren Afghanen, fünf Hindu und über eine Million Perſer. Unterdeſſen hatte in dem weſtlichen, in dem eigentlich perſiſchen Reiche eine entſetzliche Verwirrung begonnen. Die Sſaffi waren untergegangen, Nadir Schahs Haus hatte noch keinen feſten Boden im Reiche gewonnen, und ſo ſchien der Thron von Perſien der verwegenen Kühnheit und Stärke Preis gegeben. Die langen Kämpfe, die um dieſen Thron geſtritten worden, ſind ein eintöniges Gemälde von Tücke, Treuloſigkeit, Verrath und Grauſamkeit, über welches die Geſchichte gern flüchtig hinwegſchreiten möchte.

Nach dem Tode Nadir Schahs hatte ſein Heer ſich größtentheils zerſtreut und daher waren ſeine drei Söhne, Naſſirollah, Iman Kuli und Schah Rokh, ohne ſichere Stützpunkte. Da kam Ali Kuli Khan, Nadir Schahs Neffe, bemeiſterte ſich der Feſte Kelaat, wo des Ermordeten Schätze lagen, ließ die beiden älteſten Söhne des Ohms erwürgen, und ſparte den dritten, den jungen Schah Rokh, nur deshalb auf, damit er im Nothfall in deſſen Namen herrſchen könne. Auch den geblendeten Riza Kuli Khan, Nadir Schahs Sohn, und 16 andere Prinzen des Hauſes ließ er niederhauen. Schah Rokh ward in der Stadt Meſched in Choraſan eingeſchloſſen und ſein Tod ebenfalls verkündet. Ali Kuli Khan ließ ſich zum Schah ausrufen und nahm den Titel Adil Schah oder der gerechte König an. Er verkündete unter heftigen Klagen über Nadir Schahs blutige Tyrannei eine milde Herrſchaft und eröffnete, um Anhang zu gewinnen, die reichen Schätze von Kelaat. Aber zu zeitig verſenkte er ſich in die Lüſte des Palaſtes und des Harems in Maſenderan. Noch hatte er nicht ein Jahr den Namen eines Schahs geführt, als ſein eigener Bruder Ibrahim Mirza ſich gegen ihn erhob. Das Heer, welches Adil Schah zuſammengebracht, ging auf den erſten Ruf zu Ibrahim Mirza über. Adil Schah ward gefangen und Ibrahim ließ ihm die Augen ausreißen. Ibrahim Mirza war zuerſt unter dem Vorwande, als wolle er nur Schah Rokh auf den Thron erheben, aufgeſtanden. Als aber dieſer, der auch mit den Sſaffi zuſammenhing, da ſeine Mutter eine Tochter Schah Huſſein's war, und dem darum viele Gemüther zugewendet, zu Meſched in Choraſan am 20. Sept. 1748 zum Schah ausgerufen ward, warf Ibrahim Mirza die Maske ab, und ließ ſich am 17. Nov. 1748 zu Tabriz ebenfalls zum Schah ausrufen. Zwiſchen den beiden Schahs entbrannte nun ein wilder Kampf, der am Ausgange des Jahres 1749 damit endete, daß Ibrahim und Adil in die Gefangenſchaft der Feldherren des Schah Rokh fielen und niedergehauen wurden. Schah Rokh war nun 16 Jahre alt, und es ſchien einen Augenblick, als würde Perſien zur Ruhe kommen. Da erhob ſich bei Meſched ſelbſt, wo Schah Rokh wohnte, denn Ispahan hörte nun allmälig auf, das Haupt des Reiches zu ſein, Seid Muhammed, der auch von den Sſaffi abſtammte. Schah Rokh's Heer ward bei Meſched geſchlagen, Seid Muhammed drang in die Stadt, ließ Schah Rokh blenden, und ſich ſelbſt unter dem Namen Suleiman zum Schah ausrufen. Aber Juſeff Ali, Feldherr des Geblendeten, hielt an deſſen Sache feſt und Suleiman hatte den Thron kaum beſtiegen, als er auch von dieſem beſiegt, geſtürzt und niedergehauen ward. Im Anfange des Jahres 1750 ward der geblendete Schah Rokh ſo zum zweiten Male auf den Thron geſtellt. Schon jetzt war das Reich wie halb aufgelöſt; die wandernden Stämme, welche ſo ſtets nur in einem lockeren Zuſammenhange mit demſelben ſtanden, die Statthalter der Provinzen und der Städte, kümmerten ſich kaum noch um die ohnmächtigen Schahs, die ſich in Choraſan, Irak und Farſiſtan erhoben oder erhoben worden. Aber an Ehrgeizigen fehlte es nicht, die entweder im Namen unkräftiger Schahs walten oder auch den Thron ſelbſt beſteigen wollten. Wenn der Eine emporgekommen, ſo meldete ſich auch ſchon der Andere zu ſeinem Sturze. Juſeff Ali wollte die Leitung der Dinge im Namen des geblendeten Schah Rokh behaupten, aber zwei mächtige Häuptlinge erhoben ſich bald gegen ihn, Mir Alim Khan, der Araber, und Djaffar Khan, der Kurde. Sie wollten einen blinden Knaben nicht als Schah dulden und noch weniger den Juſeff Ali als ſeinen Reichsverweſer. Schon im Mai des Jahres 1750 war Juſeff Ali geſtürzt und vernichtet, Schah Rokh zum zweiten Male entthront. Djaffar Khan aber ward kurze Zeit darauf von Mir Alim Khan vernichtet. Grade während dieſer Vorgänge im eigentlichen Perſien war Ahmed Schah, der Afghane, in Choraſan eingedrungen und hatte Herat genommen[2]. Die Wirren in Perſien waren ſo groß, daß er wol für einige Zeit auf den Gedanken kommen konnte, die Afghanenherrſchaft über ganz Perſien wieder herzuſtellen. Darum ging er, nachdem Herat gefallen, weiter in das Herz des Reiches vor. Mir Alim Khan fand in einer Schlacht vor ihm den Untergang, und die Afghanen belagerten darauf Meſched, in welcher Stadt ſich Schah Rokh befand. Da die Stadt lange widerſtand, verſuchte Ahmed Schah, ob er die anderen Provinzen des Reiches gewinnen könnte, ward aber von Muhammed Haſſan Khan, Statthalter von Aſterabad, der ſich auch über Maſenderan ausgebreitet, kräftig zurückgewieſen, worauf er den Gedanken, das ganze Perſerreich für ſich ſelbſt zu erobern, aufgab. Ahmed Schah eroberte darauf Meſched, und jetzt nur noch darauf ſinnend, Schwäche in Perſien zu erhalten, ſtellte er den geblendeten Schah Rokh zum dritten Male auf. Da erhoben ſich zwei Kurdenhäuptlinge, Ali Merdan und Muhammed Kerim, und ſtellten den jungen Ismael, der von einer Tochter Schah Huſſein's abſtammte, einen achtjährigen Knaben, als Herrſcher auf und führten ihn nach Ispahan, in die alte Königsſtadt. Ismael war ein Abkömmling der Sſaffi; darum fiel ihm zu, was überhaupt noch an dem Reiche hielt, Schah Rokh war blind und ein Schützling der verhaßten Afghanen geworden, Ahmed Schah ſelbſt hatte den Gedanken, Perſien für ſich zu gewinnen, aufgegeben, denn leichtere Eroberungen ſchienen im Oſten zu lachen. Er wollte jetzt nur noch Sicherheit für das neue Afghanenreich gegen die Perſer, und darum beliebte er eine abermalige Theilung der perſiſchen Macht. In den Theilen Choraſans,

2) *Elphinstone*, An Account of the Kingdom of Caubul p. 547—550.

Digitized by Google

die er nicht, wie Herat und ſein Gebiet, mit dem eigenen Reiche verbunden, ſetzte er Schah Rokh ein und ließ ihm von Allen den Eid der Treue ſchwören. Ali Merdan und Muhammed Kerim ſcheinen dazu ihre Zuſtimmung gegeben zu haben, und es mag ein förmlicher Tractat deshalb geſchloſſen worden ſein. So iſt die alte perſiſche Macht nun gar in drei Theile geſpaltet. Der Stamm Nadir Schahs und die Nachkommen Schah Rokhs haben ſich bis zum Jahre 1802 in Choraſan, freilich nur klein und unbedeutend, erhalten. Ahmed Schah aber war unter dieſen Vorgängen im J. 1752 aus dem weſtlichen Perſien abgezogen; in deſſen Verhältniſſe er nun weiter nicht mehr eingriff; denn fortan war ſeine ganze Kraft gegen Indien gewendet.

In dem eigentlich perſiſchen Reiche aber verlief ſeit dem Verſchwinden des Hauſes Nadir Schahs ein halbes Jahrhundert, in dem außer Kerim Khan keine ſehr bedeutende Perſönlichkeit und außer einem wüſten Kampfe um den Beſitz des Thrones auch kein Ereigniß von Wichtigkeit hervortritt. Die Afghanen waren unter Ahmed Schah kaum abgezogen, als zwiſchen Ali Merdan und Muhammed Kerim Streit um den Beſitz des Herrnthums ausbrach, das nur dem Namen nach von Schah Ismael geführt ward. Ali Merdan ward nun zwar noch im J. 1752 ermordet, aber noch lange konnte Muhammed Kerim ſich eines ſichern Herrnthums nicht erfreuen. Zwei Männer beſonders machten ihm daſſelbe ſtreitig, Muhammed Haſſan Khan aus dem Stamm der Kadjaren, der ſich in Aſterabad und Maſenderan unabhängig gemacht, und Azad, der Afghane, der die Provinz Aderbidjan an ſich geriſſen. Die Afghanen ſpielten fortwährend auch in dem weſtlichen Reiche eine nicht unbedeutende Rolle. Die Heere der ſich unter einander bekämpfenden Häuptlinge beſtehen immer zum Theil aus afghaniſchen Soldtruppen. Muhammed Kerim hatte in dieſem Kampfe, in welchem das Glück oft und ſeltſam wechſelte, ſeinen Hauptſtützpunkt in der Provinz Farſiſtan. Erſt im J. 1759 iſt er über ſeine beiden Nebenbuhler Herr geworden. Durch eine im Morgenlande bei Herrſchern ganz ungewöhnliche Menſchenfreundlichkeit und Milde hatte Muhammed Kerim die Gemüther der Menſchen gewonnen. Das lange Unglück, von dem das Haus verfolgt worden, hatte die Sſaffi um ihre alte Achtung gebracht, und dem jungen Ismael war nie Gelegenheit gegeben worden, ſich zu zeigen. Doch wollten einige Große, nachdem der Streit um die Reichsverweſerwürde beendet, in Ispahan die Regierung wirklich in die Hände drs jungen Schah Ismael bringen. Muhammed Kerim aber unterdrückte dieſe Bewegung ſogleich, verſammelte nun die Reichsgroßen und ließ ſich von ihnen den Titel „Vekihl" oder Reichsverweſer feierlich auftragen. Der junge Ismael iſt damals in das feſte Schloß Abeda, zwiſchen Ispahan und Schiraz gelegen, gebracht worden. Dort iſt der letzte Sprößling des Hauſes der Sſaffi ſpurlos verſchwunden; es iſt niemals wieder von ihm die Rede. Noch zu Kerim's Lebzeiten ſcheint Ismael, im Äußern königlich gehalten, friedlich verſtorben zu ſein. Kerim aber hat ſich immer mit dem Titel „Vekihl" begnügt und ſich niemals Schah genannt. Er hat in Perſien ein ſehr gutes Andenken hinterlaſſen [3]. Zuerſt ward von ihm wenigſtens theilweiſe das Reich wieder hergeſtellt. Die Statthalter von Kerman, Lariſtan, Ghilan, Maſenderan und faſt alle Provinzen zwiſchen dem kaspiſchen und dem ſchwarzen Meere, ſowie die arabiſchen Stämme an der Küſte des perſiſchen Meeres hatten ſich in der Zeit der Unruhen unabhängig gemacht. Kerim brachte ſie doch wenigſtens zu dem Namen des Reiches zurück. Dann war ſein inneres Walten von einem Geiſte der Milde, Mäßigung und Ordnung beſeelt, wie er im Morgenlande höchſt ſelten erſcheint. Er ſuchte die Wunden, welche dem Lande durch die innern Kämpfe geſchlagen worden, durch Begünſtigung des Ackerbaues und des Handels wieder zu heilen. Beſonders erfuhren die thätigen Holländer und die Armenier ſeine Gunſt. Nur Ispahan mochte ſich über den guten Kerim beklagen, denn er verlegte ſeine Reſidenz nach Schiraz, wo er ſich einen Palaſt baute, der indeſſen an Glanz und Pracht die alten Königsbauten von Ispahan nicht erreicht. Als hochbetagter Greis ſtarb Muhammed Kerim am 13. März des Jahres 1779, hoffend, daß es ſeinem Hauſe gelingen werde, die Herrſchaft zu behaupten und den Schahtitel zu gewinnen.

Während das eigentlich perſiſche Reich unter der Herrſchaft des milden Muhammed Kerim eine faſt zwanzigjährige, verhältnißmäßige Ruhe genoß, war der Glanz und der Sieg bei dem öſtlichen Reiche, dem Reiche der Afghanen, geweſen. Ahmed Schah war einer der gewaltigſten Kriegsfürſten ſeines Jahrhunderts und an Gelegenheit zu kühnen Thaten fehlte es ihm nicht. Es hatte der Hof von Delhi gewagt, den Afghanen das Panjab wieder zu entreißen. Ahmed Schah drang im J. 1756 wieder über den Indus, eroberte das verloren Gegangene zurück und kam ſelbſt bis Delhi. Dort vertrieb er den Vezier des Kaiſers, der den Angriff auf das Panjab betrieben, ſetzte einen andern ein, ließ ſich das Panjab und Sind abtreten, leiſtete aber dafür auch dem Reiche von Delhi gute Dienſte, indem er die Jats und andere Hinduvölker mit Glück bekämpfte; denn es war damals eine Zeit, in welcher die Hinduvölker emporſtrebten, um aus dem alten Joche der Muhammedaner herauszukommen. Ahmed Schah aber zog in ſein Reich zurück, wie er die Bewegung der Hinduvölker ſattſam niedergedrückt zu haben glaubte. Dieſe Heimfahrt ſcheint in das Jahr 1757 zu fallen. Ahmed Schah mußte zurück und konnte nicht daran denken, für ſich ſelbſt einen Thron in Delhi aufzubauen, denn in dem Panjab ward die fanatiſche Sekte der Siek, die den Muhammedanern Tod und Untergang geſchworen, immer furchtbarer. Die Sieks waren ein eben ſo furchtbarer als ſeltſamer Feind. In zwölf Verbrüderungen, unter zwölf verſchiedene Häupter getheilt, handelten ſie ſelten nach einem Plane, waren aber deshalb

3) *Olivier*, Voyage dans l'Empire Othoman, l'Égypte et la Perse 1807. T. V. VI. Franklin, Reiſe von Bengalen nach Perſien 1790. *Ferrières Sauveboeuf*, Voyage dans l'Empire Othoman, l'Arabie et la Perse (Paris 1790). *Picault*, Histoire des révolutions en Perse pendant la durée du XVIII. siècle. I. II (Paris 1810).

auch nicht als eine Geſammtmaſſe zu faſſen und zu beſiegen. Dem Kampfe mit einem großen Heere wichen ſie aus, wo ſie nur konnten. War das Afghanenheer im Panjab, ſo flohen die Siek in Wälder und Wüſten, war es foet, ſo erſchienen ſie wieder, waren wieder mit Raub und Mord da [4]). Bald ward Ahmed Schah abermals nach Indien gerufen, denn die Maheatten erhoben ſich nach ſeinem Abzuge abermals gegen das Reich von Delhi, kamen ſelbſt bis vor die Hauptſtadt und belagerten ſie. Die Siek im Panjab wurden ebenfalls kühner; zwiſchen ihnen und den Mahratten geſtaltete ſich eine Verbindung, welche Ahmed Schah für höchſt gefährlich halten mußte. Im J. 1759 begann er einen neuen Kampf. Die Mahratten wurden aus dem Panjab, wohin ſie ſchon gedrungen, veetrieben. Verbündet mit den Rohillas beſiegle Ahmed Schah die Mahratten in der großen Schlacht bei Panniput am 7. Febr. 1761. Die ſchwere Niederlage, welche die Mahratten hier erlitten, vernichtete vor der Hand ihre Entwürfe auf Delhi und Nordindien. Aber auch dieſes Mal weilte Ahmed Schah nicht lange in Delhi, denn abermals riefen ihn die Sieks zurück. Dieſen Feind zu vernichten, iſt dem rüſtigen Schah aber nicht gelungen, wenn es ihm auch zuweilen, wie im J. 1762, gelang, einzelne ſtarke Hauſen derſelben zu faſſen und zu vernichten. Der tapfere und rüſtige Ahmed Schah, der Gründee des großen Afghanenreiches, iſt im Juni des Jahres 1773 geſtorben. Das Reich, welches er hingeſtellt, iſt indeſſen doch auch nur ein lockerer Bau. Es ſtehet auf dem afghaniſchen Stamme der Durani und die übrigen Stämme der Afghanen ſind dieſer Vorherrſchaft der Durani feind, obwol ſie unter denſelben ihre innere Veefaſſung völlig unabhängig fortbehalten. Die Beludſchen, Usbeken, Perſer und Hindu, die von Ahmed Schah erobert worden ſind, haben kaum von ihm und von ſeiner Thätigkeit und Kraft immer bei dem neuen Reiche erhalten werden können. Unter Timur Schah, dem Sohne und Nachfolgee Ahmed Schahs, zeigle das Afghanenreich ſich nicht mehr in dem Glanze ſeiner erſten Jugend. Kaſchemir ſtand mit dem Reiche der Afghanen nur noch in ſchwachem Zuſammenhange, im Panjab herrſchten ſchon die Sieks, und Timur Schah, der ſeine Reſidenz von Kandahar nach Kabul verlegte, kam nicht wieder über den Indus, denn der Schah war ein träger und ſchlaffer Mann, dem der freie Sinn, der ſich ſtets unter den Afghanenhäuptlingen und den Afghanen überhaupt erhielt, nur Furcht und Bedenklichkeit eingeflößt. Lieber ſtützte er ſich auf perſiſche als auf afghaniſche Garden [5]). Timur Schah ſtarb am 20. Mai 1793 nach wenig bedeutendem Leben.

Etwas indeſſen hat er in die Verhältniſſe des weſtlichen Perſiens eingegriffen. Zwiſchen die beiden größeren Reiche in die Mitte geſtellt, führte das Geſchlecht Nadirs Schahs in Chorasſan zu Meſched ein unberühmtes Daſein. Ahmed Schah, der Afghane, hatte die Nachkommen Nadir Schahs in ſeine drückende Schutzherrlichkeit genommen. Außer der Stadt Meſched und den nächſten Umgebungen derſelben ſcheinet Schah Rokh kaum noch etwas beherrſcht zu haben. Nach dem Tode Ahmed Schahs brach nun in Meſched Zwiſt zwiſchen zwei Söhnen Schah Rokh's, zwiſchen Naſir Ulla Mirza und Nadir Mirza, aus. Naſir Ulla Mirza, aus Meſched von dem Bruder vertrieben, hatte ſich vergebens um Hilfe an Kerim Khan gewendet. Timur Schah behauptete das Vormundſchaftsrecht über Nadir's Nachkommenſchaft und Meſched fort. Nadir Mirza hatte ſich dort zum Herrn gemacht und Schah Rokh noch einmal vom Throne ſteigen müſſen. Die Afghanen aber haben ihn unter Timur Schah noch einmal in ſein kleines Reich wieder eingeſetzt. Das weſtliche oder eigentlich perſiſche Reich iſt unterdeſſen nach dem Tode Muhammed Kerim's abermals Schauplatz langer und furchtbarer Kämpfe um den Thron geworden. Muhammed Kerim, der den Dämon der Zwietracht und der Stammzerriſſenheit glücklich beſchworen, hinterließ drei Söhne, Abul Futteh, Muhammed und Ibrahim. Der letzte Sſafſi, Ismael Schah, muß unter Kerim's Herrſchaft geſtorben ſein; denn Niemand gedenkt ſeiner, Niemand gedenket des Geſchlechtes der Sſafſi mehr. Die Familie Muhammed Kerim's zerfleiſchte ſich nun ſelbſt und bahnte dadurch der gegenwärtigen Dynaſtie, welche dem Stamme der Kadjaren angehört, den Weg zum Throne. Die Söhne Kerim's, von dem wüſten Kampfe bald verſchlungen, haben nur eine leidende Rolle in dieſem Kampfe gehabt. Abul Futteh ward freilich gleich nach Muhammed Kerim's Tode in Schiraz zum Schah ausgerufen, aber die Gewalt fiel ſogleich an Zeki Khan, einen der Brüder Kerim's. Aber gegen ihn erhoben ſich auch ſofort zwei andere Glieder des Hauſes, Zaduk Khan, der Bruder, und Ali Murad, der Neffe des Vekidl. Zuerſt fand Zeki Khan, dann auch Zaduk Khan in dieſem Streite den Untergang, und Ali Murad Khan war im J. 1781 Meiſter über ſeinen Gegner geworden. Die Söhne Muhammed Kerim's waren unter dieſen Wirren verſchwunden. In gewöhnlicher Weiſe ſind ihnen die Augen ausgeriſſen woeden; nur iſt ungewiß, ob dieſe Grauſamkeit an ihnen von Zaduk Khan oder von Ali Murad verübt ward. Keiner von den Prinzen des Hauſes Kerim's, die bis jetzt aufgetreten, hat ſich indeſſen den Titel eines Schah angemaßt; ſie begnügten ſich mit Rang und Titel des Vekihls, als ſei es von ihnen gefühlt woeden, daß ihre ganze Macht auf einem ſehr lockeren Boden ſtehe. Erſt nach dem Untergange ſeiner Gegner aus dem eigenen Geſchlechte legte Ali Murad Khan ſich den Titel eines Schahs bei. Indeſſen war er mit jenem Untergange keineswegs zum Beſitze eines ruhigen Herrenthums gelangt. Denn ſchon hatte ſich das Geſchlecht, welches eine neue Schahfamilie in Perſien gründen ſollte, kräftig erhoben [6]).

Unter den turkomanniſchen Stämmen im Perſerreiche ſpielten die Kadjaren und ihre Häuptlinge ſchon lange

4) v. Hügel, Kaſchmir und das Reich der Siek. 1841. I—III. 5) *Elphinstone*, An Account of the Kingdom of Caubul p. 550—564.

6) *Scott Waring*, A Tour to Scheraz (London 1807). Pallas, Bemerkungen auf einer Reiſe in die ſüdlichen Statthalterſchaften Rußlands 1799.

eine bedeutende Rolle. Der Kadjaren Hauptſitz waren die Provinzen Aſterabad, Maſenderan und Ghilan, obwol ſie ſeit der Zeit Schah Abba's des Großen, der hierdurch ihre Macht zu brechen gedacht, auch noch durch andere Provinzen, und bis nach Farſiſtan, Choraſan und Kerman hin zerſtreut worden waren. Unter den Kadjarenſtämmen iſt wieder der Stamm Djelair der angeſehenſte und bedeutendſte. Nadir Schah hatte die Häuptlingsfamilie deſſelben, weil er ſie fürchtete, mit tödtlichem Haſſe verfolgt, und Muhammed Kerim hatte ſich ebenfalls gegen ſie wahren zu müſſen geglaubt. Darum ward Aga Muhammed Khan zu Schiraz in feſter Haft gehalten. Aber gleich nach deſſen Tode war er entronnen und hatte ſich nach Aſterabad geflüchtet, von wo aus er ſich bald mit Hilfe der Kadjaren auch Maſenderans und Ghilans bemeiſterte und unter den Wirren, die unmittelbar nach dem Tode Kerim's folgten, die Stellung eines unabhängigen Fürſten gewann [7]). Ali Murad brach nach dem Untergange ſeiner anderen Gegner gegen dieſen Feind auf, vermochte aber nicht ihn niederzuwerfen, und ſtarb im Anfange des J. 1785. Nun erhob ſich in Ispahan Djaffar Khan, ein Sohn Zaduk's, um das Herrenthum zu gewinnen. Die Männer aus der Familie Kerim's, die ſich zu perſiſchen Schahs zu erheben ſuchen, ſind allenthalben von Verrath, Treuloſigkeit und Feigheit umgeben. Darum müſſen ſie, wenn auch erſt nach einem harten Kampfe, vor Aga Muhammed Khan zuſammenbrechen, der ſich wenigſtens auf die Kraft und Treue der Kadjaren, die ſeine Sache zu der ihrigen gemacht, ſtützen konnte. Aga Muhammed Khan begnügte ſich nach Ali Murad's Tode nicht mehr mit dem Beſitze der drei kleinen Provinzen. Verbunden mit ſeinen beiden Brüdern, Murza Kuli und Muſtapha Kuli, brach er in das Herz des Reiches ein, und drängte in wechſelvollem Kampfe den Djaffar Khan in den Süden zurück, während er ſich des Nordens bemeiſterte, und endlich auch die mehrmals gewonnene und mehrmals wieder verlorene Stadt Ispahan behauptete. Djaffar ward in Schiraz am Anfange des Jahres 1789 von mehren Häuptlingen ermordet. Die Mörder ſtellten Seid Murad, einen Neffen Ali Murad's, als Herrn auf, der ſich indeſſen nur wenige Monate behaupten konnte, da an der Spitze eines Heeres, das gegen Aga Muhammed, den Kadjaren, kämpfte, Luft Ali Khan, Djaffar's junger und tapferer Sohn, ſich erhob. Seid Murad und alle Mörder Djaffar's fanden durch Luft Ali Khan bald den Untergang. Dieſer ſelbſt aber ſah in dem Streite mit dem Kadjaren Aga Muhammed Khan nur Unglück. Von Provinz zu Provinz, von Stadt zu Stadt gejagt, fiel er endlich wie ein abgetriebenes Reh in die Gewalt ſeines Gegners, der ihn ſofort niederhauen ließ. Es war gegen den Ausgang des J. 1794, daß Kerim's Geſchlecht mit Luft Ali Khan's Untergange verſchwand. Ob nun wol Aga Muhammed erſt ſpäter den Titel eines Schahs förmlich angelegt, iſt doch die Dynaſtie der Kadjaren ſchon von jetzt an als beſtehend zu betrachten. Er verlegte, um den Quellen ſeiner Macht, den Kadjaren, nahe zu ſein, die Reſidenz von Ispahan nach Tehran, wo ſie ſich auch noch jetzt befindet. Der Anfang dieſes Herrenthums war bitter und grauſam, denn es war Muhammed's Grundſatz, Gehorſam und Unterwürfigkeit durch Schrecken zu erzwingen [8]). Die Wildheit und Verworrenheit der Ereigniſſe ſeit Kerim's Tode hatte die alte Scheu vor der Göttlichkeit des Herrenthums in Perſien faſt zerſtört. Muhammed ſtellte ſie, beſonders der hohen Ariſtokratie gegenüber, durch Schrecken und Tod wieder her [8]). Das neue Herrenthum war kaum entſtanden, als es auch ſchon von einer Gefahr bedroht ward. Unter den letzten Wirren war der chriſtliche Fürſt Heraklius von Georgien aus dem Gehorſame Perſiens geſchieden und hatte ſich unter Rußlands Kaiſerin, die zweite Katharina, geſtellt. Muhammed griff zu den Waffen, um das alte Verhältniß Georgiens zu dem Reiche wieder herzuſtellen, und die Perſer machten einen grauſam verheerenden Einbruch in Georgien. Erſt nach der Eroberung Georgiens legte Muhammed den Schahtitel an und umgürtete ſich mit dem königlichen Säbel. Aber Rußland erklärte darüber im J. 1796 den Krieg an Perſien. Die Ruſſen eroberten nicht allein Georgien wieder, ſondern überſchwemmten oder bedrohten auch einige perſiſche Provinzen am kaspiſchen Meere. Es war ein Glück für Perſien, daß Katharina II. bald nach dem Ausbruche dieſes Krieges ſtarb, und Paul I. ſchon im J. 1797 den Frieden mit Perſien, in dem der Kur als Grenze genommen ward, abſchloß.

Perſien konnte ſich noch einen Augenblick mit der Hoffnung, wenigſtens einen Theil Georgiens zu behaupten, ſchmeicheln. Doch begann ſchon Muhammed Schah ſeine Augen nach den Oſtprovinzen zu werfen, die ſeit Nadir Schah's Tode dem Perſerreiche verloren gegangen. Der Glanz und die Blüthe des Reiches der Afghanen war mit dem Tode Timur Schah's im J. 1793 erloſchen. Nach deſſen Tode bemeiſterte ſich einer ſeiner Söhne, Zemaun genannt, nicht ohne heftigen Kampf mit den anderen Prinzen des Hauſes, des Thrones. Das Panjab war ſchon unter Timur Schah verloren gegangen, und Maha Singh hatte dort den Grund zu dem mächtigen Reiche der Sieks gelegt, das Küſtenland Beludſchiſtan gehorchte den Afghanenſchahs kaum mehr, die Eimeks und die anderen Afghanenſtämme waren der Herrſchaft der Durani müde, und ſchon Timur Schah hatte ſich mit dieſen Durani ſelbſt, auf denen doch die Herrſchaft dieſes Hauſes ruhen mußte, verfeindet. Zemaun Schah mochte wol verſuchen, das Verlorene wieder zu gewinnen, aber es wollte den Afghanen nichts mehr gelingen. Zweimal brach er wieder im Panjab ein, hoffend gegen die Sieks jetzt etwas zu erreichen, da Maha Singh geſtorben, und ſein Sohn, der in neueſten Zeiten in Europa ſoviel beſprochene Ranjiet Singh, noch ein Knabe war. Aber obwol die Afghanen im J. 1795 den Indus überſchritten, war doch um ſo weniger etwas zu erreichen, als Schah Zemaun's

7) *Brydges*, The Dynastie of the Kadjars, translated from the Persian (London 1833).

8) *Malcolm*, History of Persia. II. p. 182. 183. *Ouseley*. Travels in various countries of the East; more particulary Persia. 1821. III. p. 141.

Augen und Kräfte aus Indien nach Choraſan gezogen werden mußten [9]). Hier führte der geblendete Schah Rokh, Nadir Schah's Sohn, noch immer unter dem oft unwirkſamen Schutze der Afghanen eine unberühmte Herrſchaft über die heilige Stadt Meſched und ihre Umgebungen, während die anderen Theile Choraſans entweder, wie die Stadt Herat, von den Afghanen ſelbſt, oder von unabhängigen Häuptlingen eingenommen waren. Nun wendete Muhammed, der neue Schah von Perſien, ſeine Waffen gegen Choraſan, eroberte Meſched, zerſtörte Nadir Schah's Grabmal und tödtete den armen Schah Rokh im J. 1796. Nadir Mirza, Schah Rokh's Sohn, aber war zu den Afghanen entronnen, und Zemaun Schah gab die indiſche Heerfahrt auf, um den Perſern weiteres Vordringen in Choraſan zu wehren. Auch wichen die Perſer vor den Afghanen damals wieder aus Choraſan zurück.

Nicht lange nach dieſen Ereigniſſen ward Muhammed Schah von Perſien im J. 1797 von zwei Dienern, die er zum Tode beſtimmt, im Schlafe ermordet. An dieſem Morde hatte ein Mann, der ſich mit der Hoffnung des Thrones ergötzte, Saduk Khan genannt, großen Antheil. Aber durch die Treue des Veziers, Hadſchi Ibrahim, gelang es Muhammed's Neffen, Fath Ali Khan, den der Ermordete auch für die Nachfolge beſtimmt, ſich auf Perſiens Throne, jedoch nicht ohne manchen harten Strauß, zu behaupten. Eins der bedeutendſten Momente der allerneueſten Geſchichte liegt in dem unverkennbaren Sinken aller Völker und Staaten, welche auf dem Islam ſtehen. Das Gefühl, daß es mit ihnen zu Ende gehe, iſt auch in allen Moslemen, die zu denken vermögen. Fath Ali Khan ſieht in dem Laufe eines langen, faſt bis auf dieſe Tage laufenden Lebens manches Muhammedaniſche Reich zuſammenbrechen, manches ſeinem Falle eilenden Schrittes entgegengehen. Perſien liegt in dem Herzen der Muhammedaniſchen Welt, und iſt daher von den Angriffen, denen andere ſchon erlegen oder nächſtens erliegen werden, zwar nicht ganz und völlig geſichert geblieben, aber doch nicht, wie die Muhammedaniſchen Reiche Indiens über den Haufen geworfen, nicht, wie das Reich der Osmanen, ſchon in ſeinen innerſten Grundfeſten erſchüttert worden. Sind aber auch große erſchütternde Angriffe von Außen ausgeblieben, die Fäulniß des Innern, die Botin des nahenden Falles, iſt auch in Perſien vorhanden. Gleich an dem Antritte ſeiner Herrſchaft werden die Augen Fath Ali Khan's nach dem Oſten gezogen. Der Fall des Reiches der Afghanen, der immer näher und näher rückte, ſchien den Perſern Ausſicht auf den Wiedergewinn Choraſans zu eröffnen. In blutigen Kämpfen um die Herrſchaft vernichtete die Familie Achmed Schah's das Reich und beinahe ſich ſelbſt. Zemaun Schah war im J. 1797 wieder in Indien eingebrochen, theils um die Sieks zu vernichten, theils um den Moslemen Indiens die Hände gegen die Mahratten zu reichen. Unterdeſſen empörte ſich einer ſeiner Brüder, Mahmud, der Statthalter von Herat. Zemaun Schah kehrte eilends zurück und Mahmud ward genöthiget, zu Fath Ali Schah von Perſien zu entweichen. Die Perſer unterſtützten Mahmud wol, aber nicht eben mit Eifer, hoffend, daß die Parteiung und der Kampf unter den Afghanen ſie wieder in den Beſitz der Oſtprovinzen bringen würde. Aber der Stamm der Durani ſelbſt wendete ſich zu Mahmud, und ſo ward Zemaun Schah vom Glück und vom Siege verlaſſen. Im Jahre 1800 endete ſeine Herrſchaft. Er fiel in Mahmud's Gewalt, der ihm die Augen ausſtechen ließ. Von nun an ging das Reich der Afghanen mit ſchnellen Schritten in ſchweren Wirren aus einander. Der ſchwache Mahmud, deſſen Hauptſtütze ſein Vezier Fattih Khan aus dem Stamme der Durani, war kaum auf den Thron geſtiegen, als ſich wieder ein anderer Bruder, Schuja-ul-Mulk, gegen ihn erhob. Da erſchienen die Perſer wieder in Choraſan, wo ſie ſich ſchon einige Mal zu ſetzen verſucht. Nadir Mirza, Sohn des geblendeten Schah Rokh, beherrſchte damals wieder Meſched. Die Perſer eroberten die Stadt, tödteten Nadir Mirza und Alles, was noch von dem Samen Nadir Schah's übriggeblieben war. So ging das kleinſte von den drei Reichen, in welche ſich nach dem Tode Nadir Schah's das Reich der Sſaſſi aufgelöſt, im Jahre 1802 zu Grunde [10]).

Es währte aber noch drei Jahrzehnte, ehe die Kadjarendynaſtie über die Stämme in Choraſan eine feſte Herrſchaft begründen konnte. Unterdeſſen hatte ſich Georgien ſchon im J. 1801 freiwillig dem ruſſiſchen Scepter unterworfen. Da der Schah es nicht dulden wollte, brach der Krieg zwiſchen Perſien und Rußland aus. Dieſer Krieg iſt erſt im J. 1813 durch einen Frieden geſchloſſen worden. Es war zum erſten Male, daß die Perſer in einen Krieg von längerer Dauer und größerer Wichtigkeit mit einer europäiſchen Macht verwickelt wurden. Ob nun wol Rußland im erſten Jahrzehent dieſes Jahrhunderts ſeine Aufmerkſamkeit und ſeine Kräfte bald auf Frankreich und bald auf die Pforte zu richten hatte, und ſtets nur einen geringen Theil ſeiner Streitkräfte gegen Perſien verwenden konnte, ſo mußten die Perſer doch die Überlegenheit europäiſcher Heere in den Provinzen weſtlich vom kaspiſchen Meere oftmals ſchwer empfinden. Daher war auch bei ihnen, wie bei den Osmanen, das europäiſche Heerweſen vom ganzen europäiſchen Weſen, deſſen Überlegenheit ihnen ſo fühlbar ward, das, was wenigſtens die Denkenden unter ihnen zuerſt zu haben begehrten, weil es ihnen zumeiſt in die Augen ſtach.

Theils der ruſſiſche Krieg, theils das Gefühl ihrer Schwäche ließ Fath Ali Schah und ſeine Perſer dem weiteren Gange der Dinge in dem Reiche der Afghanen faſt müßig zuſehen. Dieſe eine Hälfte des alten Reiches der Sſaſſi ſtürzte in den nächſten Jahren jammervoll aus einander. Schah Mahmud ward ſchon im J. 1803 von Schuja wieder vom Throne geworfen, von dem Sieger

9) *Elphinstone*, An account of the Kingdom of Caubul p. 565—570. v. Hügel, Kaſchmir und das Reich der Siek. III. S. 350.

10) *Elphinstone*, An account of the Kingdom of Caubul, p. 574 580. Eine gute Überſicht der neuern afghaniſchen Geſchichte enthält die Abhandlung: The seat of war in Cabool im Asiatic Journal. New ser. Vol. XXVII.

Digitized by Google

indeſſen wider die Sitte dieſer Völker nicht geblendet, ſondern nur gefangen geſetzt. Die Eroberungen am Indus waren damals ſchon faſt völlig verloren und unter den Afghanenſtämmen ſelbſt war es bis zu offener Feindſchaft gekommen. Die Gildſchi, wenn auch mit den Waffen im J. 1802 wieder niedergedrückt, hatten ihren Willen, von den Durani loszukommen, deutlich gezeigt. Dazu gingen die Stürme in der Schahſamilie fort. Fattih Khan, der mit Mahmud, ſeinem Schah, von ſeiner Höhe herabgeſtürzt, war unermüdlich, Empörungen gegen Schah Schuja anzuſtiften. Zuerſt ſtellte er Kyſer, einen anderen Bruder, als Schah auf, und als es mit dieſem nicht geglückt, wendete er ſich, während Schuja wieder eine Heerfahrt nach Indien unternommen, an Mahmud, der aus dem Gefängniß entronnen. Schuja ward im J. 1810 in einer Schlacht auf das Haupt geſchlagen, und mußte zu Ranjit-Singh, dem geſchwornen Feinde der Afghanen, entweichen. Schuja ward von dem Fürſten der Siek grauſam gepeinigt, bis er ſeine Juwelen herausgegeben hatte [11]).

Erſt im J. 1814 fand er Gelegenheit zu den Briten in Indien zu entweichen. Das Reich der Duraniafghanen, die ſich einſt vermeſſen, den Islam Indiens unter ihren Schutz zu ſtellen, war nun tief heruntergebracht. Die Häuptlinge der Stämme gehorſamten nicht mehr und jeder that, was ihm beliebte. Von Mahmud konnte nach Schuja's Flucht kaum geſagt werden, daß er Schah ſei, denn alle Gewalt war bei dem tapſeren Fattih Khan, durch den er wieder zum Namen der Herrſchaft erhöht worden war. Das Verhältniß zu Fattih Khan ward weniger dem ſchwachen Schah, als ſeinem Sohne Kamiran läſtig. Doch ließ der Schah im J. 1818 den mächtigen Vezier und ſeine Söhne niederhauen. Mit dieſer That endete das von Ahmed Schah gegründete Reich der Afghanen. Die Brüder Fattih Khan's, unter denen Doſt Muhammed Khan als der bedeutendſte erſcheint, durch ihren Bruder in die wichtigſten Stellen des Reiches gebracht, erhoben ſich gegen den Schah, der bald keine andere Rettung fand, als nach Herat zu entweichen. Nur dieſe Provinz Herat blieb in den Händen der Nachkommen Ahmed Schah's. Mahmud ſtarb dort im J. 1829 und ließ die kleine Herrſchaft an Kamiran, den Sohn. Im Panjab und in Kaſchmir herrſchten die Siek, Balkh ward von den Beherrſchern von Bokhara an ſich geriſſen, die Gebiete an der Indusmündung befreiten ſich, und in den übrigen Theilen des Afghanenreiches errichteten die Brüder Fattih Khan's mehre kleine Herrſchaften. So iſt denn nun das oſtperſiſche Reich, in dem die Duraniafghanen geherrſcht, auseinandergegangen, und es iſt keine Ausſicht vorhanden, daß es wieder zuſammenkommen werde. Vielleicht wird dieſe Theilung und Spaltung großen Veränderungen, welche auch dieſe Theile der Muhamedaniſchen Welt erfahren ſollen, den Weg bereiten [12]).

Das weſtliche Reich, welches von uns regelmäßig das perſiſche genannt wird, hatte in den Wirren, mit denen der Afghanenſtaat auseinanderging, wol einige Verſuche gemacht, ſich Herats zu bemeiſtern, aber ſie waren nur ſchwach und erfolglos geweſen. Dieſes perſiſche Reich war, während die Afghanen fielen, in vielfache bald freundliche, bald feindliche Beziehungen mit europäiſchen Mächten gerathen und bei denſelben kam, wenigſtens in einigen Köpfen Perſiens, der Gedanke, daß man ſich an die Civiliſation Europa's anſchließen müſſe, empor. Hierdurch wurden wieder eine bedeutende Anzahl wiſſenſchaftlich gebildeter Europäer nach Perſien gezogen, das Land vielfach durchforſcht, die Stellung, Stimmung und Verhältniſſe der Menſchen beleuchtet und erkundet, das Reich ſelbſt bis in ſeine fernſten und verborgenſten Provinzen der europäiſchen Kenntniß erſchloſſen. Der Ruf der außerordentlichen Thaten des Kaiſers Napoleon war bis an den Hof des Schah gedrungen, und man mußte dort in ihm, da auch er gegen Rußland ſtand, einen natürlichen Bundesgenoſſen erblicken. Dem Kaiſer entging es auch nicht, daß Perſien für ihn nützlich ſein könne, wenn es den Krieg gegen Rußland fortſetze und damit ein Theil der ruſſiſchen Streitkräfte beſchäftiget würde. Darum erſchien die Botſchaft des General Gardanne im J. 1806 an dem Hofe des Schahs, ein perſiſcher Geſandter ſtellte ſich während des preußiſch-ruſſiſchen Krieges im Hauptquartiere des Kaiſers ein, und es ward eine Allianz zwiſchen Frankreich und Perſien geſchloſſen. Der franzöſiſche Einfluß am Hofe des Schahs herrſchte indeſſen nur kurze Zeit, indem er bald wieder von dem engliſchen unterminirt ward. In neueſter Zeit ſind es beſonders Rußland und England geweſen, welche die nächſten diplomatiſchen Verhältniſſe mit Perſien unterhalten haben, indem jede dieſer beiden Mächte unter dem Scheine großer Freundſchaft für die Kadjarendynaſtie das Benehmen derſelben ſo zu beſtimmen ſucht, daß dadurch die eigenen Entwürfe auf Aſien gefördert oder doch nicht gehindert werden. Das Gehen und Kommen aber europäiſcher Geſandtſchaften, das Gehen und Kommen europäiſcher Gelehrter, Kaufleute, Officiere und Künſtler hat kaum einen Augenblick aufgehört. Daher ein großer Reichthum von Berichten über Perſonen und Zuſtände [13]).

Fath Ali Schah war ein ruhiger, gemäßigter Mann, ohne alle ehrgeizige Plane, aber hoffährtig, prunkſüchtig und geizig, und ohne die mindeſten Einſichten über Regierung und Verwaltung. Unter ſeiner langen, vierzigjährigen Regierung iſt nichts von Bedeutung im Innern gediehen, was dem Lande wahrhaft hätte aufhelfen können. Eine faſt allgemein herrſchende Räuberei machte Handel und Verkehr im höchſten Grade unſicher. Faſt alle Städte befanden ſich in dem Zuſtande des Falles und höchſtens mit Ausnahme von Tabriz ohne bedeutenden Verkehr. Das geſammte Land theilt mit den Städten eine, wie es ſcheint, immer mehr zunehmende Verödung. Das ganze Reich ſcheint, Folge unaufhörlicher innerer Kriege und ausſaugender Adminiſtration, nur etwas über zehn Millionen

11) v. Hügel, a. a. O. III. S. 369. 12) The seat of war in Cabool. p. 304. 305.

13) *Gardanne*, Journal d'une voyage en Perse 1807 et 1808. *Jaubert*, Voyage dans l'Arménie et la Perse. 1821. *Morier*, A Journey through Persia, Armenia and Asia Minor (London 1812). Moritz von Kotzebue, Reiſe nach Perſien mit der k. ruſſ. Geſandtſchaft im J. 1817 (Weimar 1819).

Digitized by Google

Einwohner zu zählen. Die Adminiſtration, die unter Fath Ali Schah eintrat, ſcheint nur auf das Ausſaugen des Reiches berechnet zu ſein. Er hat das Syſtem der Prinzeneinſchließung völlig aufgegeben und grade ſeine Söhne, deren er nicht weniger als 39 hatte, waren es, denen er die Statthalterſchaften des Reiches übergab. Dieſe Söhne ſtellten wieder ihre Söhne als Statthalter über Abtheilungen ihrer Provinzen. Alle lebten mit königlicher Pracht und das furchtbar ausgeſaugte Land hatte Alles zu bezahlen[14]). Beſtechung, Betrug und Ausſaugung walteten entſetzlich über das Land. Es war eine Adminiſtration, unter der auch der reichſte Boden veröden mußte. Das verödete Land dürfte nach dem Urtheile Befähigter nicht im Stande ſein, auch mit den größten Anſtrengungen nicht, mehr als 100,000 Streiter aufzuſtellen. In den Kriegen, in denen das perſiſche Reich in neueſter Zeit aufgetreten, hat es höchſtens 50,000 aufbringen können, die einem ernſthaften Angriffe von Europäern keinen wirkſamen Widerſtand entgegenſetzen könnten[15]).

Frühzeitig hat Fath Ali Schah ſo die Statthalterſchaften unter ſeine Söhne vertheilt. Von denſelben haben beſonders zwei die Aufmerkſamkeit der Europäer auf ſich gezogen, Ali Mirza der Älteſte, Statthalter von Kermanſchah und Kurdiſtan, und Abbas Mirza, der zweitgeborne, Statthalter von Tabriz und Aberbidjan. Ali Mirza war nur von einer Sklavin, Abbas Mirza aber von einer Kadjarenfürſtin geboren. Darum erklärte Fath Ali Schah den Abbas Mirza öffentlich zum Thronfolger und erzeugte dadurch eine Todfeindſchaft zwiſchen den beiden Brüdern. Jeder erwartete in ſeiner Statthalterſchaft den Augenblick des Todes Fath Ali Schahs und rüſtete ſich, um das Schwert über die Thronfolge entſcheiden zu laſſen. Aber beide Prinzen ſind früher als der Vater vom Tode erfaßt worden. Die europäiſchen Reiſenden haben ihre Gunſt weniger dem wilden Ali Mirza als dem milderen Abbas Mirza zugewendet, der ſich allerdings auch mehr als jener mit europäiſchem Weſen befreundet hat[16]). Abbas Mirza hatte den Krieg gegen die Ruſſen zu führen, in dem er tapfer, obwol im Ganzen genommen unglücklich ſtritt. Den Europäern, die zu ihm kamen, drückte der Prinz einen tiefen Schmerz über die Zuſtände Perſiens und eine brennende Sehnſucht, darin eine Änderung zu machen, aus. Das Gefühl, daß alles faul und unterködig ſei, daß man zum Untergange gehe, ſcheint in Abbas Mirza zu leben. Wie andere Moslemen glaubt er darin eine Rettung zu finden, wenn europäiſches Heerweſen und europäiſche Künſte nach Perſien gezogen würden. Von Europäern umgeben, mit der franzöſiſchen und der engliſchen Sprache vertraut, fragte er um Rath, wie er es müſſe, um ein Leben in das Perſerreich hineinzubringen, fragte, ob er etwa wie Peter der Große ſelbſt Hand ans Werk legen ſollte[17]). Er fing mit der militairiſchen Verfaſſung an, und errichtete ſich zuerſt eine Garde, Serbezes genannt, die ruſſiſche Gefangene und franzöſiſche, dann engliſche Officiere ihm einrichteten. Dann ward die Bildung einer Artillerie unternommen und mehre Regimenter, größtentheils aus Kurden und Turkomannen beſtehend, errichtet. Eine Druckerei, eine Papierfabrik ward angelegt, junge Perſer wurden nach Europa geſchickt, damit ſie etwas lernen ſollten, und ein regelmäßiger Bergwerksbetrieb verſucht. Aber Alles, was geſchah, mußte von Europäern geleitet werden, ſonſt kam es, wie die Stückgießerei im J. 1822, ſogleich wieder ins Stocken. Mit Ausnahme Abbas Mirza's begriffen die anderen Perſer nichts davon und wollten nichts davon begreifen, ja es erhob ſich ein Geſchrei gegen den Prinzen, daß der Islam durch ſeine Neuerungen in Gefahr geſetzt werde. Selbſt Fath Ali Schah ſah Anfangs die militairiſchen Reformen ſeines Sohnes nicht ohne Mistrauen, erklärte aber doch ſeine Zufriedenheit mit dem Ganzen, als er der erſten Revüe der europäiſch organiſirten Regimenter beigewohnt. Die gemeinen Turkomannen und Kurden hatten übrigens das Mechaniſche des europäiſchen Heerweſens mit Gewandtheit aufgefaßt. Neben den vielen europäiſchen Stimmen, die ſich beinahe mit Enthuſiasmus über Abbas Mirza ausgeſprochen, fehlt es auch an abgeneigten nicht, die meinen, Abbas Mirza ſelbſt habe mit den Neuerungen nichts weiter als ein kindiſches Spiel getrieben, und bei dieſem Spiele ſelbſt eben nicht viel gelernt.

Im Übrigen mußte im J. 1813, nachdem ſchwere Niederlagen erlitten worden, ein bitterer Friede mit Rußland unter engliſcher Vermittelung abgeſchloſſen werden, der im J. 1814 beſtätiget worden iſt. Perſien entſagte allen Anſprüchen auf Georgien, Imerette, Guriel, Mingrelien, Dagheſtan und mehre Diſtricte am kaspiſchen Meere, ſodaß das Südufer des Araxes und der hohe Ararat fortan die Grenze bildeten. Auch mußte den Ruſſen das Recht, das kaspiſche Meer mit Kriegsſchiffen zu befahren, eingeräumt werden. Rußland hat ſich durch dieſen Frieden die Päſſe und Eingänge in das Herz Perſiens erſchloſſen. Darauf verlaufen mehre Jahre ohne bedeutſam hervortretende Ereigniſſe. Abbas Mirza fuhr in ſeinen kriegeriſchen Reformen fort und ſchien dereinſt auf die europäiſch organiſirten Regimenter geſtützt, des Vaters Spruch, der ihm die Thronfolge zugeſchlagen, geltend machen zu wollen. Die heftigſte Spannung war bei den beiden Brüdern. Auch Ali Mirza verſchmähte die Hilfe franzöſiſcher, engliſcher, italieniſcher und ſpaniſcher Officiere nicht, ſtützte ſich aber zumeiſt auf die tapferen Kurden ſeiner Statthalterſchaft. Abbas Mirza war gegen die Ruſſen nicht glücklich geweſen, Ali Mirza, um ihn zu übermeiſtern, ſuchte ſich einen ſchwächern Feind. Er griff den türkiſchen Paſcha von Bagdad an, nöthigte ihn Tri-

14) *Ousely*, Travels in various countries of the East; more particulary Persia. III. p. 365. 15) *Fraser*, Travels in Koordistan and Mesopotamia 1840. Sketches in Persia, from the Journals of a traveller in the East (London 1827 [*Malcolm*]). *Fraser*, Travels and Adventures in the Persian Provinces on the Southern Bank of the Caspian Sea (London 1826). *Ker Porter*, l. c. I. p. 242. Voyage en Perse, fait dans les années 1807, 1808 et 1809. I. II. (Paris 1819. *Dupré*.) 16) *Ker Porter* l. c. II. p. 202. über Ali Mirza. *Morier*, A Journey through Persia.p. 279—285. über Abbas Mirza.

17) *Jaubert*, Voyage dans l'Arménie et la Perse. p. 318.

but zu zahlen und ſuchte auch die Kurdenhäuptlinge auf türkiſchem Gebiete ſich unterwürfig zu machen. Hierüber brach im J. 1822 der Krieg zwiſchen Perſien und der Pforte aus. Er ward indeſſen ſchon im J. 1823 wieder durch einen Frieden beigelegt, in dem die Perſer allen Anſprüchen auf Bagdad entſagen und die alten Grenzen zwiſchen beiden Staaten herzuſtellen verſprechen mußten. Indeſſen haben die Perſer ſeitdem doch das Paſchalik Zohab behalten. So war es keinem der feindlichen Brüder, weder dem Ali Mirza, noch dem Abbas Mirza gelungen, als Kriegsheld zu glänzen. Letzterer ward indeſſen bald durch den Tod Ali Mirza's von einem höchſt gefährlichen Nebenbuhler um den Thron befreit, ohne jedoch dadurch von allen Sorgen befreit zu werden, da nicht allein noch viele andere Söhne Fath Ali Schahs vorhanden, ſondern auch Ali Mirza's Sohn, Muhammed Huſſein Mirza, die Statthalterſchaft ſeines Vaters behielt. Bei den vielen Söhnen des Schahs und den zweifelhaften Thronanſprüchen des Abbas Mirza blieb der Stoff zu Bewegung und Furcht in Perſien immer vorhanden. Die Berichte der europäiſchen Reiſenden über den Prinzen fangen mit dem Laufe der Zeit an übler zu lauten. Er halte zwar noch an den Reformen feſt, ſei aber ein Schlemmer, Säufer, Geizhals und Tyrann geworden, von dem für eine Civiliſation Perſiens nicht viel mehr zu hoffen ſei [18]). Unbeſonnen war es ſicher, daß er Streit über Grenzgebiet beginnend, Rußland zu einem neuen Kriege reizte, in dem er gegen die ruſſiſchen Heere, und beſonders gegen Paskewitſch, nicht die kleinſten Lorbeeren einzuernten vermochte. Die Ruſſen eroberten nicht allein Eriwan, ſondern ſie drangen auch in Aderbidjan ein. Perſien mußte den bitteren Frieden vom 10. Febr. 1828 ſchließen und in demſelben nicht allein die Khanate von Eriwan und Nahitſchewan mit den reichen Salinen von Kulpi abtreten, ſondern auch 80 Millionen Rubel zahlen und den Ruſſen große Handelsvortheile einräumen. Seitdem hütete ſich Abbas Mirza, Rußland weiter zu reizen, und ſuchte im Gegentheile des ruſſiſchen Hofes Gunſt für den Fall des Todes ſeines Vaters. In den folgenden Jahren 1831 und 1832 findet man den Prinzen in Choraſan, beſchäftiget, die Stämme zu unterwerfen, die auch ſeit dem Untergange des Geſchlechtes Nadir Schahs dem Perſerreiche nur dem Namen nach gehorſamten. Abbas Mirza war noch immer dafür, daß Perſien den Untergang des Afghanenreiches benutzen und ſich weiter im Oſten wieder anbauen müſſe. Fath Ali Schah aber war zu ſolchen Unternehmungen nicht zu beſtimmen.

Nun ſtarb aber im J. 1833 Abbas Mirza. Der Schah war im höchſten Greiſenalter, und da ſo viele Prinzen und Prätendenten vorhanden, konnten ſchwere Unruhen auf den Tod Fath Ali Schahs folgen. England und Rußland beſtimmten gemeinſchaftlich den Schah, den Sohn des Abbas Mirza, Muhammed genannt, als ſeinen Thronfolger aufzuſtellen. Die letzten Lebenstage Fath Ali Schahs waren ungemein trübe. Er lebte den Prinzenſtatthaltern, ſeinen Söhnen, viel zu lange. Viele von ihnen benahmen ſich ſchon wie unabhängige Herren und lieferten die Tribute nicht mehr ein. Endlich griff der alte Schah noch ſelbſt gegen die ungehorſamen Statthalter von Ispahan und Schiraz zu den Waffen und ward während dieſes Unternehmens am 23. Oct. im J. 1834 zu Ispahan vom Tode ereilt. Nun traten eine Menge von Prinzenſtatthaltern unter die Waffen, jeder mit dem Wunſche, ſich des Thrones zu bemeiſtern. Aber die engliſche und die ruſſiſche Geſandtſchaft ſchritt kräftig für Muhammed Mirza ein. Die Geſandtſchaft Englands gab ſogar Geld her, daß die Truppen Muhammed's Mirza's zuſammenblieben, die ſonſt auseinandergelaufen, die Geſandtſchaft Rußlands drohte mit dem mächtigen Zorne des Kaiſers. Da demüthigte ſich einer nach dem andern und die wenigen, die noch unter den Waffen blieben, wurden leicht niedergeſchlagen, nur im fernen Choraſan dauerte der Ungehorſam noch geraume Zeit fort. Die ganze Art und Weiſe, in welcher Muhammed Schah, der gegenwärtige Herrſcher Perſiens, auf den Thron gekommen, iſt ein deutlicher Beweis nicht allein davon, daß die Kadjarendynaſtie ſchon innerlich verfault iſt, ſondern auch, daß in den Perſern überhaupt eine Kraft nicht mehr vorhanden. Der gegenwärtige Schah Muhammed hat ſich bei den Vorgängen, durch welche ihm auf den Thron geholfen ward, als durchaus unfähig erwieſen, ſein Principalminiſter, Mirza Abul Kaſſim, iſt ebendabei den Europäern zwar als ein Mann von Kenntniſſen, aber auch als ein Betrüger, Heuchler, Schlemmer und Grobian vorgekommen, der auch auf des Schahs Befehl bald ermordet worden iſt. Nachdem Muhammed Schah von Rußland und England gemeinſchaftlich auf den Thron geſtellt worden, iſt er doch darauf Veranlaſſung zu Zwiſtigkeiten unter dieſen Mächten geworden. Muhammed wird von dem Verlangen, Afghaniſtan zu ſeinem Reiche zurückzubringen, ergriffen. Schon im J. 1835 iſt ſeine Abſicht, Herat anzugreifen. England iſt aus allen Kräften darwider, denn es hält ſeine indiſchen Beſitzungen durch die vielfach getheilte Macht der Afghanen für geſichert und will um ſo weniger, daß die Macht Perſiens wieder bis in die Nähe des Indus komme, da zu fürchten war, daß Perſien über kurz oder über lang unter ruſſiſchen Einfluß kommen könne. Das engliſche Cabinet argwöhnte auch im J. 1835 ſchon, daß Rußland im Stillen den Schah gegen Afghaniſtan aufſtachele. Der Schah unternahm auch im J. 1836 eine Heerfahrt gegen Herat, die indeſſen ganz vergeblich blieb. Die Perſer machten im J. 1837 eine zweite Heerfahrt, belagerten Herat, vermochten es aber nicht zu gewinnen, und Muhammed Schah hob die Belagerung, als England drohete, wieder auf. Da nun die afghaniſchen Fürſten von Kabul und Kandahar ſich an Rußland anzuſchließen ſchienen, England aber ruſſiſchen Einfluß in der Nachbarſchaft des Indus nicht dulden wollte, ſo zog es den Schah Schuja aus ſeiner Verborgenheit, führte ihn im J. 1839 nach Afghaniſtan, ſetzte ſich aber dabei ſelbſt in dem Lande feſt. An dem Aufſtande der Afghanen gegen England in unſern Tagen ſcheint Muhammed Schah keinen Antheil gehabt zu haben.

18) *Eli Smith* and *Dwight* Missionary researches in Armenia. p. 323.

Im J. 1842 erhoben ſich zwiſchen Perſien und der Pforte Grenzſtreitigkeiten, die aber in dieſem Augenblicke friedlich beigelegt zu ſein ſcheinen. (*Flathe.*)

B) Beſchreibung des Landes, nebſt Statiſtik.

a) Ältere: Persis (ἡ Περσίς, -ίδος), bezeichnet bei den Alten dasjenige Land des großen Perſerreichs, in welchem das herrſchende Volk, die Perſer, zu Hauſe war, das urſprüngliche Stammland deſſelben, ſoweit unſere Geſchichte zurückgeht. So ziemlich denſelben Umfang hat die neuere Bezeichnung Farſiſtan, d. h. Stätte oder Land der Perſer.

Das Land wurde den Griechen erſt durch Alexander's Feldzüge genauer bekannt und von den Geſchichtſchreibern ſeiner Thaten ſtammen die genauern Berichte, die uns aus dem Alterthume übriggeblieben ſind; vor Allem die zwar kurze, aber deutliche und charakteriſtiſche Beſchreibung Strabo's. Später iſt das Land nicht mehr die Scene von Ereigniſſen geweſen, welche den Griechen bekannt geworden, und ſo tritt es wieder aus der Geſchichte zurück bis auf ein Paar unbedeutende Erwähnungen, welche der geographiſchen Kenntniß des Landes keinen Gewinn bringen.

Das Verſtändniß deſſen, was die Alten über die Perſis berichten, iſt im Ganzen nicht ſchwer; wir beſitzen aus der neuern, vorzüglich der neueſten Zeit eine Menge von Reiſebeſchreibungen, die meiſten und beſten von Engländern. Doch blieben noch einzelne Striche wegen des jetzigen unſichern Zuſtandes unbeſucht, und daher kommt es, daß noch einige Fragen alter Geographie in Beziehung auf Perſien unerledigt bleiben müſſen; welche, wird ſich ſpäter von ſelbſt zeigen.

Durch ihre noch vorhandenen Überreſte alter Baukunſt und Sculptur iſt die Perſis für den Erforſcher des Alterthums eins der anziehendſten Länder, und es darf in einem Artikel über die alte Geographie des Landes nicht unterlaſſen werden, die Örtlichkeiten zu bezeichnen, wo ſolche Denkmale vorkommen; eine ausführliche Beſchreibung und Erklärung derſelben aber muß, in ſofern ſie wichtig genug ſind, um eine Stelle in dieſem Werke zu erhalten, einzelnen Artikeln vorbehalten bleiben; in Beziehung auf die wichtigſten, die von Perſepolis nämlich, haben wir den Verſuch in einem beſondern Artikel gemacht, auf den wir verweiſen.

Die Perſis hatte im Oſten Karmania, im Weſten Suſiana, im Norden Media, oder genauer das mediſche Parätacene oder Bergland, von dem auch ein Theil zur Perſis gerechnet wurde, zur Grenze; im Süden endlich den perſiſchen Meerbuſen, deſſen Küſtenrichtung gemäß das Land von Nordweſt nach Südoſt ausgeſtreckt liegt. Strabo ſagt unbeſtimmter nach Eratoſthenes' Auffaſſung, es liege das Land von Norden nach Süden [1]). Die Grenze nach Weſten war genau beſtimmt durch den Fluß Oroatis, jetzt Tab [2]), der in beinahe ganz weſtlicher Richtung vom Bakhtiarigebirge her bei Endian ins Meer fließt. Als Oſtgrenze gibt Ptolemäus den Fluß Bagradas an, der ſich ebenfalls in den perſiſchen Meerbuſen ergießt. Er entſpringt im Gebirge Parachoathras [3]) und hat nach den Gradbeſtimmungen einen ſüdweſtlichen Lauf; nach deſſelben Geographen Angaben über die Küſte Karamaniens [4]) kann es nicht zweifelhaft ſein, daß ſein Bogradas der jetzige Nabon ſei [5]). Dafür hielt ihn auch der ſorgfältige Erklärer des Periplus des Nearchos, Vincent, und Mannert's Annahme, er ſei der jetzige Div-rud, iſt unvereinbar mit den Angaben der Alten [6]). Im Periplus des Nearchos wird aber die Grenze der Perſis gegen Karamanien anders geſetzt, nämlich bei der unbewohnten Inſel Katäa, welche jetzt Kiſch heißt [7]). Ihr gegenüber mündet an der Küſte kein Fluß; es geſchieht auch eines Fluſſes an dieſer Stelle im Periplus [8]) keine Erwähnung, nur eines Vorgebirges, und es iſt zweifelhaft, ob in dem Auszüge des Arrian ein Flußname hier ausgelaſſen worden ſei [9]). Nun liegen aber Arrian's Inſel Kiſch und Ptolemäus' Fluß Nabon um einen Grad aus einander, und es bleibt ein Widerſpruch, der nicht gelöſt worden iſt. Für Ptolemäus ſpricht, daß ſeine Abgrenzung mit der jetzt beſtehenden Eintheilung zuſammentrifft; denn der Fluß Nabon bezeichnet die Grenze Farſiſtans und Lariſtans, und das letztere Gebiet gehört nach Ptolemäus nicht zur Perſis, ſondern zu Karamanien.

Als Nordgrenze ſetzt derſelbe Geograph eine Linie durch das Gebirge Parachoathras, von den Grenzen Suſiana's und Aſſyriens ausgehend [10]). Bei der verſchobenen Stellung der Länder bei Ptolemäus läßt ſich dieſe Linie nur ungefähr nachweiſen, und muß gedacht werden als im jetzigen Luriſtan über den Quellen der in den perſiſchen Meerbuſen oſtwärts vom Tigris einmündenden Ströme anfangend und ſich bis in die perſiſche Wüſte hinein erſtreckend. Sie fängt alſo an im ſüdlichen Theile der Zagroskette; die an den Quellen des Paſitigris (jetzt Dſcherahi) wohnenden Uxier grenzten an Suſiana und Perſis (hiervon ſpäter), die Koſſäer in der Zagroskette ſaßen auf der mediſchen Grenze [11]), und da die meiſt parallelen Bergzüge, die zwiſchen der Perſis und Medien liegen, von lauter ſchwergebändigten, kriegs- und raubſüchtigen Stämmen bewohnt waren, ſo machten in der Wahrheit dieſe Berge mit ihren Bewohnern eine breite politiſche Grenze zwiſchen beiden Ländern, und eine Linie

1) XV, III. §. 1. 2) *Ptolem.* VI, 4. *Strab.* l. c. §. 5. *Arr.* Indic. 39 fin. 40 init., wo er Aroſis heißt oder Ares.

3) *Ptolem.* VI, 6. 4) Ibid. 5) Weil der Bagradas weſtlich von den Flüſſen Daras, Arapis, Karios mündet, die alle an der karmaniſchen Küſte, innerhalb des perſiſchen Meerbuſens, ausmünden. 6) Geograph. der Griechen und Römer V, 2. 44. 2. Ausg. 7) *W. Ouseley*, Travels in various countries of the East. I, 170. 8) *Arr.* Indic. 37. 9) *Arr.* Indic. 38, 6. hat *ὁρμίζονται δὲ πρὸς ὑπωρείην*. Hierin vermuthet v. Hammer (wiener Jahrbücher VIII, 314), liege der Name des Fluſſes Hyperis verborgen, den Plinius (VI, 26) etwa an dieſer Stelle anführt. **Flumen Hyperis in medio Sinu Persico, onerariarum navium capax**, von dieſem Fluſſe weiß Arrian nichts. Plinius gibt als Quelle Oneſikritus an, dieſer mag alſo den Fluß angegeben haben. Plinius' Ungenauigkeit iſt aber ſo groß, daß er ſagt, im Periplus des Nearch's und Oneſikritus ſeien keine Maße, noch Namen der Stationen, die aber noch da ſind, ſodaß er viel eher aus *ὑπωρεία* den Hyperis gemacht hat. Doch beziehe er ſich zunächſt auf Juba's Bearbeitung. 10) VI, 2. VI, 4. 11) *Arr.* Ind. 40.

Digitized by Google

als Grenze kann nur als Hilfsmittel der ſyſtematiſchen Orientirung gelten, hat aber keine Naturwahrheit. Wir werden im Gegentheile finden, daß jenes nördliche Grenzland mit ſeinen Bewohnern auf verſchiedene Weiſe zwiſchen Medien und der Perſis vertheilt wird.

Die Beſchaffenheit des Landes beſchreibt Strabo kurz und bezeichnend; mit ihm ſtimmt ganz überein, was Nearch in ſeinem Periplus geſagt hatte[12]). „Die Perſis," ſagt Strabo, „iſt dreifach ihrer Natur und der Temperatur der Luft nach; denn die Meeresküſte iſt heiß und windig und arm an Früchten, außer Palmen; die Gegend darüber iſt eben, Alles hervorbringend und die trefflichſte Nährerin der Heerden, reich an Flüſſen und Seen; die dritte gegen Norden iſt winterlich und bergig; in den äußerſten Strichen wohnen die Kameelhirten."

Dieſe naturgetreue Beſchreibung läßt ſich kurz erläutern. Die Meeresküſte iſt das Land, welches jetzt theils Germaſir wegen ſeiner Hitze, theils Daſchtiſtan wegen der Ebenheit genannt wird; die Hitze des Sommers iſt hier in der That unerträglich[13]); das Land iſt waſſerarm, ungeſund, dünn bevölkert, der Boden meiſt ſandig und unfruchtbar und der Anbau abhängig vom periodiſchen Regen. Nur weil es Verbindungsland des innern Perſiens mit dem Meere iſt, blühten an dieſer Küſte und an der öſtlichern Karamaniens zu verſchiedenen Zeiten berühmt gewordene Emporien auf: Ormus, Siraf, Bender Abaſſi, jetzt Abuſchehr; ändert ſich der Zug des Handels, verſinkt ein ſolcher Ort gleich wieder in ſeine alte Öde.

Aus dieſem tiefen, ſchmalen Flachlande ſteigt man durch enge Päſſe auf das Hochland empor, welches durch die Bergzüge an ſeinem Südrande von dem Küſtenſtriche geſchieden iſt; von den dortigen Päſſen erreicht einer die Höhe von 7000 Fuß[14]), das Land dahinter hat geringere Erhebung über dem Meere, die Gegend um Schiras und Perſepolis nur 4000 Fuß. Dieſe Höhe, verbunden mit der ſüdlichen Breite (Schiras liegt 29° 37′ ſüdl. Br.), gibt das höchſt glückliche Klima; die ſchneereichen Berge der Nordgrenze entſenden viele kleine Ströme, in deren Thälern das fruchtbare Land liegt; durch relativ niedrige Bergzüge, welche meiſt in paralleler Richtung von Nordweſt nach Südoſt das Land durchſtrichen, zerfällt das Ganze wieder in eine Anzahl ſolcher theils engern, theils weitern Thalgründe. Eine ſolche Thalebene iſt die, an welcher Perſepolis einſt am Rande der Bergwand lag, von den Alten nicht weniger ihrer Geſundheit und Fruchtbarkeit wegen geprieſen[15]), als in neuerer Zeit Schiras von den einheimiſchen Dichtern als ein Frühlingsgarten der Roſen und der Nachtigallen. Von dem reichen Anbau des Landes, wie er in den Berichten aus Alexander's des Großen Zeit erſcheint, ſind noch überall die Spuren übrig; daß man aber von dem jetzigen Zuſtande der Verwahrloſung unter Muhammedaniſcher Herrſchaft keinen Schluß auf das Alterthum ziehen darf, beweiſt der Umſtand, daß wiederum die ältere Muhammedaniſche Zeit gegen die jetzige uns daſſelbe Land in einem viel beſſern Zuſtande zeigt. So hatte die Ebene Merdaſcht, wie die von Perſepolis jetzt heißt, zu Le Brun's Zeit noch 800 ſchöne Dörfer, jetzt nur 55 halb verfallene[16]).

Das Land gegen Norden über dieſer mittlern, eigentlichen Perſis im engſten Sinne iſt höher und beſteht aus rauhen, kahlen Bergzügen; Zerkan und Jeſchtikhaſt auf der großen Straße nach Norden liegen, das erſte 4800, das zweite 5000 Fuß über dem Meere; Päſſe auf dieſem Wege erreichen 6600 Fuß, weiter nördlich ſenkt ſich erſt das Land wieder, Isfahan im innern Medien geht auf 4000 Fuß zurück[17]). Dieſes höhere Bergland iſt das mediſch-perſiſche Parätacene (wir verweiſen auf dieſen Artikel), das Land Serhud der Jetztzeit, das Land der Kälte, von ſehr geringem Anbau, aber zum Theil gutes Weideland. Alexander durchzog es auf der großen Straße, welche den Süden und den Norden Irans verbindet, als er von Perſepolis nach Ekbatana ging; die ſteile Paßgegend, welche die Griechen hier kennen lernten und ἡ μεγάλη κλίμαξ nannten, iſt von einem gelehrten Reiſenden als der Bergpaß Durching nachgewieſen worden[18]).

Sowie die Perſis gegen Süden und Norden, war ſie auch gegen Weſten durch enge, beſchwerliche Päſſe geſchützt; nur gegen Oſt, gegen Kerman, iſt das Land offener, weil ſich die Thäler nach dieſer Seite hin öffnen und keine Querzüge von Bergen in den Weg treten. Im Weſten wohnten die Urier, gegen welche Alexander von Suſa zog, und zwar am Paſitigris, theils im offenern Thale, theils höher in den engern Felsſchluchten; dieſe letztern gehorchten nicht nur nicht den Perſerkönigen, ſondern erlaubten ihnen nur gegen eine Abgabe den Durchgang, wenn das Hoflager von Suſa nach Perſepolis zu ziehen hatte[19]); durch ihr Land mußte aber die große Heerſtraße zwiſchen beiden Städten gehen. Es waren Hirten ohne Ackerbau, Alexander überwand ſie und legte ihnen eine Steuer auf von Pferden, Zugvieh und Schafen[20]). Ihre Engpäſſe lagen bei Babehan, wo noch jetzt die Grenze Khuziſtans (Suſiana's) und Farſiſtans iſt, und durch dieſe kam Alexander zu den perſiſchen Pforten, welche den Zugang zur innern Perſis öffneten[21]); Ouſeley erkennt ſie in dem Engpaſſe Kelahi Seſid im obern Thale des Tabfluſſes; bei Eumenes' Marſch nach Perſepolis wird die Stelle ἡ κλίμαξ genannt[22]); es wäre dieſes eine kleinere Klimax an der Weſtgrenze im Gegenſatze zur großen an der nördlichen.

Die Geſtaltung der Bergzüge und der Thäler hat die Perſis eines Vorzugs beraubt; die einzelnen Flüſſe vereinigen ſich nicht zuletzt in ein großes Bette, deſſen Waſſerfülle groß genug wäre, um Schiffe von und zu dem Meere zu tragen. Nicht einmal alle die bleibenden

12) XV, III. §. 1. *Arr.* Ind. 40. 13) Man ſehe *Fraser*, Narrative of a Journey into Khorasan. p. 55. 14) *Fraser*, l. c. Append. p. 135 mit den Berechnungen von Oltmann, Grundlagen der Erdbeſchreibung. 1, 1, 275. 15) *Curtius* V, 4.

16) *Fraser* p. 103. 17) *Id.* App. p. 135 sq. 18) *Plin.* Hist. Nat. VI, 29. *Ouseley*, Travels. III, 567. 19) *Arr.* Anab. III, 17. 20) *Strab.* XV, III. §. 6. 21) Ib. l. c. *Arr.* III, 18. *Ouseley* II, 456. 22) *Diod.* XIX, 21.

Digitized by Google

Ströme erreichen das Meer; dieſes iſt ſicher von den zwei berühmteſten des Landes, welche die Gegend um Perſepolis bewäſſern. Strabo gibt von ihnen die beſtimmteſte Nachricht [23]). Araxes heißt ihm der Fluß, dem Perſepolis nahe lag; er ſtrömt aus dem Lande der Parätacener und nimmt den aus Medien kommenden Medus auf; das Thal, worin ſie zuſammenfließen, erſtreckte ſich oſtwärts nach Karamanien hin. Der Araxes iſt anerkannt der jetzt wegen einiger künſtlich aufgeführten Dämme Bendemir (Fürſtendamm) genannte Fluß; er ſtrömt oſtwärts und ergießt ſich in den Salzſee Bakhtegan [24]). Er ſoll auch Kur genannt werden, doch iſt es die Frage, ob dieſe Angabe orientaliſcher Geographen auf guten Gründen beruhe [25]). Der von Norden herkommende Zufluß des Araxes, der Medus, iſt der jetzige Pulwar oder Farwar; er durchſtrömt das Thal von Murghab und geht im Anfange der Merdaſchtebene in den Bendemir. Beide dieſe Beſtimmungen laſſen keinen Zweifel mehr zu. Perſepolis lag auf der Nordſeite des Araxes und öſtlich vom Zuſammenfluſſe beider Ströme; doch darüber iſt bei Perſepolis genauer geſprochen worden.

Im innern Lande erwähnt Strabo noch des Fluſſes Kyros, welcher bei Paſargadä (*περὶ Πασαργάδας*) durch das ſogenannte hohle Perſien fließe. Wie es ſich mit der Angabe über die Umtaufung dieſes Fluſſes auch verhalten möge [26]), Strabo's Nachricht unterſcheidet deutlich genug den Fluß Kyros im hohlen Perſien von der Gegend des Araxes mit Perſepolis und mit ſeinem Zufluſſe Medus. Diejenigen, die noch immer in Murghab die Lage von Paſargadä finden wollen, müſſen alſo Strabo eines großen Misverſtändniſſes beſchuldigen; er muß denſelben Fluß einmal Kyros, ein anderes Mal Medus genannt haben. Wenn dieſelben ſich dabei darauf berufen, daß der Bendemir auch Kur heiße, ſo vergeſſen ſie, daß dieſes für ſie kein Beweis iſt, da noch Niemand Paſargadä am Bendemir hat ſuchen wollen, und wenn ſie endlich anführen, daß der Polwar oder Medus jetzt auch Kur im Lande heißen ſoll, ſo ſieht man (vorausgeſetzt, daß dieſe Angaben richtig ſind, was ich ſehr bezweifle), daß der Name Kur bei den neuern ſo ſchwankend gebraucht wird, daß er an und für ſich nichts entſcheidet.

Der Kyros war ſicher der Fluß eines beſondern Theiles der Perſis, eines engen Bergthales, nach der Benennung hohl zu ſchließen, und darin lag Paſargadä. Plinius erwähnt des Fluſſes Sitiogadus [27]), auf dem man in ſieben Tagen nach Paſargadä von der Küſte hinauffahre; der Sitacus im Periplus [28]) iſt entſchieden derſelbe, der neuere Name lautet Sitaregan; Ptolemäus übergeht ihn jedoch mit Stillſchweigen, und von der Schiffbarkeit des Fluſſes wird im Periplus nichts erwähnt, ja ein ſolcher ſchiffbarer Fluß iſt überhaupt an dieſer Küſte jetzt nicht vorhanden [29]). Die Nachricht des Plinius wird dadurch allerdings verdächtig; will man ſie aber vertheidigen, iſt die Erklärung [30]) gewiß die richtige, daß der Sitiogadus in ſich den durch das hohle Perſien fließenden Kyros aufnehme; nur darf man mit dem Flußnamen nicht in Verbindung bringen, daß Plinius die ſüdliche Küſtengegend [31]) Cyropolis nennt und die Stadt Firuzabad früher Dſchubr geheißen hat. Eine genauere Bekanntſchaft, als wir bis jetzt beſitzen, mit den Flüſſen des innern Landes kann hier allein die erwünſchte Aufklärung geben.

Die übrigen Flüſſe ſind Küſtenſtröme und dürfen hier kurz abgefertigt werden; wir beſitzen darüber die bekannten genauen Unterſuchungen in Vincent's Commentaren zu den beiden Periplen. Nach dem Aroſis oder Oroatis, jetzt Tab, folgt oſtwärts der Brizana des Periplus, der Briſoana des Ptolemäus, jetzt Abſchirin; dann Rogonis oder nach Ptolemäus Rogomanis, jetzt Benderig; dann der Granis, jetzt Khiſcht, nur im Periplus erwähnt; die folgenden: der Sitacus, der zweifelhafte Hyperis, der Bagradas ſind ſchon oben genannt; außerdem erwähnt der Periplus einiger ganz gleichgültiger Sturzbäche an der Küſte.

Marcianus und Ammianus haben nur die Flußnamen des Ptolemäus abgeſchrieben; der Batrachites, der außerdem bei dem Letzten vorkommt [32]), iſt, wie ſo mancher ſeiner geographiſchen Namen, ein Räthſel; nach der Stellung mußte er der Orontes der ältern ſein.

Außer der Eintheilung der Perſis in drei Gebiete nach der Verſchiedenheit der Naturbeſchaffenheit, die wir kennen, kommt noch eine andere mit einheimiſchen Namen der verſchiedenen Theile vor, jedoch nur bei Ptolemäus; denn Herodot und Strabo geben nur die Stämme des

23) l. c. §. 6. 24) Dieſen Namen finde ich allein auf den beſſern Karten und in den genauern Berichten; der andere, früher vorkommende, Name Deriar Nemet ſcheint daher irrthümlich zu ſein. Darnach iſt das im Artikel Pasargadae Geſagte zu berichtigen. ſ. oben III. Sect. XII, 469. 25) v. Hammer, Wiener Jahrb. VIII, 311. 26) Nämlich nach dem jetzigen Texte (§. 6) veränderte Kyros den frühern Namen des Fluſſes Agradatas in den ſeinigen, zum Andenken ſeines entſcheidenden Sieges über die Meder an demſelben (§. 9). *Κύρος ποταμός... ῥέων περὶ Πασαργάδας, οὗ μετέβαλε τὸ ὄνομα ὁ βασιλεύς, ἀντὶ Ἀγραδάτου μετονομασθεὶς Κῦρος.* Es iſt hier jedoch eine Änderung Caſaubon's und alle Handſchriften haben *μετέλαβε*. Palmerius wandte ſchon gegen die Conjectur ein, daß perſiſche Flußnamen auf datas ungebräuchlich ſind, Männernamen aber gewöhnlich, Kyros komme endlich auch ſonſt, unabhängig vom Könige als perſiſcher Flußname vor. Die ſpätern Kritiker ſind dem Caſaubon gefolgt; ich nehme mir die Freiheit zu glauben, mit Unrecht. Erſtens iſt ſprachlich gegen die Lesart der Handſchriften nichts einzuwenden. Zweitens, hätte Strabo ſagen wollen, was man will, daß er ſagen ſoll, hätte er ſich wahrſcheinlich anders ausgedrückt und auf keinen Fall den Namen Kyros wiederholt, da er ſchon geſagt hat, der Fluß heiße Kyros; eben weil der König Kyros im Satze nicht ſchon genannt iſt, fügt er den Namen hinzu, den er vom Fluſſe erhielt; drittens heißt Agradatas der erſtgeſchaffene, der erſtgeborne (über agrad in dieſem Sinne ſiehe *Burnouf*, extrait d'un commentaire sur le Vendidad Sadé p. 26) und man ſieht nicht, wie ein Fluß zu dem Namen gekommen, wol aber ein älteſter Sohn. Der Einwurf, daß in Herodot's Erzählung Kyros von Kindheit an ſo heiße, hat bei der ganz fabelhaften Haltung dieſer Geſchichten ſehr wenig Gewicht, zumal da perſiſche Könige bei ihrer Thronbeſteigung grade öfters den Namen wechſelten. Ich übernehme daher die Vertheidigung der urkundlichen Lesart.

27) VI, 23. 28) *Arr.* Ind. 38. 8. 29) Ritter, Erdkunde. VIII, 763. 30) v. Hammer, Wiener Jahrb. VIII, 316. 31) VI, 29. 32) *Amm. Marcell.* XXIII, 6. 41.

perſiſchen Volkes an, ohne Angabe ihrer Wohnſitze. Auch die Ptolemäiſchen Namen geben uns wol nicht eine vollſtändige Überſicht der adminiſtrativen Eintheilung des ganzen Landes, ſondern es ſind theils Namen einzelner Stämme, deren Sitze auf gewiſſe Striche beſchränkt waren, theils ſind es Benennungen von Gegenden nach ihrer Lage oder Beſchaffenheit; eine ſcheint von einer Stadt hergenommen zu ſein. Wir müſſen uns dabei erinnern, daß nur ein Theil der Perſis von ſtädtebewohnenden Menſchen in Beſitz genommen war, während andere Theile rohe, halb nomadiſche Bewohner hatten, bei denen keine Städte, nur Dörfer, und auch dieſe oft wandernd, vorkamen, wie an der Nord- und Weſtgrenze 33). Bei ſolchen kann nur eine Angabe ihrer Sitze, d. h. ihrer Weideplätze, gemacht werden.

Im Norden ſetzt Ptolemäus Parätacene längs der mediſchen Grenze; darunter iſt das Land der Bergvölker im Norden zu verſtehen (wir verweiſen auf den früher unter dieſen Namen gelieferten Artikel), und es ſind theils die Urier, theils die Koſſäer darunter einbegriffen; je nachdem dieſe Stämme zu Medien oder der Perſis in näherer Beziehung ſtanden, können dem einen und dem andern Lande Parätacener beigezählt werden. So gibt Herodot 34) einen mediſchen Stamm der Parätacener an; Strabo zählt ein Volk deſſelben Namens zur aſſyriſchen Provinz Apolloniatis oder Sittacene. Es hatten die einzelnen Stämme gewiß wieder ihre eigenen beſondern Namen. Am nordöſtlichen Grenzgebirge gegen Karmanien hin ſind die Kameelhirten zu ſuchen, von denen Strabo in der Anfangs angeführten Stelle ſpricht; denn Ptolemäus 35) erwähnt an der Grenze der karmaniſchen Wüſte gleichfalls die χαμηλοβοσκοί. Wenn nun derſelbe Geograph unterhalb Parätacene's, d. h. ſüdlich davon, zwei andere Stämme, die Meſſabatä und Rhapſes, aufführt, ſo iſt wol nicht ein von den Parätacenern verſchiedenes Volk gemeint, ſondern es ſind nur dieſelben Bergbewohner, welche, auf den niedrigern Vorbergen und dem Sitze der Regierung näher wohnend, zu einer ruhigern Lebensweiſe übergegangen waren, und daher aus der übrigen Maſſe der Bergbewohner beſonders hervortreten. Nur das erſte finde ich auch ſonſt erwähnt 36).

Unter dieſen Bergvölkern folgt die Landſchaft Temisdia (ἡ Τεμισδία), welche alſo die ganze Länge der Perſis ausfüllt. Erinnern wir uns hier Strabo's Eintheilung, ſo irren wir nicht, hierin die mittlere Perſis zu ſuchen, die innere, glücklich temperirte, fruchtbare, ebnere Landſchaft; wahrſcheinlich bezeichnet der Name, den ich jedoch nicht deuten kann, ebendieſe Beſchaffenheit. Am Meere folgen endlich Mardene, Taokene, Hippophagi, Suzäi, über welchen letztern die Stobäi ſitzen. Der Name Suzäi weiſt auf Suſa hin, in welchem Worte ein z in der einheimiſchen Sprache die zweite Sylbe anfängt. Dieſe und die über ihnen wohnenden Stobäi ſind daher wol Grenznachbarn Suſiana's, Stämme der Urier mit beſondern Namen, und zwar die ſüdlichſten des Volkes nach dem Meere zu. Zu ihnen rechne ich auch die Hippophagi; daß die Urier auch Pferdezucht hatten, wiſſen wir aus den oben angeführten Nachrichten von Alexander's Zug gegen ſie. Taoke muß das Gebiet der Stadt Taoke ſein am Fluſſe Granis 37). Mardene endlich bezeichnet das Land der Marder; bekannter iſt das Volk dieſes Namens in Medien; da das Wort ein bezeichnendes iſt (männlich, tapfer), darf es nicht wundern, auch in der Perſis Marder zu finden; andere Stellen ſprechen von ihnen hier als einem räuberiſchen Volke 38); ihre Wohnſitze ſind in dem Gebirge, welches die fruchtbare Perſis von Süden begrenzt, zu ſuchen, etwa um Firuzabad herum; denn am Meere unmittelbar wohnten ſie nicht, da Ptolemäus unter ihnen noch die Metores (Megores) aufführt. Dem wichtigen Stamme der Paſargaden gibt er aber Wohnſitze in Karmanien 39); was man verſteht, ſobald man zugibt, daß Paſargadä an der karmaniſchen Grenze lag.

Es iſt der Mühe nicht unwerth zu bemerken, daß noch gegenwärtig ganz dieſelbe Vertheilung des Landes beſteht, mit dem Unterſchiede jedoch, daß mit dem zunehmenden Verfalle der Ordnung und des Anbaues auch Striche des mittlern, innern Landes, die früher dem Ackerbau gewonnen waren, jetzt den Nomaden zu Weideplätzen anheimgefallen ſind. In dem Gebirgslande der Perſis hauſen jetzt die Bakhtiari, in den Sitzen der alten Parätacener, der Urier und Marder, von Kazerun oſtwärts nach Kerman hin 40), zum Theil Feldbauer, zum Theil räuberiſche Hirten, wie ihre Vorfahren. Sie ſind ein altperſiſches Volk, und es iſt kein Grund zu bezweifeln, daß ſie die anders benannten Nachkömmlinge der alten Bewohner dieſer Gebirgsſtriche ſind.

Es liegt in der Natur des ganzen iraniſchen Landes (ich verſtehe darunter das weite Hochland zwiſchen dem Indus, dem Oxus, dem Tigris und dem Meere), daß es eine aus Ackerbauern und Städtbewohnern einerſeits, andererſeits aus mehr oder weniger wandernden Hirtenſtämmen gemiſchte Bevölkerung haben muß; denn die Ebenen und das anbaufähige Land werden oft unterbrochen von Bergzügen, deren Schluchten und Hochflächen nur für die Viehzucht geeignet ſind. Ich rede hier nicht von den vielen Hirtenſtämmen, die zum Theil von Außen her, wie Türken und Araber, eingewandert ſind und jetzt das iraniſche Land durchziehen, von den Ilats, die jetzt eine zahlreichere Bevölkerung enthalten, als die Städte mit ihrer anſäſſigen Bevölkerung;

33) Vergl. *Arr.* Ind. 40. 8. 34) I, 101. 35) VI, 8. 36) Nämlich kaum davon zu unterſcheiden ſind die Meſſabatä des Dionyſius Periegeta (V. 1015), die nach Suſiana gehören; dieſes Volk, deſſen Land Meſobatene genannt wird, wohnte am Fluſſe Eulăus (*Plin.* VI, 31). Die des Ptolemäus gehören zur Perſis, wohnen alſo öſtlicher; der Name iſt aber derſelbe und ſie wohnten wol in demſelben Gebirgszuge. Die Orthographie Meſobatene ſpricht für Mannert's Anſicht, daß es ein griechiſches Wort ſei, zwar nicht das Land, „wo die Straßen ſich vereinigen," vielmehr aber das Land der Päſſe, und des Durchgangs zwiſchen Suſiana und Perſis.

37) *Arr.* Ind. 39, 3. 38) *Arr.* Ind. 40. 6. *Strab.* XV. III. §. 1. XI, XIII. §. 3. *Curtius* V, 21. 39) VI, 8. 40) Ritter, Erdkunde VIII, 389.

Digitized by Google

auch im Alterthume muß in Perſien ein ähnliches Verhältniß beſtanden haben. Bei Hirtenvölkern erhält ſich jeder Stamm unvermiſchter, der Verkehr mit andern iſt gering, die Berührungen ſind eher feindliche des Streites, als friedliche des Handels, Vermiſchungen durch Heirathen werden geſcheut, der Stamm iſt ein für ſich beſtehendes Ganze und die Abſtammung von einem gemeinſchaftlichen, oft erdichteten Stammvater iſt das gemeinſchaftliche Band der einzelnen Geſchlechter. Ein ackerbauendes und ſtädtebewohnendes Volk theilt ſich nach dem Boden, wo jeder feſten Wohnſitz hat, Hirtenſtämme aber nur nach der wirklichen oder geglaubten Verzweigung des urſprünglichen Stammgeſchlechts. Daher noch die Kurden und Afghanen, ſelbſt wo ſie feſte Wohnſitze angenommen haben, als ehemalige und zum größten Theile noch jetzige Hirten ſo feſt an ihre Stammverhältniſſe halten; es hängt hiermit gewiß zuſammen, daß uns Herodot von Medern, wie von Perſern [41]), den beiden Hauptvölkern des alten Irans, eben nur eine ſolche Eintheilung nach Stämmen überliefert hat.

Als gemeinſchaftlichen einheimiſchen Namen der Perſer, ſie von den übrigen alt-iraniſchen Völkern unterſcheidend, gibt Herodot den der Artäi [42]) an, eine Benennung, welche in dem Namen Artaxerxes und ähnlichen wiederkehrt und altperſiſch ârta lautete. Die urſprüngliche Bezeichnung der Meder, Arii [43]), iſt gewiß damit ein verwandter, und der Unterſchied ſcheint nur in den verſchiedenen Ableitungsaffixen zu liegen. Ârja nannten ſich auch die Inder im Gegenſatze zu andern Völkern; das Wort bedeutet ehrwürdig, und es liegt darin eine ſichere Hinweiſung auf eine urſprüngliche Verwandtſchaft. Das gefeierte Airjana Vǒdſcho der Zendaveſta und der geographiſche Name Ariana für Oſt-Iran bei Strabo, dehnt das Wort auch auf die baktriſchen und ſogdiſchen Gebiete aus. Dieſer Name Airjana erſcheint unter den Saſſaniden bekanntlich als Airan, und das neuere Iran iſt daſſelbe; es iſt Benennung des perſiſchen Landes im weiteſten Sinne, und ein neuerer Verſuch, ſie auf Farſiſtan zu beſchränken, iſt völlig unhiſtoriſch und unhaltbar. Dieſelbe Wurzel hat ſich ebenſo erhalten in der jetzigen Bezeichnung Mediens durch Irâk, welches nur aus Airjaka verdorben iſt [44]). Wenn nun aber dieſe Bezeichnung als ehrwürdige Menſchen eine allgemeine der indiſch-perſiſchen Völker war, ſo hatten daneben die einzelnen Abtheilungen ihre beſondern Namen. Was Herodot in der angeführten Stelle erwähnt, von den Griechen ſeien die Perſer einſt *Κηφῆνες* genannt, geſtehe ich nicht erklären zu können. Der Name der eigentlichen Perſer lautete in ihrer einheimiſchen Sprache Pâraça; ſo nannten ſie auch die Inder [45]). Ich übergehe die Verſuche, die man gemacht hat, um das Wort zu erklären, da ſie nicht genügen, und nur eine Erklärung aus der perſiſchen Sprache Anſpruch auf Richtigkeit machen darf.

Herodot führt zuerſt drei Stämme der Perſer auf unter den Namen Paſargadä, Maraphii, Maſpii; unter dieſen ſind die erſten die vornehmſten, und zu ihnen gehörte das Geſchlecht (*φρήτρη*) der Achämeniden, aus dem den Perſern die Könige geworden. Man hat hierbei richtig daran erinnert, daß ebenſo bei den Afghanen die Könige nur aus einem Geſchlechte, dem der Durani, genommen wurden; auch bei den Perſern werden vorzeitige Ereigniſſe dieſen Vorzug begründet haben. Aus dem, was bei Herodot folgt, darf man ſchließen, daß die drei zuerſt erwähnten Stämme überhaupt die Vornehmſten, die Adeligen, waren; doch iſt die Stellung der Stämme zu einander nicht mehr klar zu machen. Als ackerbauende Stämme werden die folgenden bezeichnet: *Πανθιαλαῖοι*, *Δηρουσιαῖοι*, *Γερμάνιοι*. Es waren dieſe gewiß die Bewohner der mittleren, fruchtbaren Perſis; die letztern darf man mit großer Wahrſcheinlichkeit für die Bewohner der Provinz Kerman nehmen, die von Herodot ſonſt nicht erwähnt werden, und den Perſern, denen ſie von Oſten unmittelbare Nachbaren waren, als aufs Innigſte verwandt geſchildert werden [46]). Unſer werthes Volk der Germanen möge man aber um ſo weniger mit v. Hammer von dieſem perſiſchen ableiten wollen, als dieſe eben als Ackerbauer, nicht als Wanderſtämme geſchildert werden, jene aber ihren Namen bekanntlich erſt in Gallien erhielten. Die perſiſchen mögen ſo geheißen haben, weil ihr Land ſehr heiß war (garm, Hitze), oder weil ſie ihr Land fleißig anbauten (karman, Werk). Endlich fügt Herodot vier nomadiſche Stämme hinzu: *Δάοι*, *Μάρδοι*, *Δροπικοί*, *Σαγάρτιοι*. Die zweiten fand Alexander noch als räuberiſches Berg- und Hirtenvolk [47]); die erſten fanden ſich ſpäter nur an der Oſtküſte des kaſpiſchen Meeres, ſei es nur dieſelbe bedeutſame Benennung, oder ſei das Volk aus der Perſis ſoweit nach Norden verſchlagen worden. Die dritten ſind uns ſonſt unbekannt; die vierten erſcheinen bei Herodot ſelbſt als ein Wandervolk, das über die Grenzen der Perſis hinaus nach Oſten wohnte, die perſiſche Sprache zwar noch beibehalten, aber die Rüſtung der Paktyer, alſo der Afghanen, angenommen hatte; ſie ſcheinen alſo in den wüſten Gebieten zwiſchen der Perſis und Drangiana gewandert zu haben, und es läßt ſich damit vereinigen, daß Ptolemäus ſie in die öſtlichſten Zweige des Zagros verſetzt [48]).

Bei Herodot erſcheint alſo eine Dreiheit perſiſcher Stämme; nomadiſche, theils in den Bergen der Perſis, theils darüber hinaus, aber noch die Sprache der Perſer und das Andenken ihrer nähern Stammverwandtſchaft mit ihnen bewahrend; dann ackerbauende, alſo anſäſſige, Stämme; endlich andere, denen ein adeliger Vorrang, und was daſſelbe iſt, Beſchäftigung mit dem Kriege, ſcheint zugeſprochen werden zu müſſen; vielleicht auch Beſitz der Landgüter, die von andern bearbeitet wurden. Doch iſt dieſes Vermuthung, und Kaſten ſind bei den Perſern nicht anzunehmen; auch die Hirtenſtämme zogen mit in den Krieg, wahrſcheinlich ſtellten auch die Ackerbauer eine Mannſchaft.

41) I, 101. I, 125. 42) VII, 61. 43) VII, 62. 44) Müller, im Journal Asiatique. III, VII. p. 299. 45) ſ. altperſiſche Keilinſchriften. S. 60.

46) *Arr.* Ind. 381. *Strab.* XV, 2. fin. 47) ſ. oben und *Arr.* Ind. 40, 8. 48) *Herod.* VII, 85. *Ptolem.* VI, 2.

Digitized by Google

Strabo[49]) hat eine ähnliche Stammeintheilung vor Augen, doch ſind wol Veränderungen vorgegangen, die in ſeiner Nachricht durchzuſchimmern ſcheinen. Er ſpricht von Karmanien beſonders; auch von Ackerbauern, aber ſo, daß er nur von den Mardern zu ſagen ſcheint, daß Einige von ihnen auch Ackerbau trieben. Als räuberiſche Stämme, die von den Nomaden Herodot's nicht verſchieden zu erachten ſind, bezeichnet er dieſelben Marder, dann die *Κύρτιοι*. Dieſes ſcheint ein Name, wie der der Kurden (gurd, tapfer), tapfere Männer, denen Raubzüge ein ehrenvolles Handwerk waren; vielleicht nicht ein abgeſonderter Stamm. Als neuer Beſtandtheil erſcheinen die Mager, von denen Herodot nur bei den Medern ſpricht; es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Prieſterſchaft von Medien nach der Perſis verpflanzt worden ſei durch die Achämeniden und erſt im Laufe der Zeit mächtig und zahlreich genug wurden, um auch als Theil des perſiſchen Volkes zu gelten. Darius I. hatte eine Colonie von ihnen am Grabe des Kyros angelegt[50]). Die Achämeniden gelten dem Strabo als Stamm (*φῦλον*); genauer iſt Herodot's Bezeichnung; vielleicht war durch die Macht der Könige das herrſchende Geſchlecht ſo ſehr begünſtigt worden, daß der Stamm, zu dem die Achämeniden gehörten, in der Verfaſſung zurückgetreten war; doch erwähnt noch Ptolemäus der Paſargaden und Strabo's Nachricht geht auf die parthiſche Zeit, in welcher jedoch die Unterkönige der Perſis noch aus dem Achämenidengeſchlechte geweſen ſein mögen. Vor den Achämeniden ſtehen bei Strabo *οἵ τε Πατεισχορεῖς λεγόμενοι*. Man erwartete die Paſargaden, die Strabo jedoch auch kennt (§. 9); ich erkenne in dem Namen das perſiſche Wort patis, Herr, und es mag ein neuer Name für die vornehmſten Geſchlechter nach dem königlichen geweſen ſein. Etwas Genaueres iſt hier nicht zu ermitteln. Die lange Bevorzugung der Achämeniden als Herrſcher, der Reichthum, der durch die Beherrſchung ſo großer Länder in der Perſis zuſammenfloß, die Einführung einer beſondern Prieſterkaſte hatten gewiß in den Verhältniſſen der perſiſchen Stämme zu einander bedeutende Veränderungen hervorgebracht. Später kam die Fremdherrſchaft der Parther hinzu. Es erſcheint bei Herodot allerdings das Stammverhältniß reiner und ungetrübter, als bei Strabo, doch ſteht bei ihm noch die Dreitheiligkeit feſt: nomadiſche Hirtenſtämme, Ackerbauer, adelige Geſchlechter, mit der Zugabe des Prieſterſtandes. Was in der gegenſeitigen Stellung dieſer Stämme geändert worden, iſt wahrſcheinlich nur eine natürliche Folge der Herrſchaft über Aſien geweſen und der Zeit vor Alexander zuzuſchreiben. Die Seleuciden haben in der Perſis kaum etwas geändert; nur eine Colonieſtadt von ihnen wird erwähnt, Laodicea, zwiſchen Perſepolis und Paſargadä[51]). Auch kaum die Parther; denn unter ihnen hatte die Perſis eigene Könige unter der Oberhoheit der Arſaciden[52]).

Von Städten treten bei Alexander's Feldzug nur zwei bedeutend hervor, Perſepolis und Paſargadä. Da über jede ein beſonderer Artikel gegeben worden iſt, können wir ſie jetzt übergehen. Strabo erwähnt[53]) außer ihnen noch zweier Örter, an denen königliche Sitze der Achämeniden vorhanden waren; des einen *ἐν Γάβεις*, in dem obern Theile der Perſis; Ptolemäus verſetzt dieſen Ort in die Nähe von Paſargadä, und nach dieſer Angabe müßten wir ein perſiſches Gabiene von dem gleichbenannten Theile der Elymaïs unterſcheiden. Von dem zweiten Orte können wir beſtimmter ſprechen; er lag an der Meeresküſte, *κατὰ τὴν Ὄκην λεγομένην*. Arrian hat aus Nearch die Nachricht[54]), daß 200 Stadien landeinwärts von der Mündung des Granisfluſſes eine Reſidenz der Perſerkönige liege, Namens Taoke, und denſelben Namen hat Ptolemäus; Strabo ſchrieb demnach wahrſcheinlich *κατὰ τὴν Ταόκην λεγ.* Da der Granis anerkannt der jetzige Khiſcht iſt, ſo iſt die Lage beſtimmt. Es iſt mir nicht bekannt, daß Europäer dieſe Örtlichkeit unterſucht haben; es erwähnt zwar Morier einiger Ruinen an der Meeresküſte, jedoch nicht genau an dieſer Stelle[55]).

Was wir ſonſt von Städten der Perſis bei den Alten aufgeführt finden, ſind nur Namen. Nearch hatte die Küſtenſtädte am perſiſchen Meerbuſen, die er beſucht, aufgezählt; die Perſer waren keine Seefahrer, und es ſind lauter unbedeutende Örter, die hier übergangen werden dürfen.

Ein reichhaltigeres Verzeichniß gibt Ptolemäus, aus welchem Ammianus außer Perſepolis noch drei Namen wiederholt; dieſe Städte ſind aber jetzt entweder verſchwunden, oder doch ihre Namen nicht mehr auf neuern Karten nachzuweiſen. Es waren auch kaum bedeutende Städte; denn ſo reichlich auch die Perſis in der Zeit der Herrſchaft der Achämeniden angebaut und mit Dörfern, auch wol mit Landſitzen der Großen verſehen war, ſo erwähnen doch die Begleiter Alexander's nichts von großen Städten, außer Perſepolis und Paſargadä. Ich hebe aus Ptolemäus' Verzeichniß nur Einzelnes hervor. Aspadana (Pferdeſtation) iſt ſeiner Lage und dem Namen nach das jetzige Ispahan; dieſes liegt auf der großen Straße nach Norden, allerdings über die Grenzen der eigentlichen Perſis hinaus, aber eine wichtige Zwiſchenſtation für den Verkehr mit dem Norden. An der Küſte ſteht bei Ptolemäus *Ἰώνακα πόλις*, zwiſchen den Flüſſen Rhogomanis und Briſoana. Der Name iſt das Merkwürdige; denn jûna bedeutet bei den Perſern dieſer Zeit nicht ſowol Joniſch, als Griechiſch im Allgemeinen, und ſteht in dieſem Sinne in einer Keilinſchrift. Es iſt alſo hier an der Küſte eine Colonie von Griechen, wahrſcheinlich des Handels wegen, geweſen; aus welcher Zeit iſt aber ungewiß; Nearch erwähnt der Stadt allerdings nicht; doch folgt, ſtreng genommen, daraus nur, daß er nicht landete. Doch mag die Anſiedelung aus der Seleucidiſchen Zeit geweſen ſein.

Dieſe Darſtellung würde nicht vollſtändig ſein, wenn wir nicht eine Überſicht der Örtlichkeiten hinzufügten, an denen ſich Überreſte des Alterthums von einiger Bedeu-

49) XV, III. §. 1. 50) ſ. oben den Art. Pasargadae. 51) *Plin.* VI, 29. 52) *Strab.* XV. III, §. 3.

53) XV, III. §. 3. 54) Ind. 39, 3. 55) Journey p. 51 bei Koukun dem Gogona des Arrian.

tung vorfinden; allerdings nur eine geographiſche, denn eine Beſchreibung der Denkmale könnte nur Gegenſtand beſonderer Artikel ſein. Unter Alterthum iſt aber hier, wie in Aſien überhaupt, die Zeit vor Muhammed zu verſtehen; mit ſeiner Erſcheinung endigt die Zeit des orientaliſchen Alterthums.

Das perſiſche Alterthum zerfällt nun aber in zwei zwar verwandte, doch deutlich unterſchiedene Perioden, in die Achämenidiſche und Saſſanidiſche, zwiſchen denen die Seleuciden- und Arſacidenherrſchaft eine lange Zwiſchenzeit bilden. In der ſichern Geſchichte erſcheinen die Perſer zuerſt unter Phraortes, dem Sohne des Deioces, der ſie ſich unterwirft [56]); bis dahin waren ſie ein rohes, abgehärtetes und tapferes Volk geblieben, ſich noch in Leder kleidend, Bewohner eines rauhen Berglandes, in dem ſie in wilder Freiheit lebten [57]). In der Entwickelungsgeſchichte der Perſer iſt jene Berührung mit den Medern der entſcheidende Wendepunkt. Aus der Theilnahme der Perſer an den Kriegszügen der Meder erklärt ſich, daß Kyros ſeine Landsleute ihrer eigenen Armuth und Entbehrungen, des Reichthums und der Genüſſe der Meder kundig genug fand, um ſie durch eine Hinweiſung auf das, was ſie durch Bezwingung ihrer reichern Nachbarn gewinnen könnten, zum Ringen nach Selbſtändigkeit und Macht zu begeiſtern. Denn wenn die Überlieferungen über die Anfänge der Unternehmungen des Kyros [58]) hiſtoriſchen Gehalt und Sinn haben, iſt dieſes darin enthalten. Die Dichtungen über Kyros' erſte Thaten hier entwirren zu wollen, kann jedoch nicht meine Abſicht ſein. Mit ihrer Macht wuchs bald die Prachtliebe der Achämeniden; Kyros gründete Paſargadä zum Andenken an ſeinen entſcheidenden Sieg; ſein Sohn Kambyſes fing ſchon die Bauten in Perſepolis an. In dem, was wir über die Überreſte der zuletzt erwähnten Stadt geſagt haben, haben wir zugleich darauf hingewieſen, daß, wie in den meiſten Staatseinrichtungen, auch darin die Meder den Perſerkönigen zum Vorbilde dienten, ihr Heimathland mit großartigen Burgen zu ſchmücken. Wir haben oben geſehen, daß auch in Taoke und Gabä die Alten von Prachtbauten der Perſerkönige ſprechen; es iſt glaublich, daß das geliebte Heimathland noch mit manchem andern Denkmale geſchmückt war, von dem uns die Alten nichts erwähnt haben. So geben ſie uns keine Nachrichten von Murghâb, woſelbſt, wo nicht der alte Kyros, doch ein Achämenide begraben war. Perſien iſt ſo wenig außerhalb der großen Heerſtraßen von europäiſchen Reiſenden genau durchforſcht, daß noch manches Denkmal alter Zeit dort ſeines Entdeckers harren mag. Doch haben wir von einigen ſolcher Stellen allgemeine Angaben [59]); und wenn auch bei Faſa und Darabgerd ſüdöſtlich von Schiraz die Überreſte von Paſargadä noch nicht aufgefunden worden ſind, ſo darf man nicht zu voreilig ſchließen, daß ſie nicht an dem einen oder dem andern Orte zu finden ſeien; denn es finden ſich dort Saſſanidiſche [60]) und dieſe kommen beinahe nur vor, wo einſt Achämenidiſche waren.

Unter den Saſſaniden erhob ſich zum letzten Male das eigentliche Perſerthum, als ſelbſtändig und herrſchend. Die griechiſch-ſyriſchen Könige und die parthiſchen hatten die urſprünglichen und einheimiſchen Elemente iraniſchen Weſens und Lebens nicht ſowol verfolgt, als vernachläſſigt und verfallen laſſen; die Saſſaniden waren aber Eiferer der alten Zeit und ſtrebten, wie in der Lehre, ſo auch allen Richtungen des Lebens die Periode der Achämeniden wieder zu beleben; auch durch Kunſtwerke wollten ſie ſich, wie ihre Vorbilder, verewigen. Doch waren ihre Mittel beſchränkt gegen die Blüthe der alten Zeit, die Kunſt war überall im Verfalle und ſo ſtehen ihre Werke ſehr gegen die der älteſten Zeit zurück; auch wo nicht die Pehlviſprache mit ihrem Semitiſchen und von der alten Keilſchrift ganz abweichenden Alphabete es in Inſchriften nicht bezeugt, geben die Werke ſelbſt meiſt deutlich die ſpätere Zeit zu erkennen. Es war vorzugsweiſe die Perſis, das Heimathland der Achämeniden, das dieſe ſpätern Könige durch Städteanlagen und Denkmale zu verherrlichen bemüht waren. Wir geben von den Überreſten dieſer Periode nur eine ganz kurze Überſicht.

Bei Faſa und Darabgerd auf dem Wege nach Karamanien ſüdöſtlich von Perſepolis, deren eins uns die Lage von Paſargadä bezeichnet, ſind Saſſanidiſche Denkmale [61]). Eine Tagereiſe vor Faſa ein Feueraltar mit verwitterten Pehlviinſchriften; zwiſchen Faſa und Darabgerd die ſogenannte Zohaksburg, wovon nur wenig übrig. Kurz vor der letzten Stadt iſt die ſogenannte Burg des Dareb, ein in Felſen ausgehauenes Caſtell. Anderthalb Stunde von der letzten Stadt ſind auch am geglätteten Felſen Basreliefs ausgehauen, die Siege der Schapurs oder Sapors über den Kaiſer Valerian darſtellend [62]).

Bei Firuzabad, ſüdweſtlich von Faſa, einer alten Stadt, deren Gründung dem Stifter der Saſſanidendynaſtie zugeſchrieben wird, ſind weitläufige Ruinen, die noch nicht genauer unterſucht ſind; Ateſchkadahs und Basreliefs werden darunter erwähnt [63]).

Großartiger und zugleich bekannter ſind die Denkmale von Schapur; dieſe liegen 3—4 Meilen nördlich von Kazerun, einer Stadt, die ſelbſt viele Spuren älterer Blüthe aufzuweiſen hat. Das alte Schapur lag in einem ſchönen Bergthale; auch die Saſſaniden, wie die Achämeniden waren große Liebhaber der Jagd. Doch war hier mehr als eine Jagdreſidenz; denn die Ruinen ſollen einen Umfang von ſechs engliſchen Meilen haben. Am deutlichſten erhalten iſt die Burg, die auf einem ſteilen Felsvorſprunge angelegt und durch gewaltiges Mauer-

56) *Herod.* I, 102. 57) Ib. 71. 58) Ib. 126. 59) Bei Urted, einem Berge, 40 Farſakh ſüdweſtl. von Schiraz und in Kelat; nahe dabei ſollen Sculpturen und Inſchriften noch ſein. Ebenſo in Lariſtan und Nehawend. *Rich*, Journey to Persepolis p. 258. Auch in Reiza ſind noch unbeſuchte Denkmale des Alterthums vorhanden. *Rawlinson* in Journal of the Royal geographical society X, I. p. 88.

60) *Ouseley*, Travels II, 132. I, 263. II, 87. 61) *Ouseley* II, 76 sq. 62) *Id.* II. pl. XXXV. 63) *Macdonald Kinneir*, geographical memoir, etc. p. 63.

werk und Thürme befeſtigt war. An den Felswänden in der Nähe ſind Reliefs ausgehauen mit einem großen Reichthume von Figuren; es ſind ſechs ſolcher Tafeln bekannt geworden, von denen fünf mehre Abtheilungen haben. Es ſind die Siege des Sapor's, ſeine Gefangennehmung des Kaiſers Valerian, Darſtellung der überwundenen Völker, unter denen auch elephantentreibende, alſo Inder, ſind, endlich Jagdſcenen[64]). Die orientaliſchen Schriftſteller ſchreiben Schapur I. die Gründung dieſer Stadt zu und die Denkmale machen dieſe Nachricht zu einer gewiſſen. Auch von der umgeworfenen koloſſalen Statue eines Königs in einer großen künſtlichen Berghöhle iſt die Rede; dann noch von einem Basrelief in der Nähe[65]).

Viel länger und genauer ſind uns die Saſſanidendenkmale von Nakſch-i-Ruſtam und Nakſch-i-Radſcheb (Rejib) bekannt; die bekannten trefflichen Reiſenden, Niebuhr und Porter, haben von ihnen ſorgfältige Beſchreibungen und Abbildungen geliefert.

Nakſch-i-Ruſtam nennen die jetzigen Bewohner einige Sculpturen aus der Saſſanidenzeit, die ſich unterhalb der Achämenidengräber an dem gleichnamigen Orte finden; das Wort bedeutet Bild des Ruſtam und dieſen Helden des neuern perſiſchen Epos glaubt die jetzige Unwiſſenheit hier abgebildet. Der Ort liegt im Thale des Polwarfluſſes nahe bei deſſen Eintritt in die Merdaſchtebene, in gerader Linie eine Meile nördlich von Perſepolis[66]). An der von Natur ſchon ſteilen Felswand ſind in der Mitte die Façaden von vier Achämenidengräbern ausgehauen, unterhalb am Fuße des Felſens ſind die Basreliefs der Saſſaniden angebracht; Pehlviinſchriften ſtehen ihnen zur Seite; die Bilder ſind zum Theil jetzt durch Schutt bedeckt[67]). Es können nicht Todtenkammern hier unten für die Saſſaniden geweſen ſein; in der That beziehen ſich die Basreliefs nicht auf Todte, ſondern auf Lebendige. Es ſind im Ganzen ſechs Reliefstafeln, von denen zwei ſich auf Bahramgur zu beziehen ſcheinen[68]); zwei andere wieder auf die Siege des Schapur und die Erniedrigung ſeines Gefangenen, des Kaiſers Valerian; eine fünfte iſt durch die genau von Niebuhr copirte und von de Sacy entzifferte Pehlviinſchrift[69]) geſichert als Darſtellung des Stifters der Saſſanidendynaſtie, des Ardeſchir oder Artaxerxes I.; die beigefügte griechiſche Überſetzung bezeugt, daß für dieſe Werke die Hilfe griechiſcher Künſtler herbeigezogen werden mußte. Eine ſechste Tafel, die ſich an die vorhergehende anſchließt, bezieht ſich wahrſcheinlich auf denſelben König. Es iſt ſehr zu bedauern, daß andere Inſchriften, die hier ſind, nicht oder nicht ſo copirt worden ſind, daß ihre Erklärung möglich gemacht worden ſei.

Wenn wir es natürlich finden müſſen, daß die Wiederherſteller der perſiſchen Macht und Unabhängigkeit ſich in ihren Denkmalen den alten mächtigen Beherrſchern des Landes beizugeſellen liebten; wenn wir auch dazu ihnen zugeben, einen ſchon vorhandenen und zugerichteten Platz für ihre Denkmale benutzen zu dürfen, ſo zeigt ſich doch darin eine Unangemeſſenheit, daß ſie die Ruheſtätten der alten Todten mit Bildern von den Wirrſalen der Krieger beunruhigten und dazu mit Bildern, die jenen der alten Zeit keineswegs gleichkommen.

Es bleibt nur das Denkmal von Nakſch-i-Radſcheb, das ſogenannte Bild eines nicht einmal in der neuern Sage berühmten Helden. Der Ort liegt Nakſch-i-Ruſtam ſchräg gegenüber auf der andern Seite des Polwar, ebenfalls nördlich von Perſepolis und an derſelben Bergwand, aus welcher die alte Königsburg der Achämeniden hervorſprang[70]). Es iſt auch ein Fels, der zu einer Kammer vertieft iſt, an deren Wand Reliefs angebracht ſind; im Ganzen drei Abtheilungen von Figuren, die alle auf Schapur I. gehen und bekannte Darſtellungen wiederholen[71]). Auch hier ſind griechiſche und Pehlviinſchriften, die von Niebuhr copirt, von de Sacy entziffert ſind und uns die anſpruchsvollen Titel Schapur's aufzählen.

Dieſe Überſicht beweiſt genugſam, daß die Saſſaniden vorzugsweiſe das Heimathland des alten Perſervolkes ehrten und zum Aufenthalte wählten, obwol auch ſie bekanntlich andere Reſidenzen hatten; von vielen andern ihrer Anlagen haben wir nur die Erwähnung[72]). Ihr Aufenthalt in der Perſis rief die Erneuerung der ältern Hauptſtadt Perſepolis hervor unter dem neuen Namen Iſtakhr, wenn wir überhaupt annehmen dürfen, daß Alexander's Zorn mehr hier zerſtört hat, als die Feſthalle, worin die Achämeniden in ihrem Stolze geſchwelgt hatten, und als die einzelnen Zerſtörungen, welche bei der Einnahme in der offenen Stadt vorfielen. Von Indien zurückgekehrt beſucht Alexander Perſepolis[73]) und zwar in einer Stimmung, in der er eher an Wiederherſtellung, wie in Paſargadä, denn an weitere Zerſtörung dachte. Er macht Peuceſtes zum Satrapen und Perſepolis erſcheint auch nachher als deſſen Reſidenz[74]). Die Satrapen der Seleuciden werden ebenfalls hier reſidirt haben und da, wie wir ſchon oben erwähnt haben, die Perſis unter den Parthern eigene einheimiſche Unterkönige hatte, ſo iſt eher an Erhaltung und Herſtellung, als an das Gegentheil zu denken. Doch waren dieſe Könige ſo wenig mächtig, daß ſie wol nicht große Werke ausführen konnten. Die Saſſanidiſche Stadt ſchloß ſich der ältern an, ohne ganz dieſelbe Stelle einzunehmen. Warum nicht die alten Paläſte benutzt wurden, wiſſen wir nicht, aber ſowol die Sage, als die Denkmale bei Nakſch-i-Radſcheb und die in der Nähe vorhandenen Überreſte

64) Außer Ouſeley und Morier haben von dieſen Denkmalen zwei Reiſende gehandelt, deren Schriften mir nicht zur Hand ſind: *Lumsden*, Journey from Meerut to London 1822 und *Buckingham*, Travels in Assyria, Media, Persia (London 1830). 65) *Kaempfer*, Amoenit. exot. p. 365. 66) Niebuhr, II. S. 155. Eine genauere Beſtimmung iſt in dem Artikel Persepolis gegeben worden. 67) Niebuhr, II. tabl. XXXII. *Porter*, I. pl. XVI. *Chardin*, VIII. p. 336 sqq. 68) *Ouseley* II, 295. 69) *S. de Sacy*, Mémoires sur quelques antiquités de la Perse p. 106.

70) ſ. Niebuhr, II, 153 und die genaueren Angaben in dem Artikel Persepolis. 71) Niebuhr, II. tabl. XXXII. *Porter* I. pl. XXVII. XXVIII. 72) *Rawlinson*, Journal of the geogr. Soc. X. p. 86. 73) *Arr.* VI, 30. 74) *Diod.* XIX, 22.

Digitized by Google

bezeichnen dieſe Lage als die der Stadt Iſtakhr [75]). Man ſuchte wahrſcheinlich einen geſchütztern Ort und fand dieſen am Eingange zu dem Flußthale des Polwarfluſſes. An dem Berge, der Iſtakhr genannt wird, und auf den benachbarten Höhen finden ſich noch Überreſte von Caſtellen, die zur Vertheidigung der Stadt dienten. Noch bei dem Untergange der Saſſaniden und der Eroberung durch die Araber erſcheint Iſtakhr als große, blühende Stadt, die noch unter den erſten Khalifen fortbeſteht; erſt die Anlage der jetzigen Hauptſtadt Schiraz ſcheint ihr völlig die Einwohner entzogen zu haben. (*Lassen.*)

b) Neuere Geographie und Statiſtik. Obgleich ſich das gegenwärtige perſiſche Reich weder mit der alten perſiſchen Weltmonarchie, noch ſelbſt mit dem Perſien des Mittelalters und einiger ſpäteren Zeiten hinſichts ſeines Länderumfanges zu meſſen vermag, ſo iſt es doch noch immer eins der bedeutendſten oſtaſiatiſchen Reiche und hat eine hohe politiſche Wichtigkeit, in ſofern es weniger durch ſeine Macht als durch ſeine Lage das Zuſammenſtoßen der Engländer und Ruſſen verhindert, von welchen jene nordwärts, dieſe ſüdwärts ſich zu vergrößern ſtreben. Schenkten wir daher bereits dem alten Perſien auch in geographiſcher Hinſicht unſere Aufmerkſamkeit, ſo verdient das neuere Perſien in derſelben Hinſicht gewiß keine geringere Beachtung, und wir wollen uns bemühen, das Land wie ſeine Bewohner in möglichſt gedrängter Kürze und mit derjenigen Treue darzuſtellen, welche die oft ſo ſehr von einander abweichenden, ja ſich häufig gradezu widerſprechenden Nachrichten der Berichterſtatter irgend zulaſſen.

I. Name, Lage, Grenzen, Größe, Eintheilung. Der Name Perſien [1]) iſt den Eingeborenen ſelbſt gänzlich unbekannt. Sie nennen ihr Reich von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten Iran [2]) und, dadurch bewogen, haben jetzt die bedeutendſten teutſchen Geographen den Namen Perſien aufgegeben und dafür den Namen Iran angenommen, z. B. Ritter, Haſſel, Berghaus u. A. Perſien (auch Weſtperſien im Gegenſatz von Oſtperſien, d. i. Afghaniſtan und Beludſchiſtan namentlich von engliſchen Geographen genannt) liegt zwiſchen 62° 10′—82° 2′ öſtlicher Länge und 26° 55′—39° 8′ nördlicher Breite, und wird im Norden von Rußland, dem kaspiſchen See, Chiwa und Bokhara, im Oſten, von Bulk (Balk), Kandahar (Kabul), Afghaniſtan und Beludſchiſtan, im Süden von dem indiſchen Ocean und dem perſiſchen Meerbuſen, im Weſten aber durch ebendieſen und die aſiatiſch-türkiſchen Provinzen begrenzt. Über die Größe des Flächenraums, welchen Perſien einnimmt, ſchwanken die Angaben zwiſchen 21,960, 22,734 und 23,096 □Meilen [3]); auch wird ſich in dieſer Hinſicht, ſo lange wirkliche Vermeſſungen fehlen, nichts Genaues beſtimmen laſſen, da Berechnungen nach Karten immer unſicher bleiben. Perſien wird in Beglerbegſchaften oder Provinzen, über welche ein Beglerbeg geſetzt iſt, und dieſe wieder in Diſtricte oder Bällucks mit einem Zaubit (Sabit), welcher die Würde einer Magiſtratsperſon und eines Einnehmers in ſich vereinigt, eingetheilt. Es muß uns hier genügen, die eilf Provinzen, in welche Perſien jetzt, da es Gruſien und Aran, ſowie Theile von Ghilan an Rußland verloren hat, eingetheilt wird, nur kurz zu erwähnen, da einzelne bereits in beſonderen Artikeln bearbeitet in der Encyklopädie vorliegen, andere eine ausführliche Darſtellung nöthig machen. Es ſind aber dieſe Provinzen nach Haſſel und Anderen folgende: 1) Aderbijan (Aſerbidſchan, Aſerbeidſchan, d. i. Feuerland, welchen Namen die Provinz bekam, weil Zoroaſter hier der Sage nach geboren ſein [in der Stadt Urmja] und ſeine Feuerreligion zuerſt bekannt gemacht haben ſoll, erſtreckt ſich von 62° 10′—65° 59′ öſtlicher Länge und von 36° 10′—38° 55′ nördlicher Breite, enthält einen Flächenraum von 1431 □Meilen mit zwei Millionen Einwohnern, zerfällt in zehn Diſtricte, (Tebris [Tabris], Maragha, Germrud, Khaichal, Ardebil, Karadagh, Miſchkin, Serab, Khoi, Urmia), hat Tabris (Tauris, Tebris) zur Hauptſtadt und entrichtet 508,083 Tomâns Geld und 58,141 Kalwars und 53 Batmans an Naturalien jährliche Abgaben; 2) Ghilan (Guilan), welcher Name den flachen, am See liegenden Theil des Landes, im Gegenſatz zu dem am Gebirge liegenden (Dilem) bezeichnen ſoll, während ihn andere von den Ghilen

75) *Ouseley* II, 317. 377. Niebuhr, II, 154. *Morier*, Second Journey p. 326.

1) Der Name Perſien wird gewöhnlich von der Provinz Fars oder Pars, denn die Buchſtaben F und P werden in der perſiſchen Sprache häufig verwechſelt, daher Isfahan und Ispahan, abgeleitet und von den Europäern meiſt dem ganzen Lande beigelegt. In dem letztern Sinne iſt aber dies Wort den gegenwärtigen Bewohnern von Iran gänzlich unbekannt, obgleich einige aſiatiſche Schriftſteller behaupten, daß Pars wirklich früher das ganze Königreich bezeichnet habe. Sie beziehen ſich deshalb auf eine Stelle des Koran, in welcher ein aus Ispahan ſtammender Begleiter Muhammed's Selman von Fars oder Pars genannt wird. Auch in der heil. Schrift heißt Iran פָּרַס, z. B. 2 Chron. 36, 20. 22. Esra 4, 5 fg. 6, 14. Dan. 5, 28. 6, 12. 28, und die Bewohner des Landes werden in ihr פַּרְסִי genannt, z. B. Neh. 12, 22, wofür ſich Dan. 6, 28 das emphatiſche פַּרְסָיָא findet, und es iſt ziemlich gewiß, daß die Schriftſteller der Bibel, Griechenlands und Roms das ganze Iran Fars, Pars, Persia genannt haben. 2) Iran. Dies Wort bezeichnet die urſprünglichen Wohnſitze des Zendvolkes, welche ſich im Oſten des Tigris, in dem obern Tibet, in Theilen von Kaferiſtan und Kabul, im eigentlichen Aſſyrien, in Medien, Parthien, Perſien, Hyrkanien oder Mazenderan fanden, und von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten haben die Perſer ihr Land wahrſcheinlich nie anders als Iran genannt. Über das Wort ſelbſt ſprach ſich der Mollah Firoze, ein gelehrter Prieſter der Parſen zu Bombai, folgendermaßen aus, als ihm Col. Malcolm die von Sylveſter de Sacy verſuchte Erklärung einer Inſchrift zu Tak oder Tauk-e-Boſtan vorlegte, in welcher König Schahpur König von Iran und An-Iran genannt wird: „Eer," ſagte er, „iſt ein Pehlwiwort und bedeutet Gläubiger. Eeran (Eeri, Eeriene, Ari, Ariena, Arier, Iran) iſt der Plural dieſes Wortes. A oder An iſt in der Pehlwiſprache das *α privativum* der Griechen, weshalb An-Eeran (An-Iran) Ungläubige bezeichnet. Wird daher Schahpur in der Inſchrift König von Iran und An-Iran genannt, ſo heißt dies ſoviel als König der Gläubigen und Ungläubigen, oder König der Perſer und Nichtperſer.

3) Pinkerton, welcher Oſt- und Weſtperſien als ein Reich betrachtet, gibt ihm von Oſten nach Weſten eine Länge von mehr als 1200 und von Süden nach Norden, d. h. vom oſtindiſchen Meere bis zu den Wüſten in der Nähe des Aralſees, eine Breite von 1000 engl. Meilen.

(γῆλαι) ihren früheren, noch in den Ghilankis fortlebenden Bewohnern ableiten, dehnt ſich zwiſchen 65° 50′—68° 8′ öſtlicher Länge und 36° 25′—38° 2′ nördlicher Breite am kaspiſchen Meere aus, hat einen Flächenraum von 246 □Meilen mit 280,000 Einwohnern und zerfällt in die Beglerbegſchaften Reſcht und Rudbarz 3) Mazenderan (Maſenderan, d. i. Land binnen der Grenze, von Mas, d. i. Grenze und enderan, d. i. innerhalb, binnen), liegt unter 35° 55′—37° 20′ nördlicher Breite und 67° 58′—71° 40′ öſtlicher Länge am Süduſer des kaspiſchen Meeres, hat 356 □Meilen Flächenraum mit 700,000 Einwohnern (150,000 Familien nach Malte Brun) und zerfällt in die Beglerbegſchaften Aſtrabad und Maſenderan. 4) Taberiſtan (Thabreſtan), nimmt zwiſchen 67° 30′—72° 35′ öſtlicher Länge und 35° 35′—36° 15′ nördlicher Breite einen Flächenraum von 327 □Meilen ein und zerfällt in die Beglerbegſchaften Demawend und Damaghan. 5) Irak (Irak-Adſchemi, d. i. perſiſch Irak im Gegenſatze von Irak-Arabi, dem arabiſchen Irak), breitet ſich im Mittelpunkte des Reichs mit einem Flächenraum von 4414 □Meilen zwiſchen 31° 48′—37° 17′ und 63° 50′—74° 22′ aus und zerfällt in die Beglerbegſchaften Teheran (Teraun), Ispahan, Burudſcherd, Hamadan, Kaswin und Sendſchan; 6) Kuſiſtan (Khuſiſtan, Schuſiſtan, das alte Elymais), erſtreckt ſich längs des perſiſchen Golfs von 64° 20′—67° 40′ öſtlicher Länge und 29° 50′—33° 40′ nördlicher Breite, hat 1380 □Meilen Flächenraum, auf welchem 900,000 Menſchen leben ſollen und zerfällt in die Unterprovinzen Ahwas, Khuſiſtan und Luriſtan. 7) Kurdiſtan (Kiurdiſtan, das Carduchia der Alten), liegt, ſoweit es zu Perſien gehört, zwiſchen 63° 50′—66° 30′ öſtlicher Länge und 32° 30′—36° 10′ nördlicher Breite, enthält einen Flächenraum von 610 □Meilen mit 450,000 Einwohnern und zerfällt in die Diſtricte Kermanſchah, Konkowar, Dinewer und Nehawend. 8) Fars (Farſiſtan, vergl. Note 1). Zwiſchen 67° 30′—75° 25′ öſtlicher Länge und 25° 55′—32° 25′ nördlicher Breite liegend, nimmt Fars einen Raum von 5951 □Meilen und zerfällt in die Diſtriete Ardeſchir, Iſtachr, Darabſcherd, Kobad, Schapur und Lariſtan; 9) Keeman (Caramania bei den Alten), erſtreckt ſich von 25° 55′—32° 16′ nördlicher Breite und 74° 10′—80° 2′ öſtlicher Länge, hat einen Flächenraum von 3080 □Meilen, und zerfällt in die Diſtricte Kerman, Kuwaſchir, Tuberan, Bababeg, Welaskherd, Nurmanſchihr, Pureg, in die Wüſte von Kerman und das Moghiſtan. 10) Koraſſan (Choraſan, Khoraſan, Khoraſſan, d. i. Morgenland, von Khoor, die Sonne, das ehemalige Baktrien), breitet ſich zwiſchen 71° 10′—85° 35′ öſtlicher Länge und 34° 50′—39° 8′ nördlicher Breite aus, hat einen Flächenraum von 3827 □Meilen und zerfällt in die Diſtricte Niſchapur, Badgis, Baawurd, Dſchurdſchan, Terſchis und Thus, von welchen jedoch nur der erſte und die drei letzten zu Perſien gehören. 11) Kuhiſtan, d. i. Gebirgsland. Dieſe Provinz, in welcher die Hochebene Perſiens ihren Culminationspunkt erreicht, liegt mit einem Flächenraume von 1112 □Meilen zwiſchen 70° 65′—77° 5′ öſtlicher Länge und 32° 5′—35° 35′ nördlicher Breite und zerfällt in die Diſtricte Terbidſchan und Tabbas (Tabs, Tubbus).

II. **Oberfläche, Berge, Flüſſe, Quellen, Wüſten, Klima.** Betrachten wir Perſien hinſichts ſeiner Oberfläche, ſo bietet es uns große Wüſten, lange, oft von ſchönen und fruchtbaren Thälern durchſchnittene Bergketten, aber wenige Seen, meiſtentheils nur unbedeutende Flüſſe und ſeltene Waldungen dar. Landet man an der ſüdlichen Grenze des Landes, ſo wird man von einem langen und ſchmalen Küſtenſtriche empfangen, welcher ſich von der Mündung des Indus bis zum Ausfluſſe des Karun und Euphrat 20 Grade lang am indiſchen Ocean und perſiſchen Meerbuſen, in Perſien ſelbſt durch die ſüdlichen Theile der Provinzen Kerman, Fars und Irak hinzieht. Der Charakter dieſes Küſtenſtriches iſt faſt überall derſelbe; er bietet dem Auge nichts als eine Aufeinanderfolge ſandiger Ebenen dar, welche nur von wenigen Flüſſen und Bächen durchſchnitten werden, an denen ſich, ſowie an ihren Quellen, Dattelpalmenpflanzungen und angebaute Strecken finden, die um ſo reizender erſcheinen, je ſeltener ſie ſich finden. Allmälig erhebt ſich das Land nach Norden zu und hat man die dieſen Strich begrenzenden Gebirgszüge vermittels der nur für perſiſche Pferde und Maulthiere zugänglichen Päſſe von Schiras und Kerman überſtiegen, ſo gelangt man auf eine Hochebene, welche auf drei Seiten von Bergen umgeben, ſich bei einer mittleren Höhe von 4000—4800 Fuß öſtlich nach Afghaniſtan hinzieht, in Kuhiſtan, wie bereits bemerkt, ihre größte Höhe erreicht, und ſich im Norden theils in dem Stufenlande der Provinzen Mazenderan und Ghilan verliert, theils aber an das höher gelegene Armenien, vermittels der Provinz Aſerbeidſchan, welche zwiſchen dem zuletzt genannten Lande und dem perſiſchen Hochplateau eine Art von Défilé bildet, anſchließt. Dieſe Hochebene zeigt der Hauptſache nach faſt überall denſelben Charakter. Sie wird faſt nach allen Richtungen von Bergzügen durchſchnitten, welche meiſtens die mittlere Höhe haben, und z. B. in Fars ſelbſt, wo ſie am niedrigſten ſind, noch 2—3000′ Seehöhe beſitzen, und aus verbrannten, kahlen, nur ſelten und dann immer nur auf kurze Zeit mit einigem Grün überzogenen, aber faſt nie mit Buſchwerk oder Bäumen beſtandenen Felſenmaſſen beſtehen, welche daher einen traurigen, einförmigen Anblick gewähren. Doch machen die Gebirgsreihen Mazenderans und Kurdiſtans eine Ausnahme, indem ſie gleich denen Ghilans, mit Wäldern beſtanden ſind. Zwiſchen dieſen Bergzügen finden ſich Schluchten und Thäler, von größerer und geringerer Ausdehnung; doch ſind ſie gewöhnlich mehr lang als breit, dabei in Fars, Irak und Khoraſſan meiſt eben, während ſie in Aſerbeidſchan einer Aufeinanderfolge von Erhebungen zwiſchen Bergen gleichen. Das Letztere gilt namentlich auch von Kurdiſtan, welches aus einem Haufen kleiner Berge beſteht, die hier und da von höheren Zweigen durchſchnitten ſind. Auf den Gipfeln dieſer Berge findet ſich Tafelland, welches ſeiner Höhe wegen außerordentlich kalt iſt. Größere Ebenen finden ſich in Fars, Mazenderan, Ghilan. Gegen Oſten hat dieſe Hochebene, welche durchaus der Abdachung

Digitized by Google

entbehrt, weshalb ſich ihre wenigen Gewäſſer entweder in Binnenſeen ſammeln oder im Sande verlieren, weite Salzſteppen und Sandwüſten, denen übrigens nichts fehlt, als Regen, um fruchtbar zu ſein.

Die Gebirge Perſiens laufen theils vom Ararat (Arghitag) Armeniens, theils vom Kaukaſus aus und begrenzen die einzelnen Provinzen, welche ſie oft mit ihren Verzweigungen ganz anfüllen. Die hauptſächlichſten dieſer Gebirge ſind das ſüdöſtlich unter 39° der Breite vom Ararat ausgehende Zaghrosgebirge, welches von einem bogenförmigen Gewölbe, durch welches die einzige Straße aus dem türkiſchen Gebiete nach dem perſiſchen Kurdiſtan führt, auch Aiagna Tag, Tak, Tauk, d. i. Bogen, Dach genannt wird. Von dieſem weſtlichen Grenzgebirge, deſſen höchſte Spitzen oft eine Höhe von 6000—8000 Fuß über der Landesfläche erreichen, ſpringt weiter öſtlich das Elwend- oder Erwendgebirge ab und füllt einen Theil von Irak und Aſerbeidſchan aus. Im Süden verflacht ſich das Taukgebirge unter 34° 30′ Breite, oder es geht vielmehr, ſich mehr ſüdöſtlich in das Innere wendend, in das Luriſtangebirge über, welches, doch immer noch als Randgebirge der Hochebene, die Provinzen Luriſtan und Kuſiſtan durchzieht. Als eine andere Fortſetzung des Taukgebirges können wir das Buktir-, Buhktiari-, Baktiariſchgebirge betrachten, welches ſich vom Luriſtangebirge bis nach Schiras erſtreckt. Zu dem Buktirgebirge gehören der Vulkan Adervan[4]) und der Dinar in ſeinem Süden und der Darmawend, welcher letztere als ein Aſt bis nach Kerman reicht, während das zerriſſene Heſaarderegebirge ſich bis nach Ispahan hinzieht. Das Ajubuk- oder Adſhudukgebirge füllet Farſiſtan an und erreicht in ſeinen Zweigen, vermittels des Abukhamin und Kaſes die Grenzen von Beludſchiſtan. Im Norden der Hochebene findet ſich das Elburs-, Elburz-, Alborsgebirge mit dem 30 Meilen weit ſichtbaren, aber noch unerſtiegenen Demawend, welches Mazenderan umſchließt und bis an das kaspiſche Meer reicht. Außer dieſen größern Gebirgszügen finden ſich noch viele kleinere in dem Inneren mehrer Provinzen, welche wir wenigſtens dem Namen nach anführen wollen, da ihre nähere Beſchreibung in die der einzelnen Provinzen gehört. So finden wir in Irak das Gebirge Apraſſin, welches ſich ſüdweſtlich an der Wüſte Nauben-Dejian (Naubendan) hinzieht, das bereits genannte Erwend- oder Elwendgebirge[5]) mit dem Beſchbarmak oder Fünffingerberge, das Gebirge Nasmen oder Kerdſch, ferner die Gebirge von Kerkes, Tabrek, Kaſchim, Jaſchew, Dakim, Kuſchim, ſowie die Berge Aſchkerem, Nemekuh, von welchen der erſtere wegen ſeiner Schlangen, der andere wegen ſeines Salzes berühmt iſt. In Taberiſtan zeigt ſich uns außer dem bereits erwähnten Demavend noch der Karen, Lawud, Kuh Tarik, Kuh Mirem und Madnoſriad; in Mazenderan der Dſchehan Nemah; in Ghilan das Gebirge Taliſhin, wie der hier befindliche Theil des Elburz heißt; in Aſerbeidſchan der Schend, Seilan, Kaſlankuh, Maſchuk, Miſchad, Ahar und Siah Kuh; in Khuſiſtan der Serdkuh, Kohasp, Schuterkuh; in Fars der Derak, Rahmet, Darabſchert, Murhan, Bardſchan, Schahpur, der Firuſchabadfelſen, der Thertſchek, Baliſchtun, Mahmus, Dirachti, Kondarbaluſcht, Benna, Kuhbaſi, Ramdſcherd, Schesper, ſowie die Vorgebirge Domba, Kenn und Nabon; in Kerman der Kaſes, Derjai, das Vorgebirge Murabuk, der Buskurd, das Vorgebirge Jaſk und das im Norden befindliche Baſergebirge, in Kuhiſtan der Kuh-Schehmiur, der Kenabed und Schemend; in Koraſſan endlich der Tebſen, Kuh (Koh d. i. Berg) Guliſtan, Kuh Schetan und Kuh Saan. Von Kandahar bis Koraſſan fehlen nach M. Forſter Bergzüge gänzlich, dagegen fand er im Norden von Dochabad und Terſchis (Turſchiz) Bergketten, welche mit Schnee bedeckt waren. Auch drei engliſche Meilen öſtlich von Khanahudy ſtreicht eine ziemlich hohe Bergreihe von Norden nach Süden.

Unter den Gebirgspäſſen heben wir folgende aus. Von Irak gelangt man durch die Päſſe von Kharwar (Kowar), Keramli, Kurzan und Pil Rubar über den Demavend nach Taberiſtan und Mazenderan, während die Päſſe Sawadſchi, Tengſerenſa, Teng Nimrud über den Karen, der Teng Schimbirbur über den Luwat führen. Die beiden erſtgenannten Päſſe bildeten die berühmten kaspiſchen Thore (pylae caspiae) der Alten. In Fars finden wir die Päſſe Kutel Mallu, Tengi, Purkan, Kuteli Dochter und Pireſen, Tengi Allah Ekber, Tengi Saadi, Kuteli Erſendſchan, Muran, den Paß von Baſe, von Sukrab (porta persica), die Päſſe al Mahmui, Tengi Khurrem und Tengdelan, welche über die Gebirgszüge und zwar von Abuſchir (Buſchir), Kasrun und Ispahan nach Schiraz und Schahpur, Kerman, Lariſtan u. ſ. w. führen und ſo die Verbindung des Hochlandes in ſeinem Innern, ſowie mit den jenſeit der Grenzgebirge gelegenen Provinzen befördern.

Daß Perſien in Hinſicht der Bewäſſerung äußerſt arm von der Natur ausgeſtattet iſt, haben wir bereits erwähnt, und trotz ſeines ausgedehnten Flächenraums hat es nur zwei etwas bedeutende Seen aufzuweiſen[6]). Dieſe ſind 1) der Urmia (Maraha, Urumia auch Tebris [Tabris]) in der Provinz Aſerbeidſchan, 2) der Baktegan (Bakhtegan) im Oſten von Schiras. Der erſtere, welcher auch Deria-Schahi, d. i. Königsſee genannt wird, liegt ſüdweſtlich von Tabris, ſoll 300 engliſche Meilen im Umfange haben, wofür ihm Haſſel eine Länge von 130 und eine Breite von 65 Miglien odee von 32½ und 16¼ Meilen in der Länge und Breite und einen Umfang von ſechs Tagereiſen gibt, enthält die drei kleinen Eilande

4) Perſien hat mehre Vulkane, und dieſe, ſowie ſeine zahlreichen heißen Quellen, zeigen deutlich, daß es auf einem großen Feuerherde ruht. Wirklich iſt das Land auch oft von Erdbeben heimgeſucht worden, und ein ſolches zerſtörte 1727 Tebris, wo gegen 70,000 Menſchen das Leben verloren. Im J. 1780 traf dieſe Stadt daſſelbe Schickſal mit einem Menſchenverluſt von 40,000 Seelen, und ein gleich heftiges Erdbeben zerſtörte am 25. Juni 1824 die Stadt Schiras faſt gänzlich, wobei 4000 Menſchen umkamen.

5) Das Elwend- oder Erwendgebirge hat merkwürdige Grotten oder Höhlen und iſt der Orontes der Alten.

6) „Hier und auf der arabiſchen Halbinſel iſt die größte Maſſe trockenen Bodens gelagert,“ ſagt K. Ritter, „und auf einem Flächenraum, der zweimal größer als Frankreich iſt, die größte Armuth an fließenden Gewäſſern.

Talaa (Kotſchon), Eſpek und Kheſchitu, entbehrt jedes Abfluſſes und übertrifft ſelbſt das Meer an Salzgehalt [7]). Das Letztere gilt auch von dem Baktegan (Bahtigan, Bachtegan, Hamkan), welcher mit ſeinem kryſtalliſirten Salze ganz Fars verſieht. Nicht mehr begünſtigt iſt Perſien hinſichts der Flüſſe. Von dieſen fließen dem perſiſchen Meerbuſen (ſ. d. Art.) zu 1) der große Zab, 2) der Schatt el Hab, 3) der Kerah, 4) Karun und 5) die Diala, die Mandeli, und Jerokh und zwar größtentheils durch Vermittelung des Tigris, ferner die Küſtenflüſſe Tab, Sitarogan, Khiſch und Diw Rud; der Bahr Oman genannte Theil des indiſchen Oceans empfängt einige unbedeutende Küſtenflüſſe, von welchen der Rud Ibrahim der größte iſt, und das kaspiſche Meer nimmt den Araxes (Aras), die Maſſala, den Seſid Rud (Kyzil Dzan), Mazenderan, den reißenden Kurkan, den Murghab (Serbak) und den Tedſen auf, der Aralſee erhält nur die Gewäſſer des Amu oder Gihon. An Steppenflüſſen iſt Perſien ziemlich reich. Es finden ſich von dieſen in Fars der Bend-Emir (Kur), welcher ſich, mit den Schaab Bewan, Mabir und Schemir vereinigt, in den Baktegan ergießt, der Rud Siwend, der Ferawan Dſcharun, Kaſre und Karagadſch; in Koraſſan der Fahor, Schurerud mit dem Derbad und Kharu, der Adſchin, Serde, Sachter, Scheru, Boſtan, Schadſchenk und Khadan; in Kerman der Serarud, Semini und Derſchai; in Kurdiſtan der Ka (Kaw) maſſerud, der Harſan und die Bejat; in Irak der Sendrud, Khamrud und Germrud, der Kumrud, Abharrud, Kaſchanrud, Merdakanrud, Kaswinrud, Girdanrud und der Kharkanrud [8]). Die meiſten dieſer Steppenflüſſe verlieren ſich im Sande oder erlöſchen in den Bewäſſerungskanälen, von welchen wir weiter unten handeln werden, da es Perſien, wie Ritter bemerkt, an jedem gemeinſamen Gefälle, Rinnſal nach einer Stromtiefe mangelt.

Ebenſo arm wie an Flüſſen iſt Perſien im Allgemeinen an Quellen, welche einzelnen Theilen des Hochlandes, ſowie den ſüdlichen Diſtricten, faſt gänzlich abgehen. Manche dieſer Quellen zeichnen ſich durch Heilkräfte, andere durch eine ſonſtige, merkwürdige Eigenſchaft aus. So hat Irak Heilquellen bei den Dörfern Adihiſchtek, Abdullahabad und zwiſchen Kharkan und Kaswin; eine intermittirende Quelle beſitzt Taberiſtan auf dem Kuh Tarikberge und Fars, welches auch gleich wie Irak, warme Quellen beſitzt. Zu den hierher gehörigen Merkwürdigkeiten müſſen wir einige kleine Deiche oder Lachen rechnen, welche ſich am Oſtufer des Urmiaſees zwiſchen den Dörfern Schiramihe (Schirmin) und Dih Kargian finden. Dieſe verſteinern allmälig und liefern dann den koſtbaren Tabrizmarmor. Eine ähnliche verſteinernde Kraft zeigt auch die Quelle Aini Aſerbeidſchan in der Provinz des letzteren Namens.

Unter den Wüſten oder Salzſteppen Perſiens zeichnet ſich die 80 Meilen lange und 45 Meilen breite Salzwüſte Naubeddan (Naubendan) vorzüglich aus. Sie zieht ſich zwiſchen Kuhiſtan und Irak hin und wird von der gleich unfruchtbaren Wüſte von Kerman oder Kherk nur durch einen ſchmalen Strich fruchtbaren, an einer Bergkette hinlaufenden Landes getrennt. Die letztere iſt nicht ganz ſo breit, obgleich eben ſo lang, als jene. Die dritte große Salzſteppe iſt die von Karakum (Schwarzſand), welche die nördliche Grenze von Koraſſan bildet. Alle dieſe Steppen, zu welchen man auch noch den Küſtenſtrich am perſiſchen Golf rechnen kann, haben entweder Thonboden, welcher ſtark mit Salz geſchwängert iſt, da, wie wir erwähnten, viele der meiſtentheils ſalzreichen Steppenflüſſe in ihnen vertrocknen oder Flug- und anderen Sand, welcher den Reiſenden äußerſt läſtig fällt. Man will überhaupt bemerkt haben, daß Perſien allmälig mehr und mehr vertrockne, indem ſich allein in der immer noch waſſerreichen Provinz Aderbidſchan ſeit 100 Jahren mehr als 400 Quellen verloren haben ſollen.

Gehen wir jetzt zu dem Klima über. Dieſes iſt in Perſien ſehr verſchieden und richtet ſich nach der Lage und der Höhe der Provinzen [9]). So iſt in denjenigen Diſtricten, welche zu den Provinzen Kerman, Läriſtan, Fars und Khuziſtan gehörend, am perſiſchen Golfe zwiſchen dieſem und dem erwähnten ſüdlichen Gebirge liegen, die Hitze im Sommer ſehr groß und wird durch die Sandebenen, an welchen dieſer Landſtrich ſo reich iſt, außerordentlich vermehrt, da faſt kein Baum oder Fluß zur Abkühlung etwas beiträgt, wodurch die Bewohner genöthigt werden, vier Monate lang Schutz in den wenigen Palmenwäldern zu ſuchen, welche, wie wir bemerkten, ſich an den Quellen, Flüſſen und Bächen finden, die, obgleich in äußerſt geringer Anzahl, dieſen Strich bewäſſern. Sind gleich heiße, dem Sirocco ähnliche Winde, welche die Einwohner Baadiſamuur nennen, in dieſem Landſtriche, weder häufig noch gefährlich, was Malcolm der Enge des Raums zwiſchen dem Meere und dem Bergzuge zuſchreiben will, ſo ſtürmt dagegen während der erſten beiden Sommermonate fortwährend der Nordweſtwind und treibt aus Arabien, in einer Entfernung von zwei Graden, dicke Wolken eines leichten, aber ſehr beläſtigenden San-

7) Der Urmiaſee nimmt auf die Flüſſe Saſi mit dem Dſchiſt, welcher ſich vorher mit dem Maſia und Merwrud vereinigt hat, den Serawrud mit den Flüſſen Serdrud, Udſchan Endor, den Jaghatty und den Schar.

8) Perſien hat weder einen ſchiffbaren Fluß, noch Kanal. Der Zab allein, welcher Fars von Khuziſtan trennt, iſt vom Meere aus bis zur Stadt Endian, d. i. in einer Länge von 16 engl. Meilen, für Boote ſchiffbar; alle übrigen Flüſſe in dieſem Landſtriche können kaum fünf engliſche Meilen weit befahren werden.

9) Moritz von Kotzebue bemerkt, man könne in einigen Gegenden Perſiens ſich mit dem Klima der vier Jahreszeiten auf einer einzigen Tagereiſe bekannt machen. Überhaupt iſt dieſer Reiſende, der mit der Schärfe des jugendlichen Beobachtungsgeiſtes Vieles, namentlich die in dieſem Lande herrſchenden Sitten und Gebräuche Betreffende, auffaßte, im Ganzen etwas ſtark gegen Perſien eingenommen. „Traut man den Reiſebeſchreibungen," ſagt er daher an einer Stelle, „ſo iſt man in Perſien umringt vom ſchönſten Obſte, eingewickelt in prachtvolle Shawls, ruht auf Roſen und bewundert den perſiſchen Himmel. In dieſem Augenblicke vielleicht glauben uns daher viele unſerer Verwandten ſo auf Roſen hingeſtreckt, ſtatt deſſen liegen wir ſehr hart auf ſandigem Boden und wünſchen von ganzem Herzen aus dieſem Paradieſe erlöſt zu werden."

Digitized by Google

des herbei [10]). Im Herbſte iſt die Hitze hier noch drückender als im Sommer, dagegen iſt das Klima im Winter und Frühjahre äußerſt angenehm. Starke Kälte tritt faſt nie ein, auch fällt Schnee ſelten auf der Südſeite der mehr erwähnten Gebirgskette, dagegen bringt der Südoſt, welcher der zweite hier herrſchende Wind iſt, im Winter und erſtem Frühlinge, wo er oft ſehr ſtark, jedoch ſelten länger als drei oder vier Tage weht, gewöhnlich Regen mit ſich. In ihrem Inneren ſind die Peovinzen Kerman und Lariſtan und zwar am meiſten diejenigen Diſtricte, welche an die Wüſte von Seiſtan grenzen, gleichfalls großer Hitze ausgeſetzt, daſſelbe gilt auch von einem großen Theile der Hochebene während des Sommers, doch genießen der Diſtrict und die Stadt Schiraz [11]) und die übrigen jenſeit des Gebirges liegenden Theiſe von Fars eines ſchönen Klima's. Dieſes richtet ſich hier hauptſächlich nach der höheeen oder tieferen Lage der Thäler, welche die Provinz durchſchneiden, doch iſt weder Hitze noch Kälte übermäßig. Noch ſchöner iſt das Klima in der weiter nordwärts gelegenen Provinz Irak, und vorzüglich genießt Ispahan [12]) einer Temperatur, welcher ſich keine andere Stadt Perſiens zu erfreuen hat. Wenn man überhaupt der Trockenheit der Luft in Perſien es zuſchreibt, daß während des Sommers kein Thau die Pflanzen benetzt und thieriſche Körper eher austrocknen als verfaulen, ſo iſt Ispahan vorzüglich in dieſer Hinſicht begünſtigt. Die meiſte Zeit iſt die Luft ſo rein und trocken, daß man ihr das glänzendſt polirte Metall preisgeben kann, ohne den Roſt fürchten zu dürfen. „Nur einige Wochen im Jahre iſt der Himmel Ispahans mit Wolken bedeckt, ſelten fällt ſtarker Regen und der Schnee verſchwindet bald wieder. Die Jahreszeiten folgen regelmäßig und faſt bis auf die Stunde genau auf einander, und wenn der Frühling beginnt, ſo legt die Natur ihr lieblichſtes Gewand an, und wenn man die Klarheit der Flüſſe, den Schatten luſtiger Spaziergänge, die duftende Üppigkeit der Gärten, die grünende Schönheit der weitaus gedehnten Felder Ispahans in Erwägung zieht, ſo iſt man geneigt, dem Perſer Recht zu geben, wenn er ſagt, daß Ispahan berauſchend auf die Sinne wirke," ſagt Malcolm.

Die weiter als Ispahan gegen Norden gelegenen Städte können es hinſichts des Klima's nicht mit dieſer Stadt aufnehmen. Die Natur des Nordens tritt mehr und mehr hervor; der Winter beginnt hier im November und hält bis zum März an. Meiſtens iſt er ſehr ſtreng und führt Eis und Schnee mit ſich, weſcher letztere auf den drei Tagereiſen von Ispahan entfernten Gebirgen gewöhnlich acht Monate lang liegen bleibt. So ſuchen harte Winter ſchon Hamadan heim, obgleich der Winter Perſiens im Allgemeinen ein Regenwinter iſt, welcher in dem übrigen Iran in der Regel nur zwei Monate lang Schnee herbeiführt, das Thermometer am Tage ſelten unter 0 fallen läßt, während in der Nacht die Kälte oft auf 7, 8, 10 Grad ſteigt und Stürme mit Blitz und Donner gemein ſind. Dagegen iſt der Sommer bei Kaſchan und Kum, welche Städte an den Grenzen von Wüſten liegen, wieder äußerſt deückend, und in Teheran [13]), welches unmittelbar am Fuße desjenigen Gebirges liegt, duech welches Irak von Mazenderan geſchieden wird, herrſcht ein ſolcher Witterungswechſel, daß die Stadt für ungeſund gilt, weshalb auch dann die Zahl ihrer Bewohner oft von 50,000 auf 10,000 herabſinkt, indem jeder, dem es irgend möglich iſt, in die Gebirge wandert. Aſerbeidſchan [14])

10) In Taberiſtan weht dagegen während des Winters, wo auch Regen häufig fällt, ein periodiſch ſein ſollender Wind oft 1, 2, 3 oder 7 Tage hinter einander, welcher Menſchen, durch die Gewalt, mit welcher er bei einer ſchneidenden Kälte von den Gebirgen Mazenderans einherbrauſt, ſoll tödten können. 11) Der Sommer in Schiras iſt warm, die Hitze jedoch niemals übermäßig, aber die Nächte ſind, ſelbſt während des wärmſten Wetters, kühl und angenehm. Als Malcolm ſich im J. 1800 in Schiras befand, ſtand Fahrenheit's Thermometer in den heißeſten Tagen des Juni zur Mittagszeit im Hauſe auf 94°, im Zelte auf 100°. Im J. 1810 ſtieg das Queckſilber um die erwähnte Zeit niemals über 88° und fiel nicht unter 74°. Früh um 8 Uhr ſtand das Thermemeter im Allgemeinen etwa auf 60°. Im Herbſte fuhr die Hitze fort, aber im Winter wurde es kalt und das Queckſilber ſank unter 0. Am Ende des März bedeckte Reif den Boden. Der April war entzückend ſchön, das Thermometer ſtand bei Sonnenaufgang gewöhnlich auf 50°—55°, um 2 Uhr Nachmittags auf 80°—84° und um 9 Uhr Abends auf 64°. Fars gehört übrigens zu den geſundeſten Provinzen, was wenigſtens ſeine innern Diſtricte anbetrifft. 12) Der Fluß, an welchem Ispahan liegt, heißt Sendeh rund, d. i. Lebensfluß, und er iſt ein ſolcher in der That für die Stadt, da er, in zahlloſe Arme getheilt, ihre Felder und Gärten befruchtet und ihre Häuſer mit dem nöthigen Waſſer verſieht. Was wir über die Beſchaffenheit der Luft in Ispahan ſagten, das hat ſchon Engelb. Kämpfer in ſeinem bekannten Werke bemerkt, wo er S. 163 ſagt: „Acrem haurit sudo perpetuo felicem, aequalis temperiei, siccum et saluberrimum. Videbis cadavera hic exarescere prius, quam putrescant; ferrum quamvis humore aspersum rubiginem non contrahere etc." Was wir über die Trockenheit der Luft ſagten, das erklärt ſich leicht aus dem in den meiſten Theilen Perſiens herrſchenden Wald- und Waſſermangel, und daß die mit der Trockenheit verbundene Reinheit der Luft auch die Stärke des Lichts erhöhen und deſſen Wirkungen vergrößern muß, iſt natürlich und begreiflich. Daß man daher in einigen Diſtricten Perſiens ſelbſt in der Nacht beim Lichte der Sterne größere Schrift zu leſen vermag, daß Sternſchnuppen häufig ſind und das Zodiakallicht ſich, nach Niebuhr's Bemerkung, nirgends ſo deutlich zeigt, als in Perſien, das darf uns nicht wundern. „Über dem trockenen Boden," ſagt Ritter, „ſchwebt das iraniſche Trockenklima dieſer alten Erde mit dem ätherfreien Sonnenhimmel, dem Jahreszeitenwechſel und den friſchen, reinen Berglüften."

13) Die mittlere Temperatur in Teheran war 1810 im April nach Fahrenheit's Thermometer gegen Mittag 66°; im Mai ſtand das Queckſilber frühmorgens auf 67°, um 2 Uhr Nachmittags auf 76°, um 10 Uhr Abends auf 72°; der Sommer war außerordentlich heiß, der Winter ſehr kalt, überhaupt das Klima einem großen Wechſel unterworfen. Als Malcolm im J. 1810 ſich im Lager zu Dhaung befand, welches 68 engl. Meilen von Teheran entfernt iſt, ſtand Fahrenheit's Thermometer um Mittag auf 92°, um 3 Uhr Nachmittags auf 60° und um 8 Uhr, als man nach Sugziâbâd marſchirte, wurde es plötzlich, indem ſich der Wind nach Nordweſt umſetzte, ſo kalt, wie im Winter. Dieſer Wind wird zuweilen Baud-e-Schaheryâr, öfter Baud-e-Caucâſân, d. i. Wind von Caucâſân, wie ein Gebirgsſtrich im Norden von Kaswin (Kazveen) heißt, genonnt. Er weht, oft ſturmähnlich, nur im Winter und thut, wenn er anhält, dem Getreide großen Schaden. 14) Tas (Tes) bris, die Hauptſtadt dieſer Provinz, liegt unter 38° 10′ nördl. Br. Als Malcolm im J. 1810 ſich in der Nähe dieſer Stadt befand, ſtand das Thermometer bei Sonnenaufgang zuweilen auf 68°, Nachmittags um 2 Uhr auf 94° und Abends um 10 Uhr auf 56°. Der Wind wehte zu dieſer Zeit hef-

Digitized by Google

und Kurdiſtan haben das Klima Armeniens. In beiden Provinzen iſt der Winter ſehr kalt und beginnt ſchon mit dem Herbſte anderer Provinzen. Ghilan und Mazenderan haben eine kalte und warme Region, die erſtere in ihren Gebirgsdiſtricten, die zweite in den am kaspiſchen Meere ſich hinziehenden Niederungen. Regen fällt in dieſen Provinzen häufiger als in den anderen, was man den Flüſſen und Wäldern zuſchreibt, die ſich hier finden. In Koraſſan erfährt man alle Wechſel des Klima's, doch ſind alle diejenigen Diſtricte, welche an die Wüſte grenzen, die ſich von Irak nach Seiſtan hinzieht, außerordentlich heiß, und in einigen Theilen der Provinz müſſen ſich die Einwohner in ihren Häuſern vor peſtartigen Winden und faſt glühenden Sandwolken [15]) ſchützen. Trotz dem iſt Khoraſſan ein geſundes Land, was ſich auch von dem übrigen Perſien faſt durchgängig behaupten läßt, indem nur die Küſtenſtriche am kaspiſchen Meere wie am perſiſchen Golf [16]) ausgenommen werden müſſen, wo Fieber häufig vorkommen. Augenkrankheiten und Dyſenterien ſind gleichfalls in Perſien nicht ſelten, und die Pocken richten oft große Verheerungen an; weniger ſtößt man auf endemiſche Krankheiten. Wenn jedoch Moritz von Kotzebue behauptet, daß die, im türkiſchen Aſien ſo oft wüthende Peſt den Aras nie überſchritten habe und nach Perſien gedrungen ſei, ſo hat ihn das Jahr 1830 widerlegt, wo dieſe Krankheit von Juni bis September allein in der Gegend von Tehraun 30,000 Menſchen wegraffte. Nicht minder verheerend trat 1823 und 1830 auch die Cholera auf, welche in Ghilan die Einwohnerzahl von 300,000 bis auf 60,000 verminderte.

III. Naturproducte. Obgleich Perſien mit Ausnahme ſeiner nördlichen Provinzen (Ghilan und Mazenderan) ſolchen Mangel an eigentlichen Waldungen [17]) hat, daß in einigen Diſtricten das Holz pfundweiſe und oft zu ſehr hohen Preiſen verkauft wird, die Karawanen immer dieſelbe Straße verfolgen und die Lagerplätze der vorausgegangenen aufſuchen müſſen, um ſich des von dieſen zurückgelaſſenen Düngers als Feuerungsmittel bedienen zu können, ſo ſteht das Land doch hinſichts der übrigen Pflanzenwelt nicht leicht einem anderen Lande nach, ſondern übertrifft vielleicht die meiſten Länder der Erde, ja es ſcheint, daß Perſien das Stammland aller edlen Bäume und Früchte iſt. Von Bäumen, welche faſt überall gedeihen, wo man ſie pflanzt, findet man Cypreſſen von außerordentlicher Höhe bei Schiras, und Chardin ſah bei dem Dorfe Paſſargada einen Cypreſſenbaum, welcher bei einem Umfange von 30 Fuß ſeine

---

tig aus Oſten. Nach Campdell's Journal war die Temperatur im Winter 1808 bei Tadriz folgende: Den 20. Dec fiel ſtarker Schnee; er bedeckte die ganze Gegend, blieb jedoch nicht lange liegen, da das Wetter wieder mild wurde. In der Mitte des Decembers wurde die Kälte ſtreng. Von dieſer Zeit an bis Ende Januars ſtieg das Thermometer, wenn es der Luft ausgeſetzt wurde, nie über Null, in dem Zimmer aber um Mittag ſelten über 18°. Der Januar war beiweitem der kälteſte Monat. Das Waſſer gefror augenblicklich in den auf dem Speiſetiſche ſtehenden Gläſern, und die Tinte wurde in ihren Behältern zu Eis, obgleich dieſe ganz nahe am Feuer ſtanden. Vierzehn Tage lang war kein Ei zu haben, da die Kälte ſie alle zerſpaltete. Einige Flaſchen Wein gefroren gleichfalls unter dem ſie bedeckenden Strohe, und einige kupferne Kannen zerſprengte das von der Kälte ausgedehnte Waſſer. Gegen das Ende des Februars wurde das Wetter vergleichungsweiſe mild; am 1. Mai fiel wieder Schnee, und es trat eine ſolche Kälte ein, daß die ganze Pflanzenwelt vernichtet wurde. Jetzt folgte große Wärme und am 15. Juli begann die Ernte. Als Malcolm im J. 1810 zu Hubatu in Kurdiſtan ſtand, gefror am 17. Aug. das Waſſer und das Thermometer ſtieg bei Sonnenaufgang auf 38°. Die Perſer nennen übrigens den höchſten Punkt eines kalten Winters Zerb Zimistan, was nach Georg Forſter ſoviel bedeutet als „Strich oder Schlag des Winters."

15) Der Capitain Pottinger, welcher 1810 im Anfange des Aprils einen Theil dieſer Wüſte durchreiſte, gibt über ſie folgende intereſſante Mittheilung: „Der Boden," ſagt er, „wenn er anders ſo genannt werden kann, beſteht aus einem ſehr leichten, rothen Sande, deſſen Theilchen in der Hand kaum mehr fühlbar ſind. Die ganze Fläche beſteht aus einer verwirrten Maſſe von Sandwellen verſchiedener Größe, welche von Oſten nach Weſten laufen. Einige derſelben ſind von ſehr merkwürdiger Bildung. An der dem Winde gegenüberliegenden Seite, wo ſie ſich faſt perpendiculair zu einer oft bedeutenden Höhe erheben, gleichen ſie in der Ferne einer Ziegelmauer; die dem Winde, welcher gewöhnlich aus Nordweſt weht, zugekehrte Seite verflacht ſich allmälig bis zur Grundfläche oder bis in die Nähe derſelben bis zur nächſten Welle, welche ſich auf dieſelbe Weiſe erhebt, ſodaß eine Höhle oder ein Fußweg zwiſchen beiden Wellen entſteht, über welchen dieſe ſich 10—20 Fuß auf beiden Seiten erheben. Ich hatte große Mühe," fährt Pottinger fort, „meine Kameele über dieſe Sanddünen zu bringen, zumal, wenn der Weg über die perpendiculaire Seite führte. Zuweilen mußten wir das Aufſteigen gradezu unterlaſſen und die Welle umgehen, bis ſich eine geeignetere Stelle fand. An der andern, ſich verflachenden Seite ſtiegen die Kameele ſehr gut aufwärts, und ſobald ſie fanden, daß die Oberfläche der Welle ihrem Gewichte nachgab, was unveränderlich geſchah, ſobald die Thiere von einiger Größe waren, ſo ließen ſie ſich auf die Knie nieder und rutſchten ſo allmälig mit dem Sande abwärts, welcher zum Glück ſo leicht und locker war, daß das erſte Kameel einen hinreichenden Fußſteig für die übrigen bahnte. Dieſes Hinderniß war jedoch nichts gegen das Ungemach, welches ich, meine Leute und die Kameele von den wogenden Sandtheilen zu erleiden hatten. Bei dem erſten Anblicke erſchien die Wüſte in der Entfernung einer halben engliſchen Meile einer flachen Ebene gleich, welche ſich von ſechs Zoll bis zu einem Fuße über die Spitze der Sandwellen erhob. Dieſe letztern ſchienen beſtändig zu weichen, wenn wir vorwärts ſchritten, oft aber ſchloſſen ſie uns förmlich ein und erzeugten ein höchſt unangenehmes Gefühl; denn unmerklich wurden wir mit feinem Sande bedeckt, welcher in den Mund, die Augen und die Naſenlöcher drang und dieſe Theile ſtark irritirte. Dabei litten wir den heftigſten Durſt, welcher durch die ſenkrecht auf uns niederſchießenden Sonnenſtrahlen vergrößert wurde, indem ſie den Sand zugleich ſo erhitzten, daß wir Blaſen an den Füßen bekamen, obgleich wir Schuhe anhatten. Unſer Führer ſagte mir, daß die Hitze die Sandtheilchen in die Höhe ziehe und ſie in der Luft herumfliegen laſſe; ich bin jedoch nicht im Stande, die Sache zu beſtätigen oder zu leugnen, nur ſoviel kann ich ſagen, daß während der heißen Tageszeit dieſe Erſcheinung gar nicht ſtattfand."

16) Die Eingebornen in dieſen Diſtricten leiden größtentheils an den Augen, welches eine Folge des außerordentlichen Sonnenſcheins und des Baummangels zu ſein ſcheint, obgleich die Unreinlichkeit, welche in ſolchen Klimaten der Geſundheit beſonders nachtheilig zu ſein pflegt, ebenfalls Antheil daran haben mag. Auch eine Art Nervenwurm findet ſich hier, welcher ſich unter die Haut gräbt und viel Schmerzen verurſacht. 17) Die ganze Hochebene iſt von eigentlichen Waldungen entblößt, und erſt in neuern Zeiten hat Abbas Mirza das Anpflanzen von Bäumen befohlen, welche überall gut gedeihen. Getrockneter Miſt dient daher in dem größten Theile Perſiens als Feuerungsmittel und das Holz der Fruchtbäume wird zu Tiſchler- und Drechslerarbeiten verwendet.

Digitized by Google

Äſte 15 Schritt weit ausbreitete. Cedern und Fichten trifft man auf einzelnen Bergen an; Eichen mit Galläpfeln, Linden, Akazien und Kaſtanien auf den niederen Hügeln und in den Felsklüften. Der Sumach- oder Färberbaum iſt häufig, ſeltener ſchon Fraxinus Ornus. Orangen von wundervoller Höhe finden ſich in geſchützten Bergſchluchten. Granaten zieht man hauptſächlich in der Gegend von Hadjiabad und Turſchiz, ſie haben in Perſien einen herrlichen Geſchmack, und man ſchätzt von ihnen beſonders eine Sorte, welche man Bedanas, d. h. die Samenloſen, nennt, weil ſie keinen Kern haben. Ferner findet man Citronen, Apfelſinen, Pomeranzen (dieſe beginnen bei Schiraz, wo die Dattel verſchwindet), Äpfel, Birnen, Pflaumen, Kirſchen, Quitten, von welchen die Ispahaner für die vorzüglichſten im Morgenlande gelten, Maulbeeren, Mandeln, Feigen, letztere vorzüglich bei Tueſchiz und Jzed (Yzed) von ausgezeichneter Schönheit, Aprikoſen, von welchen eine Tokmſcham genannte Art mit hochrothem Fleiſche Perſien eigenthümlich iſt, Terebinthen oder Piſtazien, Palmen (palma sylvestris persica und palma Christi), Datteln, Pfirſichen, welche bekanntlich Perſien ihren Namen verdanken, Platanen, Kornelkirſchen, Weiden, von den letzteren die Moſchusweide vorzüglich bei Schiras in kleinen Wäldern; Wein, von welchem man überhaupt 40 Sorten in Perſien kennen ſoll, zieht man vorzüglich bei Schiras und Ispahan. Der Schiraswein, welcher nach Kämpfer Ähnlichkeit mit dem Burgunder und Champagner haben ſoll, iſt ſelbſt in Perſien äußerſt ſelten zu bekommen und in neueren Zeiten iſt der maderaähnliche Wein von Ispahan, ſowie der von Turſchiz in Ruf gekommen[18]). Da der Holzmangel keine Fäſſer zu machen erlaubt, ſo bewahrt man den Wein in großen irdenen Gefäßen auf. Alle Getreidearten gedeihen in Fars und den nördlicheren Diſtricten. Weizen, welcher vortrefflich iſt, wird vorzüglich in Perſien gebaut. Gerſte und Hirſe wird gleichfalls geſäet, ſelten aber Hafer, da man die Pferde mit Gerſte füttert. Reis, welcher ein Hauptnahrungsmittel der Perſer ausmacht, wird vorzüglich in den nördlichen Provinzen, und unter dieſen am meiſten in dem waſſerreichen Mazenderan gewonnen. Tabak[19]) wurde früher vorzüglich bei der Stadt Hamadan und in dem wüſten Kerman gezogen, jetzt gilt der bei der Stadt Tubbus in Khoraſſan gezogene für den vorzüglichſten. Baumwolle, Zucker und Mohn[20]), welcher letztere herrliches Opium liefert, weshalb man ihn im ganzen Lande baut, pflanzt und ſäet man ebenfalls. Herrliche Melonen liefern Ispahan und Niſchapur, geſchmackvolle Steckrüben trifft man in der Gegend von Hadjiabad an; außerdem findet man Gurken, Kohl, Möhren, Erbſen, Wurzeln, Flachs und Hanf. Die Blätter dieſer letztern Pflanze raucht der gemeine Perſer, theils ihrer berauſchenden Kraft wegen, theils weil ihm der Tabak zu theuer iſt. Den Kartoffelbau führte Malcolm in einigen perſiſchen Diſtricten mit Glück ein. Dem Medicinalweſen liefert Perſien Rhabarber, Seſam, Manna, Seneſpflanzen, Salep, Ferula assa foetida, welche auch als Gewürz benutzt wird, Wermuth, Terpentin, Senf, Ingwer, Gummi, Maſtix und den Deſtambugeh, mit welchem man die Hände duftend macht, den Färbern dagegen Indigo, Krapp, Henné und Saffran[21]). Perſien ganz oder vorzüglich eigenthümlich ſind die Kherſereh und die Gulbadſamur, Oleanderarten, von welchen die letztere eine vergiftende Kraft haben ſoll, die Behmen in Khoraſſan, die berauſchende Haſchiſcha bei Ispahan, die in Perſien giftige Cordia mixa und die nux vomica. Ferner findet man Andropogon nardus, Myrrhen, die Weihrauchſtaude, Bambusa arundinacea, Hedysarum alhagi, welches das perſiſche Manna liefert, Lementina u. ſ. w. Unter den Blumen nimmt die Roſe von Schiras den erſten Rang ein. Man nennt ſie vorzugsweiſe Kul, d. i. Blume, und feiert ihr zu Ehren Feſte. Der Jasmin ſchmückt die Gärten freiwillig, blaue und ſcharlachrothe Anemonen locken in die Dickichte, Tulpen und Ranunculus zieren in Menge und auf prachtvolle Weiſe die Weideplätze. Binſen, aus welchen Matten geflochten werden, liefern die Sumpfgegenden; die ſüdliche Seeküſte zeichnet ſich durch herrliches Rohr aus, welches zum Schreiben benutzt wird, doch iſt Perſien im Allgemeinen ärmer an Zier- als an Nutzpflanzen.

Weniger begünſtigt erſcheint Perſien in Hinſicht der edlen Metalle. Eine Goldmine wurde zwar in Fars, und eine Silbermine in Aſeerbidſchan entdeckt, beide aber waren nicht reichhaltig genug, um bergmänniſch bearbeitet zu werden. Geringere Kupferſorten liefern die Gebirge bei Kasbin in Mazenderan; Blei, auf die gewöhnliche Weiſe mit Silber verſetzt, findet ſich in Kerman und bei Jezd, Eiſen rauh und zerbrechlich in den nördlichen Diſtricten. Doch iſt der Bergbau Perſiens ganz unbedeutend, woran vorzüglich der bereits erwähnte, große Holzmangel Schuld iſt. Perſien bezieht daher nicht nur ſein Gold und Sil-

18) Die Weintrauben werden zu Wein, Weinmuß, Roſinen, Cubeben und Branntwein benutzt. Von dem Weinmuße ſind die Perſer große Liebhaber, und ſie genießen es entweder unvermiſcht, oder mit Eſſig und Waſſer verdünnt. Mit dem Keltern des Weines beſchäftigen ſich hauptſächlich die in Perſien lebenden Armenier; die bereits erwähnte Reinheit der Luft erlaubt, die Trauben, aus deren Safte man auch durch Einkochen eine Art Zucker gewinnt, viele Monate hindurch in ihrer Friſche zu erhalten, und man benutzt daher zur Weinbereitung theils friſchgebrochene, theils ſolche Trauben, welche oft mehre Monate nach ihrer Reife am Stocke geblieben ſind. 19) Der perſiſche Tabak iſt äußerſt ſtark, und wird daher von dem eigentlichen Perſer, welcher ihn ſehr liebt, nur durch Waſſer geraucht. Das ihm dazu dienende Gefäß, welches Kämpfer ausführlich beſchreibt, heißt Kaliun, und iſt oft mit Perlen und edlen Steinen geſchmückt. Der langen Pfeiſe bedienen ſich nur die arabiſchen Stämme. Schnupftabak iſt dagegen in Perſien theils gar nicht, theils nur wenig gebräuchlich.

20) Der Mohnbau, welcher ſchon zu Kämpfer's Zeiten äußerſt bedeutend in Perſien war, wird immer ſtärker betrieben, da der Verbrauch des Opiums jährlich zunimmt. Dieſes dient dem Perſer nicht nur als Berauſchungs-, ſondern auch als Tödtungsmittel. In dem letztern Falle trinkt man nach dem Opiumgenuſſe Eſſig, worauf unmittelbar der Todesſchlaf erfolgt. 21) Dieſe Pflanze wird ebenſo ſtark als der Tabak gebaut, und geht als Handelsartikel in das Ausland. Hamadan, Ghilan und Mazenderan liefern den meiſten Safran. Außer dem Safran gewinnt man auch viel Gummitraganth und andere Gummiarten, welche theils im Lande verbraucht, theils im Auslande verkauft werden.

der aus dem Auslande, ſondern größtentheils auch das ihm nöthige Eiſen und Kupfer aus dem türkiſchen Aſien, Rußland und Oſtindien, und obgleich der Schah das Münzrecht als ſein höchſtes Vorrecht betrachtet und deshalb ſowol an ſeinem Geburtstage als am Nourozefeſte an die Geſchenkebringenden neugeprägte Münzen austheilen läßt, ſo müſſen doch Handel und Wandel ihre Zuflucht zu türkiſchen Piaſtern, venetianiſchen Zechinen und holländiſchen Dukaten nehmen. Edelſteine ſind gleichfalls in Perſien ſelten; doch hat man zwei Gruben zu Niſchapur (Niſhapore) und am Berge Firusku zwiſchen Mazenderan und Kuhiſtan, welche herrliche Türkiſe (Feruzah, Firusku im Perſiſchen nach der letzteren Grube genannt) liefern. Außerdem findet man Karneole, Chryſolithe, Laſurſteine, Jaspiſe, Sapphire, Turmaline, Achate, Quarzarten, Quaderſteine, Schiefer, Feuerſteine, Marmor, von welchem ſich bei Tebris eine weißgrünliche Sorte findet, welche ſelbſt in zolldicken Tafeln faſt durchſichtig wie Bergkryſtall iſt. Fars liefert Talk und reinen weißen Mergel, welcher ſich wie Seife benutzen läßt. Gemeiner Thon, Lehm, Walkererde, Bolus, Meerſchaum, Gyps, Kalke, Sande und andere Steine finden ſich in den Gebirgen der Hochebene, wie in denen der nördlichen Abdachung und in den Grenzgebirgen des Weſtens. Einen vorzüglichen Reichthum hat Perſien an Salzen, welche man theils in den Bergen, theils in den Steppen, Seen und Baien, theils durch Salinen gewinnt. Steinſalz, welches zu Chardin's Zeit ſelbſt in den Handel kam, liefert das trockene Kerman, ſowie die Gegend um Ispahan. Auch an Schwefel, Salmiak, Alaun, Vitriol, Soda, Salpeter, Steinbutter, Borech u. ſ. w. hat Perſien eher Überfluß als Mangel. Ebenſo finden ſich Federharz, Erdöl, Asphalt. Unter dem Namen Mumie (mumia nativa, ſ. d. Art.) hat man eine Art ſchwarzes, flüſſiges Steinöl, welchem man große Heilkräfte zuſchreibt, weshalb auch der Schah die Quellen verſiegeln, bewachen und jährlich nur ein Mal öffnen läßt. Was Perſien gänzlich fehlt, das ſind die Perlen, denn in die des perſiſchen Meerbuſens theilen ſich Engländer und Araber, da der König nicht ein einziges Schiff hat, um das ſein Land begrenzende Meer zu beherrſchen.

Begünſtigter tritt Perſien hinſichts des Thierreichs auf. Zwar iſt der Elephant, welcher früher, wie wenigſtens aus den Sculpturen zu Tauk (Tak)-e-Boſtan hervorzugehen ſcheint, in Perſien, namentlich in Mazenderan, häufiger gefunden wurde, wenn er auch dem Lande nicht förmlich angehörte, faſt ganz aus demſelben verſchwunden, da man kaum noch einige Exemplare am Hofe des Schahs erblickt; allein man bedarf ſeiner auch nicht, da er durch das Kameel, das Pferd, den Eſel, Mauleſel und den Ochſen reichlich erſetzt wird. Von dem Kameele, welches in einigen Theilen Khoraſſans den Hauptreichthum des Landes ausmacht, hat man in Perſien eine größere und eine kleinere Art. Die letztere, welche aus einbuckligen Dromedaren beſteht, wird vorzüglich von den am perſiſchen Meerbuſen nomadiſirenden Arabern gezogen, ſteht aber ſowol den arabiſchen ſelbſt, als auch den oſtindiſchen weit nach. Doch vermag dieſes weißhaarige Dromedar, welches 6—800 Pfund trägt, die Kälte nicht gut auszuhalten, wol aber Hunger und Durſt, und iſt daher für die ſüdlichen Provinzen, zumal da es ſehr flüchtig läuft, eine große Wohlthat. Das zweibucklige Kameel, welches das Dromedar beiweitem an Kraft und Stärke, ſowie an Ausdauer übertrifft, iſt in den nördlichen Provinzen, und zwar vorzüglich in denen, welche das alte Baktrien bildeten, vorherrſchend. Das Dromedar ſowol, als das Kameel, welches letztere 1000—1200 Pfund trägt, werden zum Laſttragen, wie zum Reiſen gebraucht. In dem letzteren Falle reitet man entweder, was ſehr beſchwerlich ſein ſoll, da ſich der Rücken des Thieres immer hin- und herſchiebt, oder man ſetzt ſich in Körbe, welche an den Seiten des Thieres herabhängen[22]). Das Letztere geſchieht meiſtentheils von Weibern, Kindern und Kranken, doch durchreiſte auch Georg Forſter auf dieſe Weiſe einen großen Theil Perſiens, deſſen nomadiſirende Bewohner viel Sorge auf die Zucht dieſer ihnen ſo nützlichen Thiere wenden, und ſie vorzüglich im Frühjahre, wo ſie die Haare verlieren, gegen Inſektenſtiche zu ſchützen ſuchen, weshalb ſie dieſelben mit harzigen Subſtanzen beſtreichen. Die Milch beider Gattungen wird getrunken und gegeſſen, ſonſt aber nicht weiter benutzt. Das zweite Thier, welches bei den Perſern in hoher Achtung ſteht, iſt das Pferd. Man hat von ihm drei Racen. Am perſiſchen Meerbuſen herrſcht die rein arabiſche vor, indem die hier nomadiſirenden Araber die größte Sorge tragen, dieſe zu erhalten. In Irak und Fars hat man eine Miſchlingsrace, welche die eigentlichen perſiſchen Pferde liefert. Dieſe haben lange Hälſe mit vorwärts ausgeſtreckten Köpfen, eine ſchmale Bruſt, hohe Beine und wenig Feuer. Beſſer gebaut und nicht ſo mager wie die arabiſchen, ſind ſelbſt die perſiſchen Hengſte, trotz ihres wilden Ausſehens, äußerſt geduldig, ſonſt aber gute Reitpferde und herrliche Paßgänger. Die letztere Eigenſchaft, welche das Reiſen äußerſt erleichtert, wird in Perſien, wo die Wege meiſt ſchlecht und Heerſtraßen eigentlich gar nicht vorhanden ſind, vorzüglich geſchätzt, und Pferde, welche ſie nicht beſitzen, kauft man um das halbe Geld. Überhaupt ſind die perſiſchen Pferde, welche Chardin für die ſchönſten in Oſtaſien erklärt, meiſt ſchwach auf den Hinterfüßen, da ihre Reiter ſie gar nicht ſchonen und ſie oft im ſchnellſten Laufe zum plötzlichen Stilleſtehen zwingen. Sonſt aber tragen die Perſer große Sorge für dieſe Thiere. Man bedeckt ſie genau nach Witterung und Jahreszeit, hält ſie bei warmem Wetter im Stalle und läßt ſie nur des Nachts heraus. Häckſel und Gerſte dienen gewöhnlich zum Futter, und zwar die letztere immer erſt am Abend. Zur Streu dient faſt pulveriſirter Miſt, welcher jeden Morgen der Sonne zum Trocknen ausge-

22) Da die Straßen in Perſien, namentlich an den Grenzen, aus politiſchen Gründen äußerſt vernachläſſigt ſind, ſo kennt man in dieſem Lande Fuhrwerke kaum dem Namen nach. Frauen der Reichen oder reiche Kranke bedienen ſich zuweilen einer Art von Sänfte, welche von zwei Mauleſeln getragen und Tukto rowan genannt wird. Die von den Kameelen getragenen großen Körbe, in welchen dem Könige auch ſein Harem nachgeführt wird, heißen Kujawal.

Digitized by Google

ſetzt wird, worauf man die Pferde täglich zwei Mal ſtriegelt, auch oft wäſcht und ſonſt reinigt. Um die Schnelligkeit ihrer Pferderace zu prüfen, ſind Wettrennen bei den Perſern ſehr, und beſonders am Nourozefeſte, ſowol in der Reſidenz als in anderen Städten Perſiens gewöhnlich. Die zu durchlaufende Bahn iſt ſelten kürzer als ſieben und länger als 21 engliſche Meilen, und Knaben von 12 und 14 Jahren geben die Jockeys ab. Bei dieſem Rennen werden jedoch nur Stuten zugelaſſen, denn dieſer bedienen ſich die Perſer allein bei ihren Kriegszügen, und nur die arabiſchen Wanderſtämme machen eine Ausnahme, indem ſie den Hengſten den Vorzug geben. Der Preis für ein Pferd von der gewöhnlichen Race, von welcher jährlich gegen 5000 Stück nach der Türkei und Oſtindien ausgeführt werden ſollen, ſchwankt zwiſchen 90 und 300 Thalern, dagegen wird ein turkomaniſches oder koraſſaniſches Pferd, bei welchem man weniger die Geſtalt, als die Race berückſichtigt, mit 600 Thalern und theurer bezahlt. Dieſe Race, welche die dritte perſiſche iſt, zeichnet ſich durch Größe und Kraft weit vor den beiden anderen aus. Sie hat zwar auch arabiſches Blut; allein da ſie ſich beſſerer Weiden erfreut, als Arabien bieten kann, auch die einheimiſchen Stammpferde weit kräftiger ſind, als die arabiſchen, ſo übertreffen dieſe Miſchlinge ihre Erzeuger an Größe und Kraft. Dieſe letztere iſt der Grund, daß dieſe Pferde die größten Anſtrengungen aushalten und im Vertrauen auf dieſen Umſtand unternehmen die Stämme, welche dieſe Race ziehen, Plünderungszüge nach dem Oſtufer des kaspiſchen Meeres und der Umgegend von Kaſchan und Jspahan, wobei ſie ſich weniger auf ihre Zahl als auf ihre Roſſe verlaſſen. Dieſe, welche gewöhnlich 15—16 Hand hoch ſind, werden oft gradezu für ſolche Raubzüge auferzogen und abgerichtet und von einem, in dieſer Hinſicht vollendeten, Pferde ſagen die Turkomanen: „Das Fleiſch dieſes Pferdes ſei Marmor.“ Die Chuppers oder reitenden Eilboten der Regierung — die Fußboten, welche oft täglich mehre Tage hinter einander 50—70 engliſche Meilen zurücklegen, heißen Caſſids — bedienen ſich daher vorzugsweiſe dieſer Pferde und legen oft auf ihnen täglich 20 teutſche Meilen zurück. Im Jahre 1800 trug ein turkomaniſches Pferd einen ſolchen Chupper innerhalb ſechs Tagen 500 engliſche Meilen weit von Schiras nach Teheran, und ein anderer brauchte, um von der letzteren Stadt nach Buſchir am perſiſchen Meerbuſen zu gelangen, oder 700 engliſche Meilen zurückzulegen, nur zehn Tage. Faſt eine gleiche Sorgfalt, wie für die Pferde, trägt man auch für Eſel und Mauleſel. Man beſitzt von den erſteren eine ſehr ſchöne, aus Arabien eingeführte, Race. Das Haar derſelben iſt glatt, ſie trägt den Kopf hoch und bewegt ſich muthig und leicht. Die Mauleſel ſind zwar klein, aber von ſchönen Verhältniſſen, äußerſt thätig und ausdauernd. Von denjenigen Mauleſeln, welche zum Laſttragen benutzt werden, ſagt Moritz von Kotzebue: „es ſei unglaublich, was ſo ein Mauleſel tragen könne, und mit welchem gleich ſchnellen Schritte er vorwärts gehe. In letzterer Hinſicht habe das Kameel einen wahren Philoſophengang, aus dem es durch Nichts herauszubringen ſei.“ Die zum Reiten beſtimmten Mauleſel gehen ebenfalls einen guten Paß und legen fünf bis ſechs engliſche Meilen in einer Stunde zurück. Eine Art weißer Eſel fand Morier in Jspahan. Weit weniger Fleiß wendet man auf die Viehzucht. Man hat Rindvieh, welches dem europäiſchen gleicht, Büffel und Buckelochſen. Das erſtere zeichnet ſich weder durch Größe noch Schönheit aus, der Ochſe wird nie als Laſtthier, ſondern allein zum Pflugziehen und Waſſerſchöpfen gebraucht. Äußerſt bedeutend iſt die Schafzucht, und man hat auch, vorzüglich in den nördlichen Provinzen, unter den Schafen viele Fettſchwänze. Allein obgleich Schaffleiſch ein Hauptſtück in einer perſiſchen Küche bildet, und namentlich viele Wanderſtämme hinſichts Nahrung und Kleidung faſt ganz von ihren Schafheerden abhängen, ſo denkt doch Niemand daran, die vorhandene Race zu veredeln. Nur in Kerman hat man feinere Wolle, in den übrigen Provinzen iſt ſie meiſtens grob und gibt einen guten Filz, ſowie Regenmäntel. Die Milch der Schafe wie der Kühe wird auch zu Butter und Käſe verwendet. Auch die Ziegenzucht wird betrieben, und man hat eine den europäiſchen, eine andere den angoriſchen Ziegen ähnliche Art dieſer Thiere. Die erſtere wird auf die gewöhnliche Art benutzt, die andere liefert zwei Haarſorten, von welchen die feinere aus Kerman zu Shawls und anderen feinen Geweben benutzt wird. Schweine zieht man nur in einigen der nördlichen Diſtricte und man bezahlt eine Ziege mit zwei bis drei, ein Schaf mit acht und eine Kuh mit 16—20 engliſchen Schillingen. Sonderbar genug ſtehen auch die Hunde bei den Perſern in Ehren, ob ſie gleich als Muhammedaner dieſe Thiere von ſich weiſen ſollten. Man bedient ſich ihrer meiſtens als Hirten- und Jagdhunde, und die letzteren zeichnen ſich beſonders durch große Schönheit und Schnelligkeit aus.

Von wilden Vierfüßlern finden ſich in Perſien der Löwe in den weſtlichen Diſtricten, ſeltener der Tiger, welcher nur zuweilen aus Indien, und dann ſelbſt bis in die nördlichen Provinzen herüberſtreicht, der Leopard, Panther, Bär und Wolf, die Hyäne, der Schakal (Sjechaal bei den Perſern, Tſchekalka in der Gegend von Tiflis genannt) in den ſüdlichen Provinzen, der Fuchs, Haſe, wilde Eſel und wilde Schweine, die Bergziege, der Steinbock, Viverren mit der Genettkatze, Gemſen, welche ſich aus Armenien herüberziehen, und das Stachelſchwein. Die Palmenhaine am perſiſchen Meere ernähren Affen, und Springhaſen finden ſich im Norden. Hirſche, Rehe und Antilopen (Gazellen) bilden die gewöhnlichen Jagdthiere; am meiſten wird jedoch der Bezoarbock gejagt, um den nach ihm benannten Stoff zu gewinnen.

Alle unter denſelben Breitengraden ſich findenden Vögel trifft man auch in Perſien an. Von dem Hausgeflügel findet man vorzüglich Hühner und Tauben; erſtere ſowol, als die letzteren, denen man, wie bei uns, bei manchen Städten, z. B. bei Jspahan, beſondere Taubenhäuſer baut, weil man ihren Miſt namentlich für den Melonenbau am zuträglichſten hält, werden vorzüglich gepflegt. Gold-, Silber- und gemeine Faſanen ſind gleichfalls häufig in Perſien, ſowie wohlſchmeckende Rebhühner. Dem Truthahn ſcheint das Klima Perſiens nicht

Digitized by Google

zuzuſagen, dagegen finden ſich faſt alle europäiſchen Zug- und Raubvögel, von welchen letzteren der Falke mit dem Leoparden zur Gazellen- und Reiherjagd abgerichtet wird, auch die Kropfgans wird angetroffen. Unter den Singvögeln zeichnet ſich beſonders der Bulbul oder die Nachtigall des Morgenlandes aus, welche gleich der Roſe von Schiras häufig in den Geſängen der Dichter Perſiens erwähnt wird. Von Fiſchen findet ſich der Stör im kaspiſchen Meer, ſonſt ſind beſonders Karpfen, Forellen, Schmerlen und Barben häufig, und die arabiſchen Stämme am perſiſchen Golf leben faſt allein vom Fiſchfange, welchen ſie zu ihrem Lebensunterhalte ſtark betreiben, indem ſie die Fiſche nicht blos eſſen, ſondern auch eingeſalzen, geräuchert und getrocknet in den Handel bringen. Im kaspiſchen Meere ſchlägt man zwar Robben, doch ohne große Bedeutung. Einträglicher iſt in dieſem Meere der Störfang. Schlangen fehlen nicht, und an Ungeziefer aller Art iſt Überfluß. Zu dem letzteren rechnen wir die theils giftigen, theils eßbaren Heuſchrecken, welche in unglaublicher Menge das Land durchfliegen, die Skorpionen, Taranteln, Falangen[23]), giftigen Wanzen[24]), Mücken, Eidechſen, Erdſpinnen u. ſ. w., welche größtentheils die alte Wahrheit beſtätigen, daß das größte Licht meiſt mit dem größten Gifte verbunden ſei. Der Seidenwurm findet ſich beſonders in Irak bei Kaſchan, ferner in den Provinzen Ghilan, Mazenderan, Kerman und Khoraſſan. Der ganze, jetzt weniger als ſonſt bedeutende Ertrag der Seide, von welcher die beſte Sorte Scherbaſſi oder Brun genannt und von Ghilan geliefert wird, beträgt gegen 8—10,000 Ballen zu 216 Pfund. Auch die Cochenille findet ſich, doch ohne großen Nutzen zu gewähren. Bienen ſind ſelten, da es ihnen, namentlich auf der Hochebene, an der nöthigen Nahrung fehlt.

IV. Acker- und Gartenbau. Bewäſſerungsſyſtem[25]). Wir beginnen mit dem letzteren, da der erſtere ebenſo wie der Gartenbau in Perſien ganz auf ihm beruht. Perſien hat, wie wir bereits ſahen, im Verhältniſſe zu ſeiner Größe äußerſt wenige Ströme und Flüſſe, ja vielen ſeiner Provinzen und Diſtricte gehen ſelbſt Bäche und Quellen ab, daher würde das Land, dem es meiſt auch an hinlänglichem Regen mangelt, obgleich es faſt überall aus guter Pflanzenerde beſteht, wie aus den auf ihm wildwachſenden Pflanzen hervorgeht, noch weit öder, dürrer und unfruchtbarer ſein, wenn nicht die Regierung und die Privaten äußerſt bemüht und geſchickt wären, der Natur durch künſtliche Bewäſſerung zu Hilfe zu kommen. Da nun dieſe Bewäſſerung großen Einfluß nicht nur auf den Feld- und Gartenbau, ſondern auch auf den ganzen Staatshaushalt, beſonders auf den finanziellen Theil deſſelben, ausübt, ſo dürfen wir dieſelbe wol etwas näher betrachten. Seit den älteſten Zeiten legte die Regierung, denn die Sage läßt den zweiten König aus der Paiſchdadiandynaſtie Houſchung dies zuerſt unternehmen, auf ihre Koſten künſtliche Waſſerleitungen, wo es irgend thunlich und nöthig war, im ganzen Reiche an, durch welche es den Acker- und Gartenbeſitzern möglich wird, ſich, wo die Natur ihnen dies verweigert, mit dem nöthigen Waſſer zu verſehen. Es beſtehen aber dieſe Waſſerleitungen aus einer Aufeinanderfolge kleiner, wenige Ellen von einander entfernter Brunnen, welche ihren Anfang bei irgend einer Quelle nehmen, deren Waſſer ſie ableiten, ſowie ſie auch das Waſſer anderer Quellen aufnehmen. Dieſe Brunnen haben eine Tiefe[26]), wie ſie das zu bewäſſernde Erdreich erfodert, und hängen mit einander am Grunde durch einen Kanal zuſammen, welcher ſo breit iſt, daß ein Mann in ihm gehen und ihn reinigen kann. Der Staat erbaut nicht nur, ſondern erhält auch dieſe Waſſerleitungen, und die ſich ihrer Bedienenden müſſen dafür eine gewiſſe Summe bezahlen, durch welche die darauf gewendeten Unkoſten nicht nur gedeckt, ſondern ſelbſt überſtiegen werden, ſodaß der Staat in dieſen Anſtalten eine ſtarke Einnahmequelle hat. Allein auch Privatleute wiſſen ſich des Waſſers zu bemächtigen, theils indem ſie Brunnen graben, aus welchen das Waſſer durch Ochſen vermittels lederner, durch Querhölzer ausgeſpannter Schläuche geſchöpft, und dann den Gärten und Feldern zugeführt wird, theils indem ſie die entfernteſten Quellen ihren Beſitzungen zuführen oder das Waſſer der Flüſſe und Bäche ableiten. Alles zu bebauende und auf künſtliche Weiſe zu bewäſſernde Land iſt deshalb mit einem hohen Erd-

23) Die Falangen ſind Spinnen von ungeheurer Größe, welche, mit röthlichen Haaren bewachſen, kleine Klauen an den Füßen und vier Zähne im Maule haben. Sie beißen ſcharf, ſind äußerſt boshaft, beſiegen im Kampfe mit dem Skorpione dieſen jedes Mal, ſind aber gleich ihm und der Tarantel dem Menſchen nicht ſehr gefährlich, ſobald dieſer nur auf der Stelle die richtigen Mittel anwendet. 24) Die giftigen Wanzen finden ſich vorzüglich in der Stadt Miana, nach welcher ſie auch benannt werden. Sie ſind etwas größer, als die europäiſchen Wanzen, haben eine grauſchwarze Farbe und auf dem Rücken kleine, rothe, faſt unkenntliche Punkte, ſcheuen das Licht, erſtarren im Winter und ſind in den heißeſten Sommertagen am giftigſten. Ihr Biß erregt Hitze, dann Wahnſinn und führt nach 24 Stunden den Tod unter den ſchrecklichſten Convulſionen herbei. — Sonderbar genug, ſollen ſie nur den Fremden und überhaupt außerhalb Miana wenig gefährlich ſein. 25) Die Aufſicht über die Waſſerleitungen, ſowie über das ganze Bewäſſerungsſyſtem, führt der Mirab oder Fürſt der Gewäſſer.

26) Die Tiefe iſt gewöhnlich 8—9 Fuß. Manche Waſſerleitungen, welche im Perſiſchen Kerises oder Kanahts genannt werden, ziehen ſich, und zwar oft unter der Erde, Stunden weit hin. Um das Schneewaſſer aufzufangen, führt man Mauern in den Bergſchluchten auf, und läßt überhaupt kein Mittel unbenutzt, um ſich das nöthige Waſſer zu ſichern. „Die Perſer,“ ſagt Moritz von Kotzebue S. 90 ſeiner Reiſe nach Perſien, „ſind ſo geſchickt in den Waſſercommunicationen, daß jeder Einwohner nach Belieben ſeinem Garten das Waſſers eines Flüßchens zuführt und es auch wieder ablaufen läßt, wie er will. Ein jeder Bauer, er mag anſäſſig werden, wo er will, weiß geſchickt, oft Meilen weit, eine Quelle zu entdecken, auf die einfachſte Art von der Welt aus ſolcher das Waſſer zu ſeiner Beſitzung zu leiten und deſſen immer Herr zu bleiben, indem er nur grade ſoviel davon nimmt, als ſeine Felder bedürfen.“ In dem kleinen Diſtrict Niſchapur in Khoraſſan allein ſollen ſich einſt 12,000 ſolcher Waſſerleitungen befunden haben, und es wird begreiflich, wie durch die muthwillige Zerſtörung derſelben durch rohe Barbaren ganze, große Landſtriche, welche einſt mit Städten und Dörfern beſetzt waren, zu dürren Wüſten oder dürftigen Weideplätzen herabſinken konnten.

Digitized by Google

rand umgeben, damit das ihm zugeführte Waſſer nicht vor der Zeit ablaufen kann. Das Land ſelbſt in Perſien iſt aber theils Staats-, theils Privateigenthum. Das dem Staate gehörige Land iſt ſehr bedeutend. Es wird nach Chardin in königliches Domainen- und in Gouvernementsland abgetheilt. Die königlichen Domainen ſind unmittelbar für den König beſtimmt, indem ihre Einkünfte auf die Erhaltung der Paläſte und Schlöſſer, ſowie auf Beſtreitung der Koſten, welche einzelne Theile des Hofſtaates und Haushaltes des Schahs erfodern, verwendet werden, während die Gouvernementsländereien, welche Khâleſâh heißen, allgemeineren Staatszwecken dienen[27]. Das den Privaten gehörige iſt theils abgabenfrei, theils muß es Abgaben oder einen geringen Erdzins entrichten, oder es bildet Lehngüter, welche auf 99 Jahre ausgethan werden, wo dann bei Erneuerung des Lehns nach Chardin (Vol. V. p. 382 der neuen Ausgabe) eine Jahrrente bezahlt wird. Geben Privatländereien, welche erblich ſind und Wakf genannt werden, Abgaben, ſo berückſichtigt man die Lage derſelben in Beziehung auf das Waſſer. Wird dieſes aus einem Strome, Fluſſe oder Bache bezogen, ſo werden 20 Proc. des Ertrags entrichtet, nachdem die Ausſaat und zehn Proc. für Schnitter und Dreſcher abgezogen worden ſind. Wird das Waſſer einer Waſſerleitung benutzt, ſo werden 15 Proc., und geſchieht dies aus einem Brunnen oder Waſſerbehälter, nur fünf Proc. unter den angegebenen Beſtimmungen bezahlt. Die Eigenthümer pflegen dann dieſe Abgaben gewöhnlich von der Regierung zu pachten, um keine Streitigkeiten mit den Einnehmern zu haben. Die Kronländereien werden von den Bewohnern der Provinzen unter im Ganzen für ſie günſtigen Bedingungen als Ackerland oder Weideland benutzt. Hängen dieſe Ländereien nur vom Regen ab, und beſorgt der Anbauer die Ausſaat, ſo gibt er zehn, und 20 Proc. ab, wenn das letztere von Seiten des Staates geſchieht. Die Ernte iſt aber bei ſolchen Ländereien ſehr unſicher, indem ſie oft überreichlich, oft ganz und gar ausfällt. Daher laſſen Privaten ſolche vom Regen allein abhängende Ländereien gewöhnlich unbeſtellt liegen. Geſchieht dies nicht, ſo geben ſie fünf Proc. des wirklichen Ertrages ab. Hängen dagegen die Kronländereien nicht allein vom Regen ab, ſo wird die Ernte von einem dazu beſtellten Beamten gemeſſen, hierauf die Ausſaat, wenn ſie die Regierung geliefert hat, zurückgegeben, oder, wenn der Bebauer ſie beſtritten hat, abgezogen, dann der Reſt, nachdem vorher noch zehn Proc. für die Schnitter und Dreſcher abgezogen worden ſind, zu gleichen Theilen unter den Bebauer und den König vertheilt, denn nur in einigen Diſtricten erhält der letztere $^2/_3$ des Ganzen. Das Ebengeſagte gilt jedoch nur von der Sommerernte (Schutvi), welche in Irak, Aderbijan und einem Theile von Fars von der Mitte Juni bis zu Ende Juli dauert, während ſie in den trockenen Diſtricten Perſiens früher fällt. Was die Winterernte anbetrifft, ſo iſt Reis das einzige Korn, welches nach den erwähnten Beſtimmungen erbaut wird. Bei den Kronländereien wird die Ausſaat, welche in Khuziſtan und einigen anderen Provinzen Ende Novembers oder Anfang Decembers beginnt, zu jeder, in der Winterzeit zu beſtellenden, Fruchtart von dem Bebauer geliefert und der König erhält den dritten Theil der Ernte. Privatländereien geben zehn Proc. vom Ertrag der Winterernte ab. Vom Gemüſe wird gewöhnlich der Fünfte in Gelde entrichtet.

Auf die eben beſchriebene Art werden im Allgemeinen die Abgaben von den Kron- und Privatländereien in den meiſten perſiſchen Provinzen entrichtet, obgleich ſich hie und da einige unweſentliche Abweichungen finden. Nach dem herrſchenden Gebrauche ſollen die Abgaben halb in Geld und halb in natura entrichtet werden, und es wird dann für jeden baar bezahlten Tomân ein Khurwâr oder eine Eſelsladung Getreide gerechnet, welche wiederum 100 Tebrizkörben oder 700 Gewichtpfunden gleich iſt. Der Preis eines Khurwârs beträgt, wenn er, was gewöhnlich geſchieht, in Gelde bezahlt wird, einen Tomân, ſodaß der Betrag in natura dem in Gelde gleich iſt; allein es hat Fälle gegeben, daß die Regierung ſich ſtatt des Khurwârs Getreide $1\frac{1}{2}$—2 Tomâns bezahlen ließ, wo dann die erwähnte Gleichheit wegfiel. Einige Dörfer, deren Bewohner arm ſind, entrichten oft den ganzen Regierungsantheil in natura, während wohlhabende Dörfer und Pächter es vorziehen, denſelben ganz in Gelde zu bezahlen, um die Einmiſchung der läſtigen Untereinnehmer zu vermeiden. Übrigens beſtimmt man die zu entrichtenden Naturalien nicht, indem man die zehnte (fünfte) Garbe nimmt, ſondern man berückſichtigt die Zahl der Ochſen, welche man auf den Anbau verwendete. Auch iſt ſtatt des früheren Zehnten der fünfte Theil jetzt eingeführt.

Der bei dem Anbaue großer Landſtriche hinſichtlich der Abgaben herrſchende Gebrauch hat jedoch keine Anwendung bei reich und ſtark gedüngten Feldern und Gärten in der unmittelbaren Nähe der größern Städte. Einfriedigung iſt hier gebräuchlich und es findet allein und oft ſehr hoher Geldpacht ſtatt. So entrichtete zu Malcolm's Zeit das Jurrid ($^3/_4$ engl. Acre) Land in der Nähe von Ispahan, welches als Garten- oder Melonenland benutzt wurde, mehr als 30 Kronen Pacht. Auf eine

27) Die Kronländereien ſind in Perſien größtentheils entweder entſtanden aus den eingezogenen Gütern der Großen, welche während der häufigen Rebellionen oft mit ihren ganzen Familien das Leben verloren oder aus dem Lande vertrieben wurden, oder aus confiscirten Gütern hoher Staatsverbrecher, oder aus eingezogenen Kirchengütern. Vor Nadir Schah waren dieſe letztern ſo bedeutend, daß Hanway ihren Ertrag auf ein Fünftel der geſammten Staatseinnahme oder auf ſechs Millionen Thaler berechnet. Der genannte Fürſt verſammelte daher gleich nach ſeiner Thronbeſteigung eine große Anzahl Geiſtliche und fragte ſie, wozu ſie ihre ungeheueren Einkünfte verwendeten. Als ſie erwiederten, daß ſie mit ihnen Prieſter, Collegien und Moſcheen er- und unterhielten, in welchen letztern ſie fortwährend für das Heil ihrer Beherrſcher beteten, ſo ſagte Nadir: „Eure Gebete ſind offenbar dem Allmächtigen nicht angenehm, denn das Reich gerieth grade zu der Zeit in den größten Verfall, als euer Stand am meiſten begünſtigt wurde. Meine Soldaten haben dagegen das Reich gerettet und blühend gemacht, ſie ſind alſo ſichtbar Gott angenehme Werkzeuge und euer Reichthum muß ihnen zu Gute kommen." Sogleich befahl er die Einziehung der Kirchengüter, und nur ein kleiner Theil derſelben iſt ſpäterhin zurückgegeben worden.

ähnliche Weiſe, wie das Ackerland, werden auch die Gärten und die Weiden und Triften, welche letzteren vorzüglich von den Wanderſtämmen für ihre zahlreichen Heerden benutzt werden, beſteuert. So bezog die Regierung 1800 von den Weingärten und Fruchtbäumen bei Schiraz folgende Taxen:

Von Weingärten und Weinbergen mit beſtimmtem Waſſer (Faryab)	6 Dinar		f. d. Stock.
Von Weingärten mit unbeſtimmtem Waſſer (Bukhs)	5	ſ	f. d. Stock.
Von Äpfeln, Birnen, Pfirſichen ꝛc.	20	ſ	f. d. Baum.
Von Wallnüſſen	100	ſ	f. d. Baum.

und um dieſelbe Zeit wurden f. eine Milchkuh	jährl.	300 D.	
„ einen Eſel	„	200 D.	
„ eine Zuchtſtute	„	1000 D.	
„ ein Kameel	„	300 D.	
„ ein Schaf	„	700 D.	

entrichtet [28]), welche letztere Summe mit den übrigen in keinem Verhältniſſe zu ſtehen ſcheint, was ſchon Malcolm bemerkte, dem wir dieſe Angaben entnommen haben. Übrigens ſteht der Ackerbau in Perſien tiefer als der Gartenbau, auf welchen letzteren viel Fleiß verwendet wird. Zum Düngen bedient man ſich hauptſächlich des Menſchenkothes und Taubenmiſtes [29]), weil der Miſt anderer Thiere größtentheils als Brennmaterial verwendet wird. Doch iſt das Düngen da, wo man hinlängliches Waſſer hat, bei der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens in den Ackerbau treibenden Provinzen faſt gar nicht nöthig und man gewinnt durch daſſelbe oft zwei jährliche Ernten. Der perſiſche Pflug iſt klein, wird gewöhnlich von mageren Stieren, oft auch von Eſeln gezogen und vermag kaum die Erde aufzureißen. Das Dreſchen geſchieht auf dem Felde durch eine Art Dreſchſchlitten, welcher von einem Pferde mit verbundenen Augen gezogen wird und zu gleicher Zeit die Körner aus den Halmen treibt und dieſe letzteren in Spreu verwandelt. Spaten und Hacken dienen dem Garten-, oft auch dem Feldbau. Jedes Gebeet enthält ebenfalls eine Art von Erdwall, damit das darauf geleitete Waſſer nicht eher ablaufen kann, als bis das Erdreich hinlänglich getränkt iſt, oder der Eigenthümer es für gut hält. Wir haben bereits früher unter den Producten Perſiens den Reis, Weizen [30]), die Gerſte und den Hirſe erwähnt und mit der Erzielung dieſer Fruchtarten beſchäftigt ſich der Feldbau hauptſächlich. Das neuerdings auch in Frankreich verſuchte Verpflanzen der ausgeſchoſſenen Ähren iſt in Perſien längſt und allgemein eingeführt. Drei Monate reichen hin, um das Getreide zur Reiſe zu bringen, daher die Ernte in den meiſten Diſtricten bereits mit dem Juni beginnt und dadurch eine zweite Benutzung des Bodens für andere Hülſenfrüchte, Zwiebeln u. ſ. w. möglich macht. In den Gärten zieht man Wein, welcher in den nördlichen Provinzen im Winter eingegraben wird, Obſt, die erwähnten Gemüſearten, Blumen und Nutzkräuter, und der Gewinn, welchen dieſelben den Eigenthümern oder Pächtern bringen, iſt oft ſehr bedeutend, trotz der hohen Abgaben und mannichfachen Beläſtigungen, welchen ſie ſich von vielen Seiten ausgeſetzt ſehen.

V. Handel. Das Manufacturweſen Perſiens, welches noch zu Chardin's Zeiten äußerſt blühend war, iſt in der neueren Zeit ſehr herabgeſunken und fängt erſt jetzt, wo ſich das Land einer größeren Ruhe als im vorigen Jahrhunderte erfreut, wieder an, ſich zu heben. Damals ſtanden die Silberſtickereien, die irdenen und faſt porzelanartigen Geſchirre, das Leder in der mannichfaltigſten Bearbeitung, die Bogen, Damaseenerklingen und übrigen Stahlwaaren, die Tuche aus Schaf- und Baumwolle, die verſchiedenen Gewebe aus Kameel- und Ziegenhaaren dieſes Landes in hohem Rufe und wurden nach allen Richtungen ausgeführt; allein da es die Regierung an aller Aufmunterung fehlen ließ, ſo ſanken die Manufacturen und Fabriken bald nach Chardin ſehr herab. Dennoch ſtehen die Perſer, welche viele Anlagen zu mechaniſchen Arbeiten haben, in vieler Hinſicht immer noch höher, als die meiſten aſiatiſchen Völker, ja ſelbſt manche europäiſche möchten ſich ihnen in einigen Fächern nicht gleich ſtellen können. Noch arbeitet der jetzige Perſer in Gold, Silber, Stahl, Eiſen und Kupfer; die Schwerter, welche er aus Lahoreſtahle ſchmiedet, ſind gut gehärtet und zeichnen ſich durch eine ſolche Schärfe aus, daß man ſie ſelbſt höher als die Damaſcener ſchätzt und in Perſien ſelbſt mit 15—30,000 Piaſtern bezahlt, ſelbſt wenn der Griff nicht, was jedoch häufig der Fall iſt, mit Edelſteinen beſetzt war. Auch die perſiſchen Feuergewehre, oft mit vergoldeten Verzierungen, denn im Vergolden und Schnitzen ſind die Perſer ſehr geſchickt, werden geſucht, und bekannt iſt es, daß Perſien unter dem letztverſtorbenen Schah, vorzüglich durch die Bemühungen ſeines zweiten Sohnes, des bekannten Abbas Mirza, eigene Kanonengießereien bekam und ſich dadurch von anderen Nationen in dieſer Hinſicht unabhängig machte. Die Arbeiten der Gold-, Silber- und Kupferſchmiede, welche man in allen größern Städten findet, genügen wenigſtens dem perſiſchen Geſchmacke. Edelſteine werden ziemlich gut geſchliffen, geſchnitten und gefaßt. Meiſter ſind die Perſer in Bereitung des Roſenwaſſers und anderer Eſſenzen und Parfümerien, wozu ihnen die Pflanzen des Landes, wie wir ſahen, hinreichenden Stoff liefern. Das Letztere gilt auch größtentheils von der Färberei, welche der Perſer mit vieler Kunſt betreibt. Seine einfach gefärbten und bunten Zeuche, feine Gold- und Silberdrucke zeichnen ſich durch lebhafte und dauerhafte Färbung aus. Die Gold- und

28) Die Wanderſtämme bauen ſelten mehr Land an, als ihr unmittelbarer Bedarf erfodert, ſo geneigt auch die Regierung iſt, ihnen Kronländereien zu überlaſſen, um ſie an beſtimmte Diſtricte zu feſſeln und ſo mehr Gewalt über ſie zu bekommen. Das Weideland erhalten ſie abgabenfrei für geleiſtete Kriegsdienſte, dagegen wird ihr Vieh jeder Art beſteuert, und gewöhnlich ſammelt der Häuptling ſelbſt oder ſein Stellvertreter die zu entrichtenden Abgaben ein. Der Dinar iſt übrigens eine eingebildete Münze und es betragen 1000 Dinars einen Piaſter oder 500 engl. Schillinge. 29) Man pflegt den Taubenmiſt mit Erde zu vermiſchen und zwei Jahre hindurch ruhen zu laſſen, um ihm die zu ſtarke Hitze zu nehmen. 30) Man kennt vom Weizen, welcher ein ſehr weißes und ſchmackhaftes Brod liefert und zu den feinern Backwerken allein benutzt wird, mehre Sorten, und gewinnt gewöhnlich das 20. bis 30. Korn bei ſattſamem Waſſer. Aus dem Reis bereitet man den Pillau, welcher nicht leicht bei einer perſiſchen Mahlzeit fehlen darf.

Digitized by Google

Silberbrocade Perſiens haben ihren alten Ruf behauptet, daſſelbe gilt auch von den Teppichen, welche in Europa ſehr theuer bezahlt werden. Auch die aus Kermanwolle gewebten Shawle ſind oft ſchön, obgleich ſie es mit den in Kaſchmir gewebten nicht aufzunehmen vermögen. Die Seidenweberei in mannichfaltiger Vermiſchung der Stoffe blühet ebenfalls, und immer noch bereitet man aus Kameel- und Ziegenhaaren, ſelbſt bei einigen Wanderſtämmen, dauerhafte Stoffe. Das Tuch bezieht Perſien dagegen, und namentlich zur Bekleidung der Armee, größtentheils aus England, ebenſo müſſen ihm feine baumwollene Zeuche zugeführt werden, wogegen es, was Leinwand und Seilerarbeiten anbetrifft, den eigenen Bedarf ziemlich befriedigt. Von Papier liefert Perſien feines Seiden- und gröberes Baumwollenpapier, auch ziemlich gute Töpferwaaren und eine Art feuerfeſtes Steingut. Hinſichtlich der gröberen Eiſenwaaren und des Glaſes iſt Perſien von England und Rußland abhängig, da man Spiegel und Kryſtallwaaren nicht zu liefern vermag. In Holzarbeiten ſind die Perſer geſchickt, am geſchickteſten aber in der Koch- und Backkunſt, obgleich nicht alle perſiſche Gerichte dem europäiſchen Geſchmacke zuſagen möchten. Dagegen werden die perſiſchen Confituren, die verſchiedenen Eisarten, ſowie die eingemachten Früchte ſehr gerühmt.

Der Handel Perſiens iſt nur im Inlande ſtark, mit dem Auslande dagegen unbedeutend. Die ihn betreiben, ſind weniger die eigentlichen Perſer, welche jedoch die reichſten Großhändler liefern, als vielmehr die im Lande lebenden Armenier, Juden und Oſtindier (Banianen)[31]) und die Länder, mit welchen Perſien in ſtärkerer oder ſchwächerer Handelsverbindung ſteht, ſind das türkiſche Aſien, Rußland, das öſtliche Perſien, Arabien und Oſtindien. Die Exporten, welche nach dieſen Ländern gehen, ſind hauptſächlich Salz und Seide, Pferde, Felle, Leder, welches die Perſer immer noch gut aus Schaf-, Eſel-, Pferde-, Kameel-, Rind- und Kalbhäuten und Fellen zu bereiten und zu Saffian, Chagrin u. ſ. w. zu verarbeiten verſtehen, Waffen, die eben erſt erwähnten Gewebe aus Seide und Schaf- und Baumwolle, Ziegen- und Kameelhaaren, Eſſenzen, Gewürze, kurz faſt alle Producte des Landes. Dennoch ſtehen die auszuführenden Gegenſtände in keinem Verhältniſſe mit den einzuführenden und Perſien befindet ſich in Hinſicht der letzteren bedeutend im Nachtheile. Es bezieht aus Rußland jetzt über Tiflis (früher meiſt über Aſtrachan und Balfruth, die Hauptſtadt Mazenderans) kurze Stahlwaaren, Tuch, Uhren, Juwelen, feine Glaswaaren, ſelbſt Waffen, und aus Indien Zucker, Indigo, Gewürze, Leinwand, Zitz, chineſiſches Porzellan, Tuch und andere europäiſche Waaren, und ſoll namentlich nach Oſtindien mehre Millionen Thaler ſenden müſſen. Vortheilhaft iſt dagegen der wachſende Tranſitohandel, welcher ſeine Waaren in allen Richtungen durch Perſien ſendet und wobei das ganze Land gewinnt. Die Transportmittel ſind engliſche und arabiſche Schiffe auf dem perſiſchen Meerbuſen, ruſſiſche auf dem kaspiſchen Meere, da Perſien ſelbſt, wie wir bereits ſahen, ohne alle Schiffe iſt, Kameele, Eſel und Mauleſel, und man zreiſt meiſt in großen Karavanen, da die Wanderſtämme ſehr beuteſüchtig ſind[32]). Die Münzen, deren man ſich beim Handel bedient, ſind größtentheils ausländiſche. Als Rechnungsmünze dient der bereits erwähnte Dinar, die größte perſiſche Goldmünze iſt der Toman, welcher jetzt ziemlich einem Pfunde Sterling gleich iſt, ob er gleich früherhin das Doppelte gegolten zu haben ſcheint, und unter den Silbermünzen ſind die doppelten und einfachen Schahjis zu 3 und 1½ Groſchen die gewöhnlichſten. Seltener ſchon findet man Abaſis, welche einfach gleich ſind fünf Schahjis. Als Maße dienen die königliche und die kurze Elle, von welchen die erſtere gleich iſt 35 franzöſiſchen Zollen, die letztere aber ⅔ der erſteren beträgt. Entfernungen werden nach Farſangen gemeſſen, Getreide und andere ähnliche Gegenſtände nach Eſelsladungen (Khurwârs) und beim Ackerland das Jurrib, welches ¾ eines engl. acre enthält, und Tebrizkörben u. d. m. Zu Gewichten dient der Mahn (Batman), Tebrizmahn, der Tſcharek, Ratel, Derhem, Meskal und Gran, auf welche wir verweiſen.

VI. Einwohner, nach ihrer Zahl, Eintheilung und Abſtammung. Was die Einwohnerzahl Perſiens anbetrifft, ſo ſind die Angaben über dieſelbe ebenſo verſchie-

31) Die Kaufleute in Perſien ſind zahlreich und wohlhabend, und genießen, hinſichtlich ihrer Perſon ſowol, als ihres Eigenthums, eine größere Sicherheit als andere Bewohner des Reichs. Sie verdanken dies den Einkünften, welche der König von dem Handel in mannichfachen Formen bezieht und die nicht nur ſehr bedeutend ſind, ſondern einen beſondern Werth dadurch erhalten, daß der Kaufmannsſtand ſeine Abgaben größtentheils in baarem Gelde oder doch in werthvollen Gegenſtänden entrichtet. Die perſiſchen Kaufleute ſind auch faſt durchgängig gebildeter, vorurtheilsfreier und ſelbſt zuweilen gelehrter, als ihre übrigen Landsleute, weshalb auch ihre Geſellſchaft von den höhern Ständen ſehr geſucht wird, ohne daß ſie ſich dadurch zu Ehrgeiz oder zur Theilnahme an politiſchen Verbindungen verleiten laſſen, weil ihnen Klugheit und Erfahrung ſagen, wie gefährlich dies nicht blos für den Einzelnen, ſondern auch für den ganzen Stand ſein würde. Alle Kaufleute verſtehen zu leſen und zu ſchreiben, doch bedienen ſie ſich nie der gewöhnlichen Schriftarten, ſondern immer der Ziffern, und zwar hat jeder Kaufmann ſeine beſondern. Der Grund dieſes Zifferngebrauches liegt in dem Mangel an Poſten und der dadurch beſtehenden Unſicherheit hinſichts der Briefbeſtellung. Auch unterzeichnen ſie weder einen Brief, noch einen Wechſel mit ihrem Namen, ja ſie ſchreiben beide oft nicht ein Mal mit eigener Hand, da ihre Beglaubigung einzig und allein von dem Siegel abhängt. Dieſes enthält den Namen und Titel der Perſon, welcher es gehört, ſowie das Datum, an welchem es geſtochen iſt. Daher hält der Siegelſtecher ein Regiſter über jedes Siegel, welches er verfertigt, und darf, im Falle dieſes, ſei's durch Zufall oder Diebſtahl, verloren geht, nie ein zweites, dem erſten völlig gleiches, anfertigen, damit jeder Betrug unmöglich wird. Der Kaufmann aber, welcher den Siegelverluſt erleidet, benachrichtigt auf's Schnellſte alle ſeine Correſpondenten, und erklärt alle mit dieſem Siegel bedruckten Schriften für ungültig. Der Hauptſitz der Armenier iſt die Vorſtadt Julfa in Ispahan, wohin ſie Abbas der Große von Alt-Julfa am Araxes verpflanzte. Aber auch in Tebris leben viele, ſowie ſie ſich denn überhaupt über das ganze Reich verbreitet haben. Die Juden leben gedrückt in Perſien. Die Banianen genießen ſchon mehr Freiheit und ſind auch reicher.

32) Die vorzüglichſten Handelsſtädte in Perſien ſind Abuſchir, Reſcht und Bender Abaſſi am perſiſchen Meerbuſen, Ispahan, über welches die meiſten oſtindiſchen Waaren bezogen werden, Schiras, Niſchapur, Tabris, Kermanſchah, Hamadan, Kaſchan, Teheran.

Digitized by Google

den, wie ſie es über die Größe dieſes Reiches waren, ja ſie ſind ſelbſt noch ſchwankender. J. M. Kinneir ſchätzt die ganze Bevölkerung zwiſchen dem Euphrat und Indus mit Einſchluß der Wanderſtämme überhaupt nur auf 18—20 Millionen Köpfe. Da nun dieſer Raum Weſt- und Oſtperſien in ſich begreift, ſo können auf das erſtere höchſtens 8—13 Millionen gerechnet werden, was auch ungefähr mit der Truppenzahl übereinſtimmen würde, welche Perſien nach den meiſten Berichten aufzuſtellen vermag. Denn Chardin täuſchte ſich gewiß, wenn er 40 Millionen annehmen, und Olivier ebenfalls, wenn er nur 3 Millionen rechnen zu können glaubte. Hinſichtlich der Eintheilung zerfallen aber die jetzigen Bewohner Perſiens in Freie und Sklaven [33]) und die erſteren wieder ihrer Lebensart nach in anſäſſige und in wandernde, ihrer Religion nach in Muhammedaner, Chriſten, Feuerdiener, Sabäer und Juden, ihrer Abſtammung nach in eigentliche Perſer, Parſen, Ghilaner, Armenier, Juden, Sabier, Turkomanen, Luren, Kurden, Araber, welche größtentheils wieder in oft zahlreiche Stämme und Zweige zerfallen [34]). Die Sprachen, welche in Perſien geredet werden, ſind das Neuperſiſche, Kurdiſche, Arabiſche, Sabiſche, Türkiſche, Turkmaniſche und das Luriſche.

Handeln wir jetzt zuerſt von den eigentlichen Perſern. Dieſe, welche auch Tadſchiks, That genannt werden, bilden den Haupttheil der anſäſſigen Bewohner Perſiens und ſind ein Miſchlingsvolk, in deſſen Adern altperſiſches, mediſches, arabiſches, türkiſches, jüdiſches, kurdiſches, georgiſches und anderes Blut fließt, da man die Harems mit den Schönheiten aller Länder, welche man durch Raub oder Kauf ſich verſchaffen konnte, anzufüllen pflegte, ſowie dies auch jetzt noch, wenngleich in geringerem Maße, zu geſchehen pflegt. Dieſe Tadſchiks ſind ſchön, ſtark, kräftig, kriegeriſch, gaſtfrei, zugänglich für Fremde und äußerſt fein, unterhaltend und liebenswürdig im Umgange, ſodaß ſie ſchon Chardin in der letzteren Hinſicht für die Franzoſen des Morgenlandes erklärte. Dagegen fehlen ihnen manche achtungswürdige Eigenſchaften. Wol weniger Schuld des urſprünglichen Charakters als der despotiſchen Regierung iſt es, daß ſie ſich die Kunſt des Heuchelns und Verſtellens im hohen Grade angeeignet haben und ſich ebenſo demüthig kriechend vor dem Höherſtehenden als ſtolz und übermüthig gegen Untergebene zeigen. Dabei ſind ſie grauſam, rachſüchtig, oft ſchmutzig geizig, treulos, wortbrüchig und der Sinn für wahre Freundſchaft und Ehre geht ihnen faſt ganz ab. Mit Liebe zu den Wiſſenſchaften und Wißbegierde paart ſich finſterer Aberglaube [35]). Streng in der Erfüllung der äußern Religionspflichten ſetzt ſich der Perſer über den weſentlichen Theil ſeines Glaubens leicht hinweg. Die Geſichtsfarbe dieſer Tadſchiks iſt die der Oliven, welche jedoch in den ſüdlichen Provinzen, in und um Schiraz in das Dunkelbraune übergeht, das Geſicht ſelbſt iſt mehr oder minder oval, das Vorderhaupt hoch, die Wangen voll, die Naſe römiſch, das Kinn groß, die Augen feurig ernſt, die Haltung edel und würdevoll, die Bewegungen ruhig und gemeſſen. Eine perſiſche Schönheit iſt dagegen von mittlerer Größe, ihr Haupthaar wie die Wimpern ſind lang, Augen und Augenbrauen meiſt ſchwarz, die Zähne weiß, Naſe, Mund, Kinn, Hand und Fuß klein, der Nacken lang geſtreckt, die Bruſt ſelten voll, die Haut äußerſt glatt, der Wuchs ſchlank. Das Temperament des Perſers iſt das ſanguiniſche; Reiche und Arme, Hohe und

33) Sklaven ſind in Perſien nicht zahlreich. Sie beſtehen größtentheils aus Georgiern und Afrikanern, und genießen oft ein größeres Vertrauen ihrer Herren, als die übrigen Claſſen, von welchen ſie ſich faſt durch nichts als zuweilen durch die Farbe des Geſichts unterſcheiden. Werden ſie jung erkauft, ſo gilt es für ein Verdienſt, ſie in der Religion Muhammed's zu erziehen. Sind die Sklaven mannbar, ſo werden ſie mit einer Sklavin des Hauſes, oft auch mit einer Freien verbunden, und ihre Kinder erhalten ihren Rang unter den übrigen Verwandten. In großen Familien genießt ein im Hauſe geborener Sklave oft das größte Vertrauen, und ſelten ſind Fälle, daß dieſes getäuſcht wird. Die Sklavinnen kommen oft in den Harem ihrer Herren, oder in die Dienſte ſeiner Weiber.

34) Die eigentlichen Perſer oder Taujecks ſollen über acht Millionen Köpfe ſtark ſein, die Parſen (Guebern, Gebern) dagegen ſollen 60,000 Köpfe, die Ghilaner 50,000 Familien, die Armenier 20,000 Köpfe, die Juden 40,000, die Sabier 11,000, die Banianen 2000 Köpfe zählen. Die Illiats oder Wanderſtämme zerfallen in vier Claſſen, unter welchen, weil die jetzige Regentenfamilie zu ihnen gehört, voranſtehen die Turkomannen, welche in Perſien in 41 Stämme zerfallen und zwiſchen 4—500,000 Männer zu ſtellen vermögen. Unter dieſen Stämmen gelten die Affchar- und Kujur- (Kadſchar-) Stämme für die tapferſten. Zu dem letztern Stamme gehört die jetzt herrſchende Regentenfamilie. Die Luren theilen ſich nach Langlès in ſechs, nach Malte Brun in acht Stämme mit 114,000 oder 140,000 Kriegern. Von dieſen liefert der Bukhtiariſtamm die beſte Infanterie Perſiens, welche ſich ſchon unter Nâdir bei der Belagerung Kandahars auszeichnete, während der Fyli- (Fielvi-, Faili-) Stamm zugleich mit den Bewohnern von Ispahan und Kaſchan keine Kriegsdienſte zu leiſten brauchen, weil ſie ſich im Anfange des vorigen Jahrhunderts feig bewieſen. Die Kurden zerfallen in 16 Stämme, welche theils in dem eigentlichen Kurdenlande perſiſchen Antheils, theils in andern perſiſchen Provinzen hauſen. Sie können nach Einigen 90,000, nach Andern 130—160,000 Krieger ſtellen, und gelten in Perſien zugleich mit den Karaguzlis oder Schwarzaugen auf der Ebene von Hamadan für die geübteſten Reiter Perſiens. Die Araber mit gegen 100,000 Köpfen zerfallen in Hirten- und Fiſcherſtämme, welche theils am perſiſchen Meerbuſen, theils in Khoraſſan, Fars, Khuſiſtan leben. Auch Zigeuner finden ſich häufig in Perſien, wo man ſie Kârâchie, d. i. „ſchwarzes Volk," nennt, was dies türkiſche Wort bedeutet.

35) Dieſer Hang zum Aberglauben iſt bei den Perſern eigentlich mehr Hang zu dem Ungewöhnlichen. Sie treiben daher Alchemie mit eben dem Eifer, wie die Aſtrologie, und Zaubermittel haben bei ihnen den Vorzug vor den berühmteſten Arzneien. Der Schah, wie der geringſte Bauer, glaubt an den Einfluß der Geſtirne; der Erſtere hat daher ſeinen Hofaſtrologen (Monadſchi, Baſchi), ohne deſſen Rath er nicht das Geringſte unternimmt, und ſeinem Beiſpiele folgen hierin faſt alle Großen und Reichen. Kann daher einer die Höhe mit dem Aſtrolabium nehmen, weiß er Namen und Standort der Planeten, verſteht er den aſtrologiſchen Almanach, welcher jährlich erſcheint, ſo wird er Aſtrolog und dient Allen, welche ihn bezahlen. Dazu gehören aber, wie geſagt, alle Perſer, die es nur irgend können; denn keiner derſelben unternimmt eine Reiſe oder zieht ein neues Kleid an, ohne die Sterne zu befragen. Die gewöhnlichſten Aſtrologen aber geben die Mollahs ab. Über das Zuſammentreffen Kotzebue's mit einem ſolchen Aſtrologen ſehe man deſſen Reiſe nach Perſien S. 142. Der Stein der Weiſen wird ebenſo begierig geſucht, wie man die Zukunft zu erforſchen ſtrebt, und das Elwendgebirge bei Hamadan ſteht in hohem Rufe, weil es Kräuter liefern ſoll, welche zur Bereitung dieſes Steines dienen.

Digitized by Google

Niedere überlaſſen ſich nach dem heftigſten Streite ſogleich wieder der Freude, und kaum iſt ein Todter beſtattet, ſo iſt er auch ſchon vergeſſen. So ſchildern der Hauptſache nach Malcolm, Morier, Dupré, Freygang und Andere den Perſer, doch iſt der Eine ſchonender in ſeiner Beurtheilung als der Andere, und wol mag die Wahrheit, wie faſt überall, auch hier in der Mitte liegen.

VII. Wohnung, Kleidung, Sitten und Gebräuche der Tadſchiks. Die Städte der Perſer haben faſt alle daſſelbe Anſehen. Ein Erdwall oder eine Ziegelſteinmauer umgibt ſie, an welcher ſich in beſtimmten Entfernungen ſchützende Thürme finden. Die Straßen ſind, wie im ganzen Morgenlande, eng, meiſt ſtaubig und ſchmutzig, und bieten dem Auge nichts als Mauern dar, an denen man hier und da eine kleine Thür, ſeltener ein Fenſter ſieht. Die Mauern, welche ſo hoch und ſo breit ſind, daß Menſchen und Hunde bequem auf denſelben herumgehen und laufen können, umgeben die Höfe der Häuſer, deren erſten der Beſitzer bewohnt. Die Häuſer ſind leicht, meiſtens aus Erde, ſeltener aus Ziegelſteinen aufgebaut. Gewöhnlich äußerſt niedrig, haben ſie platte oder terraſſenförmige Dächer, auf welchen die Hausbewohner oft ihre Schlafſtelle nehmen, und beſtehen faſt immer nur aus einigen Zimmern, welche zur Verminderung der Hitze nach der Nordſeite zu offen ſind, d. h. es befindet ſich hier ein, aus buntfarbigen Glasſcheiben, welche man überhaupt ſehr liebt, zuſammengeſetztes Fenſter, was man nach Bedürfniß öffnen oder ſchließen kann. So unſcheinbar die oft von Gärten umgebenen, aber faſt immer einige Beete oder einen kleinen, mit einem Springbrunnen verſehenen Garten einſchließenden Häuſer auch von Außen ſich zeigen, ſo ſind ſie doch in ihrem Inneren meiſt nett, oft reich ausgeſtattet, da ſich der Perſer gleich den Chriſten in Conſtantinopel und anderen, türkiſchen Städten gern arm ſtellt, um die Augen nicht auf ſich zu ziehen. Man findet daher in den Zimmern eine Menge kleiner Karnieſe und Niſchen, welche bei den Armen oft gar nicht oder blos weiß angeſtrichen, bei Reichen aber mit Blumen verziert, ausgemalt, oft ſelbſt vergoldet ſind. Ein Kamin befindet ſich dem Fenſter gegenüber, Matten oder Teppiche decken, je nachdem der Hausbeſitzer reicher oder ärmer iſt, den ſteinernen Fußboden, doch nur ſehr reiche beſitzen Tapeten, Sophas oder Diwans, da der Perſer überhaupt ärmer als der Europäer und ſelbſt der Türke an Hausgeräth iſt. Die Paläſte der Großen ſind von Außen ebenſo unſcheinbar, als die gewöhnlichen Privathäuſer, deſto bequemer und reicher in ihrem Inneren ausgeſtattet. Sie ſind großentheils aus Ziegelſteinen, Quadern und ſelbſt Marmor erbaut, enthalten eine Menge Zimmer und mehre durch dunkele Gänge mit einander in Verbindung ſtehende Höfe, in deren verſteckteſtem ſich der Harem befindet. Der in der Mitte befindliche Hof enthält Blumenbeete mit einem Springbrunnen, welcher ſein Waſſer vor der Devankana oder gemeinſchaftlichen Halle ſpielen läßt, deren Wände und Decken mit Gemälden und Spiegeln ausgeziert ſind. Auch die eine Seite dieſer Halle beſteht aus einem buntfarbigen Fenſter. Jedes Zimmer hat nur eine Thüre und die Zimmer des Harems zeugen beſonders von Geſchmack und Pracht. Die gleichfalls aus Ziegel- oder Bruchſteinen aufgebauten Moſcheen haben gewöhnlich einen oder zwei Thürme und ihre Kuppeln bedecken bunte Thonziegel. Auch die Bazars ſind oft ſchöne Gebäude.

Weit ſchlechter als der Städter wohnt in Perſien der Bauer. Die gewöhnlichen Hütten haben meiſt ein aus Schilf verfertigtes Kuppeldach ſtatt eines flachen oder Terraſſendaches, da man den Aufwand für theueres Holz ſchonen will; Löcher in den Wänden vertreten die Stelle der Schränke und Käſten, Löcher bilden Eſſe und Fenſter, Löcher oder Vertiefungen im Erdwall die Schlafſtelle. In dieſen Hütten nun wohnen Menſchen und Thiere, oft kaum geſchieden, bei einander.

Die Kleidung hat bei den Perſern, welche ſie in Hinſicht ihrer dunkeln Farben lieben, in neueren Zeiten zwar manche Veränderung erlitten, doch ſind ſie darin den Engländern ähnlich, daß Hohe und Niedere ſich faſt auf dieſelbe Weiſe kleiden, wo dann die Feinheit und Koſtbarkeit der Stoffe oft den einzigen Unterſchied macht. Den Turban, welchen nur noch die arabiſchen Stämme tragen, hat die perſiſche, ſchwarze Schaffellmütze verdrängt, welche oft 1½ Fuß hoch iſt. Dieſe Mütze trägt jetzt der König ſo gut, wie der geringſte Bewohner ſeines Staates, der Kaufmann und Gelehrte ſo gut, wie der Landmann und Soldat, doch hat der Schah allein das Recht einen Kaſchmirſhawl um dieſelbe zu wickeln, und nur zuweilen ertheilt er einem Begünſtigten das Recht, daſſelbe zu thun. Den Körper umſchließt zunächſt ein enges, die Bruſt offen laſſendes und bis auf die Füße herunterreichendes Unterkleid oder Hemd, welches bei Reichen aus Seide beſteht und Pita-hahn genannt wird. Die Hoſen (Zir Dſchuma) ſind lange, weite Pantalons von Seide oder Baumwolle, und werden beim Reiten mit einer gröberen Reithoſe überzogen. Das erwähnte Unterkleid wird durch einen Zeuch- oder Shawlgürtel zuſammengehalten, welcher Shwal Kemer heißt, ſehr lang iſt und den Dolch hält, ohne welchen der Perſer ſich nie zeigt. Zuweilen trägt man auch eine enge, Alkalok genannte Weſte. Das Oberkleid reicht bis an die Knie und iſt unter den Armen ſo aufgeſchnitten, daß man die Ärmel entweder einziehen oder auf dem Rücken herunterhängen laſſen kann. Dieſes Kleid iſt derjenige Gegenſtand, an welchem der reiche und vornehme Perſer ſeine Prachtliebe zeigt. Kein Stoff iſt ihm prachtvoll und koſtbar genug, wenn er ihn hier zur Schau tragen kann, und er verſchwendet das feinſte, engliſche Tuch, Zitz, Seidenzeuch, Goldſtoff, ja ſelbſt Shawls, um ſich dieſes Oberkleid aus dieſen Stoffen verfertigen zu laſſen. Oft zieht man mehre Kleider über einander und im Winter werden dieſe und namentlich der Reitrock der Vornehmen, von welchem die prächtigſte Art Katebi heißt, mit Pelz verbrämt, daher eine Menge Pelzwerk der verſchiedenſten Art in Perſien eingeführt wird. Weite Mäntel von grobem Tuche werden auch gern getragen. Zur Fußbekleidung dienen Pantoffeln, meiſtens von grüner Farbe, Schuhe und im Winter gern warme Socken, wobei der Fuß noch mit wollenen Binden eingewickelt wird. Stiefeln trägt

Digitized by Google

allein das Militair, den übrigen Perſern fallen ſie zu läſtig. Beamte führen auch wol einen Säbel an der Seite. Überhaupt liebt der Perſer Edelſteine und Perlen, ſowie glänzende Waffen und prachtvolles Pferdegeſchirr, doch trägt nur der Schah Diamanten und zwar mit der äußerſten Verſchwendung. Aber grade dies verlangt der perſiſche Stolz, und er behauptet, wie Malcolm ſagt, daß, wenn der Monarch in ſeiner prächtigſten Kleidung in der Sonne ſitze, das Auge den blendenden Glanz ſeiner Diamanten nicht ertragen könne. Einfacher kleidet ſich natürlich der ärmere Perſer: Pantalons und die Jacke Kurdi ſind im Sommer, eine Art von Pelz aus Schaffellen mit nach Innen gekehrter Wolle im Winter, nebſt der perſiſchen Mütze oft Alles, was er an Kleidungsſtücken beſitzt. Von der Kleidung der Männer iſt die der Frauen in manchen Stücken abweichend. Sie tragen im Sommer ein Hemd aus Seidenzeuch, Muſſelin u. ſ. w., welches vorn bis an den Nabel offen ſteht, oben aber durch Knopf oder Haken zuſammengehalten wird. Ihre Pantalons ſind weiter, als die der Männer, meiſtens aus Sammt verfertigt und häufig gefüttert, damit nicht durch das Durchſchimmern res Fleiſches der Anſtand verletzt und die Begierde gereizt werde. Das weſtenartige Oberkleid, welches gleichfalls vorn offen iſt, nur bis in die Gegend der Kniee reicht, heißt Ulkhalik und wird durch einen gefütterten, geſtickten und vorn mit einem, oft mit Edelſteinen und Perlen beſetzten, Hefteſchild aus Gold oder Silber verſehenen Ledergürtel zuſammengehalten. Den Kopf bedecken die Frauen mit einem Turban, über welchen, zumal wenn ſie ausgehen, ein Shawl geworfen wird, der ſchleierartig herabfällt, da ſich ſelbſt die geringſte Perſerin nicht ohne eine ſolche Kopfbedeckung öffentlich zeigt. Im Winter tragen die Frauen über dem weſtenartigen Kleide noch ein anderes, eng anſchließendes, bis an die Kniee reichendes Kleid, welches vorn mit Knöpfen zugemacht wird, aus Sammt, Kincomb und anderen koſtbaren Stoffen beſteht und zuweilen mit Juwelen geſchmückt iſt. Auf die Haare verwenden Männer und Frauen viele Zeit und großen Fleiß. Die erſteren ſcheeren den Kopf bis auf zwei Locken hinter den Ohren und einen Haarbüſchel auf dem Scheitel, und laſſen den meiſt vollen Bart, welchen ſie ſchwarz oder blau färben (Vgl. Morier, zweite Reiſe, S. 152. 153, n. d. weimar. Überſetz.), ſo lang wie möglich wachſen und der letztverſtorbene Schah war wegen ſeines langen Bartes berühmt. Die Frauen laſſen die Haare des Hinterhauptes in Flechten oder Zöpfen herabfallen, verſchneiden die Stirnhaare kurz und kämmen ſie die Stirn herab, während die Seitenhaare Locken abgeben müſſen. Männer und Weiber lieben Färbung der Füße, Hände, Nägel und Augenbrauen. Die erſteren bedienen ſich der Henna, um Hände und Füße roth zu färben und die letzteren tragen Schminke fauſtdick, wie von Kotzebue ſagt, auf ihr Geſicht auf. Die Augenlide färben ſie ſchwarz.

Da der Hof in Perſien, wie in den meiſten anderen Ländern, einen großen Einfluß auf die Sitten und Gebräuche wenigſtens der höheren Volksclaſſen ausübt, ſo müſſen wir das Hofleben wol zuerſt in Betrachtung ziehen; über dieſes ſagt Malcolm: „Der Schah ſteht, gleich ſeinen übrigen Muhammedaniſchen Unterthanen, früh auf, um ſein Gebet [36]) zu verrichten, und wird, da er in den inneren Gemächern ſchläft, von weiblichen Dienerinnen und Eunuchen beim Ankleiden unterſtützt. Iſt dieſes geſchehen und das Gebet verrichtet, ſo begibt er ſich in die Halle des Harems, läßt ſich hier ſeine Weiber, Beiſchläferinnen und Sklavinnen, ſtreng nach dem Range geordnet vorſtellen, unterredet ſich mit den erſten ſeiner Frauen, welche ſich allein in ſeiner Gegenwart ſetzen dürfen, und hört die Berichte der Haremsbeamten an. Iſt dies gethan, ſo warten ihm die Hofbedienten in den äußern Gemächern auf und geleiten ihn zu einer der Privathallen, wo er ſich ſogleich von den jungen Prinzen von Geblüte, ſowie von ſeinen Lieblingen umringt ſieht, mit welchen er ſich vertraulich zu unterhalten pflegt und das Frühſtück einnimmt. Die Sorge für dieſes, ſowie für die übrigen Mahlzeiten liegt einem eigenen Beamten ob, welcher Nauzir genannt wird. Dieſer ver- und entſiegelt die chineſiſchen Porzellanſchüſſeln, welche, mit ſilbernen Deckeln verſehen und mit einem Shawl bedeckt, die Speiſen gewöhnlich enthalten. Auch der Hakim Baſchi oder Leibarzt muß beim Frühſtücke, zu welchem der Schah zuweilen die Prinzen ſeines Hauſes oder andere Perſonen, welche er ehren will, zieht, zugegen ſein, um eine mögliche Vergiftung oder Unpäßlichkeit zu verhindern und abzuwenden. Nach dem Frühſtücke ertheilt der Monarch öffentliche Audienz, wobei er für Jedermann zugänglich iſt, hält Rath mit den Miniſtern, Sardars oder Generalen, Häuptlingen u. ſ. w., und begibt ſich darauf wieder in den Harem, um eine kurze Zeit zu ruhen. Eine zweite, weniger öffentliche Audienz wird vor Sonnenuntergange ertheilt; ihr folgt Beſchäftigung mit Staatsgeſchäften oder Ausreiten und zwiſchen acht und neun Uhr Abends die Hauptmahlzeit mit denſelben Vorſichtsmaßregeln wie beim Frühſtücke. Bei ihr ſitzt der Schah, gleich ſeinen Unterthanen auf reichen Teppichen — Stühle und Tiſche ſind in Perſien, wie überhaupt im Morgenlande, nicht gebräuchlich, und nur wenn hohe Fremde anweſend ſind, bedient man ſich ihrer zuweilen aus Höflichkeit, — und die Schüſſeln ſtehen auf einem Tuche, welches Furſch genannt wird und gewöhnlich koſtbar geſtickt iſt. Zum Getränke dient bei dieſer Mahlzeit Scherbet aus jeder Art von Früchten gemacht; denn Wein wagt man immer nur noch im Geheimen zu trinken, ſo ſehr man ihn auch liebt. Nach der Mahlzeit begibt ſich der Schah in den Harem, wo ihn Sänger und Tänzer und Poſſenreißer oft bis ſpät in die Nacht beluſtigen müſſen und er endlich Ruhe in den Armen einer ſeiner Huris findet. Wie die alten Kö-

36) In der Beobachtung der religiöſen Formen ſind die Könige Perſiens äußerſt pünktlich, da deren Vernachläſſigung ihnen bei ihren Unterthanen ſehr nachtheilig ſein würde. Sie beten daher nicht nur zu den vorgeſchriebenen Zeiten, ſondern wohnen auch dem Gottesdienſte in der Hauptmoſchee ihrer jedesmaligen Reſidenz regelmäßig bei. Die Gräber der Heiligen pflegen ſie gleichfalls zu beſuchen, oder, wenn dies nicht angeht, reich zu beſchenken, ja oft wählen ſie ihre Grabſtätte in der Nähe derſelben, wie z. B. der Schah Aga Muhammed Khan zu Kerbelah in der Nähe des Doms beerdigt wurde, welcher die Gebeine Huſſein's und Huſſun's umſchließe.

Digitized by Google

nige Perſiens ihre Reichshiſtoriographen hatten, ſo haben die jetzigen dieſe ebenfalls, außer dem Hofdichter, Erzähler [37]), Poſſenreißer und Narren. Dieſe letzteren genießen, wie dies früher auch an europäiſchen Höfen der Fall war, eine große Sprechfreiheit, man lacht über ihre Witze und ſelbſt der Schah achtet ihre Vorrechte."

Bei öffentlichen Feierlichkeiten und vorzüglich beim Empfange fremder Geſandtſchaften glaubten die Könige Perſiens immer einen vorzüglichen Glanz entfalten und ſich in ihrer ganzen Größe zeigen zu müſſen, allein trotz dem zeigte ſich nach von Kotzebue immer eine gewiſſe Kleinlichkeit und Ärmlichkeit. Das Verfahren mit Geſandtſchaften am Hofe des vorigen Königs von Perſien war faſt immer folgendes. Die fremden Geſandten mußten, ſobald ſie den Bezirk des königlichen Aufenthaltes erreichten, ein tiefes Stillſchweigen beobachten und ſelbſt die Pferde durften kaum ſcheinen den Nacken erheben zu wollen. Sobald der Geſandte abgeſtiegen war, wurde er in ein kleines Zimmer geführt, wo ihn einer der höheren Staatsbeamten, gewöhnlich der Iſchik Agaſſi oder Oberceremonienmeiſter, empfing. Hier mußte er warten, bis der Schah auf dem Throne ſaß, worauf er ſich in die Audienzhalle begab. Dieſer glänzende Raum, deſſen Fußboden acht Fuß höher war, als der Erdboden, befand ſich in einem Garten. Von der Thüre des letzteren an ſtanden die Prinzen, Miniſter, Häuptlinge, Edeln, Hofleute und königliche Garden, wiederum ſtreng nach dem Range geordnet und mit ihren glänzendſten Kleidern angethan. Doch dies Alles war nichts, im Vergleiche mit dem Glanze des Thrones und des mit Diamanten [38]) und Perlen bedeckten Monarchen. Der Geſandte wurde von zwei Beamten geleitet, deren goldemaillirte Stäbe die Inſignien ihres hohen Ranges waren. Dieſe erinnerten den Geſandten, daß er zwei Verbeugungen machen müſſe und der Yeshkägäſſi=bäſchi nannte, als man in die Nähe des Thrones gelangt war, den Namen des Geſandten, ſowie ſeines Fürſten, und rufte, daß der erſtere mit ſeinem Gefolge das Glück zu haben wünſche, ſich dem Staube der Füße ſeiner Majeſtät zu nähern. Der Schah ſprach darauf laut Hosch keldi, Hosch keldi, d. i. willkommen, willkommen, und der Geſandte ſetzte ſich in einiger Entfernung vom Throne nieder. Nach Überlieferung des Beglaubigungsſchreibens wiederholte der Monarch ſein Hoſch keldi und ließ ſich mit dem Geſandten in ein vertrauliches Geſpräch ein, worauf ihm die Mitglieder der Geſandtſchaft vorgeſtellt und die Geſchenke überreicht wurden, welche der Monarch mit der völligſten Gleichgültigkeit aufnahm. Die Audienz ſchloß damit, daß der Monarch dem erſten Miniſter befahl, für die Geſandtſchaft alle mögliche Sorge zu tragen und dieſe entließ [39]).

Die Lebensweiſe der perſiſchen Könige iſt übrigens in allen Zeiten und unter allen Verhältniſſen dieſelbe. Weder Krieg noch Frieden haben Einfluß auf dieſelbe und der König lebt im Lager ebenſo, wie in der Reſidenz oder auf ſeinen Luſtſchlöſſern. Die einzige Veränderung, welche der Krieg hervorbringt, iſt die Verminderung des Harems, welche erfolgt, ſobald er ſelbſt ins Feld zieht [40]). Da die Könige Perſiens früherhin nie fuhren, was auch jetzt noch ſelten geſchieht, obgleich die engliſchen Kutſchen Beifall zu finden ſcheinen, ſondern immer nur ritten, ſo wurde den königlichen Marſtällen die größte Aufmerkſamkeit gewidmet und wir zweifeln nicht, daß dieſes auch jetzt noch der Fall ſein werde. Der Meer=a=khour (Miraker) oder Großſtallmeiſter führt die Oberaufſicht über die Marſtälle, welche Geſchenke aus allen Theilen des Reiches fortwährend mit den herrlichſten Thieren füllen. Bei Reiſen wer-

37) Der Perſer liebt gleich den meiſten übrigen Morgenländern Erzählungen, und deshalb ſind Erzähler ſehr geſucht und geehrt. Dieſe beſitzen meiſt viel dramatiſches Talent, ein treues Gedächtniß und ſind mit den beſten Dichtern, ſowie mit den Erzählungen und Fabeln der ältern und neuern Zeiten bekannt. An keinem Hofe iſt die Etikette und das Ceremonienweſen ſtrenger geregelt, als am perſiſchen, ſelbſt Philipp II. und Ludwig XIV. würden hier haben lernen können. Wenn der letztverſtorbene Schah auf dem Thron ſaß, ſo ſtanden ſeine Söhne, Miniſter und Hofleute, ſtreng nach ihrem Range geordnet, mit gekreuzten Händen vor ihm und beobachteten ſeine Blicke, deren jeder ihnen als ein Befehl galt. Redete der Schah einen von ihnen an, ſo erfolgte die Antwort, ohne daß ein anderes Glied des Körpers ſich außer den Lippen zu rühren wagte. Beim Sprechen bediente er ſich häufig der dritten Perſon, indem er ſagte: „Der König beliebt, der König befiehlt," und die Miniſter und Stammfürſten begannen gewöhnlich ihre Anreden mit den Worten: „Gegenſtand, auf welchen die Welt ihre Blicke richtet." Überhaupt iſt die Sprechweiſe, China ausgenommen, nirgends ſo geregelt, als in Perſien, und in den gewöhnlichſten Redensarten wird der höhere und niedere Rang in allen Abſtufungen nirgends ſo genau bezeichnet, wie in dieſem Lande. Dennoch dürfte der Einfluß der Engländer und Ruſſen, deren geiſtige Überlegenheit die Perſer nicht blos fühlen, ſondern ſelbſt anerkennen, bald auch in der eben erwähnten Hinſicht manche Veränderung erzeugen, wie dies theilweiſe ſchon geſchehen iſt, wenn er ſich anders zu erhalten vermag. 38) Kein Hof in der Welt beſitzt vielleicht einen ſolchen werthvollen Diamantenreichthum, als der perſiſche. Die ausgezeichnetſten Steine rühren von der Plünderung Delhi's durch Schah Nadir her. Zu dieſen gehören zwei prachtvolle Solitairs von außerordentlich reinem Waſſer, deren einer Darialnur, d. i. das glänzende Meer, der andere Kuinur, d. i. der glänzende Berg, genannt wird. Der Darialnur, welchen der Schah am linken Arme trägt, ſoll nach der Verſicherung des Schatzmeiſters 14 Drachmen Apothekergewicht, der Kuinur, welcher das rechte Bein des Königs ziert, 9 Drachmen 20 Gran wiegen.

39) Ein ähnliches Verfahren, wie am Hofe ſelbſt, wird auch von den Vicekönigen in den Provinzen und den Gouverneuren der Städte hinſichts der Geſandten beobachtet. Selbſt die kleinlichſten Dinge werden Tage lang berathen, man überlegt genau, wie und durch wen und wo man den Geſandten empfangen will u. dgl. m., denn die Beobachtung des Ceremoniells und der Etikette iſt dem Perſer durchaus Hauptſache, auf welche er einen größeren Werth als auf alles Übrige legt, weshalb ſie auch eine große Rolle bei der Erziehung ſpielt. 40) Im Lager bewohnt der König ein äußerſt koſtbares und prachtvolles Zelt, welches von Außen mit Saraperdas umgeben, und im Innern durch dieſe gleichſam in Zimmer abgetheilt wird. Die Saraperdas, welche großen Vorhängen, oder vielmehr ſpaniſchen Wänden gleichen, werden aus rothgefärbter Baumwolle gewebt. Die Glieder des Harems, welche den König begleiten ſollen, bedienen ſich zu ihrem Fortkommen der bereits erwähnten Kuzäwals oder Tukht=rowäns (Trachtarawans). Letztere beſtehen aus vogelbauerähnlichen Rahmen, welche auf zwei langen Stangen ruhen, die hinten und vorn ſo hervorragen, daß ein Paar Mauleſel hineingeſchoben werden können. Die ganze Maſchine, in welcher man nur auf perſiſche Weiſe ſitzen kann, iſt mit rothem Tuch bedeckt, welches an den Thürſtellen aufgeſchnitten iſt. In Krankheitsfällen bedient ſich wol der König ſelbſt dieſer Sänften.

Digitized by Google

den dieſe, geſchmückt mit Sätteln und Gebiſſen, deren Werth oft unglaublich iſt, da man zu ihrem Schmucke weder Edelſteine noch Gold, Silber und Perlen ſpart, dem Könige vorausgeführt, und ſie bilden oft den ſchönſten Theil ſeines Aufzuges[41]). Wie das Reiten, ſo gehört auch das Jagen zu den Lieblingsvergnügungen der perſiſchen Könige. Gewöhnlich bedient man ſich bei der Antelopenjagd, welche die gewöhnlichſte iſt, der Hunde und Falken, die ſo abgerichtet ſind, daß ſie ſich gegenſeitig unterſtützen. Der ſchnellere Falke hemmt und ſtört den Lauf des Thieres ſo lange, bis es die immer durch friſche erſetzten Hunde erreichen. Iſt der König ſelbſt gegenwärtig, ſo ſucht man die Antelope in ſeine Nähe zu treiben, worauf er einen Jagdhund, welchen er an einer ſeidenen Schnur mit ſich führt, gegen dieſelbe losläßt[42]).

Die Prinzen, Edeln, Miniſter und die übrigen hohen Staatsbeamten Perſiens folgen in den meiſten Stücken dem Beiſpiele des Schahs ſo genau nach, daß man ſie als kleine Könige mit kleinen Hofhaltungen betrachten kann. Sie haben meiſt, wenigſtens dem Namen im eigentlichen Sinne des Wortes nach, ihren Harem, ihre Miniſter, Secretaire, Stall- und Ceremonienmeiſter, Hakims (Ärzte), Dichter, Erzähler und Poſſenreißer u. ſ. w., welche ſie derſelben Etikette und demſelben Ceremoniell unterwerfen, dem ſie ſich beim Schah unterziehen müſſen. Nie ihres Lebens und Vermögens ſicher, ſucht dieſe Claſſe begierig Geld zu erwerben, um es mit Weibern, Pferden, Waffen und Kleidern wieder zu verſchwenden. Die meiſte Zeit müßig bei Kaffee und Tabak in den Prachtgemächern des Harems zu ſitzen, oder in Geſellſchaft ſogenannter Freunde ihr Frühſtück und Hauptmahl bei reichlich und verſchwenderiſch beſetzten Tüchern einzunehmen, Erzählern und Sängern zuzuhören oder Tänzern und Poſſenreißern zuzuſehen, daran finden dieſe Mächtigen der Erde ihr höchſtes Vergnügen.

Der Perſer im Allgemeinen ſitzt, wenn er mit Sonnenaufgang ſein Gebet verrichtet hat, in gerader Stellung auf einem Numud genannten Filze am Fenſter[43]). Die linke Hand, deren man ſich niemals beim Eſſen bedienen darf, ruht auf dem Dolche, mit der rechten werden der außerhalb harrenden, oft zahlreichen Dienerſchaft Befehle ertheilt, oder man genießt Kaffee, einige Früchte oder etwas Backwerk. Hierauf beginnen die Geſchäfte, wenn man anders dergleichen zu verrichten hat, bis die eilfte Stunde zum Frühſtück ruft. Dieſes beſteht gleichfalls in Obſt, Milchſpeiſen, Confect, welches in Schafsfett geſotten iſt, Käſe, Weizenmehlbrod, denn nur der gemeine Mann bäckt Brod aus gemiſchtem Mehle, und Scherbet. Die Zeit nach dem Frühſtücke bis zur dritten Nachmittagsſtunde wird im Harem verlebt, dann werden Beſuche abgeſtattet und angenommen, oder man vollendet die Geſchäfte. Iſt dies geſchehen ſo beginnt zwiſchen neun und zehn Uhr die Hauptmahlzeit[44]), bei welcher eigentlich mehr geſchmauſt als gegeſſen wird und oft ſoviel übrig bleibt, daß bei Großen noch eine große Menge Menſchen ſich an den Überbleibſeln laben kann. Meſſer, Gabel und Löffel, wie Servietten ſind ungebräuchlich, und man ißt, obgleich mäßig, doch auf eine dem Europäer widrige Art mit den Fingern, weshalb auch immer ſowol vor als nach der Mahlzeit warmes Waſſer herumgereicht wird. Als Getränke dienen gleichfalls mannichfach zubereitete Scherbets, denn Wein wird nie oder höchſt ſelten öffentlich[45]), deſto ſtärker im Ge-

41) Der Marſtall gilt in Perſien für ein unantaſtbares Aſyl für Verbrecher jeder Art. Ein perſiſches Manuſcript enthält nach Malcolm folgende Stelle: „Der Monarch oder Häuptling, in deſſen Stall ſich ein Verbrecher geflüchtet hat, muß dieſen ſo lange ernähren, als er ſich in demſelben befindet; er kann ihn aber erſchlagen, ehe er den Stall erreicht, oder ſobald er ihn verläßt. Allein ſelbſt ein Sklave, welcher ſeinen Herrn getödtet hat, darf im Stalle nicht angerührt werden. Der Kopf des Pferdes iſt der Ort der Sicherheit, und ſteht das Thier im Freien, ſo muß der Zuflucht Suchende das Kopfgeſtell deſſelben berühren.“ Auch die Kriegerſtämme Perſiens betrachten den Pferdeſtall als ein Heiligthum und ſagen: „Ein Pferd wird den nie zum Siege tragen, welcher dies Heiligthum verletzt.“ 42) Nur die Jagd des Bezoarbocks wird, wie wir früher bemerkten, des Nutzens wegen in Perſien betrieben, alle übrigen Thiere, Hirſche, Rehe, Haſen, Trappen, Repphühner, Reiher u. ſ. w., jagt man nur zum Vergnügen. Außer dem Hunde und Falken gebraucht man auch Tiger, Leoparden und andere Raubthiere zum Jagen. Auch das Schießen iſt dabei gebräuchlich, und die Perſer ſetzen einen Ruhm darein, für gute Schützen zu gelten. 43) Ein Sohn, ſelbſt der Kronprinz nicht, darf ſich nach der perſiſchen Etikette in Gegenwart des Vaters ſetzen. Dies Vorrecht genießen beim Schah nur ſeine erſten Weiber, die nächſten Seitenverwandten, einzelne Hofbeamte, Miniſter, fremde Geſandte oder andere fremde Perſonen von hohem Range, ſowie begünſtigte Hofbeamte, Gelehrte, Dichter, Geiſtliche. Ebenſo darf ſich ein Niederer beim Beſuch eines Höheren nie mit dieſem auf daſſelbe Numud ſetzen, ſondern er muß in einiger Entfernung auf ſeinen Ferſen hocken. Spazieren gehen hält der Perſer für eine Narrheit. „Geht man hin und her,“ ſagt von Kotzebue, „ſo glaubt er, man wolle etwas holen; thut man das nicht, ſo ſehen ſie den Gehenden mit Verwunderung an, und gerathen wol gar auf den Gedanken, daß man verrückt ſei. Der vornehme Perſer thut keinen Schritt aus dem Hauſe, ohne zu Pferde zu ſein.“

44) Pillau aus Reis, oft mit Safran gefärbt und gewürzt, und mit ſaurer Milch, Beer- oder Obſtſaft gegeſſen, Reis verſchiedenartig zubereitet, Schaffleiſch übermäßig gekocht, Lämmer-, Ziegen- und Schöpſenbraten, mannichfaltig zugerichtete Vögel, vorzüglich Hühner, Tauben und Repphühner, Fiſche, wo ſie zu haben ſind, Gemüſe aller Art, Kuchen, welche oft den ganzen Tiſch bedecken, ja wol auf allen Seiten über denſelben herabhängen, Eier, Backwerk der verſchiedenſten Sorten, Confituren und friſche und eingemachte Früchte, Weintrauben und Weinmuß bilden, nebſt zahlreichen Milchſpeiſen, die Beſtandtheile einer Abendmahlzeit. Auch Eis darf nicht fehlen, welches der Perſer ebenſo liebt, wie Zuckerwerk. Doch muß man nicht glauben, daß dies nur bei Reichen und Vornehmen der Fall ſei. Die außerordentliche Wohlfeilheit der Eßwaaren jeder Art und der große Überfluß an den edelſten Früchten ſetzt ſelbſt die niedrigſten Bürgerclaſſen in den Stand, gut zu leben. Schweinefleiſch allein zu eſſen iſt verboten, Haſen und einige andere Thiere glaubt man nicht eſſen zu dürfen; doch iſt dies nur bei den eigentlichen Tadſchiks der Fall, viele Wanderſtämme kehren ſich weder an Verbot, noch Glauben in dieſer Hinſicht. 45) Weil die Chriſten öffentlich Wein trinken, ſo halten die Perſer ſie alle für Trunkenbolde, wenn nicht eine lange Beobachtung ſie vom Gegentheile überzeugt hat. Allein ſie rechnen ihnen dies keineswegs als eine Schande, oder als etwas Unanſtändiges an, da ihnen das Trinken in ihrer Religion nicht verboten ſei. Als daher einſt ein engliſcher Marineofficier ſich zu Buſchir bei den Perſern durch ſein ungeſchicktes Reiten zum Gelächter gemacht hatte, ſo ſagte am folgenden Tage ein Mann, welcher das Schiff mit Früchten und Gemüſe verſah, zu ihm: „Ich habe Ihre Ehre gerettet, Sir, denn keiner der geſtrigen Lacher hält Sie mehr für einen

Digitized by Google

heimen getrunken, indem ſie ſagen, man ſündige mit einem Glaſe ebenſo ſehr, wie mit einer Flaſche. Liqueure und Branntweine gehören gleichfalls zu den Hochgenüſſen der Perſer, und Rum können ſie in unglaublichen Quantitäten vertragen [46]). Der Reſt des Abends wird bei Vornehmen und Reichen in Geſellſchaft zugebracht, und die Unterhaltung dreht ſich bei dem Kallian, bei Thee und Scherbet gewöhnlich um Gegenſtände der Religion, Wiſſenſchaft und Dichtkunſt herum; nie wird über Politik geſprochen. In den Kaffeehäuſern, wo übrigens das Kaffeegetränke weit weniger verbraucht wird, als in der Türkei, raucht der Perſer ebenfalls aus dem Kallian (oder Khaliaan; ſ. E. Kämpfer S. 640 fg.), oder er genießt Opium in Pillen oder Getränken, rein oder durch Aromata verſtärkt. Dennoch ſind die Theriaki, d. h. ſolche, welche ſich im Opium berauſchen, in Perſien ſeltener, als in der Türkei. Eine große Wohlthat für den Perſer ſind die Humums oder warmen Bäder, für welche in allen Städten und Dörfern oft prächtige, ſtets reinlich gehaltene und immer mit friſchem Waſſer verſehene Gebäude angelegt ſind. Indem ſich ſelbſt der Arme hier für geringes Kupfergeld das Vergnügen des Bades verſchaffen kann, wird zugleich, ſowie durch die von der Religion befohlenen Abwaſchungen für die Geſundheit namentlich der niederen Claſſen geſorgt, welche ihre Kleider, ohne ſie abzulegen, oft ſo lange tragen, bis ſie zerfallen.

Zu den Vergnügungen der Perſer gehören Illuminationen, Feuerwerke, Ringſpiele; bei öffentlichen Feſten ergötzen Taſchenſpieler, Poſſenreißer, Puppenſpieler, Muſikanten und Tänzerinnen [47]). In müßigen Stunden findet er ſein Vergnügen am Reiten, Beſuchabſtatten, Spazierengehen in den Gärten oder daran, daß er mit andern gruppenweiſe vor dem Hauſe unter dem Schatten eines Baumes ſitzt und einem Sänger oder Erzähler zuhört [48]).

VIII. Ehe. Hochzeitsgebräuche. Geburt. Erziehung. Tod. Begräbniß. Da die Tadſchiks Muhammedaner ſind, ſo iſt ihnen die Vielweiberei geſetzlich erlaubt; ſie dürfen vier rechtmäßige Weiber und ſo viele Beiſchläferinnen haben, als ſie wollen und ernähren können. Zu den letzteren nahm man, früher mehr als jetzt, meiſt Mädchen aus Tſcherkaſſien und Georgien [49]). Nichtsdeſtoweniger ſind es größtentheils nur die Reichen und Vornehmen, welche von jener Erlaubniß Gebrauch machen, während die mittlere und niedere Claſſe ſich mit einer Frau begnügt. Der Perſer kann aber ſich förmlich verheirathen oder ein Weib kaufen oder es blos miethen. Die Verlobung geſchieht im erſtern Falle durch die Ältern [50]) des Mädchens, bei welchen der Heirathsluſtige ſich, nachdem er jenes durch irgend ein altes Weib oder eine ſonſtige Vertraute hat beſichtigen laſſen, durch zwei Männer ordentlich bewirbt. Erfolgt die Einwilligung, ſo werden die Geſchenke, Mahlſchatz und Mitgift beſprochen, welche gegenſeitig gegeben werden ſollen. Die Ehe ſelbſt wird in Gegenwart von zwei oder mehren Zeugen im Hauſe der Braut geſchloſſen. Denn es müſſen in jedem Falle entweder zwei Männer oder ein Mann und eine Frau, die frei, geſund und Muhammedaner ſein ſollen, zur Beglaubigung des Ehecontractes anweſend ſein, welchen ein gleichfalls anweſender Geſetzbeamter oder Iman aufſetzt. Dieſer Contract wird hierauf der jungen Frau überliefert, welche ihn ſorgfältig aufbewahrt, da auf ihm theils ihre Nadelgelder bei Lebzeiten des Mannes, theils ihr Unterhalt, wenn dieſer ſterben oder ſich von ihr ſcheiden laſſen ſollte, beruht. Der Brautſchatz wird daher in dem Muhammedaniſchen Rechte als etwas ſehr Wichtiges betrachtet, doch ſind die erfahrenſten Rechtsgelehrten über den Brautſchatz ſtreitig. Nach einigen derſelben iſt eine Ehe auch ohne Brautſchatz gültig; iſt er zu hoch angeſetzt, ſo kann das Geſetz einſchreiten und ihn nach gerechten und vernünftigen Grundſätzen feſtſtellen, und es ſoll der niedrigſte, geſetzmäßige Brautſchatz zehn Dirhems oder vier bis fünf engliſche Schillinge betragen. Die Hochzeit ſelbſt iſt mit vielen Koſten verknüpft [51]). Die Ehre erfodert es, daß man ſich ſehen laſſe;

ſchlechten Reiter." Auf die Frage, wie er dies bewerkſtelligt habe, erwiederte der Mann kurz: „Ich habe zu ihnen geſagt, daß Sie, wie alle Engländer, vortrefflich ritten; allein Sie wären betrunken geweſen und hätten ſich deshalb nicht im Sattel halten können, wie es ſonſt geſchehen ſein würde."

46) Der Sardar von Eriwan ließ ſich nach von Kotzebue die Spirituosa recht gut ſchmecken, und erklärte öffentlich, daß er ohne dieſelben nicht leben könne. Viele trinken eine Flaſche Rum, ohne die geringſten, nachtheiligen Folgen aus. Ein Khan hatte ſich das Trinken ſo angewöhnt, daß es der Schah erfuhr, und ihn, da Vorſtellungen nichts halfen, züchtigen ließ. Da auch dieſes Nichts half, ſo befahl ihm der Schah zu ſaufen. Nun trank der Khan 40 Tage lang ſo übermäßig, daß er ſich in einem fortwährenden Rauſche befand; allein er wurde dadurch das Trinken auch ſo überdrüſſig, daß er den Schah bat, ſeinen Befehl zurückzunehmen. 47) Tänzerinnen waren früher viel häufiger in Perſien, als jetzt. Denn da ihnen die herrſchende Regentenfamilie, als ſie zum Throne gelangte, den Hof verbot, verloren ſie ſich aus dem größten Theile Perſiens, und nur in Kurdiſtan und einigen Theilen Khoraſſans haben ſie ſich noch erhalten. 48) Zu den Vergnügungen der Perſer gehört auch das Bogenſchießen, Dſchiridwerfen, Scheibenſchießen und Wettlaufen. Vom Schachſpiele ſind ſie große Freunde; auch ſind ſie einer Art Kartenſpiel, ſowie Glücksſpielen nicht abhold.

49) Man erhält dieſe außerordentlich ſchönen und ſehr lebhaften Sklavinnen, deren Ruf ſich über Aſien und Europa verbreitet hat, obgleich ſie ſich mehr durch Grazie und Eleganz, als durch Regelmäßigkeit der Geſichtszüge auszeichnen, theils durch den Handel, theils durch Raubzüge, welchen letztern indeſſen die Ruſſen ſehr geſteuert haben. Ihr Preis wechſelt, je nachdem viel oder wenig Nachfrage oder Vorrath da iſt. Im J. 1810 bezahlte man eine ſchöne Georgianerin ungefähr mit 80 Pf. St. oder 430 Thalern. Luſthäuſer mit zahlreichen Buhlerinnen werden vom Staate nicht nur gegen eine jährliche Abgabe geduldet, ſondern ſelbſt befördert. 50) Oft werden ſchon Kinder verlobt. Geſchieht dies durch die Ältern, ſo muß die Ehe erfolgen, iſt dies aber nicht durch dieſe, ſondern durch andere Perſonen bewirkt worden, ſo iſt die Verlobung nach den Beſtimmungen der berühmteſten Rechtsgelehrten ungültig, wenn beide Theile ihre Ungültigkeit verlangen. Allein das Mädchen hat auch das Recht, ihre Einwilligung zu verſagen, wenn es ſchon erwachſen durch die Ältern verlobt wird, und die Ehe findet nicht ſtatt, wenn es bei dieſer Einwilligungsverſagung verharrt; allein dieſer Fall findet ſelten ſtatt, weil ſich die Verlobten vor dem Hochzeitstage nie zu ſehen bekommen, und in der Regel nichts als Gutes von einander erfahren. 51) Den Tag vor der Hochzeit werden die Hände des Brautpaares mit Henna roth gefärbt. Bei Männern von Stande währen die Hochzeitsfeier-

Digitized by Google

es müſſen von beiden Seiten viele Gäſte gebeten werden, an Speiſen und Getränken darf es in keiner Art fehlen, und ſo verzehrt oft ein einziger Tag, was die ganze übrige Lebenszeit erworben worden iſt. Iſt das Schmauſen beendigt, ſo führen die Männer den Bräutigam in ſein Haus. Dieſer erwartet jetzt die ihm von den Weibern nachgeführte Braut auf ſeinem Balkone oder Dache und bewirft ſie bei ihrer Ankunft von da herab mit Orangen und anderen Früchten. Eine Sitte, die wir auch bei den Wanderſtämmen finden werden. Die Beweisführung der Jungfrauſchaft liegt einer alten Frau ob, welche in der Nacht das Schlafzimmer der jungen Eheleute bewacht[52]).

Kaufehen finden nur mit Sklavinnen ſtatt, deren Loos aber dadurch nicht verändert wird, da ſie nie die Rechte wirklicher Ehefrauen erhalten, obgleich ihre Kinder den ehelichen völlig gleichgeſtellt werden. Der Mann kann eine ſolche Bettgenoſſin verſchenken und verkaufen, wie es ihm beliebt, doch geſchieht dies faſt nie. Denn hierin übertrifft der Perſer ſelbſt den chriſtlichen Pflanzer Nordamerika's, welcher ſchamlos ſeine Tochter mit ihrer Mutter auf den Sklavenmarkt ſtellt, während jener eiferſüchtig über die Ehre der Frauen wacht.

Contractehen finden faſt in allen größeren perſiſchen Städten ſtatt und werden auf wenige Tage wie auf 99 Jahre geſchloſſen[53]). In Omar's Geſetzen ſind zwar dieſe Ehen verboten, allein die Perſer, als Anhänger Ali's, kehren ſich nicht an dieſelben. Dieſe Contract- oder Zeitehen gleichen faſt ganz unſeren Ehen zur linken Hand und werden auch, wie bei uns, meiſtens nur zwiſchen Perſonen ungleichen Standes und Ranges geſchloſſen. Nur darin findet ſich ein Unterſchied, daß es wie bei der Heirathsehe keiner geſetzlichen Scheidung bedarf, ſondern daß der Mann den Contract nach Belieben aufheben kann, in ſofern nur die Frau die in dem, von einem Mollah aufgeſetzten und durch Zeugen beglaubigten Contracte ihr ausgeſetzte Summe von dem Tage der Unterzeichnung des Contractes an erhält. Eine ſo entlaſſene Frau, welche durch die eingegangene Verbindung nicht ein Mal das Recht erhält, den Mann zu beerben, ſelbſt wenn er ſtirbt, ſo lange die Verbindung noch beſteht, kann heirathen oder eine neue Contractehe eingehen, ſobald ſie nicht ſchwanger iſt, denn auch die Kinder einer ſolchen Ehe werden als eheliche angeſehen. In entgegengeſetztem Falle kann auch der Contract erneuert werden, ſobald ſich die Parteien darüber einigen.

Eheſcheidungen ſind in Perſien ſelten und fallen meiſt nur unter den niederen Ständen vor; die Vornehmen und Reichen ſcheuen Koſten und Ärgerniß, welche mit einer Scheidung faſt immer verbunden ſind. Dringt der Mann auf Trennung der Ehe, ſo muß er die erhaltenen Geſchenke erſetzen und den Brautſchatz herausgeben; geſchieht das erſtere von der Frau, ſo verliert ſie ihre Mitgift, weshalb Männer oft ſie durch Mishandlungen nöthigen, auf Scheidung zu bringen. Abweichend von unſeren Geſetzen iſt Ehebruch auf Seiten der Frau kein Scheidungsgrund, zieht vielmehr den Tod nach ſich.

Die Kinder, welche bei ihrer oft zehn Tage, oft zehn Jahre nach der Geburt[54]) von einem Chirurgus verrichteten Beſchneidung den Namen erhalten, bleiben bei den vornehmeren Perſern nur ſo lange in den Harem eingeſperrt, als ſie des weiblichen Beiſtandes nicht entbehren können, und hierin iſt, ſeitdem die jetzige Dynaſtie auf dem Throne ſitzt, ſelbſt mit den königlichen Prinzen eine große Veränderung vorgegangen. Seit Abbas dem Großen mußten die Prinzen von Geblüt in dem Harem blei-

---

lichkeiten oft 30 — 40 Tage, und ſelbſt bei den Ärmſten ſind wenigſtens drei Tage erfoderlich. Am erſten kommen die Hochzeitsgäſte zuſammen, am zweiten erfolgt das Färben der Hände, am dritten werden die Verlobten durch Wechſeln der Ringe zuſammengegeben. Der Bräutigam erſcheint ſtets im höchſten Glanze, er nimmt überall den erſten Platz ein, und ſelbſt der Gouverneur einer Provinz läßt ſeinen Diener über ſich ſetzen, wenn er deſſen Hochzeit beiwohnt. Die Geſchenke, welche dem Bräutigam gebracht werden, nehmen ſeine Freunde, welche an dieſem Ehrentage ſeine Diener vertreten, mit großer Feierlichkeit in Empfang. Zwei, größtentheils dem Bräutigam verwandte, Perſonen, welche man türkiſch Sakdesch und Soldesch, d. i. „Männer zur rechten und linken Hand" nennt, vollſtrecken ſeine Befehle. Iſt der Bräutigam noch ein Kind oder ſchamhaft, ſo handeln dieſe Männer für ihn und ſpielen ſeinen Freunden und Verwandten tauſend Poſſen, um die Freude des Tages zu erhöhen. Die Braut wird gebadet, geſalbt, auf's Reichſte gekleidet, und in ihrem Staate ſitzend empfängt ſie, ehe ſie das Haus ihrer Ältern verläßt, die ihr dargebrachten Geſchenke. Sind die Eheceremonien vorüber, ſo wird ſie mit einem ſcharlachrothen Schleier bedeckt, auf ein Pferd geſetzt und in die Wohnung ihres Bräutigams geführt, welcher ſie, nachdem er ſie beworfen hat, an der Thürſchwelle empfängt.

52) Hat ein Mann in Perſien mehre rechtmäßige Frauen, ſo hat die zuerſt geheirathete den Vorrang. In Perſien wird bei den untern Claſſen, namentlich bei den Bauern, das Weib mehr oder minder geachtet, je nach dem größern oder geringern Nutzen, welchen der Mann von ihr für den Haushalt zieht. Bei den höhern Ständen iſt das Weib ein Luxusartikel, welcher einzig zum Vergnügen des Mannes beſtimmt iſt. Das Weib hat daher in Perſien keine Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft, ſondern iſt einzig das, wozu der Mann es macht; doch iſt dieſer verpflichtet, ſeine Weiber anſtändig zu unterhalten und zu kleiden; auch muß er ihnen ein hinlängliches Nadelgeld zur Beſtreitung ihrer kleinen Bedürfniſſe ausſetzen. So faſt ganz von der Willkür des Mannes abhängig, verleben die vornehmen Frauen ihre Tage in den Zimmern des Harems, wo ſie Kaffee trinken, Calcan rauchen und ſich putzen. In der Regel haben ſie durchaus keinen Einfluß auf den Mann, den ſie häufig dadurch zu gewinnen ſuchen, daß ſie ihm ihr geſammeltes Nadelgeld heimlich zuſtecken laſſen, wenn ſie ihn nicht etwa durch ihre Reize beherrſchen. Auch hohe Geburt gibt ihnen zuweilen einigen Einfluß, weil dann der Mann gewöhnlich die Verwandten zu fürchten hat, ſowie auch diejenige, welche den erſten Sohn gebiert, einiges Übergewicht im Harem erhält, wo ſie dann vorzugsweiſe „Frau" genannt wird.

53) Irren wir nicht, ſo waren früher ſolche Contractehen auch auf den Joniſchen und einigen andern griechiſchen Inſeln gebräuchlich, und auf jeden Fall ſind ſie durch ihre Geſetzlichkeit der völlig rechtloſen Maitreſſenwirthſchaft vorzuziehen. 54) Beſchneidung der Mädchen iſt bei den Perſern nicht gebräuchlich, obgleich ſie ſich in dem benachbarten Arabien findet. — Für den Tod haben ſie einen eigenen Engel, welcher auf beſondern Befehl Gottes die Seele dem Körper entführen muß. Daher iſt Selbſtmord in Perſien ſelten und Duelle ſind gänzlich unbekannt. Das Leichenbegängniß findet gewöhnlich auf ganz einfache Weiſe am Todestage ſtatt. Eine künſtlich angelegte und ausgemauerte, unterirdiſche Höhle, zu welcher Stufen führen, nimmt den Leichnam auf, welcher mit dem Kopfe nach Norden, mit den Füßen nach Süden zu gelegt wird.

Digitized by Google

den, bis der jedesmalige König ſtarb indem man dadurch vermeiden wollte, daß ſie nicht etwa vor der Zeit nach dem Throne ſtreben möchten, und daher fiel ihre ganze Erziehung den Weibern und den Eunuchen in die Hände, wodurch ſie verweichlicht wurden und unwiſſend blieben. Die jetzige Dynaſtie nahm freiſinnigere Ideen an und entzog die Prinzen, wie es auch bei den übrigen Großen des Reiches geſchah, ſo bald wie möglich dem Harem und ließ ſie ganz auf perſiſche Weiſe erziehen. Dieſe Erziehungsweiſe beſteht aber in Folgendem. Man beginnt den Unterricht mit den religiöſen Formen und den Regeln des Anſtandes und der Etikette. Oft ſchon im vierten Jahre wiſſen daher die Knaben einige Gebete herzuſagen und haben es vollkommen inne, wie die Kniee zu beugen und die Hände zu falten ſind, wenn ſie ihre Andacht verrichten, und faſt ebenſo früh iſt es ihnen bekannt, wie ſie ſich gegen Perſonen von höherem, gleichem oder niederem Range zu betragen haben, wie ſie gehen, ſtehen und ſitzen müſſen, was beim Kommen und beim ſich Entfernen zu beobachten iſt. Daher ſieht man oft Kinder von dem zarteſten Alter ſich in einer Verſammlung von Männern mit bewunderungswürdigem Ernſte und einem gleichen Anſtande betragen. Zwiſchen dem ſiebenten und achten Jahre fangen die Kinder an, das Perſiſche und Arabiſche leſen zu lernen, welche letztere Sprache ihnen dann meiſt ſchon ebenſo geläufig als die franzöſiſche Sprache es den Kindern unſerer Adligen iſt. Auch ſetzt man in Perſien einen hohen Werth auf die Kenntniß des Arabiſchen, theils wegen der vielen Wanderſtämme, welche dieſe Sprache ſprechen, theils wegen der beſtändigen Berührung mit den benachbarten Arabern ſelbſt, theils aber und zwar hauptſächlich, weil der Koran und andere heilige und allen Claſſen wichtige Bücher in dieſer Sprache geſchrieben ſind. Kennt daher das Kind das arabiſche A B C, ſo läßt man es den Koran leſen, macht es mit den weſentlichſten Glaubenslehren bekannt und bringt ihm vorzüglich diejenigen Lehren bei, durch welche ſich die Schiiten von den Sunniten unterſcheiden, damit es die letzteren beſtreiten und haſſen lerne. Iſt ſo das religiöſe Fundament gelegt und gegründet, ſo gibt man den Zöglingen perſiſche Bücher in die Hände, vorzüglich den Sadi, weil man dieſen für beſonders geeignet hält, ſowol den Geſchmack für Dichtkunſt und Fabeln zu wecken, als auch das Herz für den Ruhm der Tapferkeit und der Tugend empfänglich zu machen. Dieſer Zweck wird auch gewöhnlich erreicht und darin liegt auch der Grund, daß die Perſer ſo eingenommen und überhaupt ſo bekannt mit ihren übrigen Nationaldichtern ſind. Zu gleicher Zeit läßt man die Schüler einen oberflächlichen Curſus in der Grammatik, Syntax, Logik, Dialektik und Geſetzkunde machen, doch lernen ſie ſelten mehr, als leicht und fließend leſen und ſchreiben, wenn ſie nicht eine beſondere Neigung zu den Wiſſenſchaften fühlen, was nicht ſelten der Fall iſt, da die Wiſſenſchaften in allen ihren Verzweigungen zu allen Zeiten in Perſien große Verehrer fanden. Körperliche Übungen werden ebenfalls als ein wichtiger Zweig der Erziehung bei den höheren Ständen betrachtet und oft ſieht man ſchon ſiebenjährige Knaben mit Anſtand reiten. Dieſe Erziehung hat die Folge, daß die perſiſchen Großen viel äußere Politur beſitzen und daß ihre Unterhaltung, ſobald Zwang entfernt iſt, viel Liebenswürdiges hat. Sie ſind voll Anekdoten und ihre Erzählungen und Bemerkungen ſchmücken ſie mit Stellen ihrer beſten Dichter. Bei den mittleren Claſſen, wozu hier vorzugsweiſe Kaufleute und Künſtler gehören, fällt der Unterricht dürftiger aus, indem er ſich darauf beſchränkt, daß man den Koran leſen lernt, oft ohne ihn zu verſtehen, mit einigen perſiſchen Fabeln bekannt wird, und ſich im Rechnen und Schreiben behelfen kann. Nichtsdeſtoweniger trägt auch dieſer dürftige und mangelhafte Unterricht viel dazu bei, die Sitten der genannten Claſſen zu ändern und zu verfeinern, was bei dem gemeinen Perſer nicht der Fall iſt, indem er gänzlich der Erziehung und des Unterrichts entbehrt[55]).

IX. Wiſſenſchaft und Kunſt. Indem wir uns, was Sprache und Literatur betrifft, auf den, dieſen Gegenſtänden gewidmeten Artikel beziehen, wollen wir jetzt einen kurzen Überblick über den Standpunkt geben, auf welchem ſich die jetzigen Perſer hinſichtlich der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte befinden.

Beginnen wir daher nach der in der Note 55 gegebenen Eintheilung mit der Phyſik und zwar mit deren erſter Unterabtheilung, der Medicin. In Hinſicht dieſer, ſowie der Wundarzeneikunde ſind die Perſer eher rückwärts als vorwärts geſchritten. Galen und Hippokrates mit den Erläuterungen des Aly-ben-Senna (Avicenna) ſind noch immer faſt ihre einzigen Lehrer. Den erſteren nennen ſie Galenous, den anderen Bocrat und ihr Hauptgrundſatz iſt, „Hitze müſſe durch Kälte, Kälte durch Hitze, Trockenes durch Feuchtes und Feuchtes durch Trockenes vertrieben werden. Daher bringen ſie alle Krankheiten und Mittel unter vier Claſſen, welche ſie mit den Worten „Heiß, Kalt, Feucht, Trocken“ bezeichnen. Unbekannt mit Anatomie und dem Blutumlaufe, kennen ſie dagegen die Pockenimpfung, ohne jedoch großen Gebrauch davon zu machen, ſo große Verheerungen auch dieſe Plage anrichtet. Quackſalber, welche im Beſitz von ererbten Arcanen ſein wollen, gibt es daher in Perſien in Menge und bei den Wanderſtämmen geben ſich alte Männer und Weiber, ja ſelbſt Stammhäuptlinge[56])

55) Die Vornehmen erhalten gewöhnlich Privatunterricht durch die Mollahs, und zwar oft bis in das 30. Jahr, oder ſie benutzen, was jedoch meiſtentheils nur von den minder Begüterten geſchieht, die Medreſſes (ſ. d. A.) oder Collegien, welche ſich, reich durch Stiftungen, weshalb der Unterricht unentgeltlich ertheilt wird, ausgerüſtet, bei jeder größern Moſchee in den größern oder kleinern Städten des Reichs finden. In ihnen werden, außer den oben angeführten Gegenſtänden, auch die türkiſche Sprache und Philoſophie, d. i. nach perſiſchem Sinne 1) Phyſik (Mathematik und Medicin), 2) Metaphyſik (Theologie und Jurisprudenz, oder in ſofern beide auf dem Koran beruhen, der Koran) und 3) Moral gelehrt. Freygang hat dafür Phyſik (Mathematik, Aſtronomie, Medizin), Metaphyſik (ſpeculative Theologie, Moral, Rechtswiſſenſchaft) und Logik (Rhetorik, Grammatik).

56) So vertrieb ein ſolches Stammhaupt, das ſeinen Sitz in den Gebirgen hatte, welche Perſien von dem Paſchalik Bagdad trennen, das kalte Fieber dadurch, daß er die Kranken unbarmherzig prügelte. In Kurdiſtan bediente man ſich gegen alle Krankheiten eines Abführungsmittels, deſſen Hauptbeſtandtheil das Fett eines Schafſchwanzes war. „Dies

Digitized by Google

mit der Heilkunſt ab, wo dann freilich Zaubermittel meiſt das Beſte thun müſſen. Ebenſo unerfahren wie die Ärzte, ſind auch die Chirurgen, obgleich ſie zuweilen glückliche Curen verrichten, was wol mehr der Mäßigkeit und geſunden, kräftigen Conſtitution der Patienten, als ihrer Kunſt zugeſchrieben werden muß.

Die mathematiſchen Kenntniſſe der Perſer ſind beſchränkt, obgleich ſie eine gewiſſe Vorliebe für dieſe Wiſſenſchaft, auch einige algebraiſche und geometriſche Kenntniſſe beſitzen. Auf Aſtronomie legen ſie ſich hauptſächlich der Aſtrologie wegen, der ſie, wie wir bereits bemerkt haben, durch ängig höchſt ergeben ſind. Mit dem Syſteme des Ptolemäus ſind ſie bekannt, allein ſoviel Mühe ſich auch die Engländer gegeben haben, ſie mit den Entdeckungen des Copernicus, Newton und Anderer dekannt zu machen, ſo ſcheint dieſe doch keinen großen Erfolg gehabt zu haben. In der Geographie ſind ſie ebenſo unerfahren, obgleich ſie viele Schriftſteller beſitzen, welche dieſelbe bearbeitet haben und von welchen einige ſogar ins Engliſche überſetzt worden ſind. Ihre Kenntniß der Erde geht kaum über ihr eigenes Land und die nächſten Nachbarſtaaten hinaus. Weiter als in der Geographie haben ſie es in der Geſchichte gebracht und die neuperſiſchen Hiſtoriker ſind wenigſtens gute Annaliſten. Sie lieſern die Jahresbegebenheiten mit Genauigkeit und ſind reich an charakteriſtiſchen, vorzüglich ihre Monarchen detreffenden, Anekdoten, obgleich man ſich nicht grade auf ihre Treue verlaſſen kann, wenn ſie von dieſen handeln. Iſt dies aber nicht der Fall, ſo ſind ſie ehrlich, offen und wahrheitsliebend, und Parteigeiſt iſt ihnen gänzlich fremd. Ihr Styl iſt meiſt äußerſt correct und trotz vieler Übertreibungen oft außerordentlich klar; dennoch haben ihre hiſtoriſchen Schriften im Ganzen wenig Intereſſe.

Die Theologie beſchränkt ſich in Perſien meiſt auf Polemik, hervorgeruſen durch den Kampf gegen die Anhänger Omar's. In der Jurisprudenz haben ſie Manches geleiſtet, obgleich ſie hier den Spitzfindigkeiten oft zu viel Raum geſtatten. In der Moral folgen ſie immer noch, ſowie hinſichtlich der Philoſophie überhaupt, dem Ariſtoteles. Seine Vorſchriften gelten ihnen für heilig, ſie in Zweifel zu ziehen, dies gilt für ein Majeſtätsverdrechen.

Große Freunde der Dichtkunſt, verehren ſie fortwährend den Sadi, Haſiz, Ferduſi, ſowie einige ſpätere, faſt gleich große Dichter; allein dieſe Verehrung iſt nicht mächtig genug geweſen, die neuere Zeit einen ähnlichen Dichter erzeugen zu laſſen, obgleich es in Perſien jetzt in Menge Perſonen gibt, welche dieſen Namen führen. Denn nirgends geht wol eine Kunſt im eigentlichen Sinne des Wortes ſo ſehr betteln, wie es jetzt von der Dichtkunſt in Perſien geſchieht. Während einige, wirklich von den Muſen begünſtigte Dichter der neueren Zeit die Thaten des Schahs und ſeiner Helden preiſen oder Oden auf die Geheimniſſe der göttlichen Liebe dichten, oder Localgegenſtände mit Glück beſingen, erheben eine Unzahl minder begünſtigte Dichter die Tugend, Weisheit, Tapferkeit aller derjenigen, welche ihre milde Hand für ſie aufthun, oder Keller und Speiſekammer für ſie öffnen [57]). In Hinſicht der Malerkunſt ſind die Perſer, wie es ſcheint, ſeit drei Jahrhunderten nicht fortgeſchritten und ſie ſtehen in Beziehung auf ſie mit den Chineſen faſt auf gleicher Stufe. Ihre Farben ſind glänzend, die Genauigkeit bei den Kleidern und die Verzierungen werden in das Unendliche getrieben, und wenn ſie Portraits malen, ſo treffen ſie meiſt ſehr glücklich. Bei ihren kleineren, nürnbergartigen Gemälden auf Holz, welche glaſirt werden, entfallen ſie Fleiß und Geſchmack; allein es mangelt ihnen gleich den Chineſen jede Kenntniß der Perſpective, jede Vorſtellung von Licht- und Schattenvertheilung, jeder Begriff von den zu einem guten Gemälde erfoderlichen Verhältnißregeln [58]).

Die Muſik wird geliebt und als Wiſſenſchaft geſchätzt; man hat eine Tonleiter, Noten und verſchiedenartigen Charakteren angepaßte Melodien, je nachdem der Geſang Ernſt, Wolluſt, Freude oder Krieg betrifft. Ihre Kriegslieder vorzüglich ſollen ſehr ergreifend ſein. Ob nun gleich der Geſang etwas Angenehmes hat, ſo würde dies noch mehr der Fall ſein, wenn er weniger Einförmigkeit und mehr Mannichfaltigkeit des Ausdruckes beſäße. Die Inſtrumentalmuſik [59]) hat in neueren Zeiten dadurch ſehr gewonnen, daß bei den regulairen Truppen die engliſche Militairmuſik eingeführt worden iſt, welche bereits zu Kotzebue's Zeit das God save the king ſpielte. Auch die Gymnaſtik hat in Perſien Fortſchritte gemacht, beſonders hat die Reitkunſt einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht und jeder engliſche Bereiter dürfte leicht in Perſien ſeinen Meiſter finden. Dies Letztere läßt ſich auch von der Schreibekunſt ſagen, denn da die Buchdruckerkunſt in Perſien noch nicht eingeführt iſt, ſo wird viel Werth auf eine ſchöne Handſchrift gelegt. Das Schreiben wird daher in den Schulen ſorgfältig gelehrt und diejenigen, welche ſich in dieſer Hinſicht auszeichnen, rechnet man zu den wiſſenſchaftlich gebildeten Männern. Auch werden oft wenige Zeilen eines ausgezeichneten Federkünſtlers ſehr theuer bezahlt, wie z. B. der Derwiſch Musjid 42 D. für vier Zeilen erhielt. Von Tanz-, Bau- und Bildhauerkunſt kann faſt gar nicht die Rede ſein, da die

---

wird gekocht," ſagte der Häuptling, „und nach Verhältniß in größern oder kleinern Quantitäten eingegeben, und es hat immer geholfen und uns viel Noth und viele Ärzte erſpart." In einem andern Theile Perſiens legte man in Öl getränkte Brodſtückchen für die Kranken als Opfer für einen Heiligen auf einen Felſen hin, und aus der Zahl dieſer Stückchen ließ ſich genau die Zahl der Kranken erkennen, welche in den ſchwarzen Zelten Heilung durch dieſes Mittel hofften

57) Es gibt in Perſien eine ſehr große Anzahl von ſogenannten Studirten, welche vorzüglich die Collegien zu Ispahan und Schiraz ausſenden und die dann als wandernde Dichter, Aſtrologen u. ſ. w., das Land überſchwemmen und Jeden, von dem nur irgend Etwas zu hoffen iſt, mit Epigrammen, Sonetten u. ſ. w. beſtürmen. 58) Eine große Fertigkeit beſitzen die perſiſchen Maler in der Darſtellung wollüſtiger Gegenſtände, und ſo gleichen ſie auch hierin den Chineſen, mit welchen ſich ſelbſt die Franzoſen trotz ihrer cent manières nicht zu meſſen vermögen. 59) Die Inſtrumente, deren ſich die Perſer bedienen, ſind größtentheils die unſrigen; doch bedienen ſie ſich nie der Darmſaiten, ſondern alle ihre Saiten ſind entweder aus Draht oder aus Seide verfertigt.

jetzigen Perſer, wenigſtens in Hinſicht der beiden letzteren, ſelbſt ihren Vorfahren weit nachſtehen.

X. Religion. Kirche. Wir haben bereits geſagt, daß die meiſten Perſer Muhammedaner und zwar wiederum der größere Theil Schiiten, der kleinere Theil Sunniten ſind[60]), welche ſich als Anhänger Ali's und Omar's auf das Heftigſte beſtreiten und verfolgen. Die eifrigſten Schiiten bilden die Anhänger der Sekte Ali-Allah. Sie haben vier Ramaſans, von welchen der, welcher vor dem neuen Jahre, welches in Perſien am 10. März alten Styls gefeiert wird, der ſtrengſte iſt, obgleich ſie alle gewiſſenhaft befolgen. Das Newrus (Nouroze) Feſt oder das Feſt der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings, wird ſehr heiter gefeiert. Eine freigeiſteriſche Partei bilden die Souffiten. Das Oberhaupt der ſchiitiſchen Kirche in Perſien war früher der Sadr (Sudder-ul-Suddur). Nadir Schah, in dieſer Hinſicht ein Peter der Große, ſchaffte ihn ab, daher jetzt die Muſchtäheds (d. i. Beweisführer) oder Hohenprieſter an der Spitze der Kirche ſtehen. Den nächſten Rang nach ihnen nimmt der Schaik-ul-Islam, Schrikh Islam (d. i. Haupt des Glaubens), ein, dann folgen der Mufti[61]), die Mollahs, Imans und Derwiſche[62]). Der Kürze wegen verweiſen wir auf die genannten Namen, indem wir nur von einigen weiterhin etwas zu erwähnen haben werden. Daſſelbe thun wir auch in Hinſicht der übrigen, in Perſien herrſchenden Religionen, nämlich der perſiſchen, chriſtlichen, ſabäiſchen und Moſaiſchen, indem wir nur kurz bemerken, daß die chriſtliche Religion nie große Fortſchritte in Perſien gemacht hat, obgleich die Armenier lange Zeit zugleich mit einer katholiſchen Miſſion in Ispahan geduldet wurden und ſich noch 1810 zu Sennah in Kurdiſtan eine kleine Colonie von 40 Neſtorianiſchen Familien, deren Glieder größtentheils Künſtler und Manufacturiſten waren, unter dem Schutze des Fürſten von Ardelan befand; daß die wenig zahlreichen, eher armen als reichen Juden, ſowie die Parſen und Sabäer in Perſien entweder verachtet oder doch nur wenig geachtet werden, welches Letztere nur von den Parſen gilt, welche jedoch ſich in Yezd in Fars durch ihre Anzahl (4000) ſo in Anſehen geſetzt haben, daß ſie in dem Viertel, welches ſie bewohnen, ihre eigene Civilobrigkeit haben. Die Banianen kommen hier nicht weiter in Betracht.

XI. Stände, Titel. Im ſtrengſten Sinne des Wortes gibt es unter den Tadſchiks keinen erblichen Adel, ſondern nur einen Herrn, hohe, niedere und gemeine Sklaven und Unterſklaven, d. h. Sklaven der Sklaven, indem jene wenigſtens noch einen Schein von Freiheit, die letztern aber auch dieſen nicht einmal beſitzen. Berückſichtigt man aber auch die Illiats oder Wander- und Kriegerſtämme, ſo können diejenigen Familien, aus welchen ihre Häuptlinge oder Khane genommen werden müſſen, als der perſiſche Erbadel betrachtet werden. Denn obgleich der Schah das Anſehen der Häuptlinge bei den ihm unterworfenen Stämmen erhöhen oder vermindern, die Erbfolge ändern, den jüngeren Bruder an die Stelle des älteren, den Oheim an die Stelle des Neffen ſetzen kann, ganz wie es ihm gut dünkt, ſo muß er doch immer den Stammhäuptling aus der Häuptlingsfamilie wählen, will er nicht den ganzen Stamm gegen ſich erbittern, wol gar zu einem Aufſtande verleiten, welcher ihm Thron und Leben koſten kann. Denn das Leben des ganzen Stammes iſt ſo innig in das der Häuptlingsfamilie verwebt, daß er ſich durch jeden Eingriff in die altherkömmlichen Rechte dieſer ſelbſt bedroht ſehen würde, und wir finden hier daſſelbe Verhältniß, wie es uns die Clans in Hochſchottland darbieten. Ein ſolcher Häuptling nun erhält den Titel Khan (Chan) als ein Recht, ohne daß dieſer deshalb, wie wir das auch bei dem hohen Adel Englands ſehen, deshalb auf die Söhne übergehen müßte, denn dieſe heißen in der Regel Agas. Wird aber ihre Geburt dem Hofe gemeldet, ſo erhalten ſie ihn oft auch, doch die jüngeren ſelten eher, als bis ſie dem Schah irgend einen Dienſt geleiſtet oder eine Stelle in deſſen Reitergarde (d. i. unter den Gholams) erhalten haben. Die Ernennung eines Khans geſchieht auf eine ganz einfache Weiſe durch einen Firman, welchen der Ernannte drei Tage lang an der Kopfbedeckung tragen muß, und durch Überſendung eines Ehrenkleides (Kalaat)[63]).

Den Khanen zunächſt ſtehen die Mirzas. Dieſes Wort, welches aus den Worten Mir oder Amir, d. i. Herr und Za (contrahirt aus Zada), d. i. Sohn, beſteht, bezeichnet eigentlich den Sohn eines Herrn. Steht es vor dem Namen, ſo bezeichnet es jetzt keineswegs die hohe Geburt, ſteht es aber hinter demſelben, ſo bezeichnet es einen Prinzen von königlichem Geblüte, weshalb der zweite, berühmte Sohn des letztverſtorbenen Königs immer als Abbas Mirza aufgeführt wird. Im erſtern Falle

60) Zu den Schiiten gehören alle Tadſchiks, die Ghelakis (Bewohner der Provinz Ghilan), Luren, Beludſchen, ein Theil der Kurden und die türkiſchen Wanderſtämme; zu den Sunniten aber die Araber und der größere Theil der Kurden. 61) Der Mufti in Perſien hat keineswegs die Macht des türkiſchen. Er iſt zwar berechtigt, dem Hofe einen Rechtsfall vorzutragen und ſeinen Rath zu ertheilen, allein er darf kein Urtheil fällen. 62) Die Muſchtäheds, von welchen es in Perſien gewöhnlich 3—5 gibt, unter welchen die von Kermanſchah, Kûm und Ispahan die bedeutendſten ſind, leben entweder von eigenen Mitteln, oder von ihnen angewieſenen Ländereien. Gibt es ein Wukf oder Armenland in einer Provinz, ſo ſteht es unter ihrer Verwaltung, was auch von den Ländereien der Moſcheen und Collegien gilt. Die Paiſch-Nâmâz oder obere Dienſte thuenden Prieſter an den Moſcheen haben jährlich 12,000 türkiſche Piaſter Gehalt; doch verrichten viele derſelben ihren Dienſt, gleich den Muſchtäheds, unentgeltlich. Der Schaik-ul-Islam erhält in Schiraz jährlich 2000 Tomâns, und Ispahan muß für die Geiſtlichkeit und die Gerichtsperſonen jährlich 10,000 Tomâns aufbringen.

63) Dieſe Claſſe hält ſtreng auf ihre Abſtammung, und die Erbfolge richtet ſich nach dem Range und der Geburt der Mutter. Nie ſteht daher der Sohn eines Khans von einer Beiſchläferin mit dem Sohne einer geſetzmäßigen Frau, wie dies bei den Tadſchiks gebräuchlich iſt, auf einer Stufe, und wollte die Vaterliebe hierin eine Änderung treffen, ſo würden die Verwandten dies rächen. Daher erklärte auch der letztverſtorbene Schah, welcher in dieſer Hinſicht den Sitten ſeines Stammes treu blieb, ſeinen zweiten Sohn, Abbas Mirza, zu ſeinem Nachfolger, weil deſſen Mutter eine hochgeborene Frau ſeines Stammes war, während ſein älteſter Sohn, Muhammed Aly Mirza, eine georgiſche Sklavin zur Mutter hatte.

Digitized by Google

iſt das Wort Mirza faſt dem engliſchen Gentleman gleich, und man gibt dieſen Titel jedem gut erzogenen und gebildeten Manne. Denn ein Mirza muß wenigſtens gut leſen und ſchreiben, eine Rechnung führen können und im Briefſchreiben völlig erfahren ſein, denn dies letztere iſt für einen Mann von Stande ebenſo unumgänglich nothwendig, als die Kenntniß der Formen des Ceremoniells und der Etiquette. Dieſe Mirzas, welche man in den höchſten, wie in den niedrigſten Regierungsdepartements findet, denn nicht nur die Staatsminiſter und Staatsſecretaire führen den Titel Mirza, ſondern auch jeder Officier in der Armee, jeder Dorfſchulze hat ſeinen Mirza, tragen als Abzeichen ein Kullumdân, d. i. ein kleines Futteral im Gürtel, welches Federn und Tinte enthält. Um ihre Herabwürdigung zu verhindern, ernenne der Schah zuweilen ſolche Mirzas zu Khans, dennoch betrachtet ſich der geringſte Stammhäuptling weit über den begünſtigtſten Mirza erhaben. Überhaupt möchte ſich das Verhältniß der Mirzas zu den Häuptlingsfamilien, bei welchen ſich immer ein gewiſſer Adelſtolz findet, mit dem vergleichen laſſen, in welchem die Geiſtlichkeie Europa's in der Feudalzeit zu den Rittern und Baronen ſtand[64]).

Die Geiſtlichkeit, welche nicht blos die Prieſter, ſondern auch die Rechtsgelehrten in ſich begreift, iſt die eigentliche Volksvertreterin; denn der Monarch fürchtet ſie, wenn er gleich nicht im eigentlichen Sinne des Wortes durch ſie in der freien Ausübung ſeines Willens beſchränkt iſt. Daher ſteht auch wenigſtens die höhere Geiſtlichkeit, welche größtentheils aus Synds, d. h. Abkömmlingen des Propheten, beſteht, oder wenigſtens beſtehen will, in großer Achtung und man beruft ſich auf ſie in allen Fällen, wo die Gerechtigkeit verletzt ſcheint. Nicht der gleichen Achtung genießt die niedere Geiſtlichkeit, zu welcher man auch die Hadſchis, d. i. die Mekkapilgrime, und die Mollahs rechnet. Dieſe letztern ſind in Perſien, was im ehemaligen Frankreich die Abbés waren. Sie treiben verſchiedene Beſchäftigungen; einige geben ſich ganz den Studien hin und die ausgezeichnetſten Köpfe unter ihnen haben einen hohen Rang in der bürgerlichen Geſellſchaft, da es ſich die Großen des Reiches zur Ehre rechnen, für Beſchützer der Gelehrſamkeit zu gelten. Die Mollahs, welche in der gelehrten Welt daſſelbe, was die Mirzas in der bürgerlichen Welt ſind, zeichnen ſich meiſtens durch Witz, Beleſenheit, Lebendigkeit in der Unterhaltung und feines Betragen aus. Daher findet man in jeder reichen oder gebildeten Familie einen Mollah, theils als Hauslehrer, theils als Hausfreund und Geſellſchafter. Auch die Lehrerſtellen an den Medreſſes bekleiden die Mollahs. Da ſich übrigens Jeder zu dieſem Titel berechtigt hält, welcher, ſei's auch nur oberflächlich, eine perſiſche Akademie, wenn wir ſo ſagen dürfen, durchlaufen hat, ſo iſt es natürlich, daß ſich unter den Mollahs auch eine Menge gemeine und niedrige Menſchen finden müſſen, welche den Namen auf alle Weiſe entweihen. Wirklich ſpielen auch die Mollahs gleich den Hadſchis, Derwiſchen und Synds in allen Erzählungen, in welchen es ſich um Schelmereien und Spitzbübereien handelt, eine bedeutende Rolle, und wir dürfen uns deshalb nur auf den, in neuerer Zeit in England erſchienenen und auch in das Teutſche überſetzten Roman Hadſchi Baba berufen[65]). Über den Kaufmannsſtand haben wir bereits das Nöthige geſagt, die übrigen Stände haben wenig Eigenthümliches, und ſo gehen wir zu einer Darſtellung der Sitten und Gebräuche der Iliats oder Wander= (Krieger=) Stämme über, welche von denen der Tadſchiks in vielen Stücken bedeutend abweichen.

XII. **Wander= oder Kriegerſtämme.** Dieſe bilden, obgleich ſie den Tadſchiks oder eigentlichen Perſern an Zahl nachſtehen, eigentlich den Kern der perſiſchen Nation, in ſofern ſie ſtets das Schwert in der Hand führen und, ſelbſt größtentheils unabhängig, die Tadſchiks von ſich abhängig machen, denen ſie auch die jetzige Regentenfamilie aufgedrungen haben. Die im Allgemeinen äußerſt gaſtfreien Häuptlinge dieſer Stämme, welche Walys bei den Kurden, Khans bei den Turkomanen, Scheikhs bei den Arabern heißen, leben in Friedenszeiten gewöhnlich in der Reſidenz und in den Hauptſtädten der Provinzen, theils aus eigener Neigung, theils gezwungen, indem der Hof ſie und durch ſie wieder die Stämme beſſer beherrſchen zu können glaubt. Aus demſelben Grunde ſieht es auch der Hof ſehr gern, daß unter den verſchiedenen Stammhäuptlingen eine große Eiferſucht herrſcht, und er findet in dieſem Zwirſpalte ſeine eigene Sicherheit. Die meiſten Wanderſtämme verändern, wie alle Nomaden, mit der Jahreszeit auch ihre Wohnſitze und erfreuen ſich daher fortwährend eines geſunden und ſchönen Klima's. Sie ſchlagen ihre ſchwarzen, aus grobem Zeuche, welches ihre Weiber meiſt ſelbſt verfertigen, beſtehenden Zelte auf den ihnen eingeräumten Weideplätzen, am liebſten an dem Ufer eines Fluſſes oder Baches, und zwar ſo auf, daß ſie ein Viereck bilden. Wer ein ſolches Lager betritt, der hat Mühe, das Zelt des Reichſten von dem des Ärmſten zu unterſcheiden. Farbe und Geſtalt iſt bei allen gleich, nur die Größe iſt verſchieden. Pferde, Eſel, Schafe und andere Hausthiere weiden frei zwiſchen den Zelten oder außerhalb des Lagers, und während die jungen Männer, wenn ſie nicht ihrem Lieblingsvergnügen, der Jagd, nachgehen, im Kreiſe ſitzen und rauchend der Ruhe pflegen, hüten Greiſe und Knaben die Schafe, und die Weiber verrichten die häuslichen Arbeiten, welche ihnen allein obliegen. Schwächere Stämme ſchlagen dagegen ihr Lager gern in der Nähe eines Gebirges auf, um in Zeiten der Gefahr Familien und Heerden dahin flüchten zu können[66]).

64) Viele dieſer Mirzas ſind ſehr reich und meiſt höchſt gebildet, dennoch hüten ſie ſich ſehr, mit den Häuptlingen oder ihren Familiengliedern zu rivaliſiren. Sie begleiten zwar die Armeen, thun auch ſelbſt wol Kriegsdienſte, nie aber machen ſie auf kriegeriſchen Ruhm Anſprüche.

65) Für Leſer dieſes Romanes, welcher die perſiſchen Sitten ſo treu darſtellt, dürfte es vielleicht intereſſant ſein, zu wiſſen, daß Abbas Mirza einen jungen Perſer, Namens Hadſchi Baba, nach England ſandte, um daſelbſt Medicin zu ſtudiren. 66) Statt der Zelte bedient man ſich in Dabiſtan und einigen Diſtricten des nördlichen Khoraſſans einer Art tragbarer Häuſer.

Digitized by Google

So finden wir mit wenig Veränderung die Wanderſtämme im Norden, wo ſie die Thäler am Fuße der Gebirge füllen, welche Kurdiſtan von Irak und Aſerbeidſchan trennen, wie im Süden am perſiſchen Golfe in ihren Lagern; meiſtens iſt es nur die Sprache der ſie Bewohnenden, durch welche man ſie von einander unterſcheidet.

Faſt alle Wanderſtämme Perſiens ſind zu Raub und Plünderung geneigt und ſie ſetzen einen Ruhm darein und erzählen fortwährend von ihren eigenen Raubzügen wie von denen ihrer Vorfahren. Vorzüglich berüchtigt ſind in dieſer Hinſicht die kurdiſchen und turkomaniſchen Horden, welche nicht nur Perſien ſelbſt, ſondern auch das türkiſche Aſien und die benachbarten ruſſiſchen Provinzen gleich Heuſchrecken überziehen und raubend und mordend verheeren. So ſehr nun bei ihnen der Name Räuber in Achtung ſteht, weshalb ſie auch jene Zeiten glücklich preiſen, in welchen der Mann nur eines Pferdes, eines Schwertes und des Muthes bedurfte, um bequem und glücklich leben zu können, ſo tiefe Verachtung trifft den Dieb. Nichtsdeſtoweniger beſtehen einige kleinere Stämme ganz aus Dieben, da ihnen die Mittel fehlen, Raubzüge zu unternehmen, allein dies hindert ſie nicht, Anſprüche auf Ehre zu machen.

1) So gern es die Regierung ſähe, wenn ſich dieſe Stämme zum Feldbau und zu feſten Wohnſitzen bequemen wollten, ſo abgeneigt ſind ſie ihm. Zum Glück leben viele Taujecks[67]), d. i. „Männer friedlicher Beſchäftigung" unter ihnen, welche ihre Felder beſtellen und ihre Heerden hüten helfen. Dieſe betreiben auch meiſt den geringen Handel, welchen die Stämme unterhalten. Dieſer iſt meiſtentheils ein Tauſchhandel, indem die Illiats Pferde, Schafe und andere Thiere, Teppiche und Gewebe aus Haaren und Wolle in die Hauptſtadt und in die Provinzialſtädte bringen und dafür Getreide, Tuch, Stahlwaaren und andere ihnen nöthige Gegenſtände zurückführen.

2) Der Illiat gewöhnt ſich von Kindheit an an Anſtrengungen und Gefahren aller Art. Freiheitliebend und eiferſüchtig auf die Ehre ſeines Stammes iſt er zugleich Stütze und Stolz des Landes. Mit den Formen und Vorſchriften der Religion nehmen es die meiſten Illiats nicht ſehr genau. Kommt ja einmal ein Mollah zu ihnen, ſo hören ſie ihn ungeduldig an und ſchreiben alles Unglück auf ſeine Rechnung, was ſich während ſeiner Anweſenheit ereignet. Das Fleiſch der Haſen eſſen ſie frei und öffentlich, ſelbſt den Genuß des Schweinfleiſches verſagen ſie ſich nicht, ſo ſtreng dieſer auch im Koran verboten iſt und ſo ſehr ihn deshalb die übrigen Perſer verabſcheuen. Nimmt man den Häuptling und einige ſeiner Begleiter aus, welche durch ihren Aufenthalt am Hofe und in den Städten einige Bildung ſich angeeignet haben, ſo ſind die übrigen Zeltbewohner ganz unwiſſend und roh, ja viele ſtehen nicht viel höher als die Thiere, welche ſie hüten.

67) Dieſe Taujecks finden ſich auch in Afghaniſtan und in der Tatarei; ſie reden überall die perſiſche Sprache, und man hält ſie für die Urbewohner derjenigen Länder, welche die Kriegerſtämme jetzt im Beſitz haben.

3) Das Gewohnheitsrecht der Wanderſtämme iſt ganz verſchieden von dem der Tadſchiks. Gewöhnliche Rechtsfälle entſcheidet der Häuptling, oder, wenn er abweſend iſt, ſein Stellvertreter, wie die bürgerlichen Richter in den Städten. Kommt jedoch eine Perſon von Bedeutung in das Spiel, ſo werden die Älteſten[68]) verſammelt, die Frage wird reiflich erwogen und durch Stimmenmehrheit entſchieden. Jeder Mann von Familie kann auf dieſe Art des gerichtlichen Verfahrens Anſprüche machen, allein auch niedrigeren Perſonen, welche rechtlich nicht verlangen können, auf dieſe Weiſe gerichtet zu werden, gewährt dies der Häuptling oft, um ſich dadurch beliebt zu machen. Weder die Zahl der Beiſitzer bei dieſen Gerichten, noch die Art ihrer Zuſammenſetzung iſt beſtimmt. Die letztere richtet ſich immer nach dem Gegenſtande, um welchen es ſich handelt. Iſt Acker- oder Landbeſitz im Spiele, ſo bilden Landbeſitzer die Verſammlung. Bei Schuldklagen bilden die Häuptälteſten, ſowie die Freunde der Streitenden das Gericht. Bei einem Morde werden die Verwandten des Ermordeten vor die Verſammlung gefodert und erhalten Sitz in derſelben, wenn ſie zum Stamme gehören. Der Mollah nimmt gleichfalls Antheil an der Sitzung, um nöthigenfalls das heilige Recht zu erklären[69]). Der Rath der Älteſten ſucht Streit wegen Mordes[70]) meiſtens auszugleichen, vorzüglich wenn zwei Stämme dabei betheiligt ſind. Gelingt dies nicht, ſo tritt Blutrache ein, welche oft eine Menge Ermordungen und Blutfehden zur Folge hat. Will ein Mörder in ſeinem Stamme Vergebung ſuchen, ſo hängt er ein blankes Schwert an einem ſchwarzen Stricke um ſeinen Hals, begibt ſich dann zu den Erben und erklärt, daß er komme, ſeine Strafe zu empfangen, und iſt der Erbe zur Ausgleichung geneigt, ſo verlangt er gewöhnlich Güter und Pferde von dem Mörder, auch eine oder mehre ſeiner Töchter und Verwandtinnen für ſich und die nächſten Verwandten des Ermordeten zur Ehe. Dieſe Ehen, bei welchen der Mann dem Schwiegervater weder die gebräuch-

68) Jeder Stamm hat außer dem Häuptling ſeine Älteſten, welche in der Regel mit dieſem näher oder weitläufiger verwandt ſind, im Frieden die obrigkeitlichen Perſonen, im Kriege aber die Officiere abgeben und ihre Würde vererben. 69) Der allgemeine Zweck dieſer Verſammlungen, welche jaunkhu, d. i. Rath der Älteſten, genannt werden, iſt die Beilegung der Streitigkeiten unter den Parteien und die Aufrechterhaltung der Ruhe und Eintracht im Stamme. 70) Wenn ein Cauzi (Richter) entſcheidet, daß eine Schuldfoderung gerecht iſt, ſo erhält der Schuldner ſowol in den Städten, als bei den Wanderſtämmen entweder eine mäßige Friſt, um ſeine Schuld abzutragen, oder man bemächtigt ſich ſeines Vermögens, um den oder die Gläubiger zufriedenzuſtellen. Mörder werden, wenn der Mord feſtſteht, dem Erben des Ermordeten, ſobald dieſer zwölf Jahre alt iſt, übergeben, welcher dann vergeben, Blutgeld nehmen oder den Mörder tödten kann. Hat der Erbe das zwölfte Jahr noch nicht erreicht, ſo wird der Mörder ſo lange eingeſperrt, bis dies der Fall iſt. Nach dem Koran kann ein Mord mit 100 Kameelen und der Freikaufung eines gefangenen Mosleminen geſühnt werden. In Perſien hängt dagegen die Höhe des Blutgeldes von der Zahlungsfähigkeit der einen Partei und der Macht der andern, dieſes einzutreiben, ab. Allein man berückſichtigt bei einem Morde nicht dieſen allein und an ſich, ſondern auch den Rang des Mörders, und ungeheure Summen ſind für die Ermordung eines Häuptlings an einzelne Stämme gezahlt worden.

lichen Summen, noch der Braut einen Brautſchatz zu geben braucht, gelten für das beſte Mittel, Blutfehden zu verhüten oder zu beendigen. Selten fällt übrigens unter den Wanderſtämmen ſelbſt ein Raub vor, auch Ehebruch iſt ſelten bei ihnen. Kommt ja einer vor, ſo beſtrafen die Verwandten der Entehrten beide Theile mit dem Tode [71]).

Die Ceremonien bei der Beſchneidung ſind bei den Illiats dieſelben, wie bei den Tadſchiks. Dagegen finden bei den Hochzeitsgebräuchen einige Abweichungen ſtatt. Am Tage, wo die Braut dem Bräutigam zugeführt wird, verſammeln ſich, wo möglich, alle ihre Freunde, und iſt ſie die Tochter eines Häuptlings oder eines Stammälteſten, ſo wird ſie von allen Reitern begleitet, über welche ihr Vater zu gebieten hat. Tänzer und Muſikanten gehen voraus und iſt die Wohnung des Bräutigams zu nahe, ſo wird ein Umweg genommen, um die Freude zu verlängern. Iſt dieſer Brautzug dem Zelte des Bräutigams bis auf eine gewiſſe Entfernung genaht, ſo beſteigt dieſer mit ſeinen Freunden das Pferd und reitet der Braut entgegen, indem er eine Orange, einen Apfel oder ſonſt eine Frucht in der Hand hält. Dieſe ſchleudert er, ſobald er ſeines Zieles ſicher iſt, mit aller Kraft auf die Braut und dies iſt das Zeichen, das Stillſchweigen, welches beide Theile bis jetzt beobachtet haben, zu brechen und Alles in Aufruhr zu ſetzen. Der Bräutigam treibt ſein Pferd im Kreiſe herum, und ſprengt dann in vollem Galopp ſeinem Zelte zu Die Reiter, welche die Braut begleiten, ſuchen, ihn einzuholen und der, welchem dies gelingt, erhält Pferd, Sattel und Zeug, ſowie die Kleider des Bräutigams zur Belohnung. Selten jedoch gelingt dies, denn der Bräutigam reitet bei dieſer Gelegenheit, wo das Entkommen ein Ehrenpunkt iſt, gewöhnlich das flüchtigſte Pferd und ſeine Freunde bemühen ſich auf alle Weiſe, den Gegnern Hinderniſſe in den Weg zu legen. Kommt darauf die Braut bei ihrer zukünftigen Wohnung an, ſo wird ſie von den ſie begleitenden Weibern auf alle Weiſe am Abſteigen verhindert, dagegen umringen ſie die Freunde des Bräutigams und bitten ſie, dies zu thun. Die Zeit ihrer Macht iſt da. Sie weigert ſich ſtandhaft, das Pferd zu verlaſſen, und was man durch Bitten nicht vermocht hat, das ſucht man jetzt durch Geſchenke zu erreichen. Solche bringen ihr alle Männer der Familie, in welche ſie eintreten ſoll, aber ſie gehen ſie auch an, daß ſie einen Theil ihres Brautſchatzes aufgeben ſoll, und ihr junger Eheherr thut dies auch. Aber ſelten läßt ſie ſich dazu bewegen und thut ſie es ja, ſo behält ſie ſich doch immer ſoviel vor, als hinreicht, ſie gegen ſchlechte Behandlung ihres Mannes zu ſchützen. Tanz iſt bei dieſen Stammhochzeiten gewöhnlich. Hand in Hand geſchlungen, ſtehen Männer und Weiber in einer geraden Linie oder im Kreiſe, die Muſik ſpielt auf, eine Perſon ſingt nach der Melodie und der Tanz beginnt. Selbſt die gebildetſten Häuptlinge verfehlen ſelten, ſich bei einer in ihrem Stamme vorkommenden Hochzeit einzufinden und durch ihre Freigebigkeit die Freuden des Feſtes zu erhöhen.

Eheſcheidungen ſind auch unter den Wanderſtämmen ſelten, ja ſelbſt ſeltener als unter den übrigen Bewohnern Perſiens; denn die Weiber der Illiats, welche überhaupt ſich mit einer Frau begnügen, und nur zuweilen eine zweite nehmen, wenn die erſte alt oder zur Arbeit untauglich wird, daher ihnen auch die Contractehen verhaßt ſind, ſind arbeitſamer und keuſcher, als die der Tadſchiks, obgleich ſie ſich nicht verſchleiern. Gaſtfrei in hohem Grade, furchtlos, aber keineswegs vorlaut, ſodaß man es ihnen anmerkt, ſie ſeien Frauen freier Männer, theilen die Weiber der Illiats nicht blos das Bett, ſondern auch die Mühen, Beſchwerden und Gefahren ihrer Männer. Schön in der Jugend, bleibt ihnen auch lange noch, ſelbſt wenn die Sonne ſchon ihr Geſicht braun gefärbt hat, der Glanz der Augen, wie die Grazie in ihren Bewegungen. Eine Ausnahme machen die Frauen der Häuptlinge und Stammälteſten, welche ſich den Mühen des gewöhnlichen Lebens entrückt ſehen, ſowie die der niederen Claſſe, welche die harte Arbeit vor der Zeit um ihre Schönheit bringt. Der Einfluß der Mütter übrigens auf alle Familienangelegenheiten dauert fort, ſo lange ſie leben, deshalb wünſchen ſie ſich auch immer mehr Söhne als Töchter, und während man die Geburt der letzteren als ein Unglück betrachtet, wird die der erſteren als ein Glück gefeiert.

Mit Todten macht man wenig Umſtände bei den Illiats, und nur bei der Beſtattung eines Häuptlings werden Gebräuche beobachtet, welche in das höchſte Alterthum hinaufzureichen ſcheinen. Man legt ſeine Kleider und Waffen auf ſein Lieblingspferd, läßt die Kappe, denn die perſiſche Mütze tragen die Häuptlinge ſelten, wenn ſie ſich bei ihren Stämmen aufhalten, den Sattelknopf, das Hemd den Hals und die kreuzweis gelegten Stiefeln den Sattel ſchmücken, und ſo das Pferd dem Zuge vorangehen. Will Jemand dem Hingeſchiedenen ſeine beſondere Achtung beweiſen, ſo ſendet er ein reiterloſes Pferd mit ſeinen Waffen, um den Trauerzug zu vergrößern.

Der Einfluß der Regierung auf dieſe Stämme, welche ſich wiederum in Tiras oder Zweige unter beſonderen Führern theilen, iſt bei den meiſten äußerſt gering und viele erkennen den Schah nur dem Namen nach als ihren Oberherrn an. Zuweilen laſſen ſie ihn dieſen ſpielen; wird ihnen aber das Spiel zu arg, ſo gerathen ſie in Aufruhr und entziehen ſich wol gänzlich ſeiner Macht. Um dies zu verhindern, zieht der Hof die Häuptlinge der Illiats in die Reſidenzen, wo ſie auch, wenn ſie zu ihren Stämmen zurückkehren, gewöhnlich einen Theil ihrer Familie zurücklaſſen müſſen, welchen man beobachtet, ohne ihn eigentlich zu bewachen [72]).

71) Kann ein armer Mann unter den Wanderſtämmen ſowol, als in den Städten das Blutgeld nicht aufbringen, ſo legt er ein eiſernes Halsband an und bittet jeden, den er antrifft, um eine Beiſteuer, bis er ſoviel hat, um die Strafe bezahlen zu können. Dieſe Bettlerart iſt die läſtigſte in Perſien.

72) Die Bukhtiaris und Fylis ſind von den Königen von Perſien nie ganz unterworfen worden. Vertrauend auf ihre Gebirge, leben ſie nach alten Gewohnheiten und geſtatten den Regierungsbeamten keinen Eingriff in ihre Rechte. Sie entrichten einen geringen Tribut und leiſten Kriegsdienſte. Daſſelbe gilt von

XIII. Staatsverfaſſung. Von dieſer kann in Perſien nach europäiſchen Begriffen, wo man Staatsgrundgeſetz[73]), Conſtitutionen, Charten u. ſ. w. verlangt, gar nicht die Rede ſein. Denn Perſien iſt ſeiner Form nach eine rein-militairiſche Despotie, eine Allein- oder Selbſtherrſchaft im ſtrengſten Sinne des Wortes. An der Spitze des Staats ſteht der Schach (Schah, Scheikh), oder König, und dieſer iſt vielleicht, wie ſchon Kämpfer bemerkte, der unumſchränkteſte Monarch in der Welt. Ihn bindet weder Adel noch Geiſtlichkeit, weder Stände noch Geſetz; denn es iſt Volksmaxime bei den Perſern, daß ihr König thun kann, was er will und daß er aller Verantwortlichkeit überhoben ſei[74]). Nach dieſer Maxime hat der Schah völlig freie Hand in Allem, was ſeine Familie, ſein Haus angeht. Er kann ſeine Söhne willkürlich für den Staatsdienſt verwenden, ſie in den Harem ſperren, blenden laſſen oder des Lebens berauben, und daß dies Alles geſchehen ſei, dies lehrt ſeit Abbas dem Großen jedes Blatt der Geſchichte. Erſt die jetzige Dynaſtie hat liberalere Ideen angenommen und ihren Prinzen die Gouvernements, ſelbſt die wichtigſten Provinzen anvertraut. Ebenſo hat der König von Perſien nach dem Herkommen eine abſolute Macht über die, zu ſeinem Hauſe gehörige, Dienerſchaft, über das Leben und Vermögen ſeiner Miniſter[75]), Civil- und Militairbeamten, welche er ein- und abſetzt, wie es ihm beliebt, über ſeine beſiegten Feinde und rebelliſchen Unterthanen, welche mit Räuberbanden in eine Claſſe geſetzt werden, indem man die ergriffenen Glieder derſelben ohne weitere Unterſuchung den Tod erleiden läßt. Oberhaupt der Geſetze, der Geiſtlichkeit, des Militairs, kurz aller Zweige des Staatslebens, iſt der Schach zugleich die einzige Gnadenquelle; Furcht vor ihm leitet das Ganze, und wenn er nicht ſchwach, ungerecht oder grauſam iſt, ſo dürfen es ſeine Miniſter nicht wagen, in ſeinem Namen Gewaltthätigkeiten oder Ungerechtigkeiten auszuüben, kurz das Volk zu belaſten und zu bedrücken.

Die jetzt regierende Familie gehört zu dem turkomaniſchen Stamme der Kujuren (Kadſcharen) und gelangte mit Aga Muhammed Khan 1794 auf den Thron, welcher erblich iſt und jetzt auf den Sohn der vornehmſten Gemahlin des König übergeht. Gleich ſeinen Unterthanen darf auch der König nur vier rechtmäßige Frauen haben, hinſichtlich der Beiſchläſerinnen iſt er dagegen durchaus nicht beſchränkt. Daher iſt der königliche Harem, welcher unter der Oberaufſicht der Bannui Harem, d. i. Gebieterin des Frauengemachs, ſteht, während die Riſchſefid die Unteraufſicht über die weibliche Dienerſchaft führen, gewöhnlich mit Schönheiten verſchiedener Länder reich verſehen. Schwarze und weiße Eunuchen bewachen ſie[76]).

Der einfache Titel des Königs[77]), welchen er auf ſeinem Siegel führt, iſt Schah von Iran. Das Wappen des perſiſchen Reiches iſt ſeit 1236 eine Löwe mit hinter ihm aufſteigender Sonne. Man findet dies Wappen über den Thoren der königlichen Paläſte, auf den Fahnen der Regimenter, ſowie auf den Medaillen, welche an die Ritter des Sonnen- oder Löwenordens vertheilt werden, welchen der letzte König Feth Ali Schah[78]) zur Belohnung für treu geleiſtete oder ausgezeichnete Kriegsdienſte und Thaten ſtiftete. Eine andere Auszeichnung

---

den meiſten kurdiſchen Stämmen, welche ebenfalls ihre Freiheit ſich bewahrt haben. Auch von den Häuptlingen Khoraſſans läßt ſich dies ſagen, obgleich ſie erſt in neuern Zeiten in Beſitz der Macht gekommen ſind, während die kurdiſchen Häuptlinge dieſelbe als ein viele Jahrhunderte fortgeerbtes Recht beſitzen. Von den Arabern des Feſtlandes läßt ſich dies weniger ſagen; die arabiſchen Inſelbewohner leben dagegen faſt völlig unabhängig.

73) Als einzige, zwar nicht förmlich ausgeſprochene oder erlaſſene, aber doch durch das Herkommen begründete Staatsgrundgeſetze könnte man vielleicht betrachten einmal das Geſetz oder vielmehr das Recht, nach welchem es jedem Perſer zu jeder Zeit freiſteht, nicht nur ſeinen Wohnort willkürlich zu vertauſchen, ſondern das Land ſelbſt beliebig zu verlaſſen, indem nur Beamten und Sklaven dies nicht erlaubt iſt, und die Armenier in ſofern beſchränkt ſind, daß ſie, wenn ſie auswandern, ihre weiblichen Familienglieder nicht mit ſich nehmen dürfen; zweitens, daß alle Perſer, vom Höchſten bis zum Niedrigſten, vor dem Geſetze gleich ſind, ſodaß es in dieſer Hinſicht durchaus keine Eximirten gibt. 74) Chardin (Vol. V. p. 219) ſagt, daß ein Perſer, wenn er von einem Andern redet, welcher unterdrückt, oft ausruft: Pâd schâi mekunnud, d. i. „Er ſpielt den König.“ Wird er von einem Andern unterdrückt, ſo ſagt er: mugur pâd schâi, d. i. „Vielleicht biſt du der König,“ oder: Pâd schâi ba mun-kurdâ-ust, d. i. „Er ſpielt den König mit mir,“ wodurch er ausdrücken will, daß ſich Jemand eine Gewalt anmaße, welche ihm nicht zukomme. 75) Das Einzige, was der Schah etwa zu berückſichtigen hat, und wodurch er gewiſſermaßen gebunden wird, iſt die Religion, die öffentliche Meinung und das Herkommen. Der König fodert für ſich das Recht, wann er will, die Aufführung und die Handlungen ſeiner Miniſter, Beamten und Diener zu unterſuchen und ſie nach Umſtänden zu berauben, zu beſtrafen oder hinrichten zu laſſen; allein nach dem Herkommen hat er kein Recht, ſich des Privateigenthums eines ſolchen Straffälligen zu bemächtigen, in ſofern es dieſer erwarb oder ererbte, ehe er in ſeine Dienſte trat. Das Herkommen ſtellt dieſe Art von Eigenthum unter den Schutz des geiſtlichen oder Scherräthgerichtes, und eine gewaltſame Beſitznahme würde die öffentliche Meinung für eine Handlung der Tyrannei erklären. Daſſelbe gilt jetzt auch von den Geiſtlichen und ihren Beſitzungen, von den Freiheiten und Rechten der Kriegerſtämme, ja man kann ſagen von jedem Bewohner Perſiens, in ſofern er nicht Beamter oder Diener des Schahs iſt. Selbſt wenn ein anderer, als die zuletzt Genannten, ſich ein Capitalverbrechen hat zu Schulden kommen laſſen, ſo werden bei ihm die durch das Geſetz und Herkommen vorgeſchriebenen Formen beobachtet, und der König befiehlt blos die Vollſtreckung des Urtheils, wenn das Verbrechen geſetzlich unterſucht und bewieſen iſt.

76) Die Sorge für den Unterhalt des Harems, der königl. Prinzen, ihrer Mutter u. ſ. w. liegt dem zweiten oder dem Finanzminiſter ob. Doch ſind Einigen der Genannten auch Dörfer und Diſtricte angewieſen, um von deren Geld- und Naturalleiſtungen ihre Bedürfniſſe zu beſtreiten. 77) Daß es die perſiſche Schmeichelei, wenn ſie ſich ſchriftlich oder mündlich an die Majeſtät wendet, bei dieſem einfachen Titel nicht bewenden laſſe, braucht wol nicht geſagt zu werden, da ja Alles, was nur den geringſten Bezug auf den König hat, mit der tiefſten Ehrfurcht behandelt wird. Ihn daher „Herrn aller Könige, Sonne der Sonne, Schatten Gottes, Freude der Welt, glanzvolles Licht des Tages u. ſ. w. nennen zu hören, iſt nichts Ungewöhnliches. 78) Dieſer ſtarb am 23. Oct. 1834, und ſeit dieſer Zeit ſitzt Muhammed Schah auf dem Throne. Der Sonnenorden hat drei Grade, weshalb man auch große, mittlere und kleine Medaillen hat, auf welchen Deviſen und Verſe ſtehen, die auf den Orden Bezug haben. In neueren Zeiten haben auch europäiſche Miniſter, Geſandte und Krieger dieſen Orden erhalten.

Digitized by Google

gibt das Ehrenkleid (Kafaat, Khefât)[79]), welches mit großen Ceremonien in Empfang genommen weeden muß.

„Den Hofſtaat bilden der Hofmarſchall (Naſſak Tſchibaſchi), der Oberceremonienmeiſter (Iſchik Agaſſi, Beſhâgâſſee-bâſchee bei Malcolm), welchem die Beobachtung der Ceremonien, die Einführung der fremden Geſandten, ſowie der Audienzſuchenden obliegt, der Miraker (Meer-a-Khour bei Malcolm) oder Großſtallmeiſter, der Tſchikkias-Baſchi oder Oberjägermeiſter, der Leibarzt (Hakim Baſchi), der Hofaſtrolog (Monadſchi Baſchi) und der Hofdichter. Die Hofdienerſchaft beſteht dagegen aus dem Oberlanzenträger (Meſcheldar-Baſchi), welchem die Erleuchtung der Paläſte obliegt, dem Oberkammerherrn (Mehder), welcher ſtets ein weißer Verſchnittener ſein muß, dem Mihmendar Baſchi, Speiſemeiſter der Fremden. Außerdem ernährt der Schach noch eine Menge Menſchen, welche ihm die Kaliunpfeife ſtopfen, anrauchen und bringen, den Kaffee einſchenken, das Schwert oder Siegel tragen u. ſ. w. Dieſe heißen Piſch Khidmet und umgeben den Schah bei Audienzen[80]). Unter dieſer letztern Claſſe nehmen die Feráſhhâb-e-Ghuzzubs, d. i. die Diener des Schmerzens und der Gewalt, eine bedeutende Stelle ein, indem ſie immer bereit ſind, Hinrichtungen auf den Wink des Schahs zu vollziehen.

XIV. **Staatsverwaltung, Miniſterien, Behörden.** Dem Könige zunächſt ſteht der Hamâd-u Doulah (Vertrauter des Staats) oder, wie er gewöhnlich genannt wird, der Sudder (Saddr) -e-Azim, welcher die Stelle des Premierminiſters verſieht. Durch ſeine Hände gehen alle politiſchen Verhandlungen, er führt den Vorſitz in allen Abtheilungen der Regierung und übt daher, wenn er in Gunſt ſteht, großen Einfluß auf alle Theile derſelben aus. Er führt die fremden Geſandten ein und correſpondirt fortwährend mit den Statthaltern der Provinzen.

Dieſer Hamâd-u-Doulah (dewlet) vertritt daher ganz die Stelle eines türkiſchen Großveziers. Gewöhnlich iſt jedoch dieſe große Macht getheilt und es ſteht ihm ein Finanzminiſter zur Seite, welcher früher Amin-u Doulah, d. i. Stütze des Staats, jetzt aber Nizam-u-Doulah, d. i. Ordner des Staats, genannt wird. Auf dieſe beiden Miniſter folgen die Staatsſecretaire (Munſchi-ul-Mumâlik) in jedem Departement, und obgleich ſie als ſolche wenig Bedeutung haben, ſo fürchtet man ſie doch, weil gewöhnlich die Miniſter aus ihnen gewählt werden. Unter den Staatsſecretairen ſtehen die Staatsräthe oder Muſtuffis (Meſtuſis), welche den Vorſitz in den verſchiedenen Kammern, vorzüglich der Finanzen oder Dufter Khânâh, d. i. wörtlich Urkundenkammern, führen[81]).

In den Provinzen ſtehen die Gouverneurs oder Beglerbegs an der Spitze der Verwaltung und des Militairweſens. In den größern Städten iſt der Haukim (oder Hakim) die erſte Behörde, in den kleinern aber der Sabit (Zaubit) oder Thobet. Der Hakim braucht indeſſen ebenſo wenig wie der Darogah oder Polizeilieutenant in ſeinem Gouvernement geboren zu ſein. Dies iſt jedoch der Fall bei dem Kalanter (Kelanter, Kelunter) und den Kutkhodahs (Ket-khodas). Da der Kalanter oder Bürgermeiſter als ſolcher das Oberhaupt, Stellvertreter und der Mittelsmann der Gemeinde iſt, durch welchen dieſe ihre Angelegenheiten und Bedürfniſſe dem Hofe vortragen läßt, da er ferner die zu entrichtenden Steuern- und Abgaden vertheilt, folglich nicht nur einen bedeutenden Einfluß beſitzt, ſondern auch tief in das bürgerliche Leben eingreift, ſo ſieht ſich der König bei der Ernennung eines Kalanters, welchen er beſoldet, genöthigt, die Stimme des Volkes zu berückſichtigen, obgleich dies der Hauptſache nach bei der Wahl nichts zu ſagen hat. Gewöhnlich ernennt daher der König einen der achtbarſten Bürger einer Stadt zum Kalanter. Dies iſt noch mehr mit den Kutkhodahs der Fall, welche in den größern Städten die Viertelsmeiſter, in den kleineren aber und auf den Dörfern die Bürgermeiſter und Schulzen abgeben. Denn ein gegen den Willen des Volkes erwählter Kutkhodah ſieht ſich bald genöthigt, entweder ſein Amt freiwillig niederzulegen, oder er muß von demſelben entfernt werden, da ihm die Abneigung der Gemeinden bald alle Macht und jeden Einfluß raubt. In jeder Stadt von Bedeutung wählen ſich die verſchiedenen Gilden und Gewerbe der Kaufleute, Künſtler, Handwerker und Tagelöhner unabhängig von der Regierung, denn nur die Beſtätigung des Königs iſt nöthig, einen Waſta-aſanat, d. i. Vertreter, Repräſentant, welchen Namen er führt, weil er die Intereſſen der Gilden bei dem Gouverneur und den übrigen Beamten zu vertreten hat. Dieſe Waſta-anafs werden daher auch nur ſelten ihres Amtes entſetzt und zwar immer nur,

79) Wenn der Schah einem Gouverneur, Häuptling oder ſonſt einer Perſon dieſes Ehrenkleid überſendet, ſo iſt es nöthig, daß man ihm mehre Stunden weit im größten Staate entgegengehe und es mit größter Feierlichkeit in Empfang nehme. Es befinden ſich daher bei den größern Städten des Reichs eigene Plätze, welche Khelât-posh, d. i. „Anlegung des Ehrenkleides," genannt werden, weil die Gouverneure dieſer Städte das Ehrenkleid auf dieſen Plätzen in Empfang nehmen. Das Khelât-posh bei Schiraz iſt vier engl. Meilen von der Stadt entfernt und liegt an der nach Iſpahan führenden Straße. 80) Die gewöhnliche Reſidenz der jetzigen Dynaſtie iſt Teheran (Br. 35° 40′, L. 68° 12′) in der Provinz Irak; doch hält ſich der König auch häufig zu Sultanie in dem Palaſt Kullei Freagi, wie dies zur Zeit der ruſſiſchen Geſandtſchaft der Fall war, bei welcher ſich von Kotzebue befand, oder zu Tacht Katſchar, Tſchin Ali u. ſ. w. auf.

81) Selten wird ein Mann von hohem Range zum Hâmad-u-Doulah ernannt, weil man glaubt, er könne, als ſolcher, ſein eigenes Intereſſe zu ſehr befördern, oder ſein Sturz werde zu Unruhen Veranlaſſung geben. Die höhern Hofbeamten, wie die Ceremonienmeiſter und andere, ſtehen zwar in keiner Berührung mit der Regierung; allein da ſie dem Schah näher ſtehen, als die Miniſter, ihn häufiger ſprechen, als dieſe, ſich übrigens durch kleine Dienſtleiſtungen ſchneller ſeiner Gunſt bemächtigen, als dies dieſen Staatsbeamten durch die treueſten und wichtigſten Dienſte möglich wird, ſo iſt ihr Einfluß auf die Staatsverwaltung oft ſehr bedeutend, oft ſehr verderblich. Haſſel läßt den Diwan des perſiſchen Reichs beſtehen 1) aus dem Sadri (wol ein Druckfehler) Kaſam oder Großvezier, 2) dem Himadod dewlet oder der Stütze des Reichs, dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, 3) dem Emired dewlet oder dem Aufſeher des Reichs, dem Finanzminiſter, und 4) dem Niſamod dewlet oder der Ordnung des Reichs, dem Miniſter der innern Angelegenheiten; allein die beiden Letztern ſind eine und dieſelbe Perſon.

Digitized by Google

wenn triftige Klagen von Seiten der Gilden gegen ihn einlaufen. Für die öffentliche Sicherheit ſorgen die Beglerbegs, Hakims, Sabits, der bereits erwähnte Darogha (in den größeren Städten), welchem ein Mohteſſib (Marktrichter) und ein Mir Adas oder Vorſteher der Nachtwächter zur Seite ſteht. Andere Beamte werden wir ſpäterhin kennen lernen.

XV. **Juſtizpflege.** Die Rechtsverwaltung geſchieht in Perſien auf eine zweifache Art, nämlich durch die Scherräh- und Urfgerichte. Die erſteren gründen ſich auf das geſchriebene, gewöhnliche, Muhammedaniſche Recht, deſſen einzige Quelle bei den Perſern der Koran iſt, weil die ſchiitiſchen Rechtsgelehrten dieſes Landes die Sunna (Überlieferung), welche die Sunniten ebenfalls berückſichtigen, nicht gelten laſſen. Die Urfgerichte, welche ihren Namen dem Worte Urf, d. i. Gewohnheit, verdanken, gründen ſich dagegen einzig und allein auf das Herkommen und den Gebrauch, daher eine und dieſelbe Streitſache in den Provinzen verſchieden entſchieden wird, grade weil auch das Herkommen oder der Gebrauch in denſelben oft weit von einander abweicht. Zwiſchen beiden Gerichtshöfen findet ein fortwährender Kampf ſtatt, in welchem jedoch die Urfgerichte, deren unmittelbarer Vorſteher der König ſelbſt iſt, gewöhnlich den Sieg davon tragen[82]).

Bei den Scherrähgerichten iſt der Schaik-ul-islam Präſident. Ein ſolcher befindet ſich in jeder größeren perſiſchen Stadt; er wird von dem Könige, welcher bei der Wahl die Stimme des Volkes wie den Ruf der Heiligkeit und Gelehrſamkeit vorzüglich berückſichtigt, ernannt und beſoldet. Unter dem Schaik-ul-islam ſteht zunächſt der Cauzi (Kadi), und in kleineren Städten findet man meiſtens nur einen Cauzi oder Richter und auf den Dörfern bilden niedere Mollahs die Gerichtsbehörden. Dieſe verweiſen verwickeltere Fälle an den Cauzi der nächſten Stadt, welcher ſie wieder an den Schaik-ul-islam der Provinzialhauptſtädte verweiſet. Eine bedeutende Stimme bei den Scherrahgerichten haben auch die bereits erwähnten Muſchtäheds. Man legt ihrer Entſcheidung beſtändig ſchwere Fälle vor und ihr Ausſpruch iſt unwiderruflich, es ſei denn, daß ein anderer Muſchtähed von größerer Heiligkeit und Gelehrſamkeit einen abweichenden Ausſpruch thäte[83]).

Das Urfgericht, welches der König, ſeine Statthalter, die Gouverneure der Städte, die Magiſtratsperſonen, die Vorſteher und Einnehmer der Diſtricte mit allen ihren Unterbeamten bilden, hat etwas Ähnliches mit der Polizei geregelter Staaten. Indeſſen fallen bei den Urfhöfen, weil ihr Verfahren meiſt ein höchſt ſummariſches iſt, nicht blos Übereilungen, ſondern auch und zwar nicht grade ſelten, Ungerechtigkeiten vor.

Die Unterbeamten der Urfgerichte hören Klagen aller Art an und fodern Zeugen vor; ſelbſt Dorfſchulzen können kleine Geld- und andere Strafen verhängen. Größere Verbrechen unterſucht der Zaubit (Sabit), oder der Vorſteher und Einnehmer des Diſtrictes. Wagt dieſer nicht zu entſcheiden, ſei's weil Perſonen hohen Ranges im Spiele ſind, ſei's weil ein Verbrechen zu abſcheulich iſt, ſo verweiſt der Zaubit die Sache an den Gouverneur der Provinz, welcher alle Fälle, bei welchen das Leben nicht in das Spiel kommt, entſcheidet[84]).

Die Urfgerichte, bei welchen es oft ſehr tumultuariſch zugeht, zumal wenn Weiber zugegen ſind, welche nicht durch Schläge zur Ruhe gebracht werden dürfen, halten ihre Sitzungen öffentlich. Übrigens erfolgen die Entſcheidungen beider Gerichtshöfe ſchnell, und ein bei ihnen geführter Proceß koſtet ſcheinbar wenig Geld, obgleich große Summen auf Beſtechungen verwendet werden. Denn wie überhaupt die Beamten, ſo ſind auch die Richter in Perſien thätig und gerecht, beſtechlich und grauſam, je nachdem der König wachſam oder ſchläfrig, geizig oder despotiſch iſt.

Die Strafen in Perſien ſind bei Entſcheidungen des Scherrahgerichtes dieſelben, wie in den andern Muhammedaniſchen Ländern; dagegen ſind ſie oft grauſam und unmenſchlich, wenn ſie vom Schach ſelbſt oder den Gouverneuren und Generalen ausgehen. Bei kleinen Verbrechen ſind Geldſtrafen, der Staupbeſen und die Baſtonade die gewöhnlichſten Strafen. Die Tortur wird ſelten und meiſt weniger angewendet, um ein Geſtändniß zu erzwingen, als um zu erfahren, wo Schätze verborgen ſind, welche dann dem Fiscus anheimfallen. Confiscationen ſind bei Begüterten häufig. Das Blenden und Augenausſtechen findet ſelten und meiſt nur bei ſolchen

82) Die perſiſche Hierarchie, welche auch die ſämmtlichen Juſtizbeamten liefert, behauptete, daß alle möglichen Rechtsfälle vor ihr Forum gehörten; die Urfhöfe beſtritten dies, und jetzt iſt die Sache ziemlich dahin ausgeglichen, daß das Scherrähgericht in allen Streitigkeiten über religiöſe Ceremonien, Erbſchaften, Ehen, Contracte, Verkäufe, kurz über alle bürgerlichen Angelegenheiten entſcheidet, während die Urfhöfe Raub, Mord, Diebſtahl, Betrug, ſowie alle Verbrechen, durch welche die öffentliche Ruhe und Sicherheit geſtört wird, vor ihr Gericht ziehen. Doch verweiſen die Urfhöfe die meiſten Mordfälle an die Scherrähgerichte, wenn ſie geſetzmäßig verfahren wollen, wo dann der Scheik-ul-Islam die Zeugen verhört. 83) Die Muſchtäheds, welche ſich größtentheils eines fleckenloſen Wandels befleißigen, ſtehen deshalb auch nicht blos beim Volke, ſondern auch am Hofe in groſer Achtung, und ihre Wohnungen gelten für heilige Schutzörter der Unterdrückten. Manche Stadt entgeht der despotiſchen Gewalt, weil der König ſich ſcheut, einen in ihr wohnenden Muſchtähed zu beleidigen. Vergl. Kämpfer S. 103. 104.

84) Die Todesſtrafe zu verhängen iſt in Perſien nur der König berechtigt. Selten, und nur in Fällen des Aufruhrs, oder wenn der Gouverneur ein Prinz von Geblüte iſt, überträgt er einem ſolchen in dieſer Hinſicht ſeine Macht. In den meiſten übrigen Fällen führt bei todeswürdigen Verbrechen das Scherrähgericht die Unterſuchung, überſendet dann die Beweiſe der Schuld dem Hofe und dieſer ertheilt den Befehl zur Hinrichtung. Ein Diebſtahl kann dem Koran zufolge vergeben und ein Mord ausgeglichen werden, wenn die beſtohlene Partei und der rechtmäßige Erbe des Erſchlagenen zur Verzeihung geneigt ſind. Die vom Koran als Strafe für den Diebſtahl anbefohlene Verſtümmelung wird in Perſien ſelten angewendet, eher die Hinrichtung. Iſt ein Mann oder eine Frau erſchlagen, ſo macht der geſetzmäßige Erbe von dem Augenblicke an, wo der Mörder entdeckt iſt, Anſprüche auf Blutrache. Steht die That durch Zeugenverhör feſt, ſo wird der Mörder dem Bluträcher übergeben, um nach Willkür mit ihm zu verfahren, und er kann ihm geſetzlich vergeben, Blutgeld nehmen oder ihn tödten, wie wir dies bereits bei den Wanderſtämmen ſahen.

Digitized by Google

ſtatt, welche nach dem Throne ſtreben oder bei Häuptlingen, welche man, ohne ſie zu tödten, ihrer Macht berauben will. Doch hat es Fälle gegeben, daß man alle Männer einer Stadt, welche rebellirte, des Augenlichts beraubte. Die Todesſtrafe wird auf dreierlei Weiſe, durch Erdroſſeln, Enthaupten und Erſtechen, vollzogen, doch werden Weiber ſelten öffentlich hingerichtet. Kommt Grauſamkeit, Rache oder die Abſicht, Schrecken zu erregen, ins Spiel, ſo findet Pfählen, Tod durch verlängerte Tortur, Ausreißen der Glieder, durch das Zurückprallen niedergebeugter Bäume, Zerſchneidung u. ſ. w. ſtatt.

XVI. Finanzweſen; Staatseinkünfte, Steuern, Abgaben, Zölle. An der Spitze des perſiſchen Finanzweſens ſteht, wie geſagt, der Finanzminiſter (Nizam-u-Doulab). Unter ihm ſtehen die Muſtuffis (Meſtufis) oder Schatzkammerräthe. Die Steuern werden von den Paklahs und Zaubits eingeſammelt und an die Obereinnehmer in den Provinzen abgeliefert, welche ſie dann in den Schatz ſenden.

Wie hoch ſich die jährlichen Staatseinnahmen belaufen, dies möchte ſchwer zu ermitteln ſein, da ein großer Theil dee Abgaben in natura entrichtet wird, während ein anderer gar nicht in den königlichen Schatz gelangt, indem er bereits zu andern Zwecken verwendet iſt, ehe dies geſchieht. Auch treffen wir auf ſehr verſchiedene Angaben und zwar zuweilen bei einem und demſelben Schriftſteller. Nach der niedrigſten Angabe betragen die jährlichen Einkünfte 700,000 Tomâns, nach Fraſer bringen ſie 2,500,000, nach Jaubert 2,900,000 Tomâns ein, und Malcolm nennt 3 und 6 Millionen Pfund Sterling als den Geſammtertrag, wobei ſich nur annehmen läßt, daß er bei der erſten Angabe nur die fixirten, bei der zweiten aber auch die unfixirten Einkünfte berückſichtigt habe. Perſien hat übrigens, gleich dem Osmanniſchen Reiche, keine Staatsſchulden, wol aber einen gefüllten Schatz, da die Staatseinnahmen die Staatsausgaben weit überſteigen, wenn nicht etwa Kriegscontributionen die letzteren vermehren.

Die Quellen, aus welchen der perſiſche Staat ſeine Einkünfte bezieht, ſind 1) die Khalisſehs oder Krondomainen, welche in Perſien ſeit den älteſten Zeiten ſehr bedeutend ſind, 2) die Steuern und Auflagen (Malliaat) auf das Landeigenthum der Privatperſonen und auf jede Art von Gütern und Waaren, 3) der Grundzins, welchen die Häuſer und die Abgaben, welche die Waſſermühlen, Bäder, Läden, Manufacturen u. ſ. w. entrichten. Was den Grundzins anbetrifft, ſo iſt er bedeutend, da die verſchiedenen Revolutionen die Regierung in manchen Städten in den Beſitz ganzer Straßen gebracht haben. Ebenſo einträglich ſind die Abgaben von den zahlreichen Läden in den größeren Handelsſtädten[85]), 4) die Kopfſteuer. Dieſe zerfällt in die Ser Schumâri, d. i. Zählung der einzelnen Häupter und in die Khânâh Schumâri, d. i. Zählung der Familien, und ſie liegt der Einſammlung der Grundzinſen, ſowie der Erhebung der Abgaben von den Läden, ſowie der Beſteuerung der Wanderſtämme zu Grunde. Dieſe Abgaben werden nach allgemeinen Regeln erhoben und der Grund- und Familienzins wird nicht nach dem Ertrage oder Zuſtande der Häuſer[86]) und Familien zur Zeit der Erhebung deſſelben, ſondern nach der einmal getroffenen Schätzung entrichtet.

Außer dieſen Abgaben, welche, der Hauptſache nach, gerecht und billig ſind, erheben die Könige noch große Summen unter dem Namen von Geſchenken. Dieſe Geſchenke (Peiſchkuſch, Peiſchkeſch), welche für freiwillig gelten, ſind eine Art von Vermögensſteuer, und werden theils von den Statthaltern nach dem Vermögen der Einzelnen erhoben und am Nouroze- (Newrus-, Neujahrsfeſte) Feſte abgeliefert, theils von den Gouverneuren der Provinzen, Diſtricte und Städte, von den Häuptlingen der Stämme, den Prinzen, Miniſtern und höhern Beamten an dieſem Feſte in Perſon dargebracht oder überſendet. Die Geſchenke dieſer letzteren beſtehen theils in den beſten Producten des Landes, meiſtens aber in Gelde, welches am liebſten genommen wird. Fallen dieſe Geſchenke gering aus, ſo ziehen ſie den Verluſt des Amtes nach ſich, ſind ſie groß, ſo verſchaffen ſie Gunſt. Man berechnet, daß ihr Ertrag $^2/_5$ der feſtſtehenden Einnahme betrage[87]).

Außer dieſen Geſchenken am Newrusfeſte gibt es noch andere von einer unbeſtimmteren Art. Beim Antritte jedes Amtes müſſen Geſchenke gegeben werden, Kaufleute und Andere ſehen ſich ebenfalls dazu genöthigt, und dieſe Geſchenke in Verbindung mit den Summen, welche die Strafgelder der Urfgerichte, die Ertheilung von Monopolien und die Einkünfte von ſequeſtrirten Gütern (Zabteh Schah) einbringen, belaufen ſich jährlich auf 600,000 Tomâns oder $^1/_5$ der feſtſtehenden Einkünfte. Die drückendſte Auflage jedoch heißt Sâdir (Sadr., d. i. allgemeine Einfoderungscontribution und beſteht in Pferde-, Vieh- und Getreidelieferungen, welche theils für

85) Gehören dieſe Läden, namentlich in den Bazars, der Regierung, ſo werden die Abgaben nach dem von ihnen zu ziehenden Gewinn berechnel; gehöeen ſie dagezen Privatperſonen, ſo entrichten dieſe 20 Proc. von ihrem angenommenen jährlichen Ertrage.

86) Bei Entrichtung des Zinſes von den Häuſern wird niche auf das Vermögen der Einzelnen, ſondern allein auf die Zahl der Häuſer Rückſicht genommen. Übrigens muß jeder Diſtrict ſeine Abgaben im Ganzen entrichten, und es iſt den Einnehmeen nicht nur ein Zuſchlag, ſondern auch jedes Mittel erlaubt, die Steuer einzutreiben. Dies Letztere geſchieht dann oft auf eine Weiſe, welche drückender iſt, als die Steuern ſelbſt es ſind.

87) So ſchenkte der Hadſchi Muhammed Huſſein Khan, welcher 1808 Gouverneue von Ispahan und zugleich Finanzminiſter war, dem Könige an dem genannten Feſte 55 Mauleſel, welche mit einem ſchönen Shawl bedeckt waren und von denen jeder 1000 Tomans teug, welche etwa 5000 Silberrubeln gleich ſind, ein anderer Statthalter ſchenkte dem Schah jährlich 100,000 Tomans, und Niſamut-Dewle, welcher 1817 dieſelben Stellen bekleidete, wie der Hadſchi, ſchenkte dem Schah jährlich 20 Pfund echte Perlen. Geſchenke zu geben iſt überhaupt eine uralte Sitte in Perſien, doch iſt es eine irrige Meinung, wenn man glaubt, die Perſer müßten jede Sache verſchenken, welche man lobe. Sie thun dies zwar zuweilen, allein immer nur bei leicht entbehrlichen Sachen, und wenn ſie überzeugt ſind, das Doppelte wieder zu erhalten. Will daher der Schah einen Reichen zu Grunde richten, ſo ſendet er ihm täglich ein Gericht aus ſeiner Küche, wofür jedes Mal 1000 Dukaten in den Schatz geliefert werden müſſen. Bittet er ſich aber bei Jemandem zu Gaſte, ſo reicht dies hin, auch den Reichſten zu Grunde zu richten.

Digitized by Google

Truppen, theils für fremde Geſandten oder ſich verheirathende Prinzen geleiſtet werden müſſen. Auch wenn eine Waſſerleitung angelegt oder ein Palaſt erbaut werden ſoll, wird ein Sâdir theils im ganzen Lande, theils in einzelnen Provinzen erhoben. Soll dieſe Abgabe gleich im Verhältniſſe des Malliaat erhoben werden, ſo erlauben ſich doch die Statthalter und Einnehmer manche Bedrückungen und Parteilichkeiten und der Sâdir iſt beſonders den Grundbeſitzern und Städtern beſchwerlich, denn die Wanderſtämme entgehen ihm, theils weil ſie arm ſind, theils weil ſie ſich daſſelbe nicht gefallen laſſen.

Von dieſen Einkünſten, welche jedoch nur zum Theil in baarem Gelde entrichtet werden, wie wir in dem vierten Abſchnitte ſahen, werden die Ausgaben für das Heer, die Staats- und Juſtizbeamten, die höhere Geiſtlichkeit, die Moſcheen, Medreſſes, Waſſerleitungen und andere öffentliche Gebäude, ſowie für den königlichen Haushalt beſtritten; dennoch ſind, wie bereits geſagt wurde, die Einkünfte größer als die Ausgaben.

XVII. Kriegsweſen. An der Spitze des perſiſchen Kriegsweſens ſteht ein Staatsſecretair, welchem ein Nais Munſchiol memalik beigegeben iſt.

Die perſiſche Armee, welche ſelbſt in den blühendſten Zeiten des Reiches früherhin meiſt nur aus Kriegern beſtand, welche zuſammen gekauft, gelaufen oder getrieben waren, hat in neueren Zeiten manche weſentliche Veränderung erlitten und eine mehr europäiſche Geſtaltung erhalten. Denn was Schah Abbas der Große vergebens verſuchte, das ſetzte der Prinz Abbas Mirza als Statthalter der Provinz Aderdijan (Aſerbeidſchan) durch ſeine, Vorurtheile, alte Gewohnheiten und offenbaren Widerſtand [88]) mit Glück beſiegende Feſtigkeit durch, indem er ein regulaires Infanterie- und Artilleriecorps ſchuf, von welchem wenigſtens das erſtere ſich leicht mit manchem europäiſchen meſſen können dürfte. Es beſteht aber die perſiſche Armee 1) aus den königlichen Haustruppen, welche, etwa 3000 Mann ſtark, zur Bewachung der verſchiedenen königlichen Paläſte und Luſthäuſer verwendet werden; 2) aus den Gholams (Ghulams) oder „Sklaven." Dieſe bilden die berittene Garde des Königs und ihr Name ſchreibt ſich davon her, daß man zu ihnen gern ſchöne Sklaven aus Georgien nahm, obgleich es ſich auch die Söhne der erſten und namentlich der Häuptlingsfamilien des Landes zur Ehre rechnen, unter den Gholams zu dienen, weil ſie dann gewöhnlich zu Khanen ernannt werden. Die Gholams ſind gut beritten, bewaffnet und gekleidet, und erhalten jährlich einen Sold von 20—30 Tomâns, doch ſelten in Gelde, ſondern gewöhnlich in Anweiſungen auf die Staatseinnahme. Dies gibt ihnen Gelegenheit zu vielen Erpreſſungen, und oft zittert ein ganzes Dorf bei der Ankunft eines Gholams. Der König unterhält 3000—4000 dieſer Reiter, die Prinzen eine geringere Zahl; 3) aus der regulairen Infanterie, welche wiederum in die Surbâz, d. i. die Unerſchrockenen, und in die Jânbâz (Dſchanbas), d. i. die Lebensverächter, zerfällt. Die erſteren bilden, wenigſtens war dies urſprünglich der Fall, 12 Regimenter, deren jedes 1000 Mann zählt. Abbas Mirza bediente ſich bei ihrer Bildung Anfangs franzöſiſcher, ſpäterhin engliſcher Officiere. Die Leute wurden in den verſchiedenen Stämmen und Städten ſeiner Statthalterſchaft ausgehoben, ſodaß eine Stadt oder ein Stamm die Recruten für ein oder mehre Regimenter lieferte, ziemlich europäiſch uniformirt und armirt [89]), ganz europäiſch dagegen exercirt, und bald ſah ſich der Prinz für ſeinen Eifer belohnt. Der Sold dieſer Truppen iſt bedeutender als der aller übrigen. Die Officiere bekommen jährlich 40—500 Tomâns. Die Gemeinen 10 Tomâns, gewiſſe Putzſtücke und Rationen, wenn ſie in Dienſten ſind. Weniger gut uniformirt, exercirt und beſoldet ſind die Jânbâz (Dſchanbas), obgleich ſie dem Range nach höher ſtehen als die Surbâz, da man ſie als die Leibgarde des Königs betrachten kann, von welchem ſie auch allein abhängen. Dem Namen nach ſollen die Jânbâz, deren Regimenter ſich gleichfalls aus den verſchiedenen Städten und Stämmen recrutiren [90]), ebenſo ſtark ſein als die Surbâz, in der That aber zählen ſie kaum 8000—10,000 Mann. Zu der Garde, welche Keſchekdſchi genannt wird, daher ihr Anführer Seri Keſchekd Dſchian genannt wird, gehört auch ein 6000 Mann ſtarkes und auf perſiſche Weiſe uniformirtes und armirtes Infanteriecorps, und die ganze regulaire Infanterie iſt etwa 20,000—22,000 Mann ſtark. Eine gleichzeitige Schöpfung des Prinzen Abbas Mirza war die Kameelartillerie, welche ihren Namen davon führt, daß der auf einem Kameele ſitzende Artilleriſt vor ſich ein kleines, am Sattelringe befeſtigtes Feldſtück (Falconet) hat, mit welchem er entweder feuert, indem das Kameel ſteht oder kniet, oder indem er es auf die Erde legt. Die Kameelartilleriſten ſind 1500 Mann, die regulaire Artillerie 900 Mann ſtark [91]).

Die Hauptmacht des perſiſchen Reiches beſteht jedoch in der irregulairen Reiterei, welche die zahlreichen Wander- oder Kriegerſtämme vorzüglich in den nördlichen

88) Selbſt die Brüder des Prinzen, namentlich der älteſte, waren mit der Einrichtung der regulären Infanterie unzufrieden, und ſuchten ſie auf alle Weiſe zu ſtören, indem ſie in ihr ein der perſiſchen Nationalität zuwiderlaufendes Inſtitut erblickten.

89) Die Uniform eines gemeinen Surbaz beſteht in der perſiſchen Mütze, einer blauen oder rothen Jacke von engliſchem Tuche, weiten, weißen Hoſen und Stiefeln. Die Einführung der letzteren machte dem Prinzen am meiſten zu ſchaffen, da ſich ſeine, an Pantoffeln gewöhnten, Perſer ihrer lange Zeit nicht bedienen wollten. Die Officiere ſind ähnlich gekleidet; ihr Hauptabzeichen beſteht in der, bei den Engländern gleichfalls gewöhnlichen, rothſeidenen Schärpe, und dem krummen Säbel. 90) Der Bukhtiari- (Bakthiari-) ſtamm allein ſtellt zwei Regimenter, ebenſo die Affſcharen und Kaſſcharen (Kujuren). Tebris liefert ein Regiment, daſſelbe geſchieht von Dombalu und andern Städten. 91) Die Kameelartilleriſten, welche ſich für das ſtraßen- und wegeloſe Perſien vorzüglich eignen, heißen im Perſiſchen Zumburuks (Tſchimburaks, Semberedſchki), d. h. kleine Weſpen, indem Zumbur eine Weſpe bedeutet das k aber das Diminutivzeichen iſt. Die Uniform dieſer Zumburuks beſteht bei den Gemeinen in einer blauen Jacke mit baumwollenen Schnüren, welche letztere bei den Officieren aus Gold oder Silber verfertigt ſind, der perſiſchen Mütze, den weißen Hoſen und den gewöhnlichen Stiefeln. Abbaz Mirza beſaß auch ein reguläres, 1200 Mann ſtarkes Reiterregiment.

Provinzen liefern, welche faſt ganz aus gebornen Kriegern beſtehen [92]). Ihre Häuptlinge erſcheinen deshalb jedes Jahr am Nourozefeſte vor dem Könige und fragen an, ob er ihrer Dienſte bedarf, und iſt dies gleich oder ſpäter im Jahre der Fall, ſo ſtellen ſie nach der Kopfzahl ihres Stammes eine beſtimmte Anzahl Reiter, indem die Familien des Stammes nach hergebrachten Gewohnheiten bald einen, bald mehre Reiter ſtellen und ausrüſten. Dieſe erhalten einen geringen, jährlichen Sold, welcher ſelten ſechs Tomâns überſchreitet. Ebenſo erhält jeder Reiter, welcher jedoch für das Beſchlagen des Pferdes ſelbſt ſorgen muß, zwei Eſelsladungen Getreide, deren Werth auf zwei Tomâns geſchätzt wird. Der Sold der Officiere iſt ſehr verſchieden. Ein Khan erhält höchſtens 1000 Tomâns oder 7000 Thaler des Jahres, die Officiere [93]) gewöhnlich 15—20 Tomâns und vier Eſelsladungen Getreide. Die Waffen, welche dieſe Reiter führen, beſtehen gewöhnlich in einem Säbel und einem Karabiner, deſſen ſie ſich ſehr geſchickt zu bedienen wiſſen, indem ſie, oft ſcheinbar fliehend, doch meiſt richtig zielen und treffen, in einer langen Lanze und einem runden Schilde. Bogen und Pfeile, ſowie Keulen, ſind noch bei einigen turkomaniſchen Stämmen gebräuchlich [94]) und ihre Art zu fechten iſt immer noch, der Hauptſache nach, die altperſiſche oder parthiſche. Reizt ſie jedoch nicht Plünderung oder iſt ihr Stammfürſt nicht betheiligt, ſo dienen ſie nur mit Widerwillen und immer nur einige Monate lang. Sind ſie nicht in unmittelbarer Thätigkeit, ſo kehren ſie jeden Winter in ihre Heimath zurück.

Zu dieſen regulairen und irregulairen Truppen kommt endlich noch die ziemlich bedeutende Miliz oder Landwehr, welche ſich in allen Theilen des Landes findet und ſowol aus Bürgern und Bauern, als aus den Mitgliedern der Wanderſtämme beſteht. Die Beſtimmung dieſer Miliz iſt Vaterlandsvertheidigung im Kriege und Aufrechterhaltung der Ordnung im Frieden. In dem letzteren müſſen die Provinzen, Diſtricte, Städte und Dörfer für den Unterhalt der Milizen ſorgen, im Kriege dagegen übernimmt die Regierung, zumal wenn dieſe zugleich mit andern Truppen in entfernte Gegenden marſchiren müſſen, die Sorge für ſie und der jährliche Sold eines Milizmannes beträgt 6—7 Tomâns und 2—3 Eſelsladungen Getreide. Die Milizen gehorchen nur ſelbſterwählten Officieren, auch müſſen ſie für ihre Bekleidung ſorgen.

Wie ſtark das perſiſche Heer ſei, läßt ſich ebenſo wenig beſtimmen, wie die Einwohnerzahl genau angegeben werden konnte. Nach Dupré beſtehen die perſiſchen Truppen aus 60,000 Reitern, 1000 Artilleriſten und 139,000 Infanteriſten, die Garden mit einbegriffen. Von dieſen 200,000 Mann ſind 80,000 Mann Kuſchuni Akawi, d. i. königliche Truppen, indem der Schah ſie kleidet, beritten macht, armirt und beſoldet, während die Statthalter für den Reſt ſorgen. Nach Malcolm betragen die regulairen Truppen 20,000—22,000 Mann, die von den Stämmen geſtellte Reiterei 150,000—200,000 Mann und die Milizen ebenfalls 150,000 Mann, ſodaß ſich die Zahl der Soldaten im höchſten Falle auf 372,000 Mann belaufen würde. Fraſer läßt das perſiſche Heer 1822 nur 50,640 Köpfe zählen und Andere geben bald mehr, bald minder große Zahlen, doch ſcheinen dieſe nur nominell zu ſein, da Abbas Mirza den Ruſſen während des letzten Krieges, welchen er mit ihnen führte, nicht mehr als 35,000 Mann entgegenzuſtellen vermochte [95]).

(*G. M. S. Fischer.*)

C) Sprache.

Persische Sprache. Darunter wird die Sprache verſtanden, welche von den jetzigen Perſern geſprochen und geſchrieben wird; ſie iſt im Allgemeinen auch zugleich Sprache derjenigen Ländergebiete, welche den jetzigen Beſtand des perſiſchen Reichs bilden; ich ſage im Allgemeinen; denn einerſeits haben ſich nichtperſiſche Völker, vorzüglich türkiſche, innerhalb der Grenzen auch dieſes eingeengten Perſerreichs feſtgeſetzt; andererſeits iſt das Perſiſche noch die geſprochene Sprache der urſprünglichen Bewohner einiger Gebiete, die nicht mehr zum perſiſchen Reiche gehören, z. B. Bukhâra. Die Angabe über die geographiſche Verbreitung der perſiſchen Sprache muß daher die einzelnen Gebiete ihres Vorkommens bezeichnen; zuerſt iſt aber eine Beſtimmung nothwendig über die Ausdehnung, welche dem Namen: perſiſche Sprache in Beziehung auf nahe verwandte Sprachen gegeben wird.

Im weiteſten Sinne des Wortes wird man als perſiſche Sprachen auch die alten Mundarten des perſiſchen Ländergebietes, das Zend, das Pehlvi, das Pazend nennen können, wie in der That wirklich geſchieht; jene Sprachen ſind uns bekanntlich in Schriften überliefert, welche den Guebern, oder den Anhängern des Altperſiſchen von Zoroaſter abgeleiteten Feuercultus zugeſchrieben werden; das Pehlvi jedoch auch in Inſchriften aus der Zeit der Saſſaniden. Für dieſe iſt aber eine beſtimmtere Bezeichnung erwünſcht und da das Wort Iran eben perſiſches Gebiet in dem weitern Sinne bedeutet, wird es am paſſendſten ſein, für jene alten Sprachen Altiraniſch zu ſagen; das eigentlich Altperſiſche einer Gattung der Keilinſchriften iſt dann ebenfalls eine ſolche altiraniſche Sprache.

Noch verwerflicher erſcheint der Gebrauch des Wortes Perſiſch für ſolche Sprachen, welche zwar in einer klaren, nahen Verwandtſchaft zur perſiſchen ſtehen, ohne

92) Vorzüglich gilt dies von den turkomaniſchen und kurdiſchen Stämmen, welche auch die beſten Pferde haben. Auch Mazenderan liefert gute Soldaten. 93) Der Oberbefehlshaber des Heeres oder Armeecorps heißt Sardar, die Generale bilden die Khans und die Stammälteſten liefern die Bimbaſchis, welche 1000, die Sudbaſchis, welche 500, die Pendſchahbaſchis, welche 50, und die Dibbaſchis, welche 10 Mann befehligen. 94) Die Waffen der regulären Infanterie ſind die europäiſchen, nur führen die Garden auch Dolche. Die Miliz führt Luntenflinten, Bogen, Säbel und Streitkolben.

95) Benutzt ſind die Werke E. Kämpfer's, Chardin's, Forſter's, Ritter's, Fraſer's, Kinneir's, Morier's, Malcolm's, Freygang's, M. v. Kotzebue's und Anderer. Gute Karten von Perſien haben d'Anville, Malcolm, Wahl, Reichart und Berghaus geliefert.

Google

jedoch als bloße Mundarten derſelben gelten zu können. Von ſolchen ſind drei noch lebende Sprachen bekannt; ihre Heimath liegt außerhalb der Grenzen des eigentlich perſiſchen Landes und deshalb möchte auch für ſie die Benennung iraniſche Sprachen paſſender ſein; denn ſie ſind deutlich Geſchwiſter des Perſiſchen. Ich meine zuerſt das Kurdiſche, die Sprache der Kurden, der alten Karducher oder Gordyener, deren Redeweiſe zwar der perſiſchen ſehr nahe kommt, doch nicht eine bloße Mundart derſelben iſt [1]. Nach allem, was wir wiſſen, war ſchon im Alterthume das Volk der Karduchen ebenſo beſtimmt vom mediſch-perſiſchen Stamme unterſchieden, als noch jetzt. Entfernter noch vom eigentlich Perſiſchen iſt das Afghaniſche, das Puſchtu oder Pukhtu. Dieſes herrſcht als einzige Landesſprache über Kandahar und Kabuliſtan, und hat ſich jetzt zwar auch bis in das Duab des Indus und des Hydaspes feſtgeſetzt, ohne doch hier urſprüngliche Sprache zu ſein; in Herat und Sedſchiſtan gilt es als Sprache des herrſchenden Afghanenvolkes neben der der urſprünglichen Bewohner, der Tadſchiks. Die Afghanen kommen ſchon bei Herodot unter ihrem einheimiſchen Namen Paktyer vor (ich verweiſe auf dieſen Artikel) und zwar mit einer eigenthümlichen, von der perſiſchen verſchiedenen Sprache, wie ich anderswo gezeigt habe; es hat alſo hier die Trennung eine alte hiſtoriſche Begründung. Als Urſitze der Afghanen müſſen wir die Gebiete über den Quellen des Kabulfluſſes, den Paropamiſus und das nördliche arachoſiſche Gebirge bezeichnen; von hier aus haben ſie ſich in Folge politiſcher Umwälzungen in dem untern Kabulthale nach Oſten, nach Herat und Sedſchiſtan nach Weſten ausgebreitet. Wenn ihre Sprache ſich auch ſehr beſtimmt von der perſiſchen unterſcheidet, ſo iſt ſie doch in Beziehung auf andere Sprachgebiete, wie das indiſche, noch unterſchiedener und beſitzt Eigenheiten, die den perſiſchen Sprachen eigenthümlich ſind. Alſo auch für ſie ſcheint die Benennung iraniſch die paſſendſte [2].

Die dritte Sprache, die hier zu erwähnen iſt, iſt die der Balutſchen; ſie iſt die ſüdliche Nachbarin der afghaniſchen und füllt etwa die Gebiete aus, welche unter den Umfang des alten Gedroſiens fallen. Sie berührt weſtlich die perſiſche bei der Stadt Bunpur (78° öſtl. von Ferro). In dem weitern Sinne, wonach Mekran und Balutſchiſtan zu Perſien gerechnet werden, wäre auch dieſe eine perſiſche Sprache und hier wäre die Benennung viel paſſender; denn auch die Sprache ſtammt offenbar [3]) bei den Balutſchen von Perſien her. Doch ſind die Unterſchiede nicht unbedeutend und ſo mag es auch hier beſſer ſein, um Misverſtändniſſe zu verhüten, die allgemeinere Bezeichnung iraniſch zu wählen.

Haben wir ſo die Sprachen beſtimmt, welche zugleich mit der perſiſchen als die iraniſchen zuſammenzufaſſen ſind, wollen wir zunächſt das Gebiet der letztern genauer betrachten. Daß die perſiſche Sprache nebſt ihren Geſchwiſtern einen ſelbſtändigen Zweig der großen indogermaniſchen Sprachfamilie bilde, iſt beinahe überflüſſig zu bemerken.

Die jetzige perſiſche Sprache iſt Landesſprache in den Ländern Farſiſtan, Kerman und dem perſiſchen Irâk oder der Perſis, Karmania, Media Magna der alten Geographie. Daß ſich jetzt in dieſe Länder einzelne türkiſche, arabiſche, kurdiſche Wanderſtämme eingedrängt haben, darf dieſer allgemeinen Beſtimmung keinen Abbruch thun. In Kleinmedien oder Azerbaidſchan herrſcht aber jetzt die türkiſche Bevölkerung ſo vor, daß die Landesſprache nicht als perſiſch bezeichnet werden darf; namentlich der große Türkenſtamm Afſchâr hat ſich hier und noch viel weiter feſtgeſetzt [4]); es bleibt das Perſiſche hier nur für die Geſchäfte und die Vornehmen. In einer andern Beziehung weiß ich nicht, in wiefern nicht noch eine andere Beſchränkung der obigen allgemeinen Angabe beizufügen ſei. Nämlich das weitläufige Gebirgsland, welches die iraniſchen Länder, vorzüglich Medien, von den Weſtländern, dem Gebiete des Tigris und des Euphrats, ſcheidet, die Zagroskette im weiteſten Sinne, iſt bewohnt von Völkern, die theils, wie die Kurden in Ardelan und dem nördlichen Theile der Kette, ſicher auszuſcheiden ſind, theils ſüdlicher wohnen, in Luriſtan und Feili und Bakhtiari heißen [5]); ihnen wird eine eigene Zunge zugeſchrieben, die zwar perſiſch ſein ſoll, von der ich aber über die Grade der Abweichung und Übereinſtimmung nichts anzugeben weiß. Da ſie die Wohnſitze der alten Koſſäer inne haben, und ohne Zweifel von dieſen abſtammen, dieſe aber ein mediſch-perſiſcher Stamm waren, ſo iſt ihre Sprache vermuthlich im engern Sinne eine perſiſche, nur wol roher und weniger mit fremden Worten gemiſcht. Eine ähnliche Ungewißheit herrſcht in Beziehung auf das Land unmittelbar im Weſten Farſiſtans und auf der Südſeite des bakhtiariſchen Gebirges, in Khuziſtan, dem alten Suſiana. Es bezeichnen zwar die perſiſchen Lexikographen die Sprache dieſes Landes als eine perſiſche Mundart (wovon unten), was ich aber vermiſſe, iſt eine beſtimmte Angabe darüber, wo das Perſiſche hier aufhört und das Arabiſche anfängt; denn das letztere herrſcht bekanntlich an den Mündungen des Tigris und Euphrat und hinüber an dem Küſtenſaume Farſiſtans und gewiß auch in den Niederungen Khuziſtans.

Dagegen können wir beſtimmter von den Ländern im Norden Azerbaidſchans reden. In Taliſch und Schirwan nämlich an der Weſtküſte des kaſpiſchen Meeres herrſcht das Perſiſche noch bis nach Baku an den Ausläufern des Kaukaſus. Ebenſo an der Südküſte jenes großen Binnenmeeres in den Ländern Ghilan und Maſanderan bis in die Provinz Aſtrabad, wo dem Perſiſchen eine Grenze geſetzt wird durch die Turkomanen-

1) Ich darf mich jetzt auf die Unterſuchungen von Rödiger und Pott beziehen, in der Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes, Bd. III. S. 1 fg. 2) Auch über das Afghaniſche haben wir jetzt Unterſuchungen von Ewald, in derſelben Zeitſchrift. II. S. 285 fg. Eine andere kurze afghaniſche Grammatik ſteht im Journal of the Asiatic Society of Bengal VIII. p. 1 sq. 3) Eine kurze Grammatik ſteht in dem eben erwähnten Journal. VII. p. 608 sq.

4) M. ſ. Ritter, Erdkunde VIII, 401 fg. 5) Derſ. VIII, 339.

Digitized by Google

ſtämme Goklan und Jamud [6]). Das Land Khoraſan iſt weit und breit von Turkomannen entweder ganz eingenommen, oder doch ſo unſicher gemacht, daß die perſiſche Urbevölkerung mit ihrer Sprache auf die Städte beſchränkt worden iſt; Niſchapur, Tus, Meſched, Serakhs, Merw und andere auch in der Literaturgeſchichte Perſiens zum Theil berühmte Städte, ſind jetzt auch ſprachlich perſiſche Oaſen in der turkomanniſchen Wüſte. Dazu kommen die Kurdenanſiedelungen an der Nordgrenze in Kutſchan, die auch hier ihre eigene Sprache beibehalten haben [7]). Nur Jezd, geſichert mitten in der großen Wüſte, hat die perſiſche Bevölkerung und Sprache ungeſtörter erhalten.

Im ſüdlichen Khoraſan im weiteſten Sinne dieſer Benennung tritt uns zuerſt ein anderes Verhältniß deutlich entgegen; hatten wir im nördlichen Theile eine Überfluthung des offenen Landes durch Turkomannen im Gegenſatze zu den Städtebewohnern, ſo finden wir hier eine anſäſſige, aber unterworſene Urbevölkerung auch über das Land verbreitet, aber neben ihr ein herrſchendes Volk; jene Urbewohner heißen überall Tadſchik, die Herrſcher ſind in Herat Afghanen, in Sedſchiſtan theils dieſe, theils Balutſchen. Dieſes Verhältniß hat im öſtlichen Perſien eine ſehr weite Verbreitung; das Wort Tadſchik bezeichnet überall dieſe untergeordnete Stellung der Urbewohner und Bearbeiter des Landes gegen eingedrungene ſpätere Herren [8]). In den meiſten Fällen reden nun die Tadſchiks perſiſch, doch hat die Benennung an und für ſich keine Beziehung auf die Sprache und man begeht einen Schlußfehler, wenn man überall urſprüngliche Perſer annimmt, wo die Orientalen Tadſchiks anführen. So nennt Elphinſtone in ſeiner bekannten Beſchreibung Kabuliſtans die unterworſenen ackerbauenden Bewohner des Kabulthales ſo; im untern Kabulthale wenigſtens ſind nie Perſer die urſprünglichen Bewohner geweſen. Nur wo die Tadſchiks noch perſiſch reden, iſt der Schluß richtig, daß die älteſte Bevölkerung eine perſiſche war, und demnach dürfen wir von Herat und Sedſchiſtan oder dem alten Aria und Drangiana es als ſehr wahrſcheinlich behaupten, daß ihre älteſten Einwohner Perſer waren. Sicherer noch iſt dieſe Annahme von den Ländern im Norden des Hindukuſch, von Balkh, Khiwa, Bukhâra, Samarkand, ja auch von Ferghana oder Taſchkend, Kokan, ſogar von Badakſchan und der chineſiſchen Bucharei auf der Oſtſeite des Belurtag. Es ſind hier überall Tadſchiks, welche perſiſch reden, während die Herrſchaft in den Händen der Usbeken und anderer türkiſchen Stämme iſt, die dieſe Länder überſchwemmt haben [9]). Nur Badakſchan grenzt in ſeinen höhern Thälern im öſtlichen Hindukuſch an die Gebiete der Kafir in Gilgit und Tſchitrol, und dieſe gehören, wie ihre ſüdlichen Stammverwandte im Thale des Kameh, höchſt wahrſcheinlich zum indiſchen Sprachgebiete.

Dieſe Überſicht ſtellt zugleich heraus, daß das Perſiſche gegenwärtig nicht mehr die ausſchließlich herrſchende Landesſprache in allen den Ländern iſt, wo es als urſprüngliche heimiſche Redeweiſe betrachtet werden darf. Andererſeits hat es jedoch theils durch die Gunſt politiſcher Verhältniſſe, theils auch durch den Vorzug früherer und größerer Ausbildung ſich eine viel weitere Sphäre erworben, als ihm urſprünglich und örtlich zukam. Bei den Afghanen iſt es die Sprache der Gebildeten und des Hofes geworden, doch vergröbert es ſich in ihrem Munde [10]). In einem noch weitern Kreiſe verbreitet war es bis in die jüngſte Zeit in Indien, wo es am Hofe der Großmogule herrſchte, und die Sprache nicht nur der öffentlichen Geſchäftsführung und der diplomatiſchen Correſpondenz geworden war, ſondern auch häufig von dortigen Gelehrten in ihren Schriften vorgezogen wurde. Dieſe indiſch-perſiſche Literatur iſt ſogar von ziemlichem Umfange und namentlich der hiſtoriſche Theil davon für uns wichtig. Seit wenigen Jahren iſt das Perſiſche aber als officielle Sprache in Indien außer Gebrauch geſetzt, und da es hier in der That nur ein künſtliches Daſein hatte, darf es nicht wundern, daß ſowie ihm die Unterſtützung von Oben genommen wurde, es ſchnell wieder verſchwand [11]). Die bochariſchen Kaufleute ſind endlich weit über Aſien verbreitet, namentlich in den ſibiriſchen Handelsſtädten und haben dadurch ihrer Mutterſprache als Geſchäftsmedium unter ſehr verſchiedenen Völkern Eingang verſchafft; dieſes iſt aber kaum als ein Theil der wirklichen geographiſchen Verbreitung der Sprache zu betrachten.

Eine ſo weit verbreitete Sprache, die dazu unter ſo verſchiedenen Verhältniſſen fortlebt, als Sprache der Höfe und der Beherrſchten, der allgemeinen Bevölkerung und nur einzelner Städte, mit ganz anders gebauten Sprachen ſich vielfach berührend, konnte nicht umhin, in manche örtliche Mundarten zu zerfallen. Auch mögen ſchon vor Alters provinzielle Abweichungen beſtanden haben, die noch nachwirken, und denen weder durch Verbreitung der Literatur, noch durch Schulunterricht in dieſen Ländern entgegengearbeitet wird. Die Nachrichten über dieſe Mundarten, die ich auffinden kann, nennen folgende [12]): 1) die von Khuwarezm oder Khiwa; 2) die von Samarkand; 3) die von Tus in Khoraſan; 4) die von Herat (welches auch zu Khoraſan gerechnet wird); 5) die von Sedſchiſtan; 6) die von Gurdſchiſtan; 7) die von Sawuliſtan (Kabul); 8) und 9) die von Ispahan und Kaswin; 10) die von Taberiſtan; 11) die von Maſanderan; 12) die von Ghilan; 13) die von Schirwan: 14) die von Kerman; 15) die von Fars; 16) die von

6) *Fraser*, Khorasan. p. 245. 7) Über ſie ſiehe Ritter VIII, 392. 8) Auch über die Tadſchiks gibt Ritter eine reichhaltige Zuſammenſtellung (VII, 715. VIII, 185). Ich erwähne der vorgeſchlagenen etymologiſchen Erklärungen nicht, weil in der That keine noch genügt. 9) Daß die perſiſche Sprache die der Bucharen ſei, hat zuerſt Klaproth nachgewieſen (ſ. ſeine Asia polyglotta. S. 239).

10) Burnes' Reiſe. I, 164. Teutſche Überſetzung. 11) Ich entlehne die Nachrichten darüber einer intereſſanten Schrift: On the education of the people of India, by *Ch. E. Trevelyan* (London 1838). p. 144. „Das Perſiſche ſchmolz dahin wie Schnee.“ Der Verfaſſer hatte ſelbſt den größten Antheil an dieſer Änderung. 12) Nach der Zuſammenſtellung von v. Hammer, aus perſiſchen Wörterbüchern (wiener Jahrbücher XIII. S. 275).

Digitized by Google

Khuziſtan. Man ſieht, daß beinahe jedem Gebiete, wo Perſiſch geſprochen wird, eine eigene Mundart beigelegt wird, über die Abweichungen derſelben von der allgemeinen, gebildeten Sprache erfahren wir aber nichts Genaueres und einige von ihnen mögen nicht ganz mit Recht hier ſtehen. Am reinſten ſoll das Perſiſche in Schiraz und Iſpahan und der Umgebung beider Städte geſprochen werden. Die Aufzählung geht, und dieſes muß ausdrücklich bemerkt werden, auf ganz junge Zeiten.

Als ältere Mundarten werden ſieben aufgezählt, alſo weit weniger [13]). Von dieſen iſt das Pehlvi nicht im engern Sinne Perſiſch zu nennen; denn obwol es unter den Saſſaniden lange Zeit officielle Sprache war und als ſolche in ihren Inſchriften erſcheint, obwol ein Theil der liturgiſchen Bücher der Gueber oder Feueranbeter darin abgefaßt iſt, ſo iſt es doch eine ſo ſehr mit Semitiſchen Elementen gemiſchte Sprache, daß wir es nur im weitern Sinne Perſiſch und lieber Iraniſch nennen wollen. Die große Beimiſchung Semitiſcher Wörter weiſt ihm nothwendig ein Gebiet an der Weſtgrenze der perſiſchen Länder an, wenn auch perſiſche Schriftſteller es zur einſtigen Sprache von ganz Medien machen wollen [14]). Als zweite Sprache erſcheint Parſi, d. h. Perſiſch, und von dieſem wird geſagt, es ſei am reinſten geſprochen worden in den öſtlichen Theilen des Reichs, in Balkh, Merw, Bukhâra, Badakſchan; weniger rein ſeien die fünf folgenden Mundarten geweſen: Segzi in Sedſchiſtan, Sawuli in Sawuliſtan, Khuzi in Khuziſtan, Hervi in Herat, Sogdi in Sogd; dieſe älteren Mundarten ſollen aber ausgeſtorben ſein; richtig mag dieſes ſein, in ſofern von einer älteren Geſtaltung des Sprachbaues die Rede iſt; doch müſſen die neueren Mundarten, die in denſelben Ländern als jetzt lebend erwähnt werden, doch wol von jenen älteren herſtammen, und ich fürchte ſehr, daß der perſiſche Lexikograph, dem die Nachricht entnommen iſt, eben nichts weiter von dieſen Sprachen wußte, als die Namen; er ließ ſie alſo jetzt todt ſein [15]). Es werden alſo im Grunde nur zwei alte perſiſche Sprachen angegeben: Pehlvi und Parſi mit mehren Mundarten. Die arabiſche Form des letztern Wortes iſt Farſi und ſomit an und für ſich kein Unterſchied bezeichnet. Parſi wird jedoch oft gebraucht, um das Perſiſche zu bezeichnen, welches von den Parſen, d. h. den Anhängern des Feuercultus, geſchrieben worden iſt. Dieſes iſt nicht ſowol an und für ſich eine ältere oder vom gewöhnlichen Perſiſchen verſchiedene Sprache, als der Styl, welcher in den religiöſen Büchern der Parſen vorkommt; die Semitiſchen Wörter ſind davon ausgeſchloſſen und ſomit iſt es reiner, als das ſonſtige Perſiſche; es bedient ſich mancher feſtſtehenden liturgiſchen Formeln, in denen einzelne ältere Formen der Wörter vorkommen, und der Unterſchied vom gewöhnlichen Perſiſchen wird wirklich von perſiſchen Schriftſtellern gemacht [16]). Doch wird dieſer Unterſchied in der Benennung nicht immer beobachtet.

Jenes Parſi oder Farſi, welches am reinſten im öſtlichen Theile Irans nach der oben gegebenen Nachricht geſprochen worden ſein ſoll, wird auch Deri, d. h. Hofſprache, genannt; auch bei dieſem Namen herrſcht eine gewiſſe Unſicherheit in den Angaben. Wenn es heißt, es ſei dieſes die Sprache zur Zeit Dſchemſchid's geweſen [17]), ſo ſoll die Meinung ſein, es wurde in der alten Zeit in Perſien geſprochen; denn den Dſchemſchid wollen wir der Nachricht nicht zum Vorwurfe machen. Nun iſt nichts gewiſſer, als daß am alt-perſiſchen Hofe vor Alexander rein Perſiſch geſprochen wurde und dieſes wäre das wahre Deri; die neuern Perſer meinen aber eine Sprache, die grammatiſch nicht vom gewöhnlichen Farſi verſchieden iſt und noch viel ſpäter nach der Zeit ſogar der Saſſaniden geſprochen worden ſei; ſo ſelbſt Firduſi, wenn er von der Überſetzung des indiſchen Fabelbuches aus dem Arabiſchen ins Deri und Parſi ſpricht [18]); wir kennen aber jetzt das Altperſiſche und wiſſen, daß es vom neueren gar ſehr verſchieden war, und wenn die perſiſchen Gelehrten ihr Deri auf die alte Zeit übertragen, beweiſen ſie nur, daß ſie von dem Alterthume ihrer Sprache gar nichts wiſſen. Deri iſt der Etymologie und dem hiſtoriſchen Hergange nach die verfeinerte Redeweiſe des Perſiſchen, welche bei der Erneuerung des Gebrauchs der perſiſchen Sprache an den Höfen und in der Literatur ſich bildete; dieſes hängt zuſammen mit der Erhebung einheimiſcher Dynaſtien gegen die Macht des zerfallenden Khalifats, der Buiden, der Dilemiten, der Suffariden, der Samaniden (von 874 an); der Stifter dieſer letztern leitete ſich von den alten Saſſaniden ab; der einheimiſchen Poeſie ging endlich ihr glänzendſtes Geſtirn in Firduſi unter dem Mahmud von Ghazna (ſeit 997) auf, und nach deſſen Sprache zu urtheilen, wurde damals das Perſiſche noch ſehr rein und ungemiſcht mit Arabiſchem geſprochen. Da nun grade in den öſtlichen Theilen Irans die wiedergewonnene Selbſtändigkeit des Perſerreichs und das Aufblühen einer eigenen Poeſie Boden faßten, ſo erklärt ſich in dieſem Sinne die Nachricht, die wir oben wiederholten, daß in den öſtlichen Ländern das reine Parſi oder das Deri zuerſt geſprochen wurde. Das eigentliche Farſiſtan war dem Hauptſitze des Khalifats und den Einflüſſen des Arabiſchen viel ausgeſetzter, und ſo mag dort erſt etwas ſpäter die urſprüngliche

13) *Hyde*, Histor. reliq. veter. Persar. p. 419. Anquetil du Perron, über die alten Sprachen Perſiens, bei Kleuker, Zendav. II, 50. Aus den Mémoires de l'Académie. T. XXXI. 14) So nach ihnen v. Hammer, Wiener Jahrbücher. XIII, 274. IX, 38. 15) Die Nachricht ſteht in dem Farhangi Dschihangiri, einem im Anfange des 17. Jahrh. in Indien compilirten perſiſchen Wörterbuche, deſſen Verfaſſer vorzüglich aus den Überlieferungen der Perſer in Indien ſchöpfte; dieſe miſchen aber gar vieles aus verſchiedenen Zeiten durch einander.

16) ſ. die Abhandlungen von *Müller*, Essai sur la langue Pehlvie, im Journal Asiatique 1839. III, VII. p. 327. Es gibt Parſi-Überſetzungen von Pehlvi-Büchern. Eine Seite 339 angeführte Stelle gibt folgende Reihe von perſiſchen Sprachen: Sprache des Manthra (des Zendaveſta, alſo das Zend), huzwaresch (Sprache des Opfers, der Liturgie, d. h. Pehlvi), Sprache der Häupter des Geſetzes (Parsi), Sprache des Volkes von Fars (d. h. gewöhnliches Perſiſch. 17) bei Anquetil, a. a. O. S. 37. 18) *Fullers*, Chrest. Schahnam. III, 243.

Digitized by Google

heimiſche Sprache wieder das Übergewicht gewonnen haben. Ich muß es für ebenſo unbegründet halten, die Nachricht von der größern Reinheit des Perſiſchen in den öſtlichen Ländeen auf die vor-Muhammedaniſche Zeit zu übertragen, als anzunehmen, es ſei das Deri oder reine Parſi von dem Oſten her in Farſiſtan wirklich eingeführt worden [19]). Nur wenn man Deri in dem Sinne des ſchriftſtelleriſchen Gebrauchs der Sprache nimmt, ſcheint es wahr ſein zu können. Dieſe zwei Benennungen ſind mit Recht für die derſelben Sprache erklärt worden [20]) und es darf uns nicht irre machen, wenn Firduſi ſelbſt von Parſi und Deri ſpricht [21]). Wir können ſagen, es ſei gemeines und Hoch-Perſiſch geweſen.

Nachdem wir ſo die Benennungen perſiſcher Sprachen alter und neuer Zeit vorgeführt haben, welche wirklich vorkommen, wird es Zeit ſein, hiſtoriſche Ordnung in dieſe Menge von Namen zu bringen und den Verſuch zu machen, einen Abriß der Geſchichte der perſiſchen Sprache zu geben. Dabei wollen wir uns aber beinahe ausſchließlich an die Denkmale der Sprache aus ihren verſchiedenen Perioden halten. Da die genauere Kenntniß der ältern Monumente erſt eine Frucht der allerneueſten Zeit iſt, wird es zugleich von ſelbſt ſeine Entſchuldigung finden, wenn wir dabei wenig auf frühere Anſichten Rückſicht nehmen, die weder durch jetzt gewonnene Einſichten in die Entwickelungsgeſchichte der Sprachen überhaupt hervorgerufen, noch auf ſelbſtändige Bekanntſchaft mit den ältern Sprachdenkmalen begründet waren. Den einheimiſchen Gelehrten geht jeder Begriff einer geſchichtlichen Entwickelung der Sprache ab, die Muhammedaner unter ihnen kümmern ſich um die ältern Sprachen, die nur auf eine von ihnen verachtete Religion ſich beziehen, nicht, die Gueber oder Parſen haben höchſtens eine nothdürftige Kenntniß des Pehlvi und verſtehen das Zend nur durch überlieferte Auslegungen, ohne eine Grammatik auch nur in den allgemeinſten Umriſſen von dieſer ihrer geheiligten Sprache zu beſitzen. Anquetil, ihr Schüler, hat das große Verdienſt, ihre Bücher nach Europa gebracht und ihren Inhalt im Allgemeinen bekannt gemacht zu haben; in der Sprachkenntniß hat er es über ſeine Lehrer nicht hinaus gebracht und in ſeiner oben angeführten Abhandlung über die alten Sprachen Perſiens miſcht er Vermuthungen ein, die völlig aus der Luft gegriffen ſind; es genügt zu ſagen, daß er auf vermeintliche Ähnlichkeiten des Zends mit dem Georgiſchen das Vaterland des erſtern beſtimmen will. Auf dieſe Abhandlung iſt vorzugsweiſe dasjenige gebaut, was Adelung in ſeinem Mithridates über den Gegenſtand vorgetragen hat [22]). Richtigere Anſichten oder gründlichere Kenntniß der älteren Sprachen wollen ſich auch in dem Buche von Wahl nicht bemerklich machen, obwol der Verfaſſer beſonders auf dieſen Zweig morgenländiſcher Literatur ſein Augenmerk gerichtet hatte [23]). Die Unterſuchungen von Burnouf, Bopp und Müller haben eine völlig neue Epoche in unſern Kenntniſſen begründet.

In der Geſchichte der perſiſchen Sprachentwickelung laſſen ſich drei Perioden unterſcheiden; zuerſt die der alten Sprache zur Zeit des perſiſchen Weltreichs unter den Achämeniden und früher. Zweitens die mittlere Periode des Verfalls und der Auflöſung der alten Sprache unter der Fremdherrſchaft der Seleuciden und Arſaciden, unter der einheimiſchen Dynaſtie der Saſſaniden, unter der neu eintretenden Fremdherrſchaft der Araber bis etwa zum Ende des neunten chriſtlichen Jahrhunderts. Die Saſſaniden waren bekanntlich eifrige Wiederherſteller des alten Perſerthums, doch waren ſie es in Beziehung auf die Sprache wenigſtens nur im beſchränkten Sinne, da die von ihnen begünſtigte Pehlviſprache zwar ihrer Grundlage nach iraniſch iſt, jedoch viele Beimiſchungen Semitiſchen Urſprungs enthält und auch nicht als eine im innern Perſien örtlich lebende Sprache betrachtet werden darf; die Gründe dieſer Behauptung werden ſich ſpäter von ſelbſt ergeben. Der Gebrauch des Pehlvi in den liturgiſchen und religiöſen Schriften der Parſen, von denen auch Zendſchriften in dieſes Idiom überſetzt wurden, muß aus dieſer Zeit herſtammen; gleichzeitig mit dieſer Literatur bildete ſich auch eine weltliche, zu der die hiſtoriſchen Bücher, auf welche ſich Firduſi oft beruft, gehört haben müſſen; auch Überſetzungen aus dem Indiſchen, unter denen die des Fabelbuchs Pantſchatantra am berühmteſten geworden iſt, wurden damals gemacht; ſo entſtand eine jetzt meiſt verlorene Pehlviliteratur. Das Genauere hierüber muß jedoch der beſondern Betrachtung des Pehlvi überlaſſen bleiben. Ob alle Saſſaniden den Gebrauch dieſer Sprache beibehielten, iſt ungewiß. Ich finde zwar erwähnt, daß Behramgur (399—440 nach Chr. Geb.) ſtatt ihrer das Deri zur Hof- und Reichsſprache gemacht habe [24]); einer Nachricht über dieſe Zeit bei den neuperſiſchen Schriftſtellern iſt allerdings nicht von Vorn herein alle Glaubwürdigkeit abzuſprechen und wir wollen daher kein Bedenken hier dagegen erheben. Die beſte Beſtätigung würde ſein, wenn die Inſchriften an den Sculpturen, die Behramgur im Nakſch-i-Ruſtam hat machen laſſen, nicht in Pehlvi, ſondern in Parſi wären.

Die dritte Periode iſt endlich die der Erneuerung der perſiſchen Sprache als officielle Reichsſprache und in der Literatur.

Erſte Periode, Altperſiſch. Über die Ausdehnung des Altperſiſchen haben wir eine ausdrückliche Angabe des Strabo, die man oft nicht genug berückſichtigt [25]). Es geht daraus hervor, daß die Sprache der

19) v. Hammer (wiener Jahrbücher, IX, 38) trägt Folgendes vor: „...das Deri, welches erſt ſpäter, als es in Farſiſtan herrſchend war, Parſi genannt ward. Deri heißt die verfeinerte Mundart Baktriens, welche der Kejanide Behmen (Artaxerxes) zur Hofſprache erhob und daher Deri nannte“ ꝛc. Die Keilinſchriften nennen Farſiſtan: Pârs; wie ſoll die Sprache damals anders geheißen haben? Und dann die Anſicht, daß einer der Achämeniden, die nie in Baktrien reſidirten, die dortige Mundart zur Hofſprache erhoben! doch es iſt wahrlich überflüſſig, gegen ſolche Willkür ernſthaft zu ſtreiten. 20) Anquetil a. a. O. S. 78. 21) a. a. O. B. 243.

22) I. S. 255 fg. 23) Allgem. Geſchichte der morgenländiſchen Sprachen und Literatur (Leipzig 1784). S. 115—554. 24) Anquetil a. a. O. S. 93. v. Hammer, Wiener Jahrbücher IX, 39. 25) XV, II. §. 8. Seine Worte ſind: 'Επεκ-

Digitized by Google

Perſer, der Meder, der Baktrer und der Sogdianer bis auf Kleinigkeiten dieſelbe war; von den Karmaniern wird auch in einer andern Stelle ihre perſiſche Sprache ausdrücklich erwähnt. Es ſind natürlich kleinere Stämme hierbei unberückſichtigt geblieben und aus dem Stillſchweigen des Strabo über dieſe folgt nicht, daß ſie nicht ebenfalls Perſiſch ſprachen, vielleicht jedoch mit größern Abweichungen. Wir dürfen überhaupt, glaube ich, annehmen, daß, wo das Perſiſche ſich jetzt noch als Sprache der älteſten Bewohner vorfindet, es auch im Alterthume dieſes war. Ich nehme es alſo unbedenklich noch von den alten Bewohnern Ghilans und Maſanderans an; von den Drangianern wird es dadurch wahrſcheinlich, daß ſie überhaupt wie Perſer lebten[26]); die Tadſchiks führen auf dieſelbe Anſicht. Von den Sagartiern, die ſich weit über die große perſiſche Wüſte ausbreiteten, gibt eine Herodotiſche Nachricht dieſelbe Vorſtellung[27]); die Grenze der perſiſchen Sprache gegen Oſten war im Alterthume, wie jetzt, das Afghaniſche. Von den Ariern finde ich bei den Alten nichts in dieſer Beziehung erwähnt; da in Herat Tadſchiks ſind und die Arier zwiſchen Medern, Baktriern und Drangianern wohnten, iſt die Vermuthung für ihre perſiſche Sprache ebenfalls wahrſcheinlich und wir hätten demnach bei den Alten ſo ziemlich die Sprachgrenzen angegeben gefunden, die wir oben der jetzigen perſiſchen Sprache für ihre örtliche Ausbreitung nachwieſen.

Worin die kleinen Sprachunterſchiede der erwähnten vier großen perſiſchen Stämme beſtanden, iſt uns unbekannt. Wir würden Hoffnung haben, auch darüber etwas zu erfahren, wenn es wahr wäre, daß die perſepolitaniſchen Inſchriften zweiter Ordnung mediſch wären; ich habe in dem Artikel Persepolis auseinandergeſetzt, warum ich glaube, daß dieſe Vermuthung unbegründet ſei; daß im Gegentheile die alt-perſiſchen Inſchriften uns zugleich mediſche ſein müſſen.

Auf jeden Fall hatte Medien im Alterthume eine rein iraniſche Bevölkerung. Wenn nun perſiſche Lexikographen das Pehlvi zur alten Sprache Iſpahans, Reys, Hamadans und Azerbaidſchans machen[28]), ſo behaupte ich zweierlei: entweder iſt die Angabe falſch, oder ſie gebrauchen Pehlvi ungenau für altperſiſch; denn eine ſolche Einwanderung von Syrern oder andern Semiten, wodurch die Volksſprache jener Gebiete, welche dem Umfange von Groß- und Kleinmedien entſprechen, hätte ſo gemiſcht werden können, wie das Pehlvi es iſt, wird nirgends erwähnt. Soll aber blos geſagt ſein, daß das Pehlvi als liturgiſche Sprache in jenen Ländern galt, wird zu wenig geſagt, weil ſie als ſolche eine weit größere Verbreitung hatte. Auch ſpricht nichts im jetzigen Sprachbeſtande der mediſchen Länder für eine ſolche Semitiſche Einmiſchung.

Es kommt durchaus nichts vor, was darauf hinwieſe, daß am Hofe der alten perſiſchen Könige etwas anderes, als Perſiſch geſprochen worden wäre, und dieſes Perſiſch liegt uns gewiß in den altperſiſchen Inſchriften vor. In ſofern man annehmen will, daß dieſe Hofſprache verfeinerter war, als die Sprache des Volks in den verſchiedenen perſiſch redenden Provinzen, mag man ſagen, daß am Hofe der Achämeniden altes Deri gebraucht worden ſei. Was ſonſt aber aus ſpätern perſiſchen Schriften über das älteſte Deri angeführt worden, hat gar keine Bedeutung.

Aus jener alt-perſiſchen Sprache ſind uns von den Alten außer vielen Eigennamen auch einzelne andere Wörter aufbewahrt worden; auch die bibliſchen Bücher, namentlich Daniel, geben einige. Dieſe ſind ſchon früher geſammelt worden, doch keineswegs genügend erläutert, erſtens, weil man aus der jetzigen ſehr veränderten Sprache die alten Wörter hat erläutern wollen; zweitens, weil man nicht berückſichtigt, daß viele dieſer Wörter aus der ſpätern Zeit der Saſſaniden herſtammen, alſo einer Sprache angehören können, in welcher Semitiſche Einmiſchung ſtattfand. Drittens ſind dieſe Wörter vorwaltend Namen für Geräthſchaften, Kleidungsſtücke, Gottheiten u. ſ. w. Dieſe wandern aber leicht von einem Volke zum andern und man ſollte alſo nicht ſogleich dieſe als altperſiſch angeführten Wörter ohne Kritik dafür gelten laſſen. Für die Geſchichte der Sprache ſind die Eigennamen aus der Zeit vor Alexander wie die echteſten, ſo auch die wichtigſten für die Geſchichte der Sprache[29]). Sie geben uns den jetzt freilich überflüſſigen Beweis, daß ſchon die altperſiſche Sprache in ihrem Lautſyſteme die Eigenthümlichkeiten beſaß, welche wir nach der Analogie des Zends und des Neuperſiſchen bei ihr vermuthen müſſen, und ſo lange unſer Vorrath an altperſiſchen Texten noch ſo gering bleibt, ſind dieſe Wörter noch immer unentbehrliche Beiträge zur Ergänzung unſerer Kenntniſſe. Eine erneuerte Unterſuchung derſelben wäre jetzt, wo wir das einheimiſche Alphabet beſitzen, wünſchenswerth und viel leichter; denn die Unvollſtändigkeit des griechiſchen Alphabets und die Ungenauigkeit der Überlieferung konnten früher in mehren Fällen irre führen, ſo lange wir nicht anderswoher eine Richtſchnur für unſer Urtheil beſaßen. Wenn bei Herodot theils Mithra, theils Mitra vorkommt (*Ἀρμαμίθρης*, *Ἰθαμίτρης*), ſo iſt kaum anzunehmen, daß die Sprache ſelbſt ſchwankte, und ebenſo

---

τείνεται δὲ τοὔνομα τῆς Ἀριανῆς μέχρι μέρους τινὸς καὶ Περσῶν, καὶ Μήδων, καὶ ἔτι τῶν πρὸς ἄρκτον Βακτρίων, καὶ Σογδιανῶν· εἰσὶ γάρ πως καὶ ὁμόγλωττοι παρὰ μικρόν. über Karmanien XV, II. §. 14. Vergl. *Arr.* Ind. 38. 1.

26) *Strab.* ebend. §. 10. 27) Ich habe dieſe Stelle genauer in d. Art. Persis behandelt. 28) v. Hammer, a. a. O. IX. S. 38.

29) Eine Zuſammenſtellung ſolcher perſiſchen Eigennamen mit ſcharfſinniger Analyſe und zum Theil ſehr genügenden Erklärungen hat Pott gegeben (Etymologiſche Forſchungen, Einleitung S. XXXV fg.). Den älteren Sammlungen der von den Alten angeführten Wörter kann man mit aller Achtung vor den Namen früherer Gelehrten jetzt nur noch eben den Werth der Sammler beilegen, ſo ungenügend ſind die Erklärungen. Es ſind folgende: *Bochart*, Phaleg. I. c. XV. *Brisson*, De regis Persarum imperio. III. p. 615. *Burton*, *λείψανα* veteris linguae Persicae (London 1657. Lübeck 1720). *Reland*, dissert. miscellan. II, 97 u. 269. Daß einige dieſer Wörter, namentlich bei den ältern Byzantinern, nur aus dem Pehlvi erklärt werden können, lehrt Müller durch einige hübſche Beiſpiele (Journal asiat. III, VIII. p. 343.

Digitized by Google

wenig können wir nach der griechiſchen Überlieferung darüber urtheilen, ob ein Wort im Anfange mit oder ohne h geſprochen wurde; dann neben Ὀτάνης (hutanu, von ſchönem Körper), Ὀστάνης (hustâna, von ſchöner Bruſt) ſtehen Ὀξάθρης (hukhsathra, von guter Herrſchaft) und Ἀχαιμένης (in den Keilinſchriften hakhâmanis); doch beweiſen auch dieſe Wörter, daß ſchon das Altperſiſche, wie das Zend, das urſprüngliche s in h verwandelt hatte. Μασίστης iſt ein Beleg für das altperſiſche Wort mazista, der größte; das s muß aber nicht als die einheimiſche Orthographie feſtgehalten werden. Hier dürfen wir dieſen Theil der Unterſuchung nicht weiter verfolgen.

Die wichtigſte Quelle für das Altperſiſche bieten uns die Keilinſchriften, die von den Achämeniden geſetzt worden ſind und in denen, wenn ſie dreierlei Schrift und Sprache enthalten, die erſten ſicher den altperſiſchen Theil darſtellen; die Ausnahmen von dieſer dreifachen Wiederholung ſind wol, ſo oft ſie nicht blos auf unvollſtändiger Abſchrift beruhen, entweder durch Verſtümmelung der Denkmale oder durch zufällige Hemmniſſe dee Ausführung hervorgebracht. Da ich glaube, daß wie mit einigen ſehr geringen Ausnahmen dieſe erſten und einfachſten Keilinſchriften mit genügender Sicherheit leſen können, trage ich kein Bedenken, aus dieſen Inſchriften Schlüſſe zu ziehen, ſowol über die Natur der altperſiſchen Sprache, als über ihre Stellung zu ihren nähern und entferntern Verwandten. Da hier keine Vollſtändigkeit der Angaben bezweckt werden darf, läßt ſich das noch Unſichere füglich übergehen [30]).

Das Lautſyſtem zeigt ſich ſehr entſchieden zwar als das einer indogermaniſchen Sprache, jedoch zugleich als das einer iraniſchen Verzweigung dieſer großen Familie; in Beziehung auf das zunächſt verwandte Zend hat das Altperſiſche wieder im engern Kreiſe ſeine beſtimmten Eigenthümlichkeiten. Wie das Sanſkrit und Zend hat die Sprache neben den gutturalen auch palatale Conſonanten, jedoch, wie das Zend, nur k' (tsch) und g' (dsch); ſie hat adſpirirte mediae neben adſpirirten tenues (th und dh, kh und gh), jedoch, wie wieder das Zend, nicht die Vollſtändigkeit des Sanſkrits (f, aber kein bh); die Cerebralen des Sanſkrits fehlen ihm, wie dem Zend. Es hat von Naſalen nue ein n und m; alſo weder die Vollſtändigkeit des Sanſkrit, noch die eigenthümlichen Unterſcheidungen dee Naſale im Zend; die Schrift wenigſtens läßt die Naſalen vor andern Conſonanten aus (hidhu für hindhu, Indien, zaraka, für Zaranga, Kâbusa für Kambyſes). Es unterſcheidet, wie das Zend von v ein behauchtes w, hat j und r, aber kein l, wie das Zend; echten alten perſiſchen Namen ſcheint auch das l zu fehlen. Als iraniſche Mundart im Gegenſatze zum Sanſkrit hat das Altperſiſche, wie das Zend, mediae unter den Sibilanten (z und franzöſiſches j [31]) neben s (sch) und ç. Es hat ein h, wie das Zend und Sanſkrit; die eigenthümlichen Hauche der Semiten fehlen allen drei Sprachen.

Bei den Vocalen unterſcheidet die Schrift nur ein kurzes a von â; i und u waren in der Sprache ſelbſt wol unterſchieden nach ihree Länge, die Schrift bezeichnet den Unterſchied aber nicht. In Beziehung auf die Diphthonge iſt unſere Kenntniß noch unvollſtändig; doch iſt es ſicher, daß das Altperſiſche nicht die vielen eigenthümlichen Diphthonge des Zends beſaß, die auf einem beſondern Geſetz dee Epentheſe beruhen, (paiti, Sanſkrit pati; tûirja, ſkt. turja; tauruna, ſkt. taruna; haurva, ſkt. sarva). Dieſe Epentheſen zeigen ſich ſo wenig in den Keilinſchriften, wie in Wörtern, welche die Alten anführen [32]).

Dagegen iſt nun das Altperſiſche in Beziehung auf die gegenſeitigen Einflüſſe der Conſonanten auf einander, ſoweit wir ſchon urtheilen können, dem Zend meiſt ganz analog und tritt mit ihm im Bunde dem Sanſkrit gegenüber. Sogd heißt Çughda; ein gh duldet hier auch das Zend, das Sanſkrit nicht; wenn Hydaſpes als Vistâçpa erſcheint, ſo verwandelte das Altperſiſche, wie das Zend, t vor t in s. Es wird çv des Sanſkrits zu çp, wie im Zend (açva, Pferd, Zend und altperſ. açpa; Sanſk. çva-ka, Hündchen, perſiſch σπάκα, Hund, *Herod.* I, 110). sv des Sanſkrits wird im Zend zu q (d. h. sv = hv = khv, wofür die Schrift ein Q hat); im Altperſiſchen iſt die analoge Umwandelung, jedoch eine weichere, wenn ich die Schrift eichtig beurtheile (z. B. uwaçpa, wahrſcheinlich huwaçpa, geſprochen; die Alten ſchreiben Choaspes; im Zend qaçpa; uwârazmija, bei den Alten Χοράσμια, wie noch jetzt Chuwarezm; im Zend qarazem, die nährende Erde). Es adſpirirt das Altperſiſche, wie das Zend, die Conſonanten voe r, wie framâtâram, im Sanſkrit pramâtâram; ob auch t, iſt zweifelhaft, da tr mit einem beſondern Zeichen geſchrieben wird, welches auch thr geleſen werden könnte.

In Beziehung auf die Formenlehre iſt unſere Kenntniß in noch höherem Grade nur noch ein Bruchſtück. Es ſcheiden ſich, wie im Sanſkrit und Zend, die Claſſen der Nomina einfach und klar nach ihren Endlauten: doch kennen wir bis jetzt nur einzelne dieſer Claſſen oder Declinationen: vocaliſche auf a, i, u, auf ar (im Sanſkrit ri, im Zend ĕrĕ); conſonantiſche auf an, açman, Himmel, auf is. Das Femininum der erſten Claſſe bildet ſich durch Verlängerung des Vocals, wie im Sanſkrit und weniger regelmäßig im Zend (imam, *illum*, imâm, *illam*). Doch gibt es auch Masculina auf â, khsjârsâ, *Xerxes*.

30) Ich muß mich hier auf eigene frühere Verſuche beziehen; außer meiner beſondern Schrift über die perſepolitaniſchen Inſchriften auf zwei ergänzende Berichte in der Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes 2. Bd. 1. Hft. und 3. Bd. 3. Hft.

31) ز und ژ der neuern Schrift. 32) Ἀζαραπατεῖς, οἱ εἰσαγγελεῖς, bei *Hesych.* d. h. âsahâra patis, Aufſeher des Zutritts; ſo auch πατεισχορεῖς bei Strabo (XV, III. §. 1), es iſt keine Spur von paiti. Pairikâ, im Zend eine Fee; die Alten ſchreiben ſtets Parikanier (d. h. Verehrer der Genien). In Ἀχαιμένης kann der Diphthong nicht eine Epentheſe ſein, ſondern entſpricht dem langen â (hakhâmanis) u. ſ. w.

Digitized by Google

In wiefern alle Caſus des Sanſkrits und des Zends im Altperſiſchen ſich erhalten hatten, iſt auch noch nicht zu beſtimmen. Die Wörter auf i und u haben das urſprüngliche s im Nominativ des Singular bewahrt, wie das Sanſkrit und Zend (dârjawus, Darius, bakhtris, Bactria) und nur von dieſen Wörtern hat Herodot Recht, bei ſeinem Verſuche einer grammatiſchen Beſtimmung über das Perſiſche (I, 139). Die Wörter auf a haben keine Endung mehr (putra), was am nächſten zu vergleichen iſt mit der ſanſkritiſchen Verwandlung des s am Ende in einen ſchwachen Hauch (Visarga); das Zend hat hier, wie das Prakrit, ô für as. Der Nominativ pitâ iſt dem Sanſkrit gleich, das Zend iſt geneigt den Endvocal zu verkürzen. Der Accuſativ hat m, wie Sanſkrit und Zend (dârjawum, upaçtâm, imam, imâm, açmânam, framâtâram) und dieſes iſt in imâm reiner erhalten, als im Zendiſchen imăm. Die Neutra werden auch hier (außer in der erſten Declination) keine vom Nominativ verſchiedene Endung gehabt haben, wie hak'is zeigt. Vom Inſtrumental iſt wasnâ ein Beiſpiel; hier ſtimmt das Zend, das Sanſkrit hat nur in andern Wortclaſſen ein langes a in dieſem Falle. Vom Singular kennen wir ſonſt nur den Genitiv dârjawahus, Darii. Er iſt zu betrachten als dârjawaus und ſteht der Sanſkritform gleich, wenn dieſe in ihre Elemente aufgelöſt wird (paçôs = paçaus), während das Zend paçêus daraus macht. Das Femininum gibt dem Vocale auch hier eine größere Belaſtung dahju, Land, Volk, Accuſ. dahjâum, Gen. dahjâus, contrahirt aus dahjâvam und dahjâvas), das Zend ſteht in der Mitte durch Formen, wie tanavas (tanavô aus tanu), während das Sanſkrit entweder das Femininum nicht unterſcheidet vom Maſculin oder die Belaſtung des Vocals in die Endung legt (dhênu, Gen. dhênôs, oder dhênv-âs). Der altperſiſche Genitiv pitra, patris, iſt reiner, als der ſanſkritiſche pitur und ſteht dem zendiſchen brâtars für brâthras nur wenig nach[33]). Der Genitiv ahjâ von Wörtern auf a (vistâçpahjâ) iſt urſprünglicher als der zendiſche auf ahê (durch Contraction aus ahja) und beruht auf der folgerichtigen Umwandlung des s in h; im Sanſkrit lautet er asja. Föminina auf â und i fügen jâ hinzu (wazarkâjâ, bumijâ, magnae, terrae); j iſt ein Bindemittel und die Endung â aus dem ältern ſanſkritiſchen âs verkürzt (çivâjâs, bhûmjâs), während das Zend âs in âo verwandelt (dahmajâo); Maſculina auf i kommen in dieſen Caſus noch nicht vor und es fehlt die vollſtändige Überſicht.

Bei dem Nominativ des Pluralis liegt überall das urſprüngliche as zu Grunde, wie im Zend und Sanſkrit; das Altperſiſche ändert die damit gebildeten Formen auf jetzt uns ſchon bekannte Weiſe (pâraçâ, Persae, Sanſk. pâraçâs; dahjâwa, wie im Zend daqjâvô, im Sanſkrit dasjavas). Der Accuſ. Plur. Maſc. ging auf n aus (ârdaçtân), wie im Sanſkrit, das Zend hat nur ein getrübtes n. Die Inſtrumentalendung bis unterſcheidet ſich von der zendiſchen bîs höchſtens durch die Kürze des Vocals, von der ſanſkritiſchen bhis durch den Mangel der Adſpiration (bagibis). Der Genitiv des Pluralis hat ganz die Sanſkritform âm, welche das Zend in ăm verwandelt; die Anfügung bei vocaliſchen Themen geſchieht, wie im Sanſkrit und, obwol nicht ſo durchgängig, im Zend, durch ein eingeſchobenes n (bagânâm, dahjunâm). Von einem Ablativ, Dativ und Locativ findet ſich noch nichts; auch ob ein Dual da war, muß unentſchieden bleiben.

Vom Pronomen kommt in dieſen kurzen Texten auch nur einzelnes zum Vorſchein. Wenn mâm (mich) ganz Sanſkrit iſt, ſo ſtimmt manâ (meiner, mir) wieder zum Zend. Das Demonſtrativ ima gehört allen drei Sprachen, während âwa nur dem Zend, nicht dem Sanſkrit als declinationsfähiges Pronomen geblieben iſt. Das gewöhnliche Demonſtrativ ſcheint tja und das daſſelbe ergänzende hja zu ſein; beide Stämme kommen nur im älteſten Sanſkrit vor, in den Vêdas; das Zend ſcheint nur das zweite zu haben und beide Wörtlein bilden ein merkwürdiges Erbſtück aus der älteſten Gemeinſchaft der drei Sprachen. Endlich kommt auch i als flectirtes Pronomen im Altperſiſchen vor (ijâ, gen. fem. im, acc. neutr.), während im Zend nur erweiterte Formen erſcheinen, wie im gewöhnlichen Sanſkrite; nur das älteſte der Vêdas kennt noch einzelne Caſus. Es zeigt ferner auch das Altperſiſche in der Declination des Pronomens eine vom Nomen abweichende Form einiger Caſus; ſo der Genit. Plur. tjisâm, im Sanſkrit tjêsâm, im Zend würde er tjaêsâm lauten. Andere Formen dieſer Art, wie der nom. plur., ſind noch unklar.

Dieſe Formen des Nomens und Pronomens laſſen uns noch nicht erkennen, ob im Altperſiſchen eine ſo vollſtändig erhaltene Declination vorhanden war, wie im Sanſkrit und Zend; ſie beweiſen aber klar die innigſte Verwandtſchaft mit dieſen beiden Sprachen und ſie ſtehen an Reinheit der Überlieferung und Alter dem Zend gar nicht und nur wenig dem Sanſkrit nach.

Von der Conjugation läßt ſich noch weniger ſagen. Das Participium âkunus (gemacht habend) läßt uns ahnen, daß auch die Claſſen des indiſchen und zendiſchen Verbums im Altperſiſchen ſich erhalten hatten; âdadâ, dem im Sanſkrit âdadâu, im Zend âdadâo und âdada zur Seite ſtehen, beweiſt das Vorkommen eines reduplicirten Perfects; wenn âdam wirklich die erſte Perſon eines Imperfects iſt, hätten wir auch hier m als Bezeichnung der erſten Perſon; die dritte Perſon des Singulars hat aber das t verloren (âdâ, creavit, frâbar oder — bara, protulit) und dieſes wäre eine bedeutende Einbuße gegen das Sanſkrit und Zend (adât, abharat). Die Imperative auf uwa gehören dem Medium und entſprechen der Endung sva im Sanſkrit (hva, huva, uva), aus der die zendiſche ăguha eine noch größere Entſtellung iſt. Alſo auch hier nur Grundzüge des Syſtems, bei denen unſicher bleibt, wie viel von dem Ganzen in der Sprache wirklich ausgefüllt war.

Fügen wir endlich hinzu, daß das Altperſiſche in

33) Zeitſchrift II. S. 175.

Digitized by Google

ſeiner kurzen einfachen Sätzen und ungeſchmücktem Style ganz das Gepräge einer alterthümlichen, noch für den Schmuck der Rede nicht empfänglich gemachten Sprache zeige, ſo haben wir das hervorgehoben, was hier zu ſagen war.

Das Verhältniß zum Sanſkrit läßt ſich mit Beſtimmtheit aus dieſen wenigen Elementen feſtſetzen; das Altperſiſche iſt eine nahe verwandte Schweſterſprache des Indiſchen, keine Mundart; es hat noch den Bau einer alten organiſchen von der Zeit nur theilweiſe angegriffenen indogermaniſchen Sprache; dabei zeigt es zugleich die deutlich ausgeprägten Eigenthümlichkeiten einer iraniſchen Mundart.

Viel ſchwieriger iſt das Verhältniß zum Zend zu beſtimmen. Bei dem Altperſiſchen iſt Örtlichkeit und Zeit beſtimmt, bei dem Zend beide noch zu ermitteln, und ein Verſuch, es hier zu thun, nicht an ſeiner Stelle; es ſei erlaubt, ſich auf einige weſentliche Punkte zu beſchränken. Daß das Zend einſt eine örtliche Sprache, eine im Munde eines Volkes lebende, keine erfundene, iſt ſicher; die Erfinder hätten alle Geſetze der vergleichenden Grammatik durch Ahnung voraus erkennen müſſen. Daß ſein Vaterland ein iraniſches Land war, iſt ebenſo ſicher; auf ein an Indien näher angrenzendes Land deutet nur eins hin, die Verwandlung von as am Ende in ô, wie theilweiſe im Sanſkrit, durchgängig im Pali und Prâkrit; doch ſpricht nichts gegen dieſes öſtlichere Vaterland. Man hat alſo am meiſten Grund, Oſtperſien, etwa Baktrien, als Heimath der Sprache zu betrachten. An grammatiſchem Alter ſteht das Zend gegen das Altperſiſche nicht zurück, und in Formen wie adât iſt es gegen dieſes im Vortheile und dem Urbilde getreuer; es kann ſolche Formen vom Altperſiſchen nicht geerbt haben. Dagegen zeigen die Epentheſen und die Contractionen ein ſehr aufgelockertes Vocalſyſtem, welches im Altperſiſchen noch feſt iſt; daher das Zend in ſeiner vorliegenden Form jünger ſein muß und jene älteren Verbalformen laſſen die Erklärung zu, entweder daß die perſiſche Sprache in einer ältern Form ſchon, noch vor den Achämeniden, als liturgiſche und religiöſe Sprache gebraucht worden war; ſo konnten ſich jene Formen im Zend aus jener älteren Liturgie erhalten, während ſie im Altperſiſchen der Inſchriften, in der Sprache des täglichen Lebens verſchwanden; oder jene Formen hatten ſich in der Heimath des Zends erhalten, während ſie in der Perſis ausgeſtorben waren, wie ja Strabo in den vier Hauptſprachen des alten Irans kleiner Verſchiedenheiten erwähnt; das Zend hätte ſie alſo aus ſeinem eigenen beſondern Vaterlande ſich erhalten; dann wäre es eine Nebenſprache des Altperſiſchen, eine Schweſter, keine Abkömmlingin. Und mit dieſer Anſicht läßt ſich wol das meiſte, was hier entſcheiden muß, ausgleichen. Die Sagen der Parſen laſſen die heiligen Schriften zum Theil nach Alexander verloren gehen und unter den erſten Saſſaniden wieder ſammeln; daher die Erſcheinungen im Zend, welche einer ſpätern Periode beizuſchreiben ſind; es war aber ſchon viel früher liturgiſche Sprache; daher die älteren Formen; es war dieſe liturgiſche Sprache auf die einer öſtlichen Provinz Perſiens urſprünglich, gegründet; daher zugleich das, was als dialektiſch vom Altperſiſchen verſchieden da iſt. Es iſt dieſes eine Vermuthung, welche wir zur Prüfung aufſtellen.

Es folgt auf die Periode der alten Sprache ein langer Zwiſchenraum der Fremdherrſchaft, von Alexander bis auf den erſten Saſſaniden (226 nach Chr. Geb.); lange genug, um allein die zerrüttete Geſtalt zu erklären, in welcher das Perſiſche ſpäter auftritt. Nach der Dynaſtie der Saſſaniden, von denen erſt ein ſpäterer, wie wir oben ſahen, der perſiſchen Sprache ſich angenommen haben ſoll, während ſeine Vorgänger das Pehlvi begünſtigten, folgt die neue Fremdherrſchaft der Araber; auch dieſe Periode dauerte lange genug, um allein jene Zerrüttung zu erklären. Die Stufen dieſes Verfalls des ältern Sprachbaues ſind ſchwer jetzt zu verfolgen, das Ergebniß liegt aber ſchon klar und vollſtändig bei dem Wiederaufleben der Sprache vor uns; Firduſi gibt uns hier einen ganz ſichern Maßſtab; der Bau der Sprache iſt bei ihm ſchon auf dieſelbe Einfachheit heruntergebracht, die wir nachher finden, der Wortſchatz iſt aber noch echt perſiſch und die wenigen arabiſchen Wörter, die aufgenommen worden ſind, ſtören nicht, da ſie wie urſprünglich perſiſche behandelt werden. Man könnte nun glauben, daß der Verluſt der grammatiſchen Formen vorzugsweiſe dem Umſtande zuzuſchreiben ſei, daß zwei Völker mit verſchiedener Sprache neben einander lebten; die Araber hätten ſich genöthigt geſehen, Perſiſch zu lernen, hätten zwar perſiſche Wörter gelernt, die perſiſchen grammatiſchen Formen aber nicht beachtet und dadurch eine Redeweiſe erzeugt, in welcher die Wörter als todte Laut-Individuen ohne Bewegung und Biegſamkeit gehandhabt wurden, wie etwa das Normänniſche einen ſehr auflöſenden Einfluß auf das Altſächſiſche gehabt und die Formen-Armuth der engliſchen Sprache wo nicht erzeugt, doch gewiß ſehr befördert hat. Doch rechtfertigen die wenigen Überreſte, welche wir aus der mittlern Sprachperiode zwiſchen dem Alt- und Neuperſiſchen beſitzen, kaum dieſe Anſicht. In die Zeit der Saſſaniden ſcheint das Pâzend zu gehören; ſo nennt Anquetil nach den Angaben der jetzigen Parſen ein Idiom, in dem einzelne kurze Texte, welche einigen Zendhandſchriften beigefügt ſind, abgefaßt worden[34]); den Namen erklärt er aus pâ, Fuß, und zend, als bedeutend: „vom Zend abgeleitet[35])"; es iſt vielleicht richtiger den Namen zu erklären, als das unter dem Zend ſtehende; denn es ſind darin Paraphraſen und Überſetzungen von Zendſtellen enthalten, und wenn Anquetil es ein corrumpirtes Zend nennt, ſo hat er darin Recht, daß es verkürzte und ihrer Flexion entkleidete Zendwörter ſind, die darin vorkommen. Es iſt alſo eine jüngere Form der Zendſprache, worin ſchon die Flexionen verſchwunden ſind oder nicht mehr verſtanden werden[36]), und worin längere Zendwörter große Zuſammenziehungen erlitten haben (wie Hôrmezda aus Ahuramazdâ). Das Idiom muß von den Anhängern des Zoroaſter's gebraucht worden ſein zu einer Zeit, als

34) Anquetil, Zendaveſta bei Kleuker I. S. XXV. 35) Ebend. II. S. 67. 36) z. B. âtî, von der erſten Perſon gebraucht. Einige Proben ſtehen in Burnouf, Yaçna. I. p. 296-306.

Digitized by Google

man das Zend ſelbſt nicht mehr geläufig verſtand. Burnouf, der gründlichſte Kenner dieſer Sprachen, hält es für eine in irgend einer iraniſchen Provinz zur Zeit der Saſſaniden wirklich vorkommende Sprache. Da auf dieſe Sprachgeſtaltung auf keinen Fall das Arabiſche einen zerſtörenden Einfluß ausgeübt haben kann, ſo darf es uns hier zum Beweiſe dienen, daß die Auflöſung des altperſiſchen Sprachorganismus viel eher dem natürlichen Verwelken einer durch regſamen literariſchen Gebrauch nicht geſchützten Sprache zuzuſchreiben ſei, als dem gewaltſamen Kampfe zweier widerſtrebender Idiome. Die Vernachläſſigung einheimiſcher Intereſſen unter den Seleuciden und Arſaciden möchte alſo ſchon die altperſiſche Grammatik haben hinſterben laſſen.

Ich habe oben die hiſtoriſchen Gründe angegeben, weshalb ich die Angabe bezweifle, daß das Pehlvi mit ſeinen Semitiſchen Elementen eine im eigentlichen Iran geſprochene Sprache geweſen ſein könne. Sprachlich kommt hinzu, daß die eigenthümlichen Affixe des Pehlvi keine Spuren in den neuperſiſchen Mundarten hinterlaſſen haben. Auf der andern Seite hat die erſte kritiſche Arbeit über das Pehlvi [37]) gezeigt, daß der iraniſche oder perſiſche Theil deſſelben öfters das Vorbild für die jetzige Geſtaltung perſiſcher Wörter uns darbiete; ſo z. B. fermûden, befehlen, fermâjem, ich befehle; derſelbe Wechſel findet ſich im Pehlvi [38]); die Bezeichnung des Dativs und Accuſativs im Perſiſchen durch râ wurzelt ihren Anfängen nach im Pehlvi (Müller S. 313); dieſe und andre Erſcheinungen beweiſen einen nähern Zuſammenhang des Neuperſiſchen mit dem Pehlvi, ſie betreffen weſentliche Eigenheiten der Sprache und können nicht zufällig ſein. Auf der andern Seite iſt es unmöglich, das Perſiſche aus dem Pehlvi abzuleiten. Hier drängt ſich folgende Anſicht auf. Das Pehlvi ſtellt uns in ſeinem reinperſiſchen Theile den Zuſtand der ältern perſiſchen Sprache dar, den bis gegen die Zeit der Saſſaniden ſich in den iraniſchen Ländern gebildet hatte; an der Semitiſchen Grenze vermiſchte ſich dieſer Theil mit Semitiſchen Elementen und ſo entſtand das Pehlvi; in den innern perſiſchen Ländern beſtand dieſer Sprachzuſtand des aufgelöſten Altperſiſchen ungemiſcht und aus ihm ging nachher die neuperſiſche Sprachform hervor, die uns ſpäter entgegentritt; ihr Abſtand von dem iraniſchen Beſtandtheile des Pehlvi iſt in grammatiſcher Beziehung kein ſehr großer, und dieſe Vermuthung ſcheint mir die ſprachlichen und hiſtoriſchen Bedingungen zu erfüllen, die an eine Erklärung des gegenſeitigen Verhältniſſes der verſchiedenen perſiſchen Sprachgeſtaltungen gemacht werden müſſen. Ein ziemlich gleichzeitiges Analogon der Sprachauflöſung eines noch öſtlichern perſiſchen Gebiets wäre nach dem obigen im Pazend enthalten und, wie dieſes, iſt uns das Pehlvi jetzt vorzugsweiſe nur als Vehikel für die Erläuterung der Zend-Schriften aufbewahrt.

Wenden wir uns jetzt zur jetzigen Sprache. Ich betrachte dieſe als in gerader Linie von der altperſiſchen durch die oben angegebenen Stufen der Umbildung abgeleitet; wer noch mit Wahl [39]) glauben will, daß das Altperſiſche ſich unverändert mit einziger Änderung des Alphabets erhalten habe, mit dem wäre für mich der Streit eitel. Daß bei der Erhebung der neuperſiſchen Sprache zum dichteriſchen Gebrauche von Firduſi und ſeinen Vorgängern die geſprochene Sprache der öſtlichen perſiſchen Länder zum Muſter genommen worden, mag, wie die perſiſchen Gelehrten behaupten, ſeine Richtigkeit haben; ich habe ſchon oben davon geſprochen. Doch kann ich nicht glauben, daß der Unterſchied der geſprochenen Sprache in den verſchiedenen Provinzen des Landes ein irgend weſentlicher geweſen ſei; das Parſi der Gueber-Schriften, welches nicht den öſtlichen Provinzen zugeſchrieben wird, und worin ältere Stücke als Firduſi erhalten ſind, zeigt durchaus keinen weſentlichen Unterſchied von Firduſi's Sprache, nur einzelne Wörter haben eine ältere, vollſtändigere Form [40]). Betrachten wir nun kurz die Sprache ſelbſt [41]).

Was nun zuerſt das **Lautſyſtem** betrifft, ſo hat die neuere Sprache in ihren Vocalen viel von der alten Feſtigkeit verloren und gar manche Wörter haben ohne ein ſicheres Princip ihre Vocale geändert; von einem Leben der Vocale, ſodaß ihre Bewegung mit zur Bezeichnung der Ableitung und Biegung diente, iſt keine Spur mehr; die Wechſel, die noch vorkommen, ſind nicht mehr verſtandene Überbleibſel der alten Zeit oder richten ſich nach ganz äußerlichen Bedingungen. Wenn der Infinitiv burden (tragen) den alten Vocal a gegen den Imperativ bar eingebüßt hat, oder fermûden (befehlen), gegen fermâ, ſo hat dieſer Wechſel kein ſicheres Princip oder ſeinen Grund in einem Geſetze der Wortbildung, ſondern der Labiale ruft in einem Falle das u hervor, in dem andern nicht. Die erſten Erſcheinungen ſolcher Conſonanten-Einwirkung kommen im Zend vor, ſind dort aber einem Geſetze unterworfen. Man ſieht ferner jetzt nicht mehr ein, wie kerden (machen) zu dem Imperativ kun ſich verhält, und ein Wort, wie ajin (Regel, eig. Bahn), ſteht verlaſſen und unerklärt da, wenn man nicht weiß, daß nach der Vocalbewegung der ältern Sprache es ganz

37) Die öfter angeführte Abhandlung von Müller. 38) S. 304.

39) Allgem. Geſch. der morgenländiſchen Sprachen. S. 295. Vergl. v. Hammer, Geſchichte der Redekünſte Perſiens. S. 3. 40) Beiſpiele finden ſich auch hiervon einige in der Abhandlung von Müller. 41) Ein Verzeichniß der Hilfsmittel zur Kenntniß der perſiſchen Sprache gibt Adelung's Mithridates I. S. 280. Ich erwähne hier nur folgende: Die Grammatik von Sir William Jones, erſchien zuerſt 1771, jetzt die 9. Ausgabe von Lee (London 1828). *Wilken*, institutiones ad fundamenta linguae Persicae (Lipsiae 1806), mit einer Chreſtomathie. *Lumsden*, A grammar of the Persian language (Calcutta 1810) 2 Vol. fol. (ſehr gelehrt und vollſtändig und beſonders nützlich, um die Behandlung der Sprache bei den einheimiſchen Gelehrten kennen zu lernen). *Vullers*, Institutiones linguae Persicae cum Sanscrita et Zendica lingua comparatae (Gissae 1840). Der Titel gibt die neue Richtung an. Außer den Wörterbüchern von Caſtellus und Meninski vorzüglich: *Richardson*, Persian, Arabic and English dictionary (Oxford 1777) 2 Bd. 4. 2. Ausgabe von Wilkins. 3. von Johnſton (London 1829), kleinere von Gladwin, 1780, von Rouſſeau (London 1801), von Barretto, 2 Vol. (Calcutta 1804).

regelmäßig aus der Wurzel i (gehen, ajana, Gang, im Sanſkrit) hervorgeht. Die Bedeutungsloſigkeit der Vocale zeigt aber deutlich das unſichere Schwanken ſo mancher Wörter, wie schinîden und schunûden (hören).

Sehen wir ab von den überflüſſigen Conſonanten, welche nur mit dem arabiſchen Alphabete eingewandert ſind und nur in arabiſchen Wörtern vorkommen, und betrachten wir blos die conſonantiſchen Laute der perſiſchen Sprache, ſo ſtimmt hier das Syſtem viel genauer zum ältern und zum Zend. Wir haben ein k, kh, g, gh, wie im Zend und Altperſiſchen; für das Zendiſche q, das altperſiſche uw ſteht khw, wobei aber das w in der Ausſprache ſchwindet; ferner k' (tsch) und g' (dsch), wie ehedem; das t und d haben aber kein th und dh neben ſich; die Labialen ſind die alten p, f, b; die Naſalen n und m und dazu, obwol ohne Zeichen dafür, ein gutturales und palatales n; auch hier ſind die eigenthümlichen Zend-Naſale nicht; zu j, r, v iſt ein l hinzugetreten, welches ſchon im Pehlvi vorkommt und der Periode des Übergangs der alten Sprache in die mittlere anzugehören ſcheint; ſtatt zweier iſt jedoch nur ein v da; ſtatt drei harter Sibilanten des Zends, wie des Sanſkrits ſind nur zwei da, wie im Altperſiſchen, s und sch; doch iſt der eine altperſiſche ein ç; dagegen haben ſich die beiden weichen Sibilanten der alten Sprachen erhalten, franzöſiſches z und j; endlich iſt auch das h da.

So ſehr oft einzelne Wörter ihre Geſtalt im Neuperſiſchen geändert haben, ſo iſt doch im Ganzen das Syſtem der Conſonanten-Verbindungen das alte geblieben, und die älteren Eigenthümlichkeiten, wodurch ſich die iraniſchen Sprachen vom Sanſkrit und den übrigen Verwandten unterſcheiden, gehören noch dem Neuperſiſchen an. Dieſes hier auszuführen, geſtatten die Grenzen dieſes Artikels nicht und wir wollen uns auf zwei Hauptbemerkungen beſchränken. Zuerſt dieſe, daß zwiſchen dem altperſiſchen und zendiſchen Conſonantenſyſtem und dem neuperſiſchen in Beziehung auf den gegenſeitigen Einfluß der Laute auf einander trotz der Ähnlichkeit im Ganzen doch auch Unterſchiede vorkommen; dieſe ſind aber Entwickelungen aus Keimen, die ſchon in der ältern Sprache liegen oder Degradirungen der Conſonanten, wie ſie jüngern Sprachen eigen ſind. Fermûden (befehlen), hat ſein f aus der alten Sprache (framâtâram, der Keilinſchriften), das alte t iſt aber auf d herabgeſetzt und ſo in allen Infinitiven auf den und Participien auf deh. Ich darf hier nur einzelnes anführen; s ſteht im Neuperſiſchen oft als weitere Umänderung für ein älteres th, welches nach den eigenthümlichen Adſpirationsgeſetzen der älteren Sprache aus einem urſprünglichen t entſtanden iſt. Sanſkrit tri (drei), im Zend thri, neuperſiſch sih; putra (Sohn), Zend puthra, neuperſiſch puser. Oder jenes th iſt auf ſchwaches h verdünnt: Sanſkrit mitra (Sonne, Freund), Zend mithra, neuperſiſch mihr, Sonne und Liebe. Wichtiger ſind mir aber zweitens ſolche Lautänderungen, die nicht durch das Zend vermittelt ſind und nur aus der geraden Abſtammung des neuern aus dem Altperſiſchen erklärt werden können. Derjâ (See, Fluß) im Neuperſiſchen hat in dem Altperſiſchen (darjahjâ, maritimus) dieſelbe Form, im Zend dagegen ein z, zarajañgh; dieſem d = z entſpricht im Sanſkrit ein h, auch wol g' [42]). Ein andres Beiſpiel ſcheint in dem Worte gaza zu liegen (Schatz, Schatzkammer, daher Name von Städten, wo die Perſer ſolche hatten), wenn Pasargada mit Schatzhaus der Perſer (pârçagada) richtig erklärt wird; hier iſt im Sanſkrit g' (gang'a). Das Neuperſiſche hat in dieſem Falle aus einer zendähnlichen Sprache die Form gang' angenommen. Eine ſolche Übereinſtimmung in ganz eigenthümlichen Lautveränderungen belehrt mehr über die Herkunft des Perſiſchen, als alle Nachrichten der modernen Schriftſteller, und es wäre ein hübſches Unternehmen, das Perſiſche in dieſer Beziehung einer eindringenden Unterſuchung zu unterwerfen.

Man hat die Regelmäßigkeit des Neuperſiſchen gelobt; man hätte Einfachheit ſagen ſollen; denn wo keine Bewegung ſtattfindet, läßt ſich keine Regel wahrnehmen, und an Flexionsloſigkeit iſt das Perſiſche auf eine Stufe mit dem Engliſchen heruntergebracht. Das Genus wird nicht unterſchieden, der Plural wird überall gleichförmig gebildet, nur haben lebendige Weſen eine andere Mehrheitsbezeichnung (ân), als lebloſe (hâ); beide Affixe ſcheinen aus ältern Bildungen erhalten zu ſein [43]). Die Declination der alten Sprachen iſt ganz verſchwunden und dafür iſt ein nothdürftiges Surrogat durch angefügte Partikeln gebildet. Im Dativ und Accuſativ wird entweder mar vorangeſetzt, ein noch unerklärtes Wort, oder râ angehängt; dieſes iſt eine andere Form des Wortes râh (Weg, das h iſt ſtumm) und die Bezeichnung heißt urſprünglich von Wegen, in Beziehung auf und ſtammt aus dem Pehlvi und Parſi [44]). Die Dichter verbinden wol beide jene Bezeichnungen, ſie werden aber auch öfters ausgelaſſen, zum Beweiſe, daß es keine wirklich organiſche Biegungen ſind. Ein im Genitiv ſtehendes Wort wird mit ſeinem vorhergehenden regens durch ein i verbunden (asp-i-puser, Pferd des Sohnes); ein i verbindet auch ein nachſtehendes Attribut mit dem vorhergehenden Nomen und iſt nicht von der Genitiv-Bezeichnung verſchieden; ich halte es für das alte Relativ ja. Hierauf beſchränkt ſich alle Declination auch bei dem Adjectiv und Pronomen.

Das Adjectiv hat den urſprünglichen Comparativ auf ter ſich gerettet; der daraus hervorgegangene Superlativ auf terîn iſt ein Erzeugniß des Perſiſchen.

Eine ebenſo große Einfachheit zeigt das Verbum; jedoch ſind hier mehr Überbleibſel des alten Organismus durchſchimmernd, als bei der Declination, obwol die meiſten Tempora, wie in den romaniſchen und neuern teutſchen Sprachen, durch Hilfsverba und Participia gebildet werden; einige auch durch angefügte Partikeln. Jedes Verbum erſcheint in zwei Hauptformen, deren eine im

---

42) Andere Beiſpiele ſind dieſe, wofür wir die altperſiſchen Belege noch nicht haben: dest (Hand), Zend. zasta, Skt. hasta; dil (Herz), Skt. hrid, Zd. zared-aêm; dânisten (kennen, wiſſen), Skt. g'ânâmi, g'ânimas, ich, wir kennen; Zd. dschnâta, er kennt. 43) ſ. darüber Bopp, vergleichende Grammatik. S. 279. 44) Müller, a. a. O. S. 312.

Infinitiv, die zweite im ſogenannten Aoriſt enthalten iſt. Der Infinitiv hat die ſanſkritiſche Form noch aufbewahrt, ſetzt aber auch hier in beſtimmten Fällen d für t (den, ten, Sanſkrit tum); hiermit hängt ein Particip der Vergangenheit auf teh oder deh zuſammen, aus dem ta der Sanſkrits, Zends und Altperſiſchen entſtanden. Aus dieſem Particip gehen zwei Präterita hervor, indem ihm das Verbum Subſtantivum entweder beigefügt oder damit zuſammengezogen wird, nach Abwerfung des ſtummen h am Ende (fermûdah am und fermûdam[45]).

Die zweite Hauptform, der Aoriſt, ſtimmt in ſeiner Geſtaltung der Wurzel ganz mit dem Imperativ überein, deſſen zweite Perſon Singularis dieſe ohne Belaſtung mit einer Endung zeigt und deshalb für die Wurzel ſelbſt ausgegeben wird, was ſie nicht ſein kann. Die Endungen des Aoriſts ſind ganz dieſelben, wie die des contrahirten Präteritums, alſo wie die Perſonen des Präſens des Verbum ſubſtantivum (am, î, ad, Plural êm, êd, and), nur die dritte Perſon weicht ab; in dem Verbum ſubſtantivum lautet ſie ast. Es wird daher zweifelhaft, ob bei dem Aoriſt die Perſonalendungen auch aus dem angehängten Hilfsverbum zu erklären ſind; die dritte Perſon Singularis kann nur aus der alten Endung ati, at hergeleitet werden, und in der erſten und zweiten Perſon des Plurals iſt die Vermittelung der Formen des Verbum ſubſtantivum wie des Aoriſts mit den alten Endungen dieſer Perſonen in Beziehung auf das den Perſonalbuchſtaben m und d vorhergehende ê noch dunkel[46]); die Perſonalbuchſtaben ſelbſt ſind deutlich aus der alten Sprache erhalten. Von andern Endungen iſt nur die dritte Perſon Singularis eines alten Conjunctivs noch übrig, welcher dem älteſten Sanſkrit und Zend angehört (âd, z. B. kunâd, faciat; im Sanſkrit âti, ât, der ſogenannte Let). Mit der Form des Aoriſts ſtimmt endlich das Participium des Präſens überein, deſſen andeh das alte ant deutlich enthält, dabei aber auch eine Verkürzung in ân und â zuläßt.

Wie durch Hinzufügung von Partikeln und durch die Verbindung des Participiums der Vergangenheit mit den Hilfsverben, die übrigen Tempora, ſowie das ganze Paſſiv entſteht, kann hier nicht dargelegt werden. Das Futurum wird aus dem Hilfsverbum wollen und dem verkürzten Infinitiv zuſammengeſetzt; ein einziger Überreſt des ältern Futurum iſt in einer zweiten Form des Aoriſts oder Imperativs des Hilfsverbums übrig: bâschem, bâschi etc., das Sanſkritiſche bhavischjâmi zeigt die Urform[47]).

Der Wechſel der Form des Verbums zwiſchen dem Infinitiv und dem Aoriſt iſt merkwürdig, weil er ebenfalls auf älteren Bildungsprincipien beruht und nur aus dieſen zu erklären iſt. Es ſind darin zuerſt Überbleibſel der Claſſen des Sanſkrit- und Zendverbums enthalten, wie ſie dem Präſens und den damit verwandten Zeiten eigen ſind: da in dieſen Formen die Wurzel meiſt mit Zuſätzen beſchwert iſt, und der neuperſiſche Aoriſt ſich auf die Präſens-Imperativform der alten Sprachen gründet, kann er eben nicht die Wurzel des Verbums enthalten. Kerden, facere zeigt zunächſt demnach die Wurzel (ker, Sanſkrit kri = kar, altperſiſch kar-ta), während der Aoriſt kunam u. ſ. w. das er in u verwandelt hat (ſo ſchon altperſiſch in â-kun-us) und den Zuſatz eines n hat, welches dem nu der urſprünglichen fünften (indiſchen) Claſſe angehört (krinôti, krinutê im Sanſkrit, kerenoiti im Zend). Dieſe Claſſenbuchſtaben haben ſich oft dem ganzen neuperſiſchen Verbum zugetheilt; ſo erzeugt schunû, höre, einen Infinitiv schunûden, schunaviden (Sanſkrit çrinu Imperativ, çrôtum Infinitiv, çru Wurzel). Dann gründet ſich dieſer Wechſel auf ältere Lautgeſetze, welche den perſiſchen Sprachen eigen ſind; band, binde, ſtellt die Sanskritwurzel bandh dar, der Infinitiv basten und das Particip basteh erklären ſich aus dem Geſetz, daß im Altperſiſch ein Dentaler vor einem andern ein Sibilant wird.

In Beziehung auf dieſe Überreſte älterer Bildung erwartet das perſiſche Verbum eine eindringlichere Unterſuchung. Wir haben hier genug geſagt, um zu zeigen, daß die jetzigen, ſo einfach ſcheinenden Formen der Sprache nichts ſeien, als Verſtümmelung und Vereinfachung aus dem kunſtvollen Organismus der älteren Sprache, dieſen vorausſetzen und nur aus ihm erklärt werden können.

Von den Ableitungsformen der älteren Sprachen hat das Neuperſiſche noch Manches ſich gerettet, und in der Fähigkeit der Bildung zuſammengeſetzter Wörter kann ſie ſich der teutſchen und griechiſchen noch immer zur Seite ſtellen; es iſt dieſes auch ein Erbſtück aus der älteſten Stammverwandtſchaft.

Erſcheint nun auch dem hiſtoriſchen Betrachter die jetzige perſiſche Sprache als eine Ruine aus dem höhern Alterthum, als eine an Formen arme und auf das unentbehrliche beſchränkte Geſtaltung menſchlicher Redeweiſe, ſo ſoll auf der andern Seite nicht verkannt werden, daß ihr aus dieſer Verſtümmelung auch einige Vortheile erwachſen ſind. Sie eignet ſich durch die große Einfachheit ihres grammatiſchen Syſtems, wie die engliſche, ganz beſonders zu einer Sprache des Verkehrs, die leicht von Fremden zu erwerben iſt; der Mangel an Formen ſchließt kühne Wendungen der Satzbildung aus, nicht aber die Fähigkeit, ſich klar, gefällig und gewandt auszudrücken, und hierin hat die Sprache große Vorzüge; die Abſchleifung der Formen pflegt dem Wohllaute förderlich zu ſein und iſt es auch bei dem Perſiſchen geweſen; zu der weibiſchen Weichheit des Prâkrits iſt es nicht herabgeſunken. Als eine ſolche einfache, klare und liebliche Sprache erſcheint es namentlich bei Firduſi, von andern Dichtern, die ihm kurz vorhergingen oder gleichzeitig waren, ſind uns die Originale noch nicht mitgetheilt. Die Sprache iſt hier noch rein; denn die arabiſchen Wörter ſind nur in geringer Anzahl aufgenommen, und da ſie noch durchgängig der perſiſchen Grammatik in ihrer Behandlung unterworfen werden, wirken ſie weder ſtörend auf die Sprache ſelbſt, noch auf den Eindruck bei dem Leſer. Es iſt dieſes die eigentliche Blüthezeit der Sprache.

45) Nur die dritte Perſon Sing. des zweiten Präteritums hat das verb. substant. nicht (fermûd), weshalb man es aus dem Infinitiv ableitet, was hiſtoriſch gewiß falſch iſt. 46) Das Präſens vom Verb. Subſtant. lautet im Zend: ahmi, ahi, asti, pl. mahi, sta, henti. Die Endungen eines Verbums erſter Claſſe: âmi, ahi, ati (aiti), pl. âmahi, atha (ata) anti (enti). 47) *Vullers* p. 124.

Digitized by Google

Doch dieſe dauerte nicht lange; ich rede hier von der Sprache allein, nicht von der Literatur. Nachdem die Perſer Muhammedaner geworden, wurde die gelehrte Bildung nothwendig an das Studium der arabiſchen Sprache geknüpft; der Koran war Quelle des Glaubens und Wiſſens geworden. Für religiöſe Begriffe mußten arabiſche Ausdrücke gewählt werden; was von ſolchen früher im Perſiſchen vorhanden war, gehörte dem religiöſen Syſtem der jetzt verhaßten und verachteten Feueranbeter. Für die Wiſſenſchaften hatten aber die Araber ſich ſchon eine vollſtändige Terminologie ausgebildet und ſobald die Perſer anfingen, über wiſſenſchaftliche Gegenſtände zu ſchreiben, lag es ihnen nahe und war bequem, die arabiſche Terminologie anzuwenden. Das Arabiſche war aber weiter die würdevollere und die geheiligte Sprache in der Vorſtellung der Perſer geworden, und ſo fingen auch die Dichter an, nicht blos arabiſche Wörter für ſolche Begriffe zu gebrauchen, für die keine perſiſchen Bezeichnungen vorhanden waren, ſondern der Gebrauch der arabiſchen Wörter begann, als Schmuck des perſiſchen Verſes zu gelten. So thaten es von den ausgezeichneten perſiſchen Dichtern ſchon Anvari († 1152) und Nizami († 1180). ebenſo Sa'di († 1291) und der noch ſpätere Hafiz († 1389); noch freier ſtreut der letzte der wirklich ausgezeichneten perſiſchen Dichter Dſchami († 1492) dieſen Schmuck arabiſcher Rede über ſeinen Styl aus.

Je aufgelöſter der Organismus einer Sprache geworden, deſto leichter wird ſie fremden Wörtern Zutritt geben; hat ſie keine ſynthetiſche Declination und Conjugation mehr, macht es keine Schwierigkeit, das fremde Wort trotz ſeiner Fremdartigkeit durch die angehängten Partikeln und Hilfsverba zu flectiren; hat ſie das Gefühl für die Ableitung der Wörter verloren, ſtört ſie nicht mehr ein Wort nach der Ableitungsweiſe einer ganz verſchiedenen Sprache. Organiſche und kräftig blühende Sprachen nöthigen dem fremden Worte dagegen ihre eigene Biegungsweiſe auf und machen dadurch das Fremde zu etwas beinahe Einheimiſchem. Nur in ihrem Verfalle laſſen das Griechiſche und Lateiniſche fremde Wörter unverſchleiert zu, und wenn wir zur Zeit des dreißigjährigen Krieges franzöſiſche, lateiniſche und andere Fremdwörter in der ihren Stammſprachen eigenen Form zuließen, ſo haben wir längſt dieſe Sünde gut gemacht. Perſiſche Proſaiker und vielfach auch die ſpätern Dichter gehen aber noch einen Schritt weiter; ſie laſſen nicht nur eine Menge einzelner arabiſcher Wörter in ganz arabiſcher Form zu, ſondern ſie miſchen ganze Sätze ein, die vollſtändig nach arabiſcher Grammatik conſtruirt ſind, worin kein einziges Element perſiſcher Redeweiſe vorhanden iſt. So würdevoll, kräftig und geeignet nun das Arabiſche an und für ſich iſt, es iſt klar, daß, ſobald nicht die ganze perſiſche Nation ebenſo geläufig Arabiſch, wie Perſiſch ſpricht, eine ſolche Literatur nicht eine volksthümliche genannt werden kann, und dieſe perſiſche Schreibweiſe ſtellt jedem unbefangenen Betrachter ein ſeltenes Beiſpiel von Verleugnung eigener Nationalität dar, und von Mangel an Kraft, ſich der aufdrängenden fremden, wo nicht zu entledigen, doch ſie ſich unterzuordnen.

Wer die politiſche Schwäche des jetzigen perſiſchen Reichs, die zahlreiche Einwanderung fremder Stämme und die moraliſche Entnervung des Volks bedenkt, wird nicht erwarten, daß in dieſer Beziehung ſich das Bedürfniß einer nationalen Sprachreinigung ſo bald einſtelle.

Ich bin mir ſehr wohl bewußt, in dieſem Artikel viele Ketzereien gegen öſters vorgetragene und noch geltende Anſichten mancher Orientaliſten aufgeſtellt zu haben; da ich es einmal mit ihnen verdorben habe, trage ich kein Bedenken gegen noch eine Anſicht über perſiſche Sprache Einſprache zu thun. Es iſt dieſes die Anſicht, daß das Perſiſche in einer ganz beſonders nahen Verwandtſchaft mit dem Teutſchen ſtehe. Ein bekannter Ausſpruch Leibnitz'ens hat dieſe bei manchen zu einer ſtehenden Behauptung gemacht[48]). Der große Denker hat ſich vorſichtiger ausgedrückt, als man ihn gewöhnlich verſteht; man kann allerdings perſiſche Sätze zuſammenſetzen, in denen jedes Wort ſich als ein ebenfalls im Teutſchen vorhandenes nachweiſen ließe, doch würden ſich Verſchiedenheiten genug einſtellen, um das Verſtändniß ſolcher Sätze zu einem bloßen Errathen zu machen. Wer überlegt, daß ohne Übung der Schweizer nicht den Weſtfalen verſteht, wird glauben, daß ein unvorbereiteter teutſcher Leſer ſolche perſiſche Sätze nur ſchlecht verſtehen würde; in perſiſchen Büchern würde man vergebens ſich nach ſolchen umſehen. Wäre der Ausſpruch Leibnitz'ens, wie er oft verſtanden worden, wahr, bewieſe er offenbar zu viel: die Perſer ſprächen dann teutſch, oder die Teutſchen Perſiſch. Wenn man ſolche künſtlich gebildete Sätze als Beweiſe der nahen Sprachverwandtſchaft will gelten laſſen, mache ich mich anheiſchig, ebenſo viel beweiſende Sanskritiſche, griechiſche und lateiniſche Sätze zu liefern.

Es iſt billig zu verwundern, daß Adelung um dieſe vermeintliche innigſte Verwandtſchaft beider Sprachen zu erklären, zur Vermuthung einer gothiſchen Vermiſchung mit den Perſern ſeine Zuflucht nahm[49]). Mit dem Gothiſchen hätte ſich Leibnitz gewiß gehütet, eine ſolche Verwandtſchaft des Perſiſchen zu behaupten, von dieſen Gothen in Perſien weiß keine Geſchichte etwas, eine Vermiſchung bringt auch keine urſprüngliche Verwandtſchaft der Sprachen hervor. Und dann die Beweiſe, die Adelung für dieſe Verwandtſchaft beibringt! Der teutſche Comparativ endige auf er, der perſiſche auf ter; der teutſche Infinitiv auf en, der perſiſche auf ten! Als ob nicht grade dieſe beiden Formen auf ganz verſchiedene der älteren Stammſprachen ſich gründeten; doch ſeit Jacob Grimm unter uns gelehrt hat, wäre es wenig großmüthig, über Adelung's Unwiſſenheit teutſcher Sprachgeſchichte herzufallen.

Da das Neuperſiſche ſo ſicher vom Altperſiſchen nur eine verſtümmelte Geſtaltung iſt, als das jetzige Teutſch von der älteſten teutſchen Sprache, da die Perſer und Teutſchen, ſeitdem ſie einmal in ihren Gauen ſich feſtgeſetzt, gar keine unmittelbaren Berührungen mit einander gehabt haben, ſo kann vernünftiger Weiſe die Behauptung

48) Otium Hanoveranum. p. 152. Integri versus Persice scribi possunt, quos Germanus intelligat. 49) Mithridates, I. S. 278.

Digitized by Google

einer innigern Verwandtſchaft beider Sprachen nur den Sinn haben, daß ſie ſchon urſprünglich vorhanden war und ſich aus der älteren Sprachgemeinſchaft auf die jetzige Zeit fortgeerbt habe. Sonſt wäre ſie im Laufe des Sprachverfalls entſtanden, alſo ein rein zufälliges Zuſammentreffen; und auf ein ſolches zufälliges Zuſammentreffen in der ſich parallellaufenden Verkürzung der älteren Sprachformen beſchränkt ſich in der That, was in der perſiſchen und teutſchen Sprache eine beſondere Verwandtſchaft zu ſein ſcheint; ich ſage ſcheint, denn das Nähere dieſer Berührung iſt in der That ſtets nur ſcheinbar und nur aus einſeitiger Betrachtungsweiſe behauptet worden. Name heißt perſiſch nâm; wenn wir aber den Namen ſagen, iſt die Ähnlichkeit mit dem lateiniſchen nomen und dem ſanſkritiſchen nâman größer, als mit dem Perſiſchen. Das Altperſiſche ſagte ohnehin auch nâman. Für den Kenner der alten Sprachen indogermaniſcher Familie braucht die Behauptung keinen Beweis, daß die innigſten Berührungen des Altperſiſchen mit dem Sanſkrit beſtehen, daß es aber zugleich in einzelnen Eigenthümlichkeiten zum Griechiſchen ſich hinüberneigt (z. B. in der fuga sibili im Anfange der Wörter) und daß die nähern Berührungen mit dem Altteutſchen und Gothiſchen nicht größer ſind, als die mit irgend einer der übrigen verwandten Sprachen.

So trügeriſch nun alſo dieſe nähere Verwandtſchaft des Teutſchen mit dem Perſiſchen auch iſt, ſo iſt doch darauf vorzüglich die Ableitung der teutſchen Stämme zunächſt aus perſiſchen Ländern gegründet worden. Die urſprünglichen Teutſchen mögen dort einſt zu Hauſe geweſen ſein, nur ſollte man nicht dieſe Beweiſe gebrauchen. v. Hammer hat dieſe Ableitung beſonders geltend machen wollen, er findet den Namen Germaniens in Karmanien wieder und hat dazu ein noch näheres Dschermania in Khuwarezm entdeckt[50]). Ich habe einen eifrigen Vertheidiger der Identität der Gallier und Teutſchen gekannt, der Abends fußſtampfend am Rheine auf- und abging und Cäſar's Commentarien in die Fluthen zu ſchleudern drohete, weil ſie dieſer Meinung nicht ſehr günſtig waren. Dem zweiten Capitel von Tacitus' Germania muß v. Hammer ein viel härteres Loos wünſchen. Zwar hat er zum fernern Beweiſe ein Tauſend gleich ſein ſollender teutſcher und perſiſcher Wörter zuſammengeſtellt[51]); wenn von wiſſenſchaftlicher Behandlung der Frage die Rede ſein ſoll, habe ich freilich mit dieſem Verzeichniſſe nichts zu ſchaffen; ſonſt wäre ich geneigt zuzugeben, daß die wiener Speiſezettel nicht ſowol Teutſch als Perſiſch abgefaßt wären.

Zum Schluſſe einige kurze Worte über die perſiſche Schrift, auch ihre Geſchichte hat drei Epochen. Unter den Achämeniden und höchſt wahrſcheinlich unter den frühern mediſchen Königen wurde die einfachſte Gattung der Keilſchrift zur Aufzeichnung des Perſiſchen gebraucht. Daneben wurde wahrſcheinlich für die Bedürfniſſe des gewöhnlichen Lebens neben jener monumentalen Schrift ein ſemitiſches Alphabet gebraucht[52]); wenigſtens beſtätigen die Erſcheinungen der zweiten Periode dieſe Vermuthung. In ihr treten in den iraniſchen Ländern verſchiedene unter ſich verwandte Alphabete auf, welche alle auf einen ſyriſchen Urſprung zurückzugehen ſcheinen[53]). Zuerſt unter den baktriſchen Königen das Alphabet, welches auf ihren Münzen erſcheint, von den indoſkythiſchen Königen beibehalten und auch auf Monumenten gebraucht wurde; dieſes Alphabet, welches örtlich an den indiſchen Grenzen vorkommt, kann dorthin nur aus dem Weſten gekommen ſein und ſetzt einen frühern Gebrauch in den weſtiraniſchen Ländern voraus. Aus derſelben Quelle fließen die Alphabete, welche in den eigentlich perſiſchen Ländern in dieſer Zeit vorkommen, das Pehlvi-Alphabet der Saſſanidiſchen Inſchriften, das Pehlvi-Alphabet der Parſenbücher, endlich das Zend-Alphabet; dieſes letztere iſt ſehr geſchickt den Bedürfniſſen einer nicht-ſemitiſchen Sprache angepaßt.

In der dritten Muhammedaniſchen Periode iſt auch das arabiſche Alphabet für das Perſiſche angenommen worden, für die darin fehlenden Laute des Perſiſchen nahm man die Zeichen für die zunächſt verwandten Laute des Arabiſchen und unterſchied ſo p, k' (tsch), g und (franzöſiſches) j von b, g' (dsch) k und z; die dem Arabiſchen eigenthümlichen Lautzeichen mußten beibehalten werden, da man zwar in der Ausſprache, nicht aber in der Schrift arabiſche Wörter mit dieſen Lauten änderte. Die Nichtbezeichnung der kurzen Vocale iſt mit Angewöhnung an das arabiſche Alphabet zugleich angenommen worden; ſie iſt im Arabiſchen zu rechtfertigen aus der Beweglichkeit des Vocals, den die grammatiſche Kenntniß mit Sicherheit zu ergänzen befähigt; im Perſiſchen, wo der Vocal nicht dieſelbe Art von Beweglichkeit in derſelben Wurzel hat und die Grammatik nicht die richtige Vocalbezeichnung lehren kann, iſt ſie allerdings ein Mangel. So iſt auch dieſes einer, daß ê und ô nicht anders als î und û geſchrieben werden.

Die jetzt gebräuchliche Form arabiſcher Schrift, die auch von den Perſern gebraucht wird, heißt bekanntlich Neskhi; doch ſchreiben die Perſer gewöhnlich dieſe Schrift curſiver und in „hängenden" Zeilen, weshalb ſie bei ihnen Ta'lik genannt wird; Nesta'lik hält die Mitte zwiſchen beiden; in Briefen wird die Schrift ſehr flüchtig und undeutlich geſchrieben und erhält daher den Namen Schikasteh, oder gebrochen. (*Lassen.*)

D) Perſiſche Literatur.

Verſtändigen wir uns gleich von vorn herein über den Kreis der Literatur Perſiens, von dem hier allein die Rede ſein kann, ſo ſtellt ſich von ſelbſt heraus, daß die ältere Literatur d. h. die ausgeſchloſſen bleiben muß, welche über die Zeit der Eroberung Perſiens durch die Araber hinausreicht. Jene gehört den beſondern Artikeln Zend, Pazend, Pehlwi, Deri und Parsi an. Letzteres, als rein perſiſcher Dialekt, der ſich unter dem Namen des Deri als Hofſprache bis

50) Wiener Jahrbücher. IX, 34. Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens. S. 157. 51) Wiener Jahrbücher XLIX, Anzeigeblatt S. 13 fg.

52) Nach *Gesenius*, monumenta phoenic. I. p. 74. 53) Zur Geſchichte der Griechiſchen, ꝛc. Könige. S. 158.

zur Unterwerfung des perſiſchen Reichs unter arabiſche Herrſchaft erhalten hatte, während das Pehlwi in die nordweſtlichen Provinzen des Reichs verwieſen war, bildet den Anknüpfungspunkt an die neuere Periode, die mit der politiſchen und religiöſen Umwälzung im 7. Jahrh. ihren Anfang nimmt. Der Zendaveſta und ſeine Schrift und Sprache haben ihre eigene Geſchichte, wie die Quellen der Zoroaſter-Religion und dieſe ſelbſt, und was die Tradition neben ihr dem Namen nach und in wenig Bruchſtücken aufbewahrt hat in Originalen oder in Überſetzungen, wie die Fabeln Bidpai's oder das „Buch der ewigen Weisheit" (جاودان خرد vgl. *Hadschi Chalf.* Lex. Encycl. et Bibliogr. II, 581. n. 3993), das auf den Altkönig Huſchenk zurückgeführt wird, iſt als jener frühern Periode überdies Gegenſtand beſonderer Artikel, ſowie auch, was Inſchriften, Denk- und andere Münzen der Nachwelt als altperſiſche Denkmäler aufbewahrt haben. Endlich gehört es nicht hierher, von den andern in Altperſien herrſchend geweſenen Mundarten, deren uns in einer kurzen Skizze über die perſiſche Literatur überhaupt, und zum Theil über die Orte, wo die einzelnen Mundarten geſprochen wurden, Hadſchi Chalfa (I. p. 68—70) und Bernhard von Jeniſch (de fatis linguarum orient. XLVIII sq.) mehre nennt, Genaueres anzugeben; das verweiſen wir in die Paläographie oder in die Geſchichte der Sprache und Schrift.

Die Periode der perſiſchen Literatur alſo, von der hier allein die Rede ſein kann, und die mit dem oben bezeichneten Zeitpunkte beginnt, hat ihr beſonderes leicht zu erkennendes Abzeichen in der Beimiſchung des Arabiſchen, welches die Eroberer nebſt dem Koran und ſeiner Glaubenslehre zugleich mit ins Land brachten. Hatten die Eroberungszüge Alexander's des Großen der altperſiſchen Wiſſenſchaft und ihren Hütern, den Mobeden, weſentlichen Eintrag gethan, ſo ſcheint auch der arabiſche Eroberer Sa'd Ibn Abi Waqqâs, der Feldherr des ſtarren, unerbittlichen Omar, auf Befehl ſeines Herrſchers ſtrenges Gericht über alle Träger der altperſiſchen Literatur und Wiſſenſchaft, lebendige und lebloſe, gehalten zu haben. Die Folgen eines ſolchen Verfahrens laſſen ſich wenigſtens nicht verkennen; die erſten Jahrhunderte nach der Verpflanzung des Islams auf perſiſchen Boden ſtellen keine Zeugen wiſſenſchaftlicher Cultur in Wort und Schrift auf, einzelne Winke vielmehr laſſen vermuthen — und die Folgezeit bis auf den heutigen Tag bewährt die Anſicht —, daß die zur Flucht gezwungenen und aus ihrem Vaterlande auswandernden Gelehrten ihre heilige Schrift und deren religiöſe Denkmäler in die transoxaniſchen Länder und vorzüglich nach Baktrien hinüber retteten. Doch wie ſo oft finden wir auch hier die Bemerkung beſtätigt, daß der rohere Sieger die erſten Keime ſeiner geiſtigen Entwickelung von den gebildetern Beſiegten entlehnt, und wenigſtens geſchehen laſſen muß, daß der fremde Geiſt ſich ſeine Bahn in die neuen Schöpfungen der Zeit und der Geſchichte bricht, und dieſe ſelbſt der ſtolzeſte Sieger anzuerkennen genöthigt iſt. Die Muhammedaniſchen Schriftſteller (z. B. Hadſchi Ch. I, 97 fg.) leugnen auch gar nicht, daß die erſten Beförderer der Wiſſenſchaft in dem neugegründeten Reiche des Islams Perſer waren. Die Regeln der Grammatik, die Geſetzes- und Vernunftwiſſenſchaften, die dem Koran und der Sunna entlehnten Doctrinen, die durch den ſchaffenden Genius der Perſer ſyſtematiſch geordnet in den Kreis des Muhammedaniſchen Wiſſens eintraten, mit einem Worte, Alles, was der Koran und die Vernunft jenen Völkern für wiſſenſchaftliche Behandlung zugeſtand, erhielt Urſprung und erſte Ausbildung durch perſiſche, dem Islam gewonnene, Gelehrte. Die Frage über die Urſache dieſer Erſcheinung löſt ſich in der einfachen Betrachtung des Charakters und der Lebensweiſe der beiden ſich begegnenden Völker. Der nomadiſirende Araber, in den erſten Jahrhunderten die weſentliche Stütze und der Kern arabiſcher Größe, vereinte ſein Wiſſen in der ungeſchwächten Kraft des Gedächtniſſes, und die unſtete Lebensweiſe hinderte ihn keineswegs, ſeinen enthuſiaſtiſchen Religionseifer überall, wo er hinkam, mitzunehmen, unbekümmert um Schreibkunſt und Syſtem, ließ ihn aber auch, als ruhige Betrachtung und die Sorge um die Erhaltung der Religion, der Tradition und der Reinheit der Sprache ſich in der Alles umſtürzenden Zeit geltend machte, unfähig erſcheinen in Anwendung der Mittel, durch die er ſeinem Gedächtniſſe zu Hilfe zu eilen durch ſich ſelbſt und ſeinen Zuſtand gedrängt wurde. Da trat ihm der Perſer durch das ſtädtiſche Leben, an welches er und ſeine Vorfahren gewöhnt waren, mit ſeiner Wiſſensliebe und dem ordnenden Geiſte entgegen, der längſt geübt an Speculation alsbald die Geſetze des Wortes und des Gedankens im Koran und deſſen Sprache auffand, zuſammenſtellte und ſchriftlich ausarbeitete. Der Perſer, rein im Dienſte des herrſchenden Volkes, ſeiner Religion und ſeiner Sprache thätig, vertrat unausbleiblich einer heimiſchen Nationalliteratur für dieſe erſte Periode des Schaffens den Weg, und da von nun an alles Wiſſen von arabiſcher Vorſtellungsweiſe, bedingt durch den arabiſch geſchriebenen Koran und die arabiſche Sprache überhaupt, ausging, dieſelbe aber neue Begriffe und Sprachterminologie im Sinne des Arabers zur unabweisbaren Bedingung machte, verleugnete der Perſer ſeine Mutterſprache und huldigte der fremden, deren Kenntniß ihm nothwendiges Element ſeiner politiſchen und wiſſenſchaftlichen Exiſtenz war. Er ſchrieb über arabiſche Sprache, Theologie und Rechtswiſſenſchaft arabiſch, und nur die philoſophiſche Speculation ſcheint da und dort mehr oder weniger ſich freier in Schrift und Ausdruck bewegt zu haben, obwol auf die Sprache und Ausdrucksweiſe des Korans baſirt, eine rein neuperſiſch gehaltene philoſophiſche Literatur nicht mehr zu denken war. Hierdurch iſt zugleich der Sprachcharakter der neuern perſiſchen Literatur angedeutet. Er konnte ſich des arabiſchen Einfluſſes nicht entſchlagen, und als ſpäter im eigenen Vaterlande ſelbſtändige Wiſſenſchaft auftauchte, war Gedanke und Wort ſo vielfach arabiſirt, daß eine ſprachlich reine Literatur in Perſien in das Reich der Unmöglichkeit gehört. Natürlich mußte ſich das neuaufgenommene Arabiſche der perſiſchen Form, Biegung und Conſtruction bequemen, aber immer war der Einfluß des fremden Elements ſo groß, daß heutzutage Nie man

Digitized by Google

das Perſiſche gründlich erlernen kann, der nicht auch arabiſch verſteht, und in dem Verſtändniß dieſer Sprache ſich mit einiger Leichtigkeit bewegt.

Suchen wir nun weiter die Gebiete auf, in denen ſich die neuperſiſche Literatur am freieſten und ſelbſtändigſten erging, ſo ſind es unſtreitig die ſchönen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, die den übrigen den Rang ſtreitig machen. Der Geiſt des Volkes und die Lieblichkeit ſeiner Sprache eignet ſich auch ganz vorzüglich durch die einfache, jedoch des größten Schmucks fähige Ausdrucksweiſe für dieſe Darſtellung, und wurde durch Ausbildung der verſchiedenartigſten Zweige der heimiſchen Literatur eine unerſchöpfliche Quelle für die Vorliebe des herrſchenden Arabers zur Poeſie und Erzählung. Jedoch hing mit dieſem Auftreten der neuern perſiſchen Literatur die veränderte politiſche Lage des Volkes zuſammen, und der Zeitpunkt, wo dieſe eintrat, läßt ſich ziemlich genau bezeichnen. Bis auf Mamún, den zweiten Sohn Harun El-Reſchid's, der von 198 (beg. 1. Sept. 813) bis 218 (beg. 27. Jan. 833) auf dem Throne von Bagdad ſaß, waren alle Hoffnungen Perſiens unvorausſichtlich; mit dieſem Herrſcher aber, der früher ſelbſt Statthalter in Choraſan geweſen und von dort aus mit ſeinem Bruder Emin den Kampf beſtanden und durch perſiſche Truppen obgeſiegt hatte, auch deshalb dieſem Lande ſeine Vorliebe nie verleugnete, machte ſich ein unberechenbarer Umſturz in allen Verhältniſſen des neuen Reiches bemerkbar, indem Parteienkampf das große Khalifat zum erſten Male umdrohte und zu zerreißen begann. Dazu geſellte ſich der beſondere günſtige Umſtand, daß alsbald einheimiſche Statthalter Perſien befehligten, und bei der immer größern Erſchütterung des Thrones von Bagdad Gründer von beſondern ſelbſtändigen Dynaſtien wurden. Schon zu Mamún's Zeit ſchickte man den Verwandten gegen den Verwandten in den Kampf, wenn der eine oder der andere Mächtige auf Befehl des Khalifen nicht entſagen wollte. So der aus niederem Stande entſproſſene Jaqúb Ben Leith, der Sohn eines Gelbgießers — (صفّار Saffár), daher ſein Stamm die Dynaſtie der Saffariden genannt —, dann Räuber und zuletzt Heerführer, dem es nicht ſchwer wurde, von 255 (beg. 20. Dec. 868) an, zuerſt Siſtán ſein Vaterland, alsdann das herrliche Choraſan, Kerman, die eigentliche Provinz Perſien und Chuſiſtan zu erobern und Niſabur zu ſeiner Hauptſtadt zu machen, alsbald auch Taberiſtan und Maſanderan demſelben Geſchick zu unterwerfen. Ihm folgte 265 (beg. 3. Sept. 878) ſein Bruder Amru, der vom Tatarenhäuptling Ismail, dem Sohne Ahmed's, dem Samaniden, auf Geheiß des Khalifen 285 (beg. 28. Jan. 898) verdrängt und nach 23jähriger Herrſchaft in Bagdad hingerichtet ward. Die Dynaſtien der Samaniden und Buiden oder Dilemiten theilten hierauf hundert Jahre hindurch die Herrſchaft der perſiſchen Provinzen mit einigen ſchwachen Prinzen der Saffariden. Die Buiden ſtiegen am höchſten, bis die Gasnewiden von 976 bis 1039 ihre Gewalt beſchränkten.

Unter dem dritten der Samaniden, dem Enkel Ismail's und Sohne Ahmed's, Naſr, der in Bochara friedlich ſeine Regierung beſchloß, ſehen wir den erſten perſiſchen Dichter Abu'lhaſan Rudegi, den Blindgeborenen, zu ſolcher Ehre und Reichthum durch die Gunſt ſeines Fürſten erhoben werden, daß ihn nicht weniger als zweihundert Sklaven bedienten. Leider aber ſind von ſeinen der Sage nach in hundert Bänden (Heften?) geſammelten Gedichten (1,300,000 Diſtichen) und von ſeiner metriſchen Überſetzung der Fabeln Bidpai's nur wenige Bruchſtücke in den Werken ſpäterer Biographen erhalten worden. Neben ihm ſang unter den Samaniden wol noch mancher Dichter, nur nicht mit gleicher Fülle und Anerkennung. Die Dilemiten zählten unter ihren Fürſten den 366 (beg. 30. Aug. 976) auf den Thron gelangten und 403 (beg. 23. Juli 1012) verſtorbenen Schems-elmeáli Qabús (قابوس), der ſeinem Bruder Bitún (بيتون) folgte und ein Sohn des Weſchmegir (وشملير) war. Ihn nennt Hadſchi Chalfa als Verfaſſer eines Buches, betitelt: „Die Vollkommenheit dee Beredſamkeit" (كمال البلاغة), was eine Rhetorik zu ſein ſcheint, während von ſeinen Gedichten nichts erhalten worden iſt. Wie er ſelbſt Gelehrte freigebig unterſtützte, ſchrieb, um ihn zu verewigen, ſein Enkel Keikawus das von Diez (Berlin 1811) überſetzte ethiſche Werk, betitelt: „Das Buch des Qabús" (Qabús-námeh), voll Weisheitsſprüche dieſes vielgeprüften Regenten. Von nun an und vielleicht ſchon früher ſcheinen mehre der kleinen perſiſchen Statthalter ihre Hofdichter gehabt zu haben, indem Biographen und nach ihnen von Hammer (Geſch. der ſchönen Redek. Perſ. S. 42 fg.) mehre derſelben nennen. In größerem Maßſtabe aber ſtellte ſich dieſe Gewohnheit am Hofe der Gasnewiden heraus. Der zweite derſelben, Mahmúd, ſoll nicht weniger als vierhundert Dichter um ſich verſammelt gehabt haben, unter denen wir Namen aufgezeichnet finden, die fähig waren, den Glanz ſeines Hofes zu verewigen. Er ſelbſt geſtand die Krone der Dichtkunſt dem Anſári (geſt. 431, beg. 23. Sept. 1039) zu, den er zum Dichterkönig und Schiedsrichter über alle ihm vorzulegende Gedichte erhob. Von dieſem wurde nebſt andern größern und kleinern Gedichten das älteſte romantiſche Wamiq und Asra, das von Hammer-Purgſtall, weil das Original bis jetzt verloren, nach einer türkiſchen Überſetzung teutſch herausgegeben hat, geſungen, und ſeine Gedichtſammlung ſoll 30,000 Diſtichen des verſchiedenſten Inhalts, unter ihnen natürlich viele Qaſiden zum Lobe der Gasnewiden gezählt haben. Ein anderer Dichter und Zögling des genannten iſt Ferruchi, der, abgeſehen von ſeinen Lob- und andern Gedichten, zuerſt die Geſetze der perſiſchen Metrik und Poetik in dem beſondern Werke „der Dolmetſch der Wohlredenheit" begründete und durch ſeine Schreibweiſe auch die Proſa fördern half. Mahmúd war es übrigens auch, der aus Liebe zur Literatur und auch wol aus perſönlichem Ehrgeize die poetiſche Abfaſſung eines Heldenbuches (Schah-námeh), in welchem nach dem proſaiſchen Bastan-námeh die Geſchichte der frühern perſiſchen Herrſcher bis auf ſeine Zeit geſchildert werden ſollte, von meh-

ren ſeiner Dichter verlangte. Die meiſten entſchuldigten ſich das Rieſenwerk zu beginnen, Daqiqi hatte es unter dem Samaniden Manſûr I. zwanzig Jahre früher nur zu tauſend Verſen gebracht, die noch jetzt den Anfang des geprieſenen Schah-nâmeh bilden, das ſo lange im Morgen- und im Abendlande ſeinen Ruhm behaupten wird, als einiges Intereſſe an perſiſcher Sprache im eigenen Vaterlande und außerhalb deſſelben wach bleiben wird. Firdûſi, der dreißig Jahre ſeines Lebens dieſer Arbeit widmete, aus Tus gebürtig und oft der größte Epiker des Morgenlandes genannt (ſ. Firdusi), erhielt für jedes Diſtichon einer zuerſt gefertigten Epiſode einen Dukaten, ſpäter, nachdem er vier Jahre in Gasna und vier Jahre in Tus gearbeitet, und bei dem Sultan aus Neid als Ketzer verſchrieen worden, für 60,000 Doppelverſe nur ebenſo viele Silberſtücke. Eine Satyre auf den Sultan nöthigte ihn zur Flucht, worauf er die letzten Tage ſeines Lebens in Tus in ſtiller Abgeſchiedenheit zubrachte. Von ſeinem Epos, das in keinem der vorhandenen Exemplare obige Zahl Verſe vollſtändig enthält, ſind zwei Bände in der pariſer Collection Orientale von Mohl erſchienen. Es gilt daſſelbe als die einzige einheimiſche Geſchichtsquelle des alten Perſiens. Wäre neben Firdûſi am Hofe Mahmûd's noch irgend ein vergleichbarer Dichter zu nennen, ſo müßte Eſedi, ſein Landsmann aus Tus, hervorgehoben werden.

Den Herrſchern von Gasna folgten die mächtigen Seldſchuken-Sultane von Choraſan und andern angrenzenden Ländern. Am Hofe des Melikſchah (reg. von 465, beg. 17. Sept. 1072, bis 485, beg. 12. Febr. 1092) ſah man den großen Dichter Emir Moiſſi, den Dichterfürſten, der für viele ſpätere Nachahmer als Muſter in der Qaſide daſteht, ſowie unter Melikſchah's zweitem Sohne, Gijâth-ed-din Muhammed, Abu'lmeſâchir Râſi (aus Rei) vorzüglich als Räthſeldichter vor den übrigen an jenem Hofe befindlichen Dichtern geachtet ward. Noch unter Melikſchah ſelbſt machte der Unglaube und die Freigeiſterei des Omar Ben Ibrahim Chijam aus Niſabur den myſtiſchen und frömmelnden Dichtern, deren es jetzt ſchon mehre gab, viel böſes Blut.

So war denn von nun an Dichtern und Gelehrten, deren Sprache mehr oder weniger die rein perſiſche war, Anſehen und Achtung geſichert. Alle folgenden Dynaſtien rechneten es nach dem Vorgange früherer zum Prunk ihres Hofes, von Freunden und Pflegern der Poeſie und Wiſſenſchaft umgeben zu ſein, und ſicher war die Zeit der Seldſchukiden die, wo die Fürſten Geſang und Verskunſt am freigebigſten belohnten. So vererbte dieſer Zuſtand auf die Atabeken; nur ſtellte ſich, wie in unſerer lyriſchen Periode des 17. Jahrh., heraus, daß die Dichter zum großen Theile zu flachen Lobhudlern herabſanken, deren Preisgeſang keine Grenzen fand. Dagegen ſah ſich der dritte Sohn Melikſchah's, Sindſchar, vom größten Panegyriker Perſiens, Auhad-ed-din Enweri, dem die Satyre nicht fremd war, beſungen. Seine Studien hatte dieſer in Tus gemacht, und ſtarb zu Balch 547 (beg. 8. April 1152). Ihm zur Seite ſteht Senaji als der beſte unter den älteſten myſtiſchen Dichtern, der in dieſem Sinne nicht weniger als 30,000 Diſtichen zuſammenſchrieb, und durch ſeinen „Ziergarten" (حديقة) Ordensdichter der Sufi ward (vgl. Hadſchi Ch. III. S. 40. Nr. 4452). Er dichtete zuerſt in Gasna, begab ſich ſpäter nach Choraſan und ſtarb 525 (beg. 4. Dec. 1130, nach den Tabellen des Hadſchi Ch. 576). Gleich groß im romantiſchen Epos folgt dieſem der geprieſene Niſâmi oder Niſâm-ed-din aus Gendſch (كنجوى), deſſen Chosru und Schirin, und Medſchnûn und Leila nebſt dem „Alexanderbuch" (اسكندر نامه) auch dem Abendlande durch Überſetzungen bekannt ſind. Sein „Fünfer" (خمسة Hadſchi Ch. III. S. 176. Nr. 4803) d. i. die Sammlung von fünf ſeiner berühmteſten romantiſchen Gedichte, unter denen er für Chosru und Schirin allein vom Seldſchukiden Kiſilarslan vierzehn Grundſtücke als Geſchenk erhielt, wurde der Vorläufer von mehren ſpätern Sammlungen ähnlicher Art. Sein hinterlaſſener Diwan wird auf 20,000 Verſe geſchätzt, und ſein Grab zu Gendſche (كنجه), wo er unter Togrul's, des Arslan Sohne, Regierung 576 (beg. 23. Oct. 1199) ſtarb, gilt als Wallfahrtsort. Reſchid Watwât (die Schwalbe, وطواط), der vollwichtigſte Geſetzgeber der perſiſchen Metrik, tritt uns als der Überſetzer der hundert Sprüche Ali's entgegen, die wir zuletzt in einer Ausgabe Profeſſor Fleiſcher's erhalten haben. Dem Chowaresmſchah Etſis diente er vorzüglich als Panegyriker und ſtarb, 97 Jahre alt, in Chowaresm 578 (beg. 7. Mai 1182). Athir-ed-din Acheſtegi (aus Acheſte in Fergâna) pries Kiſilarslan und ſpäter den Atabeken Ildigis, und wird gern in dem Bunde der großen Dichter ſeiner Zeit, unter ihnen Chaqâni, der gelehrteſte genannt. Dieſer lebte am Hofe des Fürſten von Schirwan, Chaqân Menudſchehr (منوجهر), von dem er ſeinen Dichternamen erhielt, während er eigentlich Afdhal-ed-din Haqâïqi hieß. Später verweilte er am Hofe Arslan's und ſtarb in Tebris 582 (beg. 24. März 1186). Er zeichnete ſich als Gaſelendichter aus und liebte poetiſchen Wettſtreit; nur iſt ſeine Lyrik um der vielfachen gelehrten Anſpielungen willen nicht leicht zu verſtehen. Das ſotadiſche Gedicht Elfije und Schelfije (Hadſchi Ch. I. S. 419. Nr. 1153), voll von obſcönen Liebesgeſchichten, veranlaßt uns auch, des Dichters Esreqi (ازرقى) aus Herat am Hofe des Seldſchukiden und Neffen Togrul's, Tuganſchah zu gedenken, der ſeinen alten abgelebten Herrn dadurch wieder auffriſchen wollte. Wir kennen nur die Geſchichte des Buches, nicht das Buch ſelbſt. Die Qaſide fand einen ihrer größten Meiſter in Sahir (ظهير) Farjâbi, der der Hofdichter des Atabeken Moſaffer-ed-din Muhammed und Kiſilarslan's, des Sohnes des Atabeken Ildigis in Iraq und Aſerbeidſchan war. Früher lebte er in Niſabur am Hofe Tuganſchah's II., Sandſchar's Nachfolger, der ſeine Herrſchaft den Chowaresmſchahen abtreten mußte, und in Isfahan. Auch er zog in ſeinem Alter die Einſamkeit vor und ſtarb in Tebris 598 (beg. 1. Oct. 1281). Als Panegyriker, wie En-

Digitized by Google

weri und Chaqáni, mußte er dieſen beiden nach den Ausſprüchen morgenländiſcher Kunſtrichter den Vorzug einräumen. Doch iſt bei Allen die Gewandtheit zu bewundern, mit der ſie aus dem Schatz ihres Wiſſens immer den gleichen Gegenſtänden ihres Lobes neue Seiten abzugewinnen wußten. Trotz der überladenen reichen Bilderſprache beſiegt endlich immer die Lieblichkeit und das zum Theil treffende Colorit der Sprache den zeitweiligen Überdruß an ihren Poeſien.

Unſerm Sinne fremdartig durch allegoriſche Sprache und Inhalt ſind die myſtiſchen Gedichte, die die Beſchaulichkeit des Lebens und das Einwohnen Gottes in dem Menſchen unter den verſchiedenartigſten Bildern, jedes in ſeiner Weiſe, zu veranſchaulichen ſuchen. Dieſe morgenländiſche Moral, die vorzüglich bei den Perſern zu Hauſe iſt, fand die größten Dichter unter den Sufis oder Theoſophen. Der Grund liegt vor. In Perſien, dem Lande der Dichtkunſt, wucherte die Phantaſie nach allen Richtungen hin, und das Einkehren des frommen Herzens in ſich fand bald ſeine heilige Sprache und ſchilderte die Selbſtverleugnung des Menſchen, um die ewigen Wahrheiten zu finden, in unmittelbarer, durch dumpfes Hinbrüten möglich gedachten Anſchauung Gottes in ſeiner Einheit und Größe. Der Menſch müſſe ſich in ſeiner Menſchheit auflöſen, und in ſeiner ekſtatiſchen Erwartung das höchſte Weſen von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen durch die innern Bilder in dem geiſtigen Auge. Die Lehre der Sufi findet ſich daher nirgends vollſtändiger durchgeführt, als bei den Perſern, und die Sprache dieſer Myſtiker, ſich ſtützend auf die Worte des Korans, hat durch Ausbildung mächtigen Einfluß auf die arabiſche und türkiſche Poeſie dieſer Gattung geübt. Die Bruchſtücke, die aus dieſen Dichtern durch Überſetzungen bis jetzt allgemein zugänglich gemacht worden ſind, laſſen nur wenig noch von der Ausbildung dieſer Geheimnißlehre erkennen, der reiche Inhalt dieſer Werke jedoch ſich aus den Überſchriften der Capitel ahnen, wie ſie z. B. von Hammer-Purgſtall in den „Handſchriften (arabiſche, perſiſche, türkiſche, Wien, Gerold 1840)“ von S. 427 bis 515 gewährt. Außerdem findet ſich in Mahmud Schebiſteri's „Roſenflor des Geheimniſſes“ (perſ. und teutſch herausgegeben von Hammer-Purgſtall. Peſth und Leipzig. In Commiſſion bei Hartleben 1838) in der Vorrede III. die Überſicht der über die Lehre der Sufi herausgegebenen Schriften zugleich mit der Bemerkung, daß ein aus den Quellen gearbeitetes Syſtem darüber noch fehle. Dieſes Vorwort gibt überdies mannichfache Belehrung über das Weſen der Myſtik, und das Gedicht ſelbſt ſtellt ein artiges Zeugniß dieſer Lichtlehre auf, die aber hier eingedenk des Korans und der Überlieferung lange nicht den höchſten Grad ihrer oft als unorthodox verſchrieenen Selbſtändigkeit verräth.

War auch jetzt, wo Dſchingiſchan mit ſeinen mongoliſchen Horden ganz Aſien zu überſchwemmen drohte und einen großen Theil wirklich überſchwemmte, in der rohen Eroberungsſucht dieſes unwiſſenden Barbaren nichts weniger als eine Beförderung der Wiſſenſchaft und Belohnung des ſtrebenden Dichters und Gelehrten zu erwarten, wol aber Vernichtung der vorhandenen Denkmäler, die der Geiſt bereits geſchaffen, zu befürchten, die auch wirklich grade da, wo der Sitz perſiſcher Wiſſenſchaft und ausgezeichneter Gelehrſamkeit, in Samarkand und Bochara zu ſuchen, erfolgte, ſo ſehen wir dennoch dieſelbe blühen und ſich durch Flucht ſchützend retten. Nicht mehr jenſeit und diesſeit des Orus, alſo in den öſtlichſten und ſüdlichſten Ländern Perſiens mochte ſie und konnte ſie jetzt gedeihen, ſondern ſie wich in das eigentliche Perſien und Vorderaſien zurück, nach Schiras und Iconium zu den Atabeken Perſiens und den Seldſchukiden Rums.

Hatte der oben erwähnte Dichter die Reihe der berühmtern Myſtiker eröffnet, ſo kommt uns in der erſten Hälfte des 13. Jahrh. Ferid-ed-din Attár (in der Nähe von Niſabur 613, beg. 20. April 1216, geboren) entgegen, ausgerüſtet mit den entſchiedenſten Gaben ſeiner Wiſſenſchaft und der nöthigen Begeiſterung für ſeine beſchauliche Lehre, deren Sprache er wie ſein großer Vorgänger ſo ſehr myſtificirt, daß kein Wort in ſeinen vielen Werken in ſeiner ſinnlichen Bedeutung, vielmehr alle im myſtiſchen Sinne zu nehmen ſind, daher ſelbſt Perſer, Araber und Türken in der Folgezeit bemüht ſein mußten, die Terminologie derſelben in eigenen Werken zu verſtändlichen, ohne deren Studium das Eindringen in jene für uns unmöglich werden müßte. Nicht alle Dichter und Schriftſteller konnten in dieſe Geheimlehre von der Einheit Gottes gleich tief eingeweiht werden und ſein, daher unter ihnen eine Stufenfolge der einzelnen Claſſen und deren techniſche Sprache ausgebildet ward.

Attár (عطّار), d. i. der Gewürzhändler, was er von Hauſe aus war, fand in ſeinem über 100 Jahre dauernden Leben, von dem er einen bedeutenden Theil in klöſterlicher Einſamkeit aſketiſch verbrachte, Zeit, ſich zu einem vollendeten Sufi auszubilden. Sein ganzes Thun und Treiben löſte ſich im Umgange mit myſtiſchen Schriften und Scheichen und andern frommen Männern der Lichtlehre auf. Ihm war es vergönnt, nach ſeinem Wunſche über 400 aſketiſche Schriften — welch ein Reichthum dieſer Literatur ſchon in damaliger Zeit — zu ſtudiren, 40,000 Diſtichen, abgeſehen von ſeinen Doppelreimen, zu verfaſſen, und die berühmteſte und vollſtändigſte aller „Biographien der Heiligen“ bis zu ſeiner Zeit (ſ. Hadſch. Ch. II. S. 258. Nr. 2797 تذكرة الاولياء und Pendnámeh XXXIX sq.) während 70 voller Jahre zuſammenzutragen und daneben eine Menge anderer Werke in dem Sinne ſeiner Wiſſenſchaft zu ſchreiben, deren Verzeichniß die Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens (S. 140—141) enthält. Er fiel als Märtyrer unter den Streichen eines rohen Mongolen in der Zeit zwiſchen 627 (beg. 20. Nov. 1229) und 632 (beg. 26. Sept. 1234), ein ehrenwerther Träger ſeines Ordenskleides bis an das Ende ſeiner Tage. Das „Buch des Rathes“ (پند نامه) von de Sacy 1829 herausgegeben, dient den Freunden dieſer Wiſſenſchaft als Leitfaden zur Beurtheilung ſeiner Darſtellungsweiſe und der Lehre ſelbſt.

Wie bei andern Myſtikern iſt die Allegorie durch die Sprache der Thiere auch bei Attár erleichtert und ermöglicht, und in ſeiner „Sprache der Vögel" (منطق الطير) findet ſich derſelbe Ausweg am vollendetſten durchgeführt. (Vgl. eine der myſtiſchen Glanzſtellen, nicht nur Attár's, ſondern aller orientaliſchen myſtiſchen Poeſie in der Geſch. der ſchönen Redekünſte Perſiens S. 153). Noch glänzender im Dreigeſtirn der perſiſchen Myſtiker ſtrahlt Dſchelál-ed-din Rumi, der als Gründer des verbreitetſten und noch jetzt größten Ordens der myſtiſchen Mönche (die Derwiſche Mewlewi مولوى) dieſen in ſeinem doppelt gereimten Lehrgedicht (مثنوى) über das beſchauliche Leben zugleich die Regeln ihres Lebens, des myſtiſchen Wirbeltanzes und der Muſik (vgl. Geſch. der ſch. Redek. S. 196) gab und dadurch das Orakel der Myſtik im Orient ward. Ihn betrachtet man als den eingeweihleſten Verkündiger der göttlichen Geheimniſſe, weil er der höchſten religiöſen Begeiſterung fähig, tiefer in die Lichtlehre eindrang, als es irgend einem Dichter vor oder nach ihm gelang. Man leſe die Schilderung des Weſens ſeiner Poeſie bei Hammer (a. a. O. S. 164, und vgl. die dort gegebenen Auszüge), um zu ſehen, in welchem Grade es ihm möglich war, ſich alles Irdiſchen zu entäußern und allein dem Himmliſchen ſeinen Sinn zuzuwenden. Dewletſchah ſagt in der Hammer'ſchen Überſetzung (a. a. O. S. 164): „Sein reines Herz iſt ein Magazin göttlicher Geheimniſſe, und ſein ausſtrömendes Gemüth der Abſteigeort des unendlichen Lichts. Seine Anſchauungsweiſe führt die Durſtigen im Thale des betrachlenden Lebens zum labenden Quell der Erkenntniß, und ſeine Leitung führt die in der Wüſte der Unwiſſenheit Verirrten in die Gärten des wahren Wiſſens. Er erklärt die Geheimniſſe des Weges der Einheit, und enthüllt die Myſterien des Pfades der ewigen Wahrheit:

Wenn das ſchäumende Meer hoch auffſteigt Wogen an Wogen,
Wirft es auf's Geſtad' Perlen an Perlen heraus."

In Balch geboren, reiſte er mit ſeinem Vater Behá-ed-din vom Hofe des Chowaresmſchahes Muhammed über Niſabur nach Mekka und durch Syrien nach Kleinaſien, wo der Sohn dem Vater in ſeinem Lehramte unter dem Seldſchukiden Alá-ed-din folgte 631 (beg. 7. Oct. 1233), und ſich bald — ſo groß war ſein Lehrertalent — von 400 Schülern umgeben ſah. Mit wenig Unterbrechungen lebte er bis 661 (beg. 15. Nov. 1262) in Konia in innigſter Verbindung mit dem Scheich Schems-ed-din Tebriſi, den er aufrichtigſt verehrte. Außer ſeinem doppeltgereimten Gedichte, welches in der myſtiſchen Poeſie wurde, was das Schah-námeh in der epiſchen, ſchrieb er eine Menge lyriſcher Gedichte, die den Schülern der Alleinslehre der wahre Coder ihrer Heiligungsregeln ſind. Es ſind von ihm zwei ſolcher Sammlungen vorhanden, und da man den vorzüglichen Theil der Vorſchriften daraus zuſammenſtellte, erhielt man ein Brevier für die Derwiſche, das noch heute alle Religionsübungen derſelben beherrſcht.

Durch dieſe und andere Myſtiker, denen wir wenigſtens theilweiſe den Auhadi aus Meraga (ſtarb zu Isfahan 697: beg. 19. Oct. 1297, nach Hadſchi Chalfa 738: beg. 30. Juli 1337, am Hofe des Mongolenfürſten Gaſánchan, und iſt Verfaſſer des Bechers des Dſchemſchid's جام وجم II. S. 498. Nr. 3856) beizählen können, in der Sprache jedoch Miſchling, indem der allegoriſche Ausdruck fortdauernd in ſeinen Gedichten mit dem ſinnlichen wechſelt, wurden andere Dichlungsgaltungen in dieſem Jahrhunderte nichls weniger als ausgeſchloſſen. Die Panegyriker fanden ununterbrochen Aufmunterung in der Belohnung ihrer Fürſten, die einen Theil ihres Ruhms auf dieſem Wege allein zu erlangen hofften. Die Schahe von Chowaresm ernannten fortdauernd Dichterkönige, wie deren einer, Scheref-ed-din Seferdeh (zu Anfange des ſiebenten Jahrh.) ſeine Nebenbuhler übertraf. Von einzelnen derſelben wurden Diwane geſammelt, ſo von Athir-ed-din Omani aus Hamadan, dem Schüler des Aſtronomen und Staalsmannes Naſir-ed-din Tuſi. Selbſt die Mongolenfürſten, nachdem ſie mehr Geſittung angenommen, gewöhnten ſich an den Gebrauch, Lobredner und Dichter um ſich zu ſehen. Wir vergeſſen aber alle dieſe Männer über dem Schlußſtein dieſer Periode, dem Scheich Moslih-ed-din Sadi aus Schiras, dem eigentlichen Heros der Didaktiker oder Moral-Dichter, der auch gleichzeitig Lyriker war. Sein „Roſengarten" (كلستان) und ſein „Fruchlgarten" (بستان), durch Veröffentlichung der Originale und Überſetzungen längſt bekannt, haben einen beſondern Reiz in der lieblichen Einfachheit ihrer Erzählungen, denen Denkſprüche in Proſa und Verſen beigemiſcht ſind, die uns Sadi, der von den Kreuzrittern gefangen, den Franken früher betraut wurde, immer und immer wieder ins Gedächtniß zurückrufen. Seine Weisheit iſt eine gereiſte, denn er ſchrieb nach vielfacher Erfahrung in einem Alter von 60 Jahren, und ſeine deshalb ruhigere Phantaſie vermählte ſich um ſo leichter mit der abendländiſchen. Er ſtarb über 100 Jahre alt 691 (beg. 24. Dec. 1291) und liegt in Schiras begraben. Sadi, ſo genannt vom Atabek Sa'd Ben Senki (زنكى) beſang dieſen und ſeinen Sohn Abu Bekr in einer Menge Qaſiden, die nebſt Gaſelen, vierzeiligen Strophen und andern Gedichtsgatlungen ſeinen in Calcutta gedruckten Diwan füllen. Sie bilden mit mehren moraliſchen und ſotadiſchen Erzählungen und den obengenannten beiden Schriften ſeine Geſammtwerke (كليات). Durch ihn war ein neuer Zweig der poetiſchen Schriftſtellerei eröffnet; er der erſte, blieb in ihm der erſte dem Range und der Zeit nach, obwol dem folgenden Jahrh. glückliche Nachahmer nicht abgeleugnet werden können. Perſien hatte jetzt zu ſeinen Herrſchern die Mongolenfürſten, unter denen Hulaguchan und Gaſan als Stellvertreler des Großkhans durch Beförderung der Wiſſenſchaften und der Dichtkunſt ſich einen Namen erworben haben. Die myſtiſche Poeſie unterhielt Seid Nimelallah aus Kuhiſtan, Ibrahim Ben Schehriar aus Hamadan, gewöhnlich Iráqi genannt, der früher in Indien in der Stadt Multan lebte, in Syrien 709 (beg. 11. Juni

Digitized by Google

1309) 82 Jahre alt zu Salihtje ſtarb, und Verfaſſer der „Ausſtrahlungen" (لمعات) iſt, Seid Hoſeini, geſtorben zu Herat 729 (beg. 5. Nov. 1328), der Verfaſſer von 30 in Proſa und Verſen geſchriebenen myſtiſchen größeren und kleineren Schriften, Ahmed Ben Muhammed Ben Ahmed, gewöhnlich Biabanki genannt, der in Kaswin und Bagdad bis zu ſeinem Tode 763 (beg. 31. Oct. 1361) der beſchaulichen Frömmigkeit lebte, Gedſchedſch Tebriſi und Chodſchu Kermáni, der außer Humai und Humajun auch einen Diwan von 20,000 Diſtichen herausgab und 742 (beg. 17. Juni 1341) ſtarb — die *moraliſch-didaktiſche* Lutfallah aus Niſabur, der viel zum Lobe der Propheten und Imame ſang und unter Timur 816 (beg. 3. April 1413) ſtarb, Emir Haſan aus Dehli, Mewlana Haſan aus Gáſchán, der Verfaſſer heiliger Lobgedichte, Mewlana Dſchelál-ed-din der Arzt (geſtorben 734, beg. 12. Sept. 1333), Verfaſſer des Gedichtes „die Roſe und das Neujahrsfeſt" (كل ونوروز), Mewlana Naſir, und vorzüglich der Emir Mahmúd Ben Jemin Ferjumendi, der ſeine Gedichtſammlung die *Bruchſtücke* betitelte und zu Anfange des 14. Jahrh. blühte, Moin-ed-din Dſchoweini, der ſich Sadi's Schriften zum Muſter nehmend, das Nigáriſtán (نكارستان) oder die „Bildergalerie" in Proſa und Verſen herausgab, und 735 (beg. 1. Sept. 1334) ſie dem Sultan Abu'lſaid Behadurchán widmete. Unter den *Romantikern* ragt Emir Choſru Dehlewi (aus Dehli oder Delhi in Indien) hervor, der aus Turkeſtan zur Zeit Dſchingischán's ſich nach Indien geflüchtet hatte, und noch heute als der größte der dort aufgetretenen perſiſchen Dichter verehrt wird. Sein „Fünfer" (vgl. Hadſch. Ch. III. S. 174. Nr. 4797) umfaßt von der Million Verſen, die er gedichtet haben will, allein gegen 40,000, und ſpielt oft in's Gebiet der Myſtik hinüber. Er ſelbſt gab ſeiner Gedichtſammlung die Anordnung nach den vier Altern, in denen er ſie geſchrieben (vgl. a. a. O. III. S. 278, Nr. 5406), und ſtarb 725 (beg. 18. Dec. 1324) zu Dehli. Einen hohen Ruhm in der *romantiſchen* Poeſie erlangte noch der Sohn des früher erwähnten Myſtikers Attár, Muhammed Ben Ahmed Attár durch ſein مهر ومشترى d. h. „Die Sonne und Jupiter," welches Gedicht 5120 Diſtichen enthält und im J. 778 (beg. 21. Mai 1376) vollendet wurde. Auch die *heitere*, freilich auch bisweilen ſchmutzige Muſe erhielt ihre Huldigungen durch Niſári (نزارى) d. i. der Magere oder der Sekte der Niſári zugehörig aus Kuhiſtan, deſſen Spotte ſelbſt die Myſtiker verfielen, und durch Obeid Sakáni, der viele Poſſen dichtete, den Scherz ſehr liebte, aber oft ausartete. Aus Sakan bei Kaswin gebürtig, lebte er vorzüglich in Schirás und war ein Zeitgenoſſe des Selmáni.

Zum höchſten Schwunge, in der laufenden Periode nicht nur, ſondern überhaupt in Perſien, erhob ſich die *lyriſche* Poeſie. Schems-ed-din Tabſi zu Herat, der ſchon genannte Choſru Dehlewi, der aus Verachlung der Welt ſpäter einen Theil ſeiner Lobgedichte vertilgte, Moſaffer Herewi, der den Sultan Moiſſ-ed-din Kurt in der erſten Hälfte des 14. Jahrh. beſang, Fachr-ed-din Binakili der Geſchichtſchreiber und Dichter des Abu Said Chán, der ſeinen Hof von vielen Dichtern umringt ſah, Chodſcha Abdallah Waſſáſ, der noch größere Hiſtoriker und Rhetoriker, gradezu der „Lobredner der Majeſtät" (وصّاف الحضرة) d. i. des Sultans Abu'lſaid, eines Nachkommen des Dſchingischán, genannt, deſſen wir ſpäter noch ein Mal gedenken werden, Jdn Naſúh, der Panegyriker des Veziers Gijáth-ed-din Muhammed Ben Reſchid, Kemál Chodſchendi, der Zeitgenoſſe des Haſis, der größtentheils zu Tebris lebte und den Sultan Oweis Dſcheláir beſang, was auch Selmán Sáwedſchi d. i. der aus Saweh (ساوه) that. Auch ihn hatte das Schickſal aus ſeinem Vaterlande verſchlagen, und wie er einer der größten Panegyriker ſeiner Zeit am Hofe des Oweis zu Bagdad Ruhm erntete, blühte der größte von allen, ſein Zeitgenoſſe Haſis zu Schiras am Hofe der Familie Moſaffer. In dieſer Stadt geboren, blieb er der Panegyriker dieſes Hauſes bis zu ſeinem Tode 791 (beg. 31. Dec. 1388), das mit ihm erloſch. Dieſer berühmteſte aller *erotiſchen* Lyriker, obwol Derwiſch, und weil er den ganzen Koran auswendig wußte, Haſis genannt (er hieß eigentlich Schems-ed-din Muhammed), ſang von nichts als Wein und Liebe mit ſolcher Begeiſterung, Kraft und Fülle, daß er die widerſprechendſten Urtheile erfahren mußte. Die Einen erklärten ihn für einen Freigeiſt, wollten ihm das ehrliche Begräbniß entziehen und das Leſen ſeines Diwan verbieten, was beides mislang, die Andern ſahen in ſeiner begeiſterten Liebe nicht die ſinnliche irdiſche, ſondern die göttliche geheimnißvolle und nannten den Dichter deshalb die „Zunge des Geheimniſſes" (لسان الغيب). Sicher war letztere ſeinem Sinne fremd, und der myſtiſche Anflug in einigen Gaſelen, gab nur die Mittel zur Vertheidigung ſeines Unglaubens durch die darin herrſchende Sprache her, zumal da er wirklich die Güter der Welt verachtete. Seine Ekſtaſe iſt die des höchſten Sinnenrauſches, und Goethe und Hammer haben durch die Mittheilung (dieſer überſetzte den Diwan vollſtändig) und Bearbeitung ſeiner Gedichte dieſes Urtheil mehr als beſtätigt, und überheben uns jeder weiter kritiſirenden Schilderung ſeiner Poeſie.

Mit Haſis nehmen wir Abſchied von der Glanzperiode perſiſcher Dichtkunſt, die zwar fortan ſich extenſiv erweiterte und die Objecte ihrer Huldigungen vervielfältigte, aber intenſiv in keiner Beziehung mit der frühern claſſiſchen Zeit ſich meſſen konnte. Noch begegnen wir bedeutenden Dichtern in den verſchiedenen Gattungen ihrer Kunſt, aber nicht den größten. Auch trägt nicht die Zeit die Schuld, auch nicht die geſunkene Achtung der Dichtkunſt und Dichter, im Gegentheil wurden Unſummen von den Beherrſchern der Throne Perſiens und von Dehli als Preiſe zuerkannt, und die Timuriden verleugneten völlig ihren barbariſchen Urſprung; allein die Periode der großen Dichter hatte einmal ihren Umlauf genommen und Perſien konnte keine Bevorzugung vor an-

dern Völkern erfahren, bei denen jede großartige Erſcheinung ihre zeitweilige Geſchichte hat. Wenn Dſchámi mit ſeiner alle Gebiete umfaſſenden Poeſie dieſe Endperiode beherrſcht, ſo iſt er im Verhältniß zu Firduſi als Epiker, Dſchelál-ed-din als Myſtiker, Enweri als Panegyriker, Niſámi als Romantiker, Sadi als Didaktiker, Hafis als Lyriker, doch nur ein Dichter untergeordnetern Ranges, obwol wir vorzüglich ſeiner Romantik hohe Vorzüge nicht abſprechen dürfen; ſicher iſt er großer Meiſter in der Redekunſt. In ſeiner frühen Jugend durch den Scheich Muhammed Kaſchgari der Myſtik gewonnen, athmet ſein Diwan viel beſchauliches Leben, und ihm blieb, wie auch mehre ſeiner Werke beweiſen, immer eine gewiſſe Vorliebe für Aſketik. Seine lyriſchen Gedichte füllen nicht weniger als vier Diwane, in ſeinem Fünfer verſuchte er ſein romantiſch-epiſches Talent, ahmte Sadi in ſeinem „Frühlingsgarten“ (بهارستان) nach, und ſchrieb außerdem eine Menge proſaiſcher Bücher, unter denen ſeine Geſchichte der Sufi (نفحة الانس d. i. „Hauch der Menſchheit“) und ſeine in Calcutta gedruckten Briefmuſter einen vorzüglichen Rang einnehmen (Geſch. der ſchön. Redek. Perſ. S. 313 fg.). Als Zeitgenoſſe des großen Vezier Mir Aliſchir lebte er viel im Umgange mit dieſem am Hofe des Sultan Hoſein und ſtarb 82 Jahre alt 898 (beg. 23. Oct. 1492). Der Raum verbietet, hier auf eine nähere Schilderung aller ſeiner Poeſien einzugehen, und es iſt auch nicht nöthig, da von Hammer Treffliches zuerſt darüber mitgetheilt hat. Noch ſind unter den Myſtikern der Lichtſpender Said Qáſim el-enwár (قاسم الانوار), den der Biograph Dewletſchah den Taucher des Wahrheitsmeeres und den tiefen Kenner der Geiſterwelt nennt, einer der berühmteſten dieſer neuen Periode. Von Tebris aus, wo er geboren, begab er ſich nach Herat, von da nach Balch und Samarkand, und wieder nach Herat, und ſtarb im Dorfe Chordſchard bei Niſabur 835 (beg. 9. Sept. 1431). Sein Diwan enthält nicht weniger als 3 bis 400 Gaſelen, die voll reiner tiefer Myſtik im Ausdruck doch weniger poetiſches Colorit verrathen. Mit dem Erguſſe ſeiner innern Lichtſtrahlen in Proſa und Poeſie verband der ebenfalls noch bedeutende Myſtiker und Scheich Aſeri (آزری) ein höchſt ſtrenges aſketiſches Leben, nachdem er in ſeiner Jugend eifriger Panegyriker geweſen war, dreimal nach Mekka gewallfahrtet und in Indien gelebt hatte, bis er in Isfahan ſtarb. Hátifi (هاتفی) kleidete ſeine Myſtik in ein romantiſches Gewand durch ſein Gedicht der „Ballen und der Schlegel“ (کوی وچوکان), während Urfi die Gaſelen und Qaſiden ſeines Diwans mit unerträglicher Überſchwenglichkeit füllt. Der letzte hier zu nennende Myſtiker mag Mewlana Naſiri ſein, der ebenfalls einen myſtiſchen Diwan hinterließ.

An Dſchami den Romantiker ſchließen ſich in untergeordnetem Maßſtabe Jahja Niſabûri Fettáhi durch ſeine „Schönheit und Herz“ (حسن ودل Habſch. Ch. III. S. 67. Nr. 4502) und „Schlafgemach der Phantaſie“ (شبستان خيال) an. Bedeutender iſt Hatifi aus Dſcham, der Neffe Dſchámi's, durch ſeinen Fünfer, der ihm einen ruhmvollen Platz unter den gleichen Gedichten einräumt, ebenſo Hiláli, der Zeitgenoſſe des Mir Aliſchir, der in ſeinem „Schah und Derwiſch“ die Männerliebe beſang und 936 (beg. 5. Sept. 1529) als Schiit hingerichtet ward, und Mirſa Qáſim aus Choraſan, deſſen Leila und Medſchnûn und Chosru und Schirin in der Reihe dieſer Gedichte mitzählen. Dagegen iſt ſein Schah-námeh ohne beſondern Werth. Unter allen Dichtern waren wiederum die Panegyriker die zahlreichſten, zumal an den Höfen der Timuriden und Baburiden. Unter ihnen zeichnete ſich der Hofdichter des großen Ulugbeg, des Verfaſſers der aſtronomiſchen Tafeln, Ismet aus Bochára, aus, der 829 (beg. 13. Nov. 1425) ſtarb; ferner Katibi (ſo vom Schönſchreiben benannt), der an mehren Höfen (zu Herat, Niſabur, Aſterabad) ſang und 839 (beg. 27. Juli 1435) an der Peſt ſtarb, der große Emir Aliſchir am Hofe des Hoſein Mirſa, der ſeinen Meiſter Dſchámi nachzuahmen ſuchte, und Mewlana Bennáji zu Herat und in Iraq, der von Aliſchir nicht eben geliebt, jenſeit des Oxus und nach Choraſan ging. Er fiel im Kampfe 918 (beg. 19. März 1512). Unter ſeinen Gedichten befindet ſich auch ein Diwan erotiſcher Lieder, in welcher Gedichtgattung ihn jedoch ſeine Vorgänger Buſati, Qádimi und Ehli aus Choraſan übertrafen. Unter den ſpätern Lyrikern verdient endlich noch der Molla Wahſchi ehrende Anerkennung. Die Zahl der Satyriker häufte ſich ebenfalls; unter ihnen rühmt man den witzigen Borunduk am Hofe des Timuriden Beiqara Ben Omar. In ſeine Fußtapfen trat Mewlana Kunbur aus Niſabur als ſatyriſcher Naturdichter und ſpäter Mewlana Heireti und Agehi aus Choraſan, welcher Letztere ins Unfläthige ausartete. Als Volksdichter ragt Mewlana Tuſi hervor, der Babur's Lob ſang, unter deſſen Regierung er vorzüglich hoch angeſehen war. Den Räthſeldichter, dabei größern Hiſtoriker Scheref-ed-din Ali aus Jeſd, der 834 (beg. 19. Sept. 1430) ſtarb, am Hofe Ibrahim's, des Sohnes Schahroch's, den Dichter der Gaſtronomie und Vorläufer des Almanac des Gourmands, Abu Isháq aus Schiras, der den Fürſten Alexander Ben Omar Scheich-Behadûr an ſeinem Hofe beſchmauſte, die philoſophiſchen und gelehrten Dichter Fachr-ed-din Auhadi Meſtufi, der 868 (beg. 15. Sept. 1463) ſtarb und die mannichfachſten wiſſenſchaftlichen Gegenſtände behandelte, und Saib, den lyriſchen Epikuräer, und den Anthologen und Dichter Gaffári (غفاری), den Verfaſſer eines „hiſtoriſchen Bilderſaals“ (نكارستان) erwähne ich hauptſächlich, um obigen Ausſpruch zu beweiſen, in welchem Grade ſich die extenſive Ausbreitung der perſiſchen Dichtkunſt in der ſpätern Periode kundgab. Eigenthümlich unterſcheidet ſich noch Feidhi, des Großveziers Abu'lfadhl's, des Günſtlings des Großmogul Akbar Bruder, durch ſeinen Diwan, der bald Lobgedichte auf ſeinen Gönner enthält, bald die Erhabenheit der Myſtik preiſt, bald lieblichen erotiſchen Geſang anſtimmt und

Digitized by Google

indiſche Zartheit im perſiſchen Gewande unnachahmlich verkörpert. Ihm galt die Lehre des Brahma als ein Sonnencultus, dem er durch die Hymnen ſeiner „Sonnenſtäubchen" huldigte. Noch mag Perſien ſeit jenen Jahrh. manchen Dichter in ſeinem Schooße geborgen haben und noch heute bergen, allein die Blüthezeit der Poeſie, die claſſiſche Periode derſelben, iſt vorüber; erſt neue Geſchlechter mögen neue große Dichter hervorbringen, die dem Glanze ihrer Vorgänger ſich nähern.

Wir fanden, abgeſehen von dem religiöſen Einfluſſe des von Arabien herübeegekommenen Islams die perſiſche Dichtkunſt ſich ſelbſtändig entwickeln, und fragen wir weiter, ob es — ihr gleich — auch andere Wiſſenſchaften nachzuthun vermochten, ſo dürfen wir allerdings der Geſchichte und vorzugsweiſe dieſer den zweiten Rang einräumen. Auch ſie brach ſich, unterſtützt durch dieſelben Elemente, durch Beförderung von Oben und durch eine heroiſche Zeit in und außer dem Vaterlande, eine Bahn, die mit den Arabern würdig wetteifert, und durch innern Gehalt unſere ganze Aufmerkſamkeit feſſelt. Darſtellung und Sprache ſind zum Theil gleich muſterhaft und werden durch Veröffentlichung zugängig gemacht ſich ungetheilte Anerkennung verſchaffen. Waren im Schah-nämeh ältere Quellen benutzt, ſo diente hinwieder daſſelbe für alle Zukunft als ſolche über die früheſten Zeiten, und es gibt keinen Hiſtoriker, ſelbſt unter den größten, die eine Univerſalgeſchichte ſich zur Aufgabe ſtellten, der ſich bis auf die Zeit der Abfaſſung dieſes Epos deſſelben hätte entſchlagen können. Wir treten mit der Geſchichtſchreibung ſogleich in eine ſpätere Periode ein, da es hier erſt eine geſchriebene Geſchichte geben kann, und beginnen mit dem Werke Fadhlallah's Reſchid-ed-din, deſſen erſter Band die pariſer Collection Orientale eröffnet in einer Ausgabe Quatremère's, der bereits im Band V. der Fundgruben einen ausführlichen Bericht über den Verfaſſer und ſein Werk gegeben hatte. Reſchid-ed-din zu Hamadan 645 (beg. 8. Mai 1247) geboren, ſchwang ſich bis zum Vezier unter dem Dſchingiſiden Gaſán empor, ſah ſich aber unter deſſen Nachfolger verleumdet, und nachdem er eine Zeit lang in Tebris gelebt, ſogar mit ſeinem Sohne Ibrahim im 73. Jahre ſeines Alters hingerichtet. Ihm verdanken wir eine drei Bände ſtarke Geſchichte unter dem Titel der „Sammler der Geſchichten" (جامع التواريخ Hadſch. Ch. II. S. 508. Nr. 3891) aus den Archiven gearbeitet, die er unter Oldſcheitu (اولجايتو), dem Nachfolger Gaſán's, vollendete, und auf deſſen Anrathen durch einen vierten geographiſchen vermehrte. Das Werk enthält überdies nach den beſten Quellen eine vollſtändige Sektengeſchichte, und verbreitet ſich über alle Muhammedaniſchen Länder und Völker, ſelbſt die Franken nicht ausgenommen. Erſt den Engländern ſcheint es nach großer Mühe gelungen, das vollſtändige Werk ſich zu verſchaffen, an deſſen fragmentariſcher Herausgabe Morley arbeitet. Reſchid-ed-din hatte einen würdigen Nebenbuhler an Fachr-ed-din Muhammed Ben Abi Dawud Soleiman, gewöhnlich Binakiti (vgl. Hadſch. Ch. II. S. 121. N. 2182. und III. S. 499 Nr. 6635) genannt, der unter der Regierung des Sultan Abu Said Behadurchan ſchrieb, an deſſen Hoſe er den durch ſeinen blühenden Styl allgemein berühmten Hiſtoriker Waſſáf zum Zeitgenoſſen hatte. Seine Univerſalgeſchichte beſchäftigt ſich vorzüglich mit den Genealogien der chataiſchen und indiſchen Fürſten, und berührt ſelbſt die jüdiſchen Könige und griechiſchen Kaiſer: Sie führt den Titel „Garten der Verſtändigen" (روضة اولى الالباب). Durch den rhetoriſchen Schwung der Darſtellung ragt vor Allen als Muſter ſchöner Redekunſt das Werk des Chodſcha Abdallah Ben Fadhlallah hervor, der unter dem Namen „Lobredner der Majeſtät," wie oben bemerkt, oder kürzer, der „Lobredner" (Waſſáf وصّاف) bekannt geworden iſt. Er umfaßt die Geſchichte der Nachfolger Dſchingiſchan's bis auf Abu Said herab (Hadſch. Ch. II. S. 156 Nr. 2337). Ebenſo ſcheieb Chodſcha Abru unter Sultan Oweis eine Geſchichte. Dieſen Männern folgte Hamdallah Ben Hamid Ben Naſr Meſtufi, der ſeine in ſechs Hauptſtücke zerfallende Geſchichte von den Propheten an bis auf die einzelnen Dynaſtien der Herrſcher herabführte und die Biographien großer Gelehrten einflocht. Er vollendete im J. 730 (beg. 25. Oct. 1329) dieſelbe unter dem Titel تاريخ كزيده d. h. „auserwählte Geſchichte" (vgl. Hadſch. Ch. II. 143. Nr. 2290). Von demſelben haben wir ferner die „Ergötzung des Herzens" (نزهة القلوب), ein geographiſches Werk, wovon weiter unten. Früher vollendete der Kadhi Naſir-ed-din Abdallah Ibn Omar Beidhâwi ſeine „Ordnung der Geſchichten" (نظام التواريخ). Er ſtarb 699 (beg. 28. Sept. 1299). Ebenſo ſchrieb Abd-el-reſſâq noch in der Weiſe des unerreichten Styles des Waſſáf, deſſen Verſtändniß noch jetzt den Türken als vollſtändigſte Probe perſiſcher Sprachkenntniß gilt, ſeine Geſchichte am Hoſe des Sultan Schahroch, und Gleiches erſtredte Scheref-ed-din Ali Jeſdi, der Geſchichtſchreiber Timur's. Das „Buch des Sieges" (ظفر نامه), bekannt durch die Überſetzung von Petit de la Croix, das die Geſchichte Timur's enthält, iſt nach den ſicherſten Quellen und nach den Ausſagen glaubwürdiger Zeugen auf Anſuchen des Sohnes Schahroch's, Ibrahim, gearbeitet, und reiht ſich ehrenvoll an ſeine Vorgänger an. Außer dieſen und andern Geſchichtswerken in dieſer Periode (vgl. darüber den Katalog Stewart's) wueden eine Menge kurzer Handbücher verfaßt, und man verſchmähte keineswegs, nach dem Vorgange der Araber der Legende ganze ſtarke Bände zu widmen. Die neuern Hiſtoriker bewegten ſich in ihrer Darſtellung völlig von ihren Vorgängern verſchieden; dieſe weiß nichts von dem rhetoriſchen oft überkünſtelten Style derſelben. Unter denen, die der neuern Zeit angehören, iſt an erſter Stelle der allbekannte kurzweg Mirchond genannte Hiſtoriker zu nennen. Muhammed Ben Chawend-

Digitized by Google

ſchah Ben Mahmúd aus Choraſan war an der Bibliothek zu Herat bei Mir Aliſchir angeſtellt; dieſe enthielt faſt nichts als hiſtoriſche Schriften, aus denen er ſeine Univerſalgeſchichte unter dem Titel „Luſtgarten der Reinheit" (روضة الصفآء vgl. Habſch. Ch. III. S. 501. Nr. 6651) in ſieben Theilen zuſammentrug. Von der Schöpfungsſage beginnend, führte er ſein Werk bis auf die Regierung des Sultan Haſan Beiqara herab. Über die gedruckten Fragmente derſelben ſehe man den Artikel Mirchond. Noch bei Lebzeiten des 903 (beg. 30. Aug. 1497) dahin geſchiedenen Vaters, begann ſein Sohn, der nach umgekehrten Sylben gewöhnlich Chondemir heißt, einen Auszug aus obigem Geſchichtswerk unter dem Titel die „Quinteſſenz der Nachrichten" (خلاصة الاخبار vgl. Habſch. Ch. III. S. 163. Nr. 4744), zu dem der Epitomater wenig Neues hinzufügte, und übrigens ganz dem Original folgte. Außer ihm verfaßte er jedoch ein eigenes Werk unter dem Titel „Freund der Biographien" (حبيب السير vgl. Habſch. Ch. III. S. 14. Nr. 4396) in drei Bänden, wo er ebenfalls mit der Schöpfung beginnt und bis in die neueſte Zeit herabgeht. Dedicirt iſt es dem Staatsſecretair des Ismail (geſtorben 924, beg. 13. Jan. 1518), dem Sohne des Stifters der Dynaſtie Sefi, die jetzt ganz Perſien beherrſchte, Chodſcha Habiballah, der ihn zur Abfaſſung dieſer Univerſalgeſchichte aufgefodert hatte. Ferner gab der Dichter Ahmed Ben Muhammed Gaffári ein univerſalhiſtoriſches Handbuch bis auf das Jahr 972 (beg. 9. Aug. 1564) herab, unter dem Titel „Weltenſchmuck" (جهان آراى Habſch. Ch. II. S. 658 Nr. 4352) und zwar für den Schah Tahmas (طهماس) heraus. Mit der Schöpfung der Welt beginnt auch der Molla Moslih-ed-din Muhammed Lári ſeinen „Spiegel der Kreiſe und die Leiter der Nachrichten" (مرآة الادوار ومرقات الاخبار), die er bis auf's Jahr 974 (beg. 19. Juli 1566) fortgeführt hat. Das Buch iſt dem türkiſchen Großvezier Muhammedpaſcha zugeeignet und wurde von dem bekannten türkiſchen Hiſtoriker Sa'd-ed-din in ſeine Mutterſprache übertragen. Die beſten Quellen ſind treu benutzt und in einem Bande verarbeitet. Fadhlallah Ben Rusbehár Ben Fadhlallah Chondſchi aus Isfahan, kurzweg Chodſcha Molla genannt, ſchrieb eine Familiengeſchichte des turkomanniſchen Sultan Jaqúb, einer Menge anderer Geſchichtsbücher nicht zu gedenken, wie der Geſchichte des Taberi (تاريخ طبرى), die Abu Muhammed Tebriſi aus dem Arabiſchen ins Perſiſche in zwei Abtheilungen überſetzte und der londoner Oriental Translation Fund durch Dubeux in Paris franzöſiren läßt, — der „Judengeſchichte" (تاريخ موسوى) von Moin-ed-din aus Herat (*Stew.* Cat. 7. XIII), das Deráb-námeh (داراب نامه), eines biographiſchen Werkes über die perſiſchen und macedoniſchen Könige und die alten griechiſchen Ärzte und Philoſophen von Abu Táhir aus Tortoſa in Spanien (Ebendaſ. XIV. — vgl. auch die Compendien von N. VI. an). Mit Auswanderung der perſiſchen Herrſchaft nach Indien — poetiſche Geſchichtswerke, wie das Scháh-námeh von Mirſa Qáſim, welches die Thaten des Schah Ismail beſingt, übergehe ich — wurde gleich der Dichtkunſt auch die Geſchichtſchreibung dahin verſetzt, und die Zahl der dort entſtandenen Werke iſt ſo bedeutend, daß in dem Kataloge der Bibliothek von Tippo Sahib von Stewart allein 25 angeführt werden (XXVIII—LII), die Geſchichten der Heiligen, Propheten und Gelehrten abgerechnet, die dort die Zahl von 55 (LIII—CXVIII) erreichen. Außer dieſen möchte es freilich wenige mehr von Bedeutung geben. Ich hebe unter ihnen beiſpielsweiſe die nennenswertheſten heraus. Das Akbar-námeh oder Buch über den Großmogul Akbar, geſchrieben von deſſen berühmten Weſir Abu'lfadhl Mobárek iſt ſicher eine der denk- und glaubwürdigſten Geſchichten (XXXIV), die in drei Theilen die Zeit der Vorfahren Akbar's, ſeine 47jährige Regierung (in zwei Abtheilungen) und die Regierungsgebräuche Akbar's in einem umfaſſenden Staatsgemälde ſchildert. Den letzten Theil enthalten in engliſcher Überſetzung die zwei Quartbände Ayeen Akbery; or, the institutes of the Emperor Akber (By *Francis Gladwin*, zuerſt Calcutta 1783, dann London 1800 und 1801), wo das Vorwort zu vergleichen — ferner die von Muhammed Qáſim Feriſchtah aus Ahmednagur im Dekkan herausgegebene Geſchichte (XXIX كتاب فرشته تمام), auf die der Verfaſſer 20 Jahre verwendete, und die in einer Einleitung, zwölf Büchern und dem Schlußworte, die frühere Geſchichte Indiens, und vom Buche 1. an die der Gasnewiden bis zur Ankunft der Portugieſen und anderer Europäer, und die Niederlaſſung der Engländer in Surate enthält und dem Sultan Abu'l-moſaffer Ibrahim Adilſchah II. von Beidſchapur (1619) gewidmet iſt. Ihm zur Seite ſtehen die طبقات اكبرى, die in einem Vorworte die alte indiſche Geſchichte und vom erſten bis neunten Buche die Muhammedaniſche Fremdherrſchaft in jenem Lande nach den bedeutendſten Provinzen bis auf Akber herab ſchildern (XXVIII). Verfaſſer iſt Niſám-ed-din Ahmed Ben Muhammed von Herat, der ſein Buch Akber um 1600 widmete. Gerühmt wird außerdem das Geſchichtsbuch von Muhammed Haſchim, welches den Zeitraum von dem Einfalle des Sultan Babur in Indien 1519 bis zur Regierung des Muhammed Schah 1732 umfaßt und dem Verfaſſer den Titel Chafi Chán (خافى خان d. i. the Clandestine Lord) verſchaffte. Der Titel iſt منتخب اللباب, und das Werk ſoll einer Überſetzung vor Allen würdig ſein. Die indiſchen Herrſcher Muhammedaniſchen Stammes bis auf Akber ſchildert تاريخ پادشاهان هند oder „die Geſchichte der indiſchen Padiſchahe," und die

Fürſten des Hauſes Timur (الامرآء التيمورية), die „Denkwürdigkeiten“ (مآثر) von Abd-elhajj Ben Abd-el-reſſâq Schah vom J. 1779, die lexikaliſch geordnet mehre hundert Männer näher aufführen. Mehr chronikenartig iſt die Compilation (مجموعة) des Mirſa Mehdi (ميرزا مهدى) gehalten, die den Zeitraum von 1423 bis 1708 einſchließt. Das Handbuch des Ibrahim Ben Horeira (تاريخ ابراهيمى) geht bis in die früheſte Zeit zurück und ſchließt mit den Eroberungszügen des Sultan Babur (1528), dem auch das Buch gewidmet iſt. Zahlreich ſind auch die **Biographien** einzelner Herrſcher, wie des Afghanen Schir Schâh (شير شاه) um 1539, der zum Thron gelangte, des Veziers Abd-el-rehim Châ||n der Chane (مآثر رحيمى) von Abd-el-baqi um 1613 geſchrieben, des Kaiſers Dſchihangir, der ſeinem Vater Akber 1605 folgte, von Motamid Chân (معتمد خان). Das Werk führt den Titel „Glücksbuch“ (اقبال نامه), des Dſchihân, des Vorigen Sohn (شاه جهان نامه), von Tahir Inâjet Chan, des Aurungzeb Alemgir (عالمكير نامه) von Mirſa Muhammed Qâſim, der nicht entſchiedenes Glück damit bei dem Kaiſer machte. Von demſelben Kaiſer handeln die مآثر عالمكيرى betitelten Memoiren in zwei Büchern und einem Anhange von Muhammed Saqi Muſtaid Chan, des Schah Behadur (تاريخ بهادر شاه), deſſen Enkels Ferruchſir (تاريخ فرخ سير) und anderer Sultane und Große, darunter auch afghaniſcher Häuptlinge und der Fürſten untergeordneter Staaten in Indien, die Biographien der Dichter und Gelehrten abgerechnet, wie von Dewletſchah, Sam Mirſa und andern, deren ſchon oben gedacht wurde. Die „Heiligen- und Märtyrergeſchichten,“ ſowie die „Lebensbeſchreibungen Muhammed's,“ ſind überaus zahlreich und umfaſſend, ihr Inhalt aber beſchränkter und vorzüglich aus arabiſchen Originalen entlehnt.

Geographien und **Reiſebeſchreibungen**, getrennt von Geſchichtswerken, zählt die perſiſche Literatur ebenſo wenig in Überfluß wie die arabiſche, wozu noch kommt, daß ein Theil der perſiſchen reine Überſetzungen aus dem Arabiſchen ſind. Auch darf nie aus den Augen gelaſſen werden, daß hinwiederum ein bedeutender Theil arabiſch geſchriebener geographiſcher Schriften von Perſern verfaßt ſind. „Die Literatur der Erdbeſchreibung bei den Arabern“ vom Prof. **Wüſtenfeld** liefert faſt auf jeder Seite Belege für dieſe Behauptung, und ich gedenke nur des Abu Said Haſan Sirâſi und des Abu Said Abd-el-rahman Idriſi Aſterâbadi, die beide in Perſien geboren ihre hiſtoriſch-geographiſchen Werke arabiſch niederſchrieben. Daß Ouſeley's aus dem Perſiſchen gemachter engliſchen Übertragung der Oriental Geography kein perſiſches Original, ſondern nur eine perſiſche Überſetzung des Buches der Klimate von Iſtachri zum Grunde lag, iſt erwieſen, und er irrte wol auch nur in der Angabe des arabiſchen Verfaſſers. Ebenſo machte Ali Ben Iſa ſeinen perſiſchen Auszug aus des Serachſi Werk „Die Wege und die Reiche“ (vgl. Not. et Extr. VIII. p. 157). Des Reſchid-ed-din's geographiſchen Anhangs zu ſeiner perſiſchen Mongolengeſchichte in einem Bande iſt oben gedacht worden, und was die Reiſebeſchreibungen anlangt, ſo hat von Hammer in den ſchönen Redekünſten Perſiens (S. 414) die bedeutendſten namentlich aufgeführt.

Um uns von der Poeſie nicht zu weit zu entfernen, berühren wir gleich hier noch die zu den ſchönredneriſchen Schriften gehörende **Briefſchreibekunſt**, die Kunſt Inſcha (انشآء) als die unentbehrliche Eigenſchaft jedes nicht ganz gewöhnlichen Secretairs. Es gibt von dem erſten Werke Watwât's an bis auf die neueſte Zeit ſowol über die Kunſt des Zierlichſchreibens an ſich, als auch in Muſterſammlungen eine Auswahl des Vortrefflichſten, da die ganze Gewalt der Rhetorik in ihnen ihren Ausfluß hat. Von Hammer hat in ſeinen ſchönen Redekünſten Perſiens (von S. 412 an) nicht nur das Weſen, die Ausbildung und die Ausartung derſelben näher geſchildert, ſondern auch die vorzüglichſten Schriften darüber nachgewieſen; und wer letztere noch genauer kennen lernen will, findet Weiteres in dem Katalog Stewart's (von S. 87 an), wo nicht weniger denn 51 Schriften ausführlicher angegeben ſind. Sehr oft ſind der Kunſtproſa Verſe der Verfaſſer eingeſtreut, und ſie nähert ſich in dieſer Beziehung der **Anthologik**, die auch im Perſiſchen ihre zierlichen Blüthen getrieben hat. **Fabeln**, wie die elegante unter dem Titel „Anwar Soheili“ (انوار سهيلى) von Hoſein Wâis Kaſchifi gemachte Überſetzung der Fabeln Bidpai's, moraliſche und ſotadiſche Erzählungen, Novellen, Satyren, Poſſen, Romane, Anekdoten der witzigſten Gattung, Geiſtergeſchichten und wie wir alle die einzelnen Gattungen unſerer unterhaltenden Literatur bezeichnen, haben recht eigentlich ihre Heimath auf Perſiens Grund und Boden, von dem ſie in das arabiſche Gebiet verpflanzt wurden, wie dieſes wiederum jenen bereicherte. Wer kennt nicht die Sammlung perſiſcher Mährchen von Rechſchebi unter dem Titel „Tuti-nâmeh“ (طوطى نامه), welche Iken teutſch überſetzte und Koſegarten theilweiſe mit einem Anhange verſah? Wer nicht das „Roſenöl“ oder Sagen und Kunden des Morgenlandes aus arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Quellen von Hammer geſammelt? Dieſe mögen nur beiſpielsweiſe hier erwähnt ſein, aber vergeſſen darf nicht werden, welch reiche Quelle Perſien für die wunderbaren, abenteuerlichen, dem Reiche der Zauberer, Feen, himmliſchen und hölliſchen Geiſtern, der fabelhaften Thierwelt unſers mittelalterlichen Sagen- und Legendenkreiſes angehörigen Erzählungen ward? Wie geſchickt wußten die Neuperſer die Fundgrube ihrer ältern fabelhaften Kunden und Fictionen auszubeuten, welch reichen Stoff

gewährten ihnen die bibliſche Geſchichte und die Anſpielungen des Korans auf dieſelbe für ihre Phantaſie? Welche Mährchenwelt hat zarter gehaltene luſtigere Weſen geſchaffen als die Peri's? Welche hat rieſenhaftere wahrhaft Herkuliſche Kämpfe und Großthaten aufzuweiſen als die Roſtem's? Wo ſpielen Talismane und Schutzgeiſter eine entſchiedenere Rolle? Das und unendlich vieles Andere ſind nur leiſe Andeutungen dieſer unerſchöpflichen Zauberwelt, mit denen wir uns hier begnügen müſſen.

Je ſelbſtändiger wir dieſen Baum der Literatur und ſeine ſchlanken immer grünen Zweige von den Perſern gepflegt ſehen, deſto abhängiger treten ſie uns in vielen der ernſteren Wiſſenſchaften entgegen, und vorzugsweiſe in der Theologie und Jurisprudenz. Der Grund liegt in den oben unter den einleitenden Bemerkungen angegebenen Bedingungen der religiöſen und politiſchen Umwandlung, die mit den Perſern ſeit Annahme des Islams vorging. Weichen ſie von den Anſichten ihrer Bezwinger ab, ſo ſuche man den Unterſchied und den Gegenſatz in dem unverſöhnlichen Widerſtand, den die Anhänger Ali's, die Schiiten, den nach Muhammed auf den Thron gelangten Khalifen und ihren Gläubigen, den Sunniten, bis heute auf das Kräftigſte und Entſchiedenſte entgegenſtellen. Dieſe tiefe Kluft einer Glaubenstrennung, die die Jahrhunderte nicht auszugleichen gewußt, geſtattete das Sektenweſen, den Geiſt der Religionsübungen, ſelbſt die Dogmatik in mehren Lehrſätzen, die Literatur der Andachts- und Erbauungsbücher, die Richtung der Myſtiker in beiden Parteien in eigenthümlicher Weiſe, und in dieſem Geiſte ward natürlich auch der gegenſeitigen Literatur der Stempel heterogener Anſichten aufgeprägt. Deſſenungeachtet iſt in den Grundwiſſenſchaften des Korans und der Sunna die Abhängigkeit der Perſer von der arabiſchen Literatur ſchon durch die Armuth ſelbſtändiger zu uns gelangter Lehrbücher erwieſen; es reichte abee auch nur der Anflug, der leiſe Verdacht einer Hinneigung zu ſchiitiſchen Glaubensmeinungen hin, um in den Geruch vollſtändiger Ketzerei zu gerathen und das Verdammungsurtheil über ſich ausgeſprochen zu ſehen. Einen deutlichen Beweis liefert der gerühmte Commentar Samachſcheri's zum Koran, der ſich vielfacher Verdächtigung von Seiten der ſtrenggläubigen Sunniten ausgeſetzt ſah, trotz dem, daß er arabiſch geſchrieben iſt und ihm ſeine geoßen Verdienſte nicht abgeſprochen werden können. Daher ward er auch ins Perſiſche überſetzt und Bruchſtücke dieſer Überſetzung nebſt Erläuterungen dazu ſind uns eehalten worden. Auch der Beidhâwi'ſche Commentar ward in's Perſiſche überſetzt; deſſenungeachtet bewahrten ſich die ſchiitiſchen Gloſſatoren dazu ihre divergirende Anſicht, während die perſiſche Kritik nur in wenig Stellen von den Textesworten des Korans ſelbſt nach ſunnitiſcher Leſart abweicht. Perſiſche Interlinear-Überſetzungen des Korans ſind übrigens nichts Seltenes, und ſelbſt eine ſolche in Indien gedruckt. Die im Maiheft (1842) des pariſer Journal Asiatique von Garrin de Taſſy zuerſt bekanntgemachte neu aufgefundene und im ſchiitiſchen Sinne geſchriebene Sure behält ſich der Unterzeichnete vor, einer beſondern Kritik zu unterwerfen und erwähnt daher nichts Weiteres darüber. Großes Anſehen genießt die perſiſche Überſetzung des Korans und des perſiſch geſchriebenen Commentars dazu, welchen Hoſein Wâis Kaſchifi im 15. Jahrh. dem oben gerühmten Weſir Aliſchir von Choraſan widmete. Ein neuerer vollſtändiger Commentar zum Koran von Ahmed Ben Muhammed aus Guſerât führt den Titel „der Enthüller der Wahrheiten und das Weltmeer der Feinheiten" (كاشق الحقآئق وقاموس الدقآئق); gewöhnlich aber heben perſiſche Commentatoren gern einzelne Suren heraus, denen ſie ihre Auslegungen unterlegten und dadurch ihre Geſetzwiſſenſchaft motivirten und modificirten. Ebenſo erging es mit den Traditionswiſſenſchaften. Auch hier lagen rein arabiſche durch die Sprache Muhammed's ausſchließlich bedingte Originale vor. Dieſe Sammlungen der prophetiſchen Überlieferung wurden entweder ganz oder theilweiſe überſetzt und ebenſo die arabiſchen Commentare dazu. Die Perſer wählten ſich zu unabhängiger Erklärung nur einzelne Capitel oder kleinere Sammlungen, unter denen die Vierziger (چهل حديث) wie bei den Arabern (الاربعون) eine vorzügliche Rolle ſpielen, und ſuchten dadurch manche ihrer abweichenden Beſtimmungen für Geſetz und Ritus zu vertheidigen und zu belegen, und bei der großen Anzahl dieſer Überlieferungen, bei der ſchwankenden Kritik und dem freigegebenen Urtheil über die Echtheit von Tauſenden derſelben, bei der Möglichkeit einer verſchiedenartigen Erklärungsweiſe laſſen ſich die Eigenthümlichkeiten der Andersdenkenden um ſo gerechtfertigter feſthalten.

Den Gebets- und Andachtsbüchern iſt wie auch bei den Arabern gewöhnlich eine Lobpreiſung Muhammed's beigegeben, nur daß bei den Perſern auch Ali und ſeine beiden Söhne Haſan und Hoſein ihren Theil bekommen. Die Gebete ſind auf alle Gelegenheiten berechnet und ihnen oft talismaniſche Abwendungsmittel beigezeichnet. Solcher Amulete tragen viele den Namen Ali, oder dieſer ſelbſt gilt als ſolcher. Die beſten und durch die Zuverſicht auf die Gewähr deſſen, was ſie bitten, kanoniſch gewordenen Gebetſammlungen bei den Arabern finden ſich übrigens faſt ſämmtlich in perſiſchen Überſetzungen vor. Die „ſyſtematiſche Theologie," die ſogenannten „Glaubensbekenntniſſe" oder „dogmatiſchen Lehrſätze" (عقآئد) beſchäftigen ſich zwar alle mit den Principien des Muhammedaniſchen Glaubens, mit der Kenntniß Gottes, ſeinen Eigenſchaften und Vollkommenheiten und ſeinen heiligen Namen, mit den Engeln und Propheten und heiligen Schriften, mit der Auferſtehung und jüngſtem Gericht, mit der Prädeſtination, mit Muhammed, als dem größten aller Propheten und dem erſtgeſchaffenen Weſen, mit der Beweisführung für den göttlichen Urſprung des Korans und ſeiner Offenbarung durch den Engel Gabriel an den Propheten, mit den Vorſchriften für das Gebet, die Abwaſchungen, das Almoſen, Faſten und die Wallfahrt und was ſonſt zu dem vollſtändigen Glaubensſyſteme eines Moslim gehört, allein nur unbeſchadet der ſchiitiſchen Lehre von dem hohen

Werthe Ali's, den die eifrigſten Anhänger Muhammed gleich ſchätzen, und ſeiner Söhne, nebſt allen aus ihm herzuleitenden Conſequenzen für die kirchliche Oberhoheit oder Imamſchaft, und zumal der ſcholaſtiſche Theil läßt den Unterſchied der beiden Glaubensrichtungen auf das Entſchiedenſte hervortreten. Hier erging ſich der Sektengeiſt mit ſeinen metaphyſiſchen Speculationen um ſo freier, als das Poſitive ſich den Sonderanſichten fügen mußte, und wo der Grund ermangelte, derſelbe durch Philoſopheme erſetzt wurde. Oft ſind die hier einſchlagenden Lehrbücher in die Form von Frage und Antwort eingekleidet oder geradezu polemiſch gehalten, während es auch perſiſch geſchriebene gegen die Schiiten und ihre Doctrinen gerichtete Streitſchriften gibt, wie die عقائد سنيّة d. h. die ſunnitiſchen Glaubensbekenntniſſe von Ibrahim Ben Muhammed, und die tela ignea oder „ſengenden und brennenden Blitze" (صواعق محرّقة) von Ahmed Ibn Hadſchr. Die Moral hielt gleichen Schritt, und wo ſie von den abweichenden Anſichten berührt wurde, blieb ſie in ihren Folgerungen aus den Grundlehren dem Principe treu. Die Achlâqi Mohſini (Hadſch. Ch. I. S. 204. Nr. 285) und die Achlâqi Naſiri (اخلاق ناصرى a. a. O. S. 205. Nr. 287), denen wir auch die Achlâq El-Dſchelâl (a. a. O. S. 202. Nr. 275) beizählen können, ſind Muſterſchriften dieſer Gattung, deren Inhalt Stewart (S. 50 und 51) genauer verzeichnet. Vorzüglich hat man dafür geſorgt, den Fürſten Lehrbücher für ihr moraliſches Verhalten in die Hände zu geben, um ihre öffentlichen und Privattugenden zu läutern. Dieſe Pflichtenlehre erſtreckt ſich aber auch in vielen Werken, außer der Selbſtkenntniß und Kenntniß der beſtehenden Welt, auf die Kenntniß von Gott und das zukünftige Leben, und mengt abſtracte Forſchungen ein, die eigentlich nicht hierher gehören. Auch ſchließen ſie die beſſern Lehrbücher, wie die genannten, aus. Dieſe enthalten wahrhaft chriſtliche Grundſätze und allgemein ethiſche Vorſchriften des täglichen Lebens und der geſellſchaftlichen Tugendübung, die vom Muhammedaniſchen Standpunkte aus betrachtet, volle Anerkennung verdienen. Die Beiſpiele, dem Leben frommer Scheiche und anderer gottesfürchtigen Männer entnommen, beweiſen eine ſchöne Ausbildung des Sittlichkeitsgefühls, der nur nicht immer die That jener Völker entſprechen will.

Wie die Theologie hat auch die Rechtslehre den Kern ihrer Geſetze den arabiſchen Lehrbüchern entnommen. Die in Indien gedruckten Grundwerke, unter denen das Hedâye, or Guide to the Musulman Laws (هداية فى الفروع) von Marginâni eine Hauptrolle ſpielt, zeugen für das herrſchende Syſtem der Anwendung da, wo die öffentliche Sprache bisher die perſiſche war. Die Preſſe fügte alsbald dem Originale die bedeutendern Commentare bei (1831), wie das Inayah, a Commentary on the Hedayah (العناية) vom Scheich Akmal-ed-din Muhammed Ben Mahmûd Baberdi, und das Kifâyah (كفاية) in vier Quartbänden. Charles Hamilton überſetzte ſchon früher (1791) das Hedaya engliſch in vier Quartbänden, und dieſe Druckwerke in Verbindung mit den Sammlungen der Rechtsſprüche (فتاوى), wie die Futawa Alemgiri (a Collection of opinions and Precepts of Mohammedan Law, compiled by command of the Emperor Aurungzeb, ſechs Quartbände 1829) und die Fatavi Hammadiyah dar Ilm i Fikh (a Treatise on Mahommedan Law; in the Persian Language. Zwei Octavbände [Calc. 1825]) bilden einen ziemlich vollſtändigen Geſetzcoder des Muhammedaniſchen Rechtes, ſind aber mit Ausnahme des letztern alle arabiſchen Urſprungs. Den arabiſchen Rechtsſchriften gegenüber ſind ferner die perſiſchen nur entweder ausgeführtere Erläuterungen, oder unbedeutendere Abhandlungen über einzelne Capitel oder Lehrbücher, Compendien, gewöhnlich in der Form von Fragen und Antwort. Streitſchriften blieben nicht aus, und nach ſchiitiſchen Grundſätzen abgefaßte Handbücher iſolirten auch in Bezug des Civil- und kanoniſchen Rechts den Abtrünnigen oder Andersdenkenden von dem Rechtgläubigen. Ein ſolches Compendium iſt z. B. der von Behâ-ed-din zum Gebrauch für den Schah Abbâs von Perſien gegen Ende des 16. Jahrh. abgefaßte „Sammler" (جامع عبّاسى), und deren gibt es mehre, ſowie die indiſch-muhammedaniſchen Fürſten fortwährend bis auf Tippa Sahib herab die Rechtsausſprüche berühmter Geſetzgelehrten zu Werken anſammeln ließen, wie die ſchon erwähnten Futawa Alemgiri darthun. So enthalten die فتاوى فيروز شاهى in nicht weniger als 150 Capiteln die richterlichen Entſcheidungen der geachtetſten Juriſten zu Delhi unter der Regierung des Firûs Schah, und die فتاوى محمدى in 330 Capiteln wurden auf Befehl des Tippo Sahib von einer Geſellſchaft der gelehrteſten Ulemas zu Myſore zuſammengetragen und geordnet. Die Kriege mit den ſunnitiſchen Türken und früher mit dem Chalifate riefen beſondere Paragraphen des Kriegsrechtes bei den Perſern hervor, wie ja die Scheidung ſich in dieſer Wiſſenſchaft wie in den andern ſoweit möglich kund geben mußte.

Unter den Muhammedaniſchen Gelehrten, die ſich mit den philoſophiſchen und exacten Wiſſenſchaften beſchäftigten, war ein großer Theil perſiſcher Abſtammung; ſie ſchrieben aber arabiſch und raubten dadurch ihrer vaterländiſchen Literatur eine vorzügliche Zierde. Mehre, wie Naſir-ed-din Tuſi und Gaſâli, gaben zwar Schriften in beiden Sprachen heraus, ihre Hauptwerke aber ſind faſt durchgängig, zumal die von Gaſâli, arabiſch, und Männer wie Schehâb-ed-din Saharawerdi büßten ihre Schuld auf Befehl ſunnitiſcher Herrſcher, weil ſie mehr Philoſophie als Religion beſäßen, und im Ganzen war ja auch der perſiſche Grund und Boden zu freieren Erörterungen philoſophiſcher Gegenſtände geeigneter, als der arabiſche. Dazu kam, daß durch die Vorliebe des Choſroes Nuſchirwan für griechiſche Philoſophie die Schriften und Lehren des Plato und Ariſtoteles den Perſern

Digitized by Google

ſchon vor Muhammed keine unbekannte Sache waren. Wie ſollten auch, abgeſehen von dem frühern lebhaften, auch wiſſenſchaftlichen Verkehr, zwiſchen Perſien und Griechenland, die ſich an den Hof jenes Chosroen vor den Verfolgungen des Kaiſers Juſtinian flüchtenden griechiſchen Philoſophen, und ihr längerer oder kürzerer Aufenthalt daſelbſt ohne Einfluß auf die Perſer geblieben ſein? Die Mager mußten ſich, vermöge ihrer Stellung, zunächſt mit der jenſeitigen Philoſophie bekannt machen, und Anuſchirwan ließ die Schriften der beiden genannten griechiſchen Philoſophen und außer ihnen ſicher noch andere gradezu ins Perſiſche überſetzen. Als das Studium der griechiſchen Schriften unter den Abbaſiden zu ſeiner größten Blüthe gedieh, blieben die an ernſtere Betreibung der Wiſſenſchaft gewöhnten Perſer, die ſchon frühzeitig eine Überſetzung des Homer beſaßen, von dem regen Treiben der arabiſchen Akademien und ihrer Hinneigung zu weiterer Ausbildung mit Hilfe aus dem Griechiſchen gemachter Überſetzungen allerhand Schriftſteller nicht unberührt, nur daß mit Hintanſetzung der perſiſchen Sprache der weitere Aufbau und die nach Muhammedaniſchem Zuſchnitt gemodelte Speculation arabiſch erfolgte. Sollen doch der Ethik des Naſir-ed-din Tuſi (اخلاق ناصری) hauptſächlich griechiſche Lehrſätze zum Grunde liegen, und wie dieſe Moralphiloſophie ſich ſo entſchiedenen Eingang verſchafft hatte, ſehen wir auch in der Theologie, Metaphyſik und Naturphiloſophie überall die leitenden Elemente. Möge anſtatt aller weitern Belege für dieſe Behauptungen das, was Tholuck in ſeiner ſpeculativen Trinitätslehre des ſpätern Orients und in ſeinen Commentationen De vi, quam graeca philosophia in theologiam tum Muhammedanorum tum Judaeorum exercuerit aus perſiſchen Schriften mitgetheilt hat, hier gelten und uns jeder weitern Verfolgung dieſes Abſchnittes überheben, deſſen Grundzüge hier allein anzugeben ſind, und indem wir auf die Werke über Geſchichte der Philoſophie verweiſen, die auch die vorzüglichſten Schriftſteller erwähnen, deuten wir noch auf die Documenta philosophiae Arabum von Schmölders hin, die manchen hier einſchlagenden Wink enthalten. Mehre Schriften enthalten auch die Kataloge orientaliſcher Handſchriften von europäiſchen Bibliotheken, die manchen unausgebeuteten Schatz enthalten und die Beantwortung mancher Frage ſchuldig ſind.

Die mathematiſchen Wiſſenſchaften verdanken ebenſalls den Perſern einen großen Theil ihrer nähern Bekanntmachung und weitern Ausbreitung unter den Arabern. Abgeſehen von den Elementen des Euklides und den Schriften des Ptolemäus, von denen die wahrſcheinlich unter der Regierung des Seldſchukiden Melikſchah, eines großen Freundes der mathematiſchen und aſtronomiſchen Studien, verfaßten perſiſchen Überſetzungen unter den handſchriftſchen Schätzen europäiſcher Bibliotheken ſich befinden, kennen wir eine bedeutende Anzahl ſelbſtändiger Werke, unter denen die aſtronomiſchen Tafeln einen vorzüglichen Rang einnehmen. Man gehe die im Hadſchi Chalſa (von Tom. III. S. 556 an) unter dem Titel Tabulae astronomicae (زيج) angegebenen Werke durch, um eine Überſicht über die Menge und Bedeutung dieſer Schriften zu erhalten, und was uns Johannes Gravius nebſt andern Gelehrten zuerſt aus perſiſchen Originalen bekannt gemacht haben, trägt nicht weniger zur Literaturgeſchichte dieſer Wiſſenſchaften bei. Die erſte Anregung aller dieſer Studien ging von den Schriften der Griechen aus, die, nachdem ſie und ihre Commentare theilweiſe überſetzt worden, wiederum vielfach von den Perſern commentirt wurden. Naſir-ed-din, der Überſetzer des Ptolemäiſchen Quadripartitum, förderte die aſtronomiſchen Studien hauptſächlich durch die von Hulagu erbaute ausgezeichnete Sternwarte zu Meraga, deren Director er ward und wohin die ausgezeichnetſten Gelehrten zu kommen genöthigt wurden. (Vgl. Hadſchi Ch. a. a. O.) Aus den dort gemachten Beobachtungen gingen die زيج ايلخانى (tabulae Ilchanicae) hervor, denen die des vielleicht gelehrteſten unter allen Muhammedaniſchen Fürſten, Ulug Beg, würdig zur Seite ſtehen (vgl. den Art. Olug Beg). Von Naſir-ed-din haben wir übrigens ein noch ausgezeichnetes Lehrbuch (رسالة) über Geometrie, Aſtronomie und Aſtrologie, während Gijâth-ed-din Dſchemſchid durch ein anderes und durch die mit und auf Antrieb des Ulug Beg verfaßten kaiſerlichen Tafeln (زيج الخاقانى) jene Schriften noch vervollkommnete und vervollſtändigte. Über den Inhalt derſelben belehrt Stewart (a. a. O. S. 101 fg.), der von den vielen Commentaren zu dieſen Schriften mehre erwähnt. Auch wurden Unſummen für Inſtrumente und Bücher ausgegeben, und noch jetzt zeigt ſich eine große Vorliebe bei den Perſern für die Aſtronomie, die ſich freilich auch aſtrologiſche Zuthat gefallen laſſen mußte. Neben den logiſchen, philoſophiſchen, mathematiſchen und aſtronomiſchen Schriften der Griechen zogen vorzüglich die mediciniſchen ungetheilte Aufmerkſamkeit auf ſich. Hippokrates und Galenus wurden unter ihnen geläufige Namen und Autoritäten, und Chirurgie, Medicin und Botanik zählen ſchätzbare Werke in ihrer Literatur. Alle dieſe Wiſſenſchaften erhielten gleich von vornherein eine Art ſyſtematiſchen Anſtrich, und indem man die Pharmakopöien und Apothekerkunſt nicht vernachläſſigte, that man auch in der Naturlehre nach allen Seiten hin das Mögliche. Freilich lieſt man heutzutage manche Beobachtungen und die Beweisführung für die vielfachen Naturerſcheinungen nicht ohne Lächeln; allein man vergeſſe die Zeit nicht, in der ſie niedergeſchrieben wurden und den damaligen Zuſtand der Naturwiſſenſchaften überhaupt, ſowie daß neben dem Geringfügigen und Abgeſchmackten vieles Andere vorkommt, was unſere ganze Bewunderung auf ſich zieht. Leider iſt hier der Ort nicht, um genauer mit den Reſultaten dieſer Disciplinen bekannt zu machen; wir müſſen uns mit überſichtlichen Andeutungen begnügen, um der Gefahr gegründeter Anſchuldigung wegen zu weitläufiger Ausführung der Aufgabe zu entgehen.

Noch erwähnen wir ſchließlich die philologiſchen Disciplinen, und zwar die rein lexikaliſchen und grammatiſchen, indem über die rhetoriſchen und metriſchen ſchon oben die nöthigen Winke gegeben worden ſind. Die Preſſe

Digitized by Google

hat uns bereits mit den beſſern Schriften dieſer Literatur, vorzüglich von Indien aus, bekannt gemacht. Das Borhani Qatiu (برهان قاطع) mit vorausgeſchickter kurzer Grammatik, welches in Großquart 1818 zu Calcutta erſchien, war nur dem Umfange nach — an ſich iſt es ein höchſt brauchbares Wörterbuch — ein Vorläufer des berühmten „Siebenmeers" (Haft Kulzum هفت كلزوم), das in ſechs Folianten den ſprachlichen Theil zu erſchöpfen ſucht und in einem ſiebenten die Grammatik hinzufügte. Das Werk erſchien zu Lucknow 1822, und ging aus der Preſſe des königlichen Verfaſſers, des Sultans von Oude, hervor. Beide Werke geben eine befriedigende Anſicht über den Standpunkt der einheimiſchen linguiſtiſchen Studien und laſſen uns weitere Arbeiten dieſer Art übergehen. Das Borhani Qatiu oder den ſchneidenden Beweis beſitzen wir überdies in einer türkiſchen, zu Conſtantinopel gedruckten, Überſetzung von 863 engen Kleinfolioſeiten; und was endlich die europäiſchen Studien der perſiſchen Literatur und die in ihr erſchienenen Druckwerke anlangt, ſo iſt vollſtändiger, als hier geſchehen konnte, in dem Art. Orientalische Studien (3. Sect. 5. Th. S. 214 fg.) davon die Rede geweſen.

Wenn überdies Handſchriften, die noch andere Zweige der Literatur neben den hier erwähnten Hauptwiſſenſchaften der Perſer berühren, Veranlaſſung zu weiterer Erörterung literariſch-hiſtoriſcher Fragen geben konnten, ſo unterblieb dieſe abſichtlich, da ihr Werth neben dem Gegebenen nicht in Betracht kam. (*Gustav Flügel.*)

PERSER (Bildhauerkunſt), heißen bei den Engländern männliche Statuen (Atlantiden), welche Geſimſe und dergleichen zu tragen beſtimmt ſind. Sie kamen zuerſt nach dem Siege, welchen Pauſanias über die Perſer davon trug, in Athen in Gebrauch, beſtanden aus männlichen Statuen mit vorn zuſammengebundenen Händen und anderen Zeichen der Sklaverei, und dienten an der Stelle Doriſcher Säulen, um das Gewicht Doriſcher Simſe zu tragen. Nach le Clerc repräſentiren die Perſer jedoch nicht blos die Sklaverei, ſondern auch die Kraft, Freude, Trauer rc., und ſtellen dann Götter, Heroen, Faune und Satyrn dar. (*G. M. S. Fischer.*)

PERSE-RASCH (ras de Perse), eine Art des unter dem Namen Raſch bekannten Seidenſtoffs. (*Karmarsch.*)

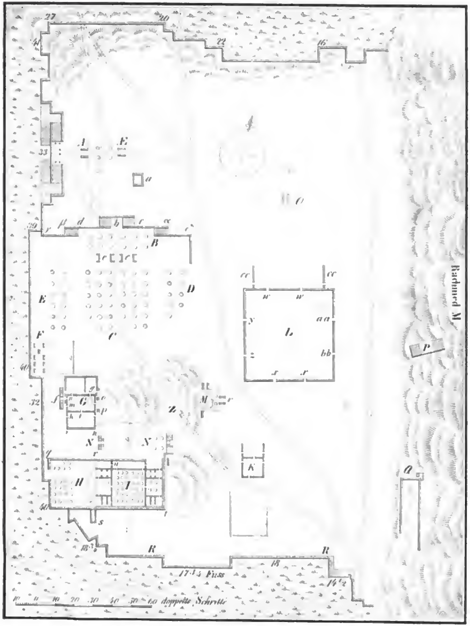
Ende des ſiebzehnten Theiles der dritten Section.

Digitized by Google

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Zum Artikel Persepolis.



Grundriss des Palastes zu Persepolis.

Zur Allgem. Encyklopaedie der Wissenschaften u. Künste.

Digitized by Google

Digitized by Google